Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

2143653305

053 SU24 V.13 1915/16 OCT-MAR MAIN

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF TEXAS

053
Su24
v.13

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutschlands Zukunft

ie Partei der Parteilosen
arl Alexander von Müller / Die deutsche Not
dolf Dirr / Unsere verlorenen Söhne
osef Hofmiller / Soll unsere Jugend Englisch oder Französisch lernen?
ritz Bley / Die Zukunft der Deutschamerikaner
eo von Egloffstein / Willensbildung
us Briefen Kaiser Wilhelms I.
eutsche Sprüche von Friedrich von Logau
riedrich Theodor Vischer / Die Deutschen
ax von Gruber / Die Sicherung unserer Zukunft
mmanuel Kant / Der Sinn der Weltgeschichte
ergangenheit und Zukunft
rnst Johann Faber (Nürnberg) / Elf Monate in russischer Kriegsgefangenschaft
r. W. von Bissing / Der Weltkrieg in französischer Auffassung
riefe von deutschen Freimaurern
emeinsame geistige Arbeit nach dem Krieg?
pectator Novus / Die französische Anklageschrift gegen Deutschland
ritz Endres / Ayesha
ritz Behn / Organisation der Frauen
agebuch

inchen und Leipzig, Süddeutsche Monatshefte, Oktober 1915
eis 1.50 M. ... onen 04

Digitized by Google

Bayerische Vereinsbank

Hauptniederlassung: München

Zweigstellen:

Augsburg	Garmisch	Nürnberg	Schwandorf
Bad Kissingen	Hersbruck	Partenkirchen	Straubing
Bayreuth	Kempten	Passau	Weiden
Erlangen	Landsberg a. L.	Regensburg	Würzburg
Fürth	Landshut	Schwabach	

Aktienkapital . . 51.000,000 Mark
Reservefonds . . . 27.500,000 Mark
Pfandbriefumlauf . 500.000,000 Mark
Hypothekenbestand 510.000,000 Mark

Wybert

TABLETTEN

schützen bei Wind und Wetter vor Erkältungen und lindern Husten und Katarrh. Als durstlöschendes Mittel leisten sie unschätzbare Dienste. Senden Sie daher Ihren Angehörigen an die Front Wybert-Tabletten. Diese sind unseren Kriegern eine hochwillkommene

Liebesgabe

Feldpostbriefe
mit 2 oder 1 Schachtel Wybert-Tabletten kosten in allen Apotheken und Drogerien Mk. 2.– oder Mk. 1.–

Digitized by Google

BAHLSENS FRÜCHTE u. PASTEN KÜNSTLICH

H·BAHLSENS KEKS-FABRIK HANNOVER

F.

BOUND Apr 24 1941 M

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

13. Jahrgang Oktober 1915 Heft 1

Inhaltsverzeichnis:

	Seite
Die Partei der Parteilosen	1
Die deutsche Not / Von Dr. Karl Alexander von Müller, Mitarbeiter der K. B. Akademie der Wissenschaften, z. Zt. beim Roten Kreuz	6
Unsere verlorenen Söhne / Von Dr. Adolf Dirr, Kustos des Ethnographischen Museums in München	19
Soll unsere Jugend Englisch oder Französisch lernen? / Von Dr. Josef Hofmiller	24
Die Zukunft der Deutschamerikaner / Von Fritz Bley in Berlin	33
Willensbildung / Von Leo Freiherrn von Egloffstein, Assessor am Arbeitshaus in Rebdorf, z. Zt. im Feld	39
Aus Briefen Kaiser Wilhelms I.	42
Deutsche Sprüche von Friedrich von Logau	45
Die Deutschen / Von Friedrich Theodor Vischer	48
Die Sicherung unserer Zukunft / Von Geheimrat Dr. Max von Gruber, Professor der Hygiene an der Universität München	49
Französische Kultur / Von Landrichter Dr Riedinger in Cöln	56
Der Sinn der Weltgeschichte / Von Immanuel Kant	57
Wäre ich ein Fürst / Von Wolfgang Goethe	61
Vergangenheit und Zukunft	62
Elf Monate in russischer Kriegsgefangenschaft / Von Ernst Johann Faber (Nürnberg)	65
Der Weltkrieg in französischer Auffassung Von Friedrich Wilhelm Freiherrn von Bissing	93
Briefe von deutschen Freimaurern	112
Wird die gemeinsame geistige Arbeit nach dem Krieg wieder aufgenommen werden? (Die deutschen und österreichischen Antworten auf die Rundfrage von Svenska Dagbladet)	120
Die französische Anklageschrift gegen Deutschland / Von Spectator Novus	137
Ayesha / Von Dr. Fritz Endres, Dozent der Geschichte an der K. B. Kriegsschule	158
Organisation der Frauen / Von Bildhauer Professor Fritz Behn, z. Zt. im Feld	159
Tagebuch	160

Der Bezugspreis beträgt für den Jahrgang fünfzehn Mark, für das Vierteljahr vier Mark.

Der „Literarische Anzeiger" beginnt auf Seite X im 2. Anzeigenteil.

In keinem deutschen Hause sollte fehlen:

Im Herbste des Lebens

Gesammelte Erinnerungsblätter von **Hans Thoma**,
mit reichem Buchschmucke von der Hand des Meisters.

Dieses Werk, die einzige umfangreiche Buchveröffentlichung des großen deutschen Künstlers, enthält u. a. seine eigene Lebensgeschichte bis zur Übersiedelung nach Frankfurt.
Durch alle Buchhandlungen zum Preise von M 5.— (in echtes Pergament gebunden M 8.—) zu beziehen.
Von einer Ausgabe auf echtem Bütten in Leder gebunden, deren Exemplare durch den Verfasser eigenhändig signiert sind, sind noch eine Anzahl zum Preise von M 50.— erhältlich.

München und Leipzig, Süddeutsche Monatshefte.

MÜLLER EXTRA

MATHEUS MÜLLER · SEKTKELLEREI ELTVILLE
HOFLIEFERANT SR. MAJ. DES DEUTSCHEN KAISERS UND 10 ANDERER HÖFE
FÜR TRUPPEN, LAZARETTE ODER GENESUNGSHEIME IN FEINDESLAND
STEUERFREI!

Digitized by Google

HYGIAMA

Altbewährtes Stärkungsmittel.

Vorzügliches **Frühstücks-** und **Abendgetränk** für Gesunde und Kranke, sowie für alle Berufsarten, besonders für **geistig angestrengt Arbeitende.**

Preis der Büchse mit 500 Gramm Inhalt Mk. **2.50.**

Vorrätig in den Apotheken und Drogerien.

In einigen Wochen erscheint:

Hans Pfitzner

Vom musikalischen Drama

Gesammelte Aufsätze

Inhaltsverzeichnis:

Vorwort.

Zur Grundfrage der Operndichtung.

Teil I: Allgemeine Betrachtung.
Teil II: Anwendung auf bekannte Werke.
Teil III: Eigene Werke: a) Der arme Heinrich, das Epos und das Drama.
b) Die „Symbolik" der Rose vom Liebesgarten.

Bühnentradition.

Teil I: Einleitung.
Teil II: Melot der Verruchte.
Teil III: Bart und Bühne.

E. T. A. Hoffmanns Undine.

Der Freischütz.

Der Parsifalstoff und seine Gestaltungen.

Geheftet M 3.—. Gebunden M 4.—.

Bestellungen werden schon jetzt durch alle Buchhandlungen entgegengenommen.

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H., München und Leipzig.

„STARIBUS"
Gesundheits-Federhalter
gegen schlechte Schreibhaltung u. Schrift; Krampf, Ermüdung und Nervosität, Kurzsichtigwerden. Franko geg. Einsendg. v. M. 1.50 von **A. Neumann, Frankfurt a. M. 20** Weserstrasse 33.

Wir bitten unsere Leser, bei Bestellungen auf die „Süddeutschen Monatshefte" Bezug zu nehmen.

Ossin Stroschein
Eierlebertran
Seines Wohlgeschmacks halber der Liebling der Kinderwelt!
Geschmacksprobe kostenlos
I. E. Stroschein Chem. Fabrik G. m. b. H.
Berlin SO 36, Wiener Straße 50 c

Digitized by Google

Erziehungs- und Unterrichtsanstalten

Landschulheim Am Solling bei Holzminden a. d. Weser.

Reformschule in schöner gesunder Lage auf dem Lande für Knaben vom 7. Jahre an. Individuelle Erziehung in Gruppen von höchstens 10 Knaben. Unterricht in kleinen Klassen. Lehrplan der Oberrealschule. Beste Referenzen. Ausführlicher Prospekt durch den Direktor **A. Kramer.**

Trüpers Erziehungsheime Sophienhöhe zu Jena

vor 25 Jahren als erstes **Landerziehungsheim** oder **Waldpädagogium** mit **Jugendsanatorium** gegr. für **Knaben** und **Mädchen** jeden Alters, die **vorübergehend** oder **andauernd** in **Haus** oder **Schule** in Pflege, Erziehung oder Schulbildung Schwierigkeiten bereiten und einer fachkundigen Sonderbehandlung bedürfen. **Erziehungsschule** mit **Reformlehrplan.** Kleine Klassen (2 bis 15 Sch.) **Familiäre Erziehung** auf christlich-religiöser Grundlage. **Sachkundige Körperpflege:** Sorgfältige Ernährung, Luftbad, eigenes heizbares Schwimmbad. Massage, Schwed. Gymnastik, Gebirgswanderungen, Sport, Werkstatt-, Garten- und Landarbeit. **Gesunde und schöne Lage** in großem Park am Wald- und Bergabhang. Erstklassige Empfehlungen. Prospekte.

Studienheim Inst. Sonnenberg
mit Schülerheim
Stuttgart, Rotenwaldstr. 31—33, dem Leipziger Platz gegenüber (herrliche städtische Parkanlagen)
für begabte Schüler, die schnell :: zum Ziele gelangen wollen ::
Vollständiger Ersatz für jede höhere Schule, Einjährigen-Prüfung a. d. Schulen u. vor d. Kommission, **Fähnrich, Seekadetten** und **alle Reifeprüfungen** ohne vorher. Besuch einer staatlichen Schule.
Spez. Vorbereitung für Leute ohne höhere Schulbildung.
Prospekt und Auskunft gegen Angabe des Zweckes.

Das Evang. Pädagogium Godesberg am Rhein

(Gymnasium, Realgymnasium und Realschule mit Einj.-Berechtigung) ist mit seiner **Zweiganstalt** in **Herchen (Sieg)** infolge günstiger Bedingungen, Stamm alter Lehrkräfte usw., imstande, die Anstalt auch während der Kriegszeit ohne Einschränkung weiterzuführen. Es bietet seinen Schülern gediegenen Unterricht, Förderung ihres geistigen und leiblichen Wohles durch eine familienhafte Erziehung in Gruppen von je 10—18 Knaben in den 15 Alumnaten der Anstalt. **Jugendsanatorium in Verbindung mit Dr. med. Sexauers ärztlich-pädagogischem Institut.**
Drucksachen durch den Direktor **Prof. O. Kühne, Godesberg a. Rh.**

Töchterheim u. Lyzeum Neuenheim/Heidelberg

von Herrn u. Frau Direktor Steinkellner. Überwindung von Schulschwierigkeiten in kleinen Klassen. Fortbildungsklassen.

Höhere Mädchenschule mit Erziehungsinstitut

v. Anna Roscher, vorm. Hermine Ilgen, **München,** Karlstr. 45/2
(Externat und Internat; Garten; nur Vormittagsunterricht.)
a) Vor- oder Elementarschule (1.—4. Volksschulklasse);
b) 6klassige höh. Mädchenschule;
c) Fortbildungskurs u. Vorbereit. f. d. Erzieherinnenprüfung.
Prospekte gratis und franko. Anmeldungen jederzeit. Sprechstunden an Werktagen von 11—12 Uhr.

Föhr, einzige freigegebene Nordseeinsel
Nordsee-Sanatorium Südstrand-Föhr
Zweiganstalt: **Jugendheim** und **Pädagogium.** **San.-Rat Dr. Gmelin.**

Digitized by Google

Waldsanatorium

Höchster Komfort **DAVOS** Höchste Hygiene

Lungenheilanstalt ersten Ranges

Leitender Arzt Prof. Dr. **F. Jessen.**

100 Meter oberhalb Davos-Platz. — Unmittelbar am Walde gelegen.

Deutsche Leitung. Prospekt auf Verlangen.

Geschäftliche Mitteilungen.

Der Krieg und die Zigarrenindustrie. Mehr noch als in normalen Zeiten ist heute eine absolut erstklassige, zuverlässige und preiswürdige Bezugsquelle für jeden Raucher von größtem Wert. Wir haben die bekannte Bremer Zigarrenfabrik Ferdinand Schnell & Co., deren Klang vielen unserer Leser schon seit langem vertraut ist, bewogen, der heutigen Nummer unserer Zeitschrift ein Angebot der besten Sorten beizulegen. Dieses Angebot gibt unseren Freunden Gelegenheit, die betreffenden Marken, trotz, der enormen Verteuerung aller Rohprodukte, besonders des Rohtabaks, sowie der Arbeitslöhne, noch zu alten Preisen ohne jeden Aufschlag erwerben zu können. Da alle maßgebenden Fabriken schon seit langem erhöht haben, so empfiehlt es sich für jeden Raucher ungemein, diese vorteilhafte Gelegenheit, ein anerkannt hervorragendes Bremer Fabrikat billig einzukaufen, zu einer größeren Vorversorgung auf längere Zeit hinaus zu benutzen! Wie jeder weiß, ist ein Risiko bei der Firma Ferdinand Schnell & Co. vollkommen ausgeschlossen, zumal etwa nicht Gefallendes anstandslos zurückgenommen wird.

Die Ostpreußenhilfe 1915 läßt soeben zu Gunsten ihres Hilfswerkes eine groß angelegte Postkartensammlung über den Krieg 1914/15 erscheinen, die in Künstlerpostkarten ein anschauliches Bild des ganzen Krieges bieten soll. In Reihen von je 10 Karten kommt der Krieg, die Heerführer, die verschiedenen Truppengattungen, die Schlachtfelder, die Städte und Dörfer um die gekämpft wurde, das Leben hinter der Front und im Schützengraben, das Geschütz, die Krankenpflege usw. zur Darstellung. Die Kämpfe zu Wasser, zu Lande und in der Luft werden in gleich meisterhafter Weise vorgeführt. Erste Künstler, wie Professor Hoffmann, Zeno Diemer, Karl Bauer, Fritz Quidenus und andere haben wertvolle Beiträge geliefert. So sind z. B. die Bildnisse der deutschen Fürsten, sowie die unserer Heerführer, die von Karl Bauer und Quidenus ausgeführt und hier in Kupferdruck wiedergegeben wurden, wohl das Beste, was auf dem Gebiet der Bildnispostkarte geleistet worden ist. — Der Ostpreußenhilfe verbleiben von jeder bei ihr bestellten Karte 5 Pfennige und es wird, wenn die Karten im Heere und beim deutschen Volk Anklang finden, wohl eine halbe Million dem guten Zwecke zugeführt werden können. Auch für Schulen bilden die Karten ein treffliches Anschauungsmaterial für den Unterricht. Bestellungen sind zu richten an die Ostpreußenhilfe, München, Weinstraße 7. Die Vertretung für den Buchhandel hat J. F. Lehmanns Verlag, München, Paul Heyseſtraße 26, übernommen. Die Postkarten sind auch in allen Buch-, Papier-, und Postkartenhandlungen zu haben. Siehe beiliegenden Prospekt.

Steckenpferd-Seife

die beste Lilienmilchseife für zarte weiße Haut

Digitized by Google

Empfohlene Heilanstalten

in denen die „Süddeutschen Monatshefte" aufliegen.

Sanatorium St. Blasien

für **Lungenkranke** im südlich. Schwarzwald, 800 m über dem Meere. Modernste Einrichtungen. Herrliche Gebirgslage inmitten Tannenwälder. Bewährtes Heilverfahren. Viele Dauererfolge. Ill. Prosp. frei. Dir. Arzt: Privatdozent **Dr. Bacmeister.**

Sanatorium Schönbuch bei **Böblingen** (Württemberg). 510 m ü. M.

für Lungen- und Kehlkopfkranke

klimatisch vorzügl. staubfreie Lage in **grossem Park**; dicht an ausgedehntem Hochwald. In Bau und Einrichtungen **strengste Hygiene** bei **vollkommenem Komfort. Nur 40 Patienten.** Prospekte auf Wunsch.

Dirig. Arzt **Dr. Brühl.**

Dr. Möller's Sanatorium in Dresden-Loschwitz — **Diätet. Kuren nach Schroth** — Herrliche Lage. Wirks. Heilverf. i. chron. Krankh. Prosp. u. Bresch. fr.

Neu erbaute

Kuranstalt Stillachhaus.

Oberstdorf, 870 m.

Höchstgelegenes u. sonnigstes Sanatorium der bayer. Alpen. **Für alle inneren und Nervenkrankheiten.**

Prospekt. **DR. SAATHOFF.**

Kuranstalt Dr. Honigmann

Wiesbaden

Telephon 869 Gartenstr. 15/17

Für innerlich Kranke und Nervöse,

Störungen des Stoffwechsels, der Verdauung, organische und funktionelle Herzleiden, rheumatische Erkrankungen. — Individualisierende diätetische Behandlung. Moderner Komfort. Elektrisches Licht. Zentralheizung. Lift. Schattiger Garten. Das ganze Jahr geöffnet.

Dr. Teuscher's Sanatorium

Oberloschwitz-Weißer Hirsch bei Dresden.

für Nerven-, Herz-, Stoffwechsel-, Magen-, Darmkranke u. Erhol.-Bedürftige.

Wasserbeh., Massage, kohlens., arom., elektr. Bäder u. Behdlg., Diathermie, d'Arsonvalisat., Bergonié. Eingehende Diät bei Mastkuren, Entfettung, Diabetes, harns. Diathese, chron. Magen- und Darmstörungen, Arteriosklerose, Anämie usw. Streng individuelle Pflege. Während des Krieges offen.

Auch während des Krieges besucht

Sommerstein

Biologische Regenerations- und Schroth'sche Kuren*

Kurbad bei Saalfeld, Thüringen.

Prospekt E 54 und neue Broschüre über vorzügliche Heilwirkung frei.

* Sommersteiner biologische Regenerationskuren sind wissenschaftlich begründet u. beruhen auf der Grundlage einer individuellen Körperreinigung (Beseitigung der Krankheitsursachen) u. Blut- u. Säfteerneuerung.

Prospekte kostenfrei

Dr. Lahmann's Sanatorium

in Weißer Hirsch bei Dresden

Leitender Arzt: Prof. Dr. Kraft

Anwendung der physikal.-diätetischen Heilfaktoren

einschließlich Höhensonnen- und Röntgentherapie, Thermopenetration, d'Arsonvalisation, Franklinisation. Neuzeitl. Inhalatorium, Luft- und Sonnenbäder

Stoffwechselkuren. Sonderabteilung für Zuckerkranke

Physiolog.-chem. Laboratorium (unter Leitung von Ragnar Berg).

Digitized by Google

Empfohlene Hotels

In denen die „Süddeutschen Monatshefte" aufliegen.

Baden-Baden. „Frankfurter Hof"
vormals Französischer Hof
in schönster Lage, am Kurhause. Bekannt als angenehmer Aufenthalt. Neuester Komfort • Mäßige Preise. — Das ganze Jahr geöffnet. —

Warum in die Ferne schweifen, siehe das Gute liegt so nahe.

Suchen Sie Erholung, so finden Sie diese am Ostufer des Starnbergersees.

See-Hotel, Schloß Berg
Besitzer: G. Otto Bock.
Starnberger See
Pension von Mark 7.— an.

Dieses Feld kostet bei einem Jahresauftrag M. 5.— pro Einschaltung.

St.-Moritz-Dorf
Engadin
Idealster Sommeraufenthalt
Schweizerhof-Château
Bekanntes vornehmes Familienhaus
Eröffnet seit Ende Juni
Bedeutend ermäßigte Preise. Ad. Angst.

Dresden Hotel Bellevue
Weltbekanntes vornehmes Haus in einzig schöner Lage an der Elbe; gegenüber dem Kgl. Schloß, Opernhaus u. Gemäldegalerie.

Ueberlingen am Bodensee
Mineral- u. Seebad klimatisch. Kurort
Alte, höchst interessante Stadt (ehem. freie Reichsstadt) mit hervorragenden Sehenswürdigkeiten. — Geschützte Lage, mildes Klima. **Vielbesuchte und bevorzugte Sommerfrische.** Sehr beliebter Niederlassungort für Rentner und Pensionäre. Eisenbahn- u. Dampfschiffstation. Nähere Auskunft und Prospeckte durch das **Kur-Komitee.**

Auskünfte
über
Kurorte und Hotels
erteilt bereitwilligst die
Inseraten-Administration der Süddeutschen Monatshefte.

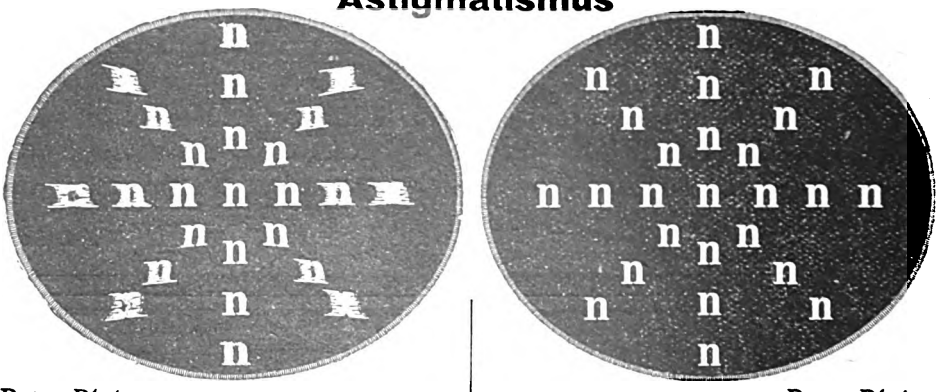
Dresden Hotel Europäischer Hof
Hervorragendes Haus allerbesten Rufes.
Zeitgemässe Einrichtungen. □ □ □ Kriegsteilnehmer Vorzugspreise. □ □ □ Telegramm: Sendig.

Sanatorium Am Goldberg.
Von Prof. u. Ärzten gut empfohlen. **Bad Blankenburg — Thüringer Wald.** Sommer- und Winter-Kuren.
Höchstzahl 50 Kurgäste. — Prospekt kostenlos. — Tel. 44. — Dr. med. Karl Schulze, Besitzer.

Digitized by Google

ZEISS
Punktal-Gläser

Punktuell abbildende Brillengläser
für Kurz- und Weitsichtigkeit
und
Astigmatismus



Beim Blicken **durch das gewöhnliche** nicht punktuell abbildende **Brillenglas** werden die Bilder **nach dem Rande zu immer schlechter**

Beim Blicken **durch das punktuell abbildende Brillenglas** bleiben die Bilder **von der Mitte bis zum Rande gut**

wie die schematischen Darstellungen andeuten.

Zeiss-Punktalgläser vermitteln eine

deutliche Abbildung

bei jeder Blickrichtung von der Mitte bis zum Rande des Glases, da auch durch die Seitenteile des Glases deutlich gesehen wird, im Gegensatz zu den gewöhnlichen, nicht punktuell abbildenden Brillengläsern, die nur in dem mittleren Teil gute Bilder geben. Sie gewähren damit ein

wesentlich größeres Blickfeld

als die gewöhnlichen, nicht punktuell abbildenden Brillengläser.

Der Träger von Zeiss-Punktalgläsern orientiert sich in der Umgebung ebenso wie der Normalsichtige durch das Blicken.

Die Beweglichkeit seiner Augen wird nicht eingeschränkt, wie es bei den alten, nicht punktuell abbildenden Brillengläsern der Fall ist, die den Brillenträger beim Fixieren oben, unten oder seitlich gelegener Objekte zu Kopfwendungen nötigen.

Zeiss-Punktalgläser ermöglichen die

Ausnutzung der natürlichen Beweglichkeit des Auges.

Brillen mit Zeiss-Punktalgläsern sind daher ohne Mechanismus auch als Schießbrillen verwendbar.

Zeiss-Punktalgläser sind nur durch Optiker zu beziehen!

Berlin
Hamburg

CARL ZEISS
JENA

Wien
Buenos Aires

Prospekt Opto 76 kostenfrei.

Digitized by Google

THE LIBRARY
THE UNIVERSITY
OF TEXAS

Die Partei der Parteilosen.

Durch den Krieg haben einige Millionen von Deutschen, die so gut wie gar kein politisches Interesse hatten, einen leidenschaftlichen Anteil am politischen Leben bekommen. Die Frage taucht wieder auf, welches eigentlich die Grundsätze dieser Millionen sind. Diese Frage wurde — soweit sie die wahlberechtigten Männer angeht — hier schon einmal erörtert, als bei der Reichstagswahl 1907 die Wahlbeteiligung auf 84 Prozent gestiegen war gegen 75 Prozent bei der vorhergehenden.

Damals schrieb Friedrich Naumann (Märzheft 1907) über die Partei der Nichtwähler, die sich durch ihr entscheidendes Eingreifen bei dieser Wahl als politischer Faktor ersten Ranges erwiesen habe, und untersuchte, was sie zur Wahlurne geführt habe: nicht die südwestafrikanische Schutztruppe, wegen deren der Reichstag aufgelöst worden war, nicht Bebels theatralische Revolutionsmimik auf dem Dresdener Parteitag, sondern Religion. Der Kampf zwischen Rom und Wittenberg sei neu entbrannt und habe die Katholiken für das Zentrum und die Protestanten gegen das Zentrum in Bewegung gesetzt. „Und da die Sozialdemokratie für das Zentrum war, so trug sie die Kosten des Wahlkampfes". In Form einer Rede an die Nichtwähler hatte Naumann meisterlich seine Anschauung dargelegt.

Ihm antwortete im nächsten Heft namens der Nichtwähler der Mediziner Eugen Albrecht. Und da er unsre große Zeit nicht erlebt und nicht mehr selbst zu uns sprechen kann, wollen wir seine Antwort auszugsweise wiederholen:

„Wie sonst kamen wir nicht auf Euren Ruf, um bekehrt zu werden, und gehen nicht als Bekehrte: sondern weil wir uns freuen, einen ganzen echten Mann kraftvoll von seinen Idealen reden zu hören, die in einigem auch die unsrigen sind, in vielem anderen nicht. Nur einen von Euern Gedanken werden wir mitnehmen und uns seiner erinnern für künftige Tage: den Gedanken, den die Wahlen uns kündeten, den Ihr uns ausprägtet und mitgabt in Worten: die Partei der Nichtwähler ist stärker als irgend eine andere — wenn sie will.

Wir werden uns seiner erinnern, wenn uns wieder einmal eine innere Not dazu treibt, in die politische Arena herabzukommen: eine innere Not, versteht Ihr, kein Ruf von außen und keine Stimme, nicht die Eure, nicht andere, nicht Flöten-

Digitized by Google

getön noch Fanfaren: und inzwischen werden wir wieder für Euch mitstreitende und mitregierende Männer in dem unausrechenbaren Dunkel verschwinden, aus dem unsere Scharen heranströmten.

Ihr lächelt und denkt: „Auch der Faule hat ideale Gründe." Und Ihr hofft, daß die „unsichtbare Macht der alten, halbverschollenen, religiösen Kräfte", die uns diesmal auftrieb und in der Tiefe erregte — so sagtet Ihr doch? — uns bald wieder heranführen wird, auch wider unsern Hang zur Ruhe und Lässigkeit.

Wir möchten Euch gerne recht geben, auch hierin, einzig Euch zuliebe, hört Ihr, dessen Glauben und unermüdliches Wirken uns eine Freude und Herzerquickung sind in unserer flachen Zeit. Aber auch hierin habt Ihr uns falsch verstanden. Die Not, die Ihr aus unseren Entschlüssen herauslaset, sie ist uns fern und fremd, und hätte uns nicht in Bewegung gesetzt, diesmal gewiß nicht. Wenig tief habt Ihr in uns geschaut, mehr von Euren Wünschen und Hoffnungen uns gezeigt, als von den unsern gesehen. Nein, nein: wir haben keinen Augenblick daran gedacht, daß irgend eine Religion diesmal in Gefahr sei. Das Geschrei haben wir zu oft gehört, auf beiden Seiten, und in stärkeren Tönen als diesmal. Allzugut wissen wir, daß vor jeder neuen Wahl das Vaterland, die Religion, Freiheit und Sitte, Bürgertum und Familie aufs äußerste gefährdet sind; allzu genau wissen wir, daß *nach* jeder neuen Wahl alles Wesentliche seinen guten und geruhigen Gang nimmt wie vorher; daß sogar unter Euch Männern des Reichstags alle wirklich arbeitenden ein wenig von der Anstrengung der großen Worte ausruhen — wenn die Nachwahlkämpfe zu Ende sind, versteht sich —, daß nur einige von den Jüngsten, einige von den Ältesten und einige Unverbesserliche und Unheilbare nicht aufhören können, vom tausendjährigen Reich zu predigen, oder unversehens immer wieder in die allzu eingewohnten Feuerreden verfallen.

Ach, wir sind noch viel übleres Holz, als Ihr denkt, Herr Redner: wir sind ganz und gar davon überzeugt, daß das Deutsche Reich mit jedem Reichstag und alle seine Einzelstaaten mit jeglichem Landtag gut fahren werden, in dem bloß nicht eine einzige Partei so überwiegt, daß sie *ihre* Ideale völlig durchführen könnte. Wir meinen, daß im Grunde immer die Notwendigkeit und die ruhige Einsicht herrscht oder zur Herrschaft kommt: daß diese bald von der Regierung, bald von dieser, bald von jener Partei zuerst erfaßt und vertreten wird: daß ihr alle euch gegenseitig treiben, hemmen sollt, daß immer alle Stimmen aus allen Winkeln und Gesellschaftsklassen des Reiches sich sollen hörbar machen können: daß über euch allen ein Letztes und Größtes steht, das mit oder wider euch unser Geschick bestimmt: des *ganzen Volkes* Wohl und Wehe, des ganzen Volkes Wille.

. . . . . .

Ihr seht, wie recht Ihr hattet, uns die Triarier des politischen Heeres zu nennen: wir sind's, Landsturm, letztes, allerletztes Aufgebot im politischen Kampfe. Für alle gewöhnlichen Zeitläufte seid ihr unser Heer im Frieden, ihr politisch Uniformierten, denen wir dies Teil menschlicher Arbeit ganz überlassen — aber nicht *eine* von euern Parteien allein, sondern ihr *alle zusammen*, wie ihr euch eifrig und jeder von seinen Ideen und Zwecken erfüllt durcheinander und gegeneinander, zwischen Regierung und Regierten, bewegt. Ihr sollt für uns, die wir nur wenig davon

Digitized by Google

verstehen, und wenig Zeit dafür übrig haben, die Fragen des öffentlichen Lebens studieren, mit ihnen in dauernder engster Fühlung bleiben und sie ständig in Fluß und in Diskussion erhalten helfen, sie nimmer zur Stagnation kommen lassen. Die höchste und letzte Entscheidung liegt nicht bei einer von euern Parteien, auch nicht bei den Regierenden, sondern in euer aller Wechselwirken; und die Gesetze dieses Wirkens stammen und bewegen aus tieferem Grunde als alle eure Erwägungen und Beschlüsse.

. . . . . .

Warum in aller Welt, wenn wir so skeptisch und gleichgültig allem politischen Parteiwesen gegenüberstehen, und wenn wir auch diesmal nicht an gefährdete Religion glaubten, wir Parteilosen, und Eure Vermutung von der Ursache unseres Tuns verfehlt war: warum in aller Welt haben wir diesmal, gerade diesmal es für nötig, ja für unsere Pflicht gehalten an die Wahlurne zu kommen, Mann für Mann unsere Stimmen abzugeben? Die Zollkämpfe von 1895 haben uns nicht gerührt, ihr habt recht. Roeren und Dernburg sind uns Hekuba. Und auch in Südwestafrika liegt höchstens ein ganz kleines Teil unserer Hoffnungen. Sein Sand betrübt, seine Brunnen erfreuen uns: aber Ihr habt recht, auch darum hätten wir unseren Stimmzettel nicht geschwungen.

Noch mehr: wir haben Wahlaufrufe und Wahlreden gelesen und gehört und uns nur mäßig des Schönen und Guten erfreut, das jede Partei auf einmal wieder in sich, in ihren Taten und Entschlüssen entdeckte, nur mäßig uns über das Schlechte entrüstet, das sie den Männern und Absichten der anderen nachzusagen wußte. Ja sogar die nationale Parole der Regierung haben wir in unserer Müdigkeit — so sagtet ihr wohl? — nicht ganz voll genommen: wir haben die Geschicklichkeit bewundert oder nicht bewundert, mit welcher sie vorging, und waren trotzdem überzeugt, daß es ihr wohl auch anders gelungen wäre, ihre Forderungen durchzusetzen. Auch unser ästhetischer Unmut über die Auswüchse der Sozialdemokratie stammt nicht von dieser Wahlbewegung und hätte uns vom Kampfe eher abgehalten als uns herangezogen.

Ihr steht und staunt. Warum dann, warum?

Ihr werdet noch mehr staunen, wenn Ihr den Grund erfahrt. Ihr werdet merken, daß wir Nichtpolitiker ganz und auf immer verloren sind, wenn Ihr hört, was uns zur Wahl getrieben hat. Daß ich es gerade herausfage: das Schrecklichste, das Ungehörigste was in der Politik vorkommen kann: ein Gefühl hat uns getrieben. Ein ganz einfaches, primitives Gefühl, und gerade darum eins von jenen, das alle Klassen einigt. Die Parteiredner haben es hundertmal in Wahlversammlungen und Zeitungen gesagt und wieder gesagt, betont und wieder betont, dieses Gefühl. Aber Ihr sogar, Friedrich Naumann, habt so wenig an seine Wirksamkeit geglaubt, daß Ihr es in eurer Liste der Möglichkeiten kaum erwägt!

Das deutsche Volk hat im letzten Dezember einen Vorgang erlebt, der alle rief. Alle, die deutsch fühlten. Wir alle wußten, daß in Südwestafrika Krieg war. Daß Deutsche, unsere wackern, tapfern Brüder draußen im Felde standen, gegen einen nicht geschlagenen, tückisch fechtenden Feind. Die militärische Leitung — die einzigen Sachverständigen, die wir befragen konnten — hatte auf ihr Gewissen ver-

Digitized by Google

sichert, daß eine bestimmte Truppenzahl aufrechterhalten werden müsse. Versteht uns nicht falsch: wir waren so wenig gewiß als irgendwer, daß dies unbedingt so sein müsse, daß jene Sachverständigen und die Regierung nicht vielleicht zu schwarz sahen. Das kümmerte uns nicht in jener Stunde. In solchem Zweifelsfalle gibt es in Vaterlandsfragen nur eins: Handeln. Und was sahen wir? Proteste, Gegenanträge, Versuche, die Regierung zu drücken: als ob es sich um eine gewöhnliche Handels- und Schacherfrage handelte. Das verstanden wir nicht, als Deutsche. Oder wir verstanden es zu gut. In solchen Augenblicken gilt nur eine Losung: Zusammenstehen gegen den gemeinsamen Feind. Alles Rechnen und Abrechnen für später. Nationales Empfinden verträgt in solchen Fragen weder Zaudern noch Feilschen.

Darum standen wir auf und kamen zur Wahl. Die Veteranen und hinfälligen Greise, wie die jüngsten Wahlberechtigten. Nicht um für die Regierung, nicht um für Liberalismus oder Freisinn Ja zu sagen: um fürs Vaterland ein lautes und weithin hörbares Votum abzugeben. Seid gewiß: wären die Zentrumswähler nicht sicher gewesen, daß sogar ihre Abgeordneten, wenn es die Umstände verlangt hätten, in irgend einer Weise für die nötigen Kriegsforderungen gestimmt haben würden, das Zentrum hätte nicht 400 000 Stimmen gewonnen. Und die Mitläufer der Sozialdemokratie wären auch diesmal nicht abgefallen, wenn sie sich nicht auf ihre nationalen Pflichten als Deutsche besonnen hätten.

Der Tag ist vorüber, die Partei der Nichtwähler hat ihn entschieden. Wir kehren in unsere Kreise zurück, und hoffentlich werdet ihr lange nichts mehr von uns hören. Aber wenn das Vaterland auch nur mit einem Worte nach uns ruft, werden wir wieder zur Stelle sein, alle."

Nur in einem können wir Albrecht nicht mehr recht geben und würde er selbst jetzt anders denken.

Damals meinten wir Parteilosen, wir könnten, nachdem wir gewählt hatten, zurücktreten in unser Dunkel, unsern Arbeiten nachgehen und die Politik den Politikern überlassen. Das glauben wir jetzt nicht mehr. Wir haben die Lage Deutschlands, von der wir früher wohl gelegentlich gesprochen haben, jetzt erst wirklich verstanden. Wir haben die Lage des Deutschtums, von der wir früher auch gelegentlich gesprochen haben, auch jetzt erst wirklich verstanden und haben erkannt, daß Deutschland und das Deutschtum keinen von uns entbehren kann. Wollen wir die Lehren des Kriegs wieder vergessen, wie die des Siebziger Kriegs vergessen worden sind? Wie wenig haben doch wir, die in den achtziger und neunziger Jahren aufgewachsen sind, von jener großen Zeit verspürt; gestehen wir es, wir haben sie erst jetzt, während des Weltkriegs, im Gefühl miterlebt. Soll es wieder so werden? Soll die künftige Jugend wieder in satter Friedensstimmung aufwachsen und nur an politischen Feiertagen von den Lehren dieses Krieges hören? Nein, antworten die Parteilosen, aber wenn man frägt, wie es anders werden soll, sind sie um eine Antwort verlegen. Es ist zu befürchten, daß nach dem Krieg die alten Parteien mit ihren fertigen

Digitized by Google

Organisationen gerüstet sich in den inneren Kampf stürzen werden, und daß die Masse derer, die den inneren Frieden wollen — und hier sprechen wir nicht mehr nur von den Wahlberechtigten, sondern auch von den Frauen — als führerlose Herde bei diesem Kampfe zuschauen werden. Auch unter den eingeschriebenen Mitgliedern der Parteien sind viele, die — aus diesem oder jenem religiösen, politischen, wirtschaftlichen Grund Mitglied geworden — der Parteipolitik überdrüssig geworden sind. Die Entwicklung des Partei- und Zeitungswesens hat viele der Besten mit Ekel erfüllt und hielt sie ab von jedem Hervortreten. Man glaubt es nicht, was es in Deutschland, sogar in Großstädten, für wertvolle, tiefdenkende Menschen gibt, von denen niemand etwas weiß. In Deutschland ist Bescheidenheit eine Nationaleigenschaft (während der Italiener, der einmal ein politisches Buch gelesen hat, sich für einen Politiker hält), und Bescheidenheit ist im allgemeinen nicht die Eigenschaft, die den Menschen zum Schriftstellern und Reden treibt; aber wer nicht innere Widerstände zu überwinden hat, wer nicht durch die deutsche Not in die deutsche Öffentlichkeit getrieben wird, der wird ihr nichts leisten.

Es sind nicht die Dümmsten und Unerfahrensten, die bisher beim politischen Theater nur Zuschauer waren, und es gibt überraschend wenige, die das Programm irgendeiner Partei in allen Punkten unterschreiben, so wie es von den Berufspolitikern und Parteijournalisten aufgestellt wird. Im Krieg hat sich viel mehr eine moralische als eine politische Scheidung vollzogen, eine Scheidung zwischen denen, die keine Opfer bringen wollen, und denen, die Opfer bringen wollen, auch Opfer an Denkgewohnheiten. Ob diese Opferbereiten zusammenhalten, davon hängt Deutschlands Zukunft ab.

Die Millionen im Feld und zu Haus, die weder den Agrarier für einen selbstsüchtigen Lebemann, noch den Gewerkschaftsbeamten für einen Volksverhetzer halten, die weder den politisierenden Geistlichen für das christliche Ideal halten, noch den Katholiken für minderwertig, die nichts wollen, als die Stärke Deutschlands und des Deutschtums, sie sind unvertreten. Nur ihre Sache soll die unsrige sein.

Digitized by Google

Die deutsche Not.

Von Karl Alexander von Müller.

Wie auf einer Arche Noah fahren wir Deutsche samt unsern Verbündeten immer noch durch die Fluten dieses Weltkriegs: wohin die Taube bisher ausgeflogen ist, nur von wenigen Stellen hat sie uns einen Ölzweig inneren Verständnisses, männlicher Teilnahme zurückgebracht.

Im großen Ganzen haben wir uns recht leidlich in unsre Lage eingewöhnt. Nach vierzehn Monaten des furchtbarsten Ringens treten wir auf die entscheidende Höhe des Kampfes in der Fülle unsrer Kraft. Die Bogen unsrer Heere sind gewaltiger ausgespannt als je; Landwirtschaft, Industrie, Technik, Geldwesen, alle Riesenräder der inneren Verwaltung drehen sich in mächtigem Schwung; Erfindungsgeist und Organisationsgabe sind aller Schwierigkeiten noch fast wie spielend Herr geworden; unsre staatlichen Formen haben sich in der Stunde des gefährlichsten Anpralls fester gezeigt als die der Feinde; nie ist die Einheit des ruhigen Sieges- und Opferwillens stärker gewesen. Noch ist die Wage der ungeheuren Entscheidung in der Schwebe, noch wäre es vermessen, den Ausgang des heillos verschlungenen Kampfes prahlerisch vorauszusagen. Aber jeder Monat könnte den Ausschlag zum Ende hin bringen; unwiderstehlich drängen sich in Augenblicken ruhigeren Atemholens allen die Gedanken des Nachher lebhafter vor Augen. Es ist im höchsten Grad kennzeichnend, daß wir uns bei diesen Gedanken alle weit weniger wohl und untereinander durchaus nicht so einig finden wie bei denen der Verteidigung, des Kampfes. Ohne Zweifel zeigt sich hierin eine Schwäche unsrer Stellung: vielleicht ist es die gefährlichste von allen.

Wir haben in den letzten Monaten wenig Zeit gehabt, und es schien ein müßiges Geschäft, in die Vergangenheit zurückzublicken. Aber das wird jetzt jeder empfinden, daß unser Zustand und unsre Stimmung vor dem Krieg höchst unnatürlich waren. Wir wuchsen unaufhaltsam an Menschen, an Wohlstand, an wirtschaftlicher und staatlicher Macht; unsre geographisch-politischen Möglichkeiten reichten für diesen Kräfteüberschuß nicht mehr aus; unser natürlicher Reichtum war begrenzt, wir waren ohne ausreichendes Siedlungsland für unsre Übervölkerung, ohne genügend gesicherte Absatz- und Bezugsgebiete für unsre Wirtschaft; aber wir taten alle, wie auf Verabredung, als fühlten wir uns in unsrer Lage so wohl als möglich, priesen sie über die Maßen und verschworen uns, beileibe keine Änderung zu wünschen, während doch alle Welt sah, wie wir an je-

Digitized by Google

dem Glied eingeschnürt waren. Unsre Formel dafür war die berühmte „Saturiertheit" — ein Wort, das von Bismarck selbst herstammte! Wer den Gewaltigen irgend kennt, weiß freilich, daß nichts ihm ferner lag, als die flüchtige Wandelbarkeit des politischen Lebens in ewig gültige Formeln einzuschließen. Er drückte damit nichts andres aus als das damalige erste Gegenwartsbedürfnis seines jungen Reiches, sich selbst ungestört innerlich zu festigen. Aber wir behielten die Formel und den Glauben daran auch noch bei, als wir in Wirklichkeit längst andre Wege beschritten hatten: wir brachten es in der Tat fertig, uns für Weltpolitik und Saturiertheit gleichzeitig zu begeistern. Es war die seltsamste Verwirrung der Gefühle in unserm eignen Innern, der auffälligste Widerspruch in unserm Handeln nach außen.

Wer einmal länger im Ausland gelebt hat, wird nicht leugnen, daß unsre Haltung für einen Fremden, der nicht den deutschen Trieb hat, sich in den andern zu versenken, schwer verständlich war. Sie wirkte auf ihn als ein Nebeneinander von ehrgeizigem, selbstgefälligem Protzentum und unschlüssiger Schüchternheit. Die tatsächliche Entwicklung schien dem ersteren recht zu geben: er hielt dies für die wahre, wesentliche Stimmung und jenes andre entweder für den absterbenden Rest der guten alten deutschen Zeit oder, wo beides sich in einem vereinigte, für bewußte Heuchelei. Er hörte unsre lauten Wünsche nach Weltgeltung, Weltpolitik, Weltarbeit. Er fühlte überall unser wirkliches Emporkommen, in Europa, in den fremden Erdteilen, auf dem Weltmarkt; unser Entwicklungsdrang erschien ihm größer als der der andern Mitbewerber. Er sah, daß wir unsre Rüstung mit unserm Wachstum verstärkten, daß wir daran gingen — mit Erfolg daran gingen, neben unsre Landmacht eine gewaltige Seemacht zu stellen. Es fiel schwer, ihn zu überzeugen, daß hinter all diesem überwältigenden Aufschwung kein einheitlicher, bewußter, aggressiver Wille des ganzen Volkes, keine klar erkannten, klar verfolgten politischen Ziele stehen sollten. Wenn keine solchen zu erkennen waren, so erklärte er es sich so, daß sie so weitschweifend wären, daß wir es wohl für klüger hielten, sie einstweilen noch zu verbergen. Griffen wir denn nicht in jedem Winkel der Erde zu, wo der uns einengende Druck für einen Augenblick nachließ — nach so weitverstreuten und augenscheinlich zusammenhangslosen Teilen, daß sie sich nur im umfassendsten Plan vereinigen ließen? Sprachen wir nicht im lautesten Durcheinander von allen Erdteilen auf einmal, von Ostasien und Mesopotamien, von Marokko und Zentralafrika und Südamerika? Er kannte seine eignen weltumspannenden Kombinationen und die der andern Nebenbuhler, und traute uns zu, daß wir auch hierin an Methode und Organisation allen andern über wären.

Digitized by Google

Wir wissen alle, wir haben, als Volk, keine klaren weltpolitischen Pläne gehabt. Unsern allgemeinen Wünschen nach Weltgeltung entsprach noch nirgends eine deutliche Vorstellung unsrer Möglichkeiten, unsrer Aufgaben in der Welt. Es war ganz ähnlich wie mit unserm Einheitsstreben vor hundert Jahren, über das wir uns so gern überlegen lustig gemacht haben: ein dumpfes, instinktartiges Kraft- und Zukunftsgefühl, schweifende Träume und Hoffnungen, aber keine Klarheit des Gedankens, keine Sicherheit des entschiedenen Willens. Wie damals, standen unsre guten und unsre schlechten Eigenschaften uns zugleich im Weg: der Gerechtigkeitssinn, die Treue, die langsam gründliche Art — und die gutmütige Bequemlichkeit und das träge Sichbescheiden. Dazu kamen jetzt noch spezifisch neudeutsche, sagen wir kurz „Gründer"züge: bramarbasierendes und skrupelloses Zugreifen nach allen Seiten, aber nur aufs Nächste, Greifbare, Augenblickliche gerichtet, äußerliches Streben nach raschem, glänzendem Gewinn, nach Geld und Besitz — und als Gegenschlag dagegen wieder ein reinerer Trieb von all diesem weg ins Innerliche, Geistige, aber allzu oft dann Kraft- und Willenlose.

Die ganze europäische Welt um uns war in unheimlichem Übergang, unruhig, gärend, voll sich durchkreuzender und verwirrender Entwicklungen, wie in einem riesenhaften Eisgang der Anschauungen und Gefühle, dessen Ende niemand absah. Inmitten dieser neuen Welt der Massen und der Technik, des Kapitalismus und der modernen Völkerwanderungen führten auch wir in unsrem jungen Staat ein überfülltes und zerrissenes Dasein, auf einer bewußten Scheide der Zeiten, voll Sehnsucht und Trotz und Drang und Bitterkeit, mit bequemem Gewinn und aufreibender Arbeit, auflösend und zusammenballend, ordnend und zersetzend, voll Zwieschlächtigkeit und schmerzlicher Unrast. Wir ahnten wohl, daß nur ein neues gemeinsames hohes Ziel uns über diese Verwirrung emporheben könnte, und sahen doch nicht, wie es daraus hervorwachsen sollte. Wir wußten, daß wir es im zunehmenden Wettstreit der Völker, im zunehmenden Chaos der Zeit nötig hätten, um uns zu erhalten, und wir wußten, daß wir es noch nicht hatten. Wir ahnten wohl, daß wir uns ausbreiten müßten, innerlich und äußerlich, daß unser rein wirtschaftliches Wachstum eine gefährliche und bodenlose Sache sei, aber wir waren noch weit davon entfernt, uns ernsthaft zum Großen zusammenzufassen. Wir fühlten wohl, daß wir die Welt erschreckten durch unsre guten Eigenschaften, und daß wir ihr durch unsre schlechten zugleich den Anlaß gaben, sich mit einer gewissen Ehrlichkeit darüber zu entrüsten. Wir sahen, daß ringsum eine bedrohliche, lawinenartig anschwellende Flut von Angst, Neid, Abneigung, Gegnerschaft, Haß sich gegen uns ansammelte und alles Feindliche auf

Digitized by Google

der ganzen Erde gegen uns vereinigte. Es war nicht mehr möglich, zu verkennen, daß die politischen Leiter aller großen Nachbarstaaten seit langem den Kampf gegen uns mit allen Mitteln der Diplomatie, der Heeresorganisation, der planmäßigen Verhetzung vorbereiteten, daß inmitten aller sonstigen sich durchkreuzenden Bestrebungen der Glaube an die Notwendigkeit eines Vernichtungskrieges gegen unser Reich sich wie eine fixe Idee in hunderten Millionen von Angelsachsen, Slaven und Romanen festsetzte. Wie haben wir uns als Volk im ganzen mit dieser Lage auseinandergesetzt? Welche Folgerungen haben wir daraus gezogen?

Seit über zehn Jahren umgab uns in Wahrheit schon auf allen Seiten der Krieg; bei jeder Wegbiegung blitzten die Waffen rings um uns auf. Immer verwickelter und ausgesetzter wurde unsre Lage zwischen dem feindlichen Trust der größten Weltreiche. Unser Freund, unser Verbündeter, die Türkei und Österreich, galten ihren Nachbarn allmählich schon offen als reif zum Aufteilen, wir selbst zum Niederschlagen. Man besprach sich ganz laut darüber, Schritt für Schritt ging man auf sein Ziel zu. Und wir? Sind wir inmitten dieser tödlichen Gefahr uns auch nur über die Grundlagen unsres notwendigsten Daseins gemeinsam klar geworden? Haben wir uns nicht lieber in jedem Augenblick flüchtiger Entspannung jeder beliebigen Beschwichtigung hingegeben, jedem schönfärberischen Preis, wie glücklich wir wieder einmal durch alle Klippen hindurchgesteuert? Wir freuten uns mit Recht über unsre gewaltigen Gesamtleistungen in Industrie, Technik, Selbstverwaltung, Finanz, Forschung, über den wachsenden Schatz zuverlässiger Kenntnisse in allen Volksschichten, über den unermüdlichen Fleiß, die kühne Unternehmungslust, die überall rege waren, — und wir wandten nur allzugern unsre Augen von dem ab, was keinen von uns freute. Gab es ein Land, wo in den ersten politischen Lebensfragen der Mangel an sachlicher, kenntnisreicher Erörterung schreiender war, als bei uns gewissenhaft gründlichen Deutschen, wo die wichtigsten Angelegenheiten des gemeinsamen Daseins mit flacheren Redensarten, in plumperer Gleichgültigkeit zerschwatzt wurden? Wo die Öde und Trivialität des politischen Lebens greller von sonstiger Gesundheit abstach? Wo jede Art politischer Fähigkeit weiter hinter dem übrigen Fortschritt zurückgeblieben war? Wo man sich mit der Verdrossenheit und Freudlosigkeit, die das Fehlen großer gemeinsamer Ziele verbreitete, platter, in kleinlicherem Gezänk und Gezeter absand, wo man sich langsamer auch nur zur dringlichsten Abhilfe aufraffte?

Schließlich schien uns doch immer jede Gefahr am Ende wieder gut vorüberzugehen, die Mahner und Schwarzseher immer wieder Lügen gestraft. So lebten wir weiter von der Hand in den Mund, gleich der Fa-

Digitized by Google

milie Micawber stets in der Hoffnung that something will turn up, und nährten immer wieder den schönen Traum, daß uns — uns, in der schlimmsten Lage des Erdteils, nach den schlimmsten Erfahrungen unsrer bisherigen Geschichte — jetzt doch beschieden sein würde, was noch keinem Volk vor uns beschieden war: ohne Krieg zur Weltmacht aufzusteigen, ein friedliches Reich deutscher Wirtschaft und deutschen Geistes auf der Erde friedlich aufzurichten. In einem Atem trösteten wir uns, daß unsre Macht den Mißwollenden den Neid vertreiben und daß unsre entsagende Bescheidenheit sie für uns gewinnen werde. Wir meinten, daß die Welt, trotz allen Hasses, schließlich doch unser Inneres erkennen müsse, wie eine tausendjährige Geschichte es verriet, dies deutsche Innere, das auch in dieser Zeit der Äußerlichkeit immer noch viel mehr mit sich selber als mit allen andern beschäftigt war. Wir meinten, daß der Charakter unsres Reichs, trotz aller Verleumdung, die schon seine Gründung umgab, sich in 44 Friedensjahren doch genügend geoffenbart habe; daß unsre Regierung in den Krisen des letzten Jahrzehnts, bis an die Grenzen der Ehre, ihren Willen zum Frieden für jeden, der sehen konnte, bewiesen hätte.

Wir wissen heute, wie wir uns in Wahrheit in den Augen beinahe der ganzen Welt abgespiegelt haben. Wir werden es nicht vergessen, dies Bild eines „tollen Bluthundes", den „die Nachbarn an die Kette legen und bewachen müssen", dieser „bewaffneten Nation räuberischer Eisenfresser", die „den Menschen nach dem Bild eines Dieselmotoren umgestalten möchte: genau, solide, stark, aber ohne irgendwelchen Spielraum zu seelischen Bewegungen", dieser „made-in-Germany-Diät aus Blut und Eisen", die alle Staatsverträge zerreißt, alle Nationen unterjocht, alle Freiheit auf Erden austilgt. Nicht einzelne über ihren Phrasen verrückt gewordene Literaten, nein, die leitenden und verantwortlichen Staatsmänner der größten Weltreiche haben diese Losung gegen uns ausgegeben: die planmäßige Vernichtung unsres Volkes, das besessen sei vom brutalsten, barbarischesten, unmoralischesten Gewaltwillen, der je in Europa bestanden habe, dessen neuer Staat ein einziges großes Verbrechen, dessen gepanzerte Faust eine Bedrohung aller Demokratie und Freiheit und nationalen Selbständigkeit sei. Der deutsche Name sollte ruchlos, jeder Deutsche auf Erden sollte rechtlos sein. So traten wir Friedensselige in den Krieg.

Wunderbare, unvergeßliche Tage, die gewaltigsten im Leben von uns allen, wie inmitten dieses jählings entzügelten Hasses einer Welt, inmitten einer Übermacht von Feinden, die jedem Auge vernichtend schien, unser Volk aufatmend sich erhob und den Kampf um sein Leben, seine Ehre gegen alle aufnahm! Wunderbare Tage, in denen uns selber das wahre Antlitz unsres Volkes sich entschleierte, wie wir's manchmal in alten

Digitized by Google

Sagen, aus den erhabensten Bildern seiner Geschichte geheimnisvoll geahnt, nun leibhaftig, in der Fülle des gegenwärtigen, blutdurchströmten Lebens, das mit dem Tod ringend seine tiefsten Kräfte enthüllt: „Wer vor dem ew'gen Tode steht, darf tun, was er nicht lassen kann." Wunderbare Tage der Einheit, des Heldentums, der wortlosen Entschiedenheit bis zum Letzten! Ihresgleichen wird keiner von uns mehr erleben.

Inzwischen sind 14 Monate über uns hingegangen. Wir haben es erfahren, wie auch unter dem Ungeheuren alles Menschliche sein alltägliches Recht fordert und durchsetzt. Indem die Tage der gewaltigen Erregung sich jähren, fühlen wir doppelt, wie auch im Ungewohntesten die gewöhnlichen Kräfte und Triebe des Lebens sich schließlich wieder ins Gleichgewicht einrichten. Erst strecken sie noch ganz schüchtern die Ohren vor und horchen vorsichtig, was man denn jetzt zu ihrer Anwesenheit sage; dann machen sie sich allmählich munter und feiern fröhliche Urständ und schließlich sitzen sie breit um den großen Tisch und führen wieder das laute Wort als wäre nichts geschehen. Ich erinnere mich deutlich an den Tag, da in gewissen Buch- und Kunstläden gewisse anreizende Büchlein und Bilder, die bei der ersten Erschütterung wie auf Befehl spurlos verschwunden waren, zuerst ganz bescheidenlich in einer Ecke zwischen der Schlacht- und Kriegsliteratur wieder auftauchten: — heut füllen sie unbefangen schamlos schon wieder den ganzen Schaurahmen. Und so sehen wir sie alle wieder rings im Kreis, die alten Bekannten: die große und die kleine Habgier, die Anmaßung, und die Schamlosigkeit, die kleine, wütige Parteiverbissenheit, das üble Prahlen und das siebenmalkluge Leisetreten, alle die weithin sichtbare Arbeit auf den Schein, für die Tasche und fürs Knopfloch, die alten Rosarotfärber und Sand-in-die-Augen-Streuer — und im Hintergrund lauernd, ihren natürlichen Gegenfüßler, den alten, bissigen, giftigen, zersetzenden Hohn. Noch hängen sie alle ein patriotisches Mäntelchen um und geben sich einen gewissen feldgrauen Anstrich, aber sie sind doch nicht zu verkennen. Noch stehen wir mitten im blutigen Ringen, das neue Deutschland, zu dem uns der Friede den Grund legen soll, ist noch fern, aber all seine Feinde sitzen schon wartend auf der Lauer und spitzen schon wohlgemut den Mund zu dem fröhlichen großen Rundgesang: Es wird alles wieder, wie es vorher war!

Es wird niemals wieder, wie es vorher war! Mag es uns leid oder lieb sein, dies ist die erste, oberste Tatsache, mit der wir uns durchdringen müssen. Bis ins Leben eines jeden einzelnen von uns hinein wird der 1. August 1914 eine Epoche bilden; die zweite Hälfte unsres Daseins wird tief geschieden sein von der früheren — gleich unsren Vorfahren nach den Freiheitskriegen werden wir unser altes Vaterland nicht wieder finden. Die

Digitized by Google

neue Zeit aber, die für uns kommen wird, wird eine eiserne und harte Zeit sein: eine Zeit gesammelter Anspannung, eine Zeit alles umspannender Rüstung und Bereitschaft, eine Zeit gesprengter Brücken und zerrissener Bande, die sich nur schwer wieder knüpfen lassen. Das Experiment der Halbheiten ist gemacht; wir haben erprobt, wohin dies gelinde Sich-Hinwegtäuschen über die Wirklichkeiten führt. Hat jemand den Mut, uns vorzureden, daß die Welt nach diesem furchtbarsten aller Kriege sanfter und harmloser erwachen werde? Wie? Die Völker sollen den Haß, den Grimm, die Bitterkeit, die sie jetzt gegen uns angehäuft haben, mit dem Friedensschluß ablegen, wie die Schauspieler nach der Vorstellung ihre Masken? Verträge, deren Kraft wir jetzt erfahren haben, sollen sie binden? Die weltzerfleischenden Gegensätze zwischen den Großmächten, die widerstreitenden Ansprüche, die jetzt das Wohl und Wehe von Millionen Menschen in die Wage werfen, sollen verstummen, wenn nur einmal die Kanonen soweit schweigen, daß man die alten Friedensschalmeien wieder flöten hören kann? Nein! Wenn die Völker nach diesem Krieg wieder erwachen, dann finden sie zwischen sich Berge von Leichen, verheerte Länder, verwüstete Städte, zerrütteten Wohlstand, die Trümmer unsäglicher hingeopferter Schätze von Blut und Gut, eine erschütterte, verarmte, zerschlagene Welt. Es ist unmöglich, daß ein Ringen, das alle mächtigsten Reiche der Erde umfaßt, in dem die Ideen und Interessen aller Erdteile ineinander spielen, nach einem kurzen Waffengang zu einer glatten Lösung kommt: die Geschichte zeigt uns kein Beispiel dafür, und doch war kein Kampf noch annähernd so verworren, so unabsehbar wie dieser. Die Erde, die jetzt von Druck und Spannung, von Opfern und Heldenmut und Verhängnis ohnegleichen erzittert, wird lange noch nachbeben. An ruhigen Ausgleich, an maßvolle Versöhnung ist auch im besten Fall noch lange nicht zu denken. Es gibt kein Zurück mehr. Die Zukunft trägt einen gewaltigen schicksalsmäßigen Zug — keine Größe ist ohne Schreckliches.

Aus dieser Lage ergibt sich für uns eine unerbittliche Folge. Trotz aller Waffenerfolge sind wir auf die Dauer verloren, wenn es uns nicht gelingt, auch im Frieden die Kräfte, die uns jetzt trotz allem heraushauen, ständig wachzuhalten, zu stärken und mit ihnen nach einem bewußten und klaren Plan weiterzubauen. Der Sieg mag so vollständig sein, wie wir ihn erhoffen, das eigentliche Ringen hat mit ihm erst begonnen. Hinter ihm tun sich neue und schwerere Aufgaben, neue schwerere Gefahren, neue schwerere Verantwortungen auf. Auch wenn es uns schließlich glücken sollte, die Gegner noch auseinanderzusprengen, so bleiben wir doch immer, auf dem eignen schmalen Grund, rings umgeben von der ungeheuren Masse der Russen, der stählernen Willenskraft und Zähigkeit der Angelsachsen, der

Digitized by Google

erfindungsreichen Ehrsucht der Romanen. Jedem stehen wir irgendwie im Weg, jedem ist unser Dasein irgendwie zum Anstoß. Jeder von ihnen rechnet auf unsre Schwäche und jeder von ihnen weiß uns gegenüber, was er will. Und wir?

Für Nationen wie für einzelne gibt es entscheidende Stunden, in denen alles an der sichern Kraft eines klaren Wollens liegt. Wir sind, als Volk, in diesen Krieg gegangen in einer bedrückenden Zielosigkeit; woher sollten uns jetzt klare Ziele kommen? Nehmen wir die Fragen her, die der Krieg jetzt rund um unsre Grenzen aufgeworfen hat, eine nach der andern: Österreich, den Balkan, Belgien, Polen — hat auch nur über die wichtigsten, nächstliegenden, brennendsten von ihnen etwas wie eine nationale öffentliche Meinung bei uns bestanden? nur soviel Klarheit, daß die widerstreitenden Ansichten sich deutlich untereinander abgegrenzt hätten? Wie viele von uns hatten eine gefestigte Überzeugung von den Grundfragen und Grundmöglichkeiten unsres staatlichen Daseins? Über Industrie- oder Agrarstaat, See- oder Landmacht, kontinentales oder überseeisches Streben, über die ersten völkischen und geographischen Bedingtheiten unsrer Lage? Wenn wir unsre Staatsmänner jetzt anklagen wollen, so dürfen wir ihnen wenigstens den mildernden Umstand nicht versagen, daß sie auch an ihrem Volk keinen Wegweiser, keinen Rückhalt hatten. Sie waren vielleicht nicht besser als wir, aber auch nicht schlechter. Noch einmal hat uns jetzt die Not geholfen. Gerade die Übermacht der Feinde, die uns erdrücken sollte, hat uns zu gewaltiger Abwehr zusammengeschweißt. In übermenschlicher Stärke hat unsre kriegerische und sittliche Volkskraft die politische Schwäche noch einmal wettgemacht. Aber man täusche sich nicht: Millionen werden nachher fragen, wofür sie gekämpft und geblutet haben.

Natürlich, wir haben einen Verteidigungskrieg geführt, und es ist uns nichts übrig geblieben, als zu kämpfen, wenn wir leben bleiben wollten; aber das sagt doch nicht alles. Unser bloßes Dasein allein, in den Grenzen, die wir nun einmal erreicht hatten, hätte doch nicht die halbe Welt gegen uns unter den Waffen vereinigt. Wir selbst sind, wie 1870, aufgestanden zur Abwehr eines schnöden Angriffs; niemand unter uns hatte den Krieg gewollt. Aber dieser Angriff galt, wie damals, schon nicht mehr so sehr unserm Dasein, als unserm Wachstum. Dies zu verhindern, haben die Feinde alle sich zusammengetan; dies zu sichern, haben wir uns erhoben. Es ist eine hinterhältige Taschenspielerei, wenn aus dem Wort „Verteidigungskrieg" jetzt die Folgerung hervorgelockt wird, daß wir aus diesem Krieg überhaupt keinen Gewinn heimbringen dürften. Wenn alles darauf hinauslaufen sollte, daß wir nachher genau auf dem alten Fleck, unter dem alten Druck, in der alten Unsicherheit stehen sollen, dann wäre

Digitized by Google

dieser Krieg, den wir als einen heiligen Krieg begonnen haben, ein ruchloser Frevel gewesen: dazu hätte es keines Weltkriegs bedurft. Wir haben unsre militärische Verteidigung mit dem Angriff geführt, und sind alle recht zufrieden mit dieser Methode. Es wäre das natürliche gewesen, auch den politischen Krieg in der gleichen Weise zu führen; jedoch dazu sind wir nicht reif und nicht gerüstet gewesen. Ein scharfes Schwert haben wir gehabt, einen klaren politischen Willen nicht.

Aber die Arbeit, die wir vor dem Krieg hätten tun sollen, bleibt uns nicht geschenkt. Die Welt der Staaten ist kein Schlaraffenland, wo dem friedlich Dahinlebenden die gebratenen Vögel von selbst in den Mund fliegen. Mit der Drohung auf Leben und Tod hat der Krieg diese Arbeit jetzt wieder vor uns hingestellt. Unter erschwerenden Umständen müssen wir das Versäumte jetzt nachholen. Unendlich kostbare Zeit ist uns auch während des Feldzuges schon wieder unwiderbringlich verloren gegangen: Tage der höchsten vaterländischen Erhebung, der stärksten Glut gemeinsamen Opfermutes, da in jedem alles Gute aufgerufen, alles Hemmende zurückgedrängt war, da alle Herzen dem Neuen und Großen weit offen standen. Die Wärme für die Schmelze der politischen Gedanken und des politischen Willens wäre da gewesen, der edle Rausch, aus dem die hellste Besonnenheit erwachsen kann. Aber blicken wir nur einmal vergleichend auf die Erhebung vor hundert Jahren, auf die Zeiten der preußischen Reform und der Freiheitskriege zurück: wie traurig haben wir diese unersetzlichen Stunden vergeudet, wie völlig unzulänglich waren wir geistig für diesen Krieg gerüstet. Wenn jemand nach einem weitern Jahrhundert Presse und Schriften unsrer Tage mustert, wird er sich hilflos an den Kopf greifen und fragen, wie soviel Heldenmut, Opferkraft, soviel Erfindungsgabe und Ordnungssinn mit soviel politischer Zaghaftigkeit, Ziellosigkeit und lammsfrommer Gleichgültigkeit in einem Volk haben verbunden sein können. Oder täuschen wir uns? Wir sind jedem dankbar, der uns eine politische Frage nennt, in der nicht nur das schwankende Gefühl, sondern die klare politische Erkenntnis während des Krieges einen wesentlichen Schritt vorwärts getan, in der die bewußte, willensstarke Überlegung eine der Lehren dieses letzten, an Erfahrungen überreichen Jahres streng und scharf gezogen hat. Wir sind jedem dankbar, der uns widerlegt, wenn wir sagen, daß viele ernsthafte Männer unter uns heute fürchten, nach dem Krieg werde zunächst eine wahrhaft babylonische Sprach- und Denkverwirrung in Deutschland ausbrechen und niemand werde imstande sein, dies Chaos zur Ordnung zusammenzufassen.

Was hält uns trotzdem die Zuversicht aufrecht? Das eine ist die Gesinnung derer, die jetzt vor dem Feind stehen und die dann zurückkom-

Digitized by Google

men werden — die große Unbekannte, die niemand von uns im Lande heut mit Sicherheit berechnen kann und auf die wir doch alle unsre Rechnungen einstellen. Das zweite ist eine glückliche Erfahrung, die sich uns fast alle Tage wiederholt: die Erfahrung einer überraschend weitgehenden praktischen Einmütigkeit, die im stillen unter der Decke heranwächst, wie von einer verborgenen Grundgewalt zur gleichen Zeit in den verschiedensten Köpfen hervorgetrieben. Es bleibt doch das große unverdiente Gottesgeschenk dieses Krieges, daß Deutschland — durch alle Gegensätze seiner Volksschichten, seiner Wirtschaftskreise, seiner Bekenntnisse, seiner Stämme hindurch — niemals einiger war als heute, niemals wahrhafter deutsch, niemals unüberwindlicher. Aus diesem übermächtigen Gefühl aber scheint nun doch langsam, langsam der stillschweigende Untergrund einheitlicher Gesinnung sich herauszubilden, der die Vorbedingung jeder nationalen politischen Größe, jeder klaren volkstümlichen Politik ist. Der Abstand zwischen dem Deutschland im Krieg und dem vor dem Krieg ist so groß, daß die kühnsten Hoffnungen Atem schöpfen dürfen. Die einfachen, elementaren politischen Wahrheiten, die im gewöhnlichen Leben am schwersten zu erkennen sind, sind in der Stunde der Gefahr überwältigend ans Licht getreten. Der Gang des Ringens selbst war eine erschütternde Lehre über die Grundbedingungen unsres staatlichen Daseins, über seine wahrhaft schöpferischen und erhaltenden Kräfte. Haben wir nicht alle sehen müssen, daß wir uns selber am wenigsten kannten — daß sogar in den Karikaturen, die die Gegner von uns entwarfen, manche Züge noch richtiger angedeutet waren, als sie in unsrer eignen Vorstellung lebten? Wer wäre nicht wie über ein Wunder ergriffen gewesen über die unversieglichen Quellen des Guten in unserm Volk, die allerorten, aus scheinbar trockenem Boden, unvermutet emporquollen? Solche Erlebnisse sitzen tief in Tausenden von Herzen, und wer sie erlebt hat, wird sie nicht mehr vergessen und sie auch durch die schönsten Schlagworte nicht mehr ersticken lassen.

Noch etwas. Mit eisernem Nachdruck hat es dies Jahr uns in den Kopf gehämmert, daß das politische Leben eines Volkes untrennbar mit allen Fasern seines übrigen geistigen und sittlichen Lebens verknüpft ist. Keiner dieser Teile kann ohne schweren eignen Schaden vom andern abgesondert werden. Warum ist unsre Literatur, unsre Kunst, unsre Bildung in dieser gewaltigen Stunde so unfruchtbar? Woher kommt die öde Gedankenlosigkeit unsres politischen Treibens? Unsre Einigung im letzten Jahrhundert wäre nie möglich gewesen ohne die rastlose Arbeit der Gedanken, ohne den leidenschaftlichen Anteil des Herzens, die Geschlecht auf Geschlecht seit den Freiheitskriegen darauf verwandte, ohne die Ströme lebendigen Bluts, die dem Politischen damals aus den reichen Adern allen geistigen Stre-

Digitized by Google

bens zuflossen. Eine Politik, die nicht im weitesten Umkreis der geistigen Interessen ihres Volkes verankert ist, die nicht das Denken der Besten beschäftigt, die Phantasie beflügelt, das Herz bewegt, ist ein armseliges Geschäft. Wir haben's erfahren.

Es ist in diesen Blättern nach dem Aufsatz Franz Köhlers nicht mehr nötig, der Verwechselung entgegenzutreten, die solche unerläßliche innere Mitarbeit des ganzen Volkes an der Politik mit dem üblichen Allerwelts-Kannegießern über die augenblicklichen Entscheidungen des Tages oder der nächsten Zukunft zusammenwirft. Nur unsre frühere Teilnahmslosigkeit, die vielen diese Fragen zum erstenmal in der Gestalt etwaiger Friedensbedingungen lebendig werden ließ, hat diese Verwechselung von „Kriegszielen und Friedenszielen" (um die Köhlerschen Ausdrücke beizubehalten) überhaupt möglich gemacht. Das weiß jeder Vernünftige, daß nur der allerengste Kreis der Handelnden alle die unendlich verworrenen Bedingungen einer augenblicklichen Lage, die Konstellation der beherrschenden Tatsachen und Menschen, die technischen Möglichkeiten der Durchführung überschauen kann, auf Grund deren der Entschluß gefaßt werden muß; über all dies aus der Ferne als unwissender Chorus mitzureden, ist ganz unterhaltend, hat aber keinen Sinn. Und das weiß wiederum jeder, daß auch das Spiel der handelnden Staatsmänner selbst jetzt mehr denn je einer höheren Macht anheimgegeben ist: daß das Ergebnis des Krieges in erster Linie von der Entscheidung der Waffen abhängt. Aber von diesen Selbstverständlichkeiten wollen wir doch den Irrtum scharf abgrenzen, der sich jetzt manchmal an sie zu knüpfen scheint: als ob die politische Lösung blindlings und allein dem Sieg nachfolgte — wie die Hyäne, die hinter den Schlachtfeldern herschleicht. Wenn dies unsre ernsthafte Überzeugung wäre, dann wären wir wirklich das brutale Erobervolk, als das unsre Feinde uns verschreien, und wir verdienten es nicht besser, als daß das Schwert uns wieder nähme, was bloß das Schwert uns gewonnen. Kein Reich, das nur auf die Spitze der Waffen gestellt war, hat seinen Begründer überlebt. Eine dauerhafte Politik muß ihre Maßstäbe selbst mitbringen — nicht aus trügerischen Möglichkeiten einer flüchtigen Stunde abgezogen, nicht aus Erwägungen, die irgendwie vom Gegner ausgehen, sondern aus einem aufbauenden Plan der eignen Zukunft und den Zielen, die diese stellt. Diese Zukunft aber ruht auf dem Wesen und Willen des ganzen Volkes: und an diesen mitzubilden ist jeder berufen.

Wir vermessen uns nicht, hier in wenigen Sätzen solche Ziele, den schöpferischen Ausbau des Sieges, den wir erhoffen, zu umreißen. Wir sind uns bewußt, daß die Grundlagen dazu gar nicht tief genug gelegt werden können. Die ganze Welt ist im Fluß, keines der alten Ideale,

Digitized by Google

keine der alten Mächte ist mehr stark genug gewesen, diese ungeheure Umwälzung zu beherrschen. Wer an ihr mitgestalten will, muß sich erdreisten, hoch zu greifen und tief zu graben. Jahrhundertelang haben wir Deutsche, geistig und politisch, ein rein leidendes, bescheidenes und unterdrücktes Dasein geführt, die Fähigkeit kühnen Zufassens war uns elend verkümmert. Im Geistigen haben wir zuerst wieder stolz nach den höchsten Kronen gegriffen; wir haben dabei in schwerer Schule lernen müssen, daß im Leben der Völker auch das Geistigste ans Erdhafte gebunden bleibt, daß die höchsten Flüge der Seele auf die Dauer abhängig bleiben von den Notwendigkeiten und Bedürfnissen des äußern Daseins. Wir haben uns deshalb aufs Politische geworfen und den sichern Grund unter den Füßen gewonnen, den wir heut noch einmal verteidigen müssen. Es ist die Schicksalsfrage unsrer Zukunft, ob es uns jetzt gelingt, beides, Geistiges und Politisches, das alte und das neue Deutschland, die deutsche Freiheit und die deutsche Macht, in einem Strom zusammenzufassen.

„Lediglich durch geistige Mächte können Völker jung erhalten und wieder verjüngt werden" (Lagarde). „Wenn auf irgend einem Gebiet, so ist es auf dem der Politik, daß der Glaube handgreiflich Berge versetzt, daß Mut und Sieg nicht im Kausalzusammenhang, sondern identisch sind" (Bismarck). Die einheitliche Gesinnung ist das erste, von ihr hängt alles andre ab. Sie muß von unten auf wachsen, aus dem alten unerschöpflichen deutschen Mutterboden. Wer deutsches Wesen je gefühlt hat, wird nie flachen Purismus, blinden Nationalhaß predigen; nichts ist unsrer Art ungemäßer, die reich und weich von Anbeginn, geschaffen ist, das Mannigfaltige in bunter Lebensfülle und milder Majestät zu vereinigen. Aber wer fühlt nicht mit Stolz, wie wir in diesem Krieg gegen die Welt allein auf unsre eigne Kraft gestellt sind und uns in dieser Einsamkeit stärker finden, als wir je geglaubt? Wir werden den Mut haben müssen, auch im Frieden diese eigensten Kräfte festzuhalten, zu steigern, auf ihnen weiterzubauen. Wie sehr sie bedroht sind, lehrt uns jetzt jeder Tag. Im Innern — durch alles, was uns nicht angehört und unsre Art zersetzt: wir werden den Mut haben müssen, in diese Wunden in Presse und Parlament, in Großstadt und Geldwesen hineinzulangen. Im Äußern — vor allem andern durch die schmale Grundlage, auf der wir zwischen den riesenhaften Gegnern stehen. Das strengste Zusammenhalten unsrer Volkskraft und Volkstüchtigkeit ist uns dringende Notwendigkeit. Wir sind nicht reich genug, um immerfort die lebendigsten Kräfte, die von uns fortströmen, weil wir ihnen nicht hinreichenden Spielraum gewähren können, an unsre Feinde abzugeben; nicht reich genug, um die wurzelfeste Gesundheit unsrer Massen, ohne sofortigen schweren Schaden, unterhöhlen zu lassen. Der

Digitized by Google

schlanke Leib unsres neuen Reiches reicht hin zu einer stählernen Zitadelle; aber diese braucht Vorwerke und Verstärkungen, um wirklich gesichert zu sein. Die wirtschaftliche und koloniale Ausbreitung übersee ist für unser wachsendes wirtschaftliches Leben notwendig; wie falsch es wäre, auf sie den Schwerpunkt zu verlegen, hat dieser Krieg erwiesen. Sicher und sichernd ist uns bei einem Kampf ums Dasein nur, was wir unmittelbar zu Land beherrschen können. Die natürliche Lage, die geschichtlichen Erinnerungen, das Bündnis der Gegenwart weisen uns auf den Zusammenschluß Mitteleuropas als einzig mögliches dauerhaftes Bollwerk des Deutschtums auf der Erde. Von hier öffnet sich dann auch ein natürliches Tor in die weite Welt, das uns niemand mehr versperren kann. Wenn das deutsche Volk geistig und politisch nicht verkümmern soll, dann kann es nur auf der Breite einer mitteleuropäischen Basis leben — geordnet in der mannigfaltigen Gestalt und in den freien staatlichen Formen, wie sie die völkischen, wirtschaftlichen und historischen Bedingungen hier fordern.

Aber von alledem wird nichts sich von selber machen, alles will von uns erarbeitet sein. Wir müssen härter werden, strenger zum Notwendigen zusammengefaßt, aber zugleich immer wieder dies Notwendige vergeistigen, versittlichen, vermenschlichen. Unendliche Aufgaben liegen vor uns; es ist höchste Zeit, daß jeder sich dafür rüstet.

Täuscht uns nicht alles, so hat der Umschwung schon begonnen. Der Geist, der ein stiller Wühler ist, regt sich an allen Enden; hier und dort sieht man seine geheimnisvolle Spur; überall ist er an seinem leisen Geschäft. Fassen wir es in einem greifbaren Bild. Wenn wir zurückdenken an die Sonntagabende unsrer eignen Schulzeit, vor zwölf, fünfzehn Jahren, wer hätte damals das Schauspiel vorgeahnt, das solche Abende heut zeigen: Von allen Seiten strömen sie im Abenddämmer aus Feldern und Wäldern zurück, jugendliche Scharen, wie wir es einst gewesen, aber nicht mehr vereinzelt, zerstreut, jeder nur seinem eignen kleinen Zirkel von Familie und Freunden hingegeben, sondern gesammelt, in einer Schule der Selbstzucht, im freudigen Dienst fürs allgemeine vereinigt. In allen Straßen der dunkelnden Stadt hallt ihr Tritt, aus der Ferne tönen Befehlsrufe, Trommeln und Pfeifen, schallen ihre Weisen. So sind überall um uns die jungen Kräfte schon auf dem Weg. Auf allen Seiten hören wir im Dunkel ihren rhythmischen Marschtritt, ihre Trommeln und Pfeifen, ihre siegreichen Wander- und Schlachtlieder. In ihrem Takt hören wir die Zukunft.

Wir wagen es, ans Ende dieser flüchtigen Betrachtungen den Schluß eines alten gewaltigen Mahnrufes zu setzen, den Schluß von Fichtes erster Rede an die deutsche Nation. Jeder wird fühlen, wie weit der Abstand zwischen

Digitized by Google

damals und heute klafft, wie heut erst wieder suchendes Gefühl und dunkler Trieb ist, was damals schon bewußte Freiheit des Geistes geworden war, der die Größten ihre Stimme liehen. Wagen wir es trotzdem, die mächtigen seherischen Worte zu beschwören:

„Nach allem ist es der allgemeine Zweck dieser Reden, Mut und Hoffnung zu bringen in die Zerschlagenen, Freude zu verkündigen in die tiefe Trauer, über die Stunde der größten Bedrängnis leicht und sanft hinüberzuleiten. Die Zeit erscheint mir wie ein Schatten, der über seinem Leichname, aus dem soeben ein Heer von Krankheiten ihn herausgetrieben, steht und jammert, und seinen Blick nicht loszureißen vermag von der ehedem so geliebten Hülle, und verzweifelnd alle Mittel versucht, um wieder hineinzukommen in die Behausung der Seuchen. Zwar haben schon die belebenden Lüfte der andern Welt, in die die abgeschiedene eingetreten, sie aufgenommen in sich, und umgeben sie mit warmem Liebeshauche, zwar begrüßen sie schon freudig heimliche Stimmen der Schwestern, und heißen sie willkommen, zwar regt es sich schon und dehnt sich in ihrem Innern nach allen Richtungen hin, um die herrlichere Gestalt, zu der sie erwachsen soll, zu entwickeln; aber noch hat sie kein Gefühl für diese Lüfte, oder Gehör für diese Stimmen, oder wenn sie es hätte, so ist sie aufgegangen in Schmerz über ihren Verlust, mit welchem sie zugleich sich selbst verloren zu haben glaubt. Was ist mit ihr zu tun? Auch die Morgenröte der neuen Welt ist schon angebrochen, und vergoldet schon die Spitzen der Berge, und bildet vor den Tag, der da kommen soll. Ich will, so ich es kann, die Strahlen dieser Morgenröte fassen, und sie verdichten zu einem Spiegel, in welchem die trostlose Zeit sich erblicke, damit sie glaube, daß sie noch da ist, und in ihm ihr wahrer Kern sich ihr darstelle, und die Entfaltungen und Gestaltungen desselben in einem weissagenden Gesichte vor ihr vorübergehen. In diese Anschauung hinein wird ihr denn ohne Zweifel auch das Bild ihres bisherigen Lebens versinken, und verschwinden, und der Tote wird ohne übermäßiges Wehklagen zu seiner Ruhestätte gebracht werden können."

Unsere verlorenen Söhne.

Von Adolf Dirr.

Eine uralte Anekdote behauptet, es sei einmal ein schwäbischer Handwerksbursche im hintersten China an eine Opiumkneipe gekommen. Da habe er die Türe aufgemacht und hineingerufen: „Isch koiner aus Oberböblinga do?" Und prompt drang eine Stimme durch den süßlich faden Dunst: „Noi, aber i bin aus Unterböblinga."

Digitized by Google

Was der Volkswitz da zu einer mittelmäßigen Schnurre geprägt hat, ist die alte Geschichte von der Wanderlust des Deutschen, von seinem Überallhinkommen, Überallsein. Wir sind dasjenige Volk, das die meisten Söhne hinausgeschleudert hat in fremde Welten. Die deutsche Diaspora ist größer als die eines beliebigen anderen Volkes, die angelsächsische vielleicht ausgenommen. Die aber kann nicht zum Vergleiche herangezogen werden, weil ihr etwas gelungen ist, was uns nicht beschert war ... die Bildung reicher, blühender Kolonien. Unsere Diaspora aber hat die anderen bereichert und mächtiger gemacht. Für uns sind sie verlorene Söhne. Trotzdem sie Fleisch sind von unserem Fleisch, Blut von unserem Blut, Bein von unserem Bein.

„Die deutsche Bitternis" könnte man das Kapitel in unserer Geschichte überschreiben, das von unseren Auslandsdeutschen handelt. Sowohl von denen, die Bürger anderer Staaten geworden sind, als von denen — den allzu zahlreichen — die heute in ohnmächtiger Wut die Fäuste ballen, weil sie als Reichsdeutsche in feindlichem und neutralem Ausland unserem Titanenringen untätig zuschauen müssen. Ein einziger Trost ist uns beschieden, zu wissen, daß in Herz und Hirn der einen wie der anderen nur ein Gefühl brennt, nur ein Gedanke herrscht: wieder ganz Deutsche werden zu können.

Wir aber im Mutterlande, wir müssen ihnen dazu die Hand reichen. Wir müssen ihnen den deutschen Steigbügel halten; reiten werden sie schon können, sowie sie einmal oben sitzen. Wir haben viel gesündigt gegen sie, wir: das Reich und zahllose einzelne unter uns. Was das Reich verschuldet hat, das zu erörtern ist jetzt nicht die Zeit. Außerdem kann heute schon ruhig behauptet werden, daß der Auslandsdeutsche in künftigen Zeiten einen ganz anderen Halt an seinem Mutterlande haben wird als bis jetzt. Aber den einzelnen unter uns muß so manches gesagt werden.

Der Krieg hat uns so vieles aufgezeigt, was der Revision bedürftig, des Verlierens wert ist. Manches ist schon hinabgeschwommen, wohl auf Nimmerwiedersehen, da ein Strom nie etwas zurückbringt, was er einmal mitgenommen hat. Aber so manches hat er noch nicht fassen können. Es wäre schön, wenn seine reinigenden Wasser zum Beispiel das Urteil vieler unter uns über den Auslandsdeutschen läutern könnten.

In der Tagespresse wird seit Kriegsbeginn so manches Loblied auf unsere Landsleute draußen gesungen. Es war nicht immer so. Sie hat diese früher scharfer Kritik unterzogen, verdienter oder unverdienter, wer will das heute entscheiden? Sie hat ihnen besonders vorgeworfen, sie vergäßen ihr Deutschtum zu schnell und zu leicht, sie würden allzugern Bürger fremder Staaten, fänden den Heimweg nicht mehr, vergäßen ihr

Digitized by Google

Mutterland. Als wenn dieses sich so sehr seiner Kinder draußen angenommen hätte!

Aber hier soll nicht mit der Presse abgerechnet werden. Auf eine andere Erscheinung sei hingedeutet. Bittere Klagen sind mir zugekommen von Reichsdeutschen, die bis zum Kriegsausbruch im Ausland waren, ebenso wie von Auslandsdeutschen fremder Staatszugehörigkeit über die Behandlung, die sie hier erfuhren. Fast alle klagten sie über das Mißtrauen, die Scheelsucht und den Neid, den sie auslösten. Sie werden nicht als voll betrachtet, sie gelten als halbe oder Viertelsdeutsche, als Auch-Deutsche. Aus den Urteilen über sie klingt das heraus, was im Urteil der Welt über verlorene Söhne mehr oder minder laut mittönt: Mißgunst, Mißtrauen, Eifersucht, die Furcht, der Verlorene könne wieder in seine vollen Rechte eingesetzt werden, die er eigentlich doch verwirkt habe, kurz, der ganze Komplex wenig freundlicher Gefühle, die der outsider gewöhnlich auf sich lenkt.

Das ist für den Betroffenen furchtbar bitter. Weil in den allermeisten Fällen unverdient. Das, was neunzig Prozent unserer Auslandsdeutschen hinausgeführt hat, ist die absolute Notwendigkeit. Wenn's im eigenen Lande zu eng wird, wenn der gesteigerte Konkurrenzkampf hinausweist, wenn das Bedürfnis von Industrie und Handel tüchtige Kräfte draußen braucht, wenn die Erwerbung ausländischer Kenntnisse gefordert wird, wenn der Trieb, fremde Sitte, Sprache, fremdes Tun und Treiben kennen zu lernen, unsere Brüder und Schwestern hinüberführt über die nun leider einmal zu eng gezogenen Grenzen unseres Vaterlandes, wenn also, wie gesagt, in den weitaus meisten Fällen durchaus ehrenhafte Beweggründe unsere Landsleute ins Ausland wandern lassen, dann dürfen diese auch Anspruch auf diejenige Achtung und Vollwertung machen, die unsere in der Heimat gebliebenen Mitbürger fordern können. Oder beherrscht noch immer der Biedermaierstand punktunser Denken, daß nur der „sich redlich nährt", der „im Lande bleibt"?

Wenn wir ihnen die versagen, so ist das abscheuliche Undankbarkeit und zeugt von traurigem Unverständnis dessen, was unser Land seinen Söhnen draußen verdankt. Es wird niemand so naiv sein, behaupten zu wollen, unser Handel und unsere Industrie hätten sich die halbe Welt erobert ohne die tätige Mithilfe unserer Auslandsdeutschen. Es wird aber auch niemand den Satz vertreten, die Millionen Deutsche, die wir in den ersten zwei Dritteln, ja drei Vierteln des vorigen Jahrhunderts über das große Wasser geschickt haben, hätten dem eigenen Trieb und nicht der Not gehorcht. Es wird niemanden geben, der gewissen deutschen Kolonien an der Wolga, in Südwestrußland und im Kaukasus daraus einen Strick

Digitized by Google

dreht, daß sie das Vaterland verlassen haben, um religiösen Verfolgungen zu entgehen. Um so weher muß es dann den Zurückgekehrten tun, wenn sie in der Heimat Undankbarkeit ernten, wo doch ihre Aussaat auf vollen Dank hoffen ließ. Haben sich Hinz und Kunz jemals überlegt, wie schmerzlich es heute für einen Auslandsdeutschen sein muß, sich kurzerhand als Russe, Engländer, Franzose bezeichnet zu hören? Hat der Mann, der mir neulich beim Meinungsaustausch über Auswanderungsfragen mit vollem Unverständnis für die Ursachen dieser Erscheinung entgegenwarf: „Sollen halt nicht auswandern!", hat der Mann jemals eine klare Vorstellung von dem gehabt, was Auswandern überhaupt bedeutet? Warum man auswandert?

In vielen Köpfen ist auch jetzt noch nicht das Verständnis für den Wert jedes einzelnen Deutschen in den grandiosen Zeiten, die wir erleben, aufgegangen. Aber jeder einzelne bedeutet eine Kraft, jeder einzelne ist ein Baustein zu unserm Zukunftsgebäude. Unsere Zukunft ruht nicht auf unserer Organisation, auf unserem unbedingten Willen zum Sieg, auf der beispielslos erfolgreichen Benutzung aller Hilfsquellen, auf unserer Wissenschaft und unserer militärischen Überlegenheit als solchen, sondern auf dem deutschen Menschen als dem Träger dieser Organisation, dieses Willens, dieser Wissenschaft, dieser Überlegenheit. Darum ist uns ein einzelner Deutscher jetzt wertvoller als zehn Nichtdeutsche.

Klipp und klar haben's unsere Feinde gesagt, sie führten Krieg nicht nur gegen Deutschland, sondern gegen das Deutschtum überhaupt. So groß die Ruhe war, mit der wir den Fehdehandschuh aufgenommen, so felsenfest wir überzeugt sind, daß unsere Feinde nach dem Krieg erst recht mit deutschen Methoden sich werden befreunden müssen — after the war we shall have to prussianize everything! — so klar ist es aber auch für uns, daß wir ihnen dazu nicht die Hand reichen dürfen. Neu-Deutschland wird seine Söhne wohl selber brauchen können, statt sie hinauszuschicken, damit sie das Ausland lehren, wie man den Kampf gegen Deutschland führen soll.

Ein Bedenken, das hier wohl jedem auftaucht, soll gleich zerstreut werden. Es ist ja selbstverständlich, daß auch nach diesem Krieg wieder unsere Leute hinaus müssen; unsere Wissenschaft, unser Handel, unsere Industrie brauchen ihre Vertreter draußen. Vielleicht noch mehr als früher. Unsere Sache aber soll es sein, dies dann so zu führen, so zu leiten, daß wir nicht unser Bestes in fremde Hände gleiten lassen, die sich daraus eine Waffe gegen uns schmieden können. Noch ein anderes darf in diesem Zusammenhang erwähnt werden, etwas, das vielen unter uns schon längst ein Dorn im Auge war, ich meine unseren deutschen Dienstpersonalexport. Man begreift, daß der junge Kaufmann auf einige Jahre hinausgeht — man begreift allerdings schon weniger, daß er sein Können und Wissen um ver-

Digitized by Google

hältnismäßig geringen Lohn gibt — aber was man schwer versteht, ist das, daß wir Kindermädchen, Erzieherinnen, Kellner, Friseure und Bediente zu Tausenden exportieren. Es mögen ja fast ausschließlich ökonomische Gründe geltend gemacht werden, die da bestimmend sein sollen, manchmal ideale, aber es muß doch anders werden. Einmal, weil uns das das schöne Wort von der deutschen Bedientennatur eingetragen hat, zum zweiten, weil der Nutzen der ganzen Auslandsgängerei dieser Art nicht recht einzusehen ist, zum dritten, weil wir unsere Leute selber brauchen können. Besonders jetzt, wo ein beträchtlicher Teil unserer Jugend sein Leben dem Vaterlande hingegeben hat. Wir haben das Sparen mit allen möglichen Dingen gelernt, lernen wir noch das schönste Sparen hinzu, das mit unserm Menschenmaterial.

Neu-Deutschland wird große Kräfte brauchen. Wir besitzen sie. Draußen leben sie zerstreut; unsere Gegner sind so gütig, sie uns in Internierungslagern und ähnlichen schönen Einrichtungen für die Zukunft aufzubewahren. Andere harren in neutraler Übersee unseres Winkes. Die größte Reserve aber wartet auf unsern Ruf im heiligen Lande der Reußen. Wie wär's, wenn wir sie alle umgruppierten? Mit andern Worten, wenn wir sie zu uns nähmen nach Neu-Deutschland?

Denn, nochmals, Deutschlands Zukunft beruht auf den Deutschen. Diese in geschlossenem Massen im und am Mutterlande zu wissen, kann uns allein für kommende Zeiten sicher stellen. Freundschaften, Bündnisse, Verträge... wir haben's ja gesehen, was sie bedeuten. Wir sind auf uns selbst gestellt. Vergessen wir das nicht! Stellen wir uns auf unsere eigenen Füße! Erinnern wir uns, wenigstens dieses Mal, daran, daß die Gerechtigkeit im eigenen Hause am strengsten gehandhabt werden muß! Niemanden wird gerecht, wer allen gerecht werden will. Wir haben den Ausbruch eines solchen riesigen Hasses uns gegenüber erlebt, daß wir es verdienen würden unterzugehen, wenn wir nicht lernen, diesem Haß den einzig möglichen Damm entgegenzusetzen, den es gibt... Deutschland größer zu machen. Mit unerbittlicher Härte. Die auf unsere Vernichtung bedacht sind, haben jedes Recht auf Rücksicht verwirkt. Wenn wir unsere Grenze verrücken, muß da, wo deutsche Kraft in jahrhundertelanger Arbeit dem Fremden Kultur geschaffen hat, deutsches Neuland entstehen. Und das muß deutsch sein und bleiben. Und dort muß Platz geschaffen werden für unsere verlorenen Söhne.

Wir sind ihnen das schuldig als Lohn für das Furchtbare, was sie für ihr Deutschtum dulden mußten. Was wir aus Berichten Zurückgekommener wissen, was ich persönlich über die Schicksale unserer Landsleute in Rußland erfahren habe, ist fürchterlich. Ihren Peinigern müssen wir's lohnen, ihnen selbst aber auch, nur in anderer Weise.

Deutsches Volk, werde hart!

Digitized by Google

Soll unsere Jugend Englisch oder Französisch lernen?

Von Josef Hofmiller.

Der gegenwärtige Krieg hat für uns Deutsche vor allem eine Erweiterung des politischen Gesichtskreises zur Folge, so gewaltig und gewaltsam zugleich, daß sie eine Menge Ansichten, Dinge, Beziehungen gründlich umgestaltet hat und weiter umwandeln wird. Auch die Schulen werden sich daraus ihre Lehre ziehen müssen, ob sie wollen oder nicht. Geschichte und Geographie zum Beispiel werden, bis in die letzte Dorfschule hinein, etwas von jenem Welthorizont verspüren, wie er sich in dem Buche des Schweden Kjellen ausdrückt. Eine Menge Einzeltatsachen werden aus Lehrstoffen, Lehrbüchern und Prüfungen gegenüber den großen Linien zurücktreten müssen, wenn anders das Volk, die Deutschen wüßten sich mit erstaunlicher Geistesgegenwart und Raschheit einer neuen Lage anzupassen, von nun an auch für die Schule gelten soll, die bisher, aus einer Reihe von Gründen, deren Erörterung uns hier nicht aufhalten darf, der Entwicklung nur zögernd und in ziemlichem Abstande zu folgen pflegte. Als ich vor mehreren Monaten die durch den Krieg recht zusammengeschmolzene und durch einige privat studierende Damen und Herren nur wenig verstärkte Oberprima unseres Gymnasiums während der schriftlichen Reifeprüfung aus dem Französischen zu beaufsichtigen hatte, stellten sich Fragen, die bis dahin in stillen Winkeln des Gedächtnisses ungestört geschlafen hatten, mit einem Male wie in Reih und Glied und marschierten auf: Warum übersetzen heute, Dienstag, den 22. Juni, von 3 bis 6 Uhr, alle Abiturienten von ganz Bayern aus dem Französischen und ins Französische? Warum ist Französisch am Gymnasium Pflichtfach, Englisch dagegen nur Wahlfach? Warum nicht umgekehrt? Hat denn die französische Sprache, Literatur, Kultur für uns noch diese Bedeutung? Hat nicht das Französische eigentlich seine Rolle ausgespielt? Ist nicht sogar die gewiß nicht übermäßig bedeutende Stellung, die es noch in unseren Lehrplänen einnimmt, nur der letzte Rest einer jahrhundertlangen Botmäßigkeit, den wir abschaffen, und zugleich ein Unrecht gegen die englische Sprache und Literatur, das wir gutmachen sollten? Was würden diese Schüler bearbeiten, wenn statt Französisch Englisch Prüfungsgegenstand wäre? Eine Stelle aus Macaulay etwa, oder aus Carlyle. Wie wäre der Unterricht in der Oberklasse dann gewesen? Hätten die Schüler einen größeren geistigen Gewinn davon gehabt? Wie steht es in dem Punkt an den Realanstalten? Wäre es am Ende ratsamer, auch an ihnen mit Englisch anzufangen? Diese Fragen habe ich jetzt all die Wochen lang mit mir herumgetragen und mit Freunden und Berufsgenossen durchgesprochen, bis ich glaubte, mir darüber klar zu sein.

Im Jahre 1783 schrieb die Berliner Akademie folgende Preisfragen aus: Qu'est-ce qui a rendu la langue française universelle? Pourquoi mérite-t-

Digitized by Google

elle cette prérogative? Est-il à présumer qu'elle la conserve? Drei Sätze, von denen ein einziges Wort überflüssig war, dessen Weglassung sofort der Frage Ernst, Tiefe und Bedeutung gegeben hätte, das Wort Pourquoi. Aber durch diese Weglassung hätte die Preisfrage eine Spitze gegen den Herrscher bekommen, dessen literarischer Liebhaberei sie doch huldigen sollte: gegen Friedrich den Großen. Der Franzose Rivarol gewann durch seinen heute noch lesenswerten Discours sur l'Universalité de la Langue française den Preis unter ausdrücklicher Zustimmung der Akademie, welche seine Abhandlung in einen vom König unterzeichneten Sendschreiben neben die Werke Voltaires stellte. Preisfrage, Preisschrift und Preiszuerkennung erscheinen uns, die wir den Vorgang aus der Entfernung von mehr als einem Jahrhundert erblicken, als der glänzende Nekrolog auf das Französische als Weltsprache. Denn schon gärt es gewaltig in allen nationalen Literaturen, und schon bereitet sich der Siegeszug der Sprache vor, die nunmehr zur wirklichen Weltsprache wird, des Englischen. Edward Gibbon, der große Geschichtsschreiber des sterbenden römischen Weltreichs, hatte 1761 noch sein erstes Werk Französisch geschrieben by the desire of being generally understood on the Continent, und den Vorzug dieser Sprache begründet by the merit of her writers, the social manners of the natives, the influence of the monarchy and the exile of the Protestants. Aber auf den letzten Blättern seiner Autobiographie verzeichnet er bereits Übersetzungen seines Hauptwerks ins Französische, Italienische und Deutsche, und schreibt den stolzen Satz: The conquests of our language and literature are not confined to Europe alone, and a writer who succeeds in London is speedily read on the banks of the Delaware and the Ganges.

Seitdem ist das Englische zur Weltsprache geworden in größerem Umfang, als es in früherer Zeit selbst das Lateinische gewesen war. Ihm hat das Französische Rang, Wichtigkeit, Internationalität abgetreten, und ihm gegenüber muß es darum auch auf unseren höheren Schulen in die bescheidenere Stellung zurücktreten, die ihm zukommt. Ich weiß nicht, von wem der Ausspruch stammt The world is rapidly becoming English; jedenfalls war er richtig bis in die letzten Jahre. Der Weltkrieg ist nur entstanden, weil allmählich überall dies rapidly becoming English auf die deutsche Konkurrenz stieß, die, gleich der Fru Swinegel im Volksmärchen rief: „Ick bün all hier!" Ob wir an die Möglichkeit glauben oder nicht, daß die nächste Weltsprache das Deutsche sein wird; wie wir uns auch unsere zukünftigen Beziehungen zu England vorstellen mögen, in jedem Falle gibt es für uns keine Wahl, als immer intensiver Englisch zu treiben, immer gründlicher Englisch zu lernen, denn das Volk, die Macht, das Imperium, mit dem wir uns in absehbarer Zeit, friedlich oder nicht, immer wieder auseinandersetzen müssen, ist erstens England, zweitens England und letztens England. Gewiß ist es unsere innerste Überzeugung,

Digitized by Google

daß die ganze Welt, besonders England, nichts tun kann, was wahrhaftiger und tiefer bildet, als ordentlich und richtig Deutsch lernen; aber ebenso gewiß ist es unsere Pflicht, in einem Augenblick, da zu unserer Erheiterung französische und englische Schüler ihrer Abneigung gegen unsere schwere, herrliche Sprache ein nationalistisches Mäntelchen umhängen dürfen, unsere von unsern Feinden immer wieder bejammerte Energie und Fertigkeit im Erlernen fremder Sprachen zu bewahren, womöglich zu steigern und auf das Gebiet hinzulenken, dessen pénétration pacifique, um diesen hübschen französischen Euphemismus zu gebrauchen, unsere Aufgabe für die nächste Zeit sein wird.

Das Imperium! Weltsprache ist nur der Ausdruck von Weltmacht. Der Horizont der französischen Literatur heißt Paris, derjenige der englischen The Empire. The Rise of the Empire. The Makers of the Empire. Deeds that won the Empire. Greater Britain. Britain beyond the Seas. The Expansion of England: das ist der unausgesprochene und selbstverständliche Unter- und Hintergrund alles in englischer Sprache Gedruckten auch für den Briten, der von den Namen Besant, Escott, Seeley nie in seinem Leben etwas hat läuten hören, für den die Literatur mit dem Rennzettel und das Drama mit dem Kino anfängt und mit dem Melo aufhört. Englische Literatur atmet, mehr als jede andere der Welt, die starke Luft der großen Politik, an die sich deutsche Lungen so ungern gewöhnen wollen, und an die sie sich doch werden gewöhnen müssen, da es in den nächsten Jahrhunderten kaum eine mildere zu atmen geben dürfte.

Es trifft nur eine andere Seite dieser reichen Literatur, wenn man von ihr sagt, sie besitze mehr denn jede, mit Ausnahme der deutschen, household character. Eben das macht sie dem jugendlichen Alter angemessener und anziehender. Im Französischen ist der Schüler, wann er endlich für Perraults Märchen sprachlich reif wäre, inhaltlich gerade in diesem Alter längst darüber hinausgewachsen und ihrer Sphäre entfremdet; was man ihm aber vorher bieten kann, sind mehr oder minder alberne Anekdoten, Gespräche, Lesestücke, durch die er sich seufzend hindurchlangweilt. Ins Englische watet er vergnügt hinein wie in einen herrlichen Strand, von Nursery Rhymes zu Märchen, vom Gulliver zum Robinson, ahnungslos, wie tief er schon mit beiden Füßen in der Weltliteratur steht. Von der ersten Stunde an ist ihm das Englische, was ihm das Französische kaum in der letzten des obersten Kursus wird: anheimelnd und traulich, Kamerad und Spielgenoß. Germanischer Sprachbau und Wortschatz helfen ihm ins neue Idiom hinübergleiten, Sprache und Schriftsteller halten Schritt mit der Altersstufe. Aus diesen Gründen wäre es gerade für Realschulen so ratsam, mit Englisch zu beginnen. Jeder Lehrer des Französischen an Realanstalten weiß, wie dornenvoll dessen Anfänge, wie stockend die Fortschritte, wie karg die Ergebnisse des sechsjährigen Kursus sind im Vergleich mit denjenigen des (in Bayern nur zweijährigen) englischen.

Digitized by Google

Englisch könnte für Realschulen wirklich jenes Verstand und Gemüt stärkende Mittel geistiger Bildung und Erziehung sein, das ihnen Französisch nie wird und nie werden kann. Selbst Schüler, die nach dem vierten Jahr austreten, nähmen am Englischen, das sie getrieben haben, einen Besitz mit hinaus, der sie freut, und nicht einen Ballast,den sie wegwerfen; denn vom Französischen haben sie auf dieser Stufe garnichts. Wenn man in den beiden oberen Klassen der Realschulen Französisch mit der Anzahl der Wochenstunden treibt, wie bisher Englisch, zu rein praktischen Zwecken, ohne viel Grammatikdrill, etwa wie man am Gymnasium Italienisch lernt, ohne schriftliche Übungen, so daß als Ziel die Lektüre eines praktischen Sprachbuchs wie Krons Petit Parisien vorschwebte, so wäre das vollauf genug, und durch Möglichkeit und Vertiefung einer wirklichen Schriftstellerlektüre im Englischen mehr als aufgewogen.

Das Wesen französischer Literatur ist Fasson, das Wesen englischer ist Kaliber. Darum wäre es auch für die Schüler der humanistischen Gymnasien soviel bildender, wenn sie statt des Cid Richard den Dritten läsen, statt des Tartüff den Kaufmann von Venedig, lieber Tom Brown's School Days als die Mémoires d'un Collégien, und lieber englische Balladen als die Légende des Siècles. Englisch gibt dem Gymnasiasten in jedem Sinn mehr zu beißen: mehr Substanz und mehr Schwierigkeit. Schwere Stellen bei Molière sind Untiefen, die man abtastet; bei Shakespeare, Gipfel, mit denen man ringt. Welcher Gewinn für Literatur und Kulturerkenntnis, wenn endlich einmal mit der Mythe vom Grand Siècle als einer Blütezeit großer Dichtung aufgeräumt würde, wo es doch nur eine Zeit feiner, aber blutarmer Literatur war! Wer so ehrlich ist, zu bekennen, daß er weder zu Corneille noch zu Racine, noch zum Molière der Versdramen das rechte herzliche Verhältnis habe, befindet sich in ausgezeichneter Gesellschaft, vom Lessing der Dramaturgie an bis zum Taine des Ancien Régime. Was von französischer Literatur unvergleichlich und unnachahmlich ist, ihr Geschliffenstes und Reifstes, das wehrt sich mit Händen und Füßen gegen Behandlung in der Schule: Literatur von Skeptikern für Skeptiker, von Weltmännern für Weltmänner, von Fein- und Kleinkünstlern des Worts, der Wendung, des Ausdrucks für Genießer und Kenner. Damit stehen wir vor der Grundtatsache: daß nämlich, alles in allem genommen, die englische Literatur ein Produkt aus erster, die französische aus zweiter, wenn nicht dritter Hand ist; daß, so unschätzbar die Wirkung der französischen auf die deutsche im Mittelalter, so schädlich ihr Einfluß in den kommenden Jahrhunderten war, vom Alamode-Roman und Alexandrinerdrama bis zum Naturalismus Zolas und den Kaffeehaus-Ismen von vorgestern und gestern früh, wohingegen, so oft deutsche und englische Literatur sich streifen, ein zauberhaftes Keimen und geheimnisvolles Blühen anhebt. Seit Rabelais etwa ist die Berührung mit französischer Literatur für die deutsche

Digitized by Google

unfruchtbar, verdorrend, zerstörend, die mit der englischen belebend, befruchtend, schöpferisch, von den Komödianten an über Defoe bis zu Richardson, von Miltons Paradies bis zu Percys Balladen, von Fielding über Sterne bis zu Scott und Dickens.

Diese Aufeinanderfolge der lebenden Fremdsprachen ist so wenig neu noch unbewährt, daß nur die Unmöglichkeit, in der Sommerfrische die amtlichen Jahresberichte der höheren Schulen einzusehen, mich hindert, all die sechs- und neunklassigen Latein- und Realanstalten zu nennen, an denen sie längst und mit bestem Erfolge durchgeführt ist. Es handelt sich dabei durchaus nicht etwa nur um die Hansestädte, wo sich allerdings schon aus rein praktischen Erwägungen am frühesten und am stärksten die Notwendigkeit herausstellte, mit Englisch zu beginnen. Für Lateinanstalten jeder Art scheinen mir die Vorteile dieser Gestaltung des Lehrplans, gleichviel, ob der englische Unterricht, wie an humanistischen Gymnasien in Untersekunda, oder wie an Realgymnasien in Tertia einsetzt, derart einleuchtend, daß ich nicht glaube, es lasse sich ein ernstlicher Einwand gegen sie vorbringen; im Gegenteil erfährt, wegen des enormen lateinischen Prozentsatzes des englischen Lexikons, durch einen für alle Schüler pflichtmäßigen englischen Unterricht gerade das Lateinische in Bezug auf Wortbestand, Satzbau und Stilistik eine fortwährende Anknüpfung, Befestigung und Wiederauffrischung. Die Möglichkeit, ein Englisch zu schreiben, das aus lateinischen Vokabeln und germanischen Bindegliedern besteht, ist so groß und von den berühmtesten englischen Schriftstellern so stark benützt worden, der Gebrauch des lateinischen Bestandteils der englischen Sprache für gewisse Gattungen der Darstellung — man denke an alles, was wissenschaftlicher, historischer, philosophischer, diplomatischer Stil ist —, so gebieterisch und beinahe ausschließlich, daß zum Beispiel Texte, wie die Übersetzung des Deutschen Weißbuchs fürs neutrale Amerika, oder nur ein einigermaßen gut geschriebener Leitartikel der Times dem Englisch treibenden Obersekundaner eines Gymnasiums ebenso ohne weiteres verständlich sind, wie sie andererseits dem Abiturienten einer Realanstalt ohne Latein, trotz all seines gelernten und geübten Französischen und trotz des zweijährigen Englischen, beträchtliche Schwierigkeiten machen, eben weil er jenes Englisch des gehobenen Stils überhaupt kaum mehr zu Gesicht bekommt, wenn er mit Französisch beginnt und erst im fünften Jahr Englisch darauf setzt. Umgekehrt ergibt sich daraus, daß nicht nur der wahlfreie Kursus im Latein an Oberrealschulen, dessen erfolgreicher Besuch z. B. für die Berechtigung zum Studium der Jurisprudenz vorgeschrieben ist, auf Grund eines soliden englischen Unterbaus dem Schüler bedeutend leichter fällt, dem Lehrer viel mehr Anknüpfungsmöglichkeiten bietet, und das Wahlfach mit dem Pflichtfach ungleich inniger zusammenschweißt, sondern sogar dem Realschüler, der nicht Latein lernt, ein sechs

Digitized by Google

Jahre lang gründlich durchgeführter und systematisch aufgebauter englischer Kursus jenes dem Englischen, Französischen, Italienischen und Spanischen gemeinsame, europäische, technische, gelehrte, abstrakte Wortmaterial vermittelt und ihm dadurch bis zu einem gewissen Grad ein Surrogat fürs Lateinische gewährt.

Ich möchte noch um einen Schritt weiter gehen und behaupten, daß sogar die Aneignung des dem Französischen und Englischen gemeinsamen Wortschatzes leichter ist, wenn mit Englisch begonnen wird. Das wissenschaftliche Vokabular ist so gut wie identisch; die aus dem Französischen überkommenen Wörter aber sind, dem Jahrhundert ihrer Einverleibung entsprechend, zum großen Teil noch voller, länger, weniger verstümmelt, so daß sich ihre kürzere, verschliffene und verstümmelte französische Gestalt leichter erschließt als umgekehrt.

Für den einfachen Realschüler, für den wie bisher Englisch und Französisch Pflichtfächer bleiben werden, läuft schließlich die ganze Frage darauf hinaus: von welcher Sprache hat er mehr, gleiche Dauer des Kursus vorausgesetzt, mehr für Kopf und Herz, mehr für Phantasie und Erkenntnis, mehr im praktischen Leben, als Kaufmann, Techniker, Bankbeamter usw. Das Französische gibt ihm bis zur sechsten Klasse weder an Verstandesschärfung, noch an seelischen Werten nur annähernd soviel, wie dem Gymnasiasten, der mit erlangter Einjährigenberechtigung abgeht, das Lateinische gibt; wie wenig selbst das letztere eigentlich ist, zeigen die volkstümlichen Wendungen, welche diese vorzeitige Abbrechung des gymnasialen Studiums als ein Scheitern, ein Ersticken bezeichnen. Wenn der das Gymnasium mehr oder weniger freiwillig verlassende Untersekundaner von seinen sechs Jahren Latein immerhin Nepos, Cäsar, Livius und Ovid hat — abgesehen von der nicht zu hoch, aber auch ja nicht zu gering zu schätzenden geistigen Zucht durch das Lateinlernen an sich —, so hat der Realschüler von seinen sechs Jahren Französisch in Bezug auf Schärfung des Sprachgefühls nichts gelernt, was er nicht an seiner Muttersprache hätte besser lernen können; daneben eine vom Standpunkt echter Bildung aus wertlose, meist recht fragwürdige, jedenfalls mit viel zu viel kostbarer Zeit erkaufte Parlierdressur, die sich, nicht fortgesetzt, raschestens in ein Nichts auflöst; von französischen Schriftstellern bewältigt er auf dieser Stufe günstigenfalls die harmlosesten Lettres de mon Moulin oder die zahmsten Histörchen von Maupassant — leichte Ware ohne Charakter und Kaliber; von wirklicher französischer Literatur erfährt er nichts, kann er nichts erfahren, weil er für sie viel zu jung ist, während er ins Englische so rasch hineinkommt, daß er, wie vorhin angedeutet, schon im zweiten Unterrichtsjahre mit der Lektüre von Originalwerken beginnen kann. Auf dieser Stufe wird ihm auch ein so liebenswürdiges, leichtes Ding wie Little Lord Fauntleroy sicher Freude machen, zu dem er nach dem jetzigen Lehrgang erst mit sechzehn Jahren zu kommen pflegt, wo

Digitized by Google

es doch für ihn nur mehr Konfekt ist, während er Brot möchte und nötig hätte. Allmählich rückt er auf zu mann- und herzhaften Erzählern wie Mark Twain, Stevenson, Cooper, Walter Scott, Dickens. Schon im zweiten Unterrichtsjahr kann er ein historisches Originalwerk wie die Tales of a Grandfather oder Dickens' A Child's History of England meistern, um am Schluß bei Macaulays Lord Clive, bei Froudes Oceana, bei Seeleys Expansion zu landen. Sollte er nicht sein Studium durch die Lektüre des Julius Caesar oder des Kaufmanns von Venedig krönen können? Sobald man den Mut hat, sich zweierlei einzugestehen: erstens, daß alles, was dem Realschüler an französischen Autoren zugänglich ist, wenig Wert hat; sodann daß Sprachenstudium ohne eine möglichst früh einsetzende herzstärkende Schriftstellerlektüre eine öde und nichtsnutzige Zeitvergeudung ist, — sobald man daraus die Konsequenz zieht, und lieber eine Sprache gründlich treibt, als zwei halb, erhält die Realschule jenes sprachliche Hauptfach, das sich neben dem Latein des Gymnasiums mit Ehren sehen lassen kann, und das ihr bisher, allen Reformen zum Trotz, abgeht.

Als Wahlfach wird Französisch auch am Gymnasium zu seinem Recht kommen. Wenn im ersten Jahr eines dreijährigen Kursus zu drei Wochenstunden, am zweckmäßigsten zweimal anderthalbe, die Formenlehre, im zweiten die Syntax durchgenommen wird, unter beständiger Verwertung einer guten Chrestomathie, deren es erfreulicherweise Dutzende gibt, so steht nichts im Wege, zum Abschluß den Misanthrope, Frau von Staëls Buch über Deutschland, Thierry, Taine, kurz, was man will und soviel man Zeit hat, zu lesen. (Warum, nebenbei, gibt es an unsern Universitäten keine Abendkurse, in denen mit Studierenden aller Fakultäten, nicht nur künftigen Philologen, Homer und Sophokles, Catull und Lukrez, Dante und Boccaccio, Shakespeare und Carlyle, Molière und die großen Moralisten gelesen würden: ein Lesen um des Lesens willen, ohne lange Einleitung, ohne viel Kommentar, ohne philologisches Zerpflücken? Ich bin überzeugt, der Versuch würde zeigen, wie groß das Bedürfnis war. Ist es nicht schade, daß die meisten Studenten, die nicht Philologen werden wollen, ihr fremdsprachliches Können mit dem Augenblick, wo sie das Gymnasium hinter sich haben, verrosten und verschimmeln lassen? Eine Frage, die gelegentlich eingehend zu erörtern sein wird.)

Durch das Englische würde auch ein großes, schönes und fruchtbares Feld erst eigentlich erschlossen, das jetzt halb nebendraußen liegt, und an dem der Schüler allzurasch vorbeigeführt wird, ohne mehr als einen flüchtigen Blick hineinwerfen zu können: niederdeutsche Sprachdenkmale im weitesten Sinn, vom Heliand, niederdeutscher Bibel, altfriesischen Weistümern, plattdeutschen Märchen bis zu Reuter, Brinckmann und Klaus Groth. Von hier aus führen die Wege nicht nur hinüber zum Holländischen und Vlämischen, sondern zu

Digitized by Google

einer besseren Erkenntnis der historischen und lebenden deutschen Mundarten überhaupt, zum Hildebrandslied und zu den alemannischen Dichtungen Hebels, zu Kobells Brandnerkasper und Boandlkramer wie zu Stelzhammers oberösterreichischen Idyllen, zum Kampfgesang von Spinges wie zum echten Schnaderhüpfel und zu schweizerischer Lyrik. Dieser Krieg hat uns Deutschen mehr denn je geoffenbart, was für eine wundervolle und lebendige Gewalt unsere deutschen Stämme sind, so mächtig und vielfältig wie die Bäume in einem uralten Wald, wo ein jeder prachtvoll anders geartet ist, und dennoch alle einträchtiglich und lieblich beisammen stehen, Wurzel an Wurzel und Wipfel an Wipfel. Sollte dies kostbare Bewußtsein nicht ein Gut sein, das schon die Schule treulich pflegt? Sollten nicht die Deutschen angeleitet werden die Stimmen der Bruderstämme zu vernehmen und in den Mundarten ein ehrwürdig Stück edlen Erbgutes zu erkennen und zu schätzen, nicht bloß ein Kuriosum, geschweige denn ein Pudendum? Aber — und damit kehren wir zu unserer These zurück — diese Erkenntnis wird erst fruchtbar durch das Lernen einer der niederdeutschen Sprachen, von denen für die Schule weder Holländisch noch Vlämisch in Betracht kommen, sondern einzig das Englische. Wir sahen vorhin, wie reich der Bezirk dieser Sprache ist: traulich zugleich und weltpolitisch. Household Words und Empire. Wir wissen, welche Menge lateinischer und romanischer Wörter von den Engländern als gute Prise erklärt, wie sie immer respektabler geworden sind und als sprachliche Nobility auf hohen, steifen, goldenen Stühlen thronen. Aber erst, wenn wir uns klar machen, wie stark der germanische Unterbau ist, sehen wir, welchen Gewinn ein ernstliches Studium nicht nur des Lateins und des Französischen, sondern auch des Deutschen aus der Beschäftigung mit diesem so sonderbar zwiefältigen und zwiespältigen und dennoch so organisch zur Einheit gewachsenen Idiom zu ziehen vermöchte.

Man kommt ums Englische nicht herum, auf welchem Gebiet auch immer man sich geistig weiter beschäftigt: ob man photographiert oder seinen Garten baut, Archäologie oder Zoologie als Spezialfach wählt, Politik oder Psychologie studiert, selbst wenn man nur in Spanien, Frankreich, Italien reist, überall stößt man auf das englische Buch, das man gelesen haben muß, wenn man den Gegenstand ganz kennen lernen will. Mag man die Sprache als Nahrung, als Muskelstärker für den Geist ansehen, oder als bloßes Verkehrsmittel, als Schlüssel zu einer Bibliothek, als Waffe, — immer wird das Englische dem Französischen überlegen sein, das ihm gegenüber etwas vom supplément littéraire hat. (Es ist durchaus nicht die Absicht dieser Seiten, mehr zu sein als eine Anregung; die Gründe z. B., warum auch an Mädchenschulen Englisch die erste und Französisch die zweite Stelle einnehmen sollte, liegen auf der Hand.) Englisch bedeutet nicht nur Großbritannien und Irland, es bedeutet ebenso gut Vereinigte Staaten, Indien, Kanada, Australien, Ägyp-

Digitized by Google

ten, Südafrika, — the World-Wide Empire. Noch fühlen wir uns unheimlich in diesem Riesenreich, wie der Bursche des Volksmärchens im verwunschenen Schloß. Es ist so groß, daß wir uns fast fürchten möchten. Eben dies Gefühl der Fremdheit müssen wir völlig abstreifen und keck in diesem Märchenland herumspazieren, ohne Sorge, hinter jeder Tür könne der boshafte alte Hexenmeister stehen. Wenn wir unsere Blödigkeit ablegen und uns den ganzen Zauber scharf begucken, kommen wir bald dahinter, daß auch in dieser Küche mit Wasser gekocht wird, und das Ding durchaus nicht so märchenhaft niederschmetternd ist, wie wir vermeint hatten. Die Völker werden auf der Erde desto mehr und gewichtiger mitzählen, je mehr sie das Gruseln vor England verlernen. Wir haben bereits einen ganz hübschen Anfang in der Richtung gemacht und brauchen nur fortfahren.

Wenn der Bayer ausdrücken will, man müsse sich gleich an die richtige Adresse wenden, sagt er: „man muß zum Schmied gehen, nicht zum Schmiedel". Ich glaube wirklich, daß Frankreich zum mindesten seit 1870, wenn nicht schon seit 1815, nur mehr der Schmiedel ist, und England der Schmied. Der Herzog — um mit Fiesco zu sprechen — ist gefallen. Werfen wir ihm den Mantel nach!

Digitized by Google

Die Zukunft der Deutschamerikaner.

Von Fritz Bley in Berlin.

"I put the Yankee on top o' the world!" Ich sehe immer noch das entsetzte Erstaunen der ehrwürdigen Wirtin zu Philadelphia, der ich vor nun bald vierzig Jahren zur Antwort die höfliche Gegenfrage gab: "Oh, do you?"

Amerika hat die Berechtigung zu der schönen Selbstverständlichkeit, mit der sich jeder Yankee für das auserlesenste unter Gottes Geschöpfen hält, inzwischen geschichtlich noch nicht erwiesen, und es scheint auch heute noch nicht zu ahnen, daß das Schicksal ihm diese Pflicht in der Auseinandersetzung mit Japan nähergerückt haben dürfte als je zuvor. Es berührt sich darin mit Alt-England, das trotz seiner unzähligen Kolonialkriege seit den Tagen Wilhelms des Eroberers nicht ein einziges Mal für seine eigene Unabhängigkeit hat kämpfen müssen und in dem Wahne seiner insularen Sicherheit die Eigenschaften entwickelt hat, als deren letztes und vollkommenstes Ergebnis wir den Yankee vor uns haben. Diesem sind in seiner Mischung von Nützlichkeitsmeierei, verschlagener Erwerbsgier und Scheinheiligkeit die Vereinigten Staaten das vorbildliche Beispiel für die Entwicklung der Menschheit schlechthin. Da predigt jetzt wieder ein Professor Nicholas Murray Butler in seiner Schrift über „Die Vereinigten Staaten von Europa", unbelehrt durch die blutigen Schrullen der französischen Revolution, als Forderung des Weltgedankens und Allheilmittel für die bemitleidenswerte kranke alte Welt die Errichtung eines Völkerbundes, in dem es keine Kaiser und keine Könige, keinen Militarismus und natürlich keinen Krieg mehr geben würde. Nur noch friedliche Ermahnung, Schiedsgerichte und als letzte entscheidende Stelle für alle Streitigkeiten den gemeinsamen Druck aller Völker von wirklicher Kultur, die „mit schlichten Schlüssen alles entscheiden" werden, was in dem neuen Staatengebilde die republikanischen Tugendbolde des ehemaligen Frankreichs von den Staatsvätern des ehemaligen Deutschlands oder Rußlands scheidet. Und während drüben auf der andern Seite des Stillen Weltmeeres, auf dem es jetzt so lärmend zugeht, mit listigem Lächeln der Samurai auf die Stunde seiner kriegerischen Rasse wartet, setzt Herr Butler ganz im Sinne Roosevelts und anderer auseinander, daß in dem gesamteuropäischen Zukunftsstaate die Rassengegensätze keine geheimnisvollen Folgen des Bodens und des Klimas, sondern das Ergebnis sozialer und politischer Bedingung sein würden und daß die Vereinigten Staaten das vorbildliche Beispiel für die Aussöhnung dieser Gegensätze damit gegeben hätten, daß hier der (wieder hört man Roosevelt!) so unangenehm empfundene Bindestrich immer mehr verschwinde und der Deutsch-, Irisch- oder Slawo-Amerikaner ein Amerikaner schlechthin werde.

Aus dieser Gepflogenheit entspringt ein Zug, der den Yankee von seiner englisch-puritanischen Urform immerhin nicht unwesentlich unterscheidet. Wäh-

Digitized by Google

rend John Bull über die Gedankenwelt des „Kleinengland" hinausgewachsen ist und selbst die Fragen seiner inneren Politik wesentlich von den großen Welthandelsfragen, die ihm gleichbedeutend mit Weltmachtfragen sind, behandelt wissen will, ist doch Bruder Jonathans Sohn noch immer geneigt, die Plattform seiner Partei für den Mittelpunkt der Weltgeschichte und alle Kämpfe der weiten Welt für belanglose Zwischenspiele zu halten. Nicht ob in den europäischen Mittelmächten die Gedankenwelt siegt, die gelegentlich auch ihm als innerste Triebkraft der Weltgeschichte angepriesen wird, sondern ob die deutsch-amerikanischen Händel zu einer Spaltung der demokratischen Partei oder gar am Ende bei der nächsten Präsidentenwahl zum Siege der Republikaner führen: das bleibt für ihn allein bestimmend und entscheidend.

Und wie sollte es das auch nicht? Hängt doch an dieser Entscheidung das Wohl und Wehe aller der Politiker, die von den Wahlmachern, den Bossen, nach dem Siege ihre Belohnung erhalten! Denn querweg über alle Sonntagsfrömmigkeit bleibt der oberste Grundsatz des Alltags in Onkel Sams weiten Staaten: „Dem Sieger die Beute!" Daß es Narren geben könnte, die eine Sache um ihrer selbst willen betreiben, aus reiner Vaterlandsliebe sich für diesen Gedanken opfern, erscheint dem waschechten Yankee schlechthin unfaßlich. Und für das Yankeegirl bleibt der smarte Geschäftsmann der einzig begehrte Freier.

Das schwere Schicksal des in diese Welt hineingestellten Deutschen ist selten nur in seiner Tiefe verstanden. Fernande Richter hat im Jahre 1906 in einem schönen Gedichte m. E. am treffendsten den seelischen Widerstreit des der echten Heimat Entfremdeten und doch nicht zum echten Kinde des fremden Landes Gewordenen gefaßt:

„Dein Kinderglaube ging verloren,
du lerntest: Lebensziel sei Gold.
Und dennoch klingt dir's in den Ohren
vom Glück, wie du es einst gewollt,
des Herzens wunderhohe Weise,
die dir gerauscht der deutsche Wald
zur Jugendzeit — — die kaum noch leise
in deiner Seele widerhallt."

Wenn solche Mahnung nur selten noch die Herzen der Alten ergriff: wie konnte es wundernehmen, daß die Jugend nach den rings um sie her geschauten Vorbildern dem großen Tanze um das Goldene Kalb sich anschloß, für den es keine höheren Götter gibt, als den Erfolg! Und doch: wie mancher von den Alten mag gerade hierin in Stunden kühlen Selbstbesinnens das schwerste Leid der Fremde empfunden haben; denn selbst wenn diese Kinder noch seine Sprache kannten, war sie ihnen nicht mehr der Laut der trauten alten Heimat!

„Du liebst das Land, das sie geboren,
du liebst die Luft, die sie umweht
und dich; doch ist der Weg verloren,
auf dem ihr eng zusammengeht.
Im tiefsten Herzen deutsch geblieben
und ach, so fremd dem deutschen Blut;
kein echtes Hassen, rechtes Lieben:
das ist der Fluch, der auf uns ruht!"

Wie konnte man sich bei dieser Sachlage darüber wundern, daß die Deutsch-amerikaner, um aus diesem Herzenszwiespalte herauszukommen, so oft versucht haben, den Bindestrich von sich abzutun und als smarte Geschäftsleute

Digitized by Google

Nur-Amerikaner sein zu wollen. Gar mancher von ihnen ist damit bedenklich schnell zu großem Vermögen gelangt. Aber sobald er in der Politik Fuß zu fassen versuchte, stieß er auf das "I don't know!" der Yankees. Selbst den Angesehensten unter den geistigen Größen des amerikanischen Deutschtumes wurde gelegentlich um der deutschen Stimmen willen ein Staatssessel nur unter der Voraussetzung eingeräumt, daß sie hübsch bei der deutschen Selbstverleugnung blieben und ihre Wählerschaften dabei hielten.

Und um gerecht zu sein und zu verstehen, warum die amerikanischen Deutschen in alter Zeit es nicht zu jener inneren Geschlossenheit gebracht haben und bringen konnten, die die Voraussetzung eines für sie nutzbringenden politischen Auftretens hätte sein können, muß man die Geschichte der deutschen Auswanderung unbefangen ins Auge fassen und insbesondere bedenken, daß diese in der deutschen Heimat zunächst durchaus ganz und gar nicht als etwas Rühmliches gegolten hat. So konnte es denn auch nicht ausbleiben, daß diese Auswanderer — ganz und gar abzusehen von den Vertriebenen! — gegen die Heimat ein gewisses Gefühl der Bitterkeit behielten, das sich drüben im Lande der Freiheit in verstärkten Stolz auf die neue Heimat umsetzte. Dies um so mehr, als der Kampf mit der Wildnis ihnen neue Lebenswerte bot und sie mit einem Selbstvertrauen erfüllte, das sie in den engen Verhältnissen der drei bis vier Dutzend deutscher Vaterländchen nie hätten gewinnen können. Es sind tapfere Kerle gewesen, die damals als erste Pioniere Schritt für Schritt gegen Westen vorgedrungen sind. Als William Penn im Jahre 1683 die Stadt der Bruderliebe begründet und Philadelphia getauft hatte, folgte ihm sofort der Deutsche Franz Daniel Pastorius, der niederrheinische Mennoniten in Germantown ansiedelte, das heute eine Vorstadt von Philadelphia bildet. Auch nach Maryland ist von Anbeginn ein starker deutscher Zustrom gezogen, namentlich vom Niederrhein, während die Pfälzer nach Virginien und beiden Carolina wanderten, von wo sie den Tabaksbau in ihre Heimat gebracht haben. Württemberger und Hessen folgten, insbesondere aber Elsässer, die bezeichnenderweise zur Zeit der französischen Herrschaft in Scharen auswanderten. Dazu sind dann noch 1734 vertriebene Salzburger gekommen. Die Nachkommen dieser verschiedenen Stämme haben sich namentlich um die Erschließung des jenseits des großen Waldgürtels liegenden Kentucky ein sehr viel größeres Verdienst erworben, als Roosevelt in seiner einseitigen Darstellung von David Boones Kämpfen vermuten läßt. Aber gerade Boone und Kentucky zeigen, wie das in sich geschlossene Engländertum den aus so grundverschiedenen Verhältnissen herkommenden Deutschen in der Führung durchaus überlegen war.

Das ist dann auch später in den Nordweststaaten hervorgetreten. Die dortigen Ansiedler brachten aus Mecklenburg und Pommern, sowie aus anderen landwirtschaftlichen Gegenden Deutschlands alle die guten Eigenschaften mit, die sie auf dem fruchtbaren Neulande von Illinois, Wisconsin, Minnesota usw. zu

Digitized by Google

hohem wirtschaftlichem Erfolg befähigten. Aber aus der Enge ihrer Herkunft konnten sie unmöglich den Blick für die Verzwicktheit der amerikanischen politischen Verhältnisse gewinnen, und so sind sie von den Stumpfrednern, die ihnen in plattdeutscher Sprache heute die Herrlichkeit der demokratischen und morgen die der republikanischen Partei auseinandersetzten, beschwindelt und für ihre Befangenheit obendrein ausgelacht worden. Nicht besser freilich ist es den um kaufmännischen Erwerbes willen in die Städte gezogenen Deutschen ergangen, die ihrem Sichzurückgesetztfühlen bezeichnenden Ausdruck gaben in dem Schimpfworte "Know nothings", mit dem sie die kalt-stolzen politischen Geschäftemacher bedachten. Auf die schärfste Formel gebracht hat die politische Stellung der Deutschen zu den Amerikanern der erfolgreichste, berühmteste und verehrteste Deutschamerikaner seiner Zeit, Karl Schurz. Im Jahre 1886 begründete sich in Neuyork unter Vorsitz des Herrn Oswald Ottendörfer ein Verein zum Schutze deutscher Kultur. Unter den Anwesenden befanden sich u. a. Herr Steinweg, der Sohn des Klavierfabrikanten in Braunschweig, dessen Firma sich drüben auch im Namen halbenglisch Steinway nennt, u. a. m. Karl Schurz, der in Deutschland wie in den Vereinigten Staaten als der vornehmste Ausdruck deutschamerikanischen Wesens galt, führte in seiner Rede aus:

„Sie werden aus der amerikanischen Geschichte wissen, daß es eine Zeit gab, wo in Pennsylvanien die deutsche Sprache so viele Anhänger hatte, daß von der Legislatur die Frage aufgeworfen wurde, ob das Deutsche als Staatssprache dort eingeführt werden sollte. Mit einer Stimme entschied man sich dagegen und diese Stimme gehörte einem Deutschen! Dieser Mann hat den Deutschen in Amerika einen großen Dienst geleistet."

Nun war das freilich schon damals nicht mehr die klare Meinung der Mehrheit der Deutschamerikaner, denn in Chikago bestand bereits der von ganz und gar anderem Geiste beseelte „National-deutschamerikanische Schulverein". Und im fernen Westen konnte man schon damals beobachten, daß die heranwachsende Jugend, soweit sie sich nicht überhaupt von deutscher Art frei machte, sich auch in dem Sinne auf ihr Deutschtum besann, den noch Karl Schurz geglaubt hatte von der Hand weisen zu sollen. Von seiten der Heimat ist in dieser Hinsicht dem amerikanischen Deutschtum vielleicht mehr geschadet als genützt worden; man kann gerade darauf in dieser Zeit nicht eingehen. Immerhin darf soviel ausgesprochen werden, daß alle Austauschversuche das genaue Gegenteil von dem bewirkt haben, was sie bezweckten. Es gibt für das amerikanische Deutschtum keine andere Rettung als die, die aus seinen eigenen Kräften kommt. Diese aber werden durch „Herrn Wilsons Friedensgebete", wie unsere Feldgrauen seine Giftgasgranaten nennen, und durch die ganze schäbige Heuchelei der damit zusammenhängenden amerikanischen Politik um so mehr auf sich selbst zurückverwiesen, als sie erkennen, daß auch der beste und anständigste Teil der Amerikaner sich von Tag zu Tag mehr gegen die nach ihrer Ansicht mit der Ehre Amerikas unvereinbare Politik des Präsidenten verwahrt. Was alle Mahnungen und Beschwörungen der Heimat nie erreichen konnten und wür-

Digitized by Google

den, bewirkt mit einem Schlage die deutsche Hetze der angloamerikanischen Presse, die dem Deutschamerikaner klarmacht, daß er im Lande der Freiheit so unfrei ist wie der Neger. Während die armen Teufel von Iren, die es mit der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit und dem Wohlstande der Deutschen in keiner Hinsicht aufnehmen können, im Kongreß durch hundert Abgeordnete ihrer Abkunft vertreten sind, haben die Deutschen es kaum auf ein halbes Dutzend gebracht.

In dieser Not glaubt Herr William Jennings Bryan sich ihnen als Führer und Erlöser antragen zu sollen. Er, der am Anfange der amerikanischen Waffenlieferungen unter dem grinsenden Beifalle aller Smarten das zündende Wort gesprochen hat: Deutschland habe das gleiche Recht auf Bezug amerikanischer Güter, wie England, und es sei sein Pech, wenn ihm die Zufuhr unterwegs von England abgeschnitten werde! Welche tiefe Wandlung hat sich in diesem waschechten Politiker inzwischen vollzogen! Er schwärmt nur noch für die Ideale Fichtes und Schleiermachers und vertritt Auffassungen, wie Kant, Herbart und ihre Nachfolger sie nicht geläuterter vertreten könnten. Freilich hat er das auch schon vor dem Kriege getan und sich damit in schroffen Gegensatz zu seiner Amtspraxis gestellt; denn auch für ihn gab es Alltags- und Sonntagsmoral.

Nun würde die Bekehrung zur reinen Sonntagsmoral ja natürlich sehr wohl als ein Zeichen von Charakterfestigkeit erscheinen können, wenn nicht in Herrn Bryans auffällig zwiespältiger Persönlichkeit die Alltagsmoral von jeher eine allzu große Rolle gespielt hätte. Die Taktlosigkeiten, die er sich in der allzu ungezwungenen und das Empfinden aller Frommen empörenden Anwendung der Alltagsmoral auch in feierlichen Stunden und an weithin vernehmbarer Stelle hat zuschulden kommen lassen, sind doch unvergeßlich. Als Staatssekretär trat er in einem Tingeltangel auf und erklärte, als ihm dieserhalb Vorwürfe gemacht wurden, daß er von seinem Gehalte nicht leben könne und als Amerikaner bestrebt sein müsse, seine Einnahmen zu verbessern. Darin hatte er insofern recht, als es ja in Amerika Ehrensache ist, Geld zu machen, auf anständige Weise wenn es sein kann, aber auf alle Fälle. Nun hat Herr Bryan sein Amt niedergelegt und dies damit begründet, daß er den Frieden wolle und nicht länger sich an Herrn Wilsons Politik beteiligen möge. Wer aber unbefangen den ganzen Lebenslauf dieses hochbegabten, beredten und eitlen Volksmannes überblickt, kann sich der Schlußfolgerung nicht entziehen, daß Herr Bryan das sinkende Schiff des Präsidenten Wilson verläßt, um für den nächsten Wahlkampf sich rechtzeitig den Massen zu empfehlen, bei denen er seine Stunde gekommen glaubt.

Und diese Massen sollen nun eben die amerikanischen Deutschen sein. Zwar hat Herr Bryan es mit diesen durch seine Vorliebe für völlige Enthaltsamkeit und Alkoholverbote verdorben, und er ist auch gerade von ihrer Seite viel zu tief durchschaut, als daß er überhaupt noch ganz ernst genommen werden könnte. „Den Kollegen von Bänkelsängern und Sängerinnen" nennt ihn Herr Fred. R. Minuth in seinem offenen Briefe an den Präsidenten des Deutschamerikanischen Nationalbundes. Aber trotzdem finden sich auf deutscher Seite bereits

Digitized by Google

wieder politische Schriftsteller, und zwar sogar in der deutschen Heimat, die es den amerikanischen Deutschen nahelegen, diesen Herrn Bryan auf den Schild zu erheben, da es ihnen an einem Führer fehle.

Diese Austauschfreunde scheinen nun ganz und gar zu übersehen, welche Wandlungen sich längst in dem besseren Teile der amerikanischen Deutschen vorbereitet hatten und wie der Zorn über die Wilsonsche Liebedienerei gegenüber England und der Stolz auf den Sieg der deutschen Waffen in ihnen das freudige Bewußtsein der Zugehörigkeit zur deutschen Volksgemeinschaft und damit die heilige Stimme des alten deutschen Blutes gekräftigt hat. Tiefer als je fühlen sie wohl in dieser Lage, daß sie mit ihrem halben Dutzend Abgeordneten gegenüber den hundertachtzig Iren nur als Staatsbürger letzter Klasse angesehen werden und daß es doch nur von ihnen selbst abhinge, sich die ihnen gebührende politische Stellung zu erkämpfen. Welche Demütigung, ihnen zuzumuten, diesen Herrn Bryan als Führer zu nehmen, der bei seinen eigenen Leuten längst unmöglich geworden ist! Der Deutschamerikanische Nationalbund hat dies längst eingesehen, und sein Dasein zeigt ohne weiteres den Weg, den die Deutschamerikaner betreten sollten, um es zu einer politischen Geltung zu bringen, die mindestens annähernd der der Iren gleichkommt. Es überrascht deshalb gar nicht, daß die Blüte des amerikanischen Deutschtums dem Rufe dieser inneren Stimme nunmehr Folge leistet. Der Deutschamerikanische Nationalbund hält in allen größeren Städten, namentlich im Westen jetzt Versammlungen ab, an denen Universitätsprofessoren, Geistliche der evangelischen Kirche und einflußreiche Größen des Erwerbslebens teilnehmen und in denen Schritte beraten werden, um das Deutschtum der Vereinigten Staaten unter gemeinsamer Fahne zu sammeln und denen, die geringschätzig in der Tonart des rauhfüßigen Herrn Roosevelt von den „Amerikanern mit Bindestrichen" sprechen, zum Bewußtsein zu bringen, daß die Vereinigten Staaten keine Kolonie von England, sondern ein Nationalitätenstaat sind, in dem wohl das Englische als Staatssprache gilt, die Rechte anderer, nicht englischer Mitbürger aber gleiche Beachtung verdienen. Praktisch handelt es sich zunächst in diesen Versammlungen nur darum, den deutschen Einfluß bei der amerikanischen Regierung anzuwenden, um die Ausfuhr von amerikanischen Kriegslieferungen verboten zu sehen. So legen die Deutschamerikaner jetzt mit besonderer Entschiedenheit beim Präsidenten Verwahrung ein gegen die Zulassung der englisch-französischen Anleihe, die zur Bezahlung der Lieferungen dienen soll. Allgemein ist man der Ansicht, daß die nunmehr begründete deutsche Vereinigung so mächtig sei, daß die Behörden in sämtlichen amerikanischen Staaten mit ihr zu rechnen haben würden. Es liegt auf der Hand, daß jeder Erfolg dieser Bewegung ihr die Bahn auch zur politischen Vertretung eröffnen wird, sofern sie nur sich selbst vertraut und alle Begönnerung von anderer Seite höflich und bestimmt ablehnt. So kann, wird und muß die verdienstliche Anregung des Deutschamerikanischen Nationalbundes zu gutem Ziele führen, wofern nur die Heimat ein für allemal ihre Finger davonläßt.

Digitized by Google

Willensbildung.

Unser Freund Leo von Egloffstein, Assessor am Arbeitshause in Rebdorf, zurzeit im Feld, veröffentlicht in der illustrierten Monatsschrift zur Förderung der Enthaltsamkeit „Hellauf" die folgende Betrachtung.

I.

Rasch will ich ein Erlebnis erzählen, bevor das Soldatenlos mich dran hindert. Zu Ostern vorm Jahr besuchte ich meinen Jugendfreund Rudi in seiner Junggesellenwohnung.

Er war immer ein toller Kauz, aber so schlimm hatte ich mir's nicht vorgestellt. Einen unbeschreiblichen Saustall fand ich vor. Kostbare Schätze, zu denen auch seine eigenen Arbeiten gehörten, lagen hier mit wertlosen Fetzen vermengt als ein einziger Schutthaufen auf Gestühl und Boden. Seit einem Jahrzehnt war hier nicht aufgeräumt worden. Wie konnte der sonst so saubere, gewissenhafte Mensch so ausgeartet sein?

Jetzt tauchten allerlei Gestalten aus der Jugendzeit in meinem Gedächtnis auf. Vor allen, der kleine Rudi selber, ein kränkliches, blutleeres, langsames Bürschlein, das immer der Letzte war, im Spiel, bei der Arbeit, übrigens auch beim Essen. Dann der strenge Vater, der alles erzwingen wollte und damit bei Rudi erst recht nichts erreichte; dann die Tanten und älteren Geschwister und die Afterpädagogen, die beständig pufften und drängten und trieben und höhnten, daß Rudi nie zur Ruhe kam und erst recht nichts vorwärts brachte.

Mit den Jahren wurde Rudi kräftiger, und damit glich sich auch seine Langsamkeit aus. Aber weil er immer nur gehetzt und getrieben wurde, so lernte er nie sorgfältige, gründliche Arbeit, zu der er doch wie wenige andere geschaffen war. Er lernte nie etwas fertig machen, einer Arbeit die letzte Feile anlegen, nach der Arbeit Ordnung schaffen. Nun ging das Nörgeln und Tadeln erst recht an, jeder glaubte ihm seinen Fehler vorhalten zu dürfen, niemand sagte ihm, wie er ihn ablegen könnte. So blieb es bis heute und seine Schlamperei artete in krankhafte Willensschwäche aus.

Rudi litt unsäglich unter seinem Fehler, der ihm das ganze Leben verpfuscht habe. Er erging sich auch heute wieder in den bittersten Anklagen gegen sich selbst. Mir ward bange um ihn, ob seines Lebensüberdrusses. —

Ich mußte Rudi von meiner Lebensarbeit erzählen. Ich führte dabei das Wort Kants an: „Zwingt man ein mürrisches junges Mädchen, immer freundlich lachend zu antworten, so wird es mit der Zeit selbst liebenswürdig." (S. hierüber Flugschrift 97 des Dürerbundes.)

Ich schilderte, wie man diese Regel in der Jugendpflege anwenden könne, im Volksbildungswesen, ganz besonders bei Bekämpfung von Willensschwächen, die man bei Trinkern und Trinkerkindern regelmäßig finde, wie ich selbst mich auf diese

Digitized by Google

Weise von Schwerlebigkeit und Reizbarkeit und Bitterkeit und Unmut und Trägheit befreit und Mut zum sozialen Schaffen ertrotzt hätte.

Ob das Allheilmittel auch ihm noch helfen könne, frug Rudi. Mit Beklommenheit riet ich ihm, er solle einmal eine Minute lang den pedantischen Ordnungsmenschen spielen, dann nach einer Weile wieder nnd so fort, möglichst oft. Aber ich glaubte selbst nicht, daß ich dem Freunde helfen könne; das Übel schien mir in dreißig Jahren zu tief gewurzelt zu haben.

Wenige Tage vor den Kriegsrüstungen saß ich wieder in Rudis Zimmer. Alles war wie umgewandelt. Der Schutthaufen glich einem mit Liebe geordneten Museum. Rudis Ordnungssinn hatte noch etwas Unbeholfenes, Ängstliches, Altjüngferliches. Wie sollte das auch anders möglich sein.

Der Krieg kam. Rudi, der unsoldatischste Mensch, den ich kenne, war einer der ersten, die sich zu den Waffen meldeten. Schon fürchtete ich, der Krieg könnte auch hier glückliche Ansätze zerstören.

Da traf ich Rudi an Pfingsten hier in der Feuerlinie. Seine Klause, in der er nistete, war in musterhafter Ordnung. Doch das war das wenigste. Er selbst war so froh und glücklich, wie nie zuvor. Niemand merkte ihm an, daß der Krieg ihm sein Liebstes genommen, die schönsten Hoffnungen zerstört hatte. Er wußte dem Unglück zu trotzen. „Wollte mich die Trauer niederdrücken," so erzählte er, „so zwang ich sie mit einem Trutzlied nieder." — Dem Rudi mußte im Krieg eigentlich alles gegen den Strich gehen; trotzdem behaupteten seine Kameraden, die ihn vorher nicht kannten, keiner trage die Mühen und Widerwärtigkeiten des Krieges mit so viel Humor wie er, sein Gleichmut sei unverwüstlich und sei auf seine Umgebung vom besten Einfluß. „Ich stellte mich heiter," sagte Rudi, „erst eine Minute lang usw., nach deiner Anweisung, und jetzt ist Heiterkeit mir längst zur zweiten Natur geworden. Ich wollte überall etwas Schönes, Erhebendes herausfinden und auch das Widerwärtigste gern tun, jetzt kann ich's gar nicht mehr anders. —

Anfangs wurde ich leicht heftig gegen meine Untergebenen. Zorn ist ja immer ein Zeichen von Unvermögen und Angst. Ich schämte mich dessen, aber immer zu spät. Wie sollte ich mir diese Unart abgewöhnen? Ich setzte an jeden Zornausbruch ein freundliches, versöhnendes Wort. Immer so rasch wie möglich. Bald lief dieses jenem den Rang ab, und die Schimpfreden werden jetzt immer mehr durch eine wohlwollende, sachliche Zurechtweisung ersetzt."

Rudi hat sich auch ausgezeichnet. Nichts ist bekanntlich peinlicher, als wenn Granatfeuer eine Truppe trifft, die nicht in Angriff oder Gegenwehr die Aufmerksamkeit auf Waffe oder Pferd ablenken kann. So traf sich's: „Fast wäre eine häßliche Panik entstanden und ich hätte sie in der ersten Bestürzung nicht meistern können; meine Truppe und ich wären der Schande anheimgefallen. Da markierte ich Kaltblütigkeit und frohen Mut nach deiner Weise und ließ meine Leute

Digitized by Google

das wunderbare Schauspiel der platzenden Schrapnells bewundern; das raffte sie auf und sie harrten aus.“ Rudi bekam für sein unerschrockenes Verhalten im Granatfeuer das Eiserne Kreuz, das seine Soldaten für ihn forderten.

Gewiß, Rudi hätte auch ohne meine Weisung im Feuer seinen Mann gestellt; aber er hat das Geheimnis der Erziehung zum Heldentum richtig erfaßt. Dieses heißt: Trage gute Soldatenart zur Schau, dann wird sie dir von selbst zu eigen. Stellt sich der Soldat bei der Übung stramm und pünktlich, so kann er bald nicht anders sein. Vorgesetzte und Kameraden dulden keinen Ausdruck der Angst, drum erstickt sie auch im Keim. Die Kameraden dulden kein Jammern und Klagen, darum zeigen die Soldaten mitten in Not und Tod so glückliche Heiterkeit, wie wir sie im Frieden nie gesehen haben. Das deutsche Heldentum ist eben im Frondienst des Friedens derart verkümmert, daß ihm erst wieder Raum zum Entfalten geschaffen werden muß. So ist der Krieg zum großartigen Volkserzieher geworden, und unsere allererste Sorge muß sein, daß das Heldentum auch dem Alltag, der innere, seelische Friede auch über den Krieg hinaus dem Vaterland erhalten bleibt.

II.

Vorm Jahr wanderte ich mit zwei feinen, klugen Mädchen. Ich mußte ihnen von meinem Beruf, von Gefängniswesen und Verbrechensverhütung erzählen. Die Forstmannstöchter hatten davon noch nicht viel gehört und gelesen. Trotzdem waren ihre Gegenreden so voll des zartesten Verständnisses für menschliches Wohl und Wehe, daß ich aus ihnen mehr Anregung schöpfte, als aus den meisten Fachschriften und all den Aussprachen mit den Berühmtheiten der Kongresse.

Woher kam dieses tiefe Empfinden? Regen kam. Zu unsern Füßen krochen Schnecken, die nach Wasser lechzten, aus den trockenen Gräben auf die Straße. Hinter uns strömten Sonntagswanderer dem Wirtshaus zu.

Einem Drang folgend, bückten sich die Mädchen und versuchten mit schonendem Griff, die Schnecken in die Gräben zurückzuleiten, damit sie nicht zertreten würden.

Jetzt ward mir's klar. Im Wald hatten die Mädchen gelernt, die Tierwelt mit ihrem Streben und Leiden zu beobachten und mit ihr zu empfinden, und damit war ihnen das Einfühlen in die Leiden aller Welt zur zweiten Natur geworden.

Digitized by Google

Aus Briefen Kaiser Wilhelms I.

In der Inselbücherei erschien ein Bändchen „Briefe Kaiser Wilhelms I. aus den Kriegsjahren 1870/71". Um zu zeigen, welche Bedeutung diesen Dokumenten zukommt, drucken wir einige Stellen aus Briefen an Königin Augusta ab.

24. 8. 1870

Daß die Queen immer verlangt, die deutschen Zeitungen sollten ihre Polemik gegen England fallen lassen, kann doch ihnen nicht zugemutet werden, wenn flagrantes Unrecht von dort aus geschieht. Aber diese Polemik hat doch wohl dazu beigetragen, um die englische Neutralität endlich etwas völkerrechtlicher zu handhaben! . . .

29. August 1870

Deine Betrachtung, wer den einstigen Frieden schließen wird von französischer Seite, ist vollkommen richtig. Ebenso schlimm sind bereits die Andeutungen der neutralen Ligue, uns jeden Ländererwerb zu untersagen (wenn wir Sieger bleiben). Daß dies unmöglich wäre, bei dem Verlangen in ganz Deutschland nach Elsaß und selbst Deutsch-Lothringen, ist einleuchtend, und die gebrachten Opfer verlangen eine solche Entschädigung unbedingt. — —

7. Sept. 1870

Die Neutralligue, welche schon Velleitäten zur Friedensvermittlung verspüren ließ, wird durch die neuesten Ereignisse ihre Fühlhörner wohl wieder einziehen. Diese Velleitäten geben schon zu verstehen, daß sie auf Integrität Frankreichs gerichtet seien! Wie dies möglich ist, begreift man nicht! Selbst aus Petersburg kommen solche Andeutungen, weil Landabzweigung (Elsaß und Deutsch-Lothringen) ein neuer pomme de discorde sein würde — als wenn das linke Rheinufer dies nicht auch schon seit 55 Jahren gewesen sei, so daß, um Ruhe zu haben, wir logischermaßen jenen das linke Rheinufer abtreten müßten! Im Gegenteil, um Deutschland vor Frankreichs steten Gelüsten auf Einfälle in Deutschland endlich sicherzustellen, muß jene Länderabtretung verlangt werden, Elsaß vor allem. Dies ist auch die allgemeine Stimme in ganz Deutschland, und wollten sich die Fürsten dieser Stimmung entgegenstemmen, so riskieren sie ihre Throne; denn die Opfer, die ganz Deutschland an Menschen und Geld usw. bringt, verlangen einen Frieden, der dauernd sei, und das ist nur möglich, wenn dasjenige Land genommen wird, was deutsch war und ist. Es ist gewiß vermessen, von solchen Dingen heute schon zu sprechen, wo der Krieg noch in vollem Gange ist; wenn aber andere bereits davon sprechen, daß das und das nicht sein solle, so haben wir ein Recht zu sagen, was wir nicht zugeben würden, wenn es erst so weit ist.

Digitized by Google

22. Okt. 1870

Wenn Dir Chreptowitch vom allgemeinen Wunsch nach Frieden erzählt, so hat er wohl nichts anderes gesagt, als was wir alle wünschen. Aber wie soll er und mit wem geschlossen werden, wenn das Land gar keinen Willen hat, ihn zu schließen? und seine Machthaber ebensowenig? Sie können meinen, man soll Paris nicht bombardieren; wir antworten: darum beginnen wir damit, es auszuhungern — und darauf kommt die Ansicht: nur nicht aushungern. Nun, da bleibt dann nichts anderes übrig als abzumarschieren und die Grenzen von 1815 herzustellen und Lothringen und Elsaß aufzugeben. Das soll aber auch nicht geschehen — und so dreht man sich von Widerspruch zu Widerspruch im cercle vicieux herum! Man sieht, wie leicht es ist, das zu verwerfen, was geschieht, ohne etwas Haltbares an die Stelle zu setzen!

6. Nov. 1870

Der aus meiner Proklamation angeführte Satz steht mit keiner Silbe in derselben, denn es heißt in derselben, daß wir der französischen Armee (nicht dem Kaiser) den Krieg machten, indem bei der Fassung dieses Satzes absichtlich der Gedanke ferngehalten wurde, daß wir der Napoleonischen Dynastie den Krieg machten. Es geht aber mit diesem Satze wie mit dem Trinkspruch des Erzherzogs Johann 1842 in Brühl, der nie so gesprochen wurde, offiziös widerrufen wurde, aber immer wiederholt ward, weil niemand sich die Mühe gab, wie jetzt wiederum, ihn nachzulesen, so daß diese Anekdote damals den Erzherzog zum ephemeren Reichsverweser stempelte, so wie jetzt ich durch den neuesten Satz zum Tyrann und Verfolger, gegen meinen Widerspruch, gestempelt werde! Und aus solcher falschen Prämisse folgt die ebenso falsche Schlußfolgerung! Was heißt es: das republikanische Defensivsystem, das wir bekämpfen? Hat denn die Republik etwa uns den Frieden angeboten? Hat sie nicht vielmehr debütiert mit der tollsten Sprache, den sogenannten Verrat von Sedan, den der Kaiser begangen, an uns zu rächen? Hat sie nicht die Devise: défense à outrance auf ihre Fahne geschrieben? Hat sie nicht die Franktireurs, die Landplage für alle Eingeborenen und für uns, geschaffen? Hat sie etwa Bazaine veranlaßt, die Waffen niederzulegen, um Frieden zu machen? Da die Republik auch keine Spur von Niedergeworfenheit und Friedensliebe zeigt, da hätten wir sollen unsern Siegeslauf hemmen? Stehen bleiben und dem Feinde Zeit lassen, sich zu sammeln und uns zurückzuwerfen? Und als in Ferrières die Unterhandlungen stattfanden, was bot uns der niedergeworfene Feind? Nichts! Wir sollten unsere Siege bereuen, zurückgehen, Elsaß und Lothringen, das ganz Deutschland un-

Digitized by Google

anime fordert, aufgeben? Und bei der guerre à outrance sollten wir ohne Repressalien bleiben? Was tun wir denn in dieser Beziehung? Wir legen eine Kontribution auf als Repressalie für die gegen alles Völkerrecht geschehene Ausweisung aller Deutschen aus Paris und die Wegnahme und Gefangennehmung der Handelsschiffe; wir erheben Strafgelder da, wo unsere Transporte meuchlings überfallen werden, wo aus Häusern durch Einwohner auf unsere Truppen geschossen wird, wo die Telegraphen und Eisenbahnen gestört werden. In flagranti Ergriffene werden freilich auch erschossen. Sollten wir uns denn das alles etwa ungestraft gefallen lassen? Was würde denn die Folge davon sein? Nur, daß diese Erscheinungen sich verhundertfältigen würden, und wir jetzt schon auf dem Rückzug sein müßten, da die uns nachkommenden Lebensmittel gleichfalls angefallen und vernichtet werden. Und jetzt, wo nun also auch Metz mit der ganzen Armee in unsere Hände fiel, ändert sich da die Sprache der Machthaber in Paris? Man braucht nur die Proklamation zu lesen, die nach der Emeute am 2. zuletzt in Paris erlassen ist.

Und an all diesem sollten wir nur schuld sein, weil wir nach Sedan nicht Halt machten? Das sind Räsonnements, die tief verletzen. Denn man muß zuletzt glauben, daß die Franzosen, Einwohner und Militärs, die harmlosesten Geschöpfe sind, die wir zur Verzweiflung treiben, während schon in dem Wort Repressalien es ausgesprochen ist, daß wir nur Schuld mit Strafe strafen!

... So wie die Zeitungen alles schildern, wird wiederum das Mitgefühl in Deutschland erregt in einer falschen Richtung, und zuletzt uns auch vorgeworfen werden, daß wir so prächtig gefühlvolle Leute gefangen halten!!

Das alles sind Auswüchse der Sentimentalität, weil der Krieg nicht mit vier Wochen aus war! Ich kann nicht inständigst genug warnen, dergleichen Richtungen nicht die Überhand gewinnen zu lassen. Die Karikatur im Kladderadatsch persifliert diese Sentimentalität sehr richtig, wo die Speisung der Turkos im Wagen bis zur Trauung vor dem Altar führt!

14. Febr. 1871

Ich habe die Rede der Queen gelesen und bin sehr unangenehm frappiert gewesen über die zweimaligen herzlichen Stellen für Frankreich, während des Weltereignisses in Deutschland mit der einfachen Bemerkung erwähnt wird, daß sie ihren Glückwunsch ausgesprochen habe, und von den Siegen kein Wort gesagt wird! Ich gestehe, daß ich doch von ihr erwartet hätte, daß sie es bei ihrem Minister durchsetzen würde, von ihren eigenen, so oft ausgesprochenen teilnehmenden Gefühlen für Deutschlands Taten, Opfer und immensen Erfolg ein Wort zu sagen!!

Digitized by Google

Deutsche Sprüche von Friedrich von Logau.

Ein Volk, das um sein Höchstes kämpft, hat unermeßliche Hilfsquellen. Nie zeigt sich die Wahrheit eindringlicher, daß eine Nation mehr ist als das bloße Nebeneinander einer Summe von Zeitgenossen, daß ihr sichtbar-unsichtbares Dasein den flüchtigen Wechsel der Geschlechter in geheimnisvoller Dauer zusammenknüpft. Das tausendfältige Geflecht ihres Lebens webt sich ununterbrochen durch die Jahrhunderte und verbindet in unmittelbarer Wechselwirkung Nahes und Entlegenes, Offenbares und Heimliches, den zartesten Hauch des Gedankens mit der kühnsten Tat. Wenn wir in diesen Schicksalsstunden uns gern im Kreis unsrer Vorfahren umsehen, so lockt uns kein altertümelndes Interesse, keine Neugier nach abgestorbenen Seltsamkeiten; im Gegenteil, wir suchen unsre wahren Zeit- und Streitgenossen für den lebendigen Tag.

So grüßen wir mit Freuden über zweieinhalb Jahrhunderte hinweg auch die Stimme unseres schlesischen Landsmannes Friedrich von Logau, dessen körperliche Züge uns kein Bild überliefert hat, von dessen persönlichem Geschick uns kaum das Notdürftigste bekannt ist. 1604 ist er geboren, wie er 14 Jahre alt war, hub die traurige Iliade des großen Krieges an, er war ein Mann von 44, als sie wieder verklang, und 7 Jahre darauf legte er sich schon hin zum Sterben. Wir mögen versuchen, uns ein Geschlecht vorzustellen, das durch alle besten Jünglings- und Mannesjahre nie den Segen ruhigen Friedens gekannt hat, das im wechselvollen Ringen eines ganzen Menschenalters Heimat und Vaterland unaufhaltsam sich zerfleischen und verbluten sah und dessen inneres Leben den Stempel dieser selbstmörderischen Lähmung nur allzu deutlich auf der Stirne trug. In solcher Mitte von Zerstörung und Gewaltsamkeit, von starr verschnörkeltem Formelwesen und entfesselter, unedler Lebensroheit, hat Logau, ein kleiner Beamter an einem kleinen schlesischen Hof, Leid und Lust, Ergetz und Verdruß, die ihm widerfuhren und über die er sich nachdenkend und bildend wieder erhob, in dreieinhalbtausend Sinngedichte umgeprägt — rauh und körnig, lieblich und einschmeichelnd, possierlich und geistreich, tändelnd und trotzig, zärtlich und grausam und tapfer — leibhaftige Zeugen eines ringenden Dichtergemüts, einer wilden Zeit und eines unzerstörbaren Volkscharakters, Zeugen der unverwüstlichen menschlichen Natur selbst, die das ihr zugemessene Maß von Glücks- und Leidensmöglichkeiten in jeder Umgebung leidlich vollständig und ungefähr im alten tröstlichen Gleichgewicht erhält.

Die Nachwelt hat Logaus Bemühen zunächst damit belohnt, daß sie ihn mit Haut und Haar, den Dichter wie den Menschen, in einer geräumigen Vergessenheit begrub. Nach hundert Jahren hat Lessing zuerst seine verschollenen Schöpfungen wieder erweckt. Seitdem haben sie in manchen unsrer Besten neue Blüte und Frucht erzeugt, sind ganz und in Auswahl wieder herausgegeben worden, nach Verdienst bekannt und volkstümlich sind sie immer noch nicht. Vielen, die diese Zeilen lesen, wird vielleicht kein andres seiner zierlich-scharfen Gebilde bekannt sein, als das anmutige, das Gottfried Kellers „Sinngedicht" den Stoff gab:

Wie willst du weiße Lilien zu roten Rosen machen?
Küß eine weiße Galathee: sie wird errötend lachen.

Digitized by Google

Zurzeit bereitet Reinhard Piper eine neue kleine Auswahl vor, gelenker und geschickter als die etwas pedantische von G. Eitner (von 1870) und reicher und vielseitiger als die von Otto Erich Hartleben (von 1904), bei der das Kitzelnde und Burleske zu sehr im Vordergrund steht. Mit der Erlaubnis des Verfassers entnehmen wir ihr zum voraus einige im besondern Sinn dieses Heftes „deutsche" Sprüche. Sie spiegeln natürlich nur einige Seiten des Dichters wieder, aber der aufmerkende Leser wird immer einen Hauch seines Geistes verspüren können.

Das begrabene Deutschland.

Wir mußten alle Völker zu Totengräbern haben,
eh Deutschland in sich selber sie konnten recht vergraben.
Jetzt sind sie mehr noch mühsam, den Körper zu verwahren,
daß in ihn neue Geister nicht etwa wieder fahren,
und das erweckte Deutschland nicht wiederum, wie billig,
auch seine Totengräber sei zu bestatten willig.[1])

Deutschland wider Deutschland.

Das Eisen zeugt sich selbst den Rost,
von dem es wird verzehret:
Wir Deutsche haben selbst gezeugt
die, die uns jetzt verheeret.

Die deutsche Sprache.

Deutsche mühen sich jetzt hoch,
Deutsch zu reden fein und rein.
Wer von Herzen redet Deutsch,
wird der beste Deutsche sein.

Ist die deutsche Sprache rauh?
Wie, daß so kein Volk sonst nicht
von dem liebsten Tun der Welt,
von der Liebe, lieblich spricht?

Kann die deutsche Sprache schnauben, schnarchen, poltern, donnern, krachen, kann sie doch auch spielen, scherzen, liebeln, güteln, kürmeln[2]), lachen.

Fremde Tracht.

Alamode-Kleider, Alamode-Sinnen!
Wie sich's wandelt außen, wandelt sich's auch innen.

Englische Schärfe.

Daß, ihr Angler, Blut mit Blute gänzlich abzuwaschen denkt?
Durch das Blut wird ja die Rache nur ernähret, nicht ertränkt.

[1]) Wir folgen mit dieser Lesart lieber der kleinen Nachbesserung Lessings als der von Piper beibehaltenen ursprünglichen Fassung, die unserm Ohr schwer verständlich ist und, nach dem hübschen Ausdruck Lessings, unter der gewöhnlichen „eigenen reinen Leichtigkeit" Logaus bleibt. — [2]) Schmeicheln, stammeln.

Digitized by Google

Herrengewissen.

Ochsen spannt man nicht an Faden,
denn er würde stracks zerrissen;
so auch läßt sich schwerlich binden,
wer Gewalt hat, ans Gewissen.

Krieg und Frieden.

Die Welt hat Krieg geführt weit über zwanzig Jahr,
nunmehr soll Friede sein, soll werden, wie es war.
Sie hat gekriegt um das, o lachenswerte Tat,
das sie, eh sie gekriegt, zuvor besessen hat.

Friede und Krieg.

Ein Krieg ist köstlich gut, der auf den Frieden bringt.
Ein Fried ist schändlich arg, der neues Kriegen bringt.

Der Mittelweg.

In Gefahr und großer Not
bringt der Mittelweg den Tod.

Die Not.

Not ist unser sechster Sinn,
hat im Augenblick erfunden,
wo zuvor die andern fünf
in Gedanken stille stunden.

Gewaffneter Friede.

Krieg hat den Harnisch weggelegt,
der Friede zieht ihn an.
Wir wissen, was der Krieg verübt,
wer weiß, was Friede kann?

Degen und Feder.

Kühne Fauft und blanker Degen
können Würd' und Ruhm erregen.
Ruhm und Würde muß sich legen,
stützet Feder nicht den Degen.

Das alte Jahr.

Heute geht ein altes abe,
gehet ein ein neues Jahr,
gebe Gott, daß deutsches Wesen
sei wie es vor Alters war.

Digitized by Google

Die Deutschen.

Von Friedrich Theodor Vischer.

Stumpf und spitzig,
Dummlich und witzig,
Kühl und hitzig.

Vernagelt und sinnig,
Grobkantig und minnig,
Blöckisch und innig.

Langsam und ungeschickt,
Fleißig und unverrückt,
Bis das Ding doch noch glückt.

Jetzt schwer wie Blei,
Jetzt geistig frei,
Im Dienste treu.

Launisch und grillig,
Eigenwillig,
Gerecht und billig.

Ledern und hornig,
Griffig und dornig,
Alsgemach zornig,
Dann bernische Dietriche,
Feuersprühende,
Hornhautverglühende
Berserkerwütriche.
Dann besinnt sich der Wilde,
Wird klar, gut, milde.

Der Grazie bar,
Reizlos wahr.
In Gebilden hart und mager,
Zu klumpig oder zu hager,
Für Sprachklang schwerhörig,
Für Versfluß dickköhrig.
Da brechen ins Dunkel Lichter
Himmlisch klar,
Erstehen Künstler und Dichter
Wunderbar,
In Formen und Tönen
Meister des Schönen.

Mode-Nachtreter,
Wälschen-Anbeter,
Fremdwort-Kneter.
Doch wie oft er entgleist,
Empor sich ringender,
Nicht umzubringender,
Ureigener Geist.

Zeitverschlenker
In Schlendrian,
Zerfer und Zänker
Um einen Span,
Geistverrenker
Mit irrem Wahn,
Tiefsinnige Denker
Auf Sonnenbahn.

Träumer,
Versäumer,
Spätaufzäumer.
Tüchtige Reiter,
Meister im Fechten,
Schützen die rechten,
Straffe Schreiter,
Nimmer verdrossen
In Frost und Brand,
Stramm geschlossen
Durch Mannszuchtband.
Und sieh da jetzt!
Zu guter Letzt
Doch bei der Hand,
Tatbereit
Zur rechten Zeit.

[Aus „Allotria", Verlag von Adolf Bonz, Stuttgart.]

Digitized by Google

Die Sicherung unserer Zukunft.

Von Max von Gruber.

Noch immer gibt es unter uns Schwärmer, welche predigen, daß unser Reich durch selbstlosen Verzicht auf jede Art von Eroberung oder Verstärkung seiner militärischen Macht, die ihm sein bevorstehender Sieg möglich machen würde, imstande wäre, eine Zeit allgemeiner Abrüstung, Völkerversöhnung und ewigen Friedens herbeizuführen, und daß es daher die Pflicht habe, so zu handeln. Noch immer gibt es Leute, die von internationalen Schiedsgerichten träumen, die schlichten sollen auch dann, wenn es sich nicht um Lappalien, sondern um Lebensfragen handelt; in einer Zeit, in der jeder Tag uns lehrt, wie unmöglich solche Schiedssprüche wären; abgesehen von allem anderen schon deshalb, weil es für jedes Volk fast unmöglich ist, sich in die Lage eines anderen zu versetzen, seine Bedürfnisse und Lage zutreffend zu würdigen. Während wir Deutsche vom ersten bis zum letzten die Empfindung eines harmlosen Handelsmanns haben, der von einer Schar von Mördern überfallen ist, gelten wir nicht allein unseren Feinden, sondern auch den sog. Neutralen als der ewige Störenfried, als das brutale Tier, das in seinem unbändigen Trieb zur Gewalttat sich anschickte, die Kultur zu zerstampfen und deshalb verdiente, vertilgt zu werden.

Die Torheit jener Predigten im Angesichte von solchen Erfahrungen ist so groß, daß man meinen sollte, sie müsse alsbald allgemein erkannt werden. Aber jene Lehren sind Schößlinge alter politischer Dogmen, geliebter Illusionen, die tiefe Wurzeln ins Bewußtsein weiter Volkskreise getrieben haben. Das macht sie so gefährlich! Würde man sie hoch kommen lassen, dann wären sie imstande, unsere kriegerische Ausdauer, unseren Siegerwillen auf das verhängnisvollste zu lähmen. Nur, wenn wir alle die Wirklichkeit ganz klar erkannt, alle politischen Illusionen in uns ausgerottet haben, werden wir imstande sein, einen Frieden zu erzwingen, der unsere Zukunft sicherstellt.

Darum ist es so notwendig, daß man immer wieder sich selbst und anderen klar zu machen sucht, wieso es denn zu diesem Kriege kam, in dem es um unser Leben geht, und warum es früher oder später zu diesem Kriege kommen mußte. Nichts ist gewisser, als daß bei uns Regierung und Volk nichts sehnlicher gewünscht hätten, als weiter in Frieden unserer wirtschaftlichen Arbeit nachgehen zu können. Unsere Rüstung zu Lande ist kein Beweis dagegen; die 40 Jahre, in denen wir niemals einen Versuch gemacht haben, unser überlegenes Heer zum Angriff zu gebrauchen, hätten alle Welt davon überzeugen müssen, wenn nicht die suggestive Macht von Schlagwörtern, wie „Militarismus", so stark, die Gewalt der Presse über die öffentliche Meinung so groß, die Herrschaft des Willens über den Intellekt so überwältigend wäre. Nur durch die Macht der Waffen war die Neugründung des Reichs, die der für ein großes Volk unerträglichen Abhängigkeit vom Willen des Auslandes ein Ende machte, erreicht worden; eingekeilt zwischen den größten und mächtigsten Festlandstaaten, denen die Zulassung der Entstehung des Reiches abgezwungen war, mußte der Emporkömmling auf einen Angriff gefaßt sein. Deshalb war die Rüstung unentbehrlich, nur dazu diente sie.

Wie redlich unser Wille war, die Ruhe des Festlandes nicht zu stören, die Sicherheit unserer Nachbarn nicht zu bedrohen oder zu beeinträchtigen,

Digitized by Google

bekräftigte das Wort unseres Kaisers: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser." Allerdings traten wir damit notwendigerweise in verschärften wirtschaftlichen Wettbewerb mit England, aber wir meinten, daß das Weltmeer groß genug sei, um uns beiden Raum zu gewähren, daß auf absehbare Zeit Märkte genug vorhanden seien, um uns beiden befriedigende Handelsgewinne zu gestatten, unerschlossene Länder genug für die Tatkraft der Kolonisten, Techniker, Kaufleute beider Nationen.

Wenn wir nun auch zur See rüsteten, zwangen uns dazu die Erfahrungen, welche andere Staaten mit England gemacht hatten, als ihr Seehandel und ihr überseeischer Besitz emporblühten. Unsere Handelshäfen und, wenn möglich auch unser Handel mußten gegen einen englischen Ueberfall geschützt werden. Der jetzige Krieg lehrt, wie gut wir daran taten. Wie wenig unsere Kriegsflotte geeignet war, England zu bedrohen, hat abermals dieser Krieg gelehrt. Erst in seinem Verlaufe schufen wir uns allmählich in genügender Menge in unseren Unterseebooten jene Waffe, mit der wir England einigermaßen zu schädigen vermögen.

Nichts ist also ungerechter, als der Vorwurf, daß wir durch unsere Rüstungen den Weltkrieg heraufbeschworen haben. Nicht, weil wir gerüstet haben, sondern trotzdem wir gerüstet haben, kam er. Nicht, weil wir zu stark gerüstet hatten, sondern weil wir und unsere Verbündeten noch zu wenig gerüstet hatten, so daß unsere Feinde sich in der Hoffnung wiegten, uns doch noch niederzwingen zu können, wenn sie mit vereinigten Kräften uns angingen.

Warum wollten sie uns denn aber überhaupt niederzwingen?

Weil wir sie tatsächlich in der gefährlichsten Weise bedrohten! Nicht durch unsere kriegerische Rüstung, sondern durch unsere wachsende völkische und wirtschaftliche Stärke. Wirtschaftliche Uebermacht ist nicht weniger gefährlich als kriegerische; stark wachsende Volkszahl an sich eine Bedrohung. Ein Volk, das in 43 Jahren von 40 auf 68 Millionen wächst, sein Nationalvermögen mindestens verdoppelt, mit rasch wachsender Einsicht und Wissenschaft, mit unermüdlichem Fleiß, mit höchstgespannter Tatkraft auf allen Gebieten von Wirtschaft, Technik und Handel arbeitet, mit immer kühnerem Unternehmungsgeist wirtschaftliche Entwürfe von gigantischer Größe plant, bedroht in der Tat die Existenz seiner Mitbewerber. Zunächst war ja noch Platz für England und uns. Aber England, der erfahrene Weltherrscher, blickte weiter in die Zukunft. Noch ein Vierteljahrhundert solchen Wucherns von Volkskraft und Nationalreichtum und unsere Uebermacht war unüberwindlich. Im friedlichen Wettbewerb diese Entwicklung noch aufzuhalten, erschien unmöglich, dazu war Frankreich schon zu menschenarm und zu bequem geworden, dazu war England im wissenschaftlichen Betriebe der Technik und in der ganzen Organisation seiner Wirtschaft, durch die unglückliche Rückbildung seiner Landwirtschaft, gegenüber dem Reiche schon zu sehr zurückgeblieben, dazu war Rußland noch zu unreif. So war der Krieg das letzte Mittel, um dieser wirtschaftlichen Unterjochung vorzubeugen, und ohne Zweifel auch ein wirksames Mittel, wenn unsere Niederwerfung gelang.

Die Erde ist eben wirklich zu klein, die Zahl der bevorzugten Stellen zu gering, um allen Völkern die Möglichkeit zur Entwicklung ins Große zu gewähren. Der ewige Friede ist etwas Unmögliches, solange es noch Völker gibt, die noch Schöpferkraft in sich fühlen und nicht darauf verzichten wollen,

Digitized by Google

nach Herzenslust zu wachsen, ihre Kräfte zu gebrauchen, die das bequeme Rentnerdasein verachten, das die Neomalthusianer und Feministen und Aestheten und all die andere faule Philisterbrut ihnen zumutet.

In der Tat würde der Weltbund der vom „Militarismus befreiten Völker" ganz anders aussehen, als die Träumer vom ewigen Frieden sich vorstellen. Zu oberst an goldenen Tischen, den Blicken der Menge durch die vom Reichtum geschaffene Entfernung geschickt entrückt, der allmächtig herrschende internationale Mischlingsklüngel der Geldprotzen; übrigens, wie die heutige englische Weltherrschaft, seine Macht milde gebrauchend, — nämlich milde gegenüber jenen Hunden, welche kuschen; brutal nur gegenüber jenen, welche zu blecken wagen. Darunter Wichte, welche Staatsoberhäupter vorstellen, und die vom politischen Anstand geforderten Schaustücke der „regierenden" Parlamente, wo die „Volksvertreter", ein Mischlingspöbel von gewandten Rechtsanwälten und Journalisten, herrliche Reden über Volkswohl und Fortschritt führen und sich um die besonders guten Bissen balgen, welche die Protzen ihnen vorwerfen. Aus Parlamenten, die regieren, werden solche redliche „Idealisten", wie Bebel und so viele andere unserer Sozialdemokraten, von den von der Plutokratie begönnerten rücksichtslosen Strebern gar bald verdrängt sein, wenn es in der allgemeinen Ernüchterung noch solche gibt. Nur solange man als Arbeitervertreter keine anderen großen Gewinne machen kann, als den der Dankbarkeit und Liebe der Vertretenen, bleibt dieses unergiebige Geschäft den Idealisten überlassen.

Zu unterst die in völliger Gleichheit, d. h. in durchaus gleicher Abhängigkeit von den Protzen lebende Masse eines Mischlingspöbels von zahmen Lohnarbeitern der verschiedensten, keineswegs immer kärglich bemessenen Lohnstufen bis zu den Millioneneinkommen der leitenden Geschäftsführer, Techniker, der in reichdotierten Rockefeller-, Morgan- und anderen Geldkönigs-Instituten versorgten und dadurch „bei Vernunft erhaltenen" führenden Gelehrten hinauf. Diese ganze Masse, ausschließlich darauf bedacht, mit möglichst wenig Mühe möglichst viel Geld zu verdienen und sein Vergnügen zu haben; insbesondere — notabene ohne Folgen — durcheinander zu rammeln!

Für die Kunstbedürfnisse sorgen die internationalen Kinos und Niggermusiken und die Dichterschulen der d'Annunzios.

Der Weltbund der vom „Militarismus" befreiten Völker wäre eben die Weltherrschaft der Plutokratie.

Das Geld die einzige wirksame Macht in der Welt. Keine Gegenmacht mehr, welche den Uebermut seiner Besitzer in Schranken zu halten vermöchte. Kein angestammter Heerkönig mehr, der schon um der Erhaltung der Wehrkraft willen der Hort des Gedeihens der Gesamtheit gegenüber dem Egoismus der Einzelnen wie der Klassen sein muß; der einzige mögliche, der einzige wahre Volksvertreter, wenn er nur sein erhabenes Amt begreift und seine Pflicht erfüllt. Denn der Erwählte einer einzelnen Partei ist niemals „Volksvertreter"; auch die Lohnarbeiterschaft für sich allein ist nicht das Volk. Kein hohes Staatsbeamtentum mehr, das durch die Monarchie geschützt gegen die Herrschsucht der Parteien, gestützt durch eine edle Tradition „die Sache um ihrer selbst willen tut", das, was allen frommt, zu finden, zu fördern, zu erhalten sucht, zufrieden mit bescheidenem Gehalt in dem Wirken für das allgemeine Wohl, das Glück seines Lebens findet. Jetzt aber vergibt die

Digitized by Google

siegreiche Parlamentspartei die Beamtenstellen als Lohn für eifrige Agenten; Parteilichkeit daher das erste Erfordernis, um Karriere zu machen. Kein Offiziersstand mehr, der Ehre — was für ein lächerliches antediluvianisches Ding ist denn das? — höher schätzt als Gold; für das ganze Volk das Vorbild des selbstlosen Gehorsams und der Treue bis in den Tod. Wozu auch solche Treue, da es doch keinen anderen Tod mehr gibt als den des schwach und blöd und siech gewordenen frühen Greises in seinem Lotterbett! Kein Hindenburg mehr, der in erhabener Selbstverleugnung ein Leben lang die Pflicht des Alltags tut, die hundert andere auch erfüllen können, und mit edler Fassung unerkannt ins Grab gestiegen wäre, ohne einen Finger für eigene Macht und Ruhm zu rühren, wenn ihm das Schicksal nicht die Gnade erwiesen hätte, schon an der Schwelle des hohen Greisenalters den Besitz des Genies erweisen zu können, das Millionen zum Sieg zu führen versteht! Denn welcher Narr wird jetzt *nicht* streben, wenn's ohne allzu große Mühe geschehen kann! Keine Religion mehr, welche die Erfüllung von Pflichten fordert; kein Glaube mehr an ein Erhabenes, das höher zu werten ist als jede endliche Erscheinung, sondern ein Fetischdienst des kleinen Ich, die Verkündigung der Gottähnlichkeit der Kanaille! *Die unbeschränkte Weltherrschaft des Niederträchtigen*; der Triumph des Individualismus ohne irgendein das Einzeldasein überragendes und überdauerndes Ziel; der Untergang im Sumpf, das Völkersterben in Schmach!

Wer Augen hat zu sehen, erkennt das Vorspiel von dem, was kommen würde, schon in gar manchem Feindesstaat mit vielgerühmter Freiheit.

Wenn unser wirtschaftlicher und völkischer Aufschwung die wahre Ursache des Weltkriegs ist — und es ist so! —, dann ist es klar, daß an Völkerversöhnung nicht zu denken ist, daß es uns nichts helfen würde, wenn wir unsere militärische Rüstung ablegten, solange wir in unserer friedlichen, wirtschaftlichen Arbeit mit altem Schwunge fortfahren wollten. Nur um so rascher würde der Versuch, uns klein zu kriegen, wiederholt werden. Daher gibt es für uns nur *eine Sicherheit: wir müssen stark werden, wenn wir leben wollen*, noch stärker, als wir waren; so stark, daß nie wieder die Lust zum Angriff auf uns erwachen kann.

Und wir wollen leben; jetzt mehr als je, wo wir erst voll erlebt haben, welches Maß von Tüchtigkeit und Kraft und Größe in unserem Volke treibt!

Wahrlich, nichts liegt uns ferner als Liebe zur Gewalt um der Gewalt willen, als Herrschsucht oder Sucht nach „Glorie"; als das Streben, andere Völker zu schädigen und zu hindern aus purer Böswilligkeit oder Abneigung, als das Streben nach ihrer Unterjochung oder Ausbeutung. Von unserer eigenen Arbeit wollen wir leben, das allein erhält ein Volk gesund! Aber den Notwendigkeiten des Daseins können und wollen wir nicht ausweichen; Lebensraum und Arbeitsmittel müssen wir haben, und wenn die Not des Daseinskampfes die kriegerische Entscheidung unausweichlich macht zwischen unserem Gedeihen und dem eines anderen Volkes — hoffentlich kommt es nicht sobald wieder dazu, dafür wollen wir gründlich vorsorgen! —, dann kann nur Leben und Gedeihen *unseres* Volkes unser Ziel sein.

Also Leben unseres Volkes nach eigenem Sinn um *jeden* Preis, auch um den Preis des Schmerzes und der Not der andern! Wer darauf nicht mit Ja antwortet, der muß ins Kloster gehen. Er paßt nicht in diese Welt, zu deren

Digitized by Google

Wesen Kampf und Schmerz gehört. Es ist eine jener vielen feigen Unwahrheiten, welche die Kultur unseres Zeitalters vergiften — halb aus Unverstand und Schwächlichkeit, halb aus Heuchelei geboren —, daß man leben könne, ohne Schmerz zu fühlen und Schmerz zu bereiten. Es gibt, wie Max v. Frey entdeckt hat, neben den Tastnerven eigene Schmerznerven; der Schmerz ist eine notwendige Bedingung des Lebens; Schmerz und Not sind die Sporen, mit denen der edle Renner Leben zum Wagesprung befeuert wird.

Es klingt so niedrig: leben um jeden Preis!

Gewiß; für den Einzelnen ist das Leben der Güter höchstes nicht; für ihn kann und darf es nicht der Güter höchstes sein, denn er ist ein vergängliches Wesen, nur ein dienendes Glied in der Kette der Generationen. Anders ein Volk, das immer wieder neugeboren, ohne Grenzen lebensfähig ist!

Ein Volk, dem nicht das Fortleben nach eigenem Sinn das höchste Gut wäre, beginge Verrat am heiligsten! Die Deutschen dürfen nicht aufhören, zu sein, damit das Deutsche ewig lebe! Damit jenes Persönlichste nicht erlösche, das aus den tiefsten Wurzeln deutschen Wesens quillt, aus dem Grundbestande seiner Erbanlagen heraus immer aufs neue nach Entfaltung drängt; der Gegenstand unserer Ahnung, unserer Liebe, unserer Sehnsucht. Jenes begrifflich Unfaßbare, das der edle Jüngling in sich und seinem Tun verkörpern möchte, dem er im geliebten Weibe zu begegnen hofft, das er in seinen Kindern lebendig werden sehen möchte, für das die echte Kunst um Ausdruck ringt; jenes göttliche Etwas, das in Millionen von Einzelnen zwar nur in Bruchstücken, durch die Zufälligkeiten der Endlichkeit mannigfach verunreinigt, verkümmert, entstellt zur Entwicklung kommt, in tausend künstlerischen Versuchen nur gestammelt wird, das aber, wenn es — vielleicht in Jahrhunderten einmal — voll und ungestört in die Erscheinung tritt, wenn es dem begnadeten Künstler gelingt, sein Werk damit zu beseelen, durch sein Dasein Generationen von Deutschen mit Andacht zu erfüllen, durch das Bewußtwerden des: „Im Wesen bist das auch du!“, zu beglücken vermag. Ein Bildwerk, wie die Madonna im Germanischen Museum, Stiche, wie Ritter, Tod und Teufel oder Hieronymus in der Klause oder Melancholie, ein Gedicht wie Faust, ein Musikstück wie die Matthäus-Passion oder die Neunte Symphonie, ein Mann wie Helmut v. Moltke, das sind Heiligtümer, die unseren Kampf ums Dasein adeln. Sie geben uns das Bewußtsein, das Recht auf Leben zu besitzen!

Wie wir die unserigen, haben freilich auch die anderen Völker ihre Penaten, um die sie kämpfen. Das ist das erhabene Menschliche in den unausweichlichen Daseinskämpfen der Völker, das all ihr Schreckliches verklärt, das was das Leben aus einer Mordgeschichte zur Tragödie macht!

Wer das Leben bejaht, muß den Kampf ums Dasein in allen seinen Formen in Kauf nehmen auch in seiner schrecklichsten Form, dem Krieg. Der Pazifismus ist lebensfeindlich. Er will Individualleben retten, bei denen es sich immer nur um einige Lebensjahre mehr oder weniger handelt, da jeder sterben muß, und bringt die ganzen Völker, die ewigen Lebens fähig sind, in Todesgefahr dadurch, daß er ihre Schaffenskraft lähmt. Wir müssen ihn und seine Forderungen unbedingt abweisen. Wir müssen freilich mit äußerster Gewissenhaftigkeit danach trachten, den Eintritt des Krieges zu verhindern; wir müssen aber andererseits alles tun, um stets völlig kriegsbereit zu sein! Die vollkommenste Kriegsbereitschaft ist der vollkommenste Friedensschutz. Je

Digitized by Google

kriegsmächtiger uns der Frieden macht, um so geringer wird die Wahrscheinlichkeit, daß wir von unserer Kriegsmacht werden Gebrauch machen müssen. Nur, wenn es unsere Macht zu fürchten hat, wird England uns den Weg zu unseren Kolonien offen lassen, den Wettbewerb unseres Handels dulden; nur wenn wir mächtig sind, wird Frankreich Frieden halten, das es nicht ertragen will, jenes Volk an erster Stelle zu sehen, das es solange als Untergebenen zu behandeln gewohnt war; wenn wir mächtig sind, werden vielleicht andere Völker ihre Eifersucht und ihren Haß bezähmen und einsehen lernen, daß es nützlich ist, unser Freund zu sein; nur, wenn wir mächtig sind, werden wir Rußland im Zaume halten; Rußland, unseren furchtbarsten Feind, viel furchtbarer als England. England kann, wenn es siegt, uns arm machen und in Armut halten, Rußland aber kann uns knechten. Vor dem Kriege haben nur wenige die ungeheuere Gefahr erkannt, die von diesem jungen Riesen ausgeht. Aber der Krieg hat hoffentlich allen unseren Volksgenossen die Augen darüber geöffnet, was eine Volksmasse von 170 Millionen bedeutet, die jährlich um 1,5 bis 2 Millionen zunimmt! Schon heute scheint der Soldatenvorrat fast unerschöpflich, und trotz riesenhafter Verluste an Toten, Verwundeten und Gefangenen ist Rußlands Heeresmacht noch immer nicht gebrochen. Man hüte sich, zu glauben, daß sich Rußland von der Niederlage, die es jetzt erleiden wird, nicht sobald erholen, sich von einem neuen Angriff abhalten lassen werde. 100 Jahre nach den Katastrophen des persischen Heeres in Griechenland war die persische Großmacht Herrin des ganzen griechischen Kleinasien. Wird Rußland nicht durch den Frieden aufs schwerste geschwächt und zurückgedrängt, so wird es in 25 Jahren ein unüberwindliches Heer besitzen. Es wird aus diesem Kriege viel gelernt haben, wie es schon aus dem japanischen lernte. Wer zweifelt, daß mit diesen kerngesunden Soldaten, mit ihrer bewunderungswürdigen Zähigkeit und Todesverachtung bei besserer Organisation und Führung die größten Kriegstaten zu vollbringen sind und wer zweifelt bei der großen geistigen Begabung der Russen, daß sie zur Führung geignete Offiziere in großer Zahl zu erziehen noch lernen werden? Dann noch einige Millionen wohl ausgerüsteter Soldaten mehr und selbst das Genie eines Hindenburg ist ihnen gegenüber machtlos.

Wie immer man sich auch die Zukunft des deutschen Volkes ausmalt, auch derjenige, der in immer größerer Ausdehnung von Welthandel, Weltfrachtgeschäft und Pflanzungskolonien das Erstrebenswerte sucht, muß sich daher klar machen, daß alle diese schönen Dinge nur zu erreichen und zu behaupten sind, wenn wir unsere Stellung in Europa zu einer unangreifbaren Festung gemacht haben und Rußland dauernd dazu zwingen können, seinen Ausdehnungsdrang auf Asien zu beschränken und an den Ufern des persischen und des chinesischen Meeres den Zugang zum freien Ozean zu suchen.

Die Hauptstärke Rußlands wird immer seine Volksmasse sein. Das allermindeste, was wir erreichen müssen, ist, daß wir in Zukunft trotz Wachstums des russischen Volkes wenigstens nicht auch im Verhältnis der Heeresmassen zurückbleiben, die wir entgegenstellen können. Vor dem Kriege hat man vielfach gehofft, daß es möglich sein werde, alle Völker Europas gegen den russischen Ansturm zu einigen; es hat sich gezeigt, eine wie große Täuschung dies war. Wird dies nach dem Kriege anders werden? Hoffen wir, daß

Digitized by Google

das Bündnis mit der habsburgisch-lothringischen Monarchie unerschütterlich sein wird, daß sowohl die skandinavischen Staaten und Holland, als die tapferen Südslawen erkennen werden, daß wir nichts lieber wünschen als ihr Gedeihen als freie Staaten, hoffen wir, daß die Türkei die unerschöpflichen Schätze Kleinasiens, Syriens und Mesopotamiens erschließe und ihre Bevölkerung zu neuer Blüte bringe. Aber wir dürfen uns nur auf uns selbst verlassen. *Aus dem Schoß unserer Frauen müssen uns die Heere erwachsen, die wir brauchen.* Ohne große Volkszahl keine Größe; ohne Volksgesundheit keine gesunde Wirtschaft. Nicht allein die Wehrkraft, auch die Wirtschaftskraft stehen und fallen mit der Aufzucht einer reichlichen Menge gesunden Nachwuchses. *Eine weise Bevölkerungspolitik allein verbürgt uns unsere Zukunft!* Ihre Anforderungen müssen die Forderungen beeinflussen, die wir beim Friedensschlusse stellen; die Fragen ihrer Durchführung müssen wir aufs gründlichste erwägen; für sie die größten Opfer zu bringen, uns bereit machen.

Nur 200 Millionen Deutsche werden im Jahre 2000 stark genug sein, die deutsche Freiheit zu schützen!

Wer dieses Ziel erreichen will, muß wissen, daß heute die Kinderproduktion nicht mehr blindlings stattfindet, sondern mehr und mehr, wie unser ganzes sonstiges Verhalten, verstandesmäßig geregelt wird; daß es mehr und mehr wirtschaftliche Erwägungen sind, welche die Produktion beeinflussen und daß verhängnisvollerweise fast in allen Berufsständen die privatwirtschaftlichen Motive, vereinigt mit Antrieben einer entarteten Zivilisation zu einer Einschränkung der Kindererzeugung führen (Geburtenrückgang), die bei ihrer Fortdauer geradezu volksvernichtend wirken müßte.

Namentlich die städtischen und industriellen Bevölkerungsschichten sind es, bei denen diese Erscheinung in erschreckendem Maße zunimmt. Es muß versucht werden, durch eine durchgreifende Aenderung der Wohnungsverhältnisse das Familienleben kinderreicher Paare zu fördern, das heute oft unmöglich ist; durch eine von der Kinderproduktion abhängige Besteuerung, durch passende Abänderungen des Erbrechtes, durch zwangsweise Familienversicherung, durch Gewährung von Erziehungsbeiträgen — um nur das Wichtigste zu nennen —, die hindernden wirtschaftlichen Motive auszuschalten. Ob selbst dadurch bei den Städtern Genügendes zu erreichen sein wird, ist nicht ganz sicher. Die Erfahrung von Jahrtausenden scheint zu beweisen, daß städtische Bevölkerungen zum Aussterben verurteilt sind und die Städte nur durch stetigen Zuzug vom Lande bevölkert erhalten bleiben. Ich halte dies keineswegs für eine Gesetzmäßigkeit, an der sich nichts ändern läßt; aber daß ihre Durchbrechung höchst schwierig sein wird, ist unbestreitbar.

Um so dringender muß gefordert werden, daß jene Menschenquellen in ausgedehntestem Maße erschlossen werden, die bei richtiger Fassung bisher noch nie versiegt sind. *Wir brauchen eine Vermehrung der mittleren und kleinen Bauerngüter und der ländlichen Arbeiter- und Handwerker-Stellen in größtem Maßstabe!* Diese Kleinsiedelung mit ihrer intensiven Wirtschaft wird dann auch einer noch viel dichteren Bevölkerung als der heutigen die nötigen Mengen der wichtigsten Nahrungsmittel sicherstellen, wenn unsere Feinde wieder einmal den Versuch machen sollten, uns auszuhungern. *Heimstätten* also! Heim-

Digitized by Google

stätten für das Stadtvolk wie für das Landvolk sind eine Grundbedingung für das dauernde Wachsen und Gedeihen unseres Volkes. Neues Siedlungsland innerhalb der künftigen Reichsgrenzen ist eine Forderung, die zum Losungswort aller Deutschen werden muß!

An Siedlern wird es nicht fehlen, wenn man nur die Möglichkeit der Siedlung schafft. Wäre es wahr, was einzelne behaupten, daß wir keine neuen Bauern mehr auftreiben können, dann wären wir verloren. Aber noch sind wir viel zu gesund dazu!

Französische Kultur.

Ein Gradmesser der Kultur und Fortgeschrittenheit eines Volkes ist seine Gesetzgebung auf dem Gebiete des Schutzes der Schwachen gegen die Starken, z. B. dem Gebiete der Fürsorge für die unehelichen Kinder. Es ist recht interessant, hier einen Blick auf die neuere Rechtsentwicklung in Frankreich zu werfen. Daß bis vor kurzem nach dem Code civil der Satz galt: „La recherche de la paternité est interdite" ist ja allgemein bekannt. Nun hat Frankreich unter dem 16. November 1912 ein Gesetz erlassen, welches, wie man damals in den Tageszeitungen lesen konnte, die Erforschung der Vaterschaft einführte, und man konnte, wenn man weiter nichts hörte, wohl annehmen, daß Frankreich nun auf diesem Gebiete in die Reihe moderner Kulturstaaten einzutreten im Begriff sei. Es ist daher von besonderem Interesse, sich den Inhalt dieses Gesetzes einmal etwas genauer anzusehen. Dies wird uns erleichtert durch einen Aufsatz von Professor Albert Wahl in Paris (übersetzt von Referendar Dr. Schwandt in Berlin) in einem der letzten vor dem Kriege erschienenen Hefte der „Rheinischen Zeitschrift für Zivil- und Prozeßrecht", der die französische Zivilgesetzgebung im Jahre 1912 behandelt. Der Grundzug des Gesetzes ist nach Wahl der, zwar die Klage auf Erforschung der Vaterschaft zu gewähren, aber zu verhindern, daß sie eine zu große Verbreitung annimmt. Man wollte der öffentlichen Meinung Genüge leisten, die die Klage forderte, es dem Kinde aber tatsächlich möglichst schwer machen, die Anerkennung der Vaterschaft zu erlangen. Dementsprechend ist ein allgemeiner Beweis der Vaterschaft überhaupt nicht zulässig, sondern nur in einigen wenigen besonders aufgezählten Fällen, nämlich der Entführung der Mutter, ihrer Verführung durch arglistige Mittel, Mißbrauch eines Abhängigkeitsverhältnisses, Heiratsversprechen oder Verlöbnis, ferner bei schriftlicher Anerkennung durch den Vater, sodann, wenn der Vater und die Mutter im Konkubinat gelebt haben, schließlich wenn der in Anspruch Genommene dem Kinde wie ein Vater ganz oder teilweise den Unterhalt gewährt hat. Es liegt auf der Hand, daß damit recht wenig gewonnen ist, denn von diesen Bestimmungen hat nur ein ganz verschwindender Bruchteil aller unehelichen Kinder Vorteil. Es ist also in der Tat so, wie Wahl sagt: Man hat etwas getan, um die öffentliche Meinung zu beruhigen, hat aber dafür Sorge getragen, daß im praktischen Erfolge möglichst wenig herauskommt. Bezeichnend für den Geist, der das Gesetz beherrscht, ist auch, daß das mit der Vaterschaftsklage befaßte Gericht den Kläger sofort, ohne besonderes Strafverfahren und durch eine unanfechtbare!! Entscheidung wegen Erpressung zu Gefängnis oder Geldstrafe verurteilen darf, wenn es die Klage abweist und die Überzeugung gewinnt, daß der Kläger schlechtgläubig war, eine Bestimmung, die nicht gerade dazu angetan ist, den unehelichen Kindern und ihren Müttern Mut zur Klage zu machen. Berücksichtigt man nun, daß die unehelichen Kinder mit geringen Ausnahmen den unteren Ständen angehören und daß sie und ihre Mütter sich fast stets, wenn der Vater nicht zahlt, in Not befinden, so wirft dieses Gesetz ein recht eigenartiges Licht auf den Grad des sozialpolitischen Verständnisses in Frankreich.

Cöln. Landrichter Dr. Riedinger.

Digitized by Google

Der Sinn der Weltgeschichte.

Von Immanuel Kant.

Ohne jene, an sich zwar nicht liebenswürdigen Eigenschaften der Ungeselligkeit, woraus der Widerstand entspringt, den Jeder bei seinen selbstsüchtigen Anmaßungen notwendig antreffen muß, würden in einem arkadischen Schäferleben, bei vollkommener Eintracht, Genügsamkeit und Wechselliebe, alle Talente auf ewig in ihren Keimen verborgen bleiben, die Menschen, gutartig wie die Schafe, die sie weiden, würden ihrem Dasein kaum einen größeren Wert verleihen, als dieses ihr Hausvieh hat; sie würden das Leere der Schöpfung in Ansehung ihres Zwecks, als vernünftige Natur nicht ausfüllen. Dank sei also der Natur für die Unverträglichkeit, für die mißgünstig wetteifernde Eitelkeit, für die nicht zu befriedigende Begierde zum Haben, oder zum Herrschen! Ohne sie würden alle vortreffliche Naturanlagen in der Menschheit ewig unentwickelt schlummern. Der Mensch will Eintracht; aber die Natur weiß besser, was für seine Gattung gut ist; sie will Zwietracht. Er will gemächlich und vergnügt leben; die Natur will aber, er soll aus der Nachlässigkeit und untätigen Genügsamkeit hinaus, sich in Arbeit und Mühseligkeiten stürzen, um dagegen auch Mittel auszufinden, sich klüglich wiederum aus den letzteren herauszuziehen. Die natürlichen Triebfedern dazu, die Quellen der Ungeselligkeit und des durchgängigen Widerstandes, woraus so viele Übel entspringen, die aber doch auch wieder zur neuen Anspannung der Kräfte, mithin zu mehrerer Entwicklung der Naturanlagen antreiben, verraten also wohl die Anordnung eines weisen Schöpfers; und nicht etwa die Hand eines bösartigen Geistes, der in seine herrliche Anstalt gepfuscht oder sie neidischerweise verderbt habe.

Das größte Problem für die Menschengattung, zu dessen Auflösung die Natur ihn zwingt, ist die Erreichung einer allgemein das Recht verwaltenden bürgerlichen Gesellschaft. In diesen Zustand des Zwanges zu treten, zwingt den, sonst für ungebundene Freiheit so sehr eingenommenen Menschen die Not; und zwar die größte unter allen, nämlich die, welche sich Menschen untereinander selbst zufügen, deren Neigungen es machen, daß sie in wilder Freiheit nicht lange nebeneinander bestehen können. Allein in einem solchen Gehege, als bürgerliche Vereinigung ist, tun ebendieselben Neigungen hernach die beste Wirkung; so wie Bäume in einem Walde, eben dadurch, daß ein jeder dem andern Luft und Sonne zu benehmen sucht, einander nötigen, beides über sich zu suchen und dadurch einen schönen geraden Wuchs bekommen; statt daß die, welche in Freiheit und voneinander abgesondert ihre Äste nach Wohlgefallen treiben, krüppelig, schief und krumm wachsen. Alle Kultur und Kunst, welche die Menschheit ziert, die schönste

Digitized by Google

gesellschaftliche Ordnung, sind Früchte der Ungeselligkeit, die durch sich selbst genötigt wird, sich zu disziplinieren und so, durch abgedrungene Kunst, die Keime der Natur vollständig zu entwickeln.

Dieses Problem ist zugleich das schwerste, und das, welches von der Menschengattung am spätesten aufgelöst wird. Die Schwierigkeit, welche auch die bloße Idee dieser Aufgabe schon vor Augen legt, ist diese: der Mensch ist ein Tier, das, wenn es unter anderen seiner Gattung lebt, einen Herrn nötig hat. Denn er mißbraucht gewiß seine Freiheit in Ansehung anderer seinesgleichen; und ob er gleich, als vernünftiges Geschöpf, ein Gesetz wünscht, welches der Freiheit Aller Schranken setze, so verleitet ihn doch seine selbstsüchtige tierische Neigung, wo er darf, sich selbst auszunehmen. Er bedarf also einen Herrn, der ihm den eigenen Willen breche und ihn nötige, einem allgemeingültigen Willen, dabei Jeder frei sein kann, zu gehorchen. Wo nimmt er aber diesen Herrn her? Nirgend anders, als aus der Menschengattung. Aber dieser ist ebensowohl ein Tier, das einen Herrn nötig hat. Er mag es also anfangen, wie er will, so ist nicht abzusehen, wie er sich ein Oberhaupt der öffentlichen Gerechtigkeit verschaffen könne, das selbst gerecht sei; er mag dieses nun in einer einzelnen Person oder in einer Gesellschaft vieler dazu auserlesenen Personen suchen. Denn jeder derselben wird immer seine Freiheit mißbrauchen, wenn er keinen über sich hat, der nach den Gesetzen über ihn Gewalt ausübt. Das höchste Oberhaupt soll aber gerecht für sich selbst, und doch ein Mensch sein. Diese Aufgabe ist daher die schwerste unter allen; ja ihre vollkommene Auflösung ist unmöglich; aus so krummem Holze, als woraus der Mensch gemacht ist, kann nichts ganz Gerades gezimmert werden. Nur die Annäherung zu dieser Idee ist uns von der Natur auferlegt.

Das Problem der Errichtung einer vollkommenen bürgerlichen Verfassung ist von dem Problem eines gesetzmäßigen äußeren Staatenverhältnisses abhängig, und kann ohne das letztere nicht aufgelöst werden. Was hilfts, an einer gesetzmäßigen bürgerlichen Verfassung unter einzelnen Menschen, zu arbeiten? Dieselbe Ungeselligkeit, welche die Menschen hiezu nötigte, ist wieder die Ursache, daß ein jedes Gemeinwesen in äußerem Verhältnisse, d. i. als ein Staat in Beziehung auf Staaten in ungebundener Freiheit steht, und folglich einer von dem andern eben die Übel erwarten muß, die die einzelnen Menschen drückten und sie zwangen, in einen gesetzmäßigen bürgerlichen Zustand zu treten. Die Natur hat also die Unverträglichkeit der Menschen, selbst der großen Gesellschaften und Staatskörper dieser Art Geschöpfe, wieder zu einem Mittel gebraucht, um in dem unvermeidlichen Antagonismus derselben einen Zustand der Ruhe und Sicherheit auszufinden; d. i. sie treibt durch die Kriege, durch die über-

Digitized by Google

spannte und niemals nachlassende Zurüstung zu denselben, durch die Not, die dadurch endlich ein jeder Staat, selbst mitten im Frieden, innerlich fühlen muß, zu anfänglich unvollkommenen Versuchen, endlich aber nach vielen Verwüstungen, Umkippungen, und selbst durchgängiger innerer Erschöpfung ihrer Kräfte zu dem, was ihnen die Vernunft auch ohne so viel traurige Erfahrung hätte sagen können, nämlich: aus dem gesetzlosen Zustande der Wilden hinauszugehen, und in einen Völkerbund zu treten; wo jeder, auch der kleinste Staat seine Sicherheit und Rechte, nicht von eigener Macht oder eigener rechtlichen Beurteilung, sondern allein von diesem großen Völkerbunde, von einer vereinigten Macht und von der Entscheidung nach Gesetzen des vereinigten Willens erwarten könnte. Alle Kriege sind demnach so viel Versuche, (zwar nicht in der Absicht der Menschen, aber doch in der Absicht der Natur,) neue Verhältnisse der Staaten zustande zu bringen und durch Zerstörung, wenigstens Zerstückelung alter, neue Körper zu bilden, die sich aber wieder, entweder in sich selbst oder nebeneinander, nicht erhalten können und daher neue ähnliche Revolutionen erleiden müssen; bis endlich einmal, teils durch die bestmögliche Anordnung der bürgerlichen Verfassung innerlich, teils durch eine gemeinschaftliche Verabredung und Gesetzgebung äußerlich, ein Zustand errichtet wird, der, einem bürgerlichen gemeinen Wesen ähnlich, so wie ein Automat sich selbst erhalten kann.

Was der zwecklose Zustand der Wilden tat, daß er nämlich alle Naturanlagen in unserer Gattung zurückhielt, aber endlich durch die Übel, worin er diese versetzte, sie nötigte, aus diesem Zustande hinaus und in eine bürgerliche Verfassung zu treten, in welcher alle jene Keime entwickelt werden können, das tut auch die barbarische Freiheit der schon gestifteten Staaten, nämlich: daß durch die Verwendung aller Kräfte der gemeinen Wesen auf Rüstungen gegeneinander, durch die Verwüstungen, die der Krieg anrichtet, noch mehr aber durch die Notwendigkeit, sich beständig in Bereitschaft dazu zu erhalten, zwar die völlige Entwicklung der Naturanlagen in ihrem Fortgange gehemmt wird, dagegen aber auch die Übel, die daraus entspringen, unsere Gattung nötigen, zu dem an sich heilsamen Widerstande vieler Staaten nebeneinander, der aus ihrer Freiheit entspringt, ein Gesetz des Gleichgewichts aufzufinden und eine vereinigte Gewalt, die demselben Nachdruck gibt, mithin einen weltbürgerlichen Zustand der öffentlichen Staatssicherheit einzuführen, der nicht ohne alle Gefahr sei, damit die Kräfte der Menschheit nicht einschlafen, aber doch auch nicht ohne ein Prinzip der Gleichheit ihrer wechselseitigen Wirkungen und Gegenwirkungen, damit sie einander nicht zerstören.

Die menschliche Natur bringt es so mit sich: selbst in Ansehung der allerentferntesten Epoche, die unsere Gattung treffen soll, nicht gleichgültig

Digitized by Google

zu sein, wenn sie nur mit Sicherheit erwartet werden kann. Vornehmlich kann es in unserem Falle um desto weniger geschehen, da es scheint, wir könnten durch unsere eigene vernünftige Veranstaltung diesen, für unsere Nachkommen so erfreulichen Zeitpunkt schneller herbeiführen. Um deswillen werden für uns selbst die schwachen Spuren der Annäherung desselben sehr wichtig. Jetzt sind die Staaten schon in einem so künstlichen Verhältnisse gegeneinander, daß keiner in der inneren Kultur nachlassen kann, ohne gegen die andern an Macht und Einfluß zu verlieren; also ist, wo nicht der Fortschritt, dennoch die Erhaltung dieses Zwecks der Natur, selbst durch die ehrsüchtigen Absichten derselben ziemlich gesichert. Ferner: bürgerliche Freiheit kann jetzt auch nicht sehr wohl angetastet werden, ohne den Nachteil davon in allen Gewerben, vornehmlich dem Handel, dadurch aber auch die Abnahme der Kräfte des Staats im äußeren Verhältnisse zu fühlen. Diese Freiheit geht aber allmählig weiter. Wenn man den Bürger hindert, seine Wohlfahrt auf alle ihm selbst beliebige Art, die nur mit der Freiheit anderer zusammen bestehen kann, zu suchen, so hemmt man die Lebhaftigkeit des durchgängigen Betriebes, und hiermit wiederum die Kräfte des Ganzen. Daher wird die persönliche Einschränkung in seinem Tun und Lassen immer mehr aufgehoben, die allgemeine Freiheit der Religion nachgegeben; und so entspringt allmählig, mit unterlaufendem Wahne und Grillen, Aufklärung, als ein großes Gut, welches das menschliche Geschlecht sogar von der selbstsüchtigen Vergrößerungsabsicht seiner Beherrscher ziehen muß, wenn sie nur ihren eigenen Vorteil verstehen. Diese Aufklärung aber, und mit ihr auch ein gewisser Herzensanteil, den der aufgeklärte Mensch am Guten, das er vollkommen begreift, zu nehmen nicht vermeiden kann, muß nach und nach bis zu den Thronen hinauf gehen und selbst auf ihre Regierungsgrundsätze Einfluß haben. Obgleich z. B. unsere Weltregierer zu öffentlichen Erziehungsanstalten und überhaupt zu allem, was das Weltbeste betrifft, für jetzt kein Geld übrig haben, weil alles auf den künftigen Krieg schon zum voraus verrechnet ist; so werden sie doch ihren eigenen Vorteil darin finden, die obzwar schwachen und langsamen eigenen Bemühungen ihres Volks in diesem Stücke wenigstens nicht zu hindern. Endlich: wird selbst der Krieg allmählig nicht allein ein so künstliches, im Ausgange von beiden Seiten so unsicheres, sondern auch durch die Nachwehen, die der Staat in einer immer anwachsenden Schuldenlast (einer neuen Erfindung) fühlt, deren Tilgung unabsehlich wird, ein so bedenkliches Unternehmen, dabei der Einfluß, den jede Staatserschütterung in unserem, durch seine Gewerbe so sehr verketteten Weltteil auf alle andere Staaten tut, so merklich, daß sich diese durch ihre eigene Gefahr gedrungen, obgleich ohne gesetzliches Ansehen, zu Schiedsrichtern anbieten,

Digitized by Google

und so alles von weitem zu einem künftigen großen Staatskörper anschicken, wovon die Vorwelt kein Beispiel aufzuzeigen hat. Obgleich dieser Staatskörper für jetzt nur noch sehr im rohen Entwurfe dasteht, so fängt sich dennoch gleichsam schon ein Gefühl in allen Gliedern, deren jedem an der Erhaltung des Ganzen gelegen ist, an zu regen; und dieses gibt Hoffnung, daß nach manchen Revolutionen der Umbildung endlich das, was die Natur zur höchsten Absicht hat, ein allgemeiner weltbürgerlicher Zustand, als der Schoß, worin alle ursprüngliche Anlagen der Menschengattung entwickelt werden, dereinst einmal zustande kommen werde.

[Wir haben uns erlaubt, diesen Aufsatz herauszuziehen aus einer größeren Abhandlung Kants: „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht", wollen uns aber damit nicht der Kantschen Geschichtsphilosophie verschreiben. Zu tief sind wir überzeugt, daß die Menschheitsgeschichte von Menschen gemacht wird und daß mechanische Vorausberechnung unmöglich ist. Viele der Kantschen Gedanken sind aber durch den Krieg für die gegenwärtige Generation einleuchtend geworden. Der Gedanke, daß durch den Kampf die menschlichen Fähigkeiten eine höhere Entwicklung erfahren würden, als in Friedenszeiten, ist den meisten Nichtmilitärs vor dem Kriege als militaristischer Irrtum, ja als Roheit erschienen; wir sehen aber nun in der Tat, daß körperliche, seelische und geistige Leistungen einen Antrieb erfahren, wie nie zuvor, und so lag es vielleicht nicht an Kant, sondern an uns, wenn wir diesen Aufsatz erst jetzt richtig beachten und betroffen werden von Gedanken, über die wir früher hinweggelesen hätten.]

„Wäre ich ein Fürst, so würde ich zu meinen ersten Stellen nie Leute nehmen, die bloß durch Geburt und Anciennität nach und nach heraufgekommen sind und nun in ihrem Alter in gewohntem Gleise langsam gemächlich fortgehen, wobei dann freilich nicht viel Gescheites zutage kommt ..... Große Hoffnungen setze ich auf den jetzigen Kronprinzen von Preußen. Nach allem, was ich von ihm kenne und höre, ist er ein sehr bedeutender Mensch; und das gehört dazu, um wieder tüchtige und talentvolle Leute zu erkennen und zu wählen. Denn man sage was man will, das Gleiche kann nur von Gleichen erkannt werden, und nur ein Fürst, der selber große Fähigkeiten besitzt, wird wieder große Fähigkeiten in seinen Untertanen und Dienern gehörig erkennen und schätzen." (11. März 1828.)

„Könnte man nur den Deutschen, nach dem Vorbilde der Engländer, weniger Philosophie und mehr Tatkraft, weniger Theorie und mehr Praxis beibringen, so würde uns schon ein gutes Stück Erlösung zuteil werden ..... So z. B. kann ich nicht billigen, daß man von den studierenden künftigen Staatsdienern gar zu viel theoretisch gelehrte Kenntnisse verlangt, wodurch die jungen Leute vor der Zeit geistig wie körperlich ruiniert werden. Treten sie nun hierauf in den praktischen Dienst, so besitzen sie zwar einen ungeheueren Vorrat an philosophischen und gelehrten Dingen, allein er kann in dem beschränkten Kreise ihres Berufs gar nicht zur Verwendung kommen und muß daher als unnütz wieder vergessen werden. Dagegen aber, was sie am meisten bedürften, haben sie eingebüßt: es fehlt ihnen die nötige geistige und körperliche Energie, die bei einem tüchtigen Auftreten im praktischen Verkehr ganz unerläßlich ist ..... Wir wollen indes", fügte Goethe lächelnd hinzu, „hoffen und erwarten, wie es etwa in einem Jahrhundert mit uns Deutschen aussieht, und ob wir es sodann werden dahin gebracht haben, nicht mehr abstrakte Gelehrte und Philosophen, sondern Menschen zu sein." (12. März 1828.)

Goethe zu Eckermann.

Digitized by Google

Vergangenheit und Zukunft.

Der richtige Standpunkt gegenüber der Vergangenheit ist der, daß Tatsachen nicht wertvoller werden durchs Ablagern, aber auch nicht wertloser. Die Verweisung der Vergangenheit in ein besonderes Fach — die Geschichte — hat dazu beigetragen, ihr den Charakter von etwas Unwirklichem zu geben gegenüber der allein wirklichen Gegenwart, von der niemand genau sagen kann, wo sie anfängt und wo sie aufhört. Der Strich zwischen Vergangenheit und Zukunft, den wir Gegenwart nennen, existiert nicht — am ehesten ist sie zu definieren als diejenige Zeit, welche der gerade Sprechende mit seiner Gegenwart beehrt. Dieser Unbegriff hat noch nie eine solche Rolle gespielt wie in der Zeit vor dem Krieg, und wir wären von dem Krieg nicht so überrascht worden, wenn wir nicht im Grund unseres Denkens überzeugt gewesen wären, daß uns Gegenwartsmenschen, für die die Vergangenheitsmenschen nur das Mistbeet waren, so etwas nicht begegnen könne, und daß das Genus Mensch sich so verändert habe, wie Wölfe und Schakale sich verändern mußten, bis endlich ein stubenreiner Windhund entstanden ist mit einem blauen Bändchen und Glöckchen um den Hals. Die Kenntnis der Schakale nennt man Geschichte, die Kenntnis der Windhunde Politik.

*

Wir kennen keinen Unterschied zwischen Historiker und Politiker. Eine der schlimmsten Folgen der durch die Zeitungen verbreiteten Halbbildung ist es, daß alles Vergangene als tot, alles Gegenwärtige als lebend angesehen wird, Bethmann-Hollweg als Politik, Bismarck als Geschichte. Ein Machiavell lernt an Athen wie an Florenz.

*

Die Ideen, um die gekämpft wird, sind von großen Geistern der Vergangenheit aus dem Schacht ihres Innern hervorgeholt worden, und wir haben nur die Wahl, uns mit diesen großen Geistern zu beschäftigen oder uns einzubilden, wir hätten die Ideen selber gehabt. Ohne Konzeptionen produktiver Geister gäbe es keine Länder, keine Völker, keine Staaten. Diese Gebilde, die der Politiker jetzt für seine Domäne hält, hat der Denker geschaffen. Die Menge hat sie aufgegriffen und hält sie jetzt für selbstverständlich. Der heutige Mensch glaubt, aus dem Gepolter der Eisenbahn und der Maschinen Rhythmen herauszuhören, die er aber nur hört, weil geniale Gemüter die Musik geschaffen haben.

*

Wir waren vor dem Krieg auf dem besten Weg, uns der Herrschaft der Zahlen zu unterwerfen und zu vergessen, daß Ideen auch im Maschinenzeitalter nur von Köpfen hervorgebracht werden. Das war nicht Angst vor der Zahl der Fäuste, sondern Achtung vor der Zahl der Stimmen. Erschlagen

Digitized by Google

durch die Majorität, waren die geistigen Arbeiter im Begriff, die Verpflichtungen zu vergessen, die ihnen Bildung und die Berührung mit den großen Geistern der Vorzeit auferlegt.

*

Der Mangel an wirklichen Ideen und die mit ihm verbundene Wahnidee einer wissenschaftlichen, von jedem für jeden zu beweisenden Ethik hat den politischen Streit vergiftet. Man glaubte, daß Politik ohne Ideale für jedermann gültig bewiesen werden könne und hielt den, der eine andere Politik hatte, für einen Dummkopf oder einen Heuchler. Der Krieg hat offenbar gemacht, daß nicht die Mittel verschieden sind, sondern die Ziele. Die einen sagen z. B., „lieber tot als ehrlos", die andern „lieber ehrlos als tot", beide haben recht, sprechen eine letzte Willensrichtung aus, unbeweisbar, wie jede Willensrichtung. Niemals wird es gelingen, den zu widerlegen, der Sinnenlust als höchstes Gut betrachtet, und wenn man ihm Himmel und Hölle bewiese, so würde er auf den Himmel nur deshalb hinarbeiten, weil es ihm in der Hölle zu heiß ist. Solchen tut nicht weh, was ihren Landsleuten in Frankreich und Rußland geschehen ist, und sie hoffen, daß es bald vergessen sein wird, solche würgt nicht der Ekel vor den „Schweinen, die Deutschlands Ruf in aller Welt verpesten", die Verachtung für die Dirne Italien; sie sehen nur Einzelne, bedürftige Menschen wie sie, die sich ernähren und amüsieren wollen wie sie. Es sind die eigentlichen Gegenwartsmenschen. Dem andern ist die Vergangenheit Lehrmeisterin der Zukunft, Offenbarung von Willensrichtungen.

*

Der Begriff des Ideals, der in Friedenszeiten den Intellektuellen zur Zersetzung ausgeliefert war, hat erst im Krieg seine eigentliche Bedeutung wiederbekommen: eine Idee, für die man bereit ist, zu sterben.

*

Eine Regierung, die keine Ideen hat, ist Hyäne des Schlachtfeldes. In fürstlichen Häusern tritt manchmal an Stelle der Idee eine Prophezeiung; noch in unseren Tagen ließ sich Abdul Hamid aus den Sternen weissagen und richtete danach seine Handlungen ein.

*

Die Presse ist darauf hingedrängt, das was in den letzten vierundzwanzig Stunden geschehen ist, für wichtiger zu nehmen als das in den vorangegangenen Jahrtausenden Geschehene. Die Verwüstung des Geisteslebens durch die Presse fing etwa in den zwanziger und dreißiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts an. Im achtzehnten Jahrhundert waren noch die großen Geister Führer der Nation. Bis zum Jahre 1914 wurde die Wirklichkeit immer unwirklicher. Der Balkankrieg wurde noch großenteils für die Presse der Großmächte geführt; für einen Sieg in den „Times" hätte jeder eine Niederlage

Digitized by Google

in Kauf genommen. Der Weltkrieg hat den Sinn der deutschen Leser auf Tatsachen und Leistungen gerichtet; es gibt zwar Militärkritiker nach dem Muster der Kunstkritiker, aber Hindenburg richtet sich nicht nach ihnen. Die Zeitungsleser erwachen aus dem Wahn, daß es möglich sei, ohne Arbeit, auf unterhaltende Weise, nur dadurch, daß man sich mit andern zusammentut, die auch nichts verstehen, zum Verständnis irgend einer Sache zu gelangen.

*

Beim nachdenklichen Teil der gegenwärtigen Generation hat der Journalismus, Parlamentarismus, Republikanismus durch den Krieg einen großen Stoß erhalten. In Italien sah man den Einfluß der Straße und Presse auf das Parlament, in Frankreich und England den Einfluß des Parlaments auf das Militär, in Amerika den Einfluß der Wahlpolitik auf die äußere Politik. In Deutschland haben die dem Parlament entrückten Elemente in Militär und Beamtenschaft ihren Wert erwiesen; nicht in dem Sinn, daß jeder einzelne durch souveräne Willensakte bestellte Beamte und Offizier der denkbar beste Mann an seinem Platz gewesen wäre, aber in dem Sinn, daß das Vorhandensein eines nur von Fachleuten beurteilten, vom Beifall der Menge unabhängigen Elements als wohltätig vom ganzen Volke empfunden wurde. Bis zu einem gewissen Grad wurde die Stetigkeit historischer Ungerechtigkeit für vorteilhafter erkannt als die Unstetigkeit unhistorischer Gerechtigkeit. Ein Schiff wird im Sturm immer noch besser von einem einzelnen befehligt, selbst wenn dieser nicht der unter allen Mitfahrenden geeignetste ist, als von einem Konsortium der Fahrgäste.

*

Die Politiker betrachten die Politik als ein Spiel mit gegebenen Karten; wer eine neue Idee in die Politik bringt, wird angesehen wie einer, der einen Trumpf aus dem Rockärmel in das Spiel einschmuggeln will.

*

Für die Zukunft zu arbeiten, solange an unsern Grenzen gekämpft wird, wird von manchen für unpatriotisch gehalten. Aber wenn die Kämpfenden zurückkehren und uns fragen, „was habt ihr inzwischen geleistet?“ und wir können nur antworten, „wir haben auf den Tagesbericht gewartet“, so ist das doch etwas wenig.

*

Alles Wissen ist Vergangenheit, alles Wollen ist Zukunft.

Digitized by Google

Elf Monate in russischer Kriegsgefangenschaft.

Von Ernst Johann Faber (Nürnberg).

Als ich am 26. Juli 1914 von Berlin mit dem Nachtzug abreiste, ahnte ich nicht, daß ein ganzes Jahr vergehen sollte, bis ich die Heimat wiedersehen würde.

War auch der Krieg zwischen Österreich und Serbien bereits erklärt und hatten mir Freunde in Berlin erzählt, daß die Russen Truppenansammlungen an unsere Ostgrenze veranstaltet hätten, so bekam ich doch auf alle Fragen, ob es mit Rußland zu einem Kriege käme, stets nur die Antwort: „Es kann ja sein, daß es etwas gibt, aber so bald wird es nicht dazu kommen. Auf alle Fälle werden Sie manches Interessante in Kurland und Livland sehen und hören."

Ein eigentümliches Gefühl überlief mich allerdings, als ich in Eydtkuhnen zum erstenmal in meinem Leben russischen Boden betrat.

Die Beamten an der Grenze waren außerordentlich höflich, hatte ich doch vom russischen Ministerium den Erlaubnisschein für meine Jagdwaffen in der Tasche; in einer knappen halben Stunde war alles erledigt und frohen Herzens fuhr ich Riga entgegen.

Vor meinem geistigen Auge tauchten baltische Edelsitze, unermeßliche Wälder und kapitale Gehörne auf, trübe Gedanken kamen mir nicht!

In Riga blieb ich nur einen einzigen Tag; am 28. Juli morgens fuhr ich an einem strahlend schönen Sommertage ins Land hinaus. Knappe vier Stunden Bahnfahrt, ebensoviel Wagenfahrt, dann war mein Ziel erreicht. Ein einsames Forsthaus im unermeßlichen Wald. Dort wollte ich vierzehn Tage meines alljährlichen Sommerurlaubes verbringen. Als mir Jägermeister B. beim Empfang die Hand schüttelte und mich mit den Worten begrüßte: „Ja, Menschenskind, wissen Sie denn nicht, daß es Krieg gibt mit Rußland?" da entgegnete ich ihm lachend: „Glauben Sie doch den Schwindel nicht; wir wollen keinen Krieg mit Rußland haben, es stand schon manchmal brenzlich, aber unser Kaiser hat alles wieder eingerenkt."

Am Sonntag während des Essens läutete plötzlich wie rasend das Telephon, und als B. vom Apparat zurückkam, konnte ich es ihm am Gesicht ablesen, daß er Besonderes zu melden hätte. „Sie sollen sofort nach Riga zurückfahren, heute nacht ist der Krieg von Deutschland an Rußland erklärt worden!" Ich wollte es zuerst nicht glauben, mußte mich aber dann doch der bitteren Wahrheit beugen. Mit dem nächsten Zuge ging es nach Riga zurück. Welch erstaunliche Veränderung war in den paar Tagen vor sich gegangen! Überall gedrückte Stimmung im Zuge, aufgeregte und gehässige Reden der Letten; — in Riga am Bahnhof sah es aus, als ob die Welt ihrem Ende nahe sei. Tausende von Menschen, die zur Stadt kamen, Bauern mit ihrem Hab und Gut, auf dem Bahnsteig ein Geschrei von Hunderten von Stimmen, — — da wußte ich, daß es Ernst geworden sei. Drei Tage lang hielt ich mich in Riga auf, unangemeldet bei der dortigen Polizei. Auf alle erdenkliche

Digitized by Google

Weise versuchte ich es hinauszukommen, sei es per Schiff oder per Bahn — umsonst! Die Pforten des heiligen, russischen Reiches hatten sich für alle Deutschen geschlossen, wir waren kriegsgefangen.

Noch kam mir die Bedeutung dieses Wortes nicht völlig zum Bewußtsein, noch hoffte ich einen Weg zu finden, um in die Heimat zurück zu können und sei es auch mit einem fremden Paß. Glaubte ich doch damals noch immer nicht, daß man mich, der ich durch eine schwere Gallenblasen-Operation vollständig militärdienstuntauglich geworden war, zurückhalten würde. Ein lieber Freund in Riga riet mir wieder hinauszufahren aufs Land. „Vielleicht," so meinte er, „sind Sie da draußen in den Wäldern am besten aufgehoben. Jägermeister B. ist ja, wie Sie wissen, ein Kerndeutscher, fahren Sie also wieder zurück; das ist das beste, was Sie tun können. Hier in Riga können Sie auf keinen Fall bleiben, denn, wie ich hörte, verschickt man alle Deutschen ins Innere Rußlands, eventuell sogar nach Sibirien."

So packte ich denn meine Sachen zusammen, und wiederum trugen mich Bahn und Wagen hinaus ins Land. Auf der Wagenfahrt durch ein lettisches Dorf — die Nachricht, daß ein Reichsdeutscher in diese Gegend gekommen sei, hatte sich unter der dortigen lettischen Bevölkerung wie ein Lauffeuer verbreitet — schallten mir aus einer Rotte junger, lettischer Bauern die Worte: „Spion" und „deutscher Hund" entgegen.

Das war zu viel für meine ohnehin schon bis zum Reißen gespannten Nerven. Den Kutscher beim Kragen packen, ihm das Wort „Stoi" zubrüllen, aus dem Wagen heraus und auf jene Gruppe Letten zustürzen, war das Werk eines Augenblicks. Ich hatte eine derartige Wut in mir, daß ich nicht weiß, was geschehen wäre, hätte ich damals die Hand auf einen jener Burschen legen können, doch zu deren, und ich kann wohl auch sagen zu meinem Glück, riß die ganze Bande aus wie Schafleder.

Das kennzeichnet den Letten! Heimtückisch, rachsüchtig, hinterlistig, feig, das sind seine Hauptcharaktereigenschaften. Sollten wir Kurland und Livland wirklich behalten, so wäre es wohl das beste, die ganze lettische Bevölkerung völlig auszusiedeln. Alles was Deutsch heißt, ist dem Letten verhaßt, heute noch weisen die zahlreichen Trümmerstätten und Ruinen in Livland und Kurland auf jene schreckliche Revolution der Jahre 1905—06 hin, wo die lettische Bestie dem dortigen deutsch-baltischen Adel den roten Hahn aufs Dach setzte.

Auch ich sollte gar bald an mir selbst die feige Rache der Letten verspüren.

B. nahm mich mit offenen Armen bei sich auf. „Bleiben Sie in Gottes Namen bei mir, Herr Faber, solange Sie können und wollen, vielleicht gelingt es uns doch, mir als altem Manne und Ihnen als Staatskrüppel, bei Gelegenheit in die Heimat zu kommen."

Zwei sorgenvolle Tage vergingen, als am Abend des zweiten Tages das Unheil kam!

Mitten in der Nacht, kurz vor zwei Uhr, weckt mich ein hartes Klopfen an der Türe jäh aus dem Schlafe. „Aufmachen!" Wie ich die Türe öffne, funkeln mir im flackernden Kerzenlicht blitzende Bajonette ent-

Digitized by Google

gegen. Von vier Gendarmen war das Haus umstellt worden, zwei weitere waren ins Haus gedrungen und kamen, uns auszuheben.

„Packen Sie das Nötigste ein," hörte ich B. mit rauher Stimme sagen, „die Wagen stehen unten, wir werden sofort nach Smilten in die nächste Kreisstadt gebracht und von da wahrscheinlich ins Innere Rußlands."

Während ich mich anziehe und das Nötigste zusammenraffe, steht ein Gendarm in der Türe und sieht mir wortlos zu. In einer Viertelstunde bin ich fertig und helfe noch meinem alten Gastfreunde; dann ertönt ein „Pascholl," und hinaus geht es in die finstere Nacht. Wir beide mit zwei Gendarmen auf dem ersten, die anderen vier auf dem zweiten Wagen, so fahren wir durch die schweigende Nacht und die ruhenden, schwarzen Wälder — —, einem ungewissen Schicksal entgegen. Viereinhalb Stunden Wagenfahrt bis Smilten, dort werden wir sofort vor den Pristaff zum Verhör geführt.

Er nimmt B.s Paß, sieht ihn lange und aufmerksam durch, dann reicht er ihn wieder zurück mit den Worten: „Ihnen mit Ihren sechzig Jahren wird man wahrscheinlich die Reise nach Deutschland gestatten."

Dann wendet er sich zu mir und sieht mich lange und prüfend an. „Sie sind erst vor einigen Tagen hierher gekommen?" „Jawohl." — „Und zu welchem Zweck?" „Ich war bei der hiesigen Ritterschaft zur Jagd eingeladen und wollte, wie Sie aus meinem Paß ersehen, nur knappe vierzehn Tage hier bleiben." „Haben Sie im Forsthaus nächtliche Zusammenkünfte mit Deutschen gehabt, oder haben Sie in den letzten Tagen den Besuch von Deutschen in Automobilen bei sich empfangen?" Verwundert verneine ich diese Frage.

„Ihren Paß, Herr Faber, muß ich behalten; er geht morgen an die Kreisbehörde nach Walk. Wenn Sie mir Ihr Ehrenwort geben, das Forsthaus nicht zu verlassen, können Sie mit Herrn B. zurückfahren, um dort das Weitere abzuwarten. Fügen Sie sich, Sie stehen jetzt unter Kriegsgesetz! Guten Morgen meine Herren!"

Nun wußte ich Bescheid. In Rußland ist ein Mensch ohne Paß geächtet und schlimmer daran als ein Hund. Mein Paß war mir genommen, und nun erfuhr ich auch den Zweck der nächtlichen Aufhebung. Ich stand unter dem dringenden Verdacht der Spionage, meinen Angaben glaubte man nicht. Wie gefährlich meine Lage war, das konnte ich in diesem Moment noch gar nicht beurteilen. Erst später — im Oktober — brachte die „Nowoje Wremja" einen Artikel, in welchem ich öffentlich der Spionage bezichtigt wurde. Es sollten nächtliche Zusammenkünfte von Deutschen in dem einsamen Forsthaus stattgefunden haben, Lichtsignale seien bemerkt worden usw. Dieser Artikel wurde dann von dem livländischen Landmarschall dementiert und die Grund- und Haltlosigkeit dieser einfältigen Lügen erwiesen. Wir fuhren nun beide in Begleitung zweier Gendarmen in unser einsames Forsthaus zurück, und nur den scharfgeladenen Karabinern und den aufgepflanzten Bajonetten der Gendarmen hatten wir es zu verdanken, daß uns die fanatische, lettische Bevölkerung nicht in Stücke zerriß; Flüche, Verwün-

Digitized by Google

schungen, Schmähungen schallten uns von allen Seiten entgegen, und Steinwürfe flogen dem Wagen nach.

„Kümmern Sie sich nicht um diese Bande, sie ist es nicht wert," sagte der alte Forstmann, dem die Letten in blutigroter Revolutionsnacht im Jahre 1905 das Haus überm Kopf angezündet hatten. Voll ungläubigem Staunen empfing uns die alte Haushälterin B.s, hatte sie doch geglaubt, uns niemals wieder zu sehen.

Am zweiten Tage nach diesem nächtlichen Abenteuer erschien früh um zehn Uhr ein Gendarm mit dem Wagen. Auf B's Frage, was nun mit mir geschähe, antwortete ihm jener, ich müsse nach Walk fahren, dort werde ich weiteres erfahren; er glaube, daß ich am Abend wieder im Forsthaus sei.

„Hoffentlich geht alles gut, lieber Freund, und ich sehe Sie am Abend gesund und munter wieder." Das waren die letzten Worte, die ich von Jägermeister B. hörte, ich sollte ihn nicht wiedersehen.

Abermals viereinhalb Stunden Wagenfahrt. In Walk brachte mich der Gendarm aufs Kreisamt. Nach zweistündigem Warten wurde ich in das Vorzimmer des dortigen Kreischefs geführt, mein Begleiter verschwand im Nebenzimmer. Nach einer kleinen Viertelstunde erscheint er wieder, ergreift mich, ohne ein Wort zu sagen beim Arm und führt mich ab. Auf meine verwunderte Frage, was das bedeute, bekomme ich keine Antwort. Stumm schreiten wir nebeneinander her, hinaus zur Stadt. Wieder vergeht eine halbe Stunde, dann stehen wir vor einem einsamen Gebäude. Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett gehen auf und nieder und mustern mich mit finsteren Blicken; wieder faßt mich der Gendarm am Arm, als wir in dieses einsame Haus eintreten. Er spricht ein paar Worte auf russisch mit einem Unteroffizier, verschwindet in einem Zimmer, nach fünf Minuten kommt er zurück, und, ohne mich eines Blickes zu würdigen, verläßt er das Haus. Einsam und verlassen stehe ich in einem Zimmer, umgeben von zirka dreißig Soldaten, die mich teils neugierig, teils finster, teils mitleidig anstarren.

„Spricht einer von Ihnen Deutsch?" frage ich. Keine Antwort. Verzweifelt sehe ich mich um, und schrecklich sind die Gedanken, die plötzlich auf mich einstürmen. Wo bin ich? Was geschieht mit mir? Ich weiß es nicht. Wieder frage ich, ob niemand Deutsch spricht. Da höre ich hinter mir die Stimme eines jungen Soldaten: „Ich spreche Deutsch!" „Wo bin ich?" „Im Militärgefängnis." „Was geschieht mit mir?" „Sie bleiben hier, bis Sie mit anderen Deutschen, die wir erwarten, nach Petersburg und von da ins Innere Rußlands verschickt werden." „Also gefangen?" „Jawohl!", und nun weiß ich, daß es kein Entrinnen mehr gibt. Nichts wie einen Anzug auf dem Leibe hatte ich bei mir, ich frage den jungen Soldaten, ob ich telephonieren könne, er verschwindet in einem Zimmer, kommt wieder zurück und weist mir stumm den Weg. In dem Raum, wo sich das Telephon befindet, sitzen vier Offiziere, die mich alle neugierig, so scheint es mir, mustern. Auf meine ziemlich erregte Frage, ob mir gestattet sei zu telephonieren, neigen sie stumm den Kopf. Ich rufe das Forsthaus an und bitte Freund B. mir meine kleine Reisetasche und das Nötigste in's Militärgefängnis nach Walk zu senden

Digitized by Google

und sofort nach Riga meinen Freunden Nachricht zu geben, um meine Angehörigen in der Heimat zu benachrichtigen. Das klingt so ruhig, wenn ich das hier schreibe, aber kein Mensch kann es nachfühlen, in welch fürchterlicher Gemütsverfassung ich mich damals befand. Mit kurzem Dank entfernte ich mich wieder, draußen am Gang nahmen mich zwei Soldaten in Empfang und wiesen mir in einem Mannschaftszimmer ein Bett an. Deutsch wollte keiner von den Soldaten sprechen; ich war jetzt nur noch Feind.

Die Dämmerung fällt, dunkel wird es draußen, die Soldaten zünden die Lichter an, ich lege mich auf den harten Strohsack und versuche so ruhig als möglich über meine Lage nachzudenken. Wie lange ich so gelegen in finsterem Brüten, das weiß ich nicht. Die Soldaten haben sich zur Ruhe gelegt, einsam nur geht der Wachtposten draußen auf und nieder. Das Licht im Zimmer ist verlöscht, tiefe Dunkelheit umfängt uns alle.

Plötzlich höre ich Stimmen draußen am Gang, die Türe wird aufgerissen, und bei dem ungewissen Licht der Kerze sehe ich einen höheren Offizier und hinter ihm vier Soldaten mit Gewehr und aufgepflanztem Bajonett. Ein paar harte Worte, dann fassen mich zwei Soldaten am Arm und bedeuten mir mitzugehen. Hinaus geht's in die dunkle Nacht; wohin, sehe ich nicht. Nach einer Minute taucht eine Holzbaracke vor mir auf, ein Schlüssel knarrt in rostigem Schloß, eine Türe öffnet sich, ein dumpfer, muffiger Raum umfängt mich. Eine zweite Türe öffnet sich, eine schwarze Öffnung gähnt mir entgegen. Ohne ein Wort zu sagen, stießen mich die beiden Soldaten in dieses schwarze Loch hinein, dann schließt sich das Tor, der Schlüssel knirscht, Stimmengemurmel, dann verhallen die Schritte.

Was hat man mit mir vor? Wo bin ich? Ein Streichholz gibt mir Antwort. Ich befinde mich in einem finsteren Verschlag, faules Stroh bedeckt den Boden, eine Zelle kaum so lang, daß ich mich legen und knapp so hoch, daß ich aufrecht stehen kann, und während ich in stillem Grausen über den nächtlichen Spuck nachsinne, höre ich draußen Schritte, die vor meiner Türe haltmachen. Deutlich höre ich ein Gewehrschloß sich öffnen, höre, wie der Posten vier Patronen ins Gewehr schiebt und die Fünfte in den Lauf. Alles dies in einsamer, grauenvoller Dunkelheit, die wie ein Alp auf mir lastet. Ist das das Ende? Will man mich hier fern von allem, was mir lieb und wert, vom Leben zum Tode befördern? Das waren die Gedanken, die sich in der erhitzten, tollen Phantasie durcheinanderstürzten. Ein kleines, viereckiges Holzfensterchen öffnet sich, und ich fühle, sehen kann ich in dieser Finsternis ja nichts, wie zwei Augen in meine Zelle starren. Dann wird der Schieber wieder vorgeschoben, und gleichmäßigen Schrittes patrouilliert der Posten vor meiner Zelle auf und ab. Ich kauere mich nieder aufs faule Stroh, und nun wandern die Gedanken heimwärts; all das Elend stürzt auf mich ein wie zermalmender Fels. Waren es Stunden? Hat der ermüdete Körper sein Recht verlangt? Ich weiß es nicht. Grau sehe ich durch die Ritzen meiner Zelle den Tag erwachen. Ich klopfe an die Türe, der Posten kommt, frägt mich etwas auf russisch, was ich nicht

Digitized by Google

verstehe, dann verschwindet sein Gesicht, und wieder bin ich allein. Was soll ich all das Elend ausführlich schildern? Vier Tage und vier Nächte bleibe ich in diesem entsetzlichen Loch eingesperrt, drei Tage verweigere ich jede Nahrung, da mir der Ekel in der Kehle würgt, wenn ich den Fraß, den man mir durch das kleine Schiebfensterchen reicht, besehe. Dann zwingt mich der Hunger. Was es ist, was ich gegessen habe aus ekelerregender, schmutziger Schüssel, das weiß ich nicht; waschen durfte ich mich nicht; nur einmal am Tage ließ mich der Posten auf eine Minute hinaus auf den Abort, jedoch auch hier ließ er mich nicht für eine Sekunde aus den Augen.

Am vierten Tage früh öffnete sich mein Kerker, vier Soldaten nahmen mich in die Mitte; mein Gepäck, das mir in der Zwischenzeit ein Buschwächter gebracht hatte, mußte ich in die Hand nehmen. Eine halbe Stunde ging es bis zum Bahnhof, und unter schärfster Bewachung wurde ich nach Stakeln transportiert. Auch dort das gleiche. Ein finsteres Loch nahm mich auf für vierundzwanzig Stunden. Von Stakeln ging es wieder zurück nach Walk, abermals in mein altes, finsteres Verließ. Wollten sie mich hier bei lebendigem Leibe verfaulen lassen? Kein Mensch macht sich einen Begriff von den entsetzlichen Qualen dieser sieben finsteren Nächte. Ratten und Mäuse liefen über mich hin, zu Tausenden fielen die Wanzen über mich her. Waschen durfte ich mich nicht, auf keine Frage bekam ich eine Antwort.

So brach der achte Tag an. Gegen elf Uhr vormittags hörte ich Stimmen, klirrende Bajonette, rasselnde Säbel, der Schlüssel drehte sich im knarrenden Schloß, und es öffnet sich die Türe. Durch eine Bewegung deutete mir der Soldat an, daß ich hinaus könne. Drei fremde Gesichter starren mich an wie einen Geist, und Tränen sehe ich in drei Augenpaaren schimmern. Ich muß ein furchtbarer Anblick gewesen sein. Das Gesicht von Wanzen zerfressen, so wankte ich hinaus in den kahlen Raum.

„Um Gotteswillen, Mensch, was haben sie mit Ihnen gemacht?“ „Seid Ihr Deutsche?“ „Freilich!“ Und nun war es das erste, daß ich mich auszog und die Wanzen buchstäblich händeweis von meinem Körper nahm. Liebe deutsche Laute hörte ich wieder, hilfreiche Hände zogen mich aus und schüttelten mir die Kleider aus, endlich konnte ich mich wieder waschen, endlich bekam ich wieder eine Tasse Tee, ein Stück Brot, ein paar Eier, endlich war ich wieder unter Menschen!

Die Qual dieser sieben Tage zu beschreiben, vermag ich nicht; wenn ich heute daran zurückdenke, so ist es mir wie ein böser Traum; aber eines haben sie doch vermocht! Sie legten den Grund zu einer schweren Infektion, die später zu einer schrecklichen, bösartigen Knochenerkrankung führte, die mich zehn Monate ans Lager fesselte.

Diese Nacht durfte ich mit den drei anderen Kriegsgefangenen zusammen auf dem harten Boden der Holzbaracke schlafen, und nun sah ich zum erstenmal, wo ich mich wirklich befunden hatte. Zwei Zellen neben mir war ein Soldat untergebracht, der einen Vorgesetzten erschlagen hatte. Man hatte mich, da ich unter dem Verdacht der Spionage stand, auf die gleiche Stufe mit dem Verbrecher gestellt. Am nächsten

Digitized by Google

Morgen, so hieß es, würden wir auf den Bahnhof transportiert; dort sollten zirka fünf- bis sechshundert Deutsche aus allen Teilen Livlands dazukommen; von da würden wir weiter nach Pskow und Petersburg transportiert werden.

Der Morgen brach an. Die Sonne schien in unser einsames Gemach. Draußen vor dem Gebäude auf dem Hofe sammelten sich Hunderte von lettischen, neueingekleideten Rekruten. Um zehn Uhr öffnete sich das Tor; zehn Soldaten mit scharfgeladenem Gewehr nahmen uns in ihre Mitte, voraus ein Unteroffizier mit gezogenem Säbel. Unser weniges Hab und Gut tragen wir selbst. Ein Kommandoruf erschallt, und hinaus geht's in die liebe Sonne. Im Freien empfängt uns wütendes Geheul, Steinwürfe und wüste Beschimpfungen fliegen uns entgegen. Das war die lettische Bestie, die die gefangenen Deutschen verhöhnte. Nach einer Viertelstunde sind wir am Bahnhof; dort sehen wir zum erstenmal russisches Militär, welches bereit steht, nach Westen verladen zu werden. Tausende von Soldaten, blitzende Bajonette, wohin das Auge blickt. Wir vier Deutsche lassen uns auf unsere Gepäckstücke niedersinken und mustern neugierig das kriegerische Bild. Ungefähr eine Stunde mögen wir so gesessen haben, neugierig angestarrt von den Soldaten; dann kam das Kommando: „Auf!" Über drei, vier Geleise ging's, da sahen wir unseren Zug nach Pskow. Eine unendlich lange Reihe sauberer dritter Klaßwaggons stand hier bereit, und wir vier Männlein wunderten uns, wer alles mit uns fahren sollte. Wir waren die Ersten, die den Zug bestiegen, wo wir uns, so gut es ging, häuslich einrichten. Nach einer Stunde wird es draußen lebendig. Wir springen ans Fenster, und da kommen sie angezogen; zirka eintausend Deutsche — alles Zivilkriegsgefangene wie wir. Kommandorufe erschallen, dann stürzt sich das Gewimmel in die leeren Waggons. Aus allen Teilen Livlands und Kurlands kamen sie; Fabrikarbeiter, Fabrikanten, Fischer, Schiffer, Landarbeiter, Gutsbesitzer, Edelleute, ein buntes Durcheinander.

„Wo kommen Sie her?" „Wo hat man Sie gefangen?" „Was haben Sie durchmachen müssen?" So schwirren die Fragen durcheinander. Überall waren die Deutschen den wüstesten und gemeinsten Beschimpfungen der Letten ausgesetzt gewesen. Im Handumdrehen hat uns die Not zu guten Kameraden gemacht. Nach einer weiteren Stunde erscheint eine neue Gruppe von zirka einhundert Deutschen. Als auch diese verstaut sind, ertönt ein Glockenzeichen, und hinaus ging's ins Ungewisse. In jedem Waggon waren vier Soldaten mit geladener Waffe und aufgepflanztem Bajonett untergebracht, ebenso auf der Lokomotive. Nach einer kleinen Weile kam ein alter Unteroffizier durch den Zug und gab uns bekannt, daß wir sämtliches Geld und alle Messer und Gabeln abzuliefern hätten. Wir hätten uns in Pskow, so sagte er, einer genauen Leibesvisitation zu unterziehen, alles, was wir nicht abgeliefert hätten, fiele dem russischen Roten Kreuz zu. Unsere Pässe und eine Liste sämtlicher Kriegsgefangener mußte er schon vorher erhalten haben, denn alle wurden wir mit Namen aufgerufen und händigten ihm unser bißchen Hab und Gut ein. Einen Fünfundzwanzigrubelschein verkniff ich mir.

Digitized by Google

Es war ein altes, gebrauchtes Stück Papiergeld, welches nicht mehr knisterte.

„Ich riskier's," sag' ich zu meinem Nachbar, „geht's zum Teufel, so kann ich's halt nicht ändern, aber wer weiß, für was es gut ist." Und ich bringe den Schein in einem Seitentäschlein meiner Jacke unter. Eine Nacht und einen Tag währt die Fahrt. Auf den Bahnstationen, wo wir länger Aufenthalt haben, bringen uns die Soldaten heißes Wasser, „Kipiatok", wie es der Russe nennt, so daß sich jeder einzelne Wagen seinen Tee bereiten kann. Das ist eine der wenigen Annehmlichkeiten in Rußland, daß man fast überall heißes Wasser haben kann zur Bereitung des „Tschai". Am nächsten Abend gegen acht Uhr fahren wir in Pskow ein. Russisches Militär erwartet uns am Bahnhof. Waggonweise werden wir ausgeladen und zu vieren aufgestellt. Es ist ein eigentümliches Bild, diese vielen, vielen Hunderte von Deutschen, ein jeder mit seinem bißchen Gepäck neben sich.

Dann ertönt irgendwo vorne das Kommando: „Marsch!", und vorwärts geht's, nach Pskow hinein. Eine Stunde haben wir, selbstverständlich unter scharfer Bedeckung, zu marschieren. Wohin wir kommen, das wissen wir nicht, bis im ungewissen Dämmerlicht riesige, ausgedehnte Gebäude vor uns erscheinen: Die große Infanteriekaserne von Pskow.

Ein mächtiges, eisernes Tor öffnet sich, Lichter blitzen auf, ein weiter Hof nimmt uns auf. „Halt!" So stehen wir und warten. Plötzlich geht ein Gemurmel die Reihen entlang, von irgend woher erscheint ein höherer Offizier. Er spricht ein paar Worte mit den Soldaten, dann geht's auf ein hohes Gebäude zu, in welches wir hineinströmen. Hier bietet sich uns eine neue Überraschung.

Etwa dreitausend Deutsche sind hier bereits untergebracht, und auch uns wird ein ausgeräumter, großer Mannschaftssaal zugewiesen. Sauberes Stroh liegt auf dem Boden. Jeder sucht sich ein Plätzchen. Ermüdet strecken wir uns am Boden aus, ein Köfferlein, eine Handtasche oder eine Plaidrolle wird unter den Kopf geschoben, und bald verkünden tiefe Atemzüge, daß der Schlaf sein Recht gefordert.

Kaum graut der Morgen, so wird es in den beiden Sälen lebendig. An Schlaf ist natürlich jetzt nicht mehr zu denken, jeder säubert sich, so gut er kann, und überall sitzen Bekannte um den heißen Morgentee. Die Glücklichen, die etwas zu essen haben, teilen mit denen, die keine Gelegenheit hatten, sich etwas mitzunehmen; dann hebt ein Gewimmel an, das jeder Beschreibung spottet. Jeder sucht nach Bekannten, und auch ich finde solche von einem livländischen Gut, die einige Tage vor mir gefangen genommen worden waren. Nun feierten wir ein Wiedersehen und blieben von da an getreulich zusammen. Gegen elf Uhr ertönten klirrende Schritte. Mitten in den Saal tritt der Major, und im Kreise drängen wir uns um ihn herum. In fließendem Deutsch spricht er uns ungefähr folgendermaßen an:

„Sie sind kriegsgefangen und stehen unter den Kriegsgesetzen des Landes. Fügen Sie sich den Vorschriften. Irgendwelche Beschwerden bitte ich Sie, bei mir persönlich vorzubringen; heute abend werden Sie alle zusammen weiter nach Petersburg fahren, ich selbst werde Sie dorthin begleiten."

Digitized by Google

Gerne denke ich an jenen kurzen Aufenthalt in Pskow zurück. Ein liebenswürdiger, feiner Offizier war es, dem wir unterstellt waren. Selbstverständlich war es für uns alle, daß nicht das geringste vorkommen durfte; setzten wir doch eine Ehrenpflicht darein, auch hier, fern der Heimat, den fremden Offizieren deutsche Disziplin vor Augen zu führen. Mittag um zwölf Uhr brachten je vier Soldaten ungeheure Kessel mit Erbsensuppe und gekochtem Rindfleisch in die beiden großen Säle, Holzlöffel und Holzschüsseln wurden verteilt, und trefflich ließen wir uns die gute, kräftige Soldatenkost munden.

Als dann die Unteroffiziere die Holzlöffel wieder einsammeln wollten, da weigerten wir uns, sie herzugeben, und zahlten den Soldaten gerne ein paar Kopeken für dieses Andenken der Pleskauer Kriegsgefangenschaft. Von Durchsuchen und Leibesvisitation war natürlich nicht mehr die Rede. Es wird ja so vieles in Rußland lange nicht so heiß gegessen wie es gekocht wird; das sollten wir hier zum ersten Male merken. Nun konnte mir auch mein Fünfundzwanzigrubelschein noch gute Dienste leisten. Abends gegen neun Uhr kam der Ruf: „Zusammenpacken und vor der Kaserne antreten!" Der riesige Zug versammelte sich auf dem großen Hofe, dann ging es zu vieren zurück den langen Weg bis zum Bahnhof, wo schon der Zug bereit stand, der uns nach Petersburg bringen sollte. Langsam, Wagen um Wagen werden wir eingeladen, und als sich unsere Zahl zu groß erweist, müssen noch ein paar Wagen angehängt werden. Ich selbst habe Glück, komme ich doch in den allerersten Wagen, in welchem auch unser Major mitfährt, mit welchem wir uns auf der Fahrt bis nach Petersburg trefflich unterhalten. Er war einer von jenen vernünftigen, russischen Offizieren, die in uns Deutschen nicht nur Barbaren und Wilde sahen, sondern er wußte genau, daß er es mit anständigen und ruhigen Leuten zu tun hatte.

Ein seltsames, kleines, russisches Kulturbildchen sollte unser Waggon auch noch sehen. Kurz nach der Ausfahrt wird ein russischer Soldat in der Ecke unseres Waggons untergebracht. Der uns begleitende Major geht auf ihn zu, und wir hören, wie er im schärfsten Tone auf ihn einspricht.

Es war ein russischer Deserteur, der in der letzten Nacht zu flüchten versuchte, jedoch wieder aufgegriffen wurde. Er sollte nach Petersburg geschafft und dort erschossen werden. Folgendermaßen, so übersetzte mir ein Bekannter, hauchte ihn der Offizier an: „Du Hundesohn, du gemeiner, du fährst hier mit anständigen Menschen. Wehe dir, wenn du dir bis Petersburg auch nur das Geringste zuschulden kommen läßt. Du bist nicht wert, mit diesen braven Leuten hier zu fahren, am besten wäre es, man hätte dich gleich gehängt!" Wie mag es wohl in der Seele dieses armen, russischen Teufels ausgesehen haben?

Wieder verging eine Nacht und ein Tag, und wieder wurde aus Abend und Morgen der zweite Tag, als wir am Morgen gegen neun Uhr in Petersburg einfuhren. Es wurde uns mitgeteilt, daß große Wagen für unser Gepäck bereit ständen, und wir in der Peter-Pauls-festung untergebracht würden.

Digitized by Google

In Petersburg war alles abgesperrt, Hunderte von Soldaten standen mit aufgepflanztem Bajonett am Bahnhof; ruhig und ordnungsgemäß stieg alles aus; dann wurden wir hinausgeführt auf den großen, freien Platz vor dem Bahnhof. Hier empfing uns eine tausendköpfige Menschenmenge. Ruhig und ernst erwarteten uns all die Tausende, und mancher Blick aus unseren Reihen flog hinüber zu einem der hübschen Petersburger Mägdelein, die neugierig die gefangenen Deutschen musterten. Eine unendlich lange Reihe war es, wie wir so vor dem Bahnhof standen. Auf sechs Wagen wurde das Gepäck verladen. Es war eine große Wohltat, daß wir uns nicht selber damit abzuschleppen hatten, denn bis in die Peter-Paulsfestung sollte es gut zwei Stunden Weges sein. Mit fünf anderen Herren zusammen wurde ich vom Major aufgefordert, in einem großen Auto Platz zu nehmen, und in rascher Fahrt trug uns der starke Wagen durch die schöne Newa-Stadt, in die berühmte Festung. Den Newskij-Prospekt entlang ging die Fahrt und über die breite Newa.

Zum ersten Male sah ich hier die Kuppeln und Türme der russischen Hauptstadt. Leider nur zu schnell verging die Fahrt, dann nahmen uns riesige, graue Mauern auf; durch vier große Torbogen fuhren wir, bis wir ins Innere der Festung gelangten. Auch hier wurden wir in einer großen Kaserne untergebracht. Vor dem Gebäude empfingen uns ein russischer Oberst und ein Stabskapitän der russischen Garde. Unsere sechs Namen wurden verlesen, dann wurde uns erlaubt, hineinzugehen und für unsere Kameraden Plätze zu belegen. Auch hier harrte unser eine freudige Überraschung. Tadellos sauber war alles, auf Holzpritschen lagen wohlaufgefüllte Strohsäcke. Nachdem ich für ungefähr zwanzig Bekannte die Plätze mit einem Zettelchen reserviert hatte, ging ich auf den Hof, und freudig erstaunt war ich, als mich der Kapitän in fließendem, vorzüglichem Deutsch ansprach. Ich erzählte ihm, zu welchem Zweck ich nach Rußland gekommen war, und wie es das Unglück gewollt hatte, daß ich nun in russische Gefangenschaft geraten war. Ich bat ihn, wenn irgend möglich, an den Petersburger Vertreter meiner Firma zu telephonieren und mir Gelegenheit zu verschaffen, ein paar Worte mit ihm zu sprechen, um meinen Eltern Nachricht zukommen zu lassen. War es mir doch seit Beginn meiner Kriegsgefangenschaft unmöglich gewesen, mit irgend jemanden der Außenwelt in Verbindung zu treten, und konnte ich mir doch nur allzugut den Schrecken meiner Familie daheim vorstellen.

Stabskapitän Serbuloff, einer der liebenswürdigsten Russen, die ich in meinem fast einjährigen Aufenthalt kennen gelernt habe, bewahre ich, und mit mir alle meine Kameraden, ein ehrendes Andenken. Man merkte es diesem ausgezeichneten Offizier an, daß ihm unser Schicksal zu Herzen ging. Möge ein gütiges Geschick ihn in diesem grimmen Kriege vor Schlimmem bewahren.

Nach zweieinhalb Stunden kamen unsere Kameraden durch das letzte Tor in den Hof marschiert; hinter ihnen knarrten die sechs schwerbeladenen Wagen mit unserem Gepäck. Jeder von uns wurde mit seinem Namen aufgerufen und gleichzeitig bekanntgegeben, wieviel Geld er ab-

Digitized by Google

gegeben hätte. Im Handumdrehen waren wir alle untergebracht und machten es uns, so gut es irgendwie ging, bequem. Wie lange wir hier in der Peter-Paulsfestung zu bleiben hatten, das wußten wir nicht. Es war uns erlaubt, in Trupps von hundert Mann auf dem inneren Hof eine Viertelstunde spazieren zu gehen. Am zweiten Tage inspizierte uns ein höherer General mit zehn Offizieren; wie wir später erfuhren, war es der Stadtkommandant von Petersburg. Auch hier wieder ersuchte uns Kapitän Serbuloff, uns den Kriegsgesetzen zu fügen; jede Beschwerde, die wir vorzubringen hätten, bat er uns, ihm persönlich bekanntzugeben.

Den Soldaten war es erlaubt, uns Zigaretten, Brot und Wurst zu holen; Postkarten, die selbstverständlich gelesen wurden, durften wir unseren Angehörigen schreiben. Diese drei Tage, die wir in der Peter-Paulsfestung zubrachten, gehörten zu den angenehmsten unserer russischen Kriegsgefangenschaft. Wir standen unter der Aufsicht von vernünftigen, ruhigen Offizieren, es wurde für uns in jeder Weise aufs beste gesorgt, wir konnten uns über nichts beklagen. Es war darum auch kein Wunder, daß die Stimmung gut war, als wir am vierten Tage nachmittags um zwei Uhr wieder zum Abmarsch auf dem Hofe der Festung bereitstanden. Alle Namen wurden noch einmal verlesen, und wieder wurden wir ermahnt, uns nichts zuschulden kommen zu lassen, da wir sonst nach den Kriegsgesetzen bestraft würden. Das Gepäck wurde aufgeladen, und zu Fuß ging es dem Nordbahnhof entgegen. So ziemlich durch ganz Petersburg mußten wir marschieren, aber leider gestaltete sich unser Ausmarsch anders als unser Einzug. Wir waren dem Kommando von Unteroffizieren unterstellt, hochgewachsene, kräftige Soldaten eskortierten uns. Vom Pöbel der russischen Hauptstadt hatten wir Schmähungen und Beschimpfungen zu erdulden. Nach zirka zweistündigem Marsch waren wir am Nordbahnhof, wo wir drei Stunden warten mußten, bis wir in den Zug einparkiert wurden. Viel zu wenig Wagen hatte der Zug, der uns nach Wologda führen sollte, und da die Bahnverwaltung keine Wagen mehr hergeben konnte oder wollte, so mußten wir uns, so gut es ging, in den Zug verstauen. Meine zwei Livländer Bekannten und ich blieben auf dem Gang und richteten uns hier für drei Tage und drei Nächte ein. Wenn man bedenkt, daß dieser kleine Raum vor dem Klosett zirka eineinhalb Meter lang und 60 Zentimeter breit ist, so wird man verstehen, daß wir nicht gerade auf Rosen gebettet waren; aber drei gleichgesinnte Seelen hatten sich gefunden, und wir spielten diese drei Tage und einen großen Teil der drei Nächte hindurch einen Dauerskat, der sich gewaschen hatte.

Am dritten Tage, nachmittags gegen fünf Uhr, kamen wir in Wologda an. Waggonweise mußten wir wieder aussteigen und uns auf dem breiten Bahnsteig des Wologdaer Bahnhofes aufstellen. Mit Geld und guten Worten war es uns gelungen, einige Wagen aufzutreiben für unser Gepäck. So standen wir dreitausend Deutsche und warteten der Dinge, die da kommen sollten. Und hier in Wologda sollten wir zum ersten Male die Roheit der russischen Polizeibehörden kennen lernen.

Ungefähr eine halbe Stunde mochten wir wartend gestanden haben,

Digitized by Google

als wieder ein Zug in die Halle fuhr: Ein Zug mit ungefähr zwanzig plombierten Viehwagen. Gendarmen sprangen heraus und schlugen die Plomben ab, die Türen öffneten sich, ein Bild des Grauens bot sich uns! Waren das Menschen? Jene hohläugigen, bleichen, furchtbar riechenden Gestalten, die da herauswankten? Waren das Landsleute und Deutsche? Mit einem Fluch wandten sich die russischen Offiziere ab, als sie das sahen. Kommandoworte ertönten, die Gendarmen wurden zurückgedrängt, und Soldaten sperrten den ganzen Bahnsteig ab. Drei Tage und vier Nächte waren diese armen Menschen in plombierten Viehwagen von Polen hierher geschickt worden, ohne daß man ihnen erlaubte, die Wagen zu verlassen.

Hilfsbereite Hände streckten sich den Aussteigenden entgegen, Soldaten brachten ihnen zu essen, es waren Szenen, die einem das Wasser in die Augen trieben. Manch furchtbaren Fluch hörte ich zwischen zusammengebissenen Zähnen murmeln, und nun verstand ich auch den grimmigen Haß gegen die russischen Polizeibehörden.

Wieder verging eine Stunde, bis wir unsere Kameraden soweit hatten, daß sie sich hinter uns anreihen konnten. Kommandorufe, — vorwärts ging es, hinein nach Wologda.

In Petersburg merkt man nicht, daß man sich in Rußland befindet, hier hat Kultur und Zivilisation Boden gefaßt. In Wologda aber sahen wir zum ersten Male eine echt russische Stadt. Die Kuppeln und Türme der vielen Kirchen leuchteten im Gold der untergehenden Sonne, kleine Holzhäuser säumten rechts und links die Straßen ein. Holperiger Weg, schmutzige Straßen; man fühlte, man war Asien näher als Europa. Eine Stunde hatten wir bis zu der weit außerhalb der Stadt liegenden Kaserne zu marschieren, in der wir untergebracht werden sollten. Ein Teil von uns bog auf halbem Wege ab; wohin sie geführt wurden, das wußten wir nicht. Ungefähr dreitausend Mann blieben beisammen. Auf einsamem Heideland lag die Kaserne. Als wir einbogen in den Hof, tönten uns deutsche Laute entgegen, Hände winkten, — wir fanden kriegsgefangene Landsleute, die bereits vor mehreren Tagen angekommen und hier untergebracht waren. In der Kaserne angelangt, verstanden wir zuerst nicht, wie und wo wir unterkommen sollten; alles war schon voll, jedes Plätzlein schien besetzt, und nicht allzu freundlich waren die Mienen unserer Landsleute, die uns Neuankömmlinge empfingen. Vier große Säle enthielt die Kaserne, in diese wurden wir fünftausend Deutsche nun hineingepfercht. Im besten Falle konnte sie zweitausend Leute bergen; man kann sich einen Begriff machen, wie wir untergebracht waren! Keine Feder kann dies beschreiben. Freund L., ein stämmiger Landwirt, nahm B. und mich am Arm und stürzte einem kleinen Gang zu, der die beiden Waschräumlichkeiten und Aborte miteinander verband, warf seinen großen, russischen Mantel auf den nassen, schmutzigen Asphaltboden und rief mir zu: „Setzen Sie sich her, Faber, hier bleiben wir, einen besseren Platz können wir gar nicht mehr finden! Den Schmutz und den Dreck, den werden wir schon herausbringen, und unser Eckerl verteidigen wir mit dem Leben."

Recht hat er gehabt; wir drei haben es noch gut getroffen, und da

Digitized by Google

einen die Not ja so manches lehrt, so richten wir uns mit unseren Gepäckstücken eine Art Festungswall her, hinter welchem wir uns in unserem dunklen Eckchen ganz behaglich einrichten. Auf einem Inspizierungsgange durch die Kaserne bekomme ich einen alten Besen in die Hand, und mit diesem stürzte ich mitten in unsere kleine Festung. Fluchend springen L. und B. hinaus, als ich ihnen mit dem Besen vor der Nase herumfahre, als sie aber das Nützliche der Sache erkennen, helfen sie mir so gut es geht, und in fünf Minuten ist der Winkel von allem Dreck gesäubert. Ein wenig Stroh aufgeschüttet, und deutsche Gemütlichkeit zog auch in diesen Winkel ein. — Das schreibt sich jetzt nach einem Jahr heiter und leicht, aber wenn ich mir die Bilder jenes ekelerregenden Schmutzes, jener, wie eine Schafherde zusammengepferchten Menschenmasse wieder vorstelle, dann schüttelt mich ein unsagbares Grauen. War es ein Wunder, wenn schon nach vier Tagen fiebernde und stöhnende Menschen herumlagen? Fünf Tage hausten wir hier so gut es ging; gleiche Seelen hatten sich zusammengefunden, und nachdem wir langsam sämtliche Unteroffiziere und Soldaten der Bewachungsmannschaften und ebenso den aufsichtführenden Offizier gründlich bestochen hatten, war es wenigstens erlaubt worden, uns von Soldaten aus der Stadt Brot, Wurst, Zucker, Salz und andere Kleinigkeiten holen zu lassen. Auch unser Geld war uns wieder ausgehändigt worden, jedoch alles Gold hatte man behalten. So gingen denn auch von mir einhundertzwanzig Mark flöten.

Es ist eigentümlich, wie sich in der Not der Mensch einzurichten vermag. Wir halfen den Kranken, trösteten die Traurigen, und nach und nach kam auch in unserem Saal eine ganz gemütliche Stimmung zustande. Auch die musikalischen Elemente fanden sich zusammen. In einem Saal waren ungefähr einhundert Petersburger Schiffer untergebracht, alles kräftige, junge Burschen. Viele von ihnen hatten ein Musikinstrument bei sich, sei es nun eine Ziehharmonika oder eine Mundharmonika, sogar ein paar Geigen waren darunter, und jeden Abend saßen so zwanzig von ihnen beisammen und spielten und sangen deutsche Lieder. Daß es natürlich auch zu Streitigkeiten und Mißhelligkeiten kam, das ist ja kein Wunder bei so vielen Deutschen. Ist doch die deutsche Einigkeit ein Ding, das nur schwer hält, und das zum ersten Male im großen die Weltgeschichte im August 1914 zusammengeschmiedet hat. Möge sie bleiben diese deutsche Einigkeit, und möge sie nicht wieder durch Parteistänkereien und Partikularismen in Trümmer gehen. Möge das große Wort, das unser Kaiser in den ersten Tagen des August 1914 gesprochen, nachhalten durch viele Generationen, und möchten wir Deutsche doch nie vergessen, was wir geworden sind in der Stunde der Not.

Am fünften Tage nachmittag um zwei Uhr wurde uns mitgeteilt, daß wir alle aus der Kaserne heraus müßten. Warum und weshalb, darüber erfuhren wir natürlich nichts. So kam langsam der Abend, an dem wir fünftausend Deutsche das letztemal beisammen sein sollten.

Die Sonne war untergegangen, die Dämmerung hereingebrochen. Wir saßen beisammen und sprachen von der Heimat und all dem, was

Digitized by Google

uns Herz und Sinne bewegte. Da klopfte mir plötzlich jemand auf die Schulter. Freund H. aus Hamburg, der liebste von all meinen Kameraden, die ich in jenen schweren Tagen kennen lernte.

„Kommen Sie, Faber, gehen wir hinunter zu den Schiffern und singen mit ihnen noch ein Abschiedslied." Mit Freuden war ich dabei, und wir beide schlenderten Arm in Arm hinunter in den Saal, wo die Schiffer beieinander saßen. Ich hatte schon vorher ein paarmal mit einigen von ihnen Skat gespielt, sie kannten mich schon, den „bayrischen Bleistift", wie sie mich nannten. „Kinder, heut' ist der letzte Abend, den wir beisammen sind, wollen wir noch ein Abschiedslied singen?" Mit Freuden waren sie dabei, und gar nicht lange dauerte es, bis wir, ungefähr einhundert Mann, um einen der langen Tische, an welchem die Musiker Platz genommen hatten, versammelt waren. Ein paar Akkorde schwirrten durch den stillgewordenen Raum, und dann erklangen die ersten Töne des Liedes: „Teure Heimat sei gegrüßt!" durch die weite Kaserne. Vierstimmig hatten wir es begonnen, und vierstimmig war es ausgeklungen. Manches Auge war naß, gedachte doch jeder bei dem Liede der fernen, fernen Heimat. Langsam hatte sich der Saal gefüllt; alles, was in der Kaserne war, kam zu uns herunter; Kopf an Kopf gedrängt standen wir, als das zweite Lied: „Ich hatt' einen Kameraden, Gloria, Viktoria, die Vöglein singen im Walde" brausend zur Decke emporstieg. Enger und enger drängten wir uns zusammen, und lautlose Stille herrschte im weiten Saal, als das Lied verklungen: „In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn!"

Da stieß mich Karl H. in die Seite. Ich wußte was es bedeutete. Ein flüsternder Zuruf an die Musiker am Tisch, und nun setzt es ein wie ein Hammerschlag: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall!" gesungen von fünftausend deutschen Männerkehlen! Nie in meinem Leben habe ich das Lied, das ich so oft als Kind und Knabe sang, mit solcher Inbrunst singen hören. Keiner, der nicht mitsang, und keiner, dem es nicht an Herz und Nieren griff! Es klirrten die Fenster, es bebte der ganze Bau, als die letzten Töne verklangen: „Lieb Vaterland magst ruhig sein, fest steht und treu die Wacht am Rhein!"

Lauschend standen die russischen Offiziere und Soldaten an der Pforte. Was mögen sie wohl gedacht haben, als dieses Trutz- und Eisenlied erklang? Haben sie gefühlt im tiefsten Innern, daß ein solches Volk unbesieglich ist? Ich weiß es nicht, denn schweigend gingen wir alle auseinander, jeder suchte sich sein Lager, ein stummer Händedruck hier und dort, dann deckte das Dunkel der Nacht fünftausend heimwehkranke deutsche Männer.

Am nächsten Morgen war ein furchtbares Durcheinander. Auf dem großen Hofe der Kaserne mußten wir uns aufstellen, immer rottweise, bis zu fünfhundert Mann. Zwanzig gleichgesinnte Seelen waren wir, die wir uns in engerem Kreise zusammengefunden hatten, und wir hatten uns verabredet, uns wenn irgend möglich nicht mehr zu trennen. Truppweise setzten wir uns in Bewegung und marschierten durch ganz Wologda bis an den Fluß. Hier waren alte Holzbaracken ausgeräumt, in denen wir untergebracht werden sollten, bis es der Behörde gefiel, uns

Digitized by Google

weiter zu verschicken. Wie eine Sturmflut ergoß sich alles in die von Nässe und Fäulnis triefenden, elenden Hütten, jeder wollte natürlich ein gutes Plätzlein erhaschen. Wir zwanzig aber, und daran waren hauptsächlich verschiedene Lodzer Herren schuld, die den russischen Rummel schon kannten, streikten. „Lassen wir die anderen erst einmal ruhig hinein, uns müssen sie ja auch schließlich unterbringen. Wie, das wird sich schon finden." Sie hatten richtig kalkuliert. Ruhig waren wir bei unserem Gepäck stehen geblieben und einer von ihnen, der fließend Russisch sprach, war auf den Gendarmerieoffizier zugetreten, hatte ihm unmerklich zweihundert Rubel in die Hand gedrückt und sprach lebhaft auf ihn ein. Das Resultat dieser Verhandlung war, daß wir unsere Sachen wieder aufpacken durften und abmarschierten. Wohin, das war uns nicht klar.

Mit Schrecken jedoch erkannten wir nach kurzer Zeit, daß wir in dem dortigen Gefängnis, wo sich ein paar leere Räume befanden, untergebracht werden sollten. Da wir aber fest zusammenhielten, kamen wir alle in einen Raum, und hier erkannten wir zu unserem Entsetzen und Grauen, daß sämtliche Ritzen der Wände schwarz von Wanzen, jener Pest der russischen Gefängnisse, waren. Hier sollten wir bleiben — und dafür hätten wir zweihundert Rubel bezahlt? Das ging auf keinen Fall! Die Herren, die Russisch sprachen, beruhigten die aufgeregten Gemüter und verschwanden mit dem Offizier. Wir selbst hatten in den zwei Stunden, wo wir eng aneinandergepfercht zusammen saßen, Muße, einen Blick in verschiedene Gefängniszellen zu werfen, und hier tat sich uns der furchtbare Abgrund der russischen Gerichtsbarkeit auf. Elende, von Wanzen zerfressene Gestalten sahen wir auf eisernen Bettstellen liegen; verschiedene waren mit Ketten angeschmiedet; wir sahen ein solch furchtbares Bild menschlichen Elends, daß wir Deutsche von Grauen geschüttelt, stumm unserem weiteren Schicksal entgegensahen. Ich selbst hatte ja schon ähnliches vorher durchgemacht, jene Herren, die in plombierten Viehwaggons tagelang die entsetzlichsten Qualen ausgestanden hatten, waren auch schon etwas abgestumpft. Der Mensch kann sich an vieles gewöhnen, wenn er muß.

Um sieben Uhr abends öffnete sich die Türe unserer Zelle, herein stürzten die beiden Herren mit der freudigen Nachricht, wir dürften wieder zurück in unsere alte Kaserne. Das hatte der russische Rubel doch fertig gebracht.

Dorthin zurückgekehrt erfuhren wir, daß in den nächsten Tagen der erste Transport verwundeter Russen von den Schlachtfeldern kommen sollte, deshalb war sie geräumt worden. Fünf Tage und fünf Nächte aber konnten wir noch ungestört bleiben, außerdem wurde es uns auch erlaubt, abwechselnd mit den Soldaten in die Stadt zu gehen, um Lebensmittel und das Nötigste für unseren ferneren Aufenthalt einzukaufen.

Hier brach nun meine Krankheit aus, deren Keim ich mir in den schmutzigen Löchern Walks und Stackelns geholt hatte. Hohes Fieber schüttelte mich, rasende Schmerzen im Knochen des Unterschenkels stellten sich ein, ich konnte nicht mehr gehen, hilflos war ich auf meine Kame-

Digitized by Google

raden angewiesen. Dieser treuen Kameradschaft, die sich in bitterer Not aufs beste bewährt hat, danke ich es in erster Linie, daß ich überhaupt heute noch lebe. Dreimal versuchte ich vergebens beim dortigen Hospital anzukommen, rundweg erklärte man mir, man nehme keinen Deutschen.

In der Zwischenzeit hatten wir gehört, daß die Petersburger Schiffer, als in jenen entsetzlichen Holzbaracken am Fluß der Typhus ausbrach, gedroht hatten, sie würden sie in Brand stecken, wenn nicht Abhilfe geschaffen würde. Hundert Mann stark zogen sie zum Gouverneur und verlangten energisch, man solle sie wo anders unterbringen, da Gesundheit und Leben in jenen verseuchten Holzbauten gefährdet seien. Es ist dann auch geschehen; wohin man sie aber gebracht hat, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Am sechsten Tage mußten wir uns wieder auf dem Hofe versammeln, und hier wurden uns unsere Zettel ausgeteilt, wohin wir von Wologda zu reisen hätten. Wieder war mir mein alter Stern in all meinem Elend treu geblieben. Mit vierzehn meiner Kameraden zusammen wurde ich nach Ust-Syssolsk, in den äußersten Norden des Wologdaer Gouvernements verschickt; am selben Abend noch hatten wir die Stadt zu verlassen.

Undeutlich sind mir von jetzt an alle Erinnerungen. Vier von meinen Kameraden trugen mich zum Bahnhof und legten mich auf eine Matratze in einem Waggon. Drei Tage und drei Nächte soll die Eisenbahnfahrt gedauert haben, bis wir nach Kottlaß kamen. Ich selbst weiß wenig mehr davon. Von Fieber geschüttelt lag ich im Zug. In Kottlaß mußten wir heraus, von hier sollte uns der Dampfer nach Ust-Syssolsk bringen. Auf einer Bahre trugen sie mich zum Schiff und betteten mich in eine Kabine. Später erfuhr ich, daß auch hier allerlei Schikanen und Quälereien gehandhabt worden seien, welche aber dank vielfacher Bestechungen zu einem leidlich guten Ende führten. Von jener fünftägigen Dampferfahrt von Kottlaß nach Ust-Syssolsk weiß ich nichts mehr. Mit vierzig Grad Fieber kam ich an unserem Bestimmungsorte an. Man trug mich in unsere gemietete Wohnung und bereits am zweiten Tage abends wurde ich besinnungslos mit 41,2 Fieber ins dortige Hospital gebracht. Die letzten Worte, die ich zu meinem Freunde W. gesprochen habe, sollen gelautet haben: „Nicht amputieren!“ Dann weiß ich nichts mehr, der Monat September ist ausgelöscht aus meinem Gedächtnis. —

Am 3. Oktober konnte ich zum erstenmal dem dortigen Arzt, der mir den tiefen, erlösenden Schnitt bis auf den Knochen des Unterschenkels gemacht, die Hand reichen, und am 10. Oktober erst war ich fähig, meinen Lieben daheim den ersten Brief zu schreiben. Und nun hörte ich auch, was alles geschehen war. Dreimal wollte mir der Arzt das Bein unterhalb des Knies amputieren, und dreimal verweigerten dies meine Kameraden. — Was nun begann, war eine Kette langer Leiden, bis zu dem Tage, wo es mir vergönnt war, auf zwei Stöcke gestützt die Heimat wiederzusehen.

Tage vergingen, qualvolle Nächte kamen, der Schlaf floh die müden Glieder. Die Sorge um die Heimat und die Lieben zu Hause, die Sorge um die Kameraden im Felde drückte die Seele danieder. Wie schwarze

Digitized by Google

Vögel kamen und flatterten die Gedanken, qualvolle, schlaflose Nächte wechselten mit trüben, grauen, nordischen Tagen.

Weiß war es draußen, als ich zum erstenmal die Augen aufschlug, und weiß blieb es. Höher türmte sich der Schnee, grimmiger wurde die Kälte Tag um Tag. Meine Kameraden ließen mich nicht im Stich. Jeden Tag kam der eine oder andere, brachte mir ein liebes Wort, ein Buch, hie und da, sehr selten, eine Zeile von daheim; dann lasen sie mir auch vor aus russischen Zeitungen. Aber was wir da erfuhren, war auch nicht geeignet, Mut und Lebenslust zu wecken.

Hungersnot sollte sein in der Heimat, die Russen sollten auf deutschem Boden stehen, Ostpreußen sollte erobert sein, die Franzosen wären über den Rhein in Deutschland eingebrochen, die Österreicher müßten über die Karpathen zurückweichen, die Russen seien in Ungarn eingebrochen; das waren die Nachrichten, die wir hier im fernen Norden erhielten. Da krampfte sich wohl das Herz zusammen in bitterem Weh, und der heiße Wunsch flog über Berge und Flüsse und Wälder der fernen Heimat zu: Schwinge dich auf, du deutscher Aar, und zeige deinen Feinden deine Krallen! Schirme unsere Waffen, vernichte die Widersacher und halte sie fern dem deutschen Herde! Nur wer es mitgemacht, das Leid im fernen Land, kann verstehen, was es bedeutet.

So wurde aus Morgen und Abend Tag um Tag, so kam der Dezember ins Land, der Mönat des Friedens, der Monat der Liebe. Am 2. Dezember erklärte mir der Arzt, er könne mich im dortigen Hospital nicht mehr brauchen, er müsse jeden Platz für Verwundete nehmen. Er wolle mich in die Wohnung tragen lassen und komme jeden Tag mich besuchen. Ob ich hier lag oder bei meinen Kameraden zu Hause, das war ja schließlich ein und dasselbe; und so geschah es. Am 3. Dezember 1914 packten sie mich wie ein lebloses Bündel in Decken und Pelze bei 40° Kälte und trugen mich hinüber in unser gemietetes Häuslein. Hier hatten liebe, fürsorgliche Hände ein Lager bereitet, und hier lag ich nun und konnte wenigstens im Kreise meiner Freunde und Kameraden der Wende des Jahres entgegensehen. — —

Eisig und rauh und wild und grausig wehte der Nordsturm durch die Gassen des Städtleins. Meterhoch türmte sich der Schnee. Wehe dem Menschen, der obdachlos und fern der Heimat diesem Wetter zu trotzen hatte!

Drei Tage vor Weihnachten war es, da kamen zu mir zwei Kameraden. Tränenden Auges brachten sie die erschütternde Nachricht, daß kaum zwei Werst von Ust-Syssolsk entfernt 14 Deutsche, 14 Kameraden, denen ich vor einigen Monaten noch die Hände geschüttelt, erfroren und verhungert aufgefunden worden seien. So sorgte die russische Regierung für uns Deutsche! Und nun saßen wir zusammen in meinem Krankenstüblein und berieten, wie all der unschilderbaren Not zu steuern sei. Jeder gab, was er hatte. Von Riga waren für mich wollene Sachen gekommen, ich selbst konnte sie nicht brauchen, da mich doch meine Krankheit ans Lager fesselte. Die wurden nun verteilt, und so konnte ich wenigstens einigen meiner gefangenen Brüder eine kleine Weihnachtsfreude bereiten, indem ich ihnen über die größte Not hinweg half. Das war das einzig Schöne an unserer Gefangenschaft im rauhen Norden

Digitized by Google

des russischen Reiches, daß wir helfen konnten, helfen, jeder nach seinen Kräften, so gut es ging.

Dann kam der 24. Dezember. Deutsche Weihnachten! So wollten wir sie feiern. Einen Christbaum, den mußten wir haben! Wir hatten ihn uns am 23. durch einen Bauern bringen lassen, nun stand er in der Ecke meines Zimmers. Mit vergoldeten und versilberten Nüssen hatten wir ihn geschmückt, mit allerlei Tand und hundert Lichtlein. Als am 24. die Kameraden bei gemeinsamem Mahle versammelt saßen und am Weihnachtsbaum die Kerzen brannten, da gedachte ich mit ein paar Worten der fernen Heimat, der fernen Lieben, der kämpfenden Brüder in Ost und West. Da sah ich helle Zähren über gebräunte Wangen fließen, keiner schämte sich ihrer. Dann klangen die Gläser zusammen, wir tranken auf das Wohl unserer Lieben daheim und den Sieg unserer Truppen! Und die Hoffnung schwang sich hinaus in die sternenhelle Winternacht und flog auf leisen Flügeln der fernen Heimat zu. So feierten wir achtzehn Deutsche Weihnachten 1914 im fernen Norden des russischen Reiches. —

In ganz Rußland war, wie jeder weiß, bei Kriegsbeginn das Alkoholverbot erlassen worden; denn der russische Muschki, der Bauer, ist in betrunkenem Zustande — und in dem ist er, so oft er kann — eine Bestie. Die russische Regierung wußte sehr wohl, daß sie nur durch diese Gewaltmaßregel Ordnung in ihren gewaltigen Heeresmassen aufrecht erhalten konnte. Trotz diesem Verbot war es uns gelungen ein Fäßlein Bier und verschiedene Flaschen Liköre zu bekommen; ist doch überhaupt in Rußland mit Geld so ziemlich alles zu erreichen! Es wäre doch zu traurig gewesen, hätten wir Weihnachten und Neujahr nur mit Limonade feiern müssen, ein Getränk, das auch dem stärksten Deutschen auf die Dauer auf die Nerven geht. So war denn die Stimmung am Weihnachtsabend und sechs Tage später, an der Wende des Jahres 1914/15, eine ziemlich gehobene, und als dann sogar etliche Organe der obersten Polizeibehörde zu uns kamen, um an unserer kleinen Feier teilzunehmen, da brach sich auch deutscher Humor wieder Bahn, und die Stimmung wurde im großen und ganzen recht gemütlich.

Um die Jahreswende feiert der Russe, was man bei uns in meiner süddeutschen Heimat „Fasching" heißt; so kamen denn auch während der vierzehn Tage bis Hl. drei König fast jeden Abend maskierte Gestalten zu uns, immer hatten sie ihr Nationalinstrument, die Ziehharmonika, mitgebracht. Waren doch diese Kinder des Nordens äußerst neugierig, zu sehen, wie diese „Niemez" eigentlich ihre Gefangenschaft ertrügen. Da geschah es gar oft, daß ein kräftiger, deutscher Arm ein russisches Mädel fidel im Walzer drehte. Obwohl ich selbst, an mein Lager gefesselt, mich an diesem Treiben nicht beteiligen konnte, so war ich doch oft Augenzeuge froher, harmlosheiterer Stimmung. Aus einem uns unbekannten Grunde wurde es dann plötzlich aufs strengste untersagt, die gefangenen Deutschen zu besuchen, und so hatten denn auch diese harmlosen Fröhlichkeiten ein jähes Ende.

Ein paar kleine Züge des dortigen, nationalen Lebens möchte ich hier noch einschalten, obgleich ich sie mit eigenen Augen nicht gesehen habe. Meine Kameraden brachten mir täglich Neuigkeiten in mein

Digitized by Google

Krankenstüblein, und wenn ich durch meine starkvergipsten Fenster auf die schneeverwehte Straße hinaussah, und jene dann weißbereift und weißbeschneit wie Schneemänner wieder heimkamen, dann war es mir, als ob ich selbst alles mit erlebt hätte.

Gar mancher wird sich wundern, von was wir eigentlich dort oben gelebt haben, und gar oft hatte ich diese Frage zu beantworten. Wir achtzehn Deutsche, die wir von der Heimat, von Verwandten und Freunden mit Geld versorgt waren, hatten uns unser Leben so gemütlich wie nur möglich eingerichtet. Es befand sich bei uns ein Koch aus dem Grand Hotel in Lodz, den wir mit einem Kameraden zusammen zu uns genommen hatten, und der uns Achtzehn für freie Verpflegung und Wohnung unser Mahl bereitete, welches meist aus Auer-, Schnee-, Birk- und Haselhühnern mit dem üblichen Deputat jener herrlichen, nordischen Preiselbeeren bestand. Die dortigen Bauern brachten auf dem wöchentlichen Markt alle diese Waldtiere, die sie in Schlingen fingen, zum Verkauf, und wir versorgten uns immer gleich für eine ganze Woche mit Fleisch, welches sich ja bei der dortigen enormen Kälte, sie stieg bis 42° R, vorzüglich hielt. Das geschlachtete Vieh wird nicht wie bei uns, in einzelnen Teilen zum Verkauf angeboten, sondern der ausgeweidete, abgehäutete und steifgefrorene Kadaver wird auf einmal verkauft. Wenn die Bauern auf ihren Schlitten zur Stadt kamen, ragten die vier beinhartgefrorenen Läufe solch eines geschlachteten Ochsen rechts und links aus dem Schlitten heraus. Selbstverständlich gab es außer der Kartoffel kein Gemüse, und dankbar und mit großem Freudengetön wurde die jeden Monat aus Moskau eintreffende Sendung mit Dörrgemüse und Dörrobst begrüßt.

Uns Deutschen war von der dortigen Behörde verboten worden, russische Stunden zu nehmen und Russisch zu lernen, und da sich außerdem die gebildeteren russischen Kreise des Städtchens von uns Kriegsgefangenen vollständig zurückzogen, so waren wir selbstverständlich nur auf den Verkehr unter uns angewiesen, und das war gut so.

Wir, das heißt die im Hause Froloff zusammenkommenden Deutschen, hatten uns von Riga Bücher kommen lassen, und man kann sich vorstellen, mit welchem Heißhunger jene Lektüre von uns und dann von sämtlichen anderen verschlungen wurde. Gar oft saßen wir abends beim traulichen Schein der Petroleumlampe beisammen; einer von uns — meistens war ich es — las den lauschenden Kameraden die herrlichen Schilderungen Walter Bloems aus: „Das eiserne Jahr" und „Volk wider Volk" des Siebziger Krieges vor; dann glühten die Augen und ballten sich die Fäuste, manch tiefes Stöhnen entrang sich den zusammengepreßten Zähnen, und gar oft konnte man hören: „Teufel, daß wir jetzt nicht mit dabei sein können!" Das war für uns alle das Härteste.

Selbstverständlich wurde fast täglich Skat, Poker, Bridge oder Doppelkopf bis in die späte Nacht hinein gespielt; was sollten wir auch machen an jenen Wintertagen, wo es um elf Uhr Tag und um drei Uhr wieder Nacht wurde. So verging die Zeit. Viele meiner Kameraden, die Russisch sprachen, hatten sich aus Moskau und Petersburg Zeitungen schicken lassen, ich selbst bekam von einem lieben Freunde die deutsche „Rigaer

Digitized by Google

Zeitung" zugesandt. Aber was wir aus all diesen Blättern erfuhren, konnte uns nur traurig stimmen. Waren doch die Angriffe jener russischen Blätter gegen uns Deutsche von einer Niedertracht und Gemeinheit, die jeder Beschreibung spottet. Hörten wir doch nur von russischen, französischen und englischen Siegen, und konnten wir der Wirklichkeit doch nur dadurch einigermaßen nahe kommen, daß wir zwischen den Zeilen zu lesen verstanden. An der Wand meines Zimmers hing die große Generalstabskarte von Russisch-Polen, und täglich standen meine Kameraden davor und steckten die Truppenbewegungen ab. Daß natürlich abends, wenn wir beisammensaßen, bei geschlossenen Türen und heruntergelassenen Rouleaus, aufs hitzigste politisiert und debattiert und hin und her erwogen wurde, das brauche ich eigentlich nicht zu erwähnen. Gott sei Dank, das eine war immer vorherrschend: „Wir müssen siegen, und wir werden siegen, mag es kommen wie es wolle."

Mitte Januar war herangekommen, als eines Mittags der Arzt in mein Zimmer mit der telegraphischen Nachricht in der Hand trat, daß mir die Erlaubnis erteilt worden sei, nach Moskau zur Amputation meines Fußes zu fahren. Die Krankheit meines Beines war in ein Stadium getreten, welches das Schlimmste befürchten ließ, und mit vieler Mühe und großen Kosten hatten meine Lieben zu Hause, ein treuer Freund in Riga und ich selbst es durchgesetzt, daß ich nach Moskau reisen durfte.

Am 12. Januar war es, wir saßen gerade wieder einmal bei einem Dauerskat, da öffnete sich die Türe meines Zimmers.

„Wohnt hier ein Herr Faber?", hörten wir eine freundliche Stimme mit stark polnisch-deutschem Akzent sagen. „Jawohl!" und nun erfuhren wir zu unserem Erstaunen, daß es ein Herr aus Moskau war, der gekommen war, um mich zu der langen Reise dorthin abzuholen. Fragen hinüber und herüber, dann klärte sich allmählich der Wirrwarr. Liebe, mir ganz fremde Menschen waren auch dort am Werk gewesen, mir die Reise zu erleichtern.

Nach abermals drei Tagen, am 15. Januar 1915, trugen mich meine Kameraden hinaus in den bereitstehenden Schlitten, in welchem ich meine lange Fahrt nach Muraschi, 360 Werst von Ust-Syssolsk, antreten sollte. Es war der letzte Liebesdienst, den sie mir erwiesen. Verpackt in Wolle und Pelz, so hoben sie mich in den Schlitten, dann schüttelte ich siebzehn treue Hände zum letztenmal zum Abschied.

„Machen Sie's gut!" „Halten Sie den Kopf hoch!" „Lassen Sie sich nicht unterkriegen!" „Grüßen Sie mir die Heimat, wenn Sie wieder gesund!" „Lassen Sie was von sich hören!" „Alles Gute auf die Fahrt!", so rief es durcheinander. „Lebt wohl, Kinder, auf Wiedersehen in der Heimat!"

Dann klang's aus dem ersten Schlitten: „Ist alles fertig?" Die Glöcklein ertönten an den Geschirren der Pferde, ein Zuruf der Kutscher, und hinaus glitten die beiden Schlitten in die schweigende, kalte Winternacht. So nahm ich Abschied von Ust-Syssolsk.

Denke ich heute zurück an jene dreimal zwanzig Stunden währende Schlittenfahrt, dann muß ich leise vor mich hinlachen; doch damals war es bitterer Ernst. Ich war durch das entsetzliche Fieber, durch die rasen-

Digitized by Google

den Schmerzen derart geschwächt, daß ich hilflos wie ein Kind war; und eine Schlittenfahrt durch russischen Urwald, auf russischen Wegen, oder besser gesagt Unwegen, ist schon für einen gesunden Menschen eine Strapaze, für einen kranken aber eine Tortur. Meterhoch lag der Schnee, die Schlittenbahnen waren von einer Beschaffenheit, die jeder Beschreibung spottete. Ich habe den Ozean bei wütendem Orkan durchquert und weiß, was Seekrankheit heißt. Doch die ersten beiden Stunden jener langen Schlittenfahrt waren wohl das Fürchterlichste, was ich in dieser Beziehung jemals durchzumachen hatte.

Hinauf auf kleine Hügel knirschte der Schlitten, dann versank er plötzlich in einem tiefen Tal — und das mit einem Ruck, daß man meinte, es würden einem die Eingeweide zum Hals herausgestoßen. Bald flog er rechts in ein Loch, bald bäumte er sich links in die Höhe, dann rutschte er wieder nach der einen Seite, dann wieder nach der anderen. Mir wurde denn auch in der ersten Stunde derartig schlecht, daß ich es hier kaum beschreiben kann. Der Schweiß brach mir stromweise aus allen Poren; wie lange diese Qual gedauert hat, weiß ich nicht. Die Schwäche muß mich übermannt haben, ich muß in meinem Schlitten schließlich eingeschlafen sein, denn plötzlich fuhr ich in die Höhe, geblendet von dem Schein einer elektrischen Laterne, und hörte eine freundliche Stimme sagen: „Wie geht es Ihnen? Wie fühlen Sie sich?“ Ich fuhr auf aus wüstem Traum, sah ein weißbereiftes, freundliches Gesicht vor mir und hörte eine liebe Stimme, die zu mir sprach: „Trinken Sie ein bißel heißen Tee und essen Sie ein bißel Schokolade, das wird Ihnen gut tun.“ „Wo sind wir? Wie viel Uhr ist es?“ „Drei Uhr nachts! Wir wechseln eben zum zweitenmal die Pferde.“ Da wußte ich, daß mich von sieben Uhr abends an bis zu dieser Stunde die weichen Arme des Schlafes schirmend umfangen hatten. Ich fühlte mich wieder ganz behaglich, und neugierig spähe ich durch die Ritzen des Vorhanges meines Schlittendaches. Irgendwo bellte ein Hund, irgendwo tauchte aus dem Dunkel der schweigenden Winternacht ein Licht auf, dann hörte ich Stimmen, Glöcklein ertönten, vermummte Männer erschienen, Pferde wurden vorgespannt, ein paar Zurufe hinüber und herüber, und wieder ging es hinaus in die Nacht.

Schnee, Schnee, soweit das Auge blickt, rechts und links schweigende Wälder, rings um mich die kalte, nordische Winternacht. So sah ich hinaus, Stunde um Stunde. Welchem Schicksal fuhr ich wohl entgegen? Und als ich so saß und nichts hörte als das eintönige Schellengeläut der Pferde und das Knirschen der Kufen im gefrorenen Schnee, da war es mir, als hörte ich in weiter, weiter Ferne Glocken läuten, unendlich viele, auf und nieder, eine Harmonie gewaltiger, im Nichts verschwindender Töne. Hörte ich die Glocken meiner Heimatstadt, die deutsche Siege ins Land läuteten? Ich weiß es nicht! Aber im Geiste sah ich die Heimat, sah die Türme meiner Vaterstadt, und mir war es, als ob das Rauschen einer gewaltigen Zeit über mich hinbrauste. Dann fiel ich wieder zurück in dumpfen Schlaf.

Drei Tage und drei Nächte dauerte diese Schlittenfahrt. Jedesmal gegen die Mittagszeit machten wir in einem der kleinen, tiefverschneiten, nordischen Dörflein halt, und hilfsbereite Hände hoben mich aus dem

Digitized by Google

Schlitten und trugen mich in eine warme Bauernstube. Bald brodelte dann der Samovar, ein paar Stunden gönnte ich mir Rast, um mich für die Weiterfahrt zu stärken.

Ein kleines, russisches Kulturbild wird mir unvergeßlich sein. Es war am zweiten Tage, als wir in das Dorf einfuhren. Schon vorher hatte mir Herr P. mitgeteilt, daß wir nun zu einem alten, syrianischen Bauern kämen, welcher der beste von allen Führern des Schlittens sei. Kaum hatten wir vor dem verschneiten Gehöft gehalten, trat auch schon eine hohe Bauerngestalt an den Schlitten heran. Aus einem ernsten Gesicht, umwallt von schneeweißem Bart, blickten mich ruhige, blaue Augen an, kräftige Hände hoben mich aus dem Schlitten und trugen mich ins Haus. Kaum öffnete sich die Türe des großen, einzigen Raumes zur ebenen Erde, als auch schon quiekend etliche Borstenträger herausfuhren ins Freie. Vorsichtig legte man mich auf eine Bank; ein paar, mir unverständliche Worte an einen Haufen glotzender Weiber, dann verschwinden auch diese aus der Stube, und nur Herr P., der Hausherr und ich blieben zurück. Wie ich es mir gerade ein bißel bequem mache, höre ich das helle Gackern verschiedener Hühner, und lachend erklärte mir Herr P., daß Menschen, Schweine und Hühner friedlich in diesem Raume zusammen hausten. Oben auf dem großen, russischen Backofen schrieen und quäkten ein paar kleine Kinder, der Samovar brodelte im Eck unter dem heiligen Bild: Eine jener russischen Bauernidyllen, wie wir sie aus den Erzählungen Turgeniews kennen. Nun sah ich alles dies mit eigenen Augen.

Nach drei Stunden brachen wir auch hier wieder auf. Die Pferde wurden vor den Schlitten gespannt, voreinander, wie es dort so Brauch, der Bauer schwang sich vor mir auf den Sitz, ein Zuruf an die Pferde, und dahin ging's. Sie haben eine eigentümliche Art ihre Schlitten zu lenken. Die Pferde sind tandemartig voreinandergeschirrt, und durch Zurufe lenkt sie der Führer. Ist's ihm auf seinem Sitz zu kalt, dann springt er mitten unter der Fahrt ab und läuft eine Weile neben dem Schlitten her; plötzlich springt er wieder auf, und jauchzender Zuruf treibt die Pferde an. So geht's weiter Stunde um Stunde; über weiße, glitzernde Felder, durch schweigenden, tiefverschneiten Wald. Am dritten Tage, nachmittag um drei Uhr, sah ich zum erstenmal nach sechs Monaten wieder eine Eisenbahn und hörte den Pfiff einer Lokomotive: Murafchi war erreicht.

Eine Stunde etwa hatten wir zu warten, dann lag ich wieder auf den schwellenden Kissen eines russischen erster Klasse-Coupés. Eine Nacht und einen Tag Fahrt, dann war Wiatka erreicht; hier mußten wir nach Moskau umsteigen. Der nächste Schnellzug sollte erst abends um neun Uhr gehen, so hieß es denn sechs Stunden geduldig warten. Mir war als Krankem der Aufenthalt im Wartesaal erster Klasse nicht gestattet worden. So lag ich denn auf einer Bahre im Wartesaal dritter Klasse auf einer harten Bank, angestarrt von allem Volk, und harrte mit Geduld der Dinge, die da kommen sollten. Sie kamen denn auch schneller als ich es vermutet hatte.

Der Frühzug, der von Wiatka um acht Uhr morgens nach Petersburg gehen sollte, hatte elf Stunden Verspätung, und in diesem

Digitized by Google

Zug, den uns der Zufall in den Weg führte, bekamen wir denn auch einen direkten Wagen nach Moskau. Ein Schlafwagen-Coupé nahm uns auf, der schwierigste Teil meiner Reise lag hinter mir. Wieder vergingen drei Nächte und zwei Tage, und am dritten Morgen, früh um neun Uhr, fuhren wir in Moskau ein.

Hier erwarteten mich liebe Freunde am Bahnhof, alles war fürsorglich vorbereitet worden, ein Wagen der Sanitätskolonne stand bereit, noch eine kleine Stunde verging, dann öffneten sich die Tore der P.schen Privatklinik, und nun war ich endlich geborgen. Zum erstenmal nach langer, schwerer Leidenszeit lag ich wieder in einem guten Bett und streckte die müden Glieder zu langem, erquickendem Schlafe aus.

Zwei schwere Operationen hatte ich hier zu überstehen, doch es gelang der Kunst Herrn P.s mein Bein zu retten. Tiefe und herzliche Dankbarkeit bewahre ich jenem trefflichen Arzte, der frei von allem Haß und Antipathie seine Pflicht tat und in mir nur den Kranken sah. Ihm allein habe ich es zu verdanken, daß mir mein Bein erhalten blieb, und wenn ich heute, zwar noch auf Stöcke gestützt, wieder gehen kann, so fliegen meine Gedanken zurück in das Haus an der Spiridonowka, zu jenem prächtigen Menschen und Arzte, der mich fünf Monate lang auf's sorgfältigste und liebevollste behandelte.

In der Zwischenzeit kam der Erlaß des Zaren, daß alle Zivilkriegsgefangenen unter siebzehn und über fünfundvierzig Jahre in die Heimat reisen könnten und ebenso solche zwischen siebzehn und fünfundvierzig Jahren, die von einer Kommission Militärärzte als dauernd militärdienstuntauglich befunden worden waren. Ich war ja schon, bevor ich den Boden des russischen Reiches betrat, durch eine schwere Gallenblasen- und Knieoperation dauernd dienstuntauglich gewesen. Nun war auch mein rechtes Bein beim Teufel, und auch zu meinen russischen Papieren kam das Zeugnis vollständiger Dienstuntauglichkeit. So hatte ich denn Hoffnung, in nicht allzu langer Zeit die Heimat wiedersehen zu können; doch auch hier hatte ich wieder meine Rechnung ohne die russischen Behörden gemacht.

Ein russisches Sprichwort lautet: „Der Himmel ist hoch, und der Zar ist weit!" Und wir haben in Bayern ein Sprichwort, welches lautet: „Vivat, hoch! Jeder tut, was er mog!" Und diese beiden, an sich so grundverschiedenen Redewendungen kann man auch auf die russischen Behörden anwenden. In Moskau pfiffen die Behörden auf einen Erlaß des Zaren. Und als nun gar jene furchtbaren Tage vom neunten bis elften Juni herankamen, wo Blut und Mord und Brand in Moskau wüteten, als Hunderte von Geschäftshäusern, Fabriken und Landhäusern in und um Moskau in Flammen aufgingen, da wurde keinem Deutschen vom dortigen Gouverneur die Abreise erlaubt.

Jene drei Tage gehörten wohl mit zu den schrecklichsten, die ich in Rußland verlebte. Ich werde es nie vergessen, als ich in der Nacht vom neunten auf den zehnten Juni den Feuerschein der brennenden Häuser sah und am nächsten Tag hören mußte, welch schreckliche Ausschreitungen der Moskauer Pöbel gegen deutsches Leben und Eigentum unternommen hatte. Sämtliche deutsche Läden der inneren Stadt waren gestürmt worden, sämtliches Eigentum dieser armen Menschen buchstäblich in

Digitized by Google

Trümmer geschlagen, Frauen und Männer auf die gräßlichste Art und Weise umgebracht worden. Das Leben von uns Deutschen hing an jenen Tagen an einem Haar. Es ist ja manches dieses sogenannten „Pogroms" hier in Deutschland bekannt geworden, wie schrecklich es aber in Wirklichkeit war, davon konnte man sich bei uns keinen Begriff machen. Dreihundertsechzig Millionen Rubel Werte sollen an jenen Tagen vernichtet worden sein, so sagten die offiziellen Berichte, und arrangiert war diese Hetze von der Moskauer Polizei, und zwar, wie mir von Russen selbst erzählt wurde, von ihrem damaligen Stadthauptmann Adrianoff selbst. Man wollte dem Volke für die fortwährenden Mißerfolge der Armee eine Entschädigung gewähren. Der Pöbel war aber nach den ersten vierundzwanzig Stunden, trunken von Blut und Mord und Flammen, der Polizei über den Kopf gewachsen, und es wurde nicht nur deutsches Eigentum zerstört, sondern auch russisches; und zwar hatten in der Hauptsache russische Firmen mit deutschen Namen zu leiden. Es wurden viele Familien davon betroffen, deren Söhne im Felde standen; was mögen jene wohl gefühlt haben, als sie hören mußten, daß ihr Hab und Gut zerstört und Eltern und Geschwister erschlagen worden waren? Verdient ein solches Land keine Revolution? Am dritten Tage abends kam, wie dies in Rußland ja so üblich ist, ein Garderegiment von Petersburg, und nun wurde allerdings mit Feuer und Schwert gegen die Aufrührer vorgegangen, und in weniger als zwölf Stunden waren die Greuel zu Ende.

Ich vergesse nie den Tag, an dem mein Arzt zu mir ins Zimmer kam und zu mir sagte: „Arbeiten Sie, arbeiten Sie, daß Sie in die Heimat kommen, denn jetzt kann auch ich Sie nicht mehr schützen." Wieder setzte ich alle Hebel in Bewegung, und endlich nach vielen, vielen Bemühungen und Bestechungen gelang es mir, die Erlaubnis zu erhalten, in die Heimat reisen zu dürfen. Unvergeßlich wird mir jener Donnerstag bleiben, an dem mein alter Freund K. zu mir ins Zimmer kam, zwei Rosen in der Hand, die er mir an mein Krankenlager brachte. „Herr Faber, ich gratuliere Ihnen, nun ist's erreicht, hier ist der Erlaubnisschein zur Ausreise."

Über Schweden wollte ich zuerst fahren, dann aber, als nach sechswöchentlichem Warten von Tag zu Tag die Erlaubnis des finnischen Gouverneurs nicht eintraf, mußte ich mich entschließen über Rumänien zu fahren, zumal in Moskau bekanntgegeben wurde, daß alle Deutschen, die bis zum 25. Juli Moskau nicht verlassen hätten, nach Sibirien geschickt werden würden. Herr K., mein alter, lieber Freund, der all die schweren Tage in Moskau getreulich mit mir getragen hatte, erfreute mich mit der Nachricht, daß er mich selbst bis zu der rumänischen Grenze begleiten wolle. Die Billetten wurden besorgt und am Sonntag abend um sechs Uhr schüttelte ich zum letztenmal die Hände meines Arztes. „Vergessen Sie mich nicht, Ernest Ernestowitsch," so sprach er, „wir beide wollen die Alten bleiben als Menschen, wenn auch jetzt Haß und Blut die Völker scheidet." Schwer fiel mir der Abschied von diesem trefflichen Menschen.

Es wird mir jeder nachfühlen können, welche Freude ich empfand, als mich das Auto durch Moskaus Straßen an den Bahnhof brachte.

Digitized by Google

Nur ein einziges Mal war es mir, und zwar nach meiner ersten Operation, vergönnt gewesen, mit meiner Oberschwester eine Fahrt durch Moskau zu machen, und einmal im Leben habe ich wenigstens den Kreml mit all seiner asiatischen Pracht, seinen Schlössern und Kirchen gesehen. Ich war durch die Twerskaja und die Schmiedebrücke gefahren, die nun in Schutt und Asche liegen. Ein einziges Mal wenigstens hatte ich „Mütterchen" Moskau, die Alte, wenn auch nur im Fluge, gesehen. Nun trugen mich zum zweiten Male die Räder durch die Straßen der Stadt; diesmal aber ging es der Freiheit entgegen!

Am Bahnhof traf ich zum letztenmal Herrn H., einen Kerndeutschen, der mir während all der langen, schweren Zeit ein treuer, lieber Freund gewesen, der mich oft in trüben Stunden aufgerichtet und getröstet hatte. Zum letztenmal schüttelte er mir die Hand; sein Sohn war, wie so viele andere, tief ins Innere Rußlands verschickt worden, und auch er, der seit fünfundvierzig Jahren in Rußland lebt, mußte Moskau verlassen. Ihm war in jenen Tagen voll Blut und Brand alles vernichtet worden, nun wollte er Rußlands Staub von seinen Füßen schütteln. „Auf Wiedersehen in der Heimat, und gute Reise!" Das waren die letzten deutschen Worte, die ich in Moskau vernommen, dann rollte der Zug hinaus, Kiew entgegen. Die Fahrt bis Kiew gehört mit zu meinen angenehmsten russischen Erinnerungen. Dank der liebevollen Fürsorge meines Freundes K. hatten wir einen Schlafwagen für uns allein; langsam löste sich die entsetzliche Spannung, die wie ein Alp noch immer über mir lag. Wußte man doch nie, ob es der Willkür der russischen Polizeibehörden nicht noch im letzten Augenblick einfiel, mir einen Strich durch die Rechnung zu machen.

In Kiew zwei Stunden Aufenthalt. Interessant war das Leben und Treiben am Bahnhof; zum erstenmal sah ich hier Soldaten der kaukasischen und tscherkessischen Regimenter; große, gutgewachsene Gestalten, den Patronengurt schräg um die Schultern, den langen kaukasischen Dolch im Gürtel; so wandelten jene Söhne eines einstmals mächtigen Volkes, stolz und unnahbar zwischen den wogenden Menschenmassen auf dem Bahnhof auf und ab. Vielleicht kommt auch für sie bald der Tag der Freiheit.

Militär, wohin das Auge blickte, wir näherten uns der Kriegszone. Schon vor Kiew, als wir über den gewaltigen Dnjepr fuhren, war uns bedeutet worden die Fenster zu schließen und nicht hinauszusehen, eine Maßregel, die sich auf der Fahrt von Kiew nach Ungeny noch dreimal wiederholte, als wir Flüsse passierten. Die Fahrt von Kiew nach Raßdjelne verging uns wie im Fluge. In Raßdjelne kam mir noch einmal die Gutmütigkeit des eigentlichen russischen Volkes so recht zum Bewußtsein. Als ich mühsam, auf zwei Stöcke gestützt, vom einen Zug zum andern wollte und sich die Menschenmassen um mich drängten, da machte mir ein russischer Offizier liebenswürdig Platz, er half mir sogar die wenigen Schritt zu gehen. Es ist ja überhaupt nicht recht zu glauben, daß der Russe selbst grausam und blutgierig sei, wie man nach all jenen entsetzlichen Kosakenmetzeleien anzunehmen geneigt ist. Das russische Volk, der russische Bauer ist gut und hilfsbereit. Schlecht, niederträchtig und gemein sind die Kosaken und ist alles das, was mit der russischen

Digitized by Google

Regierung und ihrem Machwerk, der Polizei, zusammenhängt, und sie ist ja auch bis in die tiefsten, russischen Volksschichten hinein verhaßt wie der Teufel.

Gendarmerie und Militär stehen in krassem Gegensatz, wie ich mich ja selbst persönlich in Wologda überzeugt habe, als jener Zug von tausend Deutschen unter Gendarmeriebewachung ankam.

Die Kosaken bestehen nur zum Teil aus Russen, meistens sind es wilde, tartarische Horden, denen man die niederträchtigsten und unglaublichsten Lügen über unser deutsches Volk und unser deutsches Militär erzählt hat. Nur so sind jene scheußlichen Metzeleien zu verstehen. Aber auch hier wird sich die Wahrheit Bahn brechen, und die vielen Zivilkriegsgefangenen werden nicht wenig zur Aufklärung des russischen Volkes beitragen. Jener Offizier, der sicher gewußt hatte, daß ich ein Deutscher war, hatte es gewiß nicht nötig, mir hilfsbereit an die Hand zu gehen, und doch tat er es aus reinem, menschlichen Mitgefühl.

Von Raßdjelne hatten wir noch sieben Stunden Fahrt bis zur rumänischen Grenze, und hier in Beßarabien fuhr ich über historischen Boden, den die Russen nach harten Kämpfen den Rumänen abgerungen hatten. Wenn die Rumänen vernünftige Leute wären, so könnten sie wissen, daß jetzt ihre Zeit gekommen ist, sich dieses Land wieder zu holen. Aber auch hier scheint russischer Rubel über den Verstand zu siegen.

Um drei Uhr nachmittag fuhr unser Zug in Russisch-Ungeny ein; die letzte Etappe meiner russischen Reise lag hinter mir; nur noch die Zollschwierigkeiten und die Paßrevision hatte ich vor mir. Mit fünfzehn anderen Deutschen begab ich mich zur obersten Gendarmeriebehörde, um meinen Paß gegen meinen Reiseerlaubnisschein einzutauschen. Der Gendarmerieoffizier musterte mich kritischen Blickes und frug mich französisch, was mir fehle. Wollte man mir wirklich im letzten Moment noch Schwierigkeiten machen? Ich bedeutete ihm, daß er dies ja alles aus meinen Papieren ersehen könne; eine Handbewegung, und ich war entlassen.

Nun ging es zur Revision. Es war uns in Moskau gesagt worden, wir würden bis auf die Haut untersucht werden, und alles Gold, alle Nickel- und Kupfersachen würden uns genommen. Ein hünenhafter Gendarm hielt an der Pforte des großen Revisionssaales Wache. Als er sah, daß mir das Gehen schwerfiel, erlaubte er mir, auf einer Bank vor der Halle Platz zu nehmen. Stunde um Stunde verging; endlich, es war mittlerweile sechs Uhr geworden, begann die Revision. Ich öffnete meine kleine Reisetasche, die all mein Hab und Gut enthielt, und während ich mich bückte, sah aus meiner inneren Rocktasche einiges Papier hervor. „Pumaschki?" Das heißt Papiere. Ich reichte dem Gendarm meine Brieftasche, in welcher mein russischer Paß, eine Karte von meinen Kameraden und fünfhundert Rubel waren. Ohne ein Wort zu sagen nahm mir der Gendarm vierhundert Rubel ab, den Rest händigte er mir wieder ein. Das war auf gut deutsch gesagt: Gemeiner Raub und Diebstahl; doch ich dachte bei mir: „Wer weiß, für was es gut ist!" Und ich hatte mich nicht getäuscht. Nur oberflächlich durchsuchte er meine Handtasche und mit einem „Charascho!" (gut) gab er mir zu verstehen, daß alles in Ordnung sei. So war auch diese Klippe

Digitized by Google

glücklich umschifft. Nochmals verging eine knappe Stunde, dann kam der Gendarmerieoffizier, um uns unsere Pässe einzuhändigen. Wir waren im ganzen zirka einhundert Deutsche: Frauen, Männer und Kinder, die mit dem bereitstehenden Bähnlein in die Heimat zurückwollten. Die anderen waren bereits seit zehn Tagen in Ungeny, wo man sie aus Gründen, die kein Mensch erfuhr, festgehalten hatte.

Endlich schlug für uns alle die Stunde der Freiheit! Ich war der Sechsundsiebzigste, der seinen Paß ausgehändigt erhielt. Endlich hatte ich ihn wieder in der Hand. Elf Monate waren vergangen, seit man ihn mir abgenommen hatte. Ein Träger nahm meine Sachen, ein Händedruck von meinem Freunde K., dem es nicht gestattet wurde, mich an den Zug zu begleiten, ein letzter Blick auf all das Gewimmel um mich her, dann bestieg ich den Zug. Der ganze Bahnsteig war von Gendarmen abgesperrt, keiner menschlichen Seele außer den Abreisenden wurde es erlaubt, den Bahnsteig zu betreten. Noch eine Viertelstunde verging, dann war alles im Zug; die Gendarmen schlossen die Wagen, traten zurück, ein Offizier gab das Zeichen, daß alles in Ordnung sei, ein Pfiff, und hinaus rollte das Züglein, — der Heimat entgegen.

Noch drei Minuten, dann kam die große Brücke über den Pruth, welcher die Grenze zwischen Rumänien und Rußland bildet. Langsam rollte der Zug hinüber, und kaum hatte er rumänischen Boden berührt, als ein dreifaches, donnerndes „Hurra!" die ganze Wagenreihe entlang brauste. Die Spannung löste sich, wir waren auf neutralem Boden. Rußland lag hinter uns, das Schwerste war überstanden. Unbeschreiblich war das Gefühl, das uns alle bewegte. Wir Männer schüttelten uns die Hände, die Augen glänzten, die Frauen weinten vor Freude, Unsagbares hatten wir alle erduldet, nun war es zu Ende.

Rumänische, französische und deutsche Laute hörten wir, die ersten deutschen Zeitungen wurden für zehn Francs gekauft. Leider mußten wir hier aber erfahren, daß es uns von der rumänischen Regierung nicht gestattet sei, den Zug zu verlassen; wir würden, so hieß es, anstatt der Quarantäne, im selben Zuge bis an die ungarische Grenze abgeschoben.

Nach einer weiteren Viertelstunde fuhren wir in Rumänisch-Ungeny ein, und hier sollte ich zum erstenmal den Hauch der Heimat verspüren. Gerade wollte unser Zug wieder abdampfen gegen Jassy, da kam ein rumänischer Gendarmerieoffizier mit allen Zeichen höchster Aufregung aus dem Bahnhofgebäude heraus und an unseren Zug gestürzt.

„Befindet sich hier," so rief er laut, „ein Herr Faber?" Und als ich verwundert die Frage bejahte, sagte er mit größter Liebenswürdigkeit: „Wir haben soeben ein Telegramm von unserem Ministerium bekommen und sind angewiesen Ihnen jede Erleichterung bei der Fahrt zu verschaffen. Bitte steigen Sie aus und nehmen Sie im Schnellzug Platz, Sie haben die Erlaubnis, über Bukarest zu fahren." Das war ein Werk meiner Lieben daheim, die sorgenden Herzens alle Schritte unternommen hatten, um mir die Reise durch Rumänien zu erleichtern. Hilfreiche Hände hoben mich aus dem Wagen und wiesen mir ein Coupé an; nun war ich geborgen!

In Jassy sprach ich unseren dortigen Generalkonsul, der sich in liebenswürdigster Weise meiner annahm, und dem ich auf diesem Wege

Digitized by Google

nochmals meinen verbindlichsten Dank für alle seine Mühe abstatten möchte. Nach einer knappen halben Stunde kam der D-Zug, der mich in einer Nachtfahrt nach Bukarest brachte. Auch hier nahmen sich liebe Menschen in reizendster Weise meiner an, und speziell dem deutschen Konsulat bin ich zu tiefstem Dank verpflichtet. Nur kurz war die Rast in der Hauptstadt Rumäniens, mich drängte es nach Hause. Am zweiten Tage nach meiner Ankunft bestieg ich den D-Zug, der mich nach Budapest bringen sollte. Abends gegen neun Uhr passierte ich bei Predeal die rumänische Grenze, und da ich vom deutschen Konsulat einen Empfehlungsbrief an den dortigen Bahnhofvorstand hatte, so ging auch hier alles glatt vorüber. Deutsche Laute hörte ich wieder, und zum erstenmal schüttelte ich die Hände unserer treuen, ungarischen Bundesgenossen.

Selten habe ich einen liebenswürdigeren Menschen begegnet, als den dortigen Vorstand des Bahnhofes. Alles regelte er mir in zuvorkommendster Weise, und als ich in meinem Schlafwagen saß, kam er selbst noch einmal herein zu mir, schüttelte mir die Hand und seine letzten Worte waren: „Kommen Sie auch im Frieden einmal zu uns, ich glaube, es wird Ihnen bei uns gefallen, alles Gute auf die Weiterreise!" Und nun war ich auf ungarischem und damit gleichsam auf heimatlichem Boden. Ich hatte mir einen Stoß deutscher Zeitungen gekauft, und fast die ganze Nacht hindurch las ich mit fiebernden Pulsen und klopfenden Herzens die Reden unseres Kaisers und unseres Reichskanzlers zu Beginn des Krieges, und zum erstenmal wieder hörte ich das Rauschen der deutschen und österreichischen Adler über meinem Haupte. Als wir am nächsten Tage im „Hungaria" beisammensaßen, fünfundzwanzig ungarische Offiziere und fünf deutsche Herren, und als die Gläser zusammenklangen auf den Sieg unserer Waffen, da leuchteten die Augen und das Rauschen einer großen, gewaltigen Zeit schwebte durch den Raum und wob um unsere Herzen ein starkes, unlösbares Band.

Am nächsten Tage fuhr ich nach Wien und hier sah ich, nach genau einem Jahre zum erstenmal meine Eltern wieder. Die Freude des Wiedersehens nach langer, schwerer Zeit brauche ich wohl nicht zu schildern. Auch in Wien blieb ich nur einige Tage, dann ging's meiner bayerischen Heimat zu. Als ich hinausfuhr durchs deutsche Land, durch blühende Auen und leuchtende Wälder, da war es mir, als ob ich demütig die Hände falten müsse. Es klangen die Töne jenes Liedes wieder an mein Ohr, das wir im fernen russischen Norden in Wologda am letzten Abend zusammen gesungen: „Teure Heimat!", und ich wußte und fühlte tief und heiß, daß wir Deutsche daheim denen niemals genug danken können, die all das Elend des Krieges von unserer deutschen Heimat fernhalten; und der Wunsch stieg hinauf zu den ziehenden Wolken: Schwinge dich auf zur Sonne, du deutscher Aar, und halte deine Schwingen schirmend über dein einig deutsches Volk!

Digitized by Google

Der Weltkrieg in französischer Auffassung.

Von Friedrich Wilhelm Freiherrn von Bissing.

Georges Ohnet hat am 30. November 1914 die Niederschrift seines Journal d'un Bourgeois de Paris pendant la guerre de 1914 begonnen, also zur Zeit, da Hindenburg die zweite russische Offensive in Polen zum Stehen brachte, die Serben ihre Offensive gegen Österreich-Ungarn aufgenommen hatten, im Westen ein allgemeiner Stillstand eingetreten war, in Belgien der neue Generalgouverneur sein Amt antrat, an der türkischen Front ohne rechte Entscheidung gefochten wurde und Tsingtau gefallen war. Als Knabe hatte er den Zusammenbruch Frankreichs 1870/71 erlebt, jetzt war er den Ereignissen mit lebhafter Anteilnahme gefolgt und äußert sich nicht selten mit bemerkenswertem Freimut. Das gibt seinem Buch, von dem mir einstweilen fünf Lieferungen mit 638 Seiten 8° vorliegen, auch für uns einen gewissen Wert. Im Guten wie im Schlechten begegnen wir Erscheinungen, die auch uns nicht fremd geblieben sind. Eines aber dürfen wir mit schmerzlichem Stolz sagen: Kein deutscher Schriftsteller vom Range Ohnets ist so tief hinabgestiegen in den Schmutz nationaler Leidenschaften. Wir sind für ihn die Barbaren, nicht am Kaiser, nicht an unseren Heerführern, nicht an unserem Volk machen die persönlichen Schmähungen und Verleumdungen halt, in denen unsere Feinde und ihre neutralen Anhänger offenbar das deutlichste Zeugnis ihrer geistigen Überlegenheit finden. Damit haben wir's hier nicht zu tun. Aber vergessen dürfen wir, auch nach dem Krieg, leider nicht, daß ein Ohnet schreiben konnte: „C'est là ce qu'il convient de répéter, sans cesse, à nos ennemis, pour leur faire perdre leurs illusions. Ils ont beau s'emporter en imprécations et en menaces contre l'Angleterre. Nous n'ignorons pas que l'Allemand ne reconnaît qu'un véritable ennemi héréditaire: c'est le Français.... Et quand l'Allemand crie: Mort à l'Anglais! C'est au cœur du Français qu'il dirige son arme d'assassin et d'incendiaire" (S. 558). Wir alle wissen, wie unwahr diese Auffassung ist[1]). Aber das englische Gift hat so weit schon in den Seelen der Franzosen gefressen, daß jede Hoffnung auf eine Annäherung der Deutschen und Franzosen in näherer Zukunft undenkbar geworden ist. Ohnet selbst hat sie einst gehegt, wenn auch unter undenkbaren Voraussetzungen: Hätte

[1]) Richtiger sagt Ohnet S. 169: Deutschland fühle Frankreich gegenüber, dem man als altem Erbfeind eine gewisse Berechtigung zum Krieg nicht absprechen könne, keinen Haß. England aber, das man immer geschont habe, das den Krieg nur aus Handelsneid begonnen habe, hasse man. Leider ist auch wahr, daß England erklärt hat, den Kampf gegen den deutschen Militarismus so lange fortzuführen, und gelte es zehn Jahre, bis Deutschland unschädlich gemacht wäre, und daß es durch den Vertrag von London jeden Versuch Deutschlands mit einem seiner andern Gegner einen Sonderfrieden zu schließen sehr erschwert hat (wie Ohnet S. 170 ausführt). England trägt also in erster Linie nach Ohnets Urteil die Schuld, wenn des Mordens kein Ende wird.

Digitized by Google

Deutschland vor 30 Jahren die der deutschen Herrschaft widerstrebenden Elsaß Lothringer, selbst gegen hohe Entschädigung, Frankreich abgetreten, „les Alle mands se seraient fait de nous des amis fidèles". Heute sei es selbst fü dieses Opfer zu spät, und für die, die Freunde hätten werden können, finde er die Bezeichnung „boches" nicht etwa geschmacklos, sondern unpassend fü den „scheußlichen und blutrünstigen Deutschen!" Bei dieser Gelegenheit be kennt er sich zur Ansicht derer, die „boche" von „Alleboche" (= Allemand) „Alboche" herleiten, das es schon 1870 gegeben habe. „Boche n'en rest pas moins un terme bienveillant, qui ne convient pas à notre ennemi, e il convient de ne pas l'employer"[1]). Man solle alle Deutschen „Preußen nennen. Ehemals habe der Bayer, der Sachse es abgewiesen, „Deutscher" z heißen. Heute, seit zwanzig Jahren, hätten die Bundesstaaten unter dem Ein fluß des Pangermanismus (!) die Vorzüge der nationalen Einheit erkann und ein Bayer, Sachse, Württemberger, den man als solchen anrede, erwi dere stolz, „ich bin ein Deutscher!" So dürfe man keinen Unterschied zwische den einzelnen Stämmen machen, ein Einverständnis zwischen Frankreich un Deutschland sei unmöglich (S. 210). „Rien de l'Allemagne ne peut être ac cepté par la France, à l'heure présente. Car entre les deux nations, il y le sang des victimes et la flamme des incendies."

Frankreich aber hat sich seit langem auf diesen Kampf vorbereitet. Es mag sein, daß in den letzten fünfzehn Jahren die Herrschaft der grundsätzlich anti militaristischen Radikalen Frankreichs Wehrkraft bis zum gewissen Grade ge schwächt hat. War dem wirklich so, dann hat Deutschland diese Schwäch jedenfalls nie zu einem Angriff ausgenutzt. Ohnet gesteht das zu, aber er be gründet unser Verhalten auf das kindischste. „Dans quelques conditions qu'il dûssent nous combattre, ils se croyaient assurés de la victoire". Von un serer militärischen Überlegenheit hat er eine hohe Meinung. Aber in den letz ten Zeiten vor dem Krieg hat Frankreich ihn aufs ernstlichste ins Auge gefaßt wir kannten die Einführung der dreijährigen Dienstzeit und hatten den Um schwung in der Meinung gerade der Antimilitaristen beobachtet. Ihre Ver treter im Kabinett sind es, nach Ohnet, gewesen, die noch vor der deutschen Mobilisation zur Mobilmachung gedrängt haben. Daß die Maßregel der „mo bilisation individuelle, prélude de la mobilisation générale", gegen die sich im Schoß des Ministeriums, aber eben nicht von radikaler Seite, eine scharfe Opposition erhob, eine Antwort auf die deutschen Rüstungen gewesen sei, ist eine Entstellung. Sie erfolgte am 24./25. Juli, also unmittelbar nach der Überreichung der österreichischen Note an Serbien, als bei uns noch kein Mensch

[1]) Auf S. 146 nennt Ohnet den Ausdruck „Boche" „un sobriquet plaisant. C'est trop doux pour eux". So habe man gute Freunde vor dem Kriege genannt deren Eigensinn einen gereizt habe. Drum widerstehe es ihm die Feinde damit zu bezeichnen.

Digitized by Google

an besondere Maßregeln dachte. Ohnet berichtet nämlich, „nous rassemblions nos régiments. Nous donnions toute sa force à notre couverture d'Alsace-Lorraine, et, au bout de huit jours, prêts à subir le choc sur notre frontière de l'Est, nous attendions, l'arme au pied, ayant reculé de quelques kilomètres en arrière, pour bien établir aux yeux du monde que nous n'avions pas attaqué les premiers". Während also der Deutsche Kaiser auf Wunsch des Königs von England mitten in der Mobilmachung am 1. August seine Truppen an der Westgrenze zurückhielt (Aktenstücke zum Kriegsausbruch, S. 46), stand Frankreich längst völlig bereit, Gewehr bei Fuß, und zog mit theatralischer Gebärde seine Truppen einige Kilometer von der Grenze zurück, um nur nicht als der Angreifer zu erscheinen. Qui s'excuse s'accuse. Wir verstehen, daß ernsthafte französische Staatsmänner diesem Spiel mit dem Feuer sich widersetzt haben, weil sie erkannten, daß es unbedingt zum Krieg führen mußte. Wir wissen jetzt auch, woher die ausländische Presse die Vorstellung von der (bei uns bekanntlich unbekannten) mobilisation individuelle nahm, die sie uns andichtete. Aber die Kriegsbereitschaft der Franzosen ging noch viel weiter zurück: In dem Lobeshymnus, den Ohnet auf die Banque de France singt, „qui de loin, avait prévu la crise" und allein von allen Banken vorbereitet war, heißt es: „Im Laufe des letzten Jahres hatte sie ihren Goldbestand um über eine Milliarde vermehrt. Heimlich hatte sie auch Bankzettel drucken lassen, um das Hartgeld von 5, 10 und 20 Franken zu ersetzen". Es ist kaum anzunehmen, daß die Direktoren der Banque de France diese Maßregel ohne Einverständnis mit der Regierung ergriffen haben. Sie müssen vielmehr einen Wink erhalten haben, und wenn die anderen Banken, wie Ohnet klagt, ihr ganzes Bargeld ins Ausland geliehen hatten, so war man dagegen nicht eingeschritten, weil der Hauptgläubiger Rußland war, dessen Kredit man eben um dieses Krieges willen nicht schwächen durfte. Und sonst hoffte man mit dem ungerechten Mammon sich Freunde zu kaufen. Wer aber künftig noch das Märchen verbreitet, Frankreich sei von den Ereignissen überrascht worden, dem empfehlen wir die Lektüre des Journal d'un Bourgeois und bitten ihn auch zu beherzigen, daß Ohnet der heimlichen Mobilmachung zuschreibt, sie habe wahrscheinlich Frankreich gerettet, weil sie dem Lande erlaubte, seine Kräfte zu sammeln, ehe Belgien von uns überrannt war.

Unter sothanen Umständen war es kein Wunder, daß die Stimmung, wenigstens in Paris, zunächst durchaus kriegerisch war. Allenthalben sah man Erinnerungen an 1806. Die Kinder spielten Soldaten. Als eine Mutter ihren Buben, dem dabei die Rolle des Preußen leider zuteil wurde, zu trösten suchte mit den Worten: „Die Deutschen werden vielleicht siegen", da soll, so berichtet ernsthaft unser Autor, der Knirps gerufen haben: „Nein! Nein! Das werden sie nicht!" Und da aus Kindermund die Wahrheit spricht, ist's Ohnet ein gutes Omen. —

Digitized by Google

Eine ungeheure Aufregung hat sich der Bevölkerung bemächtigt. „In weiser und begreiflicher Voraussicht" hat das Publikum seine Depositen von den Banken zurückgezogen, die auf die Lage keineswegs genügend vorbereitet waren. Sie besaßen mehr Wertpapiere als Bargeld, das alles ins Ausland gewandert war. Dieser ungesunde Zustand zwang die Regierung zur Verkündigung des Moratoriums. Ohnet will eine bedeutungsvolle Definition dieses Begriffes erlauscht haben: „Nachbar, was ist's doch eigentlich mit dem berühmten Moratorium, von dem jetzt jeder Mann spricht? — Liebe Frau, das ist eine wunderschöne Erfindung. Es bedeutet, daß Sie ein Recht haben Ihre Schulden nicht mehr zu bezahlen. Wenn der Hausherr am Quartalsende die Mietsrechnung schickt, antworten Sie einfach „Moratorium". Wenn Ihre Wäscherin Ihnen den Waschzettel überreicht, drehen Sie ihr eine lange Nase, sagen nur „Moratorium" und sie zieht mit ihrem leeren Korb wieder ab!" Das Moratorium deckte Erpressungen jeder Art. Ohnet nennt die Haltung der Banken ihren Kunden gegenüber geradezu skandalös und macht bei späterer Gelegenheit für die Bank von Frankreich Reklame, die ihre Zahlungen nach einiger Zeit voll wieder aufgenommen hat. Ihre Noten erhielten nämlich durch eine Verfügung der Regierung Zwangskurs, eine Maßnahme, die wohl nicht ganz so überflüssig war, wie Ohnet uns glauben machen will. Nur die Eisenbahngesellschaften (die natürlich während der Mobilmachung schön verdienten), kamen ihren Verpflichtungen in vollem Umfange nach. Noch Monate nach dem Kriegsausbruch gaben die Banken ihren Kunden, die über ihr Konto Auskunft begehrten, zur Antwort: „Wir wissen nichts. Wir haben alle Bücher in die Provinz gebracht." Auf die Frage, „warum lassen Sie sie denn nicht kommen?" hieß es: „O, so lange das Moratorium dauert, hat's damit keine Eile!" Im Schutz des Moratoriums suchen diese Kerls nur eine Gelegenheit, sich zu bereichern. Alle Bemühungen der Regierung, den Geschäftsgang wieder zu beleben, bleiben vergeblich, so lange das Moratorium besteht. Freilich müßte man aus der Front und dem Heeresdienst eine Reihe der hervorragendsten Geschäftsleiter zu ihren Geschäften zurücklassen. „Suppression du moratorium, meilleure utilisation des capacités. Voilà le remède à la stagnation des affaires. Il n'est pas besoin que le Ministre du commerce fasse des voyages d'études et réunisse des commissions pour trouver ce secret. N'importe qui le lui révèlera, comme moi. Et il le sait, probablement, très bien lui-même." Ohnet hält seinen Vorschlag wohl auch deshalb für recht gut durchführbar[1]), weil seiner Ansicht nach viele Männer noch in Paris sind, die in

[1]) Er kommt auf ihn ein zweites Mal S. 442 zurück, wo er von der Unfähigkeit des französischen Kaufmanns spricht, sich den Verhältnissen anzupassen. Da hegt er aber an seiner Durchführbarkeit ernste Zweifel. Besser könne der Geschäftsgang nur werden, wenn man tüchtige Handelsleute aus der Front entließe. Man wage das indes kaum ins Auge zu fassen, la question est insoluble, parcequ'elle exige-

Digitized by Google

die Front gehörten. Anfangs namentlich spazierten eine unglaublich große Zahl junger, gesunder, bärtiger Leute durch die Straßen, am Arm allerhand farbige Binden. Mit solchen Binden sei rechter Unfug, wo nicht Schlimmeres getrieben worden. „Pourquoi tous ces gaillards-là ayant, en général, l'accent du midi (ein Vorwurf, den man in Marseilles und Bordeaux mit gemischten Gefühlen lesen wird), sont-ils exempts du service militaire? C'est un véritable scandale et une pure honte." Frauen sollen, nach englischem Beispiel, den Männern Kriegsbegeisterung beibringen. Durch die Straßen sausen in rasendem Tempo ohne Plan und Ziel junge Leute mit der Trikolore, der Fahne des Roten Kreuzes oder auch allerhand Phantasiefahnen. Viele von ihnen tragen irgendwelche Uniformen. „Le Parisien a un goût très prononcé, pour se soustraire à la règle commune. Il veut échapper au service militaire, il cherche à ne pas donner sa voiture reclamée par l'administration. Son rêve serait d'avoir un bel uniforme, et de pouvoir le porter, sans faire de service." Die Zustände sind so bedenklich, daß man für die Auffüllung der Heeresverbände an der Front in Sorge kommen möchte. So sind denn auch bald der Kommandant von Paris und der Kriegsminister eingeschritten, nicht ohne Zutun des alten Clémenceau. „Pauvres secrétaires d'Etat-major, pauvres ouvriers des régiments", ruft Ohnet aus, „infirmiers, commis et autres embusqués, à brassards multicolores, il va falloir porter sérieusement l'uniforme."

So gern der Verfasser die Tüchtigkeit des französischen Feldsoldaten anerkennt — und wir können ihm hier nur voll beipflichten, so mancherlei findet er an den Zivilisten und der Organisation hinter der Front auszusetzen. Arge Mißstände herrschen beim Sanitätswesen. Vor dem Kriege hatte es an jeder Organisation gefehlt. So ging in den ersten Tagen alles ab, vieles verdarb dazu der Übereifer. Niemand, der eine rote Kreuzbinde trug, wollte sich eine Zurechtweisung gefallen lassen. Man überfütterte die Verwundeten. „Un travail immense, très difficile, a été fait au milieu de la mise en marche de trains de concentrations, de ravitaillement et dans le désordre extraordinaire, causé par l'intervention de la Croix-rouge, dont les Dames voulaient se mêler de tout." Mit der Zeit wurde es besser, die Transporte verliefen regelmäßiger. Man nahm auch Abstand von der Maßregel, keine Verwundeten nach Paris zu bringen — offenbar war das geschehen, um die Bevölkerung nicht aufzuregen. „Tant que l'ennemi avait paru menaçant, on avait détourné les trains sanitaires de nos hôpitaux. On ne voulait pas encombrer la ville de blessés, qui auraient pu avoir à souffrir d'un ravitaille-

rait, pour être menée à bien, des âmes incorruptibles et que le régime parlamentaire, dont nous jouissons, n'est pas un bouillon de culture pour la vertue. Frankreich hat eben nur eine Hilfe, sein Heer.

Digitized by Google

ment difficile. Aussi, tous les trains, passant à la gare régulatrice de Noisy-le-Sec, étaient-ils dirigés vers les provinces lointaines. Ce n'était pas fameux pour les blessés, qui avaient à supporter un surcroit de trajet, pour se rendre dans des Angoulême, des Carcassonne ou des Rochefort, très éloignés des champs de batailles[1]). Zur Freude der Ärzte verschwanden viele Damen vom Roten Kreuz von der Bildfläche; als sie sahen, daß das Rote Kreuz nicht mehr der elegante Klub war, dem sie beigetreten waren, um sich in hohen Kreisen einzuführen und weil die Tracht so gut kleidete, gaben sie das „Liebeswerk" auf. Zitternd, Tränen in den Augen flohen sie voller Entsetzen auf ihre Schlösser, und erprobte Pflegerinnen und Helferinnen, barmherzige Schwestern nahmen ihren Platz ein.

Überhaupt hatten viele zu Beginn des Kampfes, und namentlich als die ersten, arg übertreibenden Gerüchte von dem Heranrücken der Deutschen auftauchten, ihre Landsitze oder ein milderes, dem Kriegsschauplatz ferneres Klima aufgesucht. Mancher, der vorgab, nur Frau und Kinder nach Biarritz und Arcachon zu bringen, fand den Weg nicht mehr zurück. Mit ihren Autos entschwanden sie und nur ein letzter Rest menschlicher Würde, meint Ohnet, hinderte sie, an der Grenze Spaniens haltzumachen, statt ihrem Herzenswunsche nachzugeben und auf die Balearen zu flüchten. „Ce que cette guerre a révélé de poltrons est vraiment extraordinaire. On a vu des hommes, dans la force de l'âge, solides, bien musclés et pas du tout neurasthéniques, pâlir quand on leur parlait d'un bombardement éventuel des forts de Paris . . . Par contre les femmes se montrèrent d'une rare intrépidité" — eine Beobachtung, die Kenner französischer Verhältnisse und der französischen Geschichte nicht überraschen wird.

Bei der Abreise spielten sich schreckliche Szenen ab. Die Züge reichten nicht, um die Flüchtlinge aufzunehmen, die Kutscher machten sich die Lage zunutze. Ohnet war selbst Zeuge, wie ein Taxameterfahrer einem Mann, der ihn unter Tränen anflehte, ihn nach der gare Montparnasse zu fahren, 100 Franken abverlangte. Auch sonst fehlte es nicht an bedenklichen Vorgängen. „Des vociférations ont retenti toute la nuit, accompagnées de coups de feu. C'étaient des bandes d'apaches qui, sous le couvert du drapeau tricolore,

[1]) Um den Sinn der Anordnung recht zu erfassen, muß man sie neben zwei weitere Maßnahmen halten: nach dem Zeugnis der Schweizer wurden auch bei dem Austausch der Schwerverwundeten im Frühjahr—Sommer 1915 die französischen Verwundeten in die Provinz, zum Teil nach Korsika, niemals nach Paris geschickt. Und ebensowenig hat die französische Regierung jemals Verlustlisten ausgegeben. „On ne pouvait se rendre compte de l'importance des pertes", sagt Ohnet, puisque jamais des bulletins n'étaient publiés, comme les Etats-majors ont l'habitude de le faire après une action importante (d. h. in Deutschland. Österreich-Ungarn und in beschränktem Maße auch in England). On était réduit à supputer les morts, d'après la proportion des blessés." Also mußte man so wenig Verwundete wie möglich zeigen.

Digitized by Google

commençaient par la destruction des laiteries Maggi le pillages des boutiques de Paris." In diesen ersten Augusttagen glich Paris scheinbar einer Feststadt — „les maisons s'étaient pavoisées de drapeaux, dès les premiers jours de la guerre, parce que les commerçants, qui n'affichaient pas leurs sentiments patriotiques sur la devanture de leurs magasins, risquaient de recevoir des pierres dans leurs carreaux. L'opinion Parisienne fut très chatouilleuse, quoiqu'elle fut très calme." Bis zu welchem Siedepunkt die politische Leidenschaft gestiegen war, zeigte die Ermordung von Jaurès. Wie einst in der Commune, so haben auch diesmal nach Ohnets Zeugnis die anrückenden Deutschen die furchtbare Gefahr beseitigt: die „union sacrée" wurde ausgerufen, alles sammelte sich zur Abwehr. Joffre, der Freimaurer, dem man nachsagte, er hätte seiner Zugehörigkeit zur Sekte Hirams den Oberbefehl zu verdanken, behielt als Generalstabschef den streng religiösen General von Castelnau, den auch der Kriegsminister Millerand sich weigerte, seinen politischen Freunden zu opfern. Die militärische Organisation erwies sich als über alle Erwartungen gut[1]). Das Ministerium war unterdessen auf allerhand Nachrichten hin, von denen Ohnet sagt, sie seien répandues et grossies par des gens affolés, umgebildet worden, Delcassé, der Begründer der Entente, der leitende Mann geworden. Auf die Kunde von dem Erscheinen der Deutschen bei Compiègne, Senlis, Lagny bereitete sich Paris, das innerhalb acht Tagen ein Drittel seiner Bevölkerung verlor, zur Verteidigung vor. Die Regierung wurde nach Bordeaux verlegt und während nun dort ein pariserisches Leben und Treiben sich entwickelte, mit üppigen Mahlzeiten im „Chapon fin", wo man ohne Vorausbestellung keinen Platz fand, mit einer glänzenden Frauen- und Halbwelt in den schönsten Kleidern, mit überfüllten Kaffeehäusern und einem Nachtleben in Licht und Lust, mit Toiletten, daß die Geistlichen beim Kirchenbesuch um mehr Anstand in der Tracht bitten müssen, ist Paris eine ernste, zunächst fast tote Stadt geworden. Abends ist's dunkel, in den Automobilen sitzen statt der eleganten

[1]) Anfangs machte sich nach S. 331 die mangelnde Kriegserfahrung der französischen Generäle (trotz China, Marokko, Kreta usw.! Wo haben denn seit 1871 unsere Generäle Kriegserfahrungen sammeln können?) geltend. „La quantité de braves officiers supérieurs à qui il a fallu fendre l'oreille, parce qu'ils n'étaient bons à rien ou parce qu'ils étaient bons à toute autre chose que ce qu'ils étaient appelés à faire, a décimé l'Etat-major. Mais, instantanément, des capacités insoupçonnées se sont révélées." Diese Elastizität, die in der Tat ein Beweis von innerer Stärke ist, ließ die Zivilverwaltung vermissen. Man ist mit dem Geld leichtsinnig umgegangen, sah sich genötigt, viele Ungesetzlichkeiten zu decken, hat mit der Bureaukratie zu kämpfen gehabt. Aber viele Mißstände bestehen weiter: „Il est vraiment sans excuse que des citoyens français abusent de la situation si grave, dans laquelle se débat le pays, pour le piller, ou le mal servir." Schwere Strafen, Gefängnis sind nötig. „Et surtout qu'il soit bien entendu que nous sommes en état de siège et que la répression doit être impitoyable." Wir können Ohnet nur beistimmen — aber ist's nicht seltsam, daß man hier wieder Gerechtigkeit nur vom Militarismus erhofft? Die Affäre Dreyfus ist faul, aber ihr Ausgang zeigt eine innere Gesundung (S. 626).

Digitized by Google

Damen nur Soldaten, vielleicht sogar zu viele und zu kräftige. Der Zivilist lernt zu Fuß zu gehen und findet sich wohl dabei. Neurastheniker scheint's nicht mehr zu geben. Ohnet nennt sehr zutreffend auch für nichtfranzösische Verhältnisse diese Krankheit das Übel der Leute, die keine Pflichten haben.

Vielleicht geht man in manchem sogar zu weit. Wenn alle Theater und Singspielhallen geschlossen sind, nur der Kinematograph weiterspielt, so bedeutet das nicht nur starke Einbußen für die Autoren, Schauspieler, Direktoren, die doch auch leben müssen, sondern auch für den Kunstgeschmack. So begrüßt er die Wiedereröffnung der Komischen Oper, der Comédie Française, ja des Olympia und der (seitdem bekanntlich abgebrannten) Moulin rouge im Dezember, nach dem Besuche des Königs von England, als gute Symptome wieder erwachenden Lebens. Eindringlich führt er seinen Landsleuten ihre Pflicht vor, Geld in Umlauf zu bringen, nicht zur Unzeit zu sparen; Geld jetzt umzusetzen heißt Blut in die Adern eines Verwundeten gießen, heißt dem ganzen nationalen Organismus Kraft und Geschmeidigkeit verleihen. Diejenigen, die sagen, wir sparen, um den Folgen dieses abscheulichen Krieges vorzubeugen und in die Stille des Landlebens sich zurückgezogen haben, wo sie sich ohne Kutscher, ohne Gärtnerburschen, ohne männliche Dienstboten behelfen, begehen ein Verbrechen. „Il va falloir en payer des impôts", rufen sie aus, „pour faire honneur à la signature de l'Etat! Car cela coûte des sommes immenses l'entretien de toutes ces armées!" Zudem sei Paris jetzt traurig, langweilig; es sei besser im April zurückzukehren, wenn die Deutschen auf die Knie gezwungen seien. Solchen Stimmen, die ähnlich wohl auch wir hier und da vernommen haben, erteilt Ohnet die einzig richtige Antwort: Im Sommer, in der toten Jahreszeit und dem Augenblick unmittelbarer Gefahr durfte man gegen die Ausreißer nachsichtig sein; jetzt, zu Weihnachten ist es ihre Pflicht heimzukehren. Die Geschäfte warten auf die Aufträge ihrer Kunden, der Handel leidet. Wer einst an den Freuden von Paris teilgenommen, soll jetzt auch an seiner Trauer teilnehmen. „Wer heute Geld ausgibt, ist so nützlich als wer draußen kämpft. Auch das Kapital kann Vaterlandsliebe beweisen und sich mobil machen, wie die Soldaten. Jetzt ist der Augenblick gekommen zu beweisen, daß es dem Vaterland zu dienen weiß."

Und viele kommen zurück. Schon haben zwei Minister den Weg zur Seine, wenn auch nur auf Tage gefunden; gewöhnliche Sterbliche sind wieder eingekehrt. Aber sie haben die rechte Neu-Pariser Stimmung noch nicht und scheinen des Glaubens, die Kämpfe an der Ostgrenze glichen einer Blumenschlacht. „Allons! Mesdames, déguisez-vous en femmes sérieuses, prenez un air de gravité, qui siéra fort bien à vos yeux allongés au crayon noir et à vos cheveux savamment ondulés." Dabei ist Ohnet kein Puritaner, sonst könnte er die lächerliche Mode nicht bewundern, nach der die Frauen

Digitized by Google

zu Ehren der belgischen Soldaten, die man überall auf der Gasse sieht, Polizeikäppis nach Art der belgischen in allen Farben und Stoffen tragen. Entzückt ruft er aus: „Voilà une idée de modes, comme on en aura jamais à Berlin!“ Im übrigen aber teile ich seine Skepsis gegenüber der deutschen Mode und kann nicht umhin, hier eine treffende Bemerkung anzuführen: „Dans leurs pays ce que l'on nomme des ‚Delicatessen‘ c'est de la charcuterie. Chez nous, ce sont des bonbons fondants ou des fruits frappés.“

Sonderbar scheint auch der Anblick mancher Männer in den Straßen von Paris gewesen zu sein. Auch wir haben uns während des Krieges ja an manche Zusammenstellung in den Uniformen gewöhnt, die uns vordem abenteuerlich erschienen wäre. Die Not und die praktische Erfahrung sind unsere Lehrmeister geworden. In Paris scheint aber die Sucht aufzufallen, die theatralische Pose gleichmäßig bei Zivil- und Militärpersonen wunderliche Blüten getrieben zu haben. Alle Einwohner sind von einem allgemeinen Uniformfieber ergriffen. „Les employés de commerce, pour aller à leurs affaires, se sont affablés de peaux de bêtes, ont chaussé des bottes, serré leurs jambes dans des leggins et couvert leur tête avec des bonnets, casquettes, ou chapeaux étranges. Les militaires se sont montré dans des uniformes qui n'avaient rien à voir avec l'ordonnance. Un méli-mélo de tenues, une bigarrure de couleurs, une fantaisie dans la coupe, qui est peut-être une forme de l'héroisme, mais qui marque un peu de laisser-aller.“

Das Bild der Pariser Straßen wird noch bunter durch die belgischen, meistens flamischen, Arbeiter, die mit ihren schweren Schuhen das Pflaster treten. Zur Zuckerrübenernte waren sie, wie alljährlich, auf 4—5 Monate ins Land gekommen; es sind harte Arbeiter, die mehr auf guten Lohn als glänzende Unterkunft und Verpflegung sehen. Sie verstehen ein wenig Französisch, können sich selbst aber kaum verständlich machen. Der Krieg hat sie nicht in die Heimat zurückkehren lassen, viele sind vor dem Feinde geflohen, und nun in leer stehenden Baulichkeiten untergebracht. Beschäftigungslos schlendern sie daher, denn man scheint merkwürdigerweise keine Arbeit für sie zu finden.

Recht im Gegensatz zu ihnen stehen die englischen Soldaten, die bei dem herrlichen Winterwetter die Champs Elysée genießen, „das Stöckchen in der Hand, forsche Blicke auf die Mädchen werfend“. „Ils sont propres, nets, ils sourient, on voit qu'ils se sentent sympathiques.“ Militärautomobile rollen noch immer in großer Anzahl daher, unbestimmten Zielen zu. Aber dunkle Sorgen steigen mitten im Sonnenglanz auf: die steigende Kohlennot, der England anscheinend nur wenig abhelfen kann, bei der Mangelhaftigkeit der Transportmittel und dem Fehlen eines direkten Schiffahrtswegs nach Paris; die ungeheuren Kosten des Krieges[1]). In sechs Monaten hat er 8 Milliarden ver-

[1]) Etwas später, Ende Dezember (S. 433) malt Ohnet die finanzielle Lage Europas

Digitized by Google

schlungen, wovon nur 2½ Milliarden auf die Zivilbehörden und ihr Budget kommen. Wohl ist im Dezember die Börse wieder geöffnet worden und in der Rede vom 22. Dezember hat Herr Ribot, der Finanzminister, von neuem die Notwendigkeit des Moratoriums betont und alles in schönster Ordnung befunden. Aber „sous les réticences calculées du ministre il est facile d'entrevoir la vérité. L'internationalisme des grandes Banque, tant de fois constaté, avait engagé ces établissements dans des opérations d'émissions d'emprunts étrangers, qui avaient absorbé leurs disponibilités." Nur die Banque de France hatte, wie wir schon oben hörten, eine rühmliche Ausnahme gebildet. Nach dem Krieg fordert Ohnet ein energisches Eingreifen der Regierung zum Schutz des Publikums gegen die Ausbeutung durch fremde Anleihen. Hat sie doch eben durch das Verbot der Herstellung des Absinth die Franzosen vor einem alten Erbübel zu bewahren gesucht. Für die Zukunft hegt Ohnet mancherlei Hoffnung. Er hatte mit stillem Vergnügen die Regierung nach Bordeaux ziehen, das Palais Bourbon seine Pforten schließen sehen. Er fleht zu Gott, daß es so bleiben möge und daß kein anderer Ruf durch Frankreich halle, als die militärischen Kommandos. „C'est admirable et sublime, parce que c'est utile et glorieux." Es sei ein kindischer Glaube zu meinen, das parlamentarische Regiment, wie es jetzt seit vierzig Jahren in Frankreich die schreckliche Desorganisation verschuldet habe, werde nach dem Krieg wieder in seine Rechte eingesetzt werden. Es sei „une forme monarchique appliquée à un régime républicain, de sorte que tout boite et marche de travers." Eine Wahlreform sei dringend notwendig, eine Heilung der vielen sozialen Schäden nach dem Krieg[1]) (ob auch durch den Krieg, wie wir's für Deutschland hoffen und zu bemerken glauben?), die Aussöhnung Frankreichs mit der Kirche. Freilich gleich stellt sich ein gewisser Pessimismus ein. „Et si ce n'est qu'un rêve, il n'est pas encore défendu de rêver." Einstweilen hat die Rückkehr der Regierung nach Paris[2]) und die Kammersitzung vom 22. Dezember an-

in dunkelsten Farben: Bei dreißig Millionen Kriegskosten täglich (für alle Kriegführenden) geht das ganze Geld der Völker Europas in Rauch auf. In Frankreich besonders steht die Industrie still, liegt der Handel in den letzten Zügen, das Nationalvermögen geht darauf. Schuld sind natürlich wir Deutschen, aber den Gewinn streichen auch nach Ohnet und seinen Gewährsmännern England und Amerika ein.

[1]) Am entschiedensten drückt sich Ohnet S. 272 aus: der Krieg hat alle Franzosen geeint. „Il n'y a plus, dans le pays, qu'une seule opinion, c'est qu'il faut chasser les Allemands et les massacrer". Es gäbe keine sozialen Fragen mehr, nur noch die nationale. Man kämpfe für die Freiheit Europas „en une égalité absolue et liés tous par la paternité des armes." Unmöglich könne man später diese hochherzigen, zum Sieg führenden Gefühle verleugnen. Es gäbe keine Klassen mehr, nur noch ein Volk. Nach dem Krieg dürften die sozialen Gegensätze nicht wieder aufleben. „Le travail de refonte de nos institutions sociales, que nous aurons une occasion unique de mener à bien devra être confié, pour être préparé et mûri, dans des conditions d'utilité sage et pratique, à un grand conseil des capacités françaises." Es gälte das Werk der französischen Revolution zu vollenden.

[2]) Im Oktober schrieb Ohnet noch (S. 272): „Ne pourrait — on convenir que,

Digitized by Google

genehm enttäuscht. Die „heilige Einheit“ und der Wille zum Durchhalten, die in der Sitzung vom 4. August verkündet worden waren, die nach dem Besuch des Königs von England neu erstarkt waren, sind am 22. Dezember bekräftigt und bestätigt worden. Wie es ihre Pflicht war, hat die Kammer schweigend ihre Vaterlandsliebe betätigt, alle neue Lasten ohne Diskussion bewilligt — wird Deutschland je imstande sein Frankreich seine Auslagen zu ersetzen? Ohnet ist hingerissen von der Einmütigkeit und selbst die schwer auf dem Lande lastende Zensur erscheint ihm gut. Wer diese Seiten in Ohnets Journal liest, dem dünkt es seltsam, daß solche Verteidigung des Militarismus und Verurteilung des parlamentarischen Systems von einer Seite kommen konnte, die, wie etliche Neutrale, in der Durchführung dieses Systems in der Welt und der Abschaffung freilich des deutschen Militarismus das Heil der Welt zu erblicken vorgibt und man überzeugt sich leicht, wie hohl all dies Geschwätz von Freiheit und Zivilisation, Abrüstung und ewigem Frieden auf Grundlage der romanischen Vorherrschaft ist.

Auch dies Feldgeschrei ist ja wohl im Grunde mehr bei den Juden und Judengenossen Englands und Amerikas ausgegeben, als in Frankreich. Aber der Franzose glaubt allmählich daran, wie an so vieles, was ihm sein englischer Bundesgenosse vorschreibt. Das Verhältnis zu den englischen Freunden tritt bei Ohnet sehr reizvoll vor die Augen. Er meint, England sei nur schweren Herzens in den Krieg gegangen; es habe alles dem Frieden geopfert und Deutschland fest auf seine Neutralität gerechnet, „assurément la nation amie, depuis une semaine (also seit dem 30. Juli!), ne nous donnait pas la sensation qu'elle courait à notre secours, mais enfin elle marchait.“ Die gelegentlich auch von Ohnet gestreifte Hypothese, nach der England nur um Belgiens Schicksal willen zum Schwert gegriffen, erscheint hier aufgegeben. Die Engländer brauchen lange zum Entschluß, halten an ihm dann aber zähe, wie die Doggen, fest. Alle Einflüsse der deutschfreundlichen Bankkreise — Ohnet denkt wohl hier u. a. an Sir Ernest Cassel — konnten sie nicht abhalten, „mit

tant qu'il y aura un Allemand en France, le gouvernement restera sur les bords de la Gironde. Il y est si bien! ... Nous avons failli mourir de la politique.“ Sie sei an dem Mangel an Vorbereitung schuld. Il n'y a qu'un cri, en France, en ce moment: que les hommes politiques se tiennent tranquilles. Und Ohnet urteilt mit beachtenswerter Härte über die Berufspolitiker. „Sans la politique que seraient-ils? Rien, ou presque rien. Comment pourrait-on s'étonner qu'ils ne renoncent pas à cette politique, affreux bouillon de culture dans lequel il se sont développés, ont évolué, et sont devenus aptes à gouverner, administrer et régenter le pays.“ In diesen Worten liegt eine auch für unsere Zukunft beachtenswerte Warnung. Allen aber, die schon jetzt an Änderungen im Ministerium, an Opposition denken, ruft er im sechsten Kriegsmonat zu (S. 599): „Il faut qu'ils se mettent dans l'esprit que le ministère actuel est inamovible, jusqu'à la fin de la guerre et que tout citoyen ... qui ferait de l'opposition en ce moment serait un traître à la patrie.“ Da die Regierung nun einmal da sei, besitze sie alle Fähigkeiten, alle Tugenden, sei ohne Fehl, unangreifbar.

Digitized by Google

wundervoller Entschlossenheit" sich an die Seite der Franzosen zu stellen. Als nun die englischen Soldaten auftauchen, da wundern sich die Pariser, die sie zahlreich zu sehen kriegen, über das Aussehen dieser Mannschaften, „dans leur élégant costume vert, avec leurs buffleteries fauves, leurs belles bottes, leurs larges casquettes, la main armée d'une petite canne de bambou, on les prendrait tous pour des gentlemen, et il y a certainement parmi eux une majorité de gens appartenant aux classes moyennes. Leur propreté est excessive. Ils sont rasés, pommadés, brossés." Man sollte meinen, sie seien eben gelandet, und doch kommen viele aus dem Schützengraben. In allen Buchhandlungen sind die Bilder des Marschall French und Lord Kitcheners zu sehen, nach den ersten Schlachten in Flandern feiert man die Tapferkeit der an Zahl angeblich den Deutschen weit unterlegenen englischen Schar, die die Deutschen immer wieder erstaunt habe, „par sa vaillance, sa bonne humeur, et son ardeur aux coups." Für sie ist der Kampf ein Sport, eine Fußballpartie. Sollen doch die englischen Grenadiere bei dem großen Sturmangriff bei Dixmuiden einander zugerufen haben: „A Vous, le ballon! . . . Marquez votre homme! . . . Tenez ferme, les avants! . . . Au but!" Unsere Soldaten, denen der Kampf kein Spiel ist, die ihn allerdings auch nicht unter der Phrase der Freiheit und Zivilisation bestehen, haben sich mit dieser Auffassung so wenig befreunden können, daß sie den gefangenen Briten bei Maubeuge die bekannte Antwort gegeben haben. Ohnet aber bewundert sie und stellt den Abscheu gegenüber, den diese stolzen Burschen vor den deutschen Missetätern empfinden müßten! Die Verbündeten könnten nützliche, vergleichende Studien über internationale Gebräuche anstellen und den Unterschied deutscher und französischer Sinnesart kennen lernen. Nichts sage man, lehre einander so gut kennen, als eine gemeinsame Reise. Kriegführen und Schulter an Schulter kämpfen, monatelang, das sei doch die höchste Reise. Fünfzig Jahre gegenseitiger freundschaftlicher Beziehungen hätten Franzosen und Engländer nicht einander so nahe bringen können, als dieser brüderliche Kampf und gemeinsame Mühe. — Wo denn uns nichts anderes übrig bleibt, als den beiden Freunden eine lange und glückliche Reise auch in Zukunft zu wünschen.

Auf eine solche bereiten sich denn auch die Engländer vor. Sie haben den Rennplatz von Nantes als Truppenübungsplatz vorläufig auf drei Jahre gemietet und erklären zu Ohnets Entsetzen kühlen Mutes, so lange — wenn nicht länger — werde der Krieg dauern. „Unsere Männer, Brüder, Kinder stehen unter den Fahnen", läßt er die Französinnen nicht ohne Seitenblick auf die ganz andersartigen Verhältnisse bei den Freunden ausrufen. Soll das Leben 36 Monate stillstehen, der Tod die Männer zu Tausenden hinsicheln, bis alle Kraft verbraucht ist? Das ist nicht möglich. Trost findet unser Autor da nur in dem Gedanken, daß Deutschland nach den veröffentlichten Verlusten

Digitized by Google

den Krieg nicht noch einmal drei Monate, also nicht bis zum Februar (!), aushalten könne. Und die wunderbare Tapferkeit, die die Engländer[1]) und ihre eben aus Marseille eingetroffenen indischen Hilfstruppen in Flandern bewiesen hätten, läßt ihn einen guten Ausgang erhoffen. Noch immer, wie bei Waterloo, sei die englische Infanterie die beste der Welt. Und sehr zahlreich sei sie auch. „Mit einem Lächeln auf dem Gesicht schlagen sich die guten, mutigen Jungens, und wo sie haben zurückgehen müssen, war es stets nur, um zu neuem Sturm anzusetzen. French und Kitchener, die sie uns fix und fertig zur Schlacht schicken, machen sich um ihr Vaterland unendlich verdient und sind mit Fug auf ihre Tommies stolz." Und England ist jeder Tugend voll. Die Nachricht vom feierlichen Staatsbegräbnis des in Frankreich verstorbenen Lord Roberts (der einst den indischen Aufstand auf das unmenschlichste niedergeworfen und auch die Buren nicht eben weich angefaßt hatte), bewegt Ohnet zu dem Ausruf: „England ist ein edles Land, das seine großen Männer würdig feiert zu ihren Lebzeiten wie nach dem Tode. Es gibt Frankreich ein Beispiel, das es befolgen sollte. Ist es doch oft blind und fast immer undankbar." Auch für fremdes Verdienst, vor allem für den Generalissimus Joffre, haben die englischen Verbündeten die gebührende Anerkennung. „Ils sont bons appréciateurs du mérite, et ce qui surtout les touche, dans la façon de faire du généralissime, c'est sa modestie."

Freilich haben für diese Anerkennung die englischen Zeitungen (die Schöpfer der Entente cordiale) gelegentlich energisch eintreten müssen: „la modestie, la pauvreté, la sécheresse, de nos communiqués sur les opérations en cours ont un très curieux résultat. Ils ont accrédité, en Angleterre, l'opinion qu'il n'y avais pas d'armée française et que c'étaient les soldats anglais, seuls, avec l'armée belge, qui luttaient sur le continent, contre les troupes allemandes. L'orgueil britannique en était si gonflé et l'erreur qui se propageait, dans toutes les classes, devenait si dangereuse", daß eben die Presse eingreifen mußte. Neben zwei Millionen Franzosen stehen um Weihnachten nur 90000 Engländer im Feld. Die Neigung der Engländer, alles Gute für sich zu nehmen (!), habe neben der Zurückhaltung des französischen General-

[1]) Nach der „Schlacht an der Marne" schreibt Ohnet (S. 103): „Avec une vigueur, une allégresse, une élégance, tout à fait remarquables, les Anglais se battirent à nos côtés, aussi bien que nous-mêmes. Nous savons qu'ils apprécieront la valeur de cet éloge car l'armée Française, depuis un mois, montrait une endurance, une bravoure, une vigueur dignes de ses plus beaux temps de gloire." Das war im Maienmond der französisch-englischen Waffenbrüderschaft. Im Dezember macht ihm die Entschlossenheit Großbritanniens, an der man wohl gelegentlich gezweifelt hatte, Eindruck. Il y a à dire ce que dit le Royaume-Uni: la vie de tous les Anglais répond de l'honneur de l'Angleterre! Cela est grand et magnifique. Und er setzt hinzu: „Les utopies de fraternité des peuples, de paix internationale, de fédération européenne sont emportées, dans la tempête guerrière, somme des bulles de savon."

Digitized by Google

stabs dazu geführt, daß man fast nur noch von den französischen Siegen der Engländer gesprochen habe, ganz wie jener Lord, dem man ein Glas Portwein vorsetzte, meinte, „o der gute englische Portwein!" Man sieht, die Flitterwochen sind rasch verrauscht und Ohnet läßt auch einen der französischen Schmerzen durchblicken, wohl den bittersten. Zu den vor dem Krieg geschlossenen Abmachungen hatte es gehört, daß England den Schutz der französischen Westküste, vor allem im Kanal, übernahm. In englisch-deutschen Besprechungen Ende Juli und Anfang August hatte diese Verpflichtung eine große Rolle gespielt. Aber sie blieb auch jetzt von Bedeutung. Denn sie verhinderte das Erscheinen der französischen Flotte in der Nordsee, dem Kanal und — an den Küsten Englands. Könnte nur der Admiral Boué de Lapeyrère, statt vor Pola zu kreuzen, die Nordsee reinigen mit einem Besen gleich dem, den einst Admiral Ruyter an seinem Mast anbrachte! Wo bleiben nur die französischen Torpedo- und Unterseeboote, wo die französische Flotte zum Küstenschutz? „Nous avons l'impression que nos côtes ne sont pas protégées?" England hat den Schutz übernommen, aber die deutsche und die englische Flotte scheinen nicht recht handgemein zu werden. Von einer Beteiligung Frankreichs scheint Ohnet eine kräftigere Offensive in der Nordsee zu erwarten. Käme es nur zur Schlacht und dürfte dabei der französische Admiral an der Seite der Engländer kämpfen! England ist gewiß gewohnt, Schlag auf Schlag zu geben; dem Raid gegen Scarborough folgte der Angriff auf Cuxhaven, von dessen Wirkung auf das „zitternde Hamburg" und Deutschland man in Frankreich sehr übertriebene Vorstellungen gehabt zu haben scheint. Die englische Dogge habe nach Churchills Wort in der Tat die deutschen Ratten in ihren Löchern aufgestöbert. Den Untergang des „Indomptable", der noch so glorreich in der Schlacht an der Doggerbank gefochten habe, durch ein Unterseeboot werde England bald rächen, wie die Schlacht bei den Falklandsinseln die Niederlage an der chilenischen Küste wett gemacht habe. Die Meere seien nun von den Deutschen gesäubert. Was die Deutschen als eigentlichen Kriegszweck Englands angegeben hätten, wäre erreicht. Und tatsächlich ist England nach Ohnet das einzige Land, dem dieser Krieg nützt: es ist dabei, mitten in den Schrecken des Kriegs die prächtigsten Geschäfte zu machen. Seine Lage ist bis jetzt (d. h. im Dezember) verglichen mit der seiner Verbündeten, die ungeheure Lasten tragen, ausgezeichnet. Das öffentliche Leben leidet so gut wie nicht, Industrie und Handel brauchen keine Blutsteuer zu leisten, sie erobern sich in aller Stille die deutschen Absatzgebiete. Sie haben Frankreich zwar freundlich zur Teilnahme am Geschäft eingeladen, aber die Franzosen haben die Hände nicht frei genug, um ihrem Handel und ihrer Industrie den nötigen Antrieb zu geben. Die ganze werktätige Bevölkerung steht unter den Fahnen, Fabriken und Kontore sind meist geschlossen. „Et ce qui en reste ouvert montre un telle indolence, une

Digitized by Google

inaptitude si manifeste à réagir contre les difficultés, qu'il n'y a pas à espérer que nous profitions de l'occasion." Und England kennt diese Lage. Gewiß kostet es der Krieg viel Geld. Aber das wird reichlich eingebracht werden, wenn nach dem Frieden die allgemeine europäische Krisis ihm eine weitere Ausdehnung seines Handels bringt. Ohnet illustriert die Unfähigkeit des französischen Kaufmanns, aus der Lage Vorteil zu ziehen mit seinen Erfahrungen in einem Schokoladengeschäft. Er kauft dort 100 Kilo Schokolade, kann aber nicht erreichen, daß sie verpackt und für ihn an die Front geschickt werden. „Voilà l'état d'esprit du commerce parisien. L'incurie dans l'insolence."

Und zu Lande lassen sich die Briten einstweilen Zeit. „Si retardée que soit la marche des Russes, si peu importantes que soient les contingents anglais", der kleine französische Soldat wird standhalten. „Ils donneront le temps aux Russes d'évoluer, et aux Anglais d'arriver. Lord Kitchener nous promet des renforts pour le moi de Mars. Qu'il ne se presse donc pas! Nos soldats sont là, pour parer à tout." Und auch der einzelne Soldat mag seine Ruh haben: „Nos amis les Anglais pourront à loisir se raser, se cirer, manger leur rosbeaf et boire leur thé, sans quoi, pour eux il n'y a pas de bataille possible." Um sich die Zeit zu vertreiben haben die Engländer ihre Meuten zur Hasenhatz ins Feld kommen lassen! Ohnet meint (S. 616): „Je ne crois tout de même pas que ce soit pour galoper à la queue de leurs chiens, dans nos champs de Picardie, que nos voisins aient passé le détroit. Au regard de nous autres Français, les meutes de chiens et la chasse à courre, c'est aller loin dans le détachement des malheurs d'alentours. La Belgique est en ruines, la France ruisselle de sang. Il est beau de chasser. Il serait plus beau certes, de reconduire l'Allemand à la frontière." Die Engländer seien vom Sport besessen, in Pau hätten sie sich längst ihre Fuchsjagden eingerichtet und nun trieben sie's zwischen zwei Schlachten bei Arras und Givenchy, in der Ebene von Béthune. Vielleicht spielt ihnen ein französischer Meister Lampe einmal den Possen, in die deutschen Linien einzubrechen. „Et qui sait s'ils n'auront pas l'audace de l'y suivre!" Ich kann mir nicht denken, daß man jenseits des Kanals diese Sätze mit besonderem Entzücken gelesen haben wird. Aber man mag sich entschädigt gefühlt haben durch die begeisterte Schilderung vom tapferen Prince of Wales und von dem Besuch des englischen Königs an der Front, wo es ihm so gut gefallen hat, daß er seinen Aufenthalt verlängerte und so außerordentlich viel zur Hebung der guten Laune der Franzosen beigetragen hat. Auch die rühmende Hervorhebung der indischen Truppen wird manches englische Herz erfreuen, weniger vielleicht die, wie absichtlich unterstrichenen Betrachtungen aus der Frankfurter Zeitung (S. 554) über die geringe Hilfe, die England tatsächlich Frankreich gebracht habe. Die Worte „Pauvre France dupée par l'Angleterre" scheinen ihm aus

Digitized by Google

der Seele gesprochen, so sehr Ohnet auch bei dieser Gelegenheit wieder die Aussichtslosigkeit einer Verständigung mit uns betont und nur in der Gewißheit Trost findet, daß Deutschland bereits auf den Knien liege (im Januar!) und Elsaß-Lothringen werde hergeben müssen, wirtschaftlich vernichtet sei. Es verlohnt sich vielleicht darauf hinzuweisen, daß Ohnet sich den englischen Plänen, die auf eine Vernichtung Deutschlands nicht nur als Reich, sondern auch als wirtschaftliche Macht hinzielen (wie sie u. a. der Engineer Ende 1914 formuliert hat) durchaus anschließt. „Ils nous ont attaqués, en pleine sécurité, sans avertissement, comme des brigands, au coin d'un bois. (Man vergleiche damit, was Ohnet selbst über die letzten Zeiten vor dem Kriegsausbruch berichtet, oben S. 95 f.). „Malheur à eux! L'heure des règlements de compte va arriver. Et quel règlements!" „Les rançons écrasantes pèseront sur les villes, et les peuples travailleront pour les vainqueurs." (S. 283). Natürlich sollen das alles nur Vergeltungsmaßregeln für „Deutsche Verbrechen" sein[1]) und die dem Kaiser angedichteten maßlosen Eroberungs- und Vernichtungspläne sollen auf das deutsche Volk herabziehen, „l'humiliation de la défaite, de l'occupation et du démembrement." Maurice Maeterlinck in seinem Aufsatz „Les villes otages" hat ausgesprochen, was die andern nur zu denken wagten: „pour Bruxelles si on y touche, Berlin. Pour Bruges, Nuremberg, et sans barguigner, raser les villes, sans qu'un vestige en reste comme ces cités mortes du centre de l'Afrique recouvertes par le sable du désert, et dont on cherche sur la mer mouvante du Sahara les traces disparues. Il ne faut pas hésiter à nous faire des cœurs de barbares. Dresde et Munich doivent expier les atrocités de Termonde et de Louvain." Freilich gibt Ohnet vor, im letzten Augenblick gleichsam vor diesen hysterischen Dichterträumen zurückzuschrecken. Der französische Soldat sei solcher Grausamkeiten außerhalb der Schlacht nicht fähig.[2]) Aber sehr fest sitzt diese Überzeugung nicht.

[1]) Bezeichnend für die französische Berichterstattung ist die immer wiederkehrende Behauptung von der vertraulichen Mitteilung geradezu haarsträubender Friedensbedingungen seitens Deutschlands; einmal werden sie dem der Entente besonders verhaßten deutschen Botschafter in Washington, Grafen Bernstorff, in den Mund gelegt (Ohnet S. 171), ein andermal (S. 443), angeblich nach einer Broschüre des jedenfalls gänzlich unmaßgeblichen Grafen Hoensbruch (nicht Haensbroeck!) mitgeteilt. Leider finden solche Geschichtsfälschungen Nahrung in allerhand „geheimen" Eingaben an die Reichsregierung, die dann bei der großen Zahl der Mitwisser ihren Weg nach Frankreich und der Schweiz finden und im Ausland ganz unzutreffende Auffassungen über die wirklichen deutschen Absichten verbreiten. Hoffentlich machen dem offene Erklärungen der verbündeten Regierungen und eine ihrer Verantwortung sich bewußte Erörterung der Kriegsziele beizeiten ein Ende. — [2]) Ohnet tut so als sei die Zerstörung der belgischen und französischen Orte ohne jeden Zusammenhang mit den Gefechten erfolgt. Wie es in Wahrheit gestanden hat, lehrt S. 11 der offiziellen französischen Denkschrift „Les Allemands destructeurs de cathédrales et de trésors du passé": „Le prince August-Wilhelm et son Etat-major se sont installés dans Reims. Au dire des habitants demeurés dans la ville, ils se montrent fort respectueux pour la Basilique des Rois.

Digitized by Google

Immer wieder malt er (z. B. S. 200 ff.) mit innerer Befriedigung aus, wie die französischen Heere alle Schrecken des Krieges, ganz wie einst unter Ludwig XIV. (wo es doch keine Vergeltungsmaßregeln waren!), über den Rhein tragen werden. Kein Frieden, ehe nicht die sämtlichen Festungen geschleift sein werden, die Kruppschen und andern Werkstätten dem Erdboden gleicht gemacht sind; aus deutschen Palästen und Museen sollen die Kunstwerke weggeschleppt werden, wobei ein „Kunstkenner" Ohnet vor den vielen in Deutschland angekauften Fälschungen warnt. (Ein altes, von einem so angesehenen Manne wie Venturi zum System erhobenes Lied, das aber dadurch nicht besser klingt, daß Ohnets Gewährsmann von einer Miniatur von Vestier in der Münchener Pinakothek erzählt, die man in den Katalogen schon deshalb vergeblich sucht, weil die Kgl. Pinakothek überhaupt keine Miniaturen bewahrt.) Politisch soll Deutschland, unter Abtretung der Rheingrenze an Frankreich und Belgien (dessen Gebiet verdoppelt werden soll), aller Kolonien, ein wehrloses Staatengemenge werden, wie 1815, ohne Heer, ohne Festungen. Preußen darf nur noch eine Gendarmerie halten, Handelsverträge, Patente und Musterschutz werden so geregelt, wie es dem Vorteil der Sieger entspricht. Deutschland wird noch immer reich genug sein, um eine große Kriegsentschädigung zu zahlen und bis sie gezahlt ist, wird das Land militärisch besetzt bleiben.

Freilich, dies Ziel scheint bald näher, bald weiter zu rücken. Im Dezember (S. 238) ist Ohnet noch überzeugt, daß schon zur Erntezeit 1915, ja schon zur Zeit der Aussaat Belgien vom Feinde frei, der Sieg errungen sein wird; Deutschland ist bis auf den letzten Mann ausgepreßt (S. 347). Nach fünf Monaten Krieg muß das Ende kommen. Aber es will nicht zurück, weil es damit seine Niederlage eingestünde (S. 526 f.), und im Januar ringt sich unser Autor zu dem schmerzlichen Geständnis durch, die übermenschliche Aufgabe, die Unabhängigkeit, den Ruhm, ja den Bestand Frankreichs zu wahren, sei noch lange nicht erfüllt, das Schwerste stehe noch bevor. „Les dernières convulsions du monstre allemand seront terribles." Der Sieg sei gewiß, aber die Einsicht dämmert ihm, daß in den kühlen englischen Schätzungen einer Kriegsdauer von 3—10 Jahren mehr Wahrheit gesteckt habe, als er hatte zugeben wollen.

Denn die hohen, auf die russische Dampfwalze gesetzten Hoffnungen haben versagt. Als Ende August und Anfang September die Russen ihre siegreichen Vorstöße gegen Ostpreußen und Galizien machten (Ohnet nennt die erste Unter-

Pour la rendre encore plus vénérable au vulgaire, on abrite sous son toit des mutilés Allemands dont la présence doit ajouter à son caractère sacré. Toutes les précautions sont donc prises pour lui épargner les moindres atteintes." Als dann freilich die Franzosen Reims wieder besetzten und es zum Mittelpunkt ihrer militärischen Stellung machten, da galt leider Ohnets Wort, das er als Motto der Franzosen gibt. „Malheur à ceux qui nous résisteront pendant la bataille." Und S. 453 stellt er die Zerstörung des Kölner Domes in Aussicht, eine „schlechte Nachbildung guter Vorbilder"!

Digitized by Google

nehmung une très utile démonstration (ſo) und von der zweiten braucht er die Worte près de Lemberg, le grand duc Nicolas vient, dans une bataille de huit jours, d'écraser l'armée Autrichienne du maréchal Conrad de Hoetzendorff), erhofft der Franzoſe eine bedeutende Abnahme des deutſchen Drucks im Weſten. Im Dezember, alſo nach der Schlacht bei Tannenberg, kommt er auf die Wirkung der ruſſiſchen Dampfwalze unter Rennenkampf noch einmal zurück. Die Ruſſen erſcheinen vor Königsberg, bis Berlin tönt der Hilferuf der Flüchtlinge. Der deutſche Plan, erſt mit Frankreich fertig zu werden, dann ſich auf Rußland zu ſtürzen, ſei vereitelt worden. Die Ruſſen beſchäftigen im Spätherbſt die Phantaſie derartig, daß man auf das beſtimmteſte verſicherte, eine ruſſiſche Armee ſei durchs Weiße Meer nach Schottland, nach Bordeaux geſchickt worden — nur nicht nach Oſtende. Man nannte 150000 Mann in grüner Uniform mit Pelzmützen. „Nous allions pouvoir nous débarasser des Allemands, que nous ne parvenions pas, avec nos camarades anglais, à jeter hors de France." Wer nicht dran glaubte, war kein guter Franzoſe. „J'avoue que cette histoire m'agaçait prodigieusement. Les succès des Russes, qui n'avaient pas grand chose devant eux, nous avaient ravis. Mais nous n'aurions pas été fâchés de faire nos affaires tout seuls, en France, et de remporter la victoire sans aide." Und dabei war die Schlacht bei Tannenberg ſchon geſchlagen, Rennenkampf hinter den Njemen zurückgewichen. „Le choc fut terrible, mais le but que le grand État-Major Russe s'était proposé, avait été attaint." Rußland vergaß ſeine Bundesgenoſſen nicht, la demonstration n'avait pas une autre signification, und übrigens ſtand für die Ruſſen alles vorzüglich, unter den Schlägen in Galizien wankte der Thron Kaiſer Franz Joſefs. — Es iſt das gleiche Spiel, das wir ſeitdem immer wieder erleben, beim Fall von Warſchau wie von Libau, nach der Einnahme von Kowno wie von Lublin und Iwangorod: die Abſichten der Deutſchen ſind geſcheitert, die Ruſſen ziehen ſich zurück! Einſtweilen aber berauſcht ſich Ohnet noch einmal an dem Bild der lanzenbewehrten Koſaken, der Nagaika ſchwingenden Tſcherkeſſen. Raſch reiten ſie auf ihren Gäulen, und dieſe Kämpfer für Freiheit und Menſchlichkeit ſind „pillards et féroces". Preußen wird den Schmerzensſchrei der erſchlagenen Männer, der verfolgten Frauen, der vergewaltigten Kinder hören. Schleſien wird ſeine Burgen und Städte zertrümmert ſehen. Dieſer fromme Wunſch des franzöſiſchen Dichters ging freilich nicht ganz in Erfüllung. Zwar prophezeit er (S. 259) im Oktober noch, die Deutſchen, deren Kraft erſchöpft ſei, könnten avec des troupes aussi médiocres, commandées par des généraux démoralisés par les revers die ruſſiſche Lawine nicht mehr aufhalten. Schon ſchöſſen die Koſaken mit ihren Karabinern die großen weißen Damhirſche im Kaiſerlichen Park zu Rominten nieder — offenbar im Dienſte der Ziviliſation. Alle Straßen des Oſtens

Digitized by Google

seien mit Flüchtlingen bedeckt, die große Flut der Russen steige an, dickflüssig, alles ertränkend. Die Russen reiten schnell, und der stolze Kaiser streckt seinem Volk bittend die Hände entgegen — und sieht sich verlassen. Eines Morgens wird der Koloß in sich zusammenbrechen. Die Russen unter Nikolaus Nikolaiewitsch, Ivanoff, Rußki, Radko Dimitrief und Rennenkampf sind jetzt plötzlich in der Überzahl. Sie sind jetzt, anders als Anfang Oktober, völlig gerüstet; die tapfere österreichische Armee in Galizien ist ganz erschüttert, incapable d'un effort victorieux. Aber in diese glänzende Vision mischt sich etwas trübes Zwielicht. Die russische Konzentration geht so langsam vor sich, daß sie am 1. Dezember noch nicht beendet ist und die Russen sich nur mit äußerster Mühe der „weit unterlegenen, aber von Hindenburg wunderbar geführten" deutschen Kräfte erwehren. Nur der Widerstand, den diese in Belgien und Frankreich gefunden haben, habe im Oktober Warschau gerettet, und jetzt sind Kämpfe bei Tschenstochau, Lowicz und Lodz im Gange, die aber unmöglich für Deutschland günstig ausgehen können. Hindenburg und Mackensen sind fast eingeschlossen, die russische Armee ist ausgezeichnet und wunderbar tapfer, Nikolaus ein ebenso vorsichtiger wie tatkräftiger Führer. Und dabei haben die Russen die Überzahl. Das Bild ist noch immer sehr rosig, aber die Linien haben sich doch einigermaßen verschoben, die Russen werden von den Verbündeten mindestens ebenso entlastet wie diese von den Russen. Und siehe: es gelingt Hindenburg, sich der Umklammerung der Russen zu entwinden, noch immer sind die Russen nicht fertig, ihre Bewegungen in Polen scheinen schwierig zu sein. Was täten sie wohl, wenn ihnen statt der verhältnismäßig schwachen Kräfte die gewaltigen deutschen Westarmeen gegenüberstünden? Aber der Marsch auf Breslau wird gleichzeitig mit dem Vorstoß gegen Ungarn stattfinden. „Leur poussée deviendra irrésistible." Um Serbiens willen ist's dringend nötig, daß Österreich-Ungarn den Gnadenstoß erhält (S. 911). Und während nach englischen Nachrichten die Schlacht bei Lodz ein glänzender Sieg der Russen sein sollte, erweisen sich die deutschen Nachrichten von der Einnahme der Stadt als richtig. Natürlich ist die Räumung (wie jetzt die Warschaus, das Rezept des russischen Hauptquartiers bleibt stets das gleiche) nur erfolgt, um die Stadt vor dem Bombardement zu schützen. Aber schon erheben sich Stimmen, die da meinen, „Les Russes qui devaient passer sur la horde prussienne, comme une avalanche, ils n'ont même pas pu amener assez de monde en Pologne pour repousser les huit cent mille hommes de Hindenburg. Où est-il le rouleau compresseur, dont on nous a rebattu les oreilles?" Und Ohnet weiß keine andere Antwort als die, die Aussichten auf baldige Beendigung des Krieges seien dahin. Die Russen seien zu langsam, zu schwerfällig, Frankreich und England müßten allein den ganzen Druck aushalten; das werde zweifelsohne gelingen. Aber es werde Zeit, Mut, Opfer,

Digitized by Google

Geduld kosten: die erste, nicht die letzte bittere Enttäuschung der Verbündeten. Und weiter weichen die Russen; „le fameux rouleau compresseur a été calé par Hindenburg, avec des cadavres allemands, et il ne roule plus dans les plaines polonaises." Die Deutschen bereiten sich auf einen Winterstellungskrieg in Polen vor, der ihnen Zeit gibt, neue Rekruten auszubilden, neue Armeen aufzustellen. Wenn es den Russen in den nächsten vierzehn Tagen (also bis Anfang Januar!) nicht gelingt, die deutsche Offensive zu brechen, wenn sie bis dahin nicht Herren der Lage sind „en face d'une Autriche désorganisée et d'une Allemagne affaiblie", dann muß Frankreich zu neuen Anstrengungen bereit sein. Da scheint im Januar noch einmal den Franzosen die Hoffnung zu leuchten: die deutsche Offensive in Polen scheint gebrochen, Österreich scheint Krakau preiszugeben, Rußland auf der ganzen Linie, auch in Armenien Sieger zu sein. Aber Hindenburg läßt nicht los, er hat neue und vorzügliche Verstärkungen bekommen. Trotzdem wird Hindenburgs strategische Lage wohl unhaltbar werden; die Russen stehen in Ungarn, bedrohen Schlesien. Die Deutschen eilen in ihren Tod und ihr Verderben. Frankreich mit den englischen und russischen Verbündeten ist des Sieges gewiß, auch ohne Eingreifen Japans und Italiens. Wenige Wochen später hatte die Winterschlacht in Masuren auch diese Hoffnungen zerstört, die die dann einsetzende deutsch-österreichische Offensive in Galizien, Polen, Kurland wohl für immer zu Grabe getragen. Doch diese Ereignisse sind erst in den mir einstweilen nicht zugänglichen späteren Heften behandelt.

Briefe von deutschen Freimaurern.

Sehr verehrter Herr Professor,

losgelöst von allen geschäftlichen Dingen und auch Unstimmigkeiten des Tages habe ich heute das Juniheft der Süddeutschen Monatshefte zur Hand genommen und mich in die Lektüre des Aufsatzes von M. Rennert „Die Freimaurer in Italien" vertieft. Und unter den gleichen Voraussetzungen bin ich im Begriff, Ihnen über diesen Aufsatz einiges zu schreiben.

Weniger weil ich selbst Freimaurer bin (wie Sie ja wissen) und weil ich nun das Bedürfnis hätte, eine mir wertvolle und teure Sache in den Augen von Menschen zu reinigen, auf deren Urteil ich Wert legen muß, mir hat es genügt, daß ich in Ihrer redaktionellen Bemerkung am Schluß des Rennertschen Artikels das Fragezeichen deutlich genug erkennen konnte. Ich schreibe Ihnen vielmehr, weil es mir Unbehagen verursacht hat, diesen Aufsatz gerade in der Gesellschaft der Süddeutschen Monatshefte sehen zu müssen. „Es tat mir in der Seele weh." Nicht ein Angriff an sich gegen die Freimaurerei scheint mir nicht in Ihre Zeitschrift zu passen. Ich schätze ja gerade deshalb die Süddeutschen Monatshefte so hoch, weil ich sie nie für ein liberales Blatt gehalten habe, und weil ich mich vor

Digitized by Google

den „Intellektuellen" (dies sei und bleibe ein Schimpfwort!) immer zu den Monatsheften (und natürlich auch zur „Fackel") flüchten konnte. Einen Angriff gegen die Freimaurerei in den braunen Heften zu finden, wäre mir deshalb immer als etwas erschienen, was durchaus nicht aus dem Rahmen zu fallen braucht, ich hätte solche Anschauungen wohl zwar nie geteilt (weil ich es eben besser weiß), aber ich hätte wohl auch nie den Beruf in mir gefühlt, etwas zur Widerlegung zu tun.

Damit glaube ich mit genügender Deutlichkeit gesagt zu haben, daß es nicht der Angriff ist, der mir von dieser Seite unerwartet kommt, und daß ich nur die Süddeutschen Monatshefte vor Unrichtigkeiten schützen will.

M. Rennert beginnt mit einer Behauptung, die sich in dem Satz „Die Logen waren die Fangarme Englands und Frankreichs" kristallisiert, und spricht auch im Weiteren viel von den englischen Logen, von Grey und Churchill, von den zwei undurchdringlichen englischen „Zentrallogen", in Sizilien erschienen Abgesandte der englischen Logen, um eine antiklerikale Hetze zu inszenieren, Offiziere des italienischen Generalstabes sind Freimaurer und stehen unter englischem Einfluß, während der großen französischen Revolution hatte die englische Großloge ihre Sendlinge in den Geheimkomitees, der Umzug des Götzen Vasometti durch die Straßen Bolognas konnte nur mit Wissen und Willen der Londoner Logen vorgenommen werden, in den Geheimlogen von London sitzen die Geldmenschen usw. usw. Soviel Behauptungen und ein einziger Wahn. Ich stelle fest: Die drei großbritannischen Großlogen (Gr. Logen von England, Schottland und Irland) haben die alte freimaurerische Lehre bis auf den heutigen Tag neben den deutschen Logen am reinsten bewahrt. Sie verwerfen jede Beschäftigung mit Politik seitens der Logen, sie verlangen (und darin gehen sie weiter als die meisten reichsdeutschen Logen) das christliche Bekenntnis von den Aufzunehmenden, sie verwerfen bis zu einem gewissen Grad das Hochgradwesen (die Grundlagen der romanischen Freimaurerei!), mit einem Wort, die englischen Logen bilden nicht nur nach ihrer Zusammensetzung, sondern auch nach ihrer Lehre ein konservatives, jedem Radikalismus abholdes Element innerhalb ihres eigenen Landes. Am 6. März 1878 haben die englischen Großlogen alle Beziehungen zu dem Großorient von Frankreich abgebrochen, wegen dessen Beschäftigung mit Politik, und weil der Großorient 1877 den obligatorischen Glauben an Gott und die Unsterblichkeit der Seele ausgemerzt hatte. Die englischen Großlogen motivierten den Abbruch der Beziehungen (d. h. die Verweigerung der Anerkennung des Großorients von Frankreich als regulärer freimaurerischer Körperschaft) eben damit, weil eine „solche Änderung den Überlieferungen, den Gefühlen und der Übung aller treuen und echten Maurer widerstrebe und gegen die alten Pflichten des Ordens verstoße, von denen der Glaube an Gott die erste und wichtigste sei. Demgemäß werden die Meister aller Logen angewiesen, nur solche Maurer zuzulassen, welche die Aufnahme nach den alten Gebräuchen in einer den Glauben an Gott bekennenden Loge nachweisen und selbst anerkennen, daß dieser Glaube eine wesentliche Pflicht des Ordens ist." Dieser Beschluß blieb in Geltung zum mindesten bis zum 4. August 1914. Seither haben wir natürlich keine direkten Nachrichten aus England erhalten können, aber auch indirekt ist bis heute nichts davon zu uns ge-

Digitized by Google

drungen, daß die Beziehungen zwischen der Großloge von England und dem Großorient von Frankreich wieder aufgenommen worden wären. In diesem Zusammenhang sei darauf verwiesen, daß aus ähnlichen Gründen auch jede Verbindung zwischen den französischen und den deutschen Logen seit 1871 abgebrochen war. Vom Jahre 1909 ab datieren freilich Versuche, sich wieder einander zu nähern, aber zu einer völligen Einigung war es bis zum Kriegsausbruch nicht gekommen. Dagegen ist Tatsache, daß es gerade die englischen Freimaurer waren, welche in den Jahren 1910—1914 die Annäherung Englands an Deutschland propagierten. Vor etwa 2 Jahren waren englische Freimaurer unter der Führung des Progroßmeisters Lord Amphthill in Berlin. Ich habe die bei dieser Gelegenheit gehaltenen Reden nicht zur Hand, aber ich erinnere mich deutlich, daß Lord Amphthill in seiner Ansprache davon ausging, daß gerade die englischen und deutschen Großlogen zusammenstehen müßten, um den reinen Grundgedanken der Maurerei gegen die politische Wühlarbeit in den romanischen Logen zu schützen.

Für jeden Kenner der Verhältnisse zerfallen alle Behauptungen von M. Rennert über die Mitschuld der englischen Logen am Kriege und über ihren geheimen Einfluß auf die Freimaurerei Frankreichs und Italiens in sich selbst. Aber diese unbeweisbaren und haltlosen Behauptungen werden dafür um so mehr wirken. Wir alle sind ja durchdrungen von der Erkenntnis von der Blutschuld Englands. England ist der Hauptfeind und „Gott strafe England" der Schlachtruf. Wie könnte es da anders sein, als daß auch in Sachen der außerdeutschen Freimaurerei alle Schuld aus England kommt. Die Leser werden das gerne glauben, und M. Rennert triumphiert! (Ob Grey und Churchill überhaupt Freimaurer sind, weiß ich nicht, aber ich weiß, daß sie keinerlei Amt in der englischen Großloge bekleiden. Ich kann also in diesem Punkt Rennert so wenig widerlegen, wie er wird beweisen können. Und wenn ich behaupten wollte, daß Bernhard Shaw, jener Engländer, der die Fähigkeit, anständig und gerecht zu denken, noch am wenigsten verloren hat, Freimaurer ist, was hätte er darauf zu antworten?)

Dann zieht M. Rennert ein geheimes Rundschreiben der „führenden Mailänder Loge" vom 20. September 1914 aus dem Dunkel ans Licht. Leider kommt das reichlich spät. Ich habe dieses Rundschreiben z. B. schon vor über sechs Monaten in deutschen Tageszeitungen gelesen! Es stand u. a. in der Nationalzeitung, die merkwürdigerweise ebenfalls von der „führenden Mailänder Loge" sprach. Ich selbst habe dieses Rundschreiben seinerzeit aus der Nationalzeitung in der Pforzheimer Loge verlesen und einige kritische Bemerkungen daran geknüpft. Ich habe damals gesagt, daß ich zwar nicht ohne weiteres behaupten wolle, daß das Schreiben apokryph sei, aber es müsse doch darauf verwiesen werden, daß die italienische Großloge in Rom und nicht in Mailand ihren Sitz habe. Ferner gebe es in Mailand 5—6 Logen, von denen allerdings eine in der via S. Pietro all'orto 7 ihren Sitz habe. Doch sei mir bisher nicht bekannt gewesen, daß gerade diese Loge in Mailand „führend" sei, obwohl ich selbst schon Mailänder Logen besucht habe.

M. Rennert läßt (Seite 461, Zeile 3 v. o.) einen italienischen Gewährsmann sagen „Nur die Freimaurer vom englischen Ritus sind gegen Deutschland, wir vom schottischen Ritus nicht." Rennert hat sich hier entweder verhört oder sich

Digitized by Google

einen Bären aufbinden lassen. Es gibt in der Tat in Italien zwei Lehrarten (Riten), die englische (oder besser symbolische oder humanitäre), die nur in drei Graden arbeitet und die Beschäftigung mit Politik nach deutsch-englischem Muster verwirft. Ihr gehören nur wenige Logen an. Die überwiegende Mehrzahl (nach meiner Schätzung 95%) hat den schottischen Ritus mit 33° Hochgraden, und diese Logen sind es, die die von mir gar nicht geleugnete politische, interventionistische Propaganda getrieben haben. An der Spitze der Schottenlogen steht auch der Großmeister Ettore Ferrari (sein Vorgänger war in der Tat der Bürgermeister Nathan von Rom), während die Logen vom „englischen" Ritus dem Progreßmeister — — Adolf Engel (!!) unterstellt sind.

„Schwarze und weiße Logen." Ich muß gestehen, daß ich seit 19 Jahren einer deutschen Loge angehöre und den höchsten in ihr möglichen Grad erreicht habe. Ich habe aber noch nie etwas von der Existenz „schwarzer" und „weißer" Logen gehört, obwohl ich mich, wie Sie gewiß schon gemerkt haben, aus privater Liebhaberei viel mit freimaurerischer Geschichte und Organisation beschäftigte. Ich griff deshalb zu dem „Handbuch der Freimaurerei", herausgegeben vom Verein deutscher Freimaurer, einem nur Mitgliedern zugänglichen Werk, das in der Form eines Lexikons in zwei starken Bänden von zusammen 1400 Seiten auch über das Entfernteste Auskunft weiß, was nur immer mit Freimaurerei zusammenhängt. Ich fand hier einen Artikel über „Schwarze Brüder" (auch Harmonieorden genannt), einen Studentenorden aus dem 18. Jahrhundert, der der Loge manche Gebräuche entlehnt hatte und später, wie so mancher andere, in Landsmannschaften und Korps aufging. Dagegen: „Weiße Logen", hier ist mein Handbuch schon mitteilsamer:

„Weiße Maurerei nennt man die Freimaurerei unter Beteiligung von Nichtmaurern, die in Frankreich angestrebt, aber vom Großorient verboten wurde. Daher heißen „weiße Versammlungen" (tenues blanches) solche, an denen Nichtmaurer teilnehmen. (Vergl. Alpina 1877, Seite 265.)"

„Wer kannte vor 10 Jahren noch Baſomettі?.. In der Straße, in der er wohnte" (?!).. „Die Nachforschungen führten weiter zu dem Ergebnis, daß dieser Götze, der die schwarze Messe des Mittelalters in die Erinnerung bringt, schon im Templerorden eine Rolle spielte und seine Abzeichen sich noch in einigen, von Templern erbauten Kirchen finden.."

Also: Die Nachforschungen führten zu dem Ergebnis.. Rennerts Nachforschungen? Das „Handbuch" her:

„Baffometus, auch Baphometus, ist der Name des Idols, dessen Anbetung den Tempelherren vorgeworfen wurde. Münter in seiner Abhandlung über die den Tempelherren gemachten Beschuldigungen (Magazin für Religionsphilosophie II, 351—475, oder Neues Magazin, V, 351—475), sieht darin nur ein Reliquienbehältnis. Hammer in seiner Abhandlung: Mysterium Baphometi relevatum (Fundgruben des Orients, Bd. IV, Heft 1) und in Schuld der Templer (Wien 1855) das Symbol der Verehrung der Naturkräfte, namentlich der Zeugungskraft, eines Kultus, dem die Templer vorzüglich zugetan gewesen wären. Der Name B. ist verstümmelt aus Mohammed, und das Idol selbst, für gewöhnlich ohne Eigennamen, wird nur in einigen Zeugenaussagen Baffomee genannt. Es war ein Werkzeug und Gegenstand des astrologischen Aberglaubens. Am übersichtlichsten wird die Sache besprochen in F. Wilckes Geschichte des Ordens der Tempelherren (2. Aufl., Halle 1860), II, 127—35, 265—74, 422—30, woselbst auch die ganze Literatur zusammengestellt und beurteilt ist."

Digitized by Google

Was Rennert sonst vom Basomettikultus in der Freimaurerei schreibt (und er hat doch wohl immer die wirkliche Freimaurerei im Auge und versäumt keine Gelegenheit zu einem freundlichen Seitenblick auf uns deutsche Maurer), das halte ich als Freimaurer, der einiges von der Sache weiß, für so kindisch, daß ich mich scheuen müßte, auch nur ein Wort zur Widerlegung zu verlieren. Wenn diese Zeit nicht so ernst und zu wichtigeren Dingen weisend wäre, ich bin überzeugt, man würde da und dort (und nicht nur in der freimaurerischen Presse) die Rennertschen Behauptungen über Basometti unter der Überschrift „Ein neuer Leo Taxil" besprechen. Und man würde damit das Richtige treffen.

Was soll ich mich da noch weiter damit verlieren und Ihre Zeit in Anspruch nehmen, daß ich die anderen Behauptungen unter die Lupe nehme? Was soll ich noch darauf hinweisen, daß weder Napoleon I. noch König Leopold II. von Belgien Freimaurer waren, und daß es keinen russischen Großfürsten gibt, der einer Loge angehört? Rennert will Deutschland, das Land des (Freimaurers) Goethe und das Land Richard Wagners, des Richard Wagners, der auf der Höhe seines Ruhmes Einlaß in die Bayreuther Loge mit heißem Bemühen suchte, aber nicht fand, gegen die Freimaurer schützen. Habeat!

Sie haben sich vorbehalten, zu dem Gegenstand einen deutschen Freimaurer zu Wort kommen zu lassen. Das ist gut und richtig. Ich glaube aber, daß dabei nicht viel herauskommen wird. Wir antworten nicht gern auf Angriffe, oder um mit unserem Bruder Lessing zu reden, „die Freimaurer stellen sich nicht gern jemandem gerade in den Weg". Auch ist nicht gesagt, daß gerade der Freimaurer, den Sie vielleicht auffordern werden, weil er (ich denke dabei an keine bestimmte Persönlichkeit) sowohl seiner sozialen Stellung als auch seiner etwaigen Qualitäten als Schriftsteller wegen eine gewichtige Stimme hat, auch gerade so viele Kenntnisse der freimaurerischen Geschichte und Organisation besitzt, um wirkungsvoll widerlegen zu können. Ich gebe offen zu, daß ich damit an einen Mangel rühre. Es wäre aber verfehlt, ihn abreden zu wollen.

Ich will M. Rennert auch nicht den guten Glauben absprechen. Es gibt und hat immer Karnevalsgesellschaften gegeben, die sich Logen nennen, der Loge Gebräuche und Einrichtungen gestohlen haben, und wildesten Hokuspokus treiben. Ich bestreite auch in keiner Weise, daß sich die französischen Logen sowohl, wie die italienischen für immer mit Schmach und Schande bedeckt haben. Die deutschen Freimaurer haben lange vor Rennert die Folgerungen gezogen und die Beziehungen werden auch nach dem Kriege nicht wieder aufgenommen werden. Aber, was geht uns deutsche Freimaurer das eigentlich an? Die Winkellogen (so nennen wir die nicht anerkannten Geheimgesellschaften, die ich oben charakterisiert habe) verhalten sich zu uns, wie eine Pennälerverbindung zu einem alten Korps an der Universität. Und wenn ein französischer Universitätsprofessor und Psychiater ein Buch geschrieben hat, in dem er den Nachweis von der geistigen Minderwertigkeit der deutschen Rasse wissenschaftlich zu führen versuchte, beweist ein solches Beginnen etwas gegen den Wert der Wissenschaft? Beweist es etwas gegen das Licht, das Christus auf die Welt brachte, weil viele seiner Jünger „aus dem Licht das Feuer gemacht haben"? Zerfallen so die Angriffe Rennerts gegen die Freimaurerei

Digitized by Google

in ihrer wahren Gestalt in nichts, so verlohnt es sich doch wohl, auch bei dieser Gelegenheit ein Wort darüber zu sagen, was man von nichtfreimaurerischer Seite in dieser Zeit den deutschen Logen (das Ausland kümmert uns nichts mehr) mit einem Schein von Berechtigung zum Vorwurf machen könnte. Eine große Rolle spielen hier zunächst unsere „internationalen" Beziehungen. Es mag sein, daß hier auch von unserer Seite Fehler gemacht wurden. Aber: stehen wir damit allein? Wollen wir nicht erkennen und zugestehen, daß es sich dabei um einen Nationalfehler des ganzen deutschen Volkes gehandelt hat, aus dem man unmöglich gerade den deutschen Logen einen Strick drehen kann? Dazu kommt, daß es mit jener internationalen Verbindung der Logen in Wirklichkeit gar nicht so viel auf sich hatte, wie man anzunehmen scheint. Vor allem ist festzustellen, daß irgend eine Zentralbehörde für die Weltfreimaurerei niemals und nirgends existiert hat. Die Großlogen der einzelnen Länder sind national organisiert und unterstehen keinem wie immer gearteten ausländischen Einfluß. Die Beziehungen der nationalen Großlogen erschöpften sich bestenfalls im Austausch von Mitgliederlisten und Drucksachen, in der Zulassung fremder Brüder zum Besuch der Logen (als Gäste ohne jedes Stimmrecht) und in der Ernennung gegenseitiger Vertreter („garants d'amitié"). Gerade die Einrichtung der gegenseitigen Vertretung ist nie über eine bloße Formsache hinausgewachsen, da die Großlogen nicht etwa eines ihrer eigenen Mitglieder, sondern einen am Sitz der fremden Großloge wohnhaften und dieser angehörenden Bruder zum Vertreter ernannten. Ihm standen die Interessen seiner eigenen Loge natürlich immer am nächsten, wenn er überhaupt in die Lage kam, von seinem „Amt" Gebrauch zu machen. Sie „vertraten" die fremde Großloge so wenig, wie etwa ein „kaiserlicher Rat" berufen ist, den Kaiser zu beraten. Seit 1907 haben allerdings jedes Jahr an wechselnden Orten „internationale maurerische Zusammenkünfte" stattgefunden. Es ist aber bezeichnend, daß gerade die deutschen Großlogen es stets abgelehnt haben, jene Tagungen offiziell zu beschicken. Deutsche Brüder haben die Kongresse zwar privatim besucht, in welch geringem Umfang aber, mag aus der Feststellung hervorgehen, daß bei der Zusammenkunft in Luxemburg 1912, trotz der günstigen Lage des Kongreßortes, von den fast 500 deutschen Logen nur 11 durch Brüder vertreten waren gegenüber über 100 französischen Bauhütten. Die deutsche Freimaurerei hatte um so weniger Anlaß, die internationale Einigung zu propagieren, als sie noch immer viel zu tun hat, die Einigkeit im eigenen Land sicher zu stellen. Noch immer herrscht ein Gegensatz zwischen den drei altpreußischen Großlogen und den fünf anderen über Lehrart und System. Der Kampf hatte in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts oft recht scharfe Formen angenommen, man hat sich inzwischen infolge der Tätigkeit des „Vereins deutscher Freimaurer" und der Gründung des „Deutschen Großlogenbundes" genähert und das Gemeinsame in den Vordergrund gestellt, aber von wirklicher Einheit und Einigkeit sind wir noch weit entfernt. Daß der von den preußischen Logen gegen alle internationalen Anbiederungsversuche immer wieder erfolgte heftige Widerstand nur zu sehr berechtigt war, erkenne ich als Mitglied einer süddeutschen Loge heute gern und dankbar an.

Ein anderer, und oft gemachter Vorwurf geht dahin, die deutschen Freimaurerlogen seien Geheimbünde, die nicht nur in unsere öffentliche Zeit nicht paßt,

Digitized by Google

in deren Existenz auch Gefahren für das Staatswohl beschlossen lägen. Dem gegenüber sei darauf verwiesen, daß das deutsche Gesetz Geheimbünde jeder Art verbietet, und höchste deutsche Gerichte haben des öfteren in vorliegenden Urteilen anerkannt, daß die Freimaurerlogen keine Geheimbünde im Sinne des Gesetzes seien, da ihre Mitgliederverzeichnisse, ihre Satzungen und ihre Ziele und Zwecke der Staatsregierung zugänglich und bekannt sind. Zur Geheimhaltung ist der Freimaurer nur verpflichtet in bezug auf die Erkennungszeichen und gewisse Rituale. Das Gebrauchstum wird geheimgehalten, weil die Loge die Verpflichtung zur Verschwiegenheit als eines ihrer wichtigsten Erziehungsmittel betrachtet und weil die Wirkungen, die von den feierlichen Ritualen ‚auf Herz und Gemüt des einzelnen erwartet werden, durch die Profanierung in Frage gestellt wären. Was Ziele und Zweck der Freimaurerei schließlich anlangt, so sind sie in der Tat in dem beschlossen, was Rennert aus Meyers Konversationslexikon zitiert. Sein Zweifel an der Richtigkeit und Ehrlichkeit jener Ausführungen ist abwegig und unberechtigt.

Wenn Sie in den Süddeutschen Monatsheften einen Gegner von Rennert zu Wort kommen lassen wollen, so meine ich, daß es unter deutschen Freimaurern schließlich genug Zeugen gäbe. Am besten kämen freilich die deutschen Freimaurer zur Widerlegung zu Wort. Was die zu sagen hätten, habe ich Ihnen auf dem anliegenden Blatt aus Büchern abgeschrieben.[1])

Verzeihen Sie nun, hochverehrter Herr Professor, daß ich Sie solange in Anspruch nahm. Und ich bitte Sie, meinen Brief nur als das zu werten, was er ist, nämlich die notgedrungene Äußerung eines, der sich für einen der wärmsten Freunde der Süddeutschen Monatshefte halten darf. Mit meinen ergebensten Grüßen bin ich Ihr

Berthold Sutter (München).

An den Herausgeber der „Süddeutschen Monatshefte", München.

Erst jetzt lese ich im Juniheft Ihrer sehr geschätzten Zeitschrift den Aufsatz von M. Rennert über „Die Freimaurer in Italien".

Als Angehöriger des höchsten Grades der italienischen Freimaurerei des schottischen Ritus erlaube ich mir, auf einen im vorgenannten Aufsatz enthaltenen Irrtum aufmerksam zu machen, den ich im Interesse der historischen Wahrheit nicht unberichtigt lassen möchte:

In dem ersten Teil des Berichtes „Das Verhalten der italienischen Freimaurerei in diesem Kriege" heißt es im Anfang:

„Die deutschfeindliche Bewegung in Italien ..... ist von den Freimaurerlogen eingeleitet und geschürt worden (ausgenommen sind die Logen vom schottischen Ritus)".

Etwas später wird dann gesagt: „Feindlich haben sich auch die Waldenser unter Führung von Fera (Florenz) gegen uns gestellt; sie gehören bekanntlich den Logen an."

Die zweite Bemerkung steht nun im Widerspruche zur ersten, denn Fera (Florenz) ist der Großmeister der italienischen Logen vom schottischen Ritus, die in der Tat,

[1]) Dem Brief lagen Aussprüche hervorragender Deutscher bei, die, selbst Freimaurer, der Maurerei die höchsten Lobsprüche spenden. Jedoch war in dem Rennertschen Aufsatze nicht bestritten, daß hervorragende Deutsche Freimaurer waren und überhaupt kein Zweifel gegen die Gesinnung der deutschen Maurer ausgesprochen. D. R.

Digitized by Google

wie auch Rennert berichtet, an der deutschfeindlichen Bewegung keinerlei Anteil genommen haben. Ich kann noch hinzufügen, daß seit Beginn des europäischen Krieges in allen italienischen Logen des schottischen Ritus durchaus darauf gehalten wurde, daß, den Grundsätzen des Ordens entsprechend, die Politik unter allen Umständen von den Arbeiten ausgeschlossen blieb. Und besonders Saverio Fera wachte darüber mit außerordentlicher Strenge.

Ob das Verhalten der italienischen Logen des schottischen Ritus seit Beginn des österreichisch-italienischen Krieges etwa ein anderes geworden ist, kann ich, da gegenwärtig die unmittelbaren Beziehungen unterbrochen sind, nicht sagen, ich habe aber keinen Grund, anzunehmen, daß Fera, mit dem ich seit Jahren persönlich eng befreundet bin und den ich darum genau kenne, seinen bisherigen Grundsätzen untreu werden sollte[1]), zumal er ein Mann im biblischen Alter und mit abgeklärten Anschauungen ist.

Die von Fera geführten Logen des schottischen Ritus bilden übrigens die einzige international anerkannte Freimaurerei Italiens; die von Ferrari geleitete Freimaurerei dagegen ist irregulär, wie auf dem letzten internationalen Freimaurer-Kongreß zu Washington ausdrücklich festgestellt worden ist.

Berlin, den 3. August 1915. Mit vorzüglicher Hochachtung sehr ergebenst
Direktor C. Krüger.

Ein Deutscher, der gleichfalls bis zum Kriege eine hervorragende Stellung in der italienischen Freimaurerei eingenommen hat und nicht genannt werden kann, schreibt uns:

Von dem schrecklichen Götzen Bafometti habe ich überhaupt noch nichts gehört. Ich halte es für ganz ausgeschlossen, daß sich auch nur eine italienische Loge mit einer solchen Geschichte abgegeben hat; dazu hatten die Leute gar keine Zeit. Sie beschäftigten sich ausschließlich mit Politik. Wenn wirklich einmal der Versuch gemacht wurde, von etwas anderem zu reden, begegnete der Betreffende der größten Interesselosigkeit. Dagegen bestehen in Italien verschiedene nicht anerkannte „Logen", so z. B. die „Misraim" mit altägyptischem Hokus Pokus, und denen würde ich eine derartige Geschichte schon zutrauen. Rennert spricht auch von weißen und schwarzen Logen, und ich glaube, daß bei den Misraim wirklich von weißen Logen die Rede ist. Wäre ich nicht Flüchtling, sondern noch in Italien, könnte ich mich erkundigen.

Von englischer Einwirkung auf die italienische Freimaurerei habe ich nie etwas bemerkt, dagegen war der Einfluß der französischen Logen sehr groß; solange ich noch in Amt und Würden war, konnte ich diesem übergroßen Einfluß etwas entgegenarbeiten. In Mailand war der französische Drahtzieher stets Br. Gondrand, Spediteur, der persönlich selten hervortrat, dagegen durch seine Angestellten und durch Andere, die er sich verpflichtete, und die dann ganz von ihm abhingen, seine Geschäfte besorgen ließ und französische Interessen vertrat. Von Zeitungen hatte er einen entscheidenden Einfluß auf den „Secolo", dessen Aktien

[1]) Scheint doch der Fall zu sein, wie aus dem folgenden Schreiben hervorgeht, dessen Verfasser Italien erst bei Kriegsausbruch verlassen hat. D. R.

Digitized by Google

sich zum großen Teil in den Händen seiner Kreaturen befinden. Auch hier tritt er nicht selbst hervor. Diese viel gelesene Zeitung vertritt durchaus französische Interessen, während der „Corriere della Sera", überhaupt die gelesenste Zeitung Italiens, seit Kriegsausbruch englische Interessen vertritt, vorher aber stets die Freimaurerei heftig befehdete. Es genügte, Verbindungen mit jener Zeitung zu haben, um sich in jeder italienischen Loge zurückgewiesen zu sehen.

Das Rundschreiben vom 20. September ging von der lombardischen Großloge des Rito simbolico und dem Mailänder Kapitel des Rito Scozzese aus, für die erstere zeichnete Maggi (nicht Moggi), für das letztere Resnati. Beide sollen dafür von dem Großorient in Rom einen Rüffel bekommen haben, große Politik mache er und nicht sie. Der Großorient konnte deshalb auch abläugnen, daß er es veranlaßt habe. Gerichtet war das Rundschreiben an alle Mailänder Logen, ausgenommen die deutsche. Wenn ich mich recht erinnere, war der Ausdruck sogar noch schärfer, als ihn Rennert angibt („um von Thronen und Altären zu befreien").

In Italien gibt es 1. den Symbolischen Ritus ... 2. den schottischen Ritus ... 3. Schottischer Ritus unter dem Waldenser Pfarrer und Abgeordneten Fera. Er unterscheidet sich von den beiden Anderen dadurch, daß angeblich in den Logen nicht von Politik gesprochen wird. Auch ist er von Deutschland nicht anerkannt gewesen. Der Großmeister Fera hat sich in kriegshetzerischem Sinn hervorgetan, während die Großmeister von 1) und 2) nicht so stark öffentlich hervorgetreten sind. ... Die Turiner Logen sind weniger radikal als die übrigen Logen Italiens, sie waren großenteils gegen den Krieg und drohten mit Trennung ... Mazzini und der König von Piemont waren übrigens nicht Freimauer.

Wird die gemeinsame geistige Arbeit nach dem Krieg wieder aufgenommen werden?

Nachdem wir im Augustheft eine größere Anzahl von ausländischen Antworten auf die Umfrage von Svenska Dagbladet gebracht haben, geben wir im Nachstehenden die deutschen und österreichischen Antworten; soweit wie es möglich war, haben wir uns die Originale der in Svenska Dagbladet schwedisch erschienenen Antworten verschafft oder wenigstens die Übersetzung den Verfassern vorgelegt.

Richard Dehmel:

Es liegt keinerlei Grund zu der Befürchtung vor, daß der internationale Zusammenhang der Künste und der Wissenschaften, den der große Krieg zurzeit gelockert hat, auf die Dauer zerrissen werden könnte. Erstens kein kultureller Grund; denn dieser Zusammenhang beruht nicht auf zeitweiligen Neigungen der Nationen oder gar einzelner Persönlichkeiten, er ist ein ewiges Bedürfnis der Menschheit, ist gleichbedeutend mit der Entwicklungsgeschichte des Geistes, nicht bloß des europäischen, sondern des Menschengeistes überhaupt. Zweitens auch kein natürlicher Grund; denn die nationalen Leiden-

Digitized by Google

schaften schließen die humanen Gefühle nicht aus, schränken sie höchstens etwas ein, bringen aber zugleich die Spannung ins Leben der Völker, die sie zur stärksten Entfaltung aller seelischen Kräfte antreibt. Kriege sind Gewitter am Himmel der Menschheit; je heftiger sie ihn durchtoben, um so friedlicher blaut er nachher. Schon während des Krieges kann man beobachten, daß die Stimmungen der Wut und des Hasses überspannte Seelenzustände sind, deren Wirksamkeit sich rasch erschöpft; gerade der militärische Fachmann ist am wenigsten von ihnen beherrscht, er rechnet vor allem mit der Mannszucht. Ich bin seit neun Monaten im Felde und habe öfters Gelegenheit, mit höheren Offizieren zu sprechen; noch keinen traf ich, der nicht mit ruhiger Achtung die feindlichen Tugenden anerkennt. Ich stehe auf französischem Boden, aber ich sehe keinen Unterschied zwischen einer thüringischen und einer pikardischen Musterfabrik. Wenn wir Sonntags in den Kathedralen von Laon oder Noyon unsere Kirchenkonzerte aufführen, kann kein Franzose diese herrlichen Bauwerke mit reinerer Andacht und Ehrfurcht betrachten als der gebildete deutsche Soldat. Was man Hurrapatriotismus oder Chauvinismus nennt, ist eine nervöse Epidemie, die zwar in allen Nationen auftritt, aber nur im geistig belanglosen Mittelstand vorherrscht; leider befällt sie zuweilen auch einzelne Wortführer der geistig schaffenden Oberschicht, aber diese brüllenden Löwen, die mit den Wölfen zu heulen verstehn, sind nicht die bleibenden Ratgeber der Menschheit, nicht einmal ihres eigenen Volkes. Was ein Volk an edelsten Werten schafft, will es stets auch von anderen Völkern geschätzt sehen; solche Werte sind ja nur meßbar nach dem Grad ihrer Wichtigkeit für die allgemein menschliche Gesittung. Wozu führt denn eine Kulturnation Krieg? Doch nur, um sich die Wege zu sichern, auf denen sie ihre Kultur möglichst unbehindert über den Erdball ausbreiten und fremde Kulturgüter eintauschen kann; schließlich läuft jegliche Politik auf ein kosmopolitisches Ziel hinaus. Deutschland wenigstens hegt diesen friedlichen Wunsch, ohne jeden Vorbehalt! Wir sind noch immer das Volk der Dichter und Denker, sogar der Träumer und der Grübler; was uns freilich durchaus nicht hindert, auch gute Rechner und Händler zu sein und nötigenfalls auch gute Krieger. Wir glauben eben in der Tat noch daran, daß wir für die Menschheit kämpfen, um des göttlichen Friedens willen, der immer wiederkommt nach dem Kampf und einst auf ewig kommen soll. Über der Walstatt schwebt immer Walhall, über Golgatha das Paradies.

H. S. Chamberlain:

Sie finden mich hoffentlich nicht leichtsinnig, wenn ich Ihre Frage dahin beantworte: daß ich durchaus gar keine Schwierigkeiten für die internationale Zusammenarbeit auf dem Gebiete der Kultur voraussehe. Hiermit will ich sagen: ich sehe nicht mehr Schwierigkeiten voraus als es schon vor dem Kriege

Digitized by Google

gab. Schon seit mehreren Jahren z. B. waren die zu großen Hoffnungen berechtigenden Arbeiten der vereinigten Akademien Europas durch den schlechten Willen Englands und Frankreichs gegen Deutschland immer mehr gehemmt worden; derartige Anfälle von Neid und Eifersucht werden sich bei jeder Zusammenwirkung Vieler immer von Zeit zu Zeit störend bemerkbar machen, doch auch immer wieder entschwinden, da dahinter nur engherzige Einzelne stehen, die nicht ewig ausschlaggebend bleiben. Wie wenig deutsche Wissenschaft solchen Strömungen unterliegt, das beweist der eine Umstand, daß bei dem Brand der Löwener Bibliothek kostbarstes deutsches Gut vernichtet wurde, neidlos den belgischen Kollegen zur Verfügung gestellt, trotzdem die feindselige Stimmung dieser Nation wohlbekannt war.

Störende Faktoren könnten einzig die durch tausend Lügen und Verdrehungen erregten Vorurtheile in Frankreich und in England erzeugen. Doch läßt auch hier die Vergangenheit die Zukunft in weniger tragischem Lichte erblicken.

Der politische Haß Frankreichs gegen Deutschland ist chronisch, — ebenso chronisch wie der aufrichtig gute Wille und die Sympathie der Deutschen gegen Frankreich. Als ich in den sechziger Jahren des vergangenen Säkulums Schüler im Lycée Impérial von Versailles war, wurde uns von unseren Lehrern die „revanche pour Waterloo“ und die Nothwendigkeit, die „frontière du Rhin“ zu erobern beständig gepredigt. Die ganze französische Armee — und ich kannte viele Offiziere und Soldaten, spreche also aus Erfahrung, nicht vom Sagenhören — träumte von nichts andrem als Krieg gegen Deutschland und Eroberung deutscher Gebiete. Das Jahr 1870 hat an dieser Stimmung wenig oder nichts verändert; nur der Vorwand, die Etikette erhielt einen andren Namen, der Haß und die Kriegslust blieben die selben. So friedfertig der einzelne französische „bourgeois“ ist, so friedhassend war stets die Politik der französischen Nation, von Lügen genährt, ohne Kenntniß und Sinn für Wirklichkeiten. So war es und so wird es aller menschlichen Voraussicht nach bleiben, und zwar gleichviel, wie der jetzige Krieg ausgehen mag, — die Deutschfresserei gehört einmal zur „mentalité“ des Franzosen, und er besitzt nicht den Stolz und die Selbstzucht und den Gerechtigkeitstrieb, gegen derartige schmähliche Seelenerkrankungen tapfer anzukämpfen. Wer, wie ich, Frankreich seit frühester Kindheit kennt und ein halbes Jahrhundert lang dessen Schicksal in Liebe und Besorgniß verfolgt hat, der weiß, daß dieses Volk niemals Ruhe geben wird — es sei denn, daß eine starke Hand ihm Ruhe aufzwänge. Hat das aber verhindert, daß zahllose internationale Kongresse in Paris getagt und dort vollendet courtoise Aufnahme gefunden haben? Wie ist nicht — um nur ein Beispiel zu nennen — der berühmte deutsche Astronom Wolf aus Heidelberg wenige Wochen vor dem Ausbruch des Krieges in der Société Astronomique de France gefeiert worden! Und zwar trotzdem die Preßhetze gegen Deutsch-

Digitized by Google

land nicht einen Tag ruhte und in den Straßen von Paris „Le Partage de l'Allemagne" feilgeboten wurde! Man hat öfters gesagt, die Menschen seien besser als ihre Kirchen, sie sind gottlob auch besser als ihre Politik. Der französische Gelehrte wird nach dem Kriege nicht anders sein als er vorher war.

Auch uns Engländer pflegt man im Auslande falsch zu beurtheilen. Der Engländer gibt sich äußerlich kühl, selbstbeherrscht, gleichsam unbeeindruckbar; in einem gewissen Sinne gilt das auch wirklich für den Einzelnen, insofern das Leben ihn als Einzelnen berührt. Oft genug hat man aber Gelegenheit die große Leidenschaftlichkeit der Engländer zu beobachten, sobald Bewegungen in Frage genommen, welche Tausende mit sich reißen; es gibt fast keinen Unsinn und keine Tollheit zu denen Engländer sich nicht hinreißen ließen, wenn erst die „psychologie des foules" sich geltend macht. Hieraus entsteht nun hin und wieder ein Phänomen, das ich nicht anders zu bezeichnen weiß denn als „nationale Hysterie"; die ganze Nation geräth in Wahnsinn, wie wir es in diesem Augenblick erleben. Der echte und gebildete Franzose ist nicht leicht zu bethören, er spottet über die Narrheiten seiner Landsleute; die Engländer dagegen unterliegen leichter als irgend ein Volk der Massensuggestion und rennen dann alle kopflos wie eine Herde Schafe in irgend eine angegebene Richtung, trunken wie Mänaden. So war es immer; so ist es heute wieder. Aber sie erholen sich; sie bleiben nicht in ihren „idées fixes" stecken, wie die Franzosen; früher oder später meldet sich der „common sense" und gewinnt von neuem die Obergewalt; dann kümmert sich der Engländer wenig um seine zeitweilige Verirrung, er sucht keine Ausflüchte, sondern denkt und spricht und handelt wieder wie ein vernünftiger Mensch und vergißt den Rausch so schnell wie möglich. So hat z. B. neulich Professor Ramsay sich zu Ihrer Frage nicht wie ein besonnener Mensch, geschweige wie ein großer Gelehrter geäußert, sondern wie ein seiner selbst nicht mächtiger Sinnbethörter: ein charakteristisches Beispiel der Anglo-Hysterie; doch Sie werden's auch hier erleben: je heftiger der Anfall, um so eher steht die Gesundung zu erwarten.

Daß die russischen Gelehrten sich vernünftig und würdig verhalten werden, das zu bezweifeln ist gar keine Veranlassung. In Deutschland haben sehr wenige Menschen den Kopf verloren, das kann ich bezeugen, und meine Verbindungen in allen Kreisen lassen mich behaupten, daß zwar Schmerz und Bitterkeit allgemein herrschen, Haß aber nur ganz vereinzelt vorkommt. Wer ein reines Gewissen besitzt, hat es nicht nöthig, das Hirn aufzupeitschen.

Auf alle Fälle wird es freudigst zu begrüßen sein, wenn das beiden Hauptgegnern — England und Deutschland — stammverwandte Skandinavien die kulturelle Vermittlerrolle übernimmt.

Professor H. Oldenberg, Göttingen:

Daß die Vertreter deutscher Wissenschaft wie alle Deutschen auf das tiefste

Digitized by Google

und vollste beteiligt sind am Kampf ihres Vaterlandes um sein Dasein und seine Zukunft: braucht es erst ausgesprochen zu werden? Zugleich aber blicken sie voll Sorge auf das Zerreißen der Bande hin, die gemeinsames Streben zwischen ihnen und ihren Arbeitsgenossen in dem jetzt uns feindlichen Auslande geknüpft und durch lange, nun vergangene Zeiten gefestigt hatte. Wie die umfassendste und in gewissem Sinn höchste aller wissenschaftlichen Organisationen, die internationale Assoziation der Akademien, mindestens für jetzt auseinander gebrochen ist, so empfindet jeder Einzelne in seiner engen Sphäre etwas von dem Zerbrechen, von den Verwüstungen geistigen Besitzes, die es eben gilt schmerzlich und doch auch wieder mit mutiger, freudiger Standhaftigkeit zu ertragen.

Leichter finden wir uns damit ab, daß im Auslande laute Stimmen die Entdeckung von der Inferiorität deutscher Wissenschaft verkünden: das haben wir mit stolzem Lächeln angehört, und den Allermeisten von uns — ich wollte, ich dürfte sagen uns allen — kommt es nicht in den Sinn, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Wir wollen und werden nicht vergessen, wie viel die Kultur der Welt und die Kultur Deutschlands französischem, englischem Geist verdankt.

Was nun die Zukunft anlangt, so wissen wir, daß stärkste Lebensinteressen der Wissenschaft von neuem ein Zusammenarbeiten der heute so tief voneinander Getrennten fordern müssen. Die Formen dieses Zusammenarbeitens schon jetzt zu erwägen wäre verfrüht. Daran aber zweifle ich nicht, daß die deutschen Forscher sich der unbedingten Notwendigkeit, die hier an alle herantritt, nicht entziehen werden. Ich vertraue auf das Gleiche bei unsern Feinden, und ich hoffe viel von dem edlen Eifer der Neutralen, die Gegensätze zu mildern. Wird das sich erneuernde Zusammenarbeiten von Fortdauer oder Wiederaufleben alter persönlicher Wärme getragen sein? Ebenfalls eine Frage, die wir recht tun werden uns jetzt noch nicht vorzulegen, und die auch in Zukunft nur von Fall zu Fall beantwortbar sein wird. Aber so viel steht fest, daß dann für den Forscher dasselbe gelten wird wie für den Soldaten: der hat nicht daran zu denken, ob ihm sein Nebenmann sympathisch ist, oder womit jener ihn, wenn auch noch so schwer, gekränkt haben mag. Wehe dem Forscher, der diesem Gebot nicht gehorchen wollte!

Professor Lujo Brentano, München

glaubt als die Ansicht der Mehrzahl der deutschen Gelehrten hinstellen zu dürfen, daß die wissenschaftliche Forschung ein Gebiet sei, das von den durch den Krieg hervorgerufenen Gegensätzen frei bleiben sollte. Die deutsche Gelehrtenwelt erachte als obersten Grundsatz der Wissenschaft die Unabhängigkeit von jederlei Art von Leidenschaft. Daher lehne die Mehrzahl auch ab, dem Beispiel des Auslands, wie z. B. des Institut de France, zu folgen und Männer der Wissenschaft, welche den mit Deutschland z. Z. im Kriege befindlichen Staaten angehören,

Digitized by Google

aus der Liste der Mitglieder der deutschen Akademien der Wissenschaft zu streichen. Allerdings werde es eine unvermeidliche Folge des Kriegs sein, daß die persönlichen Beziehungen der Gelehrten der verschiedenen Nationen eine Zeit lang spärliche würden. Internationale Congresse dürften während geraumer Zeit nach wiederhergestelltem Frieden nicht stattfinden. Aber das Ergebniß dieser Congresse für den Fortschritt in der Erkenntnis sei allzeit gering gewesen. Die wissenschaftlichen Fortschritte seien stets das Werk einzelner Forscher. Deutschland glaube mit Stolz auf das blicken zu können, was seine Forscher auf gleichviel welchem Gebiete geleistet hätten. Das Ergebniß ihrer Forschungen werde wie in der Vergangenheit so auch in der Zukunft über die deutschen Grenzen dringen, und die Anerkennung, welche die von ihnen gefundenen Wahrheiten sich bei den Angehörigen anderer Nationen erzwingen würden, werde als Folge auch zur Wiederaufnahme der persönlichen Beziehungen führen. Da keine Nation der anderen entbehren kann, würden diese Beziehungen sich von selbst wieder einstellen und zwar um so eher, je weniger man von der Notwendigkeit ihrer Wiederaufnahme vorzeitig rede.

Professor Ernst Troeltsch, Berlin,

meint, daß die neutralen Staaten bei der Wiederanknüpfung der abgebrochenen Verbindungen eine bedeutende Rolle spielen werden. Was er schreibt bezieht sich aber nur auf die Gelehrtenwelt. Die Kunst ist in einer ganz anderen Lage. Er ist der Überzeugung, die deutschen Gelehrten werden nach dem Kriege wie vorher die ausländische Wissenschaft schätzen und ihre Ergebnisse benutzen. Bücher wird man lesen und schließlich auch die Verfasser kennen lernen, Gedankenaustausch und Verkehr werden wieder entstehen, ungefähr wie früher, da ja auch nicht alles Glänzende Gold und die Umarmungen so innig gemeint waren. Das alles wird sich nach und nach durch den Zwang der Verhältnisse vollziehen. Der Kulturkrieg mit der Feder müsse aufhören. Und er ist überzeugt, daß dies wenigstens bei den Engländern auch der Fall sein wird, sobald daraus kein politischer Nutzen zu ziehen ist — d. h. sobald es nicht länger gilt, Kriegsstimmung zu schaffen. Mit den Franzosen und Russen wird es bedeutend schwieriger werden.

Professor Adolf von Harnack, Berlin,

hält eine Beantwortung der gestellten Fragen für gänzlich unmöglich, denn die Antwort hängt davon ab, wann und wie der Friede geschlossen wird. Er schließt kurz: „Wir Deutsche kämpfen für die Existenz unseres Vaterlandes. Nur ganz wenige von uns werden Zeit und Lust haben, an etwas anderes zu denken oder für übermorgen zu sorgen."

Digitized by Google

Professor Julius von Wiesner, Wien:

Soweit ich die Stimmungen der deutschen und österreichischen Fachgenosse (Naturforscher und Mathematiker) kenne, hat sich in ihrem Verhältnis zu de Fachgenossen des Auslandes, auch der feindlichen Ausländer, nichts geände Für Wahrheitskämpfer und Erkenntnisforscher wäre es ja auch sinnlos, sic als Kämpfer und Forscher nach Richtungen zu gruppieren, welche mit d Wissenschaft nichts zu tun haben.

Nach Kenntnisnahme dieser Stimmungen hege ich die Hoffnung, daß nac dem Kriege sich jene durch die Macht der Verhältnisse verschleierte Einigkei der Wissenschaftsmänner der Kulturwelt wieder einstellen wird, welche eine der einleuchtendsten Kennzeichen wahrer Kultur bildet.

Dieses einmütige Zusammenwirken der Männer wahrer Wissenschaft ha nicht nur für den Fortschritt des Wissens die bereits erprobte Bedeutung sondern muß — „trotz alledem und alledem" — schließlich die Kulturgemein schaft aller jener Reiche und Länder befördern, welche sich ehrlich bemühen wahre Träger menschlicher Kultur zu sein.

Professor Hans Delbrück, Berlin:

Sie entwickeln mir in Ihrem Brief den Gedanken, daß nach Abschluß des heute tobenden Krieges der unterbrochene Verkehr unter den Kulturvölkern im besonderen der intellektuelle Verkehr wieder hergestellt und vieles, was jetz zerstört worden, aufgebaut werden müßte. Sie glauben ferner, daß die kleinen neutral gebliebenen Mittelstaaten, im besonderen Ihr Vaterland Holland dabei eine segensreiche Vermittlerrolle spielen könnte und daß es jetzt bereits an der Zeit sei, mit den Vorbereitungen zu einer solchen Vermittlung zu beginnen.

So sehr ich von der Notwendigkeit in bezug auf die beiden ersten dieser Sätze durchdrungen bin, so sehr muß ich dem letzten, was uns Deutsche betrifft, widersprechen. Es ist eine Unmöglichkeit, mitten im Kampfe Friedensschal meien ertönen zu lassen. Freilich überlegen und erörtern die Politiker hüben und drüben unausgesetzt, wie nach ihren Wünschen und Auffassungen der einmal zu schließende Frieden gestaltet werden solle; aber wie nach dem Abschluß des Friedens die innere Kulturwelt neu zu gestalten sei, daran darf man heute noch nicht einmal denken, denn das würde dem heute höchsten aller Zwecke, der Einsetzung aller auf dem einen Punkt gesammelten Kräfte für den Sieg, widersprechen.

Haben wir einmal wieder Frieden, so werden die kleineren Staaten, die jetz neutral geblieben sind, zeigen, daß nicht bloß den Großmächten, sondern auch ihnen eine wesentliche Mission in der Geschichte der Menschheit zugeteilt ist. Wie auch dieser Krieg ende, die Tatsache, daß eine große Zahl von größeren

Digitized by Google

und kleineren Staatswesen und Völkern gemeinsam die Menschheit repräsentieren, wird bestehen bleiben. Diese viele Einzelstaaten können auch keine chinesische Mauer um sich herum aufrichten, sondern müssen den Austausch nicht nur von Waren, sondern auch von ideellen Werten wieder aufnehmen. Das Volk, das sich davon ausschließen würde, würde sich selbst am schwersten schädigen. Dann wird sich zeigen, daß die Neutralität, die jetzt noch von Staaten wie Holland behauptet wird, nicht bloß ein Negativum war, sondern auch einen sehr positiven Wert repräsentiert. In welchen unglaublichen Verzerrungen wird nicht jetzt das deutsche Volk, namentlich den angelsächsischen Völkern dargestellt! Treitschke, Nietzsche und Bernhardi werden als Bildner des heute in Deutschland herrschenden Geistes hingestellt. Jeder Deutsche lacht über die Zusammenstellung gerade dieser Namen, und es wird uns schwer herauszufinden, wie überhaupt die Gleichung hat aufgestellt werden können. Die Kreise Treitschkes und Nietzsches schließen sich geradezu aus und Bernhardi ist ein General der Kavallerie außer Dienst, der zwar ein angesehener Militärschriftsteller, außerhalb dieser Kreise aber kaum bekannt ist. Die Neutralen werden helfen müssen, derlei Mißurteile einmal auszufeilen. Aber keineswegs bloß als Vermittler zwischen den großen Weltvölkern haben die kleineren ihre Mission. Leben die großen Nationen vorwiegend in Staat und Politik und gestalten dadurch die Welt, so gibt es doch noch viele Werte außerhalb von Staat und Politik, und es gibt Persönlichkeiten, die ihre Natur nur auf einem unpolitischen Boden zu völliger Entfaltung bringen können. Ibsen war Norweger, Conrad Ferdinand Meyer und Gottfried Keller waren Schweizer. Die Universität Berlin hat noch in jüngster Zeit sich mehrfach durch holländische Gelehrte ergänzt. Freilich auch Holland, die Schweiz, Dänemark, Norwegen, Schweden haben eine Zeit gehabt, wo sie Großmächte waren und gewiß hat ihr Heldenzeitalter ihrem Nationalcharakter das eigentliche Gepräge gegeben. Ich will auch nicht leugnen, daß wir es gern sehen würden, wenn Holland uns hülfe, die Freiheit der Meere gegen England zu erkämpfen, und Schweden das Seinige dazu beitrüge, sich und uns vor der Kosackenherrschaft zu bewahren und vielleicht das unter dieser verderbende Finnland zu erlösen. Aber wenn das auch nicht geschieht, so sagen wir uns, daß sie nicht nur das Recht haben, über sich selbst zu bestimmen, sondern, daß die Neutralität ihre positive Werte hat.

Leider haben einige Gelehrte von Ansehen jüngst sehr abweichende, ja geradezu entgegengesetzte Ansichten über die Bedeutung der kleineren Nationalitäten geäußert. Ich kann jedoch versichern, daß diese unfreundlichen und absprechenden Auffassungen nicht nur nicht die herrschenden in der deutschen Gelehrtenwelt sind, sondern wo sie bekannt wurden, mit Entrüstung zurückgewiesen worden sind. Ich selber habe an einen der betreffenden Herren in bezug auf seine Äußerungen über Holland und Deutschland die Frage gerichtet, ob er

Digitized by Google

denn nicht wisse, daß von allen Sünden die Selbstgerechtigkeit eine der schwersten sei.

Wie man aber auch hierüber denke und wieviel Verkehrtheiten und wilde Übertreibungen auch die ungeheure Spannung der Zeit in einzelnen Köpfen hervorbringen — in einem Punkt sind wir Deutschen alle einig und gibt es für uns jetzt nur einen Zweck, der alle Kräfte in Anspruch nimmt, das ist der Sieg.

Professor W. Ostwald, Leipzig

nimmt an, daß die wissenschaftliche Registrierung, Katalogisierung usw. sofort nach Beendigung des Krieges das Versäumte einholen und wie vorher fortgehen wird. Dagegen hält er für möglich, daß die Wiederaufnahme dieser internationalen Kulturarbeit nicht überall in derselben Weise und mit derselben Schnelligkeit stattfinden wird. Aber wesentliche Schwierigkeiten liegen nicht vor, denn die Organisierung der wissenschaftlich-technischen Bearbeitung der vorliegenden Riesenliteratur erfordert nur einen rein geschäftsmäßigen Austausch von Drucksachen und Schreiben.

Schwieriger wird es, seiner Ansicht nach, den persönlichen Verkehr wieder zustandezubringen, weil durch den Krieg der Internationalismus vor dem Nationalismus zurückgetreten ist und die Gegensätze zwischen den Nationen in vielen Fällen scharfe und persönlich verletzende Formen angenommen haben. Doch werden die persönlichen Verbindungen durch den oben erwähnten rein geschäftlichen Verkehr vorbereitet. Vielleicht werde England als eine Folge des Friedensschlusses seine Isolierungspolitik aufgeben und aktiver als bisher an den Bemühungen, eine einheitliche Organisation der Grundlagen der wissenschaftlichen und technischen Kultur zu schaffen, teilnehmen. Endlich berührt er die Frage einer internationalen Hilfssprache und vermutet, eine Weltsprache, wie z. B. „Ido", würde eine neue friedliche Kulturarbeit wesentlich fördern.

Professor Rud. Eucken, Jena,

hat durch die Überschrift „Gefahren und Hoffnungen" den Inhalt seiner Antwort angedeutet. Er findet es undenkbar, daß die Deutschen sofort nach dem Friedensschluß den wilden Haß und alle Unbill der Feinde übersehen und vergessen könnten, um den persönlichen Verkehr sofort in alter Weise wieder aufzunehmen. Die Scheidung sei zu tief gewesen, und zu viele unedle Gesinnung habe sich Deutschland gegenüber gezeigt. Aber das Wiederauftauchen der allgemeinmenschlichen Probleme, welche der Krieg in den Hintergrund gerückt hat, werde die Völker wieder zur Arbeit zusammenführen, und aus dieser Arbeitsgemeinschaft würden allmählich auch wieder persönliche Freundschaftsverhältnisse hervorgehen können. Nur sei dabei nichts übereilt oder künstlich hergestellt! Die Gefühle seien zu stark erregt, um sofort zur Ruhe kommen zu können. Wenn aber im

Digitized by Google

Lauf der Zeit aus der Arbeit ein besseres Verhältnis zwischen den Individuen entstehen solle, so müßten die Deutschen dabei einen Vorbehalt machen: Auch die heftigsten Ausbrüche des Zornes würde man verstehen und vergessen können, welche aus der Erregung bei der Verteidigung des eigenen Landes entsprungen sind, nicht aber eine Gesinnung, welche Mangel an Charakter verrät. Ein solcher Mangel an Charakter sei es z. B., wenn Gelehrte, welche bis unmittelbar vor dem Kriegsausbruch die deutsche Kultur hochschätzten und ihr Verständnis förderten, sofort nach dem Kriegsausbruch die Deutschen „rohe Barbaren" nannten und dadurch sich selbst verleugneten. Einen freundschaftlichen Verkehr mit solchen Menschen verbiete die einfache Selbstachtung. Wie das gegenseitige Verhältnis der Völker und ihrer führenden Geister sich künftig gestalten werde, das käme natürlich hauptsächlich auf den Verlauf des Krieges und die Beschaffenheit des Friedens an und könne jetzt nicht vorausgesagt werden. Nur eins sei sicher: Die Verfeindung geht zu tief, um sich rasch verwischen zu lassen. Aber sicher sei auch ein anderes: Die Zeit der Verfeindung muß und wird einmal von einer Periode abgelöst werden, in der man sich wieder gegenseitig verstehen und schätzen wird.

Professor H. Conwentz, Berlin:

Die von Ihnen zur Erörterung gestellten Fragen beschäftigen gewiß eine große Zahl denkender Männer, wie in den neutralen Staaten, so in Deutschland und wohl auch bei seinen Gegnern. Aber insbesondere nach dem Vorgang bei der Pariser Akademie, welche die deutschen Mitglieder ausgeschlossen hat, erscheint es doch zweifelhaft, ob „allen geistigen Arbeitern in allen Ländern Europas" die Wiederherstellung der unterbrochenen Verbindungen zwischen den Vertretern der Wissenschaft Sorge macht. Angesichts derartiger Ausschreitungen politischer Leidenschaft in den intellektuellen Kreisen unserer Widersacher wird es dem deutschen Forscher schwer, Vorschläge zu machen, wie die zerrissenen Fäden wieder geknüpft werden können. Er wird es vorziehen, ruhig die Entwicklung der Dinge abzuwarten.

Daß die wissenschaftliche Arbeit auf die Dauer den internationalen Zusammenhang nicht entbehren kann, darüber besteht ja wohl kein Zweifel. Die Zeit wird lehren, inwieweit die Männer der Wissenschaft in den neutralen Staaten im Sinne der von Ihnen gegebenen Anregung bei der Erneuerung der geistigen Beziehungen vermittelnd und fördernd eingreifen können. Es ist natürlich, daß sich Schweden, das 15 Jahre lang vornehm und uneigennützig das Vermächtnis Alfred Nobels verwaltet hat, hier vor eine besonders ernste Aufgabe gestellt sieht. —

Wenn ich einem Wunsche Ausdruck geben darf, so ist es der, daß die Ostseeländer auf kulturellem Gebiet künftig noch mehr als bisher zusammenhalten

Digitized by Google

möchten. Nachdem Schweden den Anstoß hierzu durch den Baltischen Archäologenkongreß in Stockholm 1912 und den Baltischen Ingenieurkongreß in Malmö 1914 gegeben hat, ist es erwünscht, daß diese Beziehungen auf beiden Seiten der Ostsee enger geknüpft und weiter ausgestaltet werden möchten. Wie Ihr berühmter Landsmann Oskar Montelius einmal scherzweise äußerte, ist die Fähre von Saßnitz nach Trelleborg bereits zur Bronzezeit vorhanden gewesen. Mit anderen Worten: Schon in frühen vorgeschichtlichen Zeiten hat ein reger Verkehr zwischen Schweden und Deutschland bestanden. Dieser Umstand weist darauf hin, daß beide Länder von Natur einander nahestehen, und deshalb sollten sie sich auch bei ihrer Arbeit im Bereich der Wissenschaft, Kunst und Technik noch enger zusammenschließen.

Exzellenz von Wilamowitz-Moellendorf, Berlin

in der Schwedischen Zeitung „Princeps philologorum" genannt, äußert sich mit fast offizieller Autorität. Was er sagt, soll nicht nur die Meinung der Berliner Akademie der Wissenschaften, sondern die des ganzen deutschen Humanismus ausdrücken. — —

Die in der Pflege der internationalen wissenschaftlichen Beziehungen tonangebenden Akademien und Gesellschaften in Deutschland haben sich bis jetzt jedem Schritt, der die Wiederherstellung der internationalen wissenschaftlichen Arbeitsgemeinschaft stören könnte, sorgsam ferngehalten — und werden dies auch nachher tun. Soviel bekannt, hat nur die französische Akademie anders verfahren und sie wird sich genötigt sehen, die Verantwortung für sämtliche Folgen ihrer Handlungsweise zu tragen. Das Auftreten einzelner Gelehrter in den verschiedenen Staaten darf auf die Wiederherstellung der korrekten Verbindungen zwischen den Korporationen nach dem Friedensschluß nicht nachteilig einwirken.

— — — In der Wiederherstellung des Friedenszustandes werden die gelehrten Gesellschaften der ehrlich neutralen Länder eine sehr wirksame Vermittlerrolle zu übernehmen imstande sein. In Deutschland würden sie auf Entgegenkommen und aufrichtigen Dank rechnen können. Doch — die Ehre ihres Volkes werden die deutschen Gelehrten zwar in keinem Punkt opfern, auch nicht um des Friedens oder der Wissenschaft willen.

Professor Dr. Alexius Meinong, Graz:

Indem ich die Verzögerung des Abganges dieser Zeilen im Hinblick auf eine unaufschiebbare Reise in Berufsangelegenheiten zu entschuldigen bitte, versuche ich die an mich gestellten so überaus wichtigen Fragen im folgenden nach bestem Wissen zu beantworten. Ich meine mich dabei übrigens auf eine kurze Darlegung beschränken zu dürfen.

Vor allem scheint mir selbstverständlich, daß nach Friedensschluß die baldigste

Digitized by Google

Wiederherstellung der Voraussetzungen zu internationaler Zusammenarbeit angesichts der natürlichen Aufgaben aller wissenschaftlichen Forschung ein ganz unabweisbares Bedürfnis ist. Diese Aufgaben sind ja im Vergleich mit den zu ihrer Bearbeitung verfügbaren intellektuellen Kräften so unverhältnismäßig groß, daß, soweit die Regelung durch absichtliches Eingreifen hier überhaupt in Frage kommen kann, Arbeitsverschwendung für alle Zeiten durchaus unstatthaft bleibt, mag sie im Leisten der nämlichen Arbeit durch verschiedene Forscher, mag sie im Leisten einer Arbeit unter anderen als den erreichbar günstigsten Vorbedingungen bestehen. Nun wird ja nach dem Kriege sicherlich niemand so verblendet sein, eine fremdländische Literatur etwa grundsätzlich zu ignorieren. Jedermann wird vielmehr nach wie vor sorgfältig darauf bedacht sein, alles in sein Arbeitsthema Einschlägige zur Förderung seiner Arbeit heranzuziehen, mag es eine inländische oder eine ausländische Veröffentlichung sein. Aber wer erfahren hat, wie wenig unter Umständen die Druckschrift den persönlichen, und wäre es auch nur brieflichen Verkehr mit dem Autor zu ersetzen imstande ist, der kann nicht daran zweifeln, daß dem vor dem Kriege immer deutlicher zur Geltung gelangten Zuge nach persönlicher Fühlung zwischen den Arbeitsgenossen und nach Organisation ihrer Interessengemeinschaft nur zum größten Schaden der Sache entgegengearbeitet werden könnte. Solchem Ziele tritt nun aber die Berücksichtigung eines Umstandes an die Seite, in dem wohl noch Höherstehendes zur Geltung kommt als bloße Nützlichkeit. Dem Kriege, der so vieles an schlummernden ethischen Kräften zur Entfaltung bringt, hat man doch mit Recht auch den Vorwurf gemacht, daß er die Menschen verwildere, und im „c'est la guerre" eine Formel gefunden, manches an solcher Verwilderung als unvermeidlich zu dulden. Aber solche Toleranz hat doch jederzeit höchstens den Kämpfenden gegolten, den Nichtkämpfern aber natürlich um so weniger, je gebildeter sie sind. Als eine solche Verwilderung nun und zwar als eine höchst bedauerliche müßte es bezeichnet werden, wenn in unseren Tagen ein Grundsatz einigermaßen in Vergessenheit geraten sollte, dessen allmähliges Durchdringen wohl in besonderem Maße als Anzeichen fortschreitender Bildung im besten Wortsinne hat betrachtet werden dürfen. Ich meine den Satz, daß zwar, wenn es sein muß, Völker gegen Völker, Staaten gegen Staaten Krieg *führen*, niemals aber einzelne Menschen gegen einzelne Menschen. Der im Feindeslande Zurückgebliebene, der Kriegsgefangene, ist kein Feind; und wer die Feindschaft der Völker oder Staaten den Einzelnen entgelten läßt, mag damit recht natürlichen Instinkten nachgeben, aber sicher nicht höherstehenden, als die jener Machthaber waren, die einst dem Überbringer übler Botschaft ihren Unwillen an Leib und Leben spüren ließen. Nun ist aller wissenschaftliche Verkehr, mag er sich auch noch so international ausgestalten, doch immer nur ein Verkehr zwischen Mensch und Mensch. Ihn während eines Krieges nicht fort-

Digitized by Google

zuführen, ist durch äußere Gründe geboten. Aber ich glaube nicht, daß man das Gefühl dafür verlieren darf, daß man bei solcher Unterbrechung bloß äußerem Zwange folgt. Und ist der Friede wiederhergestellt, dann sollte es wahrhaft Gebildeten nicht schwer fallen, Formen wissenschaftlichen Verkehres zu finden, unter denen man über das hinauskommen kann, was nun einmal jeder Krieg jedem Beteiligten zu vergeben und zu vergessen aufgibt.

Ob ich hiermit nur meiner persönlichen Auffassung Ausdruck gebe oder der Stimmung weiterer Kreise? Ich zweifle nicht, daß jeder, der deutsch denkt und fühlt, nach ausreichender Überlegung zu demselben Ergebnis kommen wird. Daß mancher innere Widerstand zu überwinden ist, ehe sich jeder von uns vorbehaltlos zu diesem Urteil und seinen Konsequenzen bekennt, dafür haben freilich, wie wir die Dinge sehen, unsere Feinde mehr als ausreichend gesorgt. Aber es ist niemals deutsche Art gewesen, unsere politischen Feinde dauernd auch persönlich zu hassen, und auch das jüngste Stück Weltgeschichte wird an dieser unserer nationalen Eigenart nichts ändern können, wie immer man sie übrigens einschätzen mag. Nur Eines müßte vorausgesetzt werden dürfen: die Bereitwilligkeit, deren Mangel ich allerdings für ein Zeichen ethischer Unkultur nehmen würde, müßte eine gegenseitige sein. Es wird mich keine Überwindung kosten, einen Fremden zuerst zu grüßen, auch wenn ich keinen Grund habe, mich für geringer zu halten als ihn. Mit dem Gegrüßten aber, wenn er den Gruß nicht erwidert oder ihn gar ablehnt, noch weiter verkehren zu wollen, das kann keine Ethik von mir verlangen. Es liegen bekanntlich Äußerungen vor, die es unerläßlich machen, dies ausdrücklich zu erklären. Es ist also leider sehr wohl möglich, daß Einsicht und guter Wille auch nach dem Kriege gegenüber Übelwollen und Mangel an ethischer Bildung nicht sogleich und überall zur Geltung zu kommen vermag. Dann wird eben für uns nichts übrig bleiben, als zu warten, bis auch die Rückständigen sich jenes Verhaltens besinnen, das am Ende doch das einzig Ersprießliche und das einzig Menschenwürdige ist.

Wie immer es aber auch kommen mag, jedenfalls wird man den wahrhaft Neutralen, d. h. nach beiden Seiten hin wahrhaft wohlwollenden Staatswesen und Völkern es nicht genug Dank wissen können, wenn sie sich nicht nur fähig und bereit gezeigt haben, manche Härten dieses Krieges zu mildern, sondern auch mit Erfolg bemüht bleiben, durch Umfragen wie die gegenwärtige das Interesse der Allgemeinheit dem Schicksale unserer höchsten Kulturgüter auch nach dem Kriege zuzuwenden. In die Hände dieser wirklich Uneigennützigen und wirklich Wohlwollenden wird dann naturgemäß auch am besten die Aufgabe zu legen sein, die Wiederherstellung altbewährter Beziehungen neu anzubahnen.

Hofrat Dr. Strzygowski, Wien:

In Beantwortung Ihrer Frage nach den voraussichtlichen Folgen des Krie-

Digitized by Google

ges für die internationale Zusammenarbeit auf dem Gebiete der Kultur muß ich zunächst daran erinnern, daß die Verbindungen zur Förderung geistiger Interessen, von denen Sie sprechen, auf keiner tiefgreifenden und machtvollen Organisation begründet waren. Oder kann vielleicht die Assoziation der Akademien dafür gelten? Ich für meine Person empfinde die Ohnmacht, zu der die Wissenschaft seit Ausbruch des Krieges verurteilt ist, sehr schwer. Findet man überdies nicht gerade unter den Männern der geistigen Arbeit die größten chauvinistischen Hetzer? Ich meine, Bestrebungen auf dem Gebiete der Kultur sollten zuerst einmal da Wandel schaffen.

Was mir vorschwebt, ist fast das gerade Gegenteil der alten, wie sich zeigt, auf den Schein gegründeten Verbindungen. Zuerst die Regeneration im eigenen Lande, dann der Weg von Land zu Land. Eine engere Fühlungnahme mit den Forderungen des staatlichen Lebens, ein Eintreten des forschenden Fachmannes an Stelle der Juristen und Bureaukraten in die Ministerien muß gefordert werden. Auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften wird da freilich vorerst eine radikale Änderung einzutreten haben. Wir wühlten bisher zuviel im Antiquarischen. Des historischen Denkens können wir freilich nicht entraten; aber an erster Stelle sollte doch die systematische, von den Forderungen des umgebenden Lebens ausgehende Forschung treten. Das Ganze der Kultur vor Augen sollten wir Spezialisten in diesem Rahmen — nicht mehr im philologisch-historischen Sinne werden. Für mein Fach, die Forschung über bildende Kunst, bitte ich den Aufsatz über das Kunsthistorische Institut der Wiener Universität in den „Geisteswissenschaften", Bd. I (vgl. Zeitschrift für bildende Kunst, Bd. L) zu lesen. Die Begründung solcher Forschungsinstitute, die von den Hochschulen nur den auf wissenschaftliche Arbeit gerichteten Nachwuchs zu übernehmen hätten, wäre für den vollen Umkreis der Kulturfubstanzen notwendig. Der Forscher dieser Art wird mit dem Leben mehr Fühlung haben als der bisherige Gelehrtentypus. Er wird auch mehr Einfluß auf das Geschehen und die Entschlüsse seiner Zeit gewinnen können. Und was den internationalen Verkehr anbelangt, so dürfte durch diese Art von Kulturforschern sehr bald ein reger Wetteifer gezeitigt werden, der nicht nur der Wissenschaft und den führenden Persönlichkeiten, sondern in erster Linie dem Staate zugute kommt, vielleicht auch mit der Zeit zu einer Vereinheitlichung führt, wenn man erst erkennt, daß die sachlichen Ziele schließlich überall die gleichen sind.

Professor Dr. Clemens Freiherr von Pirquet, Wien.

So viel Häßliches ist in diesem Kriege schon gesagt und geschrieben worden, daß es scheinen könnte, als sollten die Bande, mit denen Kultur und Fortschritt die Völker aneinanderfesselten, gänzlich durchschnitten sein. Ich glaube nicht, daß ein solches Programm zur Ausführung kommen kann.

Digitized by Google

Irgend ein Stand muß die Vermittlung wieder aufnehmen, und dazu erscheinen mir der Journalist und der Arzt zu allererst geeignet.

Der ärztliche Stand hat mitten im Kriege, hüben und drüben, den Kopf so ziemlich klar behalten. Wir Ärzte haben in dem verwundeten Feinde doch immer nur den Patienten gesehen, und auch, wenn uns das Herz bei den Leiden unserer Brüder manchmal durchgehen wollte, hat keiner von uns den traurigen Mut gehabt, es dem kranken Gegner entgelten zu lassen. Wir Ärzte der ganzen Welt sind eben durch ein starkes, unlösliches Band miteinander verbunden, durch einen Krieg, der sich aber nicht gegen Mitmenschen richtet, sondern gegen einen gemeinsamen Feind der Menschheit; gegen die Krankheit.

Gegen diesen internationalen Feind verwenden wir alle Mittel, die uns geeignet erscheinen, gleichviel, in welchem politischen Staatsgebilde sie erfunden wurden, und wir werden das auch weiterhin tun. Wie könnte die Medizin ohne einen internationalen Austausch bestehen? Stellen wir uns vor, daß aus nationaler Gehässigkeit die Lehren Jenners, Pasteurs, Kochs in den Wind geschlagen würden. In allen Ländern würde das Lehrgebäude der Medizin zusammenfallen, wenn man die fremden Grundsteine davon entfernen wollte. Und wenn die Staaten für die Zukunft chinesische Mauern zwischen sich ziehen wollten, so könnten wohl wir Zentralstaaten das noch am ehesten aushalten. Aber die weniger produktiven Nationen wie Rußland, Japan, Serbien, würden durch ein Einfuhrverbot feindlicher medizinischer Ideen so schwer getroffen werden, daß jeder gewissenhafte Arzt zum Schmuggel greifen würde, um seinen eigenen Brüdern Hilfe zu bringen.

Wie ist es geschehen, daß der ärztliche Beruf in allen Ländern zu einer Auffassung geführt hat, die uns weit hinaussetzt über die Gegensätze des Kapitalismus, der Politik, des übertriebenen Chauvinismus, wie ist es geschehen, daß seine Geistesarbeit auf Bahnen gelenkt worden ist, durch die seine Fortschritte auch den weitestabliegenden Menschenkindern, dem grausamsten Kosaken, dem schwärzesten Senegalneger zugute kommen? Weil sich der ärztliche Stand über die Periode des Scharlatanerie hinausentwickelt hat. Vor fünfhundert, ja noch vor zweihundert Jahren, waren die Ärzte Kurpfuscher, nicht bestrebt, die Krankheiten zu verhüten, sondern nur darauf bedacht, aus der Reparatur einer Lebensmaschine möglichst viel herauszuschlagen, ängstlich bemüht, die eigenen Erfahrungen geheim zu halten, um keinem Konkurrenten die Kenntnisse und Mittel zu verraten, die diesen Vorteile brachten. Was uns aus dieser Periode hinausgeführt hat, war das Streben nach der Wahrheit und die gegenseitige Mitteilung der Wahrheit: der Geist der Wissenschaft, der Geist der Universität. Jeder von uns erhält erst sein Diplom, wenn er die Universitätsstudien absolviert hat; nicht die Prüfungen machen den Arzt, nicht die scheiden

Digitized by Google

ihn vom Kurpfuscher, sondern der Drang nach der wissenschaftlichen Wahrheit, den der Arzt während seiner Studienzeit in sich aufgenommen hat.

Und damit komme ich zu dem anderen Stande, von dem ich den Einfluß auf die Wiederherstellung der internationalen Beziehungen nach dem Weltkriege erhoffe, zum Stande der Journalisten. Dieser Stand steckt zum großen Teile noch in der von uns überwundenen Entwicklungsperiode, in der Scharlatanerie. Gerade so wie die menschliche Gesellschaft fähig war, sich statt der Kurpfuscher Ärzte zu erziehen, könnte sie auch statt der derzeitigen Zeitungsschreiber eine neue Generation von Journalisten schaffen: durch die Schulung zur wissenschaftlichen Wahrheit. Ich glaube, daß sich dieses Ziel ebenso, wie in der Medizin, durch die Forderung eines bestimmten Studienganges an den Stätten wissenschaftlicher Forschung erzielen ließe. Wenn der Staat von denjenigen Schulung und Reife fordert, denen er das leibliche Wohl seiner Bürger anvertrauen will, warum soll er da nicht auch von jenen Männern eine hohe Bildungsgrundlage verlangen, denen er die geistige Ernährung seiner Untertanen überläßt. Diese Bildung darf allerdings nicht im Auswendiglernen von menschlichen Gesetzen, von historischen Daten, nicht in der Aneignung einer rhetorischen Rabulistik gesucht werden, sondern in dem wirklichen theoretischen und praktischen Eindringen in naturwissenschaftliche und nationalökonomische Forschungen. Der Staat wird sich dadurch Männer von Wahrheitsliebe und Verantwortungsgefühl erziehen, und auch die Schwachen unter ihnen wird die Rücksicht auf die Achtung ihrer Standesgenossen auf dem rechten Wege bewahren. Ein Arzt, der eine schwindelhafte Arbeit liefert, wird von seinem Stande desavouiert. Für sehr viele Journalisten aber gilt heute ein packender Schwindelbericht als ein guter Trick, und sie vergessen, daß sie damit wohl einen augenblicklichen Gewinn einheimsen, aber dem allgemeinen Wohle und ihrem eigenen Stande Schaden bringen. Die Presse muß frei von den Kurpfuschern werden, dann wird der Beruf des Journalisten, wie heute der ärztliche Beruf, nicht nur eine gesicherte Lebensstellung bedeuten, sondern auch die allgemeine Achtung genießen.

Warum ich diese Ideen gerade nach Schweden schreibe? Weil ich glaube, daß Schweden sehr gut mit dieser Reform des Journalismus den Anfang machen könnte. Ihr Staat hat sich mit keiner der großen Parteien verfeindet, er genießt überall Vertrauen und er würde nach wenigen Jahren die Genugtuung erleben, daß alle Welt seinem Beispiele folgt. Es wird in der ganzen Welt in die Mode kommen, in den Zeitungen die exakte Wahrheit zu schreiben, jede unsichere Nachricht als unsicher zu kennzeichnen und nicht aufzubauschen.

Der erste Staat, der diese Reformen einführt, wird der Führer in der Mode sein, die unbedingt nach dem Kriege kommen muß, denn, nachdem die Welt durch so viel Blut, Elend und Schmutz gewatet ist, wird die Idee einer höheren Menschenbestimmung auf alle übergreifen. Alle werden erkennen, daß für die

Digitized by Google

Leiden, die der Krieg gebracht hat, nicht Blutgier und Rachegelüste entschädigen können, sondern nur der Gedanke, daß ein so entsetzliches Spiel sich nicht wiederholen darf, und daß sich die Menschheit anderen höheren Zielen zuwenden muß.

Darum appelliere ich an die Ärzte: Laßt euch durch den Krieg nicht in der gemeinsamen Arbeit beirren! Wir haben noch so viele allgemeine Feinde der gesamten Menschheit zu bekämpfen! Wenn sich einmal eine internationale sanitäre Gesetzgebung über die ganze Erde spannt, können wir die ärgsten Plagen des Menschengeschlechtes: Tuberkulose, Syphilis, Gonorrhöe in wenigen Jahren niederringen.

Und ich appelliere an die Journalisten: Schreibt keine Zeile mehr, die den Haß schürt! Bedenket, daß der Krieg nicht ewig dauern wird, und daß darnach die allgemeinen kulturellen Ideale wieder zur Geltung kommen werden. Merzet die Käuflichen und Schwachen unter euch aus, merzet die Schwätzer aus und strebt dahin, unter die Männer der exakten Wissenschaft aufgenommen zu werden.

Wie es das höchste Ziel des Arztes ist, die Krankheit zu verhüten, so sollte es euer höchstes Ziel sein, die Menschheit wieder zur gemeinsamen Kulturarbeit zurückzuführen!

Endlich hat auch Thomas Mann eine sehr ausführliche und inhaltsschwere Antwort gesandt, deren Wortlaut im Juniheft der „Neuen Rundschau", sowie in „Friedrich und die große Koalition" (S. Fischer) wiedergegeben wurde.

Stockholm. E. P. Enewald.

Unsre eigene Ansicht über die von Svenska Dagbladet aufgeworfene Frage können wir nicht besser ausdrücken, als mit einigen Sätzen aus dem Vorworte Eduard Meyers zur Volksausgabe seines „England" (Cotta, gebunden M 1.80): „Nur in den Kreisen der höchsten geistigen Bildung und gerade unter den akademischen Lehrern, gibt es noch manche, die noch immer nicht begreifen können, daß sich mit dem Ausbruch des Krieges die Weltlage total umgewandelt hat, wie kaum je zuvor im Verlauf der Weltgeschichte, daß sie von Grund aus umlernen müssen, und daß zahlreiche Ideale, an die wir vorher geglaubt haben, damit vernichtet und begraben sind. Hier erheben sich immer noch wieder Stimmen, welche einer Versöhnungspolitik das Wort reden, welche glauben, daß Deutschland sich beim Frieden mit dem Bewußtsein begnügen könne, einer Welt in Waffen siegreich getrotzt zu haben, daß es edelmütig auf alle weiteren Errungenschaften verzichten und aufs neue in die alten Bahnen einer Verbrüderung der Nationen zurücklenken solle; ja es gibt Gelehrte in sehr einflußreichen Stellungen, die den Moment kaum erwarten können, wo sie den Kollegen in Feindesland gerührt in die Arme sinken und die zerrissenen Organisationen der „internationalen" Wissenschaft wieder ins Leben rufen können. Wer so denkt, zeigt nur, daß er die Fähigkeit verloren hat, aus der Vergangenheit zu lernen und den gewaltigen Ernst der Situation zu erfassen; ein solches Verhalten erinnert an die Feldherren der Koalitionskriege und die preußischen Heerführer von 1806, welche die totale Umwandlung der Kriegführung und der Politik nicht begriffen und des Glaubens waren, Napoleon mit den Mitteln der alten Strategie und Politik besiegen zu können. Würde unser Volk diesen Stimmen folgen, so würde es trotz aller Siege freiwillig seine vitalsten Interessen und damit seine Zukunft preisgeben, und die unermeßlichen Opfer an edelstem Blut und hoffnungsvoller geistiger Kraft, die der Krieg uns auferlegt hat und immer weiter auferlegt, wären umsonst gebracht."

Digitized by Google

Die französische Anklageschrift gegen Deutschland.

Eine Charakteristik von Spectator Novus.

Parturiunt montes—nascitur ridiculus mus! Dieser alte Spruch kam mir in den Sinn, als ich die Lektüre des Buches: La guerre allemande et le catholicisme, beendigt hatte. Als es vor mehreren Monaten angekündigt wurde, schien es, als werde das „Comité catholique de propagation française à l'étranger", das sich rühmte, neben Kirchenfürsten, Senatoren, Deputierten und Publizisten in einer Reihe von Mitgliedern der Académie Française die „élite de la pensée française" zu umfassen, einen vernichtenden Schlag gegen Deutschland führen. Die Liste dieser stolzen Namen steht nun allerdings gedruckt auf dem Umschlag des Buches[1]); die Inhaltsangabe desselben bereitet aber dem Leser schon eine erste Enttäuschung; denn von den 43 Persönlichkeiten, die das Komitee bilden, sind in dem Buche selbst nur 6 vertreten. Sieht man näher zu, so scheidet die Hälfte nochmals aus; denn die zwei Bischöfe, Msgr. Turinaz von Nancy und Msgr. Lobbedey von Arras haben keinen Beitrag zu dem Buche geliefert, sondern dieses bringt nur Auszüge aus ihren Hirtenbriefen. Die Mitarbeit des dritten Kirchenfürsten, des Kardinal-Erzbischofes Amette von Paris, der in Frankreich selbst nicht zur „élite de la pensée française" gezählt wird, beschränkt sich auf einen ganz kurzen Brief ohne Adresse an der Spitze des Buches, worin er den Inhalt desselben den „Brüdern des Auslandes" zur Beachtung empfiehlt mit der Versicherung, daß die verschiedenen Kapitel desselben von Männern geschrieben seien, deren Orthodoxie und Kirchentreue in Verbindung mit einer undiskutierbaren Kompetenz und sicheren Orientierung allen Glauben verdiene. Die Académie française glänzt durch vollständige Abwesenheit, ebenso wie die

[1]) Hier die Liste dieser Namen: Ehrenpräsidenten die Kardinäle Luçon von Rheims und Amette von Paris. Direktor des Komitees Msgr. Baudrillart, Rektor des Institut catholique von Paris. Mitglieder: die Bischöfe Turinaz von Nancy, Foucault von Saint-Dié, Ginisty von Verdun, Dizien von Amiens, Lobbedey von Arras, Péchenard von Soissons, Marbeau von Meaux, Tissier von Châlons; Le Roy, Bischof von Alinda, Generalsuperior der Väter vom Hl. Geist. — Von der Académie Française die Herren Et. Lamy, ständiger Sekretär, Graf d'Haussonville, Paul Bourget, Marquis de Vogüé, René Bazin, René Doumic, Denys Cochin, Pierre de la Gorce. — Der Pater Scheil, von der Académie des Inscriptions et Belles-Lettres; Ed. Branly, von der Académie des sciences; Ch. Widor, ständiger Sekretär der Académie des Beaux-Arts; Graf de Franqueville, von der Académie des sciences morales et politiques. — Die Senatoren Admiral de la Jaille, de Lamarzelle, de Las Cases, Jenouvrier. — Die Deputierten Ballande, Graf Ferri de Ludre, de Gailhard-Bancel, Groussau, de Lavrignais, Lerolle. — A. Mithouard, Präsident des Gemeinderates von Paris; P. Chéreſt, Président du Conseil général de la Seine; Aucoc, Vicepréſident du Conseil général, Mitglied der Handelskammer. — Geoffroy de Grandmaison, Präsident der Société bibliographique; Der Pater Janvier, Aumônier de la corporation des publicistes chrétiens; Herr Pater Dudon, Publizist; Georges Goyau, Publizist; L. de Lanzac de Laborie, Publizist; François Veuillot, Publizist.

Digitized by Google

Vertreter des Senats und der Kammer. Nur zwei Publizisten aus dem Komitee, Georges Goyau und François Veuillot, lassen sich in dem Buche hören nebst dem Direktor des Komitees, Msgr. Baudrillart, Generalvikar von Paris und Rektor der katholischen Universität von Paris. Der Hauptinhalt des Buches stammt somit von ganz anderen Autoren als nach der Ankündigung zu erwarten war. Er verteilt sich auf die Domherren von Paris, B. Gaudeau, Couget Ardant, deren Namen wohl den allermeisten „Brüdern des Auslandes" bisher unbekannt waren, und auf einen Missionar, der ihnen seinen Namen vorenthält.

Diese erste Enttäuschung, die das Buch mir brachte, war indes noch lange nicht die letzte. Die Rücksicht auf die ins Auge gefaßten Leser hätte verlangt, daß das Komitee, falls es sich nur in einem minimalen Prozentsatz an dem Buche aktiv beteiligen wollte, wenigstens dafür Sorge trage, daß die Ausführung der Ankündigung des Projektes entspreche. Diese Sorge scheint ihm aber recht fern gelegen zu haben; denn beide verhalten sich zu einander wie — ein Maulwurfshügel zu einem Alpenriesen!

Inhaltlich zerfällt das Buch in zwei Teile, von denen der erste der wichtigere ist, weil dieser die Anklagen gegen Deutschland enthält. Er besteht aus drei Aufsätzen, von denen der erste es unternimmt, die christlichen Gesetze des Krieges zu formulieren und den Nachweis zu erbringen, daß Deutschland nicht bloß diese Gesetze verletze, sondern eine ganz und gar antichristliche Kriegsidee theoretisch und praktisch vertrete (S. 1—30). Sehen wir zu, wie der Verfasser dieses Aufsatzes, der Domherr Gaudeau, sich seiner Aufgabe entledigt.

In der Darstellung der christlichen Gesetze des Krieges erhebt er nicht den Anspruch, eigenes zu bieten; er ist ganz und gar abhängig von anderen Autoren, insbesondere von den Verfassern des Sammelbuches „L'Église et la guerre", das bezeichnenderweise im Jahre 1913 in Paris erschien, sowie von einer Reihe von französischen und italienischen Zeitschriftenartikeln, die im Verlaufe der ersten Monate des Krieges geschrieben wurden. Man braucht nun gar nicht zu den „lateinischen Brüdern" (S. 30), an die der Verfasser sich wendet, zu gehören, um die christlichen Gesetze des Krieges, wie sie hier formuliert werden, anzuerkennen. Der Krieg muß gerecht sein; er muß mit Ehrlichkeit und unter Beachtung der Gebote der Menschlichkeit geführt werden: das ist der langen, mit lateinischen Zitaten aus Thomas von Aquin und mit Seitenhieben gegen den deutschen Jesuiten Lehmkuhl gespickten Ausführungen des Verfassers kurzer Sinn. Worauf man gespannt sein konnte, das war zu sehen, wie er den Beweis erbringen würde, daß Frankreich diese christlichen Gesetze gewissenhaft beobachte, Deutschland aber sie verletze. Dieser doppelte Beweis war doch zu erbringen, wenn vom Standpunkte der christlichen Gesetze des Krieges eine gerechte Anklage gegen Deutschland erhoben werden konnte. Der

Digitized by Google

erste Beweis fehlt nun vollständig; der Herr Domherr hat offenbar gar nicht die Verpflichtung gefühlt, daß er ihn zu erbringen habe. Der Mann, der zu Beginn seines Aufsatzes versichert, er werde sich bemühen, streng unparteiisch zu sein (S. 1), stellt an die Spitze des Abschnittes über die den christlichen Gesetzen entgegengesetzten deutschen Handlungen und Theorien den Satz: „Daß Deutschland für den Krieg verantwortlich ist, das ist für den gesunden Menschenverstand eine Selbstverständlichkeit, die durch kein Sophisma, keine Lüge verdunkelt werden kann" (S. 21). Damit überhebt er sich selbstverständlich der Notwendigkeit, den Beweis dafür erbringen zu müssen; denn seine Behauptungen, das Attentat von Serajewo sei nur ein Vorwand gewesen, Serbien habe in Wirklichkeit Österreich gegenüber alles zugestanden, was dieses von ihm verlangte, weder Frankreich, noch Rußland, noch England hätten den Krieg gewollt, sie seien ja auch gar nicht kriegsbereit gewesen (S. 21 f.), können nicht den Anspruch erheben, als Beweise bewertet zu werden. Nach dem, was Italien inzwischen getan hat, wird der Domherr Gaudeau den Umstand, daß Italien nicht mit Deutschland und Österreich marschierte, selbst nicht mehr als einen Beweis für Deutschlands Schuld am Krieg „klarer als die Sonne" (S. 22), gelten lassen wollen.

Ebenso rasch ist er mit dem Beweis fertig, daß Deutschland in dem von ihm angezettelten Kriege die christlichen Gesetze des Krieges verletze; er begnügt sich mit einem Hinweis auf den Beitrag von François Veuillot, der keinen Zweifel darüber bestehen lasse (S. 25). Den Beweis für die Behauptung, Deutschland habe einen neuen Kriegsbegriff aufgestellt, der nichts anderes sei, als die „guerre de proie, d'injustice, guerre de mensonge, de cruauté, d'impiété" (S. 25 f.), glaubt er mit folgender Argumentation erbracht zu haben: „Der moderne deutsche Gedanke unterdrückt die Idee selbst der Gerechtigkeit und der Moral, denn das moralische Gesetz ist nichts, wenn es nicht objektiv und absolut ist, der deutsche Gedanke anerkennt aber nichts Objektives und nichts Absolutes. Seit Luther in religiöser, seit Kant und Hegel in philosophischer, seit Fichte in nationaler, seit Bismarck in militärischer Beziehung (und alle Glieder dieser Progression bilden eine unerbittliche logische Kette), anerkennt das deutsche Ich in der Welt keine objektive und absolute Regel, weder eine religiöse, noch eine moralische, noch eine rechtliche. Das ist wortwörtlich wahr und das führt den Begriff eines Kriegsrechtes ein, das absolut neu ist und dessen ungeheuerliche Konsequenzen wir zu erleiden haben (S. 25[1]). Aus dieser Argumentation zieht er dann die Konsequenz, die alle „lateinischen Brüder" in Schrecken versetzen muß: „Die wahre Gefahr für die Kirche liegt in Deutschland, weil der eigentliche Herd des intellektuellen Atheismus und infolgedessen des sozialen, oder besser gesagt, des antisozialen Anarchismus in Deutschland liegt, und das sind die zwei Gefahren des morgigen Tages

Digitized by Google

für die Kirche und die zivilisierte Welt. Was in diesem entsetzlichen Kriege auf dem Spiele steht, das ist nicht die Verlegung der Grenzen um einige hundert Kilometer zugunsten dieser oder jener Nation, das ist nicht der Verlust oder der Gewinn der politischen, wirtschaftlichen oder maritimen Hegemonie, das ist nicht die Änderung der Karte Europas oder der Welt, das ist nicht einmal (mein Gott, du siehst mit welchem Herzklopfen in meiner Feder ich diese Worte niederschreibe) das Leben oder der Untergang einer Nation, sondern das Reich Gottes in den Seelen; denn es ist entweder die Wiederherstellung oder die Zerstörung des Absoluten in der menschlichen Vernunft. Nun ist es aber der moderne deutsche Gedanke, der, identifiziert mit der brutalen Macht des Pangermanismus, das Absolute in der menschlichen Vernunft zugrunde richtet" (S. 28 f.). Das kann nicht wundernehmen; denn Deutschland stellt ja einen neuen Gott auf, der nichts anderes ist als das vergöttlichte Deutschland selbst. Man höre und staune: „Recht, Moral, Gerechtigkeit, Gesetz, Ideal, Gott, Religion, Christentum: der deutsche Gedanke wiederholt alle diese Wörter, er behält diese ganze Fassade bei; aber diese Wörter sind nur ein eitles Symbol des deutschen Ich; diese Fassade verbirgt nur das vergöttlichte deutsche Ich. Der „alte Gott", den Wilhelm II. anruft, ist in Wirklichkeit das vergöttlichte Deutschland" (S. 25[1]).

Damit sind die Untaten Deutschlands aber noch nicht erschöpft; es ist auch schuld an der religiösen Mißlage Frankreichs selbst: „Der menschlichen Vernunft muß die Erkenntnis Gottes, des wirklichen, persönlichen Gottes und Weltschöpfers zurückgegeben werden, dessen Existenz das katholische Dogma heute allein unter allen religiösen Lehren zu behaupten und zu beweisen wagt. Das große Hindernis gegen dieses unentbehrliche Werk, das ist aber der moderne deutsche Gedanke, der die Welt mit fataler Notwendigkeit zum pantheistischen Atheismus und zur sozialen Anarchie führt. Ihr, die ihr in Eurer Umgebung den Verlust des Glaubens in den Seelen beklagt, geht der Sache auf den Grund: immer, immer werdet ihr finden, daß das Übel von der deutschen Philosophie kommt. Zieht doch daraus die entsprechende Schlußfolgerung" (S. 28[1]).

Ich kann auf Grund dieser maßlosen Polemik nur die Schlußfolgerung ziehen, daß eine Diskussion mit einem Manne, der derartige Behauptungen aufstellt, vollständig zwecklos wäre. Selbst wenn sie einen Zweck hätte, müßte ich es ablehnen, mich mit ihm in eine solche Diskussion einzulassen, angesichts folgender Äußerung: „Ich wage zu behaupten, auf meine Ehre und mein priesterliches Gewissen und mit einer Überzeugung, die durch ein ganzes, dem Studium gewidmetes Leben zur Reife gebracht wurde, daß Deutschland lügt, wenn es versucht, den Katholiken der neutralen Länder den Glauben beizubringen, sein Sieg wäre der Sieg der Religion und der Ordnung, der

Digitized by Google

Sieg Frankreichs hingegen der Triumph des Unglaubens und der Anarchie. Deutschland lügt; die wahren Feinde der Kirche Jesu Christi, Gottes, die „Wissenden", die Dunkelmänner stehen auf seiner Seite" (S. 281). Wer unter Verpfändung seiner Ehre und seines priesterlichen Gewissens ein ganzes großes Volk der Lüge zeiht und sich die Möglichkeit dazu dadurch schafft, daß er ihm lügnerischerweise eine Behauptung unterschiebt, die es nie getan hat, der verwirkt das Recht, als ein ehrlicher Gegner angesehen und behandelt zu werden. Deutschland hat niemals den Versuch gemacht, den Katholiken der neutralen Länder jenen Glauben beizubringen; Kaiser, Reichskanzler und Reichstag haben vielmehr oft genug erklärt, daß Deutschland gezwungen worden sei, diesen Krieg zu führen für seine nationale Existenz und seine politische Selbständigkeit!

Mit dem Domherrn Gaudeau wäre ich fertig, wenn es nicht gälte, dem Leser noch folgende Tirade, mit der er seinen Aufsatz schließt, zur Kenntnis zu bringen: „Mögen somit unsere lateinischen Brüder, unsere auswärtigen Brüder den Austrägern des deutschen Gedankens nicht aufs Wort glauben; uns mögen sie anhören, uns lesen, uns studieren; sie mögen nachdenken, sie mögen beten. Ja! sie mögen für Frankreich ein Gebet an die selige Jeanne d'Arc richten, die zu sagen pflegte: „Gegen Frankreich Krieg führen heißt Gott bekämpfen. Es will mich bedünken, daß sie ihre Meinung noch nicht geändert hat. Das ist die ehrfurchtsvolle und herzliche Bitte, die ich mir erlaube an eine jede Seele zu richten, die diese Seiten lesen wird" (S. 30). Welch ein groteskes Gemisch von salbungsvollen, von Religion triefenden Redensarten, unchristlicher Gesinnung und lächerlicher Anmaßung! Daß Jeanne d'Arc ihre Meinung noch nicht geändert hat, steht mir nicht so fest wie Ihnen, Herr Gaudeau; denn ich kenne ein anderes Wort von ihr, das ihr Ziel, die Engländer aus Frankreich hinauszuwerfen, sehr drastisch ausdrückt, während Sie und Ihre Gesinnungsgenossen die Engländer nach Frankreich gerufen haben! Und es muß mich bedünken, daß die Gerufenen sich nicht beeilen werden, den Boden Frankreichs wieder zu verlassen; sie haben sich ja in Calais und Dünkirchen schon ganz häuslich eingerichtet. Bleiben aber die Engländer in Frankreich, dann können Sie Gift darauf nehmen, daß die selige Jeanne d'Arc ihre Meinung ändern wird!

Doch Spaß beiseite! Das ist also des Pudels Kern! Der gegenwärtige Krieg ist ein Religionskrieg, von Deutschland angezettelt zu dem Zwecke, die katholische Kirche, das Christentum, ja das Reich Gottes auf Erden zu vernichten. So ungeheuerlich diese Behauptung ist und so kläglich der Versuch, sie zu beweisen, Herr Gaudeau hätte sie wohl nicht mit dieser Zuversichtlichkeit aufgestellt, wenn er sich nicht von den zwei einzigen Laien, die an dem Buche beteiligt sind, kräftig unterstützt gesehen hätte. Wie auf François Veuillot, so

Digitized by Google

beruft er sich auch auf Georges Goyau (S. 29). Wie sieht nun die Unterstützung aus, die diese zwei Publizisten der These des Domherrn angedeihen lassen?

Dem ersteren fiel die Aufgabe zu, auf Grund der tatsächlichen Kriegsführung Deutschlands den Beweis zu erbringen, daß der „deutsche" Krieg in Wirklichkeit ein Religionskrieg sei. Er versucht es in dem umfangreichsten Aufsatze des Buches, der den bezeichnenden Titel führt: „La guerre aux églises et aux prêtres" (S. 81—140) und im wesentlichen aus einer Zusammenstellung der Greueltaten (atrocités) besteht, deren sich deutsche Soldaten Kirchengebäuden und kirchlichen Personen, Priestern und Klosterfrauen gegenüber schuldig gemacht haben sollen, deren Charakter daher direkt antireligiös sei (S. 85). Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Zusammenstellung mit ihren suggestiven Untertiteln: Contre les églises. 1. Le Calvaire des églises (S. 87); 2. Leurs procédés de destruction (S. 97); 3. Sacrilèges (S. 101). — Contre les prêtres. 1. A bas le catholicisme! Mort aux prêtres! (S. 104); 2. Mauvais traitements (S. 106); 3. Assassinats (S. 116); 4. Attentats contre les religieuses (S. 121). — Leurs prétextes. 1. Les Églises forteresses (S. 124); 2. Les curés fauteurs de violence? (S. 128); 3. Les prétendues représailles belges et francaises (S. 130), sehr geschickt gemacht und geeignet ist, in den Augen mancher „lateinischen Brüder" des Verfassers Deutschland als das Land unmenschlichster Barbarei erscheinen zu lassen. Nun weiß man aber zur Genüge, welche Unsummen von falschen Berichten die öffentliche Meinung in den ersten Monaten des Krieges irregeführt haben; jeder unparteiische Beobachter weiß auch, wie schwierig es ist, Wahrheit und Dichtung in den Erzählungen reinlich zu scheiden, die aus einer Zeit stammen, die so leidenschaftlich aufgeregt war wie die erste Kriegszeit.

Herr François Veuillot hätte sich ein namhaftes Verdienst erworben, wenn er diese reinliche Scheidung versucht hätte. Zu diesem Versuche war er übrigens verpflichtet, sobald er sich auf eine in die Einzelheiten gehende Schilderung der sog. deutschen Kriegsgreuel einließ. Diese Pflicht legte ihm die elementarste Rücksicht auf die Aufgabe eines unparteiischen Berichterstatters auf; diese Pflicht mußte ihm aber besonders heilig sein, wenn er im Namen der Katholiken Frankreichs sich an die Brüder des Auslandes richtete, um diese wahrheitsgemäß zu unterrichten. Liest man nun aber seine breite Darstellung aller dieser Greueltaten, so entdeckt man nicht die leiseste Spur davon, daß er sich dieser Pflicht bewußt geworden sei. Er muß sich daher auch sagen lassen, daß seine Studie jeden Quellenwertes entbehrt. Er selbst hat keine einzige dieser vielen Greueltaten gesehen; er entnimmt sie den sattsam bekannten Schilderungen von Feindesseite, ohne auch nur ein einziges Mal den Grundsatz zu beobachten: audiatur et altera pars.

Digitized by Google

Was aber seiner Darstellung vollends allen Wert nimmt — selbst zugestanden, was jeder Zeitgenosse zugestehen muß, daß im Kriege vereinzelte Kriegsgreuel vorkommen müssen und tatsächlich vorgekommen sind auf deutscher wie auf gegnerischer Seite —, das ist die offene Tendenz, mit Hilfe so vieler Greueltaten als möglich die These des Pariser Domherrn von dem Charakter des Krieges als eines Religionskrieges zu erhärten. Diese Tendenz bekundet er in unzweideutiger Weise gleich zu Beginn seiner Darstellung, wo er sich zu der Ansicht des Bischofs von Nancy bekennt, der Krieg führe notwendig zur „Zerstörung der katholischen Kirche, ihrer Autorität und ihrer Lehren, ja noch mehr, zur Zerstörung aller Religion" (S. 81). Und am Ende seiner Schilderung erklärt er ausdrücklich: „Msgr. Turinaz hat also recht, wenn er behauptet, daß der deutsche Krieg schnurstracks dazu führt, nicht bloß die katholische Kirche, ihre Autorität und ihre Lehren zu zerstören, sondern auch alle Gesetze, alle Rechte, alle Sittlichkeit, alle Grundsätze, von denen die gesamte Menschheit lebt, zu vernichten" (S. 140). Von sich aus fügt er noch hinzu: „Und wenn unsere Gegner, indem sie Gottes Schutz über ihre Waffen herabrufen, es wagen, ihre Barbareien, die sich nicht einmal mit der Würde des Menschen vertragen, mit der Autorität Gottes zu decken, so krönen sie nur ihr antireligiöses Werk mit einer letzten Verhöhnung des Urhebers der Religion" (S. 140).

Es fällt schwer, einen Mann, der derartige Extravaganzen schreibt und unterschreibt, überhaupt ernst zu nehmen, und ich zweifle stark daran, daß die einsichtigen „lateinischen Brüder" desselben, trotz aller Voreingenommenheit des Auslandes gegen Deutschland, deren tagtägliche Zeugen wir sind, sich zu einer solchen Ungeheuerlichkeit in der Bewertung des Krieges werden hinreißen lassen. Es gehört in der Tat keine geringe Verblendung dazu, dem gegenwärtigen Krieg den Stempel des Religionskrieges aufdrücken zu wollen. Die Religion spielt allerdings eine Rolle in demselben; diese Rolle ist aber, abgesehen von der Tätigkeit des Roten Kreuzes, abgesehen insbesondere von der zutiefst auf religiösen Motiven beruhenden Sorge für Verwundete, Kranke und Gefangene, die gerade das deutsche Sanitätspersonal betätigt, eine durchaus negative! Was dem gegenwärtigen Krieg, je länger desto schärfer, den Charakter eines Kampfes auf Leben und Tod aufprägt, und zwar für sämtliche Nationen, die an ihm beteiligt sind, das ist ja gerade der Mangel an Religion, das heißt, das durch sämtliche Verhältnisse unserer Gegenwart bedingte Zurücktreten jenes heilsamen Einflusses, den die christliche Religion auf die Milderung, wenn nicht auf die Versöhnung der Gegensätze ausüben sollte, die zwischen den einzelnen Nationen, die sich zu ihr bekennen, im Wettbewerb um die realen Güter der Welt immer wieder entstehen! Nun wird mir aber jeder unparteiische Leser zustimmen, wenn ich behaupte, daß keine dieser Nationen den Einfluß der Religion auf das öffentliche Leben stärker

Digitized by Google

zurückgedrängt hat als Frankreich. Die jüngste Geschichte der dritten Republik erweist sich ja als vollkommen beherrscht durch den „gewalttätigen und brutalen Antiklerikalismus", dessen Konstatierung sogar der Feder des chauvinistischen Pariser Domherrn Gaudeau entschlüpft ist![1])

Der Evidenz zum Trotze will aber das Komitee, das hinter diesem Buche steht, dies nicht wahr haben. Nicht Frankreich ist der Gegner der katholischen Kirche, des Christentums, der Religion, Gottes selbst, sondern Deutschland: das ist das Um und Auf des Aufsatzes, den der Publizist Georges Goyau zu dem Buche beigesteuert hat. „Es tut mir weh, daß ich dich in dieser Gesellschaft sehe": von Georges Goyau konnte man anderes erwarten, als das, was er auf den Seiten 30—46 über die „Culture germanique et le catholicisme" zum Besten gibt. Herr Goyau kennt Deutschland; er hat es bereist und hat sich durch seine historischen Arbeiten im katholischen Deutschland viele Sympathien erworben. Beim Niederschreiben dieses Aufsatzes hat aber der Schwiegersohn des ehemaligen Präsidenten der Republik Félix Faure den Historiker Goyau zum vollen Schweigen gebracht. Man staunt über die „Mentalität", die hier in gehässigerer Weise als bei allen übrigen Mitarbeitern an diesem Buche zum Ausdrucke kommt. Herr Goyau weiß geschickt an den Kulturkampf und an die Wunden zu erinnern, die er dem katholischen Deutschland geschlagen hat; er verläßt aber gleich darauf den Boden einer vernünftigen Geschichtsbetrachtung, indem er die These von der „équation systématique entre protestantisme et germanisme" aufstellt (S. 33). Beim besten Willen gelingt es mir nicht, einen strengen logischen Zusammenhang zwischen den einzelnen Abschnitten dieses aphorismenartigen Aufsatzes herzustellen. Der Publizist feiert über den Historiker den verhängnisvollsten Triumph! Bismarck, Pius IX., Manteuffel, Gambetta, der gotische Stil, Sadowa, Sedan, Balmès, Donoso Cortès, Treitschke, Sybel, Wilhelm II. als Papst der Reform, Baron von Bunsen, das Preußen Friedrich Wilhelms III. und Rom, der Kaiser in Jerusalem, der dem Islam zuruft: „Jetzt ist Luther an der Reihe", nochmals Sedan,

[1]) S. 28: J'ose dire que l'anticléricalisme violent et brutal qui sévissait chez nous, et qui est déjà déconsidéré et condamné par ses excès passés, est pour l'Église un moindre danger que la „déclericalisation" hypocrite (le mot a cours en Germanie) du catholicisme allemand et autrichien. — Herr Gaudeau sucht also glaubhaft zu machen, daß der Antiklerikalismus in Frankreich überwunden sei. Das gehört zur Methode! Der Mißbrauch, den er mit dem Ausdrucke „Entklerikalisierung" treibt, indem er darin eine größere Gefahr für die Kirche erblickt als in dem Antiklerikalismus in Frankreich und ihn als unehrlich bezeichnet, illustriert seine ganze Unkenntnis der katholischen Verhältnisse in Deutschland. Zur Methode gehört es wieder, wenn er behauptet, der Modernismus sei in Deutschland entstanden und habe schreckliche Verwüstungen unter den Katholiken deutscher Zunge angerichtet. S. 29: Le modernisme, semi-protestantisme né chez eux, a fait parmi les catholiques de langue allemande de terribles ravages. Jeder Unterrichtete weiß doch, daß der Modernismus in Frankreich entstanden ist und daß von schrecklichen Verwüstungen desselben unter den deutschen Katholiken keine Rede sein kann.

Digitized by Google

die Los von Rom-Bewegung in Österreich, das reine Evangelium, die deutsche Philosophie, Harnack und Belgien, der alte deutsche Gott, Odin, Wodan, das Alte Testament, Gott im Dienste Germaniens, Moritz Arndt und der hl. Bonifazius: das alles mischt er in einen Hexenkessel, der durch das Feuer glühenden Hasses bis zum Siedepunkt erhitzt wird und aus dem ein vergiftender Qualm schwarz aufsteigt. Wie gerecht der Publizist zu urteilen und wie geschmackvoll er sich auszudrücken versteht, dafür einige Beispiele.

Das erste muß ich zum Teil Französisch geben, da der Wortkünstler hier sogar Französisch und Deutsch untereinander mischt. Nach der Behauptung, gewisse Pangermanisten, die nur eingeborene Gottheiten wollten, seien über Luther, den germanischen Herold des christlichen Gedankens, hinaus bis zu Wotan, Odin, Thor, den germanischen Verkörperungen der Gottesidee selbst, zurückgegangen, fährt er fort: „Encore que Luther soit le type de l'homme allemand, de l'homme **Kerndeutsch**, le Christ de Luther demeure un Juif; avec Wotan, on a le dieu allemand, le Dieu **Kerndeutsch**" (S. 44). Bald nach dieser Stelle figurieren die deutschen Götter noch einmal: „Die Schöpfung des germanischen Bewußtseins, das Elaborat des germanischen Subjektivismus führen in der Geschichte (!) die Namen Odin, Wotan, Thor, und so haben gewisse Pangermanisten in der Schule der gewagtesten, der neuesten philosophischen Systeme es wieder gelernt, sich vor den Mythen des alten Germaniens zu verbeugen. Freilich haben sie nicht geirrt, wenn sie der Meinung waren, sie müßten, wenn sie ihre Gewalttätigkeiten unter die Auspizien eines Gottes stellen wollten, Wotan wählen, nicht Christus; der Abschied, den sie Christus gaben in dem Augenblick, in dem sie von dem Namen Gottes einen Gebrauch machten, der an Gotteslästerung grenzt, war aber wider ihren Willen noch ein Huldigungsakt vor Christus" (S. 44 f.). Man höre, wie der Verfasser die Beschießung der Kathedrale von Rheims erklärt, die in den deutschen Tagesberichten mehrfach mit militärischen Gründen gerechtfertigt und zugleich beklagt wurde: „Es gab eine Zeit, in welcher der deutsche Geist stolz war auf die gotische Architektur, da er sie als ein authentisches Produkt des Germanismus betrachtete. Damals trug man eine Gelehrtenverachtung den Franzosen gegenüber zur Schau, die mehrere Jahrhunderte hindurch die Kathedralen nicht nach Gebühr zu schätzen wußten, die das Mittelalter ihnen vermacht hatte. Später hat indes die besser unterrichtete Archäologie festgestellt, daß diese Kathedralen das Werk französischer Künstler sei. Von diesem Augenblick an (!) konnte sie nichts mehr gegen die Angriffe der „Kultur" schützen: Töchter des französischen Genius und Hort des römischen Aberglaubens zu sein, das waren zwei todeswürdige Sünden. Sie wurden zum Tod verurteilt und die Kanonen haben das Urteil vollstreckt" (S. 321). Das ist übrigens noch eine der harmlosesten Stilblüten Goyaus. Er scheut sich nicht, folgende Sätze über eine angebliche Anteilnahme unseres Kaisers an der

Digitized by Google

Los-von-Rom-Bewegung in Österreich ohne Spur eines Beweisversuches niederzuschreiben: „Der Kaiser Wilhelm II., der Summus episcopus seiner evangelischen Kirche, der entfernte Anzettler dieser Jagd auf Seelen, konnte mit Freuden erfahren, daß Ende 1903 mehr als zwanzigtausend Gewissen in Österreich sich zu diesem höchsten Akt der Germanisation entschlossen hatten, von der römischen Kirche in die evangelische zu wandern, und daß der Protestantismus, dieser Christophorus, der den germanischen Geist trägt und spazieren führt, in Österreich zwanzigtausend Anhänger mehr zählte" (S. 38f).

Wie der Domherr und sein Nachtreter François Veuillot so erblickt auch Goyau in der deutschen Philosophie die letzte Ursache des Antikatholizismus und des Antichristentums, deren Träger Deutschland sei: „Das Gute ist gut, das Böse ist bös, so sagt die Kirche mit dem gesunden Menschenverstand. Die deutsche Philosophie leugnet diesen Unterschied, proklamiert die Identität der Gegensätze, gibt dem Bösen eine Art Mission zur Schöpfung und Verwirklichung des Guten. Die universelle Ankunft der germanischen Idee, das ist das höchste Gut; im Namen der germanischen Idee ist man befugt, das Böse zu tun; dieses ist der notwendige Wirker des Guten" (S. 40). Der Verfasser geht noch weiter: „Der alte deutsche Gott, dem man von Zeit zu Zeit gewisse Bezeugungen freundschaftlicher Höflichkeit entgegenbringt, als wäre er ein persönliches Wesen, fließt eigentlich in dem Gedanken der Philosophen zusammen mit dem historischen Werden der Rasse; schließlich identifiziert er sich mit dieser auserwählten Rasse, die der Verwirklichung ihrer universalen Geschicke ständig entgegenmarschiert. Der Pantheismus, mit allem was er an Immoralität in gewissen seiner Konsequenzen enthält, bildet die Grundlage der zeitgenössischen germanischen Kultur, den Ursprung der germanischen Machtgelüste, den Ausgangspunkt der Verbrechen, welche diese hervorbringen, und der Apologien, die sie inspirieren" (S. 42). Und nun bedenke man, was Deutschland mit dieser seiner Geisteskultur über die Menschheit bringt: „Vernichtet ist die Idee des persönlichen Gottes, der die Willkür der menschlichen Willen meisterte; die Willkür des germanischen Willens erklärt sich selbst zur Gottheit. Vernichtet ist die Idee der menschlichen Brüderlichkeit, deren Bürge die Vaterschaft Gottes ist und deren Verkünder Christus wurde: es gibt keine Wesensgemeinschaft mehr zwischen der germanischen Rasse und den übrigen Menschen. Vernichtet ist der Geist der evangelischen Liebe; die Impulse der Liebe und der Barmherzigkeit sind Schwächen, Betrügereien; die Mächte des Hasses, die Mächte des Bösen schaffen die Zukunft" (S. 42).

Wie der Domherr Gaudeau seinen Aufsatz mit der Anrufung der Jeanne d'Arc schließt, so bringt Herr Goyau zum Schlusse die edle Figur des hl. Bonifatius, des Apostels der Deutschen, auf die Szene, um sie gegen das heutige Deutschland auszuspielen: „Der hl. Bonifatius glaubte im 8. Jahrhundert die

Digitized by Google

Götzen überwunden zu haben. Konnte diesem Germanen, der nur aus dem Grunde Germanien zu zivilisieren vermochte, weil er Schüler und Gesandter Roms war, der Gedanke kommen, daß elf Jahrhunderte später Leute sich finden würden, die es unternähmen, die Herrlichkeit Odins auf den Höhen der Berge und in den Tiefen der Seelen wiederherzustellen aus Haß gegen Rom, aus Haß gegen den Kulturbereich des Mittelmeeres, aus Haß gegen den lateinischen Namen, aus Haß gegen Christus?" (S. 46).

Wahrlich! Herr Goyau muß die lateinischen Brüder sehr gering einschätzen, wenn er glaubt, ihnen ein solches Sammelsurium von lächerlichen Übertreibungen und unberechtigten Verallgemeinerungen (als wäre Nietzsche der Philosoph Deutschlands und der geistige Führer seiner Armeen), die sich bis zu offenkundigen Unwahrheiten steigern, vorsetzen zu können. Wie bei seinen beiden Bundesgenossen, die eher seine Spießgesellen genannt zu werden verdienten, fehlt auch bei Goyau jede Spur des Bestrebens, dem Gegner gerecht zu werden, das alle Polemik beherrschen muß, wenn sie nicht unsittlich und unehrlich werden soll, ein kleinmenschliches, armseliges Gezänke. Es muß schlecht stehen um die Sache Frankreichs contra Deutschland, wenn sie mit solchen Mitteln verfochten werden muß. Das Buch kennt aber keine anderen; denn mit den drei charakterisierten Aufsätzen ist sein polemischer Teil erschöpft. Die übrigen Aufsätze, die es enthält, verfolgen einen anderen Zweck: sie sollen der Selbstverherrlichung des katholischen Frankreich dienen, von denen sie ein leuchtendes Bild zu entwerfen versuchen.

Am leichtesten konnte das der Missionar tun, aus dessen Feder der Artikel: „Le rôle catholique de la France dans le monde" stammt (S. 47—80). Man könnte sogar von „Frankreich und dem geistlichen Leben" eine weit prächtigere und gehaltvollere Schilderung geben, als seine kurze Skizze sie bietet (S. 52—59). Das geistige Leben Frankreichs wird ganz übergangen, sicher mit Absicht; denn hier hätte auch von einer Philosophie die Rede sein müssen, die in keinem geringeren Widerspruch mit dem katholischen Dogma steht als die philosophischen Systeme, welche die Herren Gaudeau und Goyau in ihren Artikeln im Auge haben und als die deutsche Philosophie und als maßgebende Faktoren des gesamten deutschen Geisteslebens hinstellen. Wie nicht anders zu erwarten war, stützt der Missionar seine Verherrlichung Frankreichs vor allem auf dessen Missionstätigkeit. Frankreich hat sich in der Tat, vornehmlich im 19. Jahrhundert, die größten Verdienste um die katholischen Missionen erworben, die von jeher rückhaltlose Anerkennung seitens der Katholiken Deutschlands gefunden haben. Diese haben es aber mit dieser Anerkennung nicht bewenden lassen; sondern sie haben Jahr aus Jahr ein die zwei großen französischen Missionsvereine, das Werk der Verbreitung des Glaubens und den Kindheit-Jesu-Verein, mit ihrem guten Gelde unterstützt. Der

Digitized by Google

Geist, der die Berichterstattung des Missionars beherrscht, ist nun aber ganz derselbe, den wir bei den übrigen Mitarbeitern wahrgenommen haben. Folgende Einzelheiten dürften genügen, um seine Unparteilichkeit in das richtige Licht zu stellen. Seite 63 teilt er die Einnahmen des Werkes der Verbreitung des Glaubens im Jahre 1913 mit. Diese beliefen sich auf mehr als 8 Millionen Franken, von denen 3 333 860.78 Franken auf Frankreich entfallen sollen. Wie er zu dieser Summe gelangt, zeigt folgende Tabelle:

France	Fr. 2 950 959.35	Fr.
Monaco	Fr. 2 499.—	3 333 860.78
Alsace-Lorraine	Fr. 380 402.43	

Die Beiträge aus Elsaß-Lothringen werden somit schlankweg Frankreich zugewiesen. Der Frankfurter Friedensvertrag ist für diesen Prediger des Friedens offenbar ein Fetzen Papier! In gleicher Weise operiert er Seite 66 mit der Einnahme des Kindheit-Jesu-Vereines im Jahre 1913/14. Nach dem Lobpreise des Gedankens, die Kinder der christlichen Völker an dem Werke der Missionierung der Heidenkinder teilnehmen zu lassen, fährt er fort: „Um dem zu entsprechen, haben die Kinder Frankreichs im Jahre 1913—1914 folgende Summen gegeben, die, ich wiederhole es, durch monatliche Beiträge d'un sou erzielt wurden:

France	Fr. 872 732.73
Monaco	Fr. 2 500.—
Alsace-Lorraine	Fr. 208 821.50

Die Beiträge Deutschlands, soweit sie nicht aus Elsaß-Lothringen stammen, fehlen hier ganz, wohl nicht ohne Absicht; denn die in den deutschen Ländern für denselben französischen Missionsverein gesammelten Gelder betrugen für das Jahr 1911/12, wie aus dem „Kirchlichen Anzeiger f. d. Erzdiözese Köln" 1913, Nr. 1 zu ersehen ist, nicht weniger als 1 292 619.64 Mark, übertrafen somit die französische Leistung des Jahres 1913/14 um ein Erkleckliches. Sie waren im Jahre 1913/14 sicher nicht geringer.

Statt nun für die deutschen Länder, die ohne jede Verpflichtung, aus reiner Begeisterung für die Verbreitung des christlichen Glaubens und unter Verzicht auf die nationalen und politischen Vorteile für ihr Vaterland, die Frankreich durch seine Missionsarbeit erzielt, jährlich große Beiträge französischen Missionsvereinen leisten, ein Wort des Dankes zu finden, bringt der Verfasser es fertig, folgendes zu schreiben: „Wenn man uns sagt, daß hohe kirchliche Würdenträger das katholische Österreich dem atheistischen Frankreich gegenüberstellen, so wird es uns wohl erlaubt sein, diese praktische Manifestation eines hochherzigen, lebendigen und eroberungslustigen Glaubens (nämlich in Frankreich) den mehr oder minder leuchtenden Etiketten einer egoistischen und schläfrigen Religion (nämlich in Österreich) entgegenzuhal-

Digitized by Google

ten" (S. 65). Die Katholiken Deutschlands, deren Beiträge, wie aus der Tabelle Seite 63 ersichtlich ist, noch weit größer sind als die von Österreich-Ungarn, werden noch schlechter behandelt. Der Verfasser schleudert ihnen folgenden Vorwurf ins Gesicht: „Wenn die deutschen Katholiken gute Patrioten sind, so ist das ihr Recht und ihre Pflicht; niemand wird ihnen einen Vorwurf daraus machen (wie gütig!) Worüber man sich aber wundern kann, das ist die Leichtigkeit, mit der sie ihrerseits in eine Art von delirium germanicum eingetreten sind, von dem die ganze Nation endgültig befallen erscheint. In ihren Augen ist Frankreich, das „arme Frankreich", ein atheistisches, erledigtes Land, aus dem das christliche Leben fast ganz verschwunden sei, und an dessen Stelle das so religiöse, so gut organisierte und so starke Deutschland sich setzen soll durch eine methodische und energische, zugleich nationalistische und katholische Propaganda. Mit anderen Worten, der deutsche Katholizismus marschiert gleichen Schrittes mit dem deutschen Imperialismus. Auch er hat seine Weltpolitik." Wie gehässig aus dem Munde eines Predigers der alle Völker der Erde umfassenden Religion der Liebe, und wie — geistreich aus der Feder eines Angehörigen der großen Nation, die wir als den Inbegriff seiner Gesittung, hoher Denkungsart und exquisiter Höflichkeit zu betrachten gewohnt sind! Kein Wunder, daß auch in dem Artikel des Missionars der alte deutsche Gott, der eine fixe Idee in den Köpfen der Verfasser dieses Buches geworden zu sein scheint, sein Unwesen treibt: „Das offizielle Deutschland", so lese ich Seite 62, „spricht viel von „seinem" Gott — Unser Gott! — als ob ihm die Hegemonie auf Erden nicht mehr genug wäre und es auch nach der Hegemonie des Himmels streben täte."

Die deutschen Katholiken brauchen sich über derartige Albernheiten nicht aufzuregen; wohl aber werden sie gut daran tun zu überlegen, ob sie in Zukunft fortfahren wollen, französische Missionsvereine zu unterstützen, oder ob ihre eigene Ehre und die Rücksicht auf das gesamte deutsche Vaterland nicht vielmehr die Forderung an sie stellt, die Gelder, die jährlich nach Frankreich wandern, ihren eigenen Missionsanstalten zur Verfügung zu stellen. Der chauvinistische Geist, in dem dieser Missionar schreibt, ist denn doch ein vollgültiger Beweis dafür, daß die französischen Missionare viel zu stark gegen Deutschland voreingenommen sind, um noch länger als gerechte Verwalter der ihnen von deutschen Katholiken anvertrauten Missionsgelder anerkannt zu werden! Man konnte sich fragen, ob das Komitee die Brüder des Auslandes in diesem Buche nicht auch mit einer Schilderung der hochstehenden Religiosität des französischen Volkes im Gegensatze zu Deutschland, dem Träger des Antikatholizismus und des Antichristentums, erfreuen würden. Man war um so eher zu dieser Erwartung berechtigt, als Msgr. Baudrillart in seinem Vorwort folgende Apostrophe an die Katholiken der neutralen Länder richtet: „Schaut, seht wie Frank-

Digitized by Google

reich handelt und wie Deutschland handelt. Seht zu, ob Deutschland durch die Lehre seiner Intellektuellen, durch seine Kriegsführung, durch die Taten seiner Heerführer und seiner Soldaten, trotz der von Religion sprechenden Erklärungen seines Monarchen, sich nicht als der theoretische und praktische Gegner des Katholizismus, oft sogar allen Christentums erweist. Werfet andererseits einen Blick auf die Dienste, welche die französische Nation, in der Vergangenheit wie in der Gegenwart, dem katholischen Glauben erwiesen hat; betrachtet die heutige Stellungnahme seiner Priester, seiner Soldaten, der Majorität seiner Bewohner und seht, ob nicht diese Nation der Kirche, Eurer Mutter wie der unseren, treuer ist als das Deutschland des Kaisers, des Freundes von Luther" (S. XI). Im Gegensatze zu dieser Ankündigung hören wir aber von der Treue der Mehrheit der Bevölkerung Frankreichs der Kirche gegenüber kein Sterbenswörtchen. Das Komitee hat aus wohlweislichen Gründen davon Abstand genommen, die heikle Frage aufzuwerfen und zu behandeln, wie es mit der Betätigung der Religion seitens der Mehrheit der französischen Nation steht! Mit um so größerem Eifer unternahm es aber den Beweis für die Richtigkeit der seltsamen Äußerung, die ein römischer Kardinal Herrn Baudrillart gegenüber tat: „Ihr Heer ist das am stärksten religiös gesinnte von Europa und vielleicht von allen, die man im Verlauf der Geschichte gesehen hat" [1]). Nicht weniger als drei Mitarbeiter, die Domherren H. Couget und G. Ardant sowie der Direktor des Komitees selbst, mühen sich damit ab.

Zunächst mußte der Anstoß beseitigt werden, den der aktive Militärdienst von wenigstens 20000 französischen Priestern bei strengen Katholiken des Auslandes zu erregen geeignet erscheint. Das versucht Herr Couget, indem er drei Kategorien unterscheidet, die Militärgeistlichen, die dem Verwaltungs- und Sanitätsdienste zugewiesenen Priester, endlich die im aktiven Kriegsdienst stehenden Geistlichen. Nur für letztere könne ein Bedenken bezüglich ihrer kanonischen Lage bestehen, da das kanonische Recht den Klerikern den aktiven Anteil an Kriegsoperationen verbietet. Es ist interessant dabei zu erfahren, daß bereits im Jahre 1912 ein französischer Bischof sich an die zuständige römische Kongregation richtete und daß diese die Entscheidung traf, wonach die Folgen der Irregularität, die sich Priester als aktive Soldaten zuziehen, suspendiert bleiben würden bis zum Friedensschlusse, nach welchem sie sich an die kompetente Autorität zu richten hätten (S. 146 f.). Der Domherr findet aber kein Wort, um die in so scharfem Widerspruche mit den kirchlichen Gesetzen befindliche Lage des französischen Klerus zu beklagen.

[1]) S. 191: „Votre armée, me disait, à Rome même, un cardinal, en décembre dernier; votre armée, elle est la plus religieuse de l'Europe et peut-être de toutes celles que l'on a vues au cours de l'histoire." — Es wäre interessant, den Namen dieses Kardinals zu kennen, der sich so gut orientiert, um nicht zu sagen, so neutral gesinnt zeigt!

Digitized by Google

Nach dieser Beschwichtigung erzählt der Domherr Ardant seine Erlebnisse als „aumônier militaire" während der ersten sechs Kriegsmonate (S. 150 bis 190). Wenn auch der Direktor des Komitees, Herr Baudrillart, erklärt, mit diesen Notizen sei die Richtigkeit des vorhin erwähnten Ausspruches des römischen Kardinals dargetan (S. 191), so kann man die z. T. rührenden Züge, die uns hier begegnen, bereitwilligst anerkennen und dennoch die Beweiskraft, die diesen Erzählungen zugeschrieben wird, in Abrede stellen. Man gewinnt bei der Lektüre derselben bald den Eindruck, daß dieser Domherr keine hohen Anforderungen an die Soldaten stellt, deren religiösen Sinn er überschwenglich lobt. Dafür ein Beispiel. Er sieht zwei Soldaten in einer Kirche, die sich leise unterhalten. Er tritt zu ihnen, und es entspinnt sich folgender Dialog: „Herr Aumonier, wir beschäftigen uns mit der Beichte. Mein Kamerad ist nicht sehr erfahren in der Art, wie man sein Gewissen erforscht; ich lehre es ihn. — Ah! und wie machst du das? — So! ich sage ihm: du wirst sagen, ich habe das getan und dann jenes und dann noch jenes. Du brauchst dir übrigens kein böses Blut zu machen; sie wissen alles, was man treiben kann" (S. 157). Man muß sehr bescheiden sein, um dies als eine würdige Anleitung zum Empfang des Bußsakramentes gelten zu lassen — und man muß die katholische Religion sehr gering einschätzen, um darin einen Beweis wahren religiösen Sinnes zu erblicken. Ein anderes Beispiel! Ein Soldat sagt dem Aumonier, er bete zuweilen im Schützengraben seinen Rosenkranz und rauche dabei zugleich seine Pfeife, und äußert das Bedenken, ob das anständig sei. Der Domherr sieht darin „un charmant scrupule d'un poilu", beruhigt ihn und fordert ihn auf so fortzufahren! „Der Rosenkranz und die Pfeife kommen jetzt gut miteinander aus. Unsere „Bärtigen" lassen ihre „Ave" durch ihre Finger gleiten ebenso andächtig wie unsere guten Weibsleute zu Hause" (S. 159). Ich bin freilich nicht Mann von Fach; ich glaube aber nicht, daß ein einziger deutscher Feldgeistlicher sich mit diesem „bon ménage du chapelet et de la pipe" zufrieden geben würde. Jeder von ihnen hätte den Soldaten belehrt, daß er besser daran tue, nicht fortzufahren, dieweil das Rauchen ein sinnliches Genußmittel, im besten Falle eine geistige Zerstreuung sei, während das Gebet die höchste und darum schwierigste Erhebung bedeute, deren der menschliche Geist fähig ist. — Was jedoch die Hauptsache ist, selbst wenn es um die Qualität der Religionsbetätigung, die hier gepriesen wird, besser stünde, was beweisen die Erfahrungen eines einzigen Militärgeistlichen, wenn es sich um ein Heer handelt, das mehrere Millionen Soldaten umfaßt? Es genügt, sich diese Disproportion zwischen Beweisziel und Beweismaterial klar zu machen, um sagen zu müssen, daß die Erzählungen des Herrn Ardant eine sehr beschränkte Beweiskraft besitzen!

Noch bescheidener als der Pariser Domherr ist der Pariser Generalvikar, Herr Baudrillart. Einige 20 Feldbriefe, geschrieben zwischen August und No-

Digitized by Google

vember des vorigen Jahres, genügen ihm als Beweis für die Tiefe der religiösen Bewegung in dem französischen Heere (S. 191—214). So schön einige dieser Briefe gedacht und geschrieben sind, die Beweisführung, die sich auf sie aufbaut, ist offenbar unzulänglich, 1. weil die Briefe noch lange nicht zahlreich genug sind, um glaubhaft zu machen, daß die Erneuerung des religiösen Sinnes das ganze französische Heer erfaßt habe, 2. weil die Schreiber dieser Briefe schon vor dem Kriege für das katholische Lebensideal gewonnen waren und es praktisch befolgten, bevor sie in das Heer eintraten, 3. weil die Briefe selbst Andeutungen enthalten, aus denen hervorgeht, daß die religiöse Bewegung selbst in den ersten Kriegsmonaten keineswegs jene Tiefe besaß, die sie nach Herrn Baudrillart bekunden soll. „Ich weiß nicht," heißt es in einem derselben, „ob die Greuel dieses Krieges allen die Augen öffnen werden; ich kenne indes schon eine große Anzahl von Soldaten, die klar sehen" (S. 200). Ein anderer schreibt noch klarer: „Wie man sich stark fühlt (nach Empfang der Sakramente) und wie lebhaft man wünscht, diesen Unglücklichen zu helfen, die unsere schöne Religion nicht kennen. Man fragt sich wirklich, wie sie ins Feuer gehen können, ohne diese übernatürliche Kraft, die einen stählt und mit fortreißt, sie, die ins Feuer gehen wie wir, vielleicht um nicht mehr zurückzukehren, und die kein religiöses Ideal besitzen" (S. 213). Diese Briefe müßten auf einen ganz anderen Ton gestimmt sein und aus ganz anderen Kreisen herrühren als jenen der katholischen Jugendvereine, aus denen sie samt und sonders stammen, um das zu beweisen, was Herr Baudrillart sie beweisen lassen will. Übrigens! wie kann man versuchen, eine nachhaltige religiöse Bewegung im französischen Millionenheer glaubhaft zu machen, wenn man zugeben muß, daß in diesem ganzen Heere etwas über 300 Militärgeistliche zugelassen sind, wie das der Domherr Couget tut (S. 144), der zugleich erzählt, wie schwierig es war, zu diesem recht bescheidenen Resultate zu gelangen (S. 142—144)? Nur unter Vorbehalt fügt er hinzu, die französische Marine besitze zurzeit ganze 14 Aumôniers (S. 144).

Doch genug! Das Komitee scheint die ganze Armut seines literarischen Pflegekindes, dessen zweiter Teil auf einer ebenso niedrigen Stufe steht als der erste, selbst empfunden zu haben; denn es reihte den besprochenen Originalartikeln eine ganze Reihe von „Documents pontificaux et épiscopaux" an, die sich auf den Krieg beziehen (S. 215—286). Die ersten beschränken sich allerdings auf ein einziges, die Konsistorialansprache des Papstes Benedikt XV. vom 22. Januar 1915, mit dem hier derselbe Mißbrauch getrieben wird wie mit dem Friedensgebet des Papstes. Wie diesem eine ganz andere Bedeutung durch den französischen Episkopat unterschoben wurde, so verfolgt die Aufnahme jener Ansprache in die Anklageschrift gegen Deutschland denselben Zweck trotz der darin enthaltenen Erklärung des Papstes, daß er sich zur Beobachtung einer vollkommenen Unparteilichkeit verpflichtet wisse (S. 218).

Digitized by Google

Die sieben bischöflichen Schreiben, die im vollen Wortlaute oder in Auszügen an das päpstliche Dokument angeschlossen werden, konnte allerdings das Komitee voll und ganz für sich in Anspruch nehmen; denn in diesen Hirtenschreiben herrscht derselbe Geist der Parteilichkeit, dieselbe Tendenz, den Gegner um jeden Preis ins Unrecht zu setzen, der die Originalartikel kennzeichnet. Kein künftiger Historiker wird daher bereit sein, diese ab irato geschriebenen Hirtenbriefe und Adressen an den Kardinal-Erzbischof von Mecheln als zuverlässige Quellen zu bewerten. Der Ton des Hirtenbriefes des streitbaren Bischofs von Nancy (S. 242—252) ist zur Genüge zu erkennen an den Zitaten, die Herr François Veuillot ihnen entnahm, um den Charakter des Krieges als eines Religionskrieges behaupten zu können (s. oben S. 143). Wundern darf man sich, daß der Erzbischof Mignot von Albi denselben Ton anschlägt (S. 266—276). Der Mann, dessen hohen wissenschaftlichen Sinn man uns früher rühmte, wiederholt ohne mit der Wimper zu zucken, die unglaublichsten Erzählungen von deutschen Greueltaten. Er wirft Deutschland sogar die Lüge vor: „Nach dem falschen Mystizismus die Lüge ... Man bringt den Völkern den Glauben bei, wir seien die Urheber des Krieges, wir wollten Deutschlands Untergang. Man verbirgt sorgfältig die Urkunden, die das Gegenteil beweisen oder man alteriert ihren Sinn; man stellt ihnen erschwindelte Dokumente entgegen. Man versucht, nicht ohne einigen Erfolg, die ganze Welt zu betrügen. Man hat sogar den Papst zu betrügen versucht anläßlich der gottesschänderischen Beschießung der Kathedrale von Rheims“ (S. 273). Msgr. Mignot steigt mit dieser Anschuldigung auf das sittliche Niveau herab, auf dem wir gewohnt sind, nicht Bischöfe oder Erzbischöfe, sondern elende Verleumder stehen zu sehen!

Der Bischof von Arras, Msgr. Lobbedey, stellt sich auf ein noch tieferes Niveau mit folgender Auslassung: „Welche Leiden erdulden endlich die Soldaten, die ein stärkerer Feind gefangen genommen, die er seiner Waffen beraubt hat, die er mitten durch die Verwünschungen und Beschimpfungen einer erbarmungslosen Menge in ein fernes Land entführt, wo sie, vielleicht, nicht sowohl Wächter als Scharfrichter finden werden“ (S. 254 f.)! Mit Verlaub, Herr Bischof! Sie übertragen hier, nicht nur ohne jede Spur eines Beweises, sondern im vollen Widerspruch mit der geschichtlichen Wahrheit, die Methode auf Deutschland, die für Ihr Land durch nur allzu viele Tatsachen erwiesen ist! Sie verleumden Deutschland auf das gröbste, wenn Sie dem Feinde vorwerfen, er verletze mit besonderer Absichtlichkeit die Gesetze, welche die zwei geheiligten Schwachen, die da sind die Frau und das Kind, beschützen, und wenn Sie ausrufen: „Der Feind verkennt diese Gesetze; er verkennt sie mit Wissen und Willen; er übertritt sie, nicht zufällig, sondern nach einer genau festgelegten und treu befolgten Methode“ (S. 255)!

Digitized by Google

Hand in Hand mit dieser skrupellosen Verdächtigung und Verleumdung des Gegners geht in diesen Äußerungen katholischer Bischöfe, wie in den Originalartikeln des Buches, die Selbstverherrlichung Frankreichs. Dem Bischof von Versailles gebührt hierfür unstreitig die Palme: „Gott brauchte", schreibt er in seinem Fastenhirtenbrief für 1915, „hienieden ein Missionsvolk, das heißt ein Volk, dessen Geist offen genug wäre, um das Ideal zu suchen, dessen Herz warm genug, um sich diesem Ideale hinzugeben, dessen Seele feurig genug, um ihm alles zum Opfer zu bringen, ein Volk, dessen künstlerische Begabung es befähige zu gefallen, das mächtig genug wäre, um sich aufzudrängen, groß genug, um Bewunderung einzuflößen, großherzig genug, um Liebe zu erwerben, hinreißend genug, um andere auf seine Bahnen zu zwingen; Gott brauchte — Frankreich" (S. 276 f.). Ein Theologe wäre wohl geneigt, eine solche Sprache als gotteslästerisch zu brandmarken; ich vermag sie nur als lächerliche Tirade zu bezeichnen.

Das letzte dieser Dokumente ist die Antwort der Fakultäten der katholischen Universität von Paris auf die bekannte Erklärung von deutschen Vertretern der Wissenschaft und der Kunst gegen die im Ausland gegen Deutschland verbreiteten Lügen (S. 280—286), speziell gerichtet gegen die katholischen Universitätsprofessoren, die jene Erklärung unterschrieben haben. „Eure Stimme ist die Stimme des Irrtums" [1]), wird ihnen mit der Approbation des Kardinal-Erzbischofes von Paris, des Kanzlers der Universität, und unter gnädiger Zubilligung mildernder Umstände zugerufen. „Im Namen des wahren wissenschaftlichen Geistes", so schließt diese Antwort, „strafen wir ihre Behauptungen Lüge; im Namen des wahren christlichen Geistes reprobieren und denunzieren wir sie" (S. 286). Ich wußte bisher nicht, daß die Denunziation eine Funktion des wahren christlichen Geistes sei und glaube es jetzt auch noch nicht. Die katholischen Unterzeichner jener Erklärung mögen sich mit ihren Pariser Kollegen auseinandersetzen, falls sie es für nötig finden. Ich kann den Verfassern dieser Antwort nur Dank dafür wissen, daß sie, ohne es zu wollen, die Methode des Buches, dem ihre Antwort als homogenes Produkt mit Recht einverleibt wurde, wahrheitsgetreu festgestellt haben, wenn sie schreiben: „Wir werden nicht untersuchen, ob diese Protestation der Vertreter der deutschen Wissenschaft und Kunst ein Kunstwerk sei; sicher ist es, daß sie keine Tat der Wissenschaft ist. Leidenschaft und Vorurteil zeigen sich darin in ihrer ganzen Nacktheit und schließen jeden Geist der Kritik aus. Was die Feinde sagen, das kann nur Verleumdung, Lüge, Scheinheiligkeit sein. Glauben verdienen nur die Dokumente deutscher Herkunft" (S. 281). Man vertausche die Adressen und nehme die sinngemäßen Abänderungen vor, und man wird eine Charakteristik der Methode der Verfasser des Buches „La guerre allemande et le catholicisme" erhalten, wie sie nicht besser formuliert werden kann.

[1]) S. 281: Eh bien, non! Votre voix est celle de l'erreur, d'une erreur que nous nous refusons à croire volontaire.

Digitized by Google

Damit könnte ich schließen![1]) Zur Charakteristik dieses Buches gehört aber nicht bloß die Würdigung seines tatsächlichen Inhaltes, sondern auch dessen, was es nicht enthält, was ihm abgeht. Erst auf Grund dieser Feststellung ist es möglich, zu entscheiden, ob es die Bedeutung, die es für sich beansprucht, in Wirklichkeit besitzt. Daß ihm alles abgeht, um als eine gerechte Anklage gegen Deutschland anerkannt werden zu können, ergibt sich aus dem Gesagten als zwingende Folgerung. Es fehlen ihm vor allem die Eigenschaften, die der Kardinal-Erzbischof von Paris verbürgen zu können glaubte (s. oben S. 137), wohl ohne vorher das Manuskript der einzelnen Beiträge selbst gelesen zu haben. Ich nehme diesen mildernden Umstand an; denn ich möchte nicht ohne Not zur Folgerung schreiten, daß der Kardinal das „Wort des Heiligen Geistes", mit dem er seinen Brief eröffnet: „Curam habe de bono nomine" „Traget Sorge für euren guten Namen", für seine eigene Person so gering anschlägt. Es fehlt ihm aber noch ein anderes, das gerade einem Komitee gegenüber, das mit diesem Buche die Brüder des Auslandes davon überzeugen wollte, daß Frankreich sich noch immer des Titels der „Fille aînée de l'Eglise" (S. VIII) würdig erweise, besonders schwer ins Gewicht fällt: die Orthodoxie seiner Verfasser mag noch so kräftig sein; eine echte katholische Gesinnung geht ihnen ganz und gar ab. Denn diese fordert die Achtung vor dem universalen und darum internationalen Charakter der katholischen Kirche, der mit einem geistigen Angriffe von französischen auf deutsche Katholiken unvereinbar ist; sie schließt zugleich die Verpflichtung ein, keinem Menschen gegenüber, auch nicht den Protestanten Deutschlands gegenüber, die christliche Gerechtigkeit und christliche Liebe zu verletzen. Da erscheint denn doch der katholische Episkopat Deutschlands himmelhoch erhaben über die französischen Kirchenfürsten, die dieses Buch mit ihrer Autorität decken oder sogar in ihm zur Sprache kommen!

Es fehlt ihm daher auch alles, um auf die Katholiken des neutralen Auslandes einen nachhaltigen Eindruck machen zu können. Sein polemischer Teil ist eine einzige Kette von aneinandergereihten offenkundigen Vorurteilen, falschen Verallgemeinerungen, krassen Unwahrheiten; sein zweiter Teil strotzt von Selbstlob und atmet einen Selbstdünkel, der auf einen jeden Nichtfranzosen eine stark ernüchternde Wirkung ausüben muß. Ich schätze die neutralen Katholiken zu hoch ein, um glauben zu können, daß ein so minderwertiges

[1]) Am Schlusse des Buches (S. 287—295) steht noch eine „Liste des ecclésiastiques et des religieux tués à ou par l'ennemi. Sie besteht aus lauter Namen, bei denen nicht einmal konsequent der Ort ihrer Wirksamkeit hinzugefügt ist. Kein Hinweis auf irgend eine Quellenschrift, aus der sie genommen seien! Keine Angabe über Zeit und Ort ihres Todes! Namentlich kein Wort über den Anlaß und die näheren Umstände desselben vom Standpunkte des Kriegsrechtes! Eine solche Liste entbehrt jeden Wertes. Ein Anflug von Wahrheitsskrupel, den die Verfasser nicht ganz unterdrücken konnten, spricht aus der seltsamen Formulierung: tués à ou par l'ennemi!

Digitized by Google

Machwerk ihnen imponieren kann. Das Gegenteil annehmen, hieße den neutralen Katholiken nicht bloß dieselbe Verblendung andichten, welche den Verfassern dieses Buches jeden Sinn für Recht und Gerechtigkeit dem Feinde gegenüber geraubt hat, sondern auch denselben Mangel an wahrer katholischer Gesinnung zuschreiben, der in ihm herrscht. Dazu haben aber die neutralen Katholiken, zu denen die Katholiken Italiens von Anfang an nicht gehörten, bisher keinen Anlaß geboten.

Der katholische Klerus Frankreichs hätte sich bewußt werden sollen, daß er in unserer Gegenwart, die für Frankreich die schwerste Schicksalsstunde bedeutet, die es je erlebt hat, eine andere, edlere Aufgabe zu erfüllen habe, als in einer Anklageschrift, die zu einem Teile eine gemeine Schmähschrift ist, zum andern einen lächerlichen Selbstverherrlichungsversuch darstellt, über Deutschland, das katholische wie das protestantische, herzufallen, alle Schatten auf Deutschland zu werfen, und alles Licht um das republikanische Frankreich zu sammeln, das dem katholischen Frankreich so tiefe Wunden geschlagen hat. Das offizielle katholische Frankreich hat diese Aufgabe nicht erkannt; diese Anklageschrift ist sein Werk: an dieser traurigen Tatsache ist nicht zu rütteln. Diese Tatsache ist aber nur die jüngste Offenbarung der Verblendung, an der die große Mehrheit des französischen Klerus in nationaler Beziehung seit Jahren leidet. Diese Mehrheit hat nichts getan, um die chauvinistische Stimmung, die sich in der jüngsten Vergangenheit in Frankreich breit machte, einzudämmen; sie hat sie im Gegenteil gefördert, ja sie war einer der Faktoren dieser Bewegung, die früher oder später zum Kriege führen mußte. Zeuge dessen ist Herr Baudrillart selbst, der in seinem Beitrage konstatiert, daß die französische Jugend sich in den letzten vier oder fünf Jahren in ihrer großen Mehrheit auf ein patriotisches und religiöses Ideal besann, das der Mehrheit der früheren Generation fehlte, der die Solidarität des Soldaten und des Christen in Frankreich proklamiert und feststellt: „Die Hauptagenten der patriotischen und religiösen Erneuerung waren einfach die katholischen Jugenderzieher“ (S. 192). Dieser Patriotismus, das wußten diese Jugenderzieher, stand unter dem Zeichen der „Revanche“ und erhielt immer bestimmter als Ziel die Niederwerfung Deutschlands und die Wiedereroberung der verlorenen Provinzen. Das wußten sie nicht bloß, das wollten sie, und dieser gemeinsame Wille führte zum seltsamen Bunde zwischen den Verfolgern des Katholizismus in Frankreich und den verfolgten französischen Katholiken. Der Missionar, dessen charakteristische Gesinnung wir zur Genüge kennen gelernt haben, erkennt diese Tatsache an, indem er sich zu dem Worte von Maurice Barrès bekennt, daß die Ritterschaft der Revolution sich mit den Rittern Christi verbunden habe. Er preist diesen Bund sogar als ein göttliches Wunder (S. 51)! An diesem Bunde ist freilich nicht zu zweifeln, wenn man einen Pariser Domherrn das Attentat von Serajewo als

Digitized by Google

einen Vorwand bezeichnen hört (s. oben S. 139), den Deutschland und Österreich-Ungarn für die Entfesselung der guerre allemande benützten, und konstatieren muß, daß er kein Wort der Verurteilung für dieses Verbrechen findet. Bis zu welchem Grade die Verblendung inzwischen in dem offiziellen katholischen Frankreich gediehen ist, das lehrt das Rundschreiben, das derselbe Herr Baudrillart in Fortführung seiner bisherigen Arbeit an die auswärtige Presse richtete. Das bekannte Wort des Evangeliums von dem Balken im eigenen Auge, den man nicht sieht, paßt vortrefflich auf die Entrüstung, mit welcher Herr Baudrillart gegen das Bündnis des Deutschen Kaisers mit der Türkei wettert, der, wie der Mann sich geschmackvoll ausdrückt, fähig sei, sich mit dem Teufel selbst zu verbinden, um zu triumphieren [1]). An dem Bündnis mit Rußland, das die katholische Kirche in Polen systematisch verfolgt, während die katholische Kirche sich in der Türkei voller Freiheit erfreut, nimmt aber dieser Generalvikar von Paris und Rektor der katholischen Universität von Paris keinen Anstoß!

Möge es diesem offiziellen katholischen Frankreich erspart bleiben, die letzten Folgen seiner Verblendung am eigenen Leibe zu erfahren. Es brüstet sich übrigens mit Unrecht, der Vertreter der Besten unter den Katholiken Frankreichs zu sein. Das sind in der gegenwärtigen Zeit, die das republikanische Frankreich zum Land der unwürdigsten politischen Sklaverei gestempelt hat, nicht diejenigen, die schreiben, sondern diejenigen, die schweigen, nicht diejenigen, die im Geiste des Chauvinismus reden, sondern diejenigen, die sich durch den herrschenden Terrorismus genötigt sehen, ihre bessere Einsicht für sich zu behalten, bis die Zeit zum Reden wieder gekommen sein wird. Einer von diesen Einsichtigen, der französische Benediktiner Dom Germain Morin, der sich in der internationalen Gelehrtenwelt hohen Ansehens erfreut, hat übrigens bereits den Mut gefunden, in der „Theologischen Revue" ein vernichtendes Urteil über das Buch zu fällen, mit dem das Komitee, an dessen Spitze zwei Kardinäle figurieren, die wahren Interessen des Katholizismus einem falsch verstandenen Patriotismus zum Opfer gebracht hat. Dieses Opfer war zugleich eine Torheit; denn ein solches Buch kann Deutschland in den Augen vorurteilsloser Neutraler nicht schädigen; Leidenschaft und Vorurteil waren noch niemals die Führer zur Wahrheit und Gerechtigkeit. Ein solches Buch kann uns Deutschen auch die Zuversicht nicht rauben, daß Frankreichs beste Geister auf einer höheren Warte stehen als seine Verfasser. Ein solches Buch stellt lediglich seine Verfasser und Hintermänner bloß, die ihrem Manifeste für alle Zeiten den Stempel der unchristlichsten Gesinnung, des verderblichsten Chauvinismus und der skrupellosesten Verleumdungssucht aufgeprägt haben. Habeant sibi!

[1]) Vgl. die Nr. 455 der Münchner Neuesten Nachrichten vom 7. Sept. 1915, Seite 2.

Digitized by Google

Diese Schlußworte waren noch nicht lange geschrieben, als ich von der Antwort des Papstes an die deutschen Bischöfe erfuhr[1]), die von dem königlichen Weg spricht, der in duldsamer Liebe zu den Menschen zum Frieden führen solle, und dann fortfährt: „Von diesem Wege würden diejenigen weit abirren, die glaubten, es sei ihnen erlaubt, die Handlungen der Katholiken eines anderen Landes durch Wort oder Schrift herabzusetzen." Das ist eine klare Absage an die Verfasser und Hintermänner der Schrift „La guerre allemande et le catholicisme". Damit ist ihnen das Schlimmste widerfahren, was ihnen auf dem wahrlich nicht königlichen Wege, den sie mit diesem Buche einschlugen, begegnen konnte: Die Desavouierung durch das Oberhaupt ihrer Kirche selbst. Nochmals: Habeant sibi!

Ayesha.

Und es ist doch ein prächtiges Buch! Es wird wohl manchem so gegangen sein wie mir, der ich mit Mißtrauen und Bedauern gehört habe, daß Kapitänleutnant von Mücke seine wundervolle Argonautenfahrt jetzt schon darstellen wolle. Man war auf Schlimmes gefaßt und nicht ohne Grund. Wir hatten uns ja alle so herzlich über das kühne Entkommen der Emdenmannschaft gefreut, hatten mit klopfendem Herzen die ersten knappen Berichte gelesen, und hatten uns dann wütend geärgert, als schnellfertige Journalisten den tapfern Seehelden schleunigst mit Beschlag belegten und aus seinen Taten und seiner Persönlichkeit skrupellos Kapital schlugen, wie wenn es sich um einen Skandalprozeß in Berlin W. gehandelt hätte. Mancher wird die Erzählung von den „Fahrten der Emden und Ayesha", die Emil Ludwig leider hat erscheinen lassen, zornig an die Wand geworfen haben; es ist eben nicht jedermanns Sache, das „Berliner Tageblatt" von „unbestechlichem Fritzengeist" und von den hervorragenden Eigenschaften des deutschen Offiziers erzählen zu hören; es ist nicht jedermanns Sache, die entsetzlichen, angeblich psychologischen Geistreicheleien, mit denen bisher mehr oder weniger berüchtigte Tagesgrößen überschüttet worden waren, auf tapfere Soldaten angewendet zu sehen. Es war bisher in der deutschen Armee Sitte, sehr wenig von sich selbst zu reden; „wir sind Offiziere", hat General Litzmann zu einem Berichterstatter gesagt, „geboren, erzogen im Pflichtgefühl, wir tun unsere Schuldigkeit, weiter nichts". Es wäre sehr bedenklich, wenn weitere Kreise diesem stolzen Selbstgefühl entsagen würden, um einem kurzfristigen Tages- und Zeitungsruhm nachzujagen.

Gottlob hat Kapitänleutnant von Mücke unsere Befürchtungen enttäuscht: er hat ein frisches, fröhliches Buch geschrieben[2]), keine Selbstapotheose; er ist, wunderlich genug, nach all dem Klimbim, den man mit ihm getrieben hat, bescheiden geblieben; er erzählt frischweg, was geschehen ist, und überläßt die bengalische Beleuchtung anderen Leuten. Und er hat sicher das bessere Teil erwählt. Denn die wundersam kecke Fahrt auf dem verrotteten Schoner von den Kokosinseln nach Padang, und dann auf der „Choising" bis in die Perimstraße, der gefahrvolle Zug zu Wasser und zu Lande durch das Rote Meer und Arabien — sie sprechen für sich selbst; sie klingen uns in die Ohren wie ein heller Ton aus ferner Jugendzeit. Ein Abenteuer aus Tausend und einer Nacht steigt vor uns auf: die Fahrten Sindbads, unter dem südlichen Kreuz, Sturm und Schiffbruch, siegreiche Kämpfe mit grimmigen Elementen und tückischen Feinden, unverzagtes, schimmerndes Heldentum. Und die alte romantische Sehnsucht wird in uns wach, der süße Knabentraum von Heldenleben und Heldensterben.

Gewiß, mancher deutsche Offizier hätte vielleicht dasselbe getan, obgleich Mückes männliche Entschlußkraft, eiserne Folgerichtigkeit und rasche Geistesgegenwart als überragend erscheinen müssen. Selbst wenn man sich immer vor

[1]) Vgl. die Nr. 268 der Münchener Zeitung vom 27. Sept. 1915, Seite 3. —
[2]) Hellmuth von Mücke, Ayesha (Verlag Scherl, Berlin 1915).

Digitized by Google

Augen hält, daß gegen den Zauber von Meer und Wüste der feuchte flandrische Schützengraben und die einförmige polnische Ebene nicht aufkommen können, — die Fahrt ist und bleibt doch schon als Willensakt im Ganzen, wie in den Einzelheiten groß und vorbildlich. Mücke hat selbst, allzu bescheiden, betont, er sei nur einmal, bei Lidd, in ein ernsthaftes Gefecht gekommen. Das ist richtig, aber es trifft nicht das Wesentliche seiner Leistung. Der Entschluß, die Ayesha überhaupt zu besteigen, dann von Padang weiterzufahren, die Perimstraße zu forcieren, von Hodeida aus sofort den Marsch durch die Wüste anzutreten, all diese Feldherrnentschlüsse wiegen manchen Kampf auf und lassen den Ruhm des Führers als wohlverdient erscheinen. Mücke freilich stellt, sehr erfreulicherweise, seine Verdienste ganz in Schatten: nur ein so klarer, ruhiger Kopf wie der seine konnte den Jubel gelassen ertragen, mit dem Orient und Okzident die Fahrten der Ayesha feierten. Der Kapitänleutnant selbst ist nie in den Fehler seiner Bewunderer verfallen, er hat den Blick für die Wertmaßstäbe nie verloren, er spricht von sich und den Seinen mit frischem, burschikosem Humor, fast etwas nüchtern, aber ohne Pathos und ohne Überhebung; ein deutscher Offizier an der Spitze deutscher Soldaten. Daneben freilich ein prächtiger, sachlicher Erzähler, ein Draufgänger im Leben wie im Schreiben. Sein Buch wird auch nach dem Kriege, wird besonders von Knaben mit glühender Begeisterung gelesen werden. Kein Wunder, da das Glück dem schneidigen Seemann hold war und seinen jungen Lorbeer im Märchenland des Orients aufblühen ließ. Fritz Endres.

Organisation der Frauen.

Von Fritz Behn, z. Zt. im Feld.

„Bereit sein ist alles." (Shakespeare.)

Die eiserne Notwendigkeit hat an unsre Türen gepocht. Wir mußten erkennen, daß wir, weil wir stark wurden, ringsherum Feinde haben. Sie haben versucht, uns die Türen einzudrücken — wir warfen sie hinaus.

Unser Heer hat sie in Schach gehalten. Unser Heer, die glänzendste Organisation, die die Welt sah. Kraft unsres Organisationstalentes werden wir siegen.

Auch nach innen — in unserem wirtschaftlichen Leben wurden wir überraschend stark befunden — und jeder deutsche Bürger und Nichtsoldat stand auf seinem Posten, ein jeder und eine jede halfen mit, direkt und indirekt, an diesem großen Werk der inneren Bereitschaft.

Das ist ganz besonders anzuerkennen bei den Frauen. Sie sind ihrer ganzen sozialen Stellung nach mehr geschaffen, daß man für sie sorge. Sie hatten jetzt nicht nur die schwere Aufgabe, getrennt vom Mann, der im Felde steht, das Haupt der Familie zu ersetzen, selbständig die Stelle ihres Mannes auszufüllen, sie fanden auch sonst Zeit und Kraft, an dem großen Liebeswerk der Pflege und des Gebens mitzuhelfen.

So bietet unser Deutschland ein ganz neues Bild. Ein ganz neues Problem hat sich in der Stunde der Not aufgetan und entwickelt: die Selbständigkeit der Frau. Es war eine schwere Aufgabe — da ja die Frau gewöhnt war, nur im bedingten Maße für ihre Kinder, ihr Haus zu sorgen, die oberste Leitung, sozusagen die Verantwortlichkeit nach außen, war in Händen des Mannes. Und so müssen wir uns darüber klar sein, daß, so erfreulich, so bewundernswert das Gesamtbild der Leistungen ist, daß vieles besser sein könnte, daß Wollen und Vollbringen sich nicht immer decken konnten — daß, wo nur das Talent und die natürliche Energie der einzelnen Frau so gute Erfolge erzielte, eine planvoll eingeleitete und geschulte Organisation die Leistungen um ein Wesentliches vervielfachen könnte.

Das führt uns auf folgende Gedanken:

Die Armee leistete ihr Ungeheures durch die konsequenteste Disziplin. Jeder deutsche Mann muß Soldat werden (falls er nicht medizinisch für untauglich befunden wird), muß ein oder zwei Jahre im Heere dienen.

Könnte man dasselbe ins Wirtschaftliche und Frauliche übersetzt — nicht auch für die deutsche Frau einführen — ich meine eine Art Dienstzeit auf wirtschaftlichem, familiärem Gebiet, eine Disziplin, die sie lehrt, in Haus und Wirtschaft auch nach außen hin gegebenenfalls selbständig zu arbeiten und den abwesenden

Digitized by Google

Mann zu vertreten? Könnte nicht jede deutsche Frau einen Kurs mitmachen, der sie mit den notwendigen praktischen Gebieten des Lebens bekannt macht — eine Art Dienstzeit, ebenso segensreich für den einzelnen wie für die Allgemeinheit — analog der Wehrpflicht des Mannes? Eine Schule, in der die Prinzipien der Volkswirtschaft, die Praxis der Wirtschaftsführung gelehrt würden — nicht nur um der Kenntnisse selbst willen, sondern für eine gesunde, geistige und sittliche Disziplinierung der Frau. Denn die Grundlage jeder Tüchtigkeit ist Disziplin. — Ich gehe noch weiter: Könnte man diese Kurse nicht von Staats wegen ebenso wie die Schulen, als obligatorisch für alle Frauen aller Stände in einem bestimmten Alter, vielleicht auf die Dauer eines halben oder ganzen Jahres, einrichten?

Ist das zuviel verlangt, wo wir Männer alle Opfer dem allgemeinen Wohl bringen müssen?

Wo die Frauen schon sowieso in Kochschulen gehen — in Handarbeitskurse, Wirtschaftsschulen. — Und würde man bei den „besseren Klassen" nicht die Unsitte aufheben, die erwachsenen Töchter in sogenannte „Pensionen" — natürlich in ausländische „feinere" — zu schicken, deren erzieherischer und moralischer Wert mehr als zweifelhaft sein kann? Kurz, könnte man nicht alle diese vorhandenen und willkürlich ausgeübten Notwendigkeiten in ein neues nutzbringendes System zusammenfassen?

Nur wo System ist, können die Kräfte aufs äußerste verwertet werden.

Und wir müssen uns darüber klar sein:

Selbst wenn wir jetzt einen nicht nur ehrenvollen, sondern auch gewinnbringenden, festgegründeten Frieden erringen: sicher sind wir, schon unserer ganzen politischen und geographischen Lage nach, nie vor neuen Überfällen und Kriegen — und was wir tun können, um uns für die Zukunft gerüstet, nach innen und nach außen, in jeder Hinsicht zu halten, muß geschehen. Das bedeutet unsre Stärke und Überlegenheit — unsre ganze Existenz.

Tagebuch.

Warum das Parteigezänk unter uns während des Krieges schweigt? Jeder weiß die Antwort auf diese Frage: Weil die Zeit zu ernst dafür ist. — Was für eine heitere Posse waren doch die Jahre, in denen wir diesem Krieg entgegengingen! Und wie lustig werden die nachher werden!

*

Das deutsche „Vaterland" ist kein geographischer Begriff und kein politischer; es ist ein Ideal. Die Engländer haben das immer gewittert und sich darüber lustig gemacht — wie Kinder, die etwas anlachen, weil sie sich davor fürchten.

*

Biegen oder brechen! Parteien können ihrer Natur nach keine neuen Gedanken brauchen; sie leben wie die Bären vom eignen Fett. Aber die neuen Gedanken kümmern sich nicht um die Parteien. Und wenn sie nun da sind?

*

Das beste Mittel, einem Gegenstand für uns Wert zu geben, ist, ihm Opfer zu bringen. Das gilt von der Liebe, von der Religion, vom Vaterland. Auf diese Wahrheit darf Deutschland jetzt wohl ein gutes Stück Hoffnung setzen.

*

Jede Erfüllung bleibt ein Kompromiß. Kein Ideal aber wird durch ein Kompromiß abgefertigt. Das Wesentliche ist, daß die Kompromisse dem Ideal nicht den Weg verbauen, sondern ihn erleichtern.

*

Für die Völker so gut wie für die einzelnen steht am Anfang die Frage: Sind sie da, um glücklich zu sein oder um ihre Pflicht zu erfüllen. Wir halten's mit Kleist:

„Sie sind gebaut, o Herr, wie hell sie blinken,
Für beßre Güter in den Staub zu sinken."

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes — soweit nicht durch Fußnote zum Titel ausdrücklich verboten — den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

Kaffee Hag in Lazaretten.

„Teile ganz ergebenst mit, daß wir mit dem Kaffee Hag, dem koffeinfreien Bohnenkaffee, die großartigsten Erfolge bei den Verwundeten im Lazarett haben. Er regt an, ohne aufregend zu wirken. Die Kranken können vor dem Schlafengehen ruhig eine Tasse Kaffee Hag ohne den geringsten Nachteil trinken. Bei den vielen magenleidenden Soldaten ist meiner Erfahrung nach Kaffee Hag zu einer wahren Erquickung geworden."

gez. **Frau Oberbürgermeister St.**

Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer

Erprobt und bewährt bei

Schlaflosigkeit und Nervosität

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer.
Einzelgabe 75 ccm = 1 gr Bromsalze, Diese 2 bis 3mal täglich.
Größere Gaben auf ärztliche Verordnung.

Dr. Carbach & Cie. in Bendorf am Rhein.

Kriegsrisikoversicherung ohne Untersuchung.

Deutscher Anker

Pensions- und Lebensversicherungs-Aktiengesellschaft in Berlin.
Grundkapital: M. 8 Millionen.

Lebensversicherung. **Kriegsversicherung.**

Jeder der Wehrmacht angehörende Deutsche, auch wenn er schon im Felde steht, findet Aufnahme in unserer Kriegsrisikoversicherung.

Keine ärztliche Untersuchung.

Sofortige Auszahlung der vollen Versicherungs-Summe im Todesfalle.

Näheres durch die Direktion: **Berlin W**, Eichhornstr. 9
und die **Subdirektion in München**, Kaufingerstr. 23.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

Das neueste der Bücher der Rose: *Eine Mark 80 P.*

Goethes Mutter

Geschichten · Briefe · Bilder

Verlag Wilhelm Langewiesche-Brandt in Ebenhausen bei München

Volksvereinsverlag GmbH. M. Gladbach

Neue Bücher

Spahn, Dr. Martin, Bismarck. Zweite, vermehrte Auflage. Brosch. M 3.—, geb. M 4.—
— — **Im Kampf um unsere Zukunft** . M —.60
Kriegslieder. I. Band . . . . . M 1.50
Ritter, Lina, Frauenbriefe ins Feld . M —.80
Wagener, Dr. Ei., Kinder untereinander M 1.20
— — (Feldausgabe, Ein Gruß von kleinen Mädchen und Knaben den großen Jungens im Schützengraben) . . . . . M —.80

Wehberg, Dr. Hans, Das Papsttum und der We
friede. 8° (128) 1915. Preis M 1.
Schmidlin, Die christliche Weltmission im We
krieg. 8° (116) 1915. Preis M 1.
Mumbauer, Vaterland. Gedanken eines kath
lischen Deutschen über Volk, Staat, Ra
und Nation. 8° (36) 1915.
Preis M —.

Neue Romane aus dem Verlag von Albert Langer

Selma Lagerlöf
Jans Heimweh

Roman. 10. Auflage

Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.50

„Hochland", München: In Wirklichkeit ist Lagerlöfs Buch ein literarisches Erlebnis ohnegleichen, ein zu tiefst lebenswahres Buch und dabei ein höchst künstlerisches.

Knut Hamsun
Kinder ihrer Zeit

Roman. 4. Auflage

Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.50

Tägliche Rundschau, Berlin: Es ist etwas Hoffmannsches, Gespenstisches in diesem Buche. Der Däne Bang hat manchmal ähnliches. Aber Hamsun ist größer, unheimlicher . . .

Bismarck in Geschichte Karikatur und Anekdote

Ein großes Leben in bunten Bildern

von Dr. Paul Liman.

Mit 242 Abbildungen und 20 Kunstbeilagen

In künstlerischem Leinenband M. 14.—.

„Das Buch wird immer eine Perle bleiben in der großen Bismarck-Literatur aller Zeiten."
Rheinisch-Westfäl. Zeitung.

Verlag von Strecker & Schröder, Stuttgart

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

B. L. Frh. v. Mackay

Die

Moderne Diplomatie

Wie sie geworden ist und was man für die Zukunft von ihr erwarten darf

Preis M. 2.80

Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Die neuesten Nummern aus Reclams Universal-Bibliothek

5781–83. Flore und Blanscheflur. Eine Märchendichtung. Von Konrad Fleck. Nach dem Mitteldeutschen übers. von K. Pannier. [75 S.] Geh. 60 Pfg., in Leinen 1 M.

5784. Der kategorische Imperativ. Lustspiel in 3 Aufzügen und einem Vorspiel. Von Ed. v. Bauernfeld. Neueinrichtung v. G. Altmann. [Textbuch des Kleinen Theaters in Berlin. [78 S.] Geh. 20 Pfg.

5785. Kriegsnovellen. 4. Bd. Mit Beiträgen von E. Dauthendey, Julius Götz, R. Kleinecke, W. Lennemann, R. Lothar, Fr. W. Oesterreich, M. Proskauer, H. Unger. [96 S.] Geh. 20 Pfg.

5786. Berühmte Kriminalfälle. Nach dem Neuen Pitaval und anderen Quellen. Herausgeg. von Dr. Max Neudheim. 9. Bd.: Barbara Prost. – Der Giftmordprozeß Schochet. Bearb. v. Polizeikomm. Ehrenfreund u. Tartaruga) [100 S.] Geh. 20 Pfg.

Nr. 5787. Durch die Zeitung. (Eine verflixte Annonce.) Schwank in drei Aufzügen. Von Rich. Gorter. [75 S.] Geh. 20 Pfg.

Nr. 5788. Berichte aus dem Großen Hauptquartier 1914/15. Herausgegeben von Karl Wilke. 2. Bd. [96 S.] Geh. 20 Pfg.

Nr. 5789. Platons Phaidros oder Vom Schönen. Übersetzt von Fr. Schleiermacher. Neu herausgeg. von Dr. C. Woyte. [109 S.] Geh. 20 Pfg.

Nr. 5790. Im Schatten großer Zeit. Novellen. Von Hans Hauptmann. [95 S.] Geh. 20 Pfg.

Nr. 5791–93. Fürst Bülows Reden. In Auswahl herausgeg. mit Einleit. u. verbind. geschichtl. Darstellg. von W. v. Massow. Autoris. Ausgabe. 5. Band: 1907–1914. Mit Bülows Bildnis. [341 S.] Geh. 60 Pfg., in Leinen 1 M, in Leder m. Goldschn. 2 M.

Nr. 5794. Kriegskalender 1915. Eine übersichtliche Zusammenstellung der gleichzeitigen Ereignisse auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen. Bearb. von Generalltnt. z. D. Metzler. 1. Teil vom 1. Jan. bis zur italienischen Kriegserklärung, 23. Mai. [94 S.] Geh. 20 Pfg.

Nr. 5795. Kriegsnovellen. 5. Band. Mit Beiträgen von W. Lennemann, P. Lindenberg, R. Lothar, K. Marilaun, E. Oesterheld, M. Proskauer, H. Unger. [96 S.] Geh. 20 Pfg.

Nr. 5796. Preußengeist. Schauspiel in 3 Aufzügen. Von Paul Ernst. [40 S.] Geh. 20 Pfg.

Nr. 5797–99. Der Krieg im Zeitalter der Naturwissenschaften u. der Technik. Von Dr. Eugen Alt. [264 S.] Geh. 60 Pfg., in Leinen 1 M.

Nr. 5800. Die Rache ist mein und andere Novellen. Von Prinz E. v. Schönaich-Carolath. Mit Bild d. Dichters u. Einl. v. Dr. R. Reinhard. [92 S.] Geh. 20 Pfg., in Lein. 60 Pfg.

Jede Nummer für 20 Pfg. durch alle Buchhandlungen zu beziehen

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Soeben ist erschienen:

England

Seine staatliche und politische Entwicklung und der Krieg gegen Deutschland

Von **Eduard Meyer**
Geh. Regierungsrat und ord. Prof. der Geschichte

Volksausgabe

1.–10. Tausend. Leicht gebunden M. 1.80

Bei weitem das beste Buch, das bisher während des Krieges über England geschrieben worden ist.
Die Grenzboten.

Prospekt kostenfrei in jeder Buchhandlung oder direkt vom Verlage

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Soeben erschienen:

Dantes Göttliche Komödie

Übersetzt von Otto Gildemeister

Taschenausgabe **1.–3. Tausend**

In vornehmem Leinenband M. 4.–

Diese neue, vorzüglich ausgestattete Taschenausgabe dürfte der anerkannt meisterhaften Übersetzung Otto Gildemeisters zu weitester Verbreitung verhelfen. Zur Versendung ins Feld ist sie besonders geeignet.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

Franz Schrönghamer-Heimdal

Kriegssaat und Friedensernte

Gesammelte Kriegsaufsätze eines Mitkämpfers. Kartoniert M 1.20

„. . . Ein neues Büchlein! Neu — das will sagen, daß die katholische Literatur bis zur Stunde etwas von der Art dieses Büchleins nicht besaß. Hier erreicht ein Dichter, der von der Schwelle des Todes und der Ewigkeit draußen herkommt, die Höhe seiner Sendung: er spricht als Priester und Prophet zu seinem Volke. Heinrich Mohr.

Helden der Heimat

Kriegserzählungen und Erlebnisse eines Mitkämpfers. Kartoniert M 2.20

In diesen Erzählungen von den vergessenen Helden der Heimat, den Schläfern im fremden Land, erleben wir die seelischen Erschütterungen des nächtlichen Stellungskrieges mit. Des Verfassers Kunst, mit der gleichen Dichtergabe dem Gebildeten wie dem Mann aus dem Volke gleich Köstliches zu schenken, sichert dem Büchlein für alle Zeit einen Ehrenplatz im deutschen Hause und noch mehr im deutschen Herzen.

Verlag von Herder zu Freiburg i. Br. :: **Durch alle Buchhandlungen zu beziehen**

Sammler und Freunde künstlerischer Graphik

werden um jährlich M. 30.— Mitglieder der Gesellschaft f. vervielfältigende Kunst und erhalten 4 Hefte „Graphische Künste“ reich illustriert im Text und durch wertvolle Tafeln, ferner als Prämien-Beigaben im Dezember graphische Original-Arbeiten von ersten Künstlern, sowohl als Wandschmuck als in Buch- oder Mappenform.

Prospekte und Anmeldungen durch jede Kunst- und Buchhandlung oder den

Verlag der Gesellschaft Wien VI/I, Luftbadgasse 17.

Prospektbeilagen.

Wir machen die verehrlichen Leser noch auf folgende Prospekte aufmerksam:

J. F. Lehmann's Verlag, München SW 2.

Felix Meiner, Verlag, Leipzig.

Literarische Mitteilung.

Zum Konfessionskrieg wollen viele unserer Feinde den großen Völkerkrieg stempeln. Indes sch äußerlich betrachtet entspringt diese Auffassung falschen Voraussetzungen. Denn nach den neuesten B völkerungszahlen halten sich die Konfessionsbestände der Kriegsparteien fast genau die Wage, wobei d russische Orthodoxie und das Mohammedanertum außer Rechnung bleiben. Unserseits (Deutschland u Österreich) werden mit ziemlicher Genauigkeit 63 Millionen Katholiken und 44½ Millionen Protestante bei unsern Feinden 62 Millionen Katholiken und 45 Millionen Protestanten gezählt. Durch den Ei tritt Italiens erst ist auf seiten des Drei- bezw. Vierverbandes die Katholikenzahl um 35 Millionen übe ragend. Aber auch ein „Waisenknabe“ sieht ein, daß Österreich und Italien sich nicht des Katholizismu wegen bekriegen. Und wer noch tiefer über die Stellung der verschiedenen Religionen der Kämpfend zueinander forscht, wird noch weniger zu dem Ergebnis eines Konfessionskampfes gelangen. Das e fordert allerdings eine eingehendere Untersuchung, wobei das vor kurzem erschienene Buch von Profes Dr. Pfeilschifter „Religion und Religionen im Weltkrieg“ (Herder, Freiburg i. Br.; geb. M 1.8 vorzüglich unterrichtet. Selbst der „Heilige Krieg“ des Islam hat dem ihm eigenen Begriff ein ve änderes Verständnis eingegossen; seine Losung war einst: Hie Islam, hie Christentum! Wie man auch dreht und wendet, mit dem Schlagwort „Konfessionskrieg“ ist es nichts.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

Zeitgemäße Bücher aus dem
Verlag R. Piper & Co., München

Russische Kunst

v. Alexander Eliasberg. Mit 89 Abbildungen

Für Offiziere und Soldaten zur Orientierung im besetzten russischen Gebiet

Für die Daheimgebliebenen zur Ergänzung der Zeitungsberichte

Steif geheftet M. 2.80, gebunden M. 4.—

Dostojewski

Politische Schriften

Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

Aus dem Inhalt:

Die deutsche Weltfrage und anderes
Österreichs gegenwärtige Gedanken
Früher oder später muß Konstantinopel doch uns gehören

Prof. Alfred Weber (Heidelberg) in der Neuen Rundschau:

„Man möchte Dostojewski geradezu zur Nationallektüre bei uns machen, damit die Leute einerseits das sympathische russische Wesen, mit dem wir uns vertragen können, und andererseits die für uns immense Gefahr des gegenwärtigen russischen Regierungssystems und seiner immanenten Tendenzen empfinden lernen."

Soeben erschien:

Italien einst und jetzt

im Spiegel deutscher Dichtung seit 1848

Eine Sammlung volkstümlicher Spott-, Kriegs- und Siegeslieder

Herausgegeben und eingeleitet von

Dr. Wilhelm Kosch

Professor an der Universität Czernowitz

Preis broschiert M. 1.80 ord. — Kr. 2.25
Preis gebunden M. 2.80 ord. — Kr. 3.50

Die eigenartige Sammlung gewährt ein charakteristisches Bild,

das erste in seiner Art,

unseres Verhältnisses zu Italien von den Tagen Radetzkys bis zur Gegenwart.

Der reiche zeitgemäße Inhalt, die gemeinverständlich geschriebene Einführung und der billige Preis machen das Werk zu einem **Volksbuch,** das allgemein gefallen wird.

Dabei bürgt der Name des Herausgebers für die Zuverlässigkeit der Sammlung, die sowohl dem Politiker, wie dem Literar- und Kulturhistoriker künftiger Zeiten reiche Anregung bieten wird.

Lucas-Verlag G. m. b. H., München C 5.

Deutscher Wille Der Kunstwart

Herausgeber: Ferd. Avenarius

„Helft mit an der Bildung eines Deutschen Willens der Gebildeten und ihrer Verantwortung Bewußten, damit für den Frieden auch die großen inneren Errungenschaften dieses Krieges dem Deutschtum erhalten bleiben!" Das soll es sagen, wenn der Kunstwart, der während des Krieges als Kulturwart noch eine besondre Bedeutung errungen hat, seinen neuen Jahrgang „Deutscher Wille" nennt. Der Kunstwart erscheint während des Krieges zum ermäßigten Preise von 3 M. vierteljährlich. ✦ Probehefte unentgeltlich

Kunstwart-Verlag Georg D. W. Callwey / München

General-Karte

von

Europa

in 25 Blättern herausgegeben im Jahre 1845

abzugeben.

Angebote u. G. E. an d. Anzeigenabteilung d. Südd. Monatshefte.

Aus Natur und Geisteswelt

Geh. M. 1.—, in Leinwand geb. M. 1.25

Politische Geographie. Von Dr. Emil Schöne. (Bd. 353.)

Politische Hauptströmungen in Europa im 19. Jahrhundert. Von weil. Professor Dr. Karl Theodor v. Heigel. 2. Aufl. (Bd. 129.)

Englands Weltmacht in ihrer Entwicklung vom 17. Jahrhundert bis auf unsere Tage. Von Professor Dr. W. Langenbeck. 2. Aufl. Mit 19 Bildnissen. (Bd. 174.)

Belgien. Von Dr. Paul Oßwald. Mit fünf Karten im Text. (Bd. 501.)

Die baltischen Provinzen. Von Dr. Valerian Tornius. (Bd. 542.)

Die Funkentelegraphie. Von Telegrapheninspektor H. Thurn. Mit 53 Abbildungen. 3. Auflage. (Bd. 167.)

Verlag von B. G. Teubner, Leipzig-Berlin

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

Bücher für Bibliophile, Jahreskatalog 1915

auf Verlangen gratis, ebenso mein soeben erschienenes **antiquarisches** Verzeichnis.

A. Ackermann's Nachf.
(Karl Schüler)
München, Maximilianstr. 2. **Tel. 21379.**

Empfehlenswerte Berlin-Charlottenburger Buchhandlungen

Kant-Buchhandlung (Singer)
Berlin-Charlottenburg, Kantstraße 124.
Telephon: Amt Steinplatz 8681.
Spezialität: **Wissenschaftliche Literatur;** Luxus-Ausgaben und **Herstellung** von **Luxus-einbänden für Bibliophilen.**
Einrichtung und **Katalogisierung** von **Privat-** und **öffentlichen Bibliotheken.**

Dieses Feld kostet bei 12maliger Aufgabe M 4.— pro Einschaltung.

Dieses Feld ist noch zu vergeben.

Empfehlenswerte Münchener Buchhandlungen

Chr. Kaiser, Buchhandlung
im Rathaus
München, Marienplatz 8 — Fernruf 25039
liefert jedes Buch schnellstens

Dieses Feld ist noch zu vergeben zum Preise von M 4.— pro Einschaltung.

Hochschulbuchhandlung Max Hueber
Wissenschaftliches Antiquariat
Amalienstraße 43 — Telephon 26705
Ankauf von besseren Werken und Bibliotheken.
Kataloge bitte zu verlangen.

Max Kellerer's Hofbuch- und Kunsthandlung
Herzogspitalstraße 1 — Telephon 7394
Spezialität: Unterrichtswesen und alpine Literatur

Horst Stobbe's Bücherstube
Schwanthalerstr. 2 — Telephon 9588
Moderne Literatur — Bibliophilie — Graphik — Kunstgeschichte — Kunstgewerbe

Otto Schmidt-Bertsch G. m. b. H. Teleph. 1656
Buchhandlung und Antiquariat — Modernes Bücherverleih-institut — Amalien-, Ecke Schellingstraße 9
Spezialität: **Universitätswissenschaften, Kunst und schöne Literatur**
Ständige Ausstellung für Graphik und Buchgewerbe — Lesezimmer. Buchhandlung — Spezialität: **Kunst und schöne Literatur** — Ludwigstraße 26

Die Verwundetenbücherei München

bittet, sie durch Zusendung geeigneter Bücher und Zeitschriften freundlichst zu unterstützen. Zusendungen sind erbeten an die Verwundetenbücherei München, Prinzregentenstraße 2. Auf briefliche oder telephonische Benachrichtigung werden die Bücher innerhalb des Stadtbezirks München abgeholt. Die Bahn befördert umsonst, wenn vermerkt wird: Frachtfrei! Liebesgabe für das Rote Kreuz!

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

Soeben erschienen:

Hundert Tage Gefangene in Frankreich

Von Fanny Hoessl

Die beeidigten Aufzeichnungen, die zuerst im Frankreichheft der S. M. veröffentlicht wurden, sind in dieser Broschüre vermehrt durch Briefe, welche die Verfasserin in den letzten Monaten aus französischen Gefangenenlagern erhalten hat.)

Durch alle Buchhandlungen zum Preis von 60 Pfg. zu beziehen.

München und Leipzig, Süddeutsche Monatshefte.

Kriegshefte der Süddeutschen Monatshefte

Oktober 1914—September 1915

in 2 Bänden gebunden, jeder Band Mk. 10.—

Das neue Deutschland	(Oktober 1914)	**Belgien**	(April 1915)
Das neue Deutschland	(November 1914)	**England und Amerika**	(Mai 1915)
Das alte Deutschland	(Dezember 1914)	**Italien**	(Juni 1915)
England	(Januar 1915)	**Rußland von Innen**	(Juli 1915)
Rußland	(Februar 1915)	**Die deutschen Kolonien**	(August 1915)
Frankreich	(März 1915)	**Der Balkan**	(September 1915)

Wissen und Leben (Zürich): Aus Deutschland erhalte ich das Septemberheft der Süddeutschen Monatshefte, in dem siebzehn Historiker sich geradezu wie Betrunkene aussprechen.

Das Forum (München): Nur glauben wir, daß mit der Veränderung eines Cafépalastes, der bisher Picadilly-Café hieß und sich jetzt schlicht „Kaffee Vaterland" nennt, gerade so viel wirkliche Würde verbunden ist, wie etwa mit der Entwicklung einst ach wie bissiger Witzblätter oder literarischer Monatshefte, die bisher redlich und beschränkt der Heimatskunst fröhnten, ihren Partikularismus stolz schon im Titel bekundeten und ab 2. August bemüht sind, die Würde Alldeutschlands zu wahren. Unter Streichung der einstigen Firma, in je einem Feind gewidmeten Sonderheften.

Die Tat (Jena): Zeitschriften, die sich führend nennen, proklamieren fortgesetzt das Stammtischniveau der stets ihr Publikum findenden Verkleinerung. So brachte kürzlich eine Münchener Monatsschrift ein hanebüchenes Pamphlet als Orientierung über die „russische Frau". Nichts an ihr taugte was. Warum? Weil die Russin nicht aus sich heraus verstanden war, sondern weil ihr der Beobachter sein Ideal von der deutschen Frau entgegenhielt. Als ob nicht auch bei der deutschen Frau, wie bei jedem Volke überhaupt, Licht und Schatten verteilt wären.

L'Echo Belge (Amsterdam): „La Belgique sous l'administration allemande" tel est le titre d'une étude publiée dans une revue allemande: „Die Süddeutsche Monatshefte" par F. W. von Bissing, fils du gouverneur général de la Belgique. Nous donnons ci-dessous quelques extraits de ce factum où le grotesque le dispute à l'odieux: . . . . . Les Belges ne haïssaient certes pas les Allemands; oh! sans doute, ils ne ressentaient pas pour eux une profonde affection — car qui peut aimer un boche — mais hélas! trois fois hélas! ils ne les détestaient malheureusement pas. Nos compatriotes, il est vrai, rattrapent maintenant le temps perdu, et leur haine pour tout ce qui sent de près ou de loin le teuton portera des fruits nombreux dans l'avenir. Nous ne pouvons que nous en réjouir.

Digitized by Google

Papierfabrik

Bohnenberger & Cie.

Niefern bei Pforzheim

Seit Kriegsbeginn mit
der neuerstellten Fabrik
wieder im vollen Betrieb

Alle Arten von Werkdruck-,
Post- und Normalpapieren

Kunstdruckpapier

Anzeigenverwaltung der Süddeutschen Monatshefte: München, Königinstraße 103. Telephon: 30692
Postscheck: 339. Telegramme: Monatshefte, München.

Digitized by Google

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien

Helmolts Weltgeschichte

Zweite, völlig neubearbeitete und vermehrte Auflage

unter Mitarbeit von G. Antze, E. v. Baelz, R. Beer, A. Birch-Hirschfeld, C. G. Brandis, M. von Brandt, B. Bretholz, K. Dyroff, G. Egelhaaf, H. Friedjung, M. Große, H. Grothe, K. Haebler, V. Hantzsch, H. Heitz, Ed. Heyck, J. Hohlfeld, N. Jorga, J. Jung, Cl. Klein, A. Kleinschmidt, R. Kötzschke, R. Mahrenholtz, Rich. Mayr, W. Milkowicz, J. Ranke, R. v. Scala, A. Schachtzabel, H. Schjöth, E. Schmidt, R. Schmidt, G. Schneider, E. Schober, H. Schurtz, Fr. Freiherr Stromer von Reichenbach, Al. Tille, W. Walther, O. Weber, K. Wegerdt, K. Weule, H. Winckler, H. Zimmerer und H. v. Zwiedineck-Südenhorst

herausgegeben von **Armin Tille**

Mit etwa 1200 Abbildungen im Text, 300 Tafeln in Farbendruck, Ätzung und Holzschnitt, sowie 60 Karten

10 Bände, in Halbleder gebunden zu je 12 Mark 50 Pfennig

I. Band: Einleitung. Vorgeschichte. Ostasien. — II. Band: Westasien. — III. Band: Afrika. Pyrenäische Halbinsel. Altgriechenland. — IV. Band: Balkanhalbinsel. Donauländer. — V. Band: Italien. Mitteleuropa. — VI. Band: Ost- und Nordeuropa. — VII. Band: Westeuropa, 1350—1859. — VIII. Band: Westeuropa seit 1859. — IX. Band: Amerika. Australien. Synchronistische Tabellen. — X. Band: Geistiges Leben der Kulturvölker. Gesamtregister.

Die ersten drei Bände sind erschienen, die übrigen folgen je nach Fertigstellung.

Sammlung illustrierter Literaturgeschichten

Geschichte der Deutschen Literatur

Dritte, neubearbeitete und vermehrte Auflage

Von Prof. Dr. F. Vogt und Prof. Dr. M. Koch

Mit 173 Abbildungen im Text, 31 Tafeln in Farbendruck, Kupferstich, Tonätzung und Holzschnitt und 45 Faksimile-Beilagen

2 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 Mark

Geschichte der Englischen Literatur

Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage

Von Prof. Dr. Richard Wülker

Mit 229 Abbildungen im Text, 30 Tafeln in Farbendruck, Kupferstich, Tonätzung und Holzschnitt und 15 Faksimile-Beilagen

2 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 Mark

Geschichte der Französischen Literatur

Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage

Von Prof. Dr. Hermann Suchier und Prof. Dr. Adolf Birch-Hirschfeld

Mit 169 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck usw. und 13 Faksimile-Beilagen

2 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 Mark

Geschichte der Italienischen Literatur

Von Prof. Dr. Bertold Wiese und Prof. Dr. Erasmo Percopo

Mit 158 Abbildungen im Text, 31 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt usw. und 8 Faksimile-Beilagen

In Halbleder gebunden 16 Mark

Weltgeschichte der Literatur

Von **Otto Hauser.** Mit 62 Tafeln in Farbendruck, Kupferätzung und Holzschnitt

2 Bände in Leinen gebunden zu je 10 Mark

Der erste Band behandelt die orientalischen Literaturen, die Literaturen des klassischen Altertums einschließlich des christlichen Literaturkreises u. die romanischen Literaturen, der zweite die germanischen, slawischen u. uralaltaischen Literaturen.

Ausführliche Verzeichnisse mit Text und Bilderproben kostenfrei durch jede Buchhandlung

Digitized by Google

Verlag von R. Oldenbourg in München und Berlin

Soeben erschien:

Die diplomatischen Kämpfe vor Kriegsausbruch

Eine kritische Studie auf Grund der offiziellen Veröffentlichungen aller beteiligten Staaten

Von Ludwig Bergsträsser

VI und 104 Seiten Oktav. Geheftet Preis M 2.—

Die vorliegende durch unbedingte Sachlichkeit sich auszeichnende Arbeit will dem Leser an Hand der bis jetzt zugänglichen Akten ein möglichst genaues Bild der Verhandlungen kurz vor Ausbruch des Weltkrieges bieten. Weiter zurückliegende Vorgänge sind nur berührt, wo es unumgänglich war. Das Ergebnis der Untersuchung ist in doppelter Hinsicht interessant und wichtig. Zum einen geht daraus hervor, daß unsere Gegner allerlei unlautere Mittel in ihren eigenen Publikationen anwenden mußten, um den wahren Hergang zu verschleiern, der sie nach mancherlei Richtung kompromittiert. Zum andern wird dadurch gegenüber den vielen vorschnellen, nicht auf Tatsachen begründeten Beurteilungen einmal festgestellt, was sich bis jetzt aus dem Material als begründet über den Verlauf der Verhandlungen ergibt.

Jeder gebildete Zeitungsleser wird an den Ausführungen des Verfassers Interesse nehmen.

Früher erschienen:

Napoleon, England und die Presse (1800—1803)

Von Therese Ebbinghaus

(Band 35 der Historischen Bibliothek)

VIII und 211 Seiten Oktav. Geheftet Preis M 5.—

Die vorliegende Arbeit macht zum erstenmal den Versuch, die aktive politische Mitwirkung der französischen Presse unter Napoleon I. als Hilfsarbeiterin der Diplomatie für einen bestimmten Zeitabschnitt zu schildern, und wird so zu einem nicht unwichtigen Beitrag zur Kritik des Napoleonproblems. Bei der zeitlichen Begrenzung des Themas auf die Epoche vom Beginn des Konsulats bis zum Wiederausbruch des Kampfes gegen England tritt dieser Kampf von selbst in den Vordergrund, der letzten Endes darauf hinzielte, das Inselreich in das System des europäischen Gleichgewichtes hineinzuziehen. Man wird an den bekannten Spruch erinnert, daß sich die Geschichte wiederholt, wenn man gewisse Vorkommnisse jener unruhigen Zeit mit ähnlichen Erscheinungen vergleicht, die vor dem jetzigen großen Völkerkriege und während seines Verlaufes sich gezeigt haben: Flottenagitation, Panik, Furcht vor Invasion und all die üblen Auswüchse der Presse, alles das kannte die damalige Zeit ebensogut wie die unsere. So gewinnt die Schrift, die vor dem Krieg in durchaus wissenschaftlichem Geiste verfaßt wurde, heute ein hervorragendes aktuelles Interesse.

Kaiser Heinrich VI.

Von J. Haller

33 Seiten Oktav. Geheftet Preis 50 Pfennig

Diese Schrift enthält einen ungekürzten Abdruck der Rede, die der Verfasser beim Antritt seines akademischen Lehramts im Dezember 1913 in Tübingen gehalten hat. Sie will einen Beitrag liefern zu dem, was das deutsche Kaisertum gewesen ist und hat sein wollen, jenes deutsche Kaisertum, dessen letzter echter Vertreter Heinrich VI. war.

Augustin, die christliche Antike und das Mittelalter

Im Anschluß an die Schrift „De Civitate Dei"

Von Ernst Troeltsch

(Band 36 der Historischen Bibliothek)

XII und 173 Seiten Oktav. Geheftet Preis M 5.50

Das Buch vertritt den Standpunkt, daß Augustin durchaus wie Clemens und Origenes aus der christlichen Antike zu verstehen ist und insbesondere aus dem praktischen Kampf der heidnischen und christlichen Gesellschaft. Es folgt dabei der Schrift Augustins De Civitate Dei. Von da aus zeichnet das Buch ein Bild von dem Ideal einer christlichen Kultur und Gesellschaft, wie es Augustin und den großen christlichen Idealisten vorschwebte, aber schon ihnen selbst der Verwirklichung nicht eigentlich fähig schien, sondern vor dem einzigen rein christlichen Ideal, dem Kloster, zurücktrat.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Digitized by Google

Friedensziele

Friede zwischen den Konfessionen

Drei Predigten über ein Bibelwort

von

Dr. J. B. Aufhauser
kathol. Feldgeistlicher

Dr. Bruno Italiener
Feldrabbiner

Karl Baum
protest. Stadtpfarrer

Johannes Haller / Deutschland und der Weltkrieg
Eduard Meyer / Die Einwirkung des Weltkrieges auf die Kultur und die Kulturaufgaben der deutschen Zukunft
Ludwig Curtius / Zukunftsgedanken eines Feldgrauen
August Kühl / Zwölf Monate in russischer Gefangenschaft
Otto Maas / Die Freiheit der Meere
Käthe Olshausen-Schönberger / Englischer Geschäftsgeist in Südamerika
Franz Boll / Vom alten und neuen Geist akademischer Jugend
Fritz Endres / Aus der alldeutschen Gedankenwelt
Josef Hofmiller / Deutsche Reiseziele nachher
Fritz Behn / Deutsche Kunst im Krieg
Walther Schotte / Der Kino im Krieg
Isadora Duncan
Hindenburgheimstätten statt Hindenburgstandbildern
Andreas Vischer / Deutschland und das Schicksal der Armenier
Fritz Endres / Zum Hohenzollernjubiläum
Otto Crusius / Zu Alfred Walter Heymels Todestag

München und Leipzig, Süddeutsche Monatshefte, November 1915
Preis 1.50 M 2 Kronen 4

Digitized by Google

Bayerische Vereinsbank

Hauptniederlassung: München

Zweigstellen:

Augsburg	Garmisch	Nürnberg	Schwandorf
Bad Kissingen	Hersbruck	Partenkirchen	Straubing
Bayreuth	Kempten	Passau	Weiden
Erlangen	Landsberg a. L.	Regensburg	Würzburg
Fürth	Landshut	Schwabach	

Aktienkapital . . 51.000,000 Mark
Reservefonds . . . 27.500,000 Mark
Pfandbriefumlauf . 500.000,000 Mark
Hypothekenbestand 510.000,000 Mark

Dr. med. Lahmann's Nährsalz-Präparate

Gesundheit ist Reichthum. FABRIK MARKE

Nährsalz-Cacao ist das einzige Cacaopulver, welches nicht mit mineralischen Salzen, sondern mit **Dr. med. Lahmann's Pflanzen-Nährsalz-Extract** aufgeschlossen ist. Es fördert daher die Ernährung in hohem Grade, wirkt wohltuend auf Magen und Darm und ist für magenschwache Personen besonders geeignet.

Nährsalz-Chocolade enthält ebenfalls Dr. med. Lahmann's Pflanzen-Nährsalz-Extract und wird durch diesen Zusatz eine zum Kochen und Rohessen gleich geeignete kräftige Nährchocolade.

Nährsalz-Extract **rein aus Pflanzen** hergestellt, ist durch seinen hohen Gehalt an pflanzlichem Kali, Natron, Eisen, Phosphor, Kalk usw. ein vorzügliches, den Nährwert erhöhendes Zusatzmittel zu Speisen.

Pflanzen-Milch der Kuhmilch zugesetzt, bewährtester Ersatz beim Versagen der Brustnahrung.

Die Dr. med. Lahmann'schen Nährsalz-Präparate sind über 30 Jahre im Gebrauch und finden Verwendung in fast allen Sanatorien usw.

Ausführliche Broschüren versenden gratis und franko die

alleinigen Fabrikanten Hewel & Veithen, Köln, Cacao-u. Chocoladen-Fabrik

Digitized by Google

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

13. Jahrgang November 1915 Heft 2

Inhaltsverzeichnis:

Seite

Josef Ruederer † 161

Friede zwischen den Konfessionen. Drei Predigten über ein Bibelwort / Vom katholischen Feldgeistlichen Dr. J. B. Aufhauser, vom Feldrabbiner Dr. Bruno Italiener und vom protestantischen Stadtpfarrer Karl Baum 162

Deutschland und der Weltkrieg / Von Dr. Johannes Haller, Professor der Geschichte an der Universität Tübingen . 177

Friedensziel eines Sozialdemokraten 189

Die Einwirkung des Weltkrieges auf die Kultur und die Kulturaufgaben der deutschen Zukunft Von Geheimrat Dr. Eduard Meyer, Professor der Geschichte an der Universität Berlin . . 190

Zukunftsgedanken eines Feldgrauen / Von Dr. Ludwig Curtius, Professor der Kunstgeschichte an der Universität Erlangen, z. Zt. im Feld 213

Zwölf Monate in russischer Gefangenschaft / Von Dr. August Kühl, Assistent an der Münchener Sternwarte, z. Zt. im Feld 222

Die Freiheit der Meere. Von einer australischen Reise / Von Dr. Otto Maas, Professor der Zoologie an der Universität München 233

Englischer Geschäftsgeist in Südamerika / Von Käthe Olshausen-Schönberger 2

Vom alten und neuen Geist akad mischer Jugend / Von Dr. Franz B Professor der klassischen Philologie an der U versität Heidelberg 2

Aus der alldeutschen Gedankenwelt / Von Dr. Fritz Endres, Dozent der Geschichte an der K. B. Kriegsschule . . 2

Deutsche Reiseziele nachher / Von Dr. Josef Hofmiller 2

Deutsche Kunst im Kriege / Von Bildhauer Professor Fritz Behn, z. Zt. im Feld 2

Der Kino im Krieg / Von Dr. Walther Schotte 2

Isadora Duncan 2

Hindenburgheimstätten statt Hindenburgstandbildern 2

Deutschland und das Schicksal der Armenier / Von Dr. med. Andreas Vischer in Basel 2

Zum Hohenzollernjubiläum / Von Dr. Fritz Endres 2

Ein Gedenkblatt. Zu Alfred Walter Heymels Todestag / Von Geheimrat Dr. Otto Crusius, Präsident der K. B. Akademie der Wissenschaften . . 2

Der Bezugspreis beträgt für den Jahrgang fünfzehn Mark, für das Vierteljahr vier Ma

Der „Literarische Anzeiger" beginnt auf Seite XII im 2. Anzeigenteil.

Einbanddecken für die Kriegsbände Oktober 1914 bis März 1915 und April 1915 bis September 1915 für M. 1.50.

MÜLLER EXTRA

MATHEUS MÜLLER · SEKTKELLEREI ELTVILLE

HOFLIEFERANT SR. MAJ. DES DEUTSCHEN KAISERS UND 10 ANDERER HÖFE

FÜR TRUPPEN, LAZARETTE ODER GENESUNGSHEIME IN FEINDESLAND

STEUERFREI!

Digitized by Google

HYGIAMA-TABLETTEN

Gebrauchsfertige Kraftnahrung.

Enthalten zirka sechsmal mehr leichtverdauliche, blutbildende Nährstoffe wie die beste Schokolade.

Idealer **„Kriegs-Proviant“** ═══ **„Retter in der Not“.**

In praktischer Feldpostpackung nachsendbar. Preis Mk. —35, —.40, 1.—und 1.50.

Zu beziehen durch Sporthandlungen, sowie Apotheken und Drogerien.

Wybert

TABLETTEN

schützen bei Wind und Wetter vor Erkältungen und lindern Husten und Katarrh. Als durstlöschendes Mittel leisten sie unschätzbare Dienste. Senden Sie daher Ihren Angehörigen an die Front Wybert-Tabletten. Diese sind unseren Kriegern eine hochwillkommene

Liebesgabe

Feldpostbriefe

mit 2 oder 1 Schachtel Wybert-Tabletten kosten in allen Apotheken und Drogerien Mk. 2.— oder Mk. 1.—

„STARIBUS“

Gesundheits-Federhalter

gegen schlechte Schreibhaltung u. Schrift; Krampf, Ermüdung und Nervosität, Kurzsichtigwerden. Franko gegen Einsendung von M. 1.50 von **A. Neumann,** Frankfurt a. M. 20, Weserstrasse 33

Ossin Stroschein Eierlebertran

Wohlschmeckend. Haltbar. Leicht bekömmlich.

Probeflasche gratis.

J. E. Stroschein, Chem. Fabrik, G. m. b. H., Berlin SO 36, Wiener Str. 50c.

Digitized by Google

Empfohlene Heilanstalten

in denen die „Süddeutschen Monatshefte" aufliegen.

Sanatorium St. Blasien

für **Lungenkranke** im südlich. Schwarzwald, 800 m über dem Meere. Modernste Einrichtungen. Herrliche Gebirgslage inmitten Tannenwälder Bewährtes Heilverfahren. Viele Dauererfolge. Ill. Prosp. frei. Dir. Arzt: Privatdozent **Dr. Bacmeister.**

Sanatorium Schönbuch

bei **Böblingen** (Württemberg). 510 m ü. M.

für Lungen- und Kehlkopfkranke

klimatisch vorzügl. staubfreie Lage in **grossem Park**; dicht an ausgedehntem Hochwald. In Bau und Einrichtungen **strengste Hygiene** bei **vollkommenem Komfort. Nur 40 Patienten.** Prospekte auf Wunsch.

Dirig. Arzt **Dr. Brähl.**

Dr. Möller's Sanatorium in Dresden-Loschwitz — **Diätet. Kuren nach Schroth** — Herrliche Lage. Wirks. Heilverf. Lchron. Krankh. Prosp. u. Brosch. fr.

Neu erbaute

Kuranstalt Stillachhaus.

Oberstdorf, 870 m.

Höchstgelegenes u. sonnigstes Sanatorium der bayer. Alpen. **Für alle inneren und Nervenkrankheiten.**

Prospekt. **DR. SAATHOFF.**

Kuranstalt Dr. Honigmann

Wiesbaden

Telephon 869 Gartenstr. 15/17

Für innerlich Kranke und Nervöse,

Störungen des Stoffwechsels, der Verdauung, organische und funktionelle Herzleiden, rheumatische Erkrankungen. — Individualisierende diätetische Behandlung. Moderner Komfort. Elektrisches Licht. Zentralheizung. Lift. Schattiger Garten. Das ganze Jahr geöffnet.

Dr. Teuscher's Sanatorium

Oberloschwitz-Weißer Hirsch bei Dresden.

für Nerven-, Herz-, Stoffwechsel-, Magen-, Darmkranke u. Erhol.-Bedürftige.

Wasserbeh., Massage, kohlens., arom., elektr. Bäder u. Behdlg., Diathermie, d'Arsonvalisat., Bergonié. Eingehende Diät bei Mastkuren, Entfettung, Diabetes, harns. Diathese, chron. Magen- und Darmstörungen, Arteriosklerose, Anämie usw. Streng individuelle Pflege. — Während des Krieges offen.

Auch während des Krieges besucht

Sommerstein

Biologische Regenerations- und Schroth'sche Kuren*

Kurbad bei Saalfeld, Thüringen.

Prospekt E 54 und neue Broschüre über vorzügliche Heilwirkung frei.

* Sommersteiner biologische Regenerationskuren sind wissenschaftlich begründet u. beruhen auf der Grundlage einer individuellen Körperreinigung (Beseitigung der Krankheitsursachen) u. Blut- u. Säfteerneuerung.

Prospekte kostenfrei

Dr. Lahmann's Sanatorium

in Weißer Hirsch bei Dresden

Leitender Arzt: Prof. Dr. Kraft

Anwendung der physikal.-diätetischen Heilfaktoren

einschließlich Höhensonnen- und Röntgentherapie, Thermopenetration, d'Arsonvalisation, Franklinisation. Neuzeitl. Inhalatorium, Luft- und Sonnenbäder

Stoffwechselkuren. Sonderabteilung für Zuckerkranke

Physiolog.-chem. Laboratorium (unter Leitung von Ragnar Berg).

Digitized by Google

Waldsanatorium

Höchster Komfort **DAVOS** Höchste Hygiene

Lungenheilanstalt ersten Ranges

Leitender Arzt Prof. Dr. **F. Jessen.**

100 Meter oberhalb Davos-Platz. — Unmittelbar am Walde gelegen.

Deutsche Leitung. Prospekt auf Verlangen.

Sanatorium Am Goldberg.

Von Prof. u. Ärzten gut empfohlen. **Bad Blankenburg — Thüringer Wald.** Sommer- und Winter-Kuren.

Höchstzahl **50** Kurgäste. — Prospekt kostenlos. — Tel. 44. — Dr. med. Karl Schulze, Besitzer.

Empfohlene Hotels

In denen die „Süddeutschen Monatshefte" aufliegen.

Baden-Baden. „Frankfurter Hof" vormals Französischer Hof in schönster Lage, am Kurhause. Bekannt als angenehmer Aufenthalt. Neuester Komfort • Mäßige Preise. — Das ganze Jahr geöffnet. —

St.-Moritz-Dorf
Engadin
Das Land der Sonne
Schweizerhof-Château
Bekanntes vornehmes Familienhaus
Wintersaison 1. Dezember bis 15. März
Bedeutend ermäßigte Preise. **Ad. Angst.**

Dieses Feld kostet bei einem Jahresauftrag M. 5.— pro Einschaltung.

Dresden Hotel Europäischer Hof

Hervorragendes Haus allerbesten Rufes.

Zeitgemässe Einrichtungen. □ □ □ Kriegsteilnehmer Vorzugspreise. □ □ □ Telegramm: Sendig.

Föhr, einzige freigegebene Nordseeinsel
Nordsee-Sanatorium Südstrand-Föhr
Zweiganstalt: **Jugendheim** und **Pädagogium.** **San.-Rat Dr. Gmelin.**

Dresden Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus in einzig schöner Lage an der Elbe; gegenüber dem Kgl. Schloß, Opernhaus u. Gemäldegalerie.

Digitized by Google

Erziehungs- und Unterrichtsanstalten

Landschulheim Am Solling bei Holzminden a. d. Weser.

Reformschule in schöner gesunder Lage auf dem Lande für Knaben vom 7. Jahre an. Individuelle Erziehung in Gruppen von höchstens 10 Knaben. Unterricht in kleinen Klassen. Lehrplan der Oberrealschule. Beste Referenzen. Ausführlicher Prospekt durch den Direktor A. Kramer.

Studienheim Inst. Sonnenberg
mit Schülerheim
Stuttgart, Rotenwaldstr. 31—33, dem Leipziger Platz gegenüber (herrliche städtische Parkanlagen)
für begabte Schüler, die schnell :: zum Ziele gelangen wollen ::
Vollständiger Ersatz für jede höhere Schule, Einjährigen-Prüfung a. d. Schulen u. vor d. Kommission, **Fähnrich, Seekadetten** und **alle Reifeprüfungen** ohne vorher. Besuch einer staatlichen Schule.
Spez. Vorbereitung für Leute ohne höhere Schulbildung.
Prospekt und Auskunft gegen Angabe des Zweckes.

Töchterheim u. Lyzeum Neuenheim Heidelberg
von Herrn u. Frau Direktor Steinkellner. Überwindung von Schulschwierigkeiten in kleinen Klassen. Fortbildungsklassen.

Das Evang. Pädagogium Godesberg am Rhein
(Gymnasium, Realgymnasium und Realschule mit Einj.-Berechtigung) ist mit seiner **Zweiganstalt** in **Herchen (Sieg)** infolge günstiger Bedingungen, Stamm alter Lehrkräfte usw., imstande, die Anstalt auch während der Kriegszeit ohne Einschränkung weiterzuführen. Es bietet seinen Schülern gediegenen Unterricht, Förderung ihres geistigen und leiblichen Wohles durch eine familienhafte Erziehung in Gruppen von je 10—18 Knaben in den 15 Alumnaten der Anstalt. **Jugendsanatorium in Verbindung mit Dr. med. Sexauers ärztlich-pädagogischem Institut.**
Drucksachen durch den Direktor **Prof. O. Kühne, Godesberg a. Rh.**

Kunstschrift-Mappe-G-M 4.00 Ly-Mappe-M 1.50

Kunst-Schrift

Ly To

Heintze & Blanckertz
GW Berlin NO. 43

Höhere Mädchenschule mit Erziehungsinstitut
v. Anna Roscher, vorm. Hermine Ilgen, München, Karlstr. 45/2
(Externat und Internat; Garten; nur Vormittagsunterricht.)
a) Vor- oder Elementarschule (1.—4. Volksschulklasse);
b) 6klassige höh. Mädchenschule;
c) Fortbildungskurs u. Vorbereit. f. d. Erzieherinnenprüfung.
Prospekte gratis und franko. Anmeldungen jederzeit. Sprechstunden an Werktagen von 11—12 Uhr.

Unsere S. M.-Leser bitten wir bei Anbahnungen auf die Süddeutschen Monatshefte Bezug zu nehmen.

Auskünfte
über
Erziehungs- und Unterrichts-Anstalten
erteilt bereitwilligst die
Inseraten-Administration der Süddeutschen Monatshefte.

Ueberlingen
am Bodensee
Mineral- u. Seebad klimatisch. Kurort

Alte, höchst interessante Stadt (ehem. freie Reichsstadt) mit hervorragenden Sehenswürdigkeiten. — Geschützte Lage, mildes Klima. **Vielbesuchte und bevorzugte Sommerfrische.** Sehr beliebter Niederlassungort für Rentner und Pensionäre. Eisenbahn- u. Dampfschiffstation. Nähere Auskunft und Prospeckte durch das **Kur-Komitee.**

Digitized by Google

Kriegsrisikoversicherung ohne Untersuchung.

Deutscher Anker

Pensions- und Lebensversicherungs-Aktiengesellschaft in Berlin.
Grundkapital: M. 8 Millionen.

Lebensversicherung. **Kriegsversicherung.**

Jeder der Wehrmacht angehörende Deutsche, auch wenn er schon im Felde steht, findet Aufnahme in unserer Kriegsrisikoversicherung.

Keine ärztliche Untersuchung.

Sofortige Auszahlung der vollen Versicherungs-Summe im Todesfalle.

Näheres durch die Direktion: **Berlin W**, Eichhornstr. 9
und die **Subdirektion in München**, Kaufingerstr. 23

Für alle Korrespondenz, Buchhaltung und Organisation unentbehrlich ist die

Remington-Buchhaltungs-Schreibmaschine

Verlangen Sie kostenlose Auskunft und unverbindliche Vorführung durch

Remington-Schreibmaschinen-Gesellschaft m. b. H.

München, Prielmayerstrasse 10 Telephon 52752

Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer
Erprobt und bewährt bei

Schlaflosigkeit und Nervosität

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer.
Einzelgabe 75 ccm = 1 gr Bromsalze, Diese 2 bis 3mal täglich.
Größere Gaben auf ärztliche Verordnung.

Dr. Carbach & Cie. in Bendorf am Rhein.

Prospektbeilagen.

Wir machen die verehrlichen Leser auf folgende Prospekte aufmerksam:

C. F. Amelangs Verlag, Leipzig, neue, zeitgemäße Bücher
Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, Bücher unserer Zeit
Reimar Hobbing, Verlag, Berlin SW 68, Ausgewählte Werke Friedrichs des Großen
Friedrich Andreas Perthes A. G., Verlag, Gotha, Bücher unserer Zeit
Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig, Semper der Mann von Otto Ernst
B. G. Teubner, Verlag, Leipzig, Bücher und Bilder aus der Kriegszeit
Vereinigung der privaten Kriegshilfe München NW 19.
Hermann A. Wiechmann, Verlag, München, Trotz Tod und Tränen ein fröhliches Buch von Max Jungnickel. Das lachende Soldatenbuch mit der Denkerstirne von Max Jungnickel usw.

Digitized by Google

Papierfabrik

Bohnenberger & Cie.

Niefern bei Pforzheim

Seit Kriegsbeginn mit
der neuerstellten Fabrik
wieder im vollen Betrieb

Alle Arten von Werkdruck-,
Post- und Normalpapieren

Kunstdruckpapier

Digitized by Google

Josef Ruederer.

Worte bei der Trauerfeier im Östlichen Friedhof zu München am 22. Oktober 1915.

Es ist im Sinne unseres Freundes, daß wir hier an seiner Bahre von diesem Abschied sprechen, wie wir alle untereinander davon sprechen. War doch der Sinn für ungeschminkte Wahrheit und für echte Natürlichkeit der hervorstechendste Zug seines Wesens. So wollen wir uns die bittre Wahrheit eingestehen, daß dies ein grausamer, versöhnungsloser Abschied ist — mitten in einem Werk, das er als Lebenswerk betrachtet hat, in einer Zeit, in der erst wenige seine künstlerischen Leistungen zu würdigen wußten, am Vorabend einer Zeit, in der Deutschland Männer brauchen wird wie ihn. So finden wir kein Wort des Trostes für die Familie, mit der ihn ein so inniges Band verbunden hat, für die Freunde, die den Zauber seines Wesens gekannt haben. Im Sinne Josef Ruederers, der wie wenige die Unerbittlichkeit des Naturlaufs erfaßt und gestaltet und dabei wie wenige sich gegen diese Unerbittlichkeit aufgelehnt hat, wollen wir Abschied nehmen nicht mit falschem Trost, sondern mit Dank, mit Dank für alles, was er gerungen und geschaffen hat, mit Dank für alles, was er uns gewesen ist und späteren Geschlechtern sein wird.

Digitized by Google

Friede zwischen den Konfessionen.

Drei Predigten.

Ein katholischer, ein israelitischer und ein protestantischer Geistlicher haben im Oktober und November über religiöse Toleranz gepredigt, anknüpfend an das Bibelwort:

Darum säet euch Gerechtigkeit und erntet Liebe; pflüget ein Neues, weil es Zeit ist, den Herrn zu suchen, bis daß er komme und regne über euch Gerechtigkeit!

Hoseas 10, 12.

Predigt gehalten im Feld am 31. Oktober 1915.

Von Privatdozent Dr. J. B. Aufhauser, z. Zt. Feldgeistlicher.

Kameraden!

Die große Zeit, die über unser geliebtes Vaterland hereingebrochen, hat uns alle mit eiserner Gewalt zu wunderbarer Einmütigkeit zusammengeschmiedet in dem einen heiligen Gedanken an unserer Heimat Glück und Zukunft. Ein einig Volk von Brüdern steht Ihr, Deutschlands waffenfähige Jugend- und Manneskraft, als starker, unüberwindlicher Wall gegen den Feind ringsum. Heiliger Friede läßt im Innern unseres Landes Gegensätze schweigen, die ansonst zuzeiten des Überschusses von Glück in erbitterten Kämpfen sich befehdeten. Wie in wirtschaftlicher und politischer Hinsicht der Parteien Haß verstummte, so lernten wir auch in religiöser Beziehung uns mit gegenseitiger Achtung verstehen, echte, wahre Toleranz zu betätigen. Ihr Wesen und ihre Beweggründe suchen wir kurz zu begründen.

Echte Toleranz weiß eigene religiöse Überzeugung als heiligstes Gut, von den Vätern überkommen, zu besitzen und dennoch fremde Überzeugung zu verstehen und zu achten. Was Dich der Glaube Deiner Jugend gelehrt, was Du aus eigenem inneren Erleben als wertvollsten Besitz Deiner Seele errungen und was Du jetzt im heißen Toben des Sturmangriffes als mächtigste Kraftquelle für Opfermut und Selbstentsagung für Dich und Deine Kameraden erprobt, das wahre Dir als heiliges und unveräußerliches Gut, als den unentbehrlichen Pol in Deinem geistig-sittlichen Leben! Die Gebete und Lieder, die einst Deiner Mutter Lippen Dich gelehrt, an denen Ihr Euch draußen im Schützengraben in der Not der Stunde gemeinsam erbaut, die sakramentalen Gnadenmittel, womit die Kirche Deine Seele zur innigsten Gemeinschaft des Lebens in und mit Gott führen, Dir Kraft im Leiden und Ergebung im Sterben spenden will, suche gerade in dieser Zeit mehr als sonst in ihrem tiefsten Gedankeninhalt und ihrer inneren Schönheit zu erfahren, auf Deine tiefste Seelenkraft wirken und die Liebe zu Deiner Kirche verdoppeln zu lassen!

Doch Du hast auch gelernt, fremde Überzeugung zu verstehen. Zeiten

Digitized by Google

der Not überbrücken in einer Familie Gegensätze. Und mag auch die Kluft, die sonst trennt, noch so tief sein, einigende Liebe schließt sie, wenn anders die Familienmitglieder noch Liebe und Sinn für die Familie sich bewahrten. Was von der Zelle des Staatswesens gilt, gilt ebenso von diesem selbst. Der Ernst der Lage hat auch unser völkisches, deutsches Bewußtsein zu starker Einheit in dem gemeinsamen allgemeinen Bekenntnis zum Staat, in opferbereiter Vaterlandsliebe und ungebrochenem Willen zum Sieg verschmolzen. Nur mit Wehmut entsinnen wir uns heute der bitteren Kämpfe, die unser deutsches Volk seit Jahrhunderten zu tiefst spalteten, Kämpfe, die nicht, wie es der Natur der Sache entspräche, auf geistige Waffen sich beschränkten, sondern mit allen irdischen Machtmitteln bis zum Religionskrieg geführt wurden. Welche Summe von Kräften ging dabei unserem deutschen Volke verloren! Während wir uns schwächten, wuchsen unsere Gegner und glaubten in der verhängnisvollen Stunde, die den Weltkrieg gebar, auf unsere inneren Konfessions- wie Stammesunterschiede rechnen zu können. Hätte es auch in der Not des Volkes nicht erst des inhaltsvollen Kaiserwortes bedurft: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche", so war dies Wort dennoch geschaffen, als zündende Losung in schwerster Stunde lodernde Begeisterung und freudige Zustimmung zu einmütiger Gefolgschaft und vollstem einigem Zusammenstehen zu entfachen. Und seit jenem Augenblick war dahingeschwunden alles religiöse Mißtrauen. In heiligster Eintracht und opferfreudigster Vaterlandsliebe folgten alle Stämme ohne Unterschied dem Rufe des Vaterlandes. Die Zahl der Feinde und die Fülle der kriegerischen Operationen erheischte eine Verschmelzung und Verschiebung der einzelnen Truppenteile, die Euch, Kameraden, nicht bloß in buntester Weise aus allen Bundesstaaten zusammenwürfelte, Euch auch Kameraden nahe brachte, die andere religiöse Anschauungen als die Eurige zu eigen hatten. Aus gegenseitiger Kenntnis erwuchs gegenseitiges Verstehen und Achten. Du sahst Deine Brüder, wie sie in den seelischen Entbehrungen und Erschütterungen des Schützengrabens vor der Majestät des Todes nicht bangten, gleich Dir im trostreichen Gebete und Liebe Gottes Nähe fühlten und seiner Führung in Zuversicht sich überließen in den schweren Stunden vor dem befohlenen Sturmangriff. Du hörtest mit ihnen das entsühnende und ermunternde Wort des dankbar begrüßten Feldgeistlichen, und hüben wie drüben schwand bei stillem Nachdenken manches Vorurteil, das vielleicht eine engbegrenzte Jugenderziehung eingeflößt hatte. Auf dem Schmerzenslager des Lazarettes vernahmst Du an der Seite Deines zu Tode verwundeten oder mit schwerer Krankheit ringenden Kameraden das tröstend warme Wort des Geistlichen und sahst, mit welcher Liebe und Dankbarkeit die Blicke des von Todesfittichen beschatteten Nachbarn

Digitized by Google

an den Lippen des Tröſters hingen. Allen ohne Unterſchied des Glaubens bot er Euch ſeine Liebe, verkündete er Euch mitten in den Schrecknissen des Weltkrieges die hoffnungsreichſte frohe Botſchaft aus einer Welt des Friedens und des Geiſtes: Unſterblichkeit und ewige Gottesgemeinſchaft. Als er Dir zum Abſchied mit warmer Liebe die Hand drückte und Gottes Segen Euch erflehte, da fühltet Ihr, wie wir vor dem Ewigen alle Kinder eines Vaters ſind, der mit gleicher Liebe in Not und Gefahr unſer gedenkt. Im Soldatenheim ſuchten Euch Eure Geiſtlichen eine Stätte kameradſchaftlicher, geſelliger Unterhaltung, geiſtiger Anregung und Belehrung zu bieten und Euch zu bewahren vor Gefahren der Reſerveſtellung, die Euren Leib und Eure Seele vergiften, Euren Ruf als deutſche Soldaten ſchänden, Euer jetziges oder künftiges Familienglück zerſtören, unſeren kommenden Generationen die Lebenskraft rauben könnten. Wohl mancher, der ſeit Jugendzeit infolge falſcher Überſchätzung ſeiner eigenen Kraft in eitlem Wahne und Verblendung oder infolge unglücklicher ſozialer Verhältniſſe den Glauben an eine andere als die ſichtbare Welt verloren, fand hier bei ſtiller Selbſtbeſinnung den Weg zum Sinn und Ziel ſeines Daſeins, zum Ewigen wieder auf der Brücke der alle verbindenden Liebe der Wahrheit und des Geiſtes.

Jene gegenſeitige Achtung perſönlicher religiöſer Überzeugung übertrug Ihr auch auf die Kultſtätten. In der Not der Stunde öffnete ſich manches katholiſche Gotteshaus im Feindeslande auch dem Gottesdienſte unſerer übrigen Kameraden. Es war nicht nur der Geiſt der deutſchen Zucht, der ſie den Raum mit Ehrfurcht betreten ließ; ſie hatten im Laufe des ſchweren Ringens gelernt, vielleicht manches Vorurteil ihrer Jugend abzulegen und in den himmelſtrebenden gotiſchen Kathedralen mit ihren Altären und Bildern den Geiſt warmer, gottſuchender Frömmigkeit zu finden. Mit voller Entrüſtung weiſen wir darum die Anſchuldigungen unſerer Gegner zurück, als hätten unſere Soldaten in eitlem Frevlermut oder aus religiöſem Haſſe Gotteshäuſer und Altäre verwüſtet. Nur in gebieteriſcher Not mußte bisweilen manch hehres Heiligtum als Ziel unſerer verderbenbringenden Granaten erwählt werden; wo es in unſerer Macht liegt, läßt deutſcher Kunſtſinn und Hochachtung der religiöſen Gefühle die Schäden bereits wieder beheben.

So ſuchen wir „Gerechtigkeit zu ſäen“ in gegenſeitigem Verſtehen und Achten. Wir vermögen es, da uns der Ernſt der Stunde das Weſen der Religion wieder erſchloſſen hat, da uns allen „die Zeit gekommen iſt, den Herrn zu ſuchen“ in Demut und Buße. Die innigſte Verbindung mit dem ewigen Gotte iſt es, die alle Unterſchiede der religiöſen Form und Sprache in dem einen Gedanken zuſammenfaßt: ein ewiger Lenker aller Dinge ließ die Not der Zeit erſtehen über der Menſchheit, um ſie wieder zu läutern in tiefſter

Digitized by Google

Frömmigkeit von allen Schlacken der Selbstsucht, das edelste Werk der Tat, die Hingabe seines Lebens für den Freund in treuester Pflichterfüllung bis zum Tode, wieder in hehrstem Lichte erstrahlen zu lassen. Wie Eure todesbereite Vaterlandsliebe im Kampfe um unsere nationale Existenz und unsere Weltstellung verklärt ist vom festen Glauben an die Gerechtigkeit unserer Sache und die Gerechtigkeit einer sittlichen Weltordnung, vom erhebenden Bewußtsein eines reinen Gewissens, von wahrer Gottesfurcht und echtem Gottvertrauen, so mildern diese Gedanken die Not und Entsagung am heimischen Herde und einen unser ganzes Volk in lauterer werktätiger Liebesarbeit zu festem opferbereiten Durchhalten bis zum endgültigen Siege.

Du hast gelernt, Deiner eigenen persönlichen Überzeugung, der Eigenart Deines persönlichen Glaubenslebens und Deiner Kirche, als wahrer belebender Volkskirche, mehr als bisher die Treue zu wahren, die Religion als Heiligtum Deines Herzens zu betrachten und Anderer Überzeugung zu achten. Wahrlich, das Bild eines edlen und großen Menschen, der nicht etwa sittlich-religiöser Grundsatzlosigkeit und Verwässerung huldigt, vielmehr mit eigener Festigkeit fremder Anschauung Achtung zollt, das mannhaft offene Bekenntnis zu den unabänderlichen Wahrheiten der Religion, das Bewußtsein vom absoluten Wert Deiner eigenen religiösen Überzeugung im engen Anschluß an Deine Kirche als wertvollem Kulturfaktor aller Zeiten wird Dir volle Achtung aller gerecht Empfindenden sichern. Die Gerechtigkeit und Milde Deiner edlen toleranten Gesinnung gegen Andersdenkende aber wird Dir in Wahrheit „Liebe ernten". Mit froh-dankbarem Herzen gegen Gott dürfen wir es da bekennen, wie gerade das Oberhaupt unserer weltumspannenden Kirche, Papst Benedikt XV., mit dem hehren, seines apostolischen Friedensamtes wahrhaft würdigen Bestreben, Schmerz und Leid des Kriegselendes zu mildern, bei allen Völkern und Herrschern dankbare Zustimmung, bei Ungezählten unauslöschliche Liebe ernten durfte, denen die Früchte seiner Bemühung zugute kamen. In seiner versöhnend mildernden Wirkung auf die Geister wird dies Werk wahrer Menschlichkeit als eine der edelsten Taten des Papsttums dessen stille moralische Machtstellung unter den Völkern immerdar der Erinnerung der Menschheit bewahren. Dies hehre Friedenswerk gegen alle Leidenden ohne Unterschied des Glaubens inmitten des erbitterten nationalen Hasses der Völker darf und soll auch uns als leuchtendes Vorbild in unserem Tun vor Augen schweben, Gerechtigkeit und Milde gegen Andersdenkende wird Dir dann nicht bloß jetzt die Liebe all derer gewinnen, derem innersten Heiligtum Du Wohlwollen und Achtung zollst, Dir noch mehr die dauernde Liebe des schwer bedrängten Vaterlandes sichern. Auch in der glückverheißenden Zukunft des neuen größeren Deutschlands, wenn es gilt: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen",

Digitized by Google

werden unsere kommenden Geschlechter noch in dankbarer Liebe unser gedenken. Wie wir mit heißem Danke auf die Helden der Freiheitskriege und der Jahre 1870/71 schauen, die dem deutschen Volke die äußere Einigung und eine strahlende Kaiserkrone erkämpften, so wird unauslöschliche Liebe, solange deutsche Herzen schlagen, jenen gesichert sein, die das kostbare Vermächtnis innerer Einheit und gegenseitiger Achtung religiöser Überzeugung als Frucht nie geschauten heißen gemeinsamen Heldenringens auf blutgetränktem Boden erworben haben.

Wahre Dir deshalb diese gerechte Gesinnung gegen die Anschauung Anderer auch für jene Zeiten des Friedens, denen all unsere Opfer und all unser Hoffen gilt! Da heißt es „ein neues Feld zu pflügen". Möge die durch ungezählte Todesopfer aus der Blüte unseres Volkes erkaufte und geweihte innere heilige Einheit für immerdar gewahrt bleiben! Ihr jungen Kameraden, die Ihr in Not und Tod in treuester Kameradschaft kampfgestählt zusammengestanden, sollt unter der erzieherischen Kraft des Krieges das Salz werden, das unser Volk bewahrt von dem Unheil erbitterter religiöser Kämpfe und Streitigkeiten, sollt als Führer erstehen bei der geistigen Erneuerung unseres Volkes nach dem Friedensschluß. Der Du im Felde Dich erbaut an der religiösen Kraft und Wärme Deiner Kameraden, wirst nie und nimmer über ihre Überzeugung spotten und höhnen oder sie geringer einschätzen, weil ihr religiöses Denken und Empfinden nicht dem Deinen gleicht. Diese Toleranz muß als hehres Gut der sittlich-religiösen Wiedergeburt und Erweckung unseres Volkes eingegliedert werden. Wie diese, darf sie nicht als augenblickliches Feuer für die Zeit der Not aufflackern, muß sie ihre volle Kraft erst bewähren, wenn wieder Friede sich herabgesenkt über die Völker. Vielleicht harrt hier noch schwerere Arbeit als Du im blutigen Kriege geleistet, bedarf es größeren Mutes und reicherer Geduld, als während des Brüllens der Kanonen und des reichsten Eisenhagels. Leben wir auch nicht dem Wahne, daß die heißen Weltanschauungskämpfe der letzten Friedensjahre durch den Waffenstillstand der Gegenwart für immer begraben seien — Kampf bleibt der Grundzug allen Lebens, auch des geistigen — so wollen wir dennoch die Hoffnung uns wahren, daß sie des ätzenden Geistes völlig negativer Kritik, der persönlichen und sachlichen Erbitterung und Verunglimpfung entbehren möchten, die jegliches Verstehen und Achten fremder Überzeugung ausschließt. Sollten jene, die nicht wie Du furchtlos dem Tode ins Auge gesehen und nicht gefühlt, wie in der Not des Vaterlandes kein junger wehrfähiger Mann ein Anrecht auf sein Leben, das nicht der Güter höchstes ist, besitzt, je wieder der einenden Kraft der Gegenwart vergessen, so gemahne sie in Erinnerung an Deine Kriegserfahrungen der heiligen Stunde, die uns diese Einheit gegeben. Konfessionelle Überschwenglichkeiten und einseitige Zukunftsträume, die

Digitized by Google

eine Beleidigung anderer bedeuten, religiöse Kämpfe, die am Lebensnerv unseres Volkes nagen, Feindseligkeit zwischen Staat und Kirche mögen, so flehen wir alle zu Gott, für immer von unserem deutschen Volkswesen ausgeschlossen sein. Der Weltkrieg, der unsere besten, schwer zu vermissenden Kräfte dahingerafft, möge jene Schäden und Auswüchse des Volkslebens künftiglich von uns fernehalten, volle Gleichberechtigung allen geben, die fürs Vaterland höchste Entbehrung und mächtigste Erschütterung ihres Wesens opferfreudig getragen. Wir, denen das unverdiente Glück, als Sieger heimzukehren, beschieden sein soll, wollen an diesem heiligen geistigen Friedenstempel innerer Eintracht mitbauen helfen zum immerwährenden Gedächtnis der großen einenden Zeit, zum ehrendsten Denkmal unserer gefallenen Brüder. Mit mächtigen Schwingen wird sich dann der deutsche Aar im Morgenrot des erwachenden Völkerfrühlings in lichte Höhen erheben, wird die deutsche Volksseele, dank ihrer inneren Umwandlung, mit höchster Entfaltung ihrer Kraft der Lösung der gewaltigen kulturellen und sozialen Zukunftsaufgaben, die ihrer in der Weltmission harren, sich weihen und mithelfen, das jäh zerstörte Band der Kultureinheit der Menschheit vertrauenerweckend wieder zu knüpfen.

In unserem Gottsuchen und Gottsehnen, bei dem Gerechtigkeitssäen inmitten des haßerfüllten Völkertobens möge der „Herr zu uns kommen", mit seiner Gnade uns helfen und „regnen lassen über uns Gerechtigkeit". Amen.

Predigt gehalten im Feld am 30. Oktober 1915.

Von Dr. Bruno Italiener, z. Zt. Feldrabbiner.

Meine lieben Kameraden!

Wir sahen in den letzten Wochen ein seltsames Bild. Auf den Höhen, auf denen Ihr liegt, Kampf und Leid und Tod.

Und unweit von Euch im Tale Frieden. Erntesegen. Eure Kameraden die Sensen schwingend, mit vollen Armen die Ähren bergend.

Und Erntehoffen. Andere Kameraden hinter dem Pfluge schreitend, den Boden lockernd zu neuer Aussaat.

Das Ganze ein Sinnbild.

Auch in der Heimat Kampf und Leid und Tod.

In ungezählten Häusern und ungezählten Herzen. Und doch, auch dort Erntezeit. Ein Sammeln und heimlich Bergen.

Und Erntehoffen. Ein Pflügen und heimlich Säen. Ein großer Sämann schreitet hinter dem Pflug, und das Menschenherz ist der Acker, und Wunden reißt der Pflug tief und schwer. Aber die Saat ist gut. Wir alle fühlen es, sie wird reifen und Frucht tragen.

Digitized by Google

Neue Saat! „Pflügt ein Neues, weil es Zeit ist, den Herrn zu suchen." Und fromme Saat; seit langem nicht geschaut in deutschen Landen.

Ein Gottsuchen hat wieder begonnen.

Wer den Vätern und Müttern und Frauen jetzt in der Heimat aufmerksam ins Auge blickt, der schaut dort einen Glanz, den es vorher nicht hatte. Er stammt von heimlichem Sorgen und heimlichem Beten. Und wer hier draußen in die oft halbzerschossenen Kirchen tritt und zu jeder Tageszeit Kameraden findet, in Andacht versunken vor ihrem Gott, der fühlt erbebend: Mit unserm deutschen Volke ist ein Wandel vorgegangen im letzten Jahre. Wir sind fromm geworden.

Und dieses religiöse Erleben hat uns Deutsche alle in gleicher Weise ergriffen und hat uns das Gemeinsame empfinden lassen, das über die Schranken der Konfession hinweg uns alle verbindet.

Mit den verschiedenen Bekenntnissen ist's wie mit den Bäumen des Waldes. Allerlei Arten gibt's dort. Buchen und Tannen und Eichen. Und jede Art hat ihre Kraft und ihren Stolz und ihre Schönheit.

Aber in dem Augenblick, da der Odem Gottes im Sturmwind durch den Wald fährt, erschauern sie alle in gleicher Weise, neigen sie alle in gleicher Weise in Ehrfurcht ihre Häupter.

Im Sturmwind fährt Gott jetzt wieder durch die Welt. Lauter denn je schallt sein Brausen, und das Menschenherz, zu welchem Glauben auch es sich bekenne, sollte nicht erbeben?

Aber nicht nur die Stärke des religiösen Erlebnisses ist die gleiche, auch der Inhalt des Erlebnisses.

Wir Deutsche glauben jetzt im Grunde alle an den gleichen Gott. An den Gott der Gerechtigkeit.

Wenn irgend eine Zeit, so hat diese den Beweis erbracht, daß der Gott, der in der Geschichte der Völker waltet, der Gott der Gerechtigkeit ist.

Von dem Augenblicke an, da auch dem schlichtesten Denken klar wurde, was unsere Gegner mit unserm Deutschland planten, hat ein Durst nach Gerechtigkeit unser deutsches Volk erfaßt: „Laß die Gerechtigkeit nicht sterben, Herr," so betete zu Beginn des Krieges ein deutscher Dichter. Es ist das Gebet des ganzen deutschen Volkes geworden.

Wenn in der Heimat unsere Kameraden durch die Straßen marschieren, bereit, gleich uns, auszurücken in den Kampf, die hohe ernste Gestalt der Gerechtigkeit ist's, die wir mitten unter ihnen schauen. Wenn die Glocken hoch vom Turme den Sieg verkünden, aus ihren ehernen Klängen töntuns die strafende Stimme der Gerechtigkeit entgegen, die dem Feinde ihr Urteil spricht.

Diese Erkenntnis von dem Walten einer Gerechtigkeit in der Welt ist unser größtes Erlebnis, ist, besser gesagt, die Offenbarung dieses Krieges. Und je länger der Krieg dauert, je mehr wir die feinen Pläne unserer Gegner

Digitized by Google

unter dem unaufhaltsam vorwärtsstrebenden Schritt der Gerechtigkeit zu schanden werden sehen, um so tiefer werden wir dieser Offenbarung inne.

Und das ist das Neue, von dem der Prophet redet. Gewußt haben wir es schon immer, daß Gott gerecht ist, aber im tiefsten Herzen erlebt haben wir es erst jetzt. Und dieses Erlebnis erst macht uns diesen Krieg sittlich. Es hebt ihn uns empor von einem bloßen Kampf um Hab und Gut zu einem Kampf um ein Ewiges, um den Sieg der Gerechtigkeit.

Meine lieben Kamerden, uns deutsche Juden erfüllt dieses Erlebnis mit einem besonderen Stolz.

Wir sehen unser ganzes deutsches Volk erfüllt von den Gedanken und um ihre Verwirklichung streiten, die unser Judentum durch den Mund seiner Propheten zuerst verkündet, und an denen es allen Anfechtungen und aller Erniedrigung zum Trotz unbeirrbar festgehalten hat.

Denn dadurch, daß unsere Propheten, die Dichter unserer Psalmen, Gott als den Richter der Welt verkündeten, haben sie der Menschheit ein Gewissen gegeben, haben sie die Weltgeschichte zum Weltgericht erhoben.

Das ist auch der Grund, weshalb unsere Bibel, das Alte Testament unserer christlichen Kameraden, jetzt zur Kriegszeit in unserm deutschen Volke eine Beachtung und Wertschätzung gefunden hat, wie kein Buch sonst. Unser deutsches Volk fühlt: Der Gott des Alten Testaments, der Herr Zebaoth, der Herr der Heerscharen, den soviele in unserm deutschen Volke längst tot und begraben wähnten, schreitet noch immer in Kraft und Hoheit durch die Welt.

Und in dem Bewußtsein seiner Nähe gewinnen die alten verstaubten Blätter seines heiligen Buches ein neues Gesicht: „Alle Völker umringen mich, im Namen Gottes zerschmett're ich sie" (Psalm 118, Vers 10), das ist nicht nur das Gebet eines Mannes, der seit Jahrtausenden im Grabe schlummert, das ist der Schlachtruf unseres deutschen Volkes, mit dem es kämpft, und mit dem es siegen wird!

„Siehe, ich bestelle Dich heute für die Völker und für die Königreiche, auszurotten und zu zerstören, zu verderben und niederzureißen, aufzubauen und zu pflanzen" (Jeremia, Kapitel 1, Vers 10), das ist eine Verheißung, die nicht nur dereinst einer Menschenseele inmitten aller Verwüstung und allem Leid, das sie schauen mußte, Aufrichtung und Stütze gewährte, das ist ein Wort, das auch uns inmitten all der Schrecken, die wir schauen, ja selbst bereiten müssen, die tröstende Gewißheit gibt, daß auch dieser Weg der Zerstörung uns Deutsche hinführt zu einem Bau und zu einer Pflanzung, die wir nach dem Plane der Vorsehung größer und herrlicher als zuvor für unser deutsches Volk, für die ganze Menschheit, errichten helfen sollen.

Ob unser deutsches Volk wohl in Friedenstagen etwas behalten wird von diesem Glauben an den Gott der Gerechtigkeit, von diesem Eifer für die gerechte Sache, der es jetzt erfüllt?

Millionen von Deutschen stellen diese Frage.

Digitized by Google

Sie fühlen alle: Nicht nur das Glück unseres Deutschland hängt davon ab, viel mehr der Friede unseres Gewissens.

Nur dann sind wir berechtigt, Anwalt des Rechts in der Geschichte der Völker zu sein, wenn wir in unserm eigenen Volke dem Recht unbedingte Geltung schaffen.

Wir Deutsche denken in dieser Hinsicht nicht gern an die Friedensjahre zurück.

Wieviel gegenseitiges Unrecht, wieviel Verbitterung zwischen den politischen Parteien, wieviel kleinlicher Hader zwischen den einzelnen Konfessionen unseres Volkes.

Das ist verschwunden, seitdem der Krieg begann.

Der Hauch der Gerechtigkeit, der aus dem bekannten Kaiserwort uns entgegenwehte, hat viel Segen gestiftet. Viel mehr aber der Krieg selbst.

Katholiken und Protestanten und Juden haben in dem gleichen Schützengraben gewacht, nach dem gleichen Feinde spähend, von der gleichen Heimat träumend und oftmals von der gleichen Granate zerschmettert. War der Protestant anders als der Katholik, der Jude anders als der Protestant, in seinem Hoffen, seiner Freude, seinem Leid?

Und in der Heimat haben Christen und Juden zusammengewirkt auf dem gleichen Posten, mit der gleichen Freudigkeit, der gleichen Geduld, unter den gleichen Opfern.

War die Treue des Christen anders als die des Juden? Glänzten die Tränen der Freude nur in des Christen Auge, als die Glocken den Sieg verkündeten oder nicht gerade so hell in des Juden Blick? Lastete der dumpfe Druck nur auf des Christen Hause, da die Kunde von dem neuen Verrat irgend eines falschen Freundes unseres Vaterlandes sich verbreitete? Und als die Verlustnachrichten kamen, waren es nur die christlichen Mütter, die meinten, ihr Herz müsse zerspringen bei der furchtbaren Kunde?

Und die Tränen der Freude und die Tränen des Leides sind zusammengeflossen und haben sich vereint mit dem großen heiligen Strom, der von den Schlachtfeldern aus Ost und West zur Heimat strömt, sind eingedrungen in die deutsche Erde und haben sie getränkt und befruchtet.

Eine wunderbare Saat ist daraus emporgewachsen: Saat der Gerechtigkeit.

Mit Andacht schauen wir auf diese Saat.

Wir ahnen etwas von dem Wege der Vorsehung bei ihrem Anblick!

Deshalb hat Gott das Schwere über uns Deutsche verhängt, deshalb hat Gott das Unrecht in Tat und Wort und Schrift von unsern Gegnern uns erleiden lassen, damit wir gerechter würden, damit wir Deutsche, durch eigenes Erleben fühlend, wie bitter weh Unrecht tut, in dem neuen Deutschland mit mehr Recht und mehr Liebe einander begegnen möchten.

Digitized by Google

Herbststürme durchbrausen das Land. Was alt und welk ist, stirbt und verdorrt. Aber im Herzen unseres Volkes herrscht Frühlingshoffen. Ein großer Sämann schreitet hinter dem Pflug, und das Menschenherz ist der Acker, und Wunden reißt der Pflug, tief und schwer. Aber die Saat ist gut. Saat der Gerechtigkeit. Gott lasse sie reifen und Frucht tragen. „Gott regne über unser Volk Gerechtigkeit". Amen.

Predigt gehalten in der Heimat im November am Tag nach einem Sieg.

Von Stadtpfarrer Karl Baum in München.

Liebe Gemeinde!

Die Fahnen an Kirchen und Häusern künden uns einen neuen Sieg. Siege sind vorläufige Kriegsziele, die uns dem letzten Ausgang näher bringen. Anders sehen die Kämpfer die Kriegsziele an als die Daheimgebliebenen, anders die Diplomaten als die Gemeinde hier im Gotteshaus. Unsere Soldaten müssen vor allem an die Aufgaben denken, die sie in ihrer Truppe unmittelbar vor sich sehen. Von großen Ereignissen in ihrer nächsten Nähe wissen sie oft nichts. Ihr Kriegsziel ist, ihre Pflicht zu erfüllen, wo sie gerade stehen. Sache der Führer ist, zu sorgen, daß das Kämpfen der Soldaten nicht umsonst ist. Wir daheim sehnen uns nach einer Kriegslage, die es auch dem opfermutigsten Gegner ratsam erscheinen läßt, Frieden zu schließen. Unsere Diplomaten möchten mehr als einen Frieden, der uns für den Augenblick von Sorge und Angst befreit. Der Friede soll uns Gewähr bieten, daß nicht in kurzer Zeit wieder von Ost und West, Süd und Nord Sturmesfluten gleich feindliche Scharen in unser Land einbrechen, unseren Frieden und unsere Arbeit zu stören. Für uns hier im Gotteshause ist auch diese Aussicht nicht das letzte höchste Kriegsziel, selbst wenn wir uns heute mit unseren Gedanken auf die irdische Wohlfahrt unseres Lebens beschränken wollten. Jesus sagt im Evangelium: Ein jegliches Reich, das in sich selbst uneins wird, das wird wüste. Ein guter Friede ist wohl festen Mauern zu vergleichen, aber diese Mauern bilden nur dann eine feste Burg, wenn im Inneren Friede und Einigkeit herrschen. Friede und Einigkeit im Volksleben — das ist ein weiteres höheres Kriegsziel. Im Kriege schon muß es vorbereitet werden, damit wir in den Friedenstagen es erreichen und behalten können. Von diesem Kriegsziel nach dem Kriege spricht auch der Prophet in unserem Text, wenn er das kommende Leben in der Gemeinschaft unseres Volkes heute unter die Mahnung stellt: „Pflüget ein Neues." Von neuem Sehnen und neuer Arbeit reden die Worte.

Ein Kommen des Herrn, der Wohltaten regnen lassen wird, erhofft der Prophet für sein Volk. Wir leben in einer Zeit, wo es die Gewißheit unseres Glaubens ist: Gott kommt zu unserem Volk mit seiner Hilfe, mit

Digitized by Google

seinem Ernst, mit seiner Gnade. Auch wir rechnen in unserem Sehnen mit Gaben für unser Volksleben, die wir von Gott erwarten. Gottes Segnungen von heute geben uns die Gedanken für unsere Zukunftswünsche.

Denken wir an die Zeit vor dem Kriege! Die Uneinigkeit und der Unfriede in unserem Volke haben uns in den letzten Jahren vor dem Krieg viel Sorge bereitet. Es schien, als ob auch bei uns die traurige Erscheinung sich wiederholen sollte: Ein jeder sah auf seinen Weg. Das eigene Interesse überwog das Wohl der Gesamtheit, ließ Wünsche entstehen, suchte Gesetze zu formen, die vor allem dem eigenen Geldbeutel behaglich waren. Die Parteizugehörigkeit stand über der Volksgemeinschaft. Das Tiefste und Köstlichste im menschlichen Leben, das religiöse Empfinden, das seinen Ausdruck im Bekenntnis sucht, schien zur Scheidewand zu werden auch bei solchen Arbeiten, die gar keine Einheit des Glaubens, sondern gemeinsamen Willen zur Hilfe voraussetzen.

Man hat uns Deutschen in den letzten Monaten oft den unberechtigten Vorwurf gemacht, wir hätten den Krieg herbeigeführt. Wir hoffen, in Friedenszeiten werde auch in feindlichen Ländern die Erkenntnis reifen, daß in den Kabinetten der Ministerien dieser Länder das Netz geflochten wurde, durch das wir zu Fall kommen sollten. Nur mit einem haben wir unsere Gegner vielleicht doch ermuntert, uns anzugreifen. Weit hinaus ins fremde Land klang die Botschaft vom Streit unserer Parteien, von Unzufriedenheit der Massen, von widerwillig getragenem Zwang, von Gegensätzen zwischen Nord und Süd, katholisch und evangelisch, sozialdemokratisch und konservativ und wie die Gegensätze alle heißen. Ganz zu schweigen von anderen Schwächen, die offenherzig aufgedeckt wurden. Schien da nicht unser Vaterland ein Koloß mit tönernen Füßen? Da sagten sich die Feinde: „Greifen wir von allen Seiten an, dann muß er fallen." Gott sei Dank trog diese Rechnung. Es gibt auch eine gesegnete Not und die Not, die der Krieg für uns brachte, war eine solche. Auf einmal war der Geist der Einigkeit wieder da. Die Tapferkeit unserer Truppen, die Ausdauer in Strapazen, die schier über Menschenkraft gingen, die Opferfreudigkeit daheim, stilles Dulden bei Tausenden, vernünftiges Verzichten im Interesse der Gesamtheit, das erst in letzter Zeit sich wieder in lautes Begehren wandelt, die Siege, die Früchte unserer Ernte, all das sind Wohltaten Gottes, die er auf uns kommen ließ.

Aus all diesen Gaben Gottes, über die wir uns freuen, nimmt sich die Sehnsucht auch für die Zukunft ihren Inhalt. Es gibt gewiß heute vielgestaltiges Sehnen in den Herzen. Nur einmal aus der Spannung heraus sein, nicht mehr für ein geliebtes Leben sorgen müssen, nicht mehr denken müssen, daß draußen Menschen aufeinander schießen! das wünschen die Daheimgebliebenen. Bei unsern Kriegern zieht die Sehnsucht nach Weib und Kindern, nach den Lieben daheim, oft auch nach dem Behagen und

Digitized by Google

der Ruhe des Lebens durch die Herzen. Viele kämpfen innerlich jetzt schon ihren Kampf, wenn sie an das zweite Weihnachten im Krieg denken. Wie köstlich wird uns der Tag sein, an dem Mann und Weib, Vater und Kinder sich wieder umarmen und begrüßen können! Neues Gewinnen, sichere Arbeit, vielleicht sogar Milliarden, die hereinfließen, spielen in den Wünschen anderer ihre Rolle. Wir aber gehen heute von dem, was die einzelnen Herzen erfüllt, zum Großen, das allen gilt.

Wir wünschen uns mit Gottes Hilfe ein freies und frommes Vaterland. Frei soll es sein durch die Taten der großen Führer, die Gott uns geschenkt hat, frei aber im wahrsten Sinne des Wortes, weil es ein frommes ist. Unsere Geschichte weist mehr als eine Zeit auf, da Gott kam und half. Aber nicht immer entsprach der Gotteshilfe die Aufnahme durch die Menschen, der Dank des Lebens. Sünde, Enge und Selbstsucht der Gedanken, Kurzsichtigkeit, haben viel Gutes verderben lassen, was in solchen Segenszeiten keimte.

Als Preußen nach schwerer Notzeit sich vor hundert Jahren ermannte und allmählich ganz Deutschland dem Kampf gegen den Unterdrücker sich anschloß, da haben die ungeheueren Opfer in viele Herzen wieder Ernst gebracht; Tausende sind innerlicher, frömmer geworden. Aber die Wünsche nach einem geeinigten, freien Vaterland wurden nicht erfüllt. Und 1870! Nach einem staunenswerten raschen Siegeslauf brachte uns der Krieg den Deutschen Kaiser, ein geeintes Deutsches Reich; in schweren Kämpfen wurde die Kaiserkrone geformt, das Kaiserschwert geschmiedet. Nach dem Krieg aber kamen Jahre, an die wir nicht gern denken. Der Geist skrupelloſen Genießens erfaßte weite Kreise. Das legte den Grund zu der Unzufriedenheit der Masse, die auch ihren Platz am wohlgefüllten Tisch haben wollte. Das freie Deutschland war da, aber das fromme schien zu ersterben.

Und heute?

Wenn die Friedensglocken einmal läuten, soll dann die alte Art ihr Unwesen weiter treiben, soll es gelten: Deutschland gerettet aus schwerer Not, aber weder frei noch fromm? Soll die Zügellosigkeit im Genießen, welche die Gesundheit des Leibes verheert und achtlos über Menschenglück hinwegschreitet, wieder bei vielen das Regiment führen? Oder wird ein ernster Geist, der uns Enthaltsamkeit und Zucht des Leibes als einen Dienst auch gegen unser Vaterland und die Zukunft unseres Volkes anschauen heißt, bei uns den Ausschlag geben? Sollen die Interessen des Geldbeutels wieder ihren Keil zwischen die Massen treiben? Sollen politischer und konfessioneller Hader die Totengräber unseres Volksfriedens werden, oder kann der Burgfrieden, der unter dem Zwang des Krieges eintrat, zum freiwillig gewollten Frieden zwischen den Ständen und Konfessionen werden? Ein geeinigtes starkes, freies und frommes Vaterland, in dem Frieden herrscht — das ist das Ziel unserer Sehnsucht, das ist der irdische

Digitized by Google

Segen, den wir von Gott erbitten. Gott muß ihn geben; aber er gibt ihn nur, wenn wir Mitarbeiter an diesem Bau des Friedens sind.

Aus ähnlichen Gedanken heraus hat einst Gerok die Worte gedichtet:

Mein deutsches Volk, o dir ist viel gegeben,
Bewahre treu dein anvertrautes Pfund!
Vor allen Völkern will dich Gott erheben,
Drum beuge dich und halte seinen Bund!
Wo er regiert, ist Seligkeit und Leben,
Wer ihm vertraut, der baut auf Felsengrund,
Und wo in Eintracht Brüder vor ihm wohnen,
Da will er selbst mit seiner Gnade thronen.

Und das Gleiche will der Prophet von uns, wenn er mit seiner Mahnung „Pflüget ein Neues", „Säet Liebe und erntet Gerechtigkeit," unserer Sehnsucht den Weg zur Tat weist.

Ein Neues pflügen! Unsern Kämpfern im Feld ist vielfach in den schweren Zeiten erst der ganze Wert ihres Glaubens aufgegangen. Sie haben erkannt, was Gottes Wort und Gottesdienst, Lied, Predigt, Abendmahl für sie bedeutet. In den Vorstunden ernster Entscheidung empfingen sie daraus Kräfte, an die manche im verflachenden Alltag des bisherigen Lebens mit seiner Kritik und seinem Spott nicht mehr zu glauben wagten. Nicht nur die Vaterlandsliebe und die Sorge weben heute ein Band zwischen den Kämpfern draußen und uns daheim, sondern auch der Gedanke an Gott. Darum ist das Neue, das wir pflügen sollen, vor allem erneutes, vertieftes Leben unserer Seele mit Gott. Gott in den Führungen unsres Volkes, wie im eigenen Leben zu suchen, in die Fülle seines Lebens, wie sie Jesus uns geoffenbart hat, einzudringen, mit Gottes Kraft uns zu verbinden, das ist das Neue, was uns allen not tut. Mit Gott eins sein, das gibt unserm Leben inneren Ernst, schafft neue Treue und neue Freiheit zugleich. Freilich suchen die Glieder eines Volkes Gott auf verschiedenen Wegen. Fragt die betenden Krieger im Felde, ob sie das stört! Wir wollen von ihnen lernen, mehr als bisher an das Gemeinsame zu denken, gerecht über fremden Glauben zu urteilen. Wir hoffen, daß nach dem Krieg Arbeiter und Lehrlinge in den Werkstätten nicht mehr unter Spott und Einreden zu leiden haben, wenn sie ihrem Glauben und ihrer Kirche treu bleiben wollen. Es bleibe aber auch ferne von uns, über ehrliches Suchen und Ringen eines Menschenherzens, auch wenn es zunächst andere Wege einschlägt, als wir wünschen, rasch ein verdammendes Urteil zu sprechen. Der Kampf der Geister, in dem die inneren Werte des religiösen Lebens durchforscht und gewonnen werden, wird nicht aufhören. Auch von der Front hören wir, daß die Glaubensanschauungen sich miteinander messen. Aber der Kampf darf keine vergifteten Waffen haben, sondern soll an das Wort denken: Säet Liebe und erntet Gerechtigkeit.

Digitized by Google

Auch nach dem Krieg noch wird das religiöse Leben vor allem in den Kirchen und Konfessionen seine Stätte haben. Der Traum einer allgemeinen deutschen Reichskirche, die mit einem Schlag aller Trennung ein Ende machen will und gewaltiger als der schönste gotische Dom sich über unserm Vaterlande wölben sollte, wird immer ein Traum bleiben. Die einzelnen Konfessionen sind einmal die geschichtlich gewordene Form unseres Lebens mit Gott. Wir können das nicht ändern. Es gilt hier der Grundsatz: Gedanken schaffen Zustände. Unsere Kirchen und Bekenntnisse entstanden aus lebenspendenden Gedanken, die aus verschiedenem Erleben über den Weg zu Gott geboren wurden. Das wird bleiben, aber ein anderes muß und kann wegfallen. Die Grenzlinien der Bekenntnisse sollen nicht wie undurchdringlich hohe Mauern mit Stacheldraht Volksgenossen voneinander scheiden. Wie lebendige Hecken zwischen den einzelnen Teilen in dem großen Weinberg Gottes sollen sie sein. Jede Kirche soll sich mühen, ihr Arbeits- und Ackerfeld so zu bebauen, daß Blüten und Früchte drin wachsen, die den Schöpfer preisen.

In einem unsrer alten Gebete zum Reformationsfest steht die Bitte zu Gott: „Wecke den Ernst und den Eifer der Liebe, daß wir uns durch alle Lande zusammenschließen, ohne unnützen Zank und Streit." Das soll auch für unser Zusammenleben im deutschen Vaterland gelten.

In ihrer Gesamtheit, ohne Unterschied des Glaubens, wehren unsere Tapferen die Not vom Vaterlande ab. So dürfen auch in der Heimat, wo der Glaube den Kampf mit der inneren Not aufnimmt, nicht verschiedene Gedanken über den Weg zu Gott Menschenherzen einander entfremden. Wir hoffen darauf, daß die Zeiten endgültig vorbei sind, wo man uns Evangelischen den Christennamen absprach. Wir wollen uns aber auch bemühen, fremdem Glaubensleben überall da, wo es ehrliches Ringen ist, gerecht zu werden. Im Geben und Nehmen sollen uns die Worte leiten: Säet Gerechtigkeit und erntet Liebe!

Krone und Schönheit unsres Glaubens verlieren nichts von ihrem Glanz und ihrer Würde, wenn wir auch den Blüten, die die Nachbarkirche in ihrem Garten zieht, gerecht werden.

Nicht Streit untereinander, sondern Wettstreit miteinander soll herrschen! Es hat immer etwas Eigenes gehabt, wenn man in Friedenszeiten prozentmäßig festzustellen suchte, wie viele Verbrechen, wie viele Selbstmorde, wie viele Ehescheidungen auf die einzelnen Konfessionen kommen. Viel nötiger wäre es, so viel Prozente an Kraft, als wir irgend auftreiben können, einzusetzen, um in Heiligung unsres Lebens, in helfender Liebe unserm Gott und unserm Vaterland den Dienst zu erweisen, auf den beide warten dürfen. Gott wird der Gemeinde den höchsten Ruhmestitel geben, deren Glieder in immer stärkerem Maße Gott von ganzem Herzen suchen und Gottes Willen zur Richtschnur ihres Lebens nehmen.

Digitized by Google

Je mehr die Treue gegen unsern Glauben aus innerer Überzeugun kommt, desto weitherziger werden wir sein können, ohne uns etwas z vergeben und ins Wanken zu kommen. Mögen wir auch in unserer Glaubensleben nach der Losung handeln: Getrennt marschieren und ve eint schlagen! Daneben gibt's große Arbeitsgebiete, auf denen es gelte darf: Hand in Hand vereint zusammen! Der Krieg hob die Unterschied zwischen den Ständen auf. Im gleichen feldgrauen Gewand stehen reic und arm; mancher Vornehme und Gelehrte dient neben dem schlichte Arbeiter als einfacher Soldat. Daheim bringt die vornehme wie die ein fache Frau dieselben Opfer, wenn ihre Lieben bluten. Hier winkt ei Neues, das wir im Frieden pflügen sollen. Nach dem Krieg dürfen di Brücken nicht wieder abgetragen werden, welche die Not von Herz z Herz schlug. Daran sollen alle mitarbeiten, gleichviel welcher kirchliche Gemeinschaft sie angehören. Noch andere Arbeiten warten auf diese Ge meinschaft. Der Krieg bringt Gefahren für unsere Jugend, der vielfach di nötige Ueberwachung fehlt; er schlägt auch Wunden, die geheilt werde müssen. Wir brauchen nur die Namen: Kriegsgeschädigte, Hinterbliebene, Kriegerwaisen und Kriegerwitwen in den Mund zu nehmen, um uns ein großes Gebiet für gemeinsame Liebestätigkeit vor die Seele zu stellen. All das sind Arbeiten, ohne die Friede und Wohlfahrt nach dem Kriege in unserm Volke nicht bleiben können. Ohne gemeinsame Hilfe, die sich über Schranken des Standes und des Glaubens die Hand reicht, können sie nicht geschehen. Da rufen die Worte: Pflüget ein Neues! zu einem Wettstreit aller Glieder unseres Volkes auf. Je treuer wir als Christen sein wollen, desto eifriger muß uns die Mahnung: „Säet Liebe und erntet Gerechtigkeit", bei der Arbeit finden.

Freilich gilt es noch einmal einen Krieg. Schenkendorf nennt ihn uns, wenn er in einem Vers aus seinem Lied „Letzter Kampf" sagt:

Aber einmal müßt ihr ringen
Noch in ernster Geistesschlacht
Und den letzten Feind bezwingen,
Der im Innern drohend wacht.
Haß und Argwohn müßt ihr dämpfen,
Geiz und Neid und böse Lust.
Dann nach schweren langen Kämpfen
Kannst du ruhen, deutsche Brust.

Gott mache uns willig zu diesem Krieg um inneren Frieden, und um Frieden unter den Gliedern unseres Volkes! Aus der Freude an unserem Glauben heraus lasset uns Liebe säen, die nicht scheidet, sondern eint! Dann können wir der Stunde harren, da Gott kommt und lässet Gerechtigkeit regnen in der Wohlfahrt unseres Volkes. Amen.

Digitized by Google

Deutschland und der Weltkrieg.

Von Dr. Johannes Haller, Professor der Geschichte an der Universität Tübingen.

Der gegenwärtige Krieg hat von Anfang an ein Schauspiel zutage gefördert, auf das niemand gefaßt sein konnte, weil es in ähnlicher Weise noch nie dagewesen war. Eines der ersten Kulturvölker der Welt, ein Volk, dessen Ruhm bis dahin gerade die Höhe seiner geistigen und sittlichen Bildung gewesen war, bei dem die andern mehr und mehr, auch gegen Wunsch und Neigung, in die Schule zu gehen genötigt waren, stand plötzlich unter der furchtbarsten, beleidigendsten Anklage, es sei ein Volk von Barbaren, der Feind des Menschengeschlechts — odium generis humani —, durch dessen Vernichtung die Zivilisation gerettet werden müsse. Daß diese schamlose Umdrehung der Wahrheit auch nur eine Handvoll Gläubige finden konnte, daß ihre Urheber nicht alsbald der Verachtung und dem Gelächter der ganzen Welt preisgegeben waren, ja, daß sie sogar dort, wo man es besser wissen mußte, sich nicht nur behaupten, sondern zeitweilig die Oberhand gewinnen konnten, das wird immer als das schlagendste Beispiel dafür gelten, was für ein erbärmliches, urteilsloses und charakterloses Ding das ist, was man öffentliche Meinung zu nennen liebt. Angesichts dieser durch ihre unfaßliche Neuheit überwältigenden Erscheinung ergriff uns alle zunächst das Bestreben, durch Wort und Schrift die Lüge zu bekämpfen. Wir vertrauten auf den Sieg der Wahrheit, wenn die Wahrheit nur bekannt würde, und wir beeilten uns, sie zu predigen. „Die Wahrheit ins Ausland!“ Wir bedachten nicht, daß die Menschen im allgemeinen die Wahrheit gar nicht suchen, daß sie vollends, wo die Leidenschaft erwacht ist, nichts so ungern hören wie die Wahrheit, daß sie sie nur annehmen, wo sie müssen, und daß gegenüber dem bewußten und verstockten Lügenglauben nur handgreifliche Beweisgründe wirken. So konnte denn unserer Mühe nur wenig oder gar kein Erfolg beschieden sein, selbst wenn die Art, wie man versuchte, der Wahrheit Bahn zu brechen, nicht mitunter so ungeschickt gewesen wäre. Das liegt heute alles schon weit dahinten. Wir haben schlagendere Gründe für unsere gute Sache geltend gemacht, und der durchschlagendste von allen ist im Begriffe, sich endgültig uns zur Verfügung zu stellen: der Erfolg. So kann uns auch das Geschrei über Hunnen und Barbaren kalt lassen, seit es den Klang ohnmächtiger Wut angenommen hat. Die Zeit ist nicht mehr fern, wo von uns gelten wird, was früher von unsern Gegnern galt: „sei im Besitze, und du bist im Recht, und heilig wird's die Menge dir bewahren.“

Die vergeblichen Bemühungen, das Ausland aufzuklären, möchten wir darum doch nicht ungeschehen machen. Es war ja zunächst ganz einfach unsere Pflicht, diese Waffen zur Hand zu nehmen, und eine spätere Zeit wird auch

Digitized by Google

dem Kampf der Geister, mochte ihm auch zunächst kein Sieg beschieden sein, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Vor allem aber haben wir selbst den Nutzen von dieser Arbeit gehabt; die Aufklärung fürs Ausland ist in hohem Maße Selbstaufklärung geworden. In dem Bemühen, uns dem Ausland verständlich zu machen, haben wir uns selbst Rechenschaft abgelegt über das, was wir sind und sein wollen, und wir sind dabei ein Stück Weges vorangekommen in der Kenntnis der Welt, die uns umgibt, und in der Erkenntnis unser selbst.

Eine bessere Einführung glaube ich einem Buche nicht geben zu können, das sich im übrigen wohl am wirksamsten selbst eingeführt haben wird: **Deutschland und der Weltkrieg**[1]). Liest man auf dem Titel die Namen der Herausgeber — Otto Hintze, Friedrich Meinecke, Hermann Oncken und Hermann Schumacher — und unter den sechzehn Mitarbeitern Hans Delbrück, Erich Marcks, Gustav v. Schmoller, Wilhelm Solf, Ernst Troeltsch, so weiß man, daß man es mit einem Werk zu tun hat, zu dem sich die Besten vereinigt haben. Sie verfolgten ursprünglich den Zweck, mit werktätiger Beihilfe amtlicher Stellen etwas für die Belehrung des Auslands zu tun, wobei in erster Linie wohl an Nordamerika gedacht wurde. Mit der Arbeit wuchs der Plan und damit auch der Umfang des Buches, die Zeit verstrich, und so ist etwas wesentlich anderes entstanden: eine zusammenfassende Darstellung Deutschlands in der heutigen Welt, zwischen Freunden und Feinden. Wäre der Zweck noch der ursprüngliche, so müßte man sagen, daß das Buch ihn nicht erfüllen kann. In mancher Hinsicht ließe es sich dafür kaum ungeeigneter denken. 686 Seiten großen Formats, öfters mit langen Bärten von Anmerkungen versehen, in Frakturschrift gedruckt, wer liest so etwas draußen? Zumal in Amerika, wo man schon den Leitartikel einer größeren deutschen Zeitung viel zu lang findet. Auch der Ton ist meist nichts für ausländische Leser. Er ist dafür viel zu echt deutsch, ernsthaft und lehrhaft, nicht selten mit einem ausgesprochenen Stich ins Akademische. Aber was dem Buche für den Export schaden würde, das kommt ihm bei deutschen Lesern zustatten. Wir würdigen es als den bedeutsamsten Versuch einer nationalen Selbstbesinnung in ernster Stunde. Unter diesem Gesichtspunkt ist es der aufmerksamsten Beachtung wert. Auch wo die ausgesprochenen Urteile Widerspruch wecken oder die Darstellung nicht ganz befriedigt — wie wäre das zu vermeiden! — ist doch die Anregung stark und fruchtbar, und man kann nur jedem, der sich durch den Ernst der großen Ereignisse zum Nachdenken über Wesen und Ziele unserer nationalen Entwicklung getrieben fühlt, dringend raten, dieses Buch zu lesen und wieder zu lesen, womöglich es zu studieren.

Er wird dabei neben Bekanntem in vornehmer, ansprechender Form auch viel neue Belehrung finden. Wie Deutschland geworden, welche Stellung es

[1]) Erschienen bei Teubner in Leipzig und Berlin, 1915.

Digitized by Google

im „Weltstaatensystem" einnimmt, hat Otto Hintze in einer Skizze von so durchsichtiger Klarheit und bei aller schlichten Sachlichkeit so ergreifender Beredsamkeit dargestellt, daß das Wort „meisterhaft" hier gerade genug sagt. Es geht wohl etwas zu weit, wenn er sogar den politischen Charakter und die menschliche Art der Deutschen aus der geographischen Lage Deutschlands ableiten will. Auch wird es kaum zutreffen, daß der Deutsche aus demselben Grunde, nämlich weil er mehr Grenznachbarn hat als andere Völker, so unbeliebt in der Welt ist. Denn was bedeutet die räumliche Nachbarschaft bei den heutigen Mitteln des Weltverkehrs? Auch sind wir bekanntlich am unbeliebtesten in dem Lande, das am wenigsten unser Grenznachbar ist, in England. Der wahre Grund für die Unbeliebtheit des Deutschen ist vielmehr, daß er weniger als andere in den eigenen Grenzen bleibt, daß er überall und in großer Zahl als Gast erscheint, meist als ungebetener Gast. Der Gast wird immer kritisiert. Was Goethe in dieser Beziehung vom einzelnen sagt, gilt auch von Völkern: „Ich finde es beinahe natürlich, daß wir an Besuchenden mancherlei auszusetzen haben, daß wir sogleich, wenn sie weg sind, über sie nicht zum liebevollsten urteilen; denn wir haben sozusagen ein Recht, sie nach unserm Maßstabe zu messen. Selbst verständige und billige Menschen enthalten sich in solchen Fällen kaum einer scharfen Zensur." So ist es uns gegangen. Wir zogen hinaus in alle Welt, setzten uns an alle Tische und aßen mit, behielten dabei aber nur zu oft die heimische Art bei, an der sich die Hausherrn ärgerten, auch wenn wir nicht, was immerhin oft genug vorkam, mit dem Messer aßen. Tadel, Abneigung, zuletzt Haß waren die natürliche Folge. Am meisten dort, wo unser Besuch am häufigsten und am unwillkommensten war und unsere Art am meisten abstach, eben bei den Engländern. Aber das ist ja nur ein Nebenklang. Den Grundton gibt Hintze mit unübertrefflicher Präzision in den Worten an: „Das war in der Tat der Sinn der deutschen Politik: wir wollten im friedlichen Wettbewerb mit England langsam wachsen, bis die ältere Weltmacht uns eines Tages in der Weltpolitik als gleichberechtigten Mitbewerber anerkennen mußte." Und das ist denn auch der „Sinn des Krieges", wie ihn derselbe Verfasser am Schluß des Bandes nochmals zusammenfassend kennzeichnet: diese gleichberechtigte Mitbewerberschaft, die England sich durch rechtzeitige Zerstörung unseres Wachstums ein für allemal zu ersparen gedachte, nunmehr mit den Waffen zu erzwingen.

Als schlechthin meisterhafte Orientierung in Dingen, die dem Fachmann bekannt, dem Liebhaber und Laien aber nicht geläufig sind, empfiehlt sich der Aufsatz von Hermann Schumacher über Deutschlands Stellung in der Weltwirtschaft. So vieles auch über dieses Problem in letzter Zeit geschrieben worden ist, ich wüßte nichts, was sich an Vollständigkeit und innerer Klarheit mit dieser Darstellung messen könnte, die es versteht, auf fünfzig Seiten einen Stoff, der

Digitized by Google

für ein mehrbändiges Buch reichen würde, so zu behandeln, daß der Leser meint, er habe alles Wissenswerte erfahren. Ansprechend, klar, aus vollster Kenntnis schildert Hans Delbrück das deutsche militärische System im Vergleich mit dem der Nachbarn, Frankreich und Rußland. Nur in einem Punkte darf man widersprechen. Die russische Armee ist nicht der französischen, sondern der deutschen am ähnlichsten. Daß Rußland mit Frankreich die dreijährige Dienstzeit gemein hat, ist eine Äußerlichkeit ohne Belang. Entscheidend sind die Einrichtung der Einjährig-Freiwilligen und die Art, wie die Reserveoffiziere gewonnen und verwendet werden. In beidem hält sich Rußland an das deutsche Muster, während die preußische Garde wiederum einer Nachahmung des russischen Vorbilds ihren Fortbestand nach 1815 verdankte. „Den Geist unseres öffentlichen Lebens" darzulegen, wie er sich dem deutschen Wirtschafts- und Verfassungshistoriker darstellt, hat Gustav von Schmoller auf sich genommen. Niemand war dazu berufener; und wenn er dabei am Schlusse zu scharfer Abwehr gegen den Präsidenten der Harvard-Universität, Herrn Eliot, schreitet, der „auf dem Standpunkt des Kindes steht, das vom Apfelbaum auch Rosen verlangt", so hat man wohl das Gefühl, daß dem ebenso kenntnislosen wie gedankenlosen Kritiker von jenseits des Ozeans eine Ehre widerfährt, auf die er kaum Anspruch haben dürfte. Schmoller contra Eliot — deutlicher läßt sich der Gegensatz zwischen echter wissenschaftlicher Bildung und flachster geistiger Konvention schwerlich machen. Man hat das Gefühl, daß da ein Abstand herrscht, der sich nicht überbrücken läßt, und daß es im Grunde ein ebenso überflüssiges wie hoffnungsloses Bemühen wäre, sich mit solchen Leuten wie Eliot sachlich auseinandersetzen zu wollen. In Ergänzung zu Schmollers Ausführungen spricht Stadtrat Luther in Berlin über deutsches Staatsbürgertum und deutsche Selbstverwaltung. Er zeigt an der Hand der Tatsachen in überzeugender Weise, wie lächerlich falsch das Gerede über Deutschlands Mangel an bürgerlicher Freiheit erscheint, sobald man sich von der Schablone englisch-französischer Begriffe frei macht und, statt ausschließlich an Volksvertretung, Parlamentarismus und Gesetzgebung zu denken, den Blick einmal auf die für die Gesamtheit des öffentlichen Lebens mindestens ebenso wichtige Seite der Verwaltung richtet. Ein äußerst schwieriges Problem hat sich Ernst Troeltsch gestellt: den Geist der deutschen Kultur will er in Worte fassen. Bei aller Achtung vor dem Geist und Scharfsinn, mit dem Troeltsch seine Aufgabe behandelt, darf man doch fragen, ob hier nicht etwas an sich Unmögliches versucht wird. Meines Erachtens läßt sich der Geist einer Kultur überhaupt nicht auf eine Formel bringen. Er ist in jeder Epoche ein anderer. Die deutsche Kultur unserer Tage ist eine andere als sie in den Zeiten der Romantik und Aufklärung war, und sie trägt auch in der Gegenwart noch immer ein Erbteil dieser überwundenen Epochen mit sich herum, und ist in jedem Augenblick, so auch in dieser Stunde, im Begriffe, sich zu wandeln, und hat zu allen Zeiten,

Digitized by Google

und heute erst recht, etwas Zwiespältiges. Wer wollte leugnen, daß der Ausbruch des Krieges eine ungeheure Wandlung in unserer gesamten Kultur hervorgebracht hat? Ordnungssinn, strenge Disziplin, ernstes Pflichtgefühl für innere Eigenschaften des deutschen Menschen zu erklären und nur die Frage offen zu lassen, ob sie mehr aus ursprünglicher Anlage oder aus geschichtlicher Erziehung stammen, scheint mir ein bedenkliches Wagnis. In unserm öffentlichen Leben herrschen diese Eigenschaften gewiß; aber wie lange denn? Vor hundert Jahren hätte man noch nicht viel von ihnen gefunden. Und daß sie auf andern Gebieten auch heute noch keineswegs vorwiegen, davon überzeugt man sich durch einen Blick auf die deutsche Literatur, die schöne wie die wissenschaftliche, der letzten zwanzig Jahre. Sie könnte fast zu dem Urteil reizen, daß eine gewisse Zuchtlosigkeit des Denkens zur deutschen Art gehöre, solange sie nicht durch den überragenden Einfluß eines strengen Genius in Respekt gehalten wird. Höchst anregend ist der Vergleich, den Troeltsch zwischen der französischen, englischen und deutschen Freiheit zieht. Daß jedes dieser Völker etwas anderes meint, wenn es von Freiheit spricht, wird nicht jedem geläufig sein. Es könnte, wie mir scheint, noch deutlicher gemacht werden, wenn man darauf achtete, wer in jedem Lande den Begriff der Freiheit geschaffen hat. In England ist es die herrschende Aristokratie, — das Puritanertum, das Troeltsch hereinziehen will, hat damit sehr wenig zu schaffen — darum ist die englische Freiheitsidee gleichbedeutend mit Pflichtenlosigkeit und Herrschaft: In Frankreich ist es das reiche Bürgertum, das die Vorrechte des Adels bricht, darum ist die französische Freiheit vor allem gesellschaftliche Gleichheit. In Deutschland ist es eine andere soziale Gruppe, die, wie sie überhaupt die Trägerin der nationalen Entwicklung ist, so auch den Freiheitsbegriff geprägt hat. Der Fremde pflegt dergleichen schärfer zu sehen als der Einheimische. Ein kluger und gebildeter Italiener, der einige Jahre in Deutschland gelebt hatte, antwortete mir einst auf meine Frage, was ihm als das besondere Merkmal des deutschen Wesens aufgefallen sei, ohne jedes Besinnen: la semplicità borghese, — die bürgerliche Einfachheit. Das ist in der Tat der beherrschende Zug, der jedem auffällt, der von auswärts nach Deutschland kommt. Der Mittelstand ist es, der die deutschen Lebensideale aufgestellt, der ja auch die deutsche Literatur fast allein geschaffen hat, der noch heute das öffentliche Leben trägt und nach seinen Ideen formt. Wer dem nachdenken mag, wird der deutschen Art in ihrer Größe und ihren Schranken am besten gerecht werden — es mag auch Nietzsche vorgeschwebt haben, als er Deutschland „Europas Flachland" nannte —, und wird auch für das Wesen der deutschen Freiheit den Schlüssel des Verständnisses nicht mehr zu suchen brauchen.

So viel von Deutschland. Bei der zweiten Gruppe, die unseren Bundesgenossen, und der dritten, die unseren Gegnern gewidmet ist, halten wir uns

Digitized by Google

nicht so lange auf. Hier wird der Leser mehr des Neuen finden. Während Erich Marcks die Machtpolitik Englands in großzügiger Zusammenfassung, die Tatsachen mehr voraussetzend als darstellend behandelt, gibt Darmstädter ein sorgsam ausgeführtes Bild der französischen Politik, vorzugsweise aus den letzten Jahrzehnten. Nicht dringend genug kann die Lektüre der beiden Beiträge von Hans Übersberger über Rußland und den Panslawismus und über die Rolle Serbiens empfohlen werden angesichts der immer wieder auftauchenden Versuche, die russische Politik, die zum Weltkrieg geführt hat, nur für eine gelegentliche Verirrung auszugeben. Wie wenig sie das ist, wie sehr sie die allerdings überstürzte und leichtfertig herbeigeführte, aber in der Sache folgerichtige und naturnotwendige Kulmination alteingewurzelter, nie aufgegebener Bestrebungen darstellt, das könnte schwerlich eindringlicher gezeigt werden. Zumal die Rolle, die Serbien dabei von jeher gespielt hat — schon 1804 hat ein russischer Staatsmann die Serben als das Werkzeug zur Zerstörung Österreichs bezeichnet! — steht hier in einer zynischen Nacktheit vor einem, daß man sich fragt, wie das nur jemals nicht hat gewußt werden können? Übersberger hat das so überzeugend darstellen können, weil er in der russischen politisch-historischen Literatur bewandert ist wie kein zweiter. Es liegt in der Natur der Dinge, daß für ihn die andere Linie der russischen Expansion nach Westen vollständig zurücktritt. Von der russischen Ostseepolitik ist daher in dem Buche überhaupt nicht die Rede. Man wird mir recht geben, wenn ich dies als eine Lücke bezeichne, um so bedauerlicher, weil der deutsche Gebildete seit langer Zeit dazu erzogen ist, über die Gefahren, die von dieser Seite drohen, geflissentlich hinwegzusehen, sehr zum Schaden seines politischen Urteils. Über die Behandlung, die die Türkei durch Karl Becker, die ostasiatische Frage durch Otto Franke erfahren, darf ich, da ich hier völlig Laie bin, weiter nichts sagen, als daß mir, eben als Laien, diese Seiten mit zu den belehrendsten und anziehendsten des Buches zu gehören scheinen. Der Abschnitt von Karl Hampe über Belgien wird den meisten eine Überraschung bringen. Von Belgien meint man in der Regel genug zu wissen, und hier erfährt man, daß man die Hauptsachen eigentlich gar nicht gewußt hat. Wie künstlich, wie ganz nur auf das Bedürfnis Englands zugeschnitten dieser sogenannte belgische Staat von jeher gewesen, wie sehr er im Laufe der Zeit seine gesamten Daseinsbedingungen verlassen und aus einem Bollwerk gegen Frankreich zu einem französisch-englischen Vorposten geworden ist, das wird hier in schlichter und eben darum doppelt eindrucksvoller Darstellung nachgewiesen[1]). Unwillkürlich zieht der Leser dabei für sich den Schluß: ein Staat, der nur aus der Machtverteilung Europas von 1815

[1]) Es ist sehr dankenswert, daß der Verfasser die Ergebnisse seiner Studien ausführlicher, als es ihm hier möglich war, in Buchform herausgegeben hat: Belgiens Vergangenheit und Gegenwart. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1915. 97 Seiten.

Digitized by Google

oder 1830, nur aus dem Bedürfnis anderer Staaten, nicht aus irgend einer inneren Notwendigkeit hervorgegangen ist, verliert sein Daseinsrecht, wenn Europa nicht mehr das alte ist und die Bedürfnisse wie die Kräftegruppierungen der Nachbarn sich geändert haben. Von Natur gibt es gar kein Belgien; der Staat, der diesen Namen trug, war immer nur eine Fiktion. In Wirklichkeit gab und gibt es dort nur zwei Provinzen, und es kann sich nur darum handeln, wohin diese gehören sollen.

Eine besondere Stellung nehmen in dem Buche die beiden Aufsätze von Hermann Oncken über die Vorgeschichte und den Ausbruch des Weltkrieges ein, denen ein Anhang über die Neutralität Belgiens von Walter Schönborn beigegeben ist mit dem strengen, historisch wie juristisch unanfechtbaren Nachweis, daß die angebliche Neutralität Belgiens schon am ersten Tage des Krieges längst nicht mehr bestand und darum auch nicht von uns verletzt werden konnte. Onckens Darstellung verrät, ohne daß es gesagt würde, an zahlreichen Stellen, daß der Verfasser die Akten des Auswärtigen Amtes hat benutzen dürfen. Die Geschichte der sogenannten Einkreisungspolitik scheint ganz aus dieser Quelle geschöpft zu sein. Aus dem kostbaren Material hat Oncken ein fesselndes, anschauliches Bild geschaffen, das sich wie ein Roman liest, wie man das von seiner Feder erwarten durfte. Schade, daß ihm die inzwischen erschienenen belgischen Gesandtschaftsberichte noch nicht vorlagen. Die hätten ihm manches grelle Licht aufzusetzen und manchen Pfeffer aufzustreuen erlaubt. Sachlich aber — das darf man feststellen — ist durch dieses neue Material nichts hinzugekommen, das seine Darstellung ändern oder wesentlich bereichern würde.

Noch einen Beitrag muß ich besonders hervorheben: Friedrich Meineckes Betrachtungen über Kultur, Machtpolitik und Militarismus. Es ist eine schneidige, mit glänzender Beredsamkeit und intimster Sachkenntnis geschriebene Auseinandersetzung mit den Gegnern, insbesondere den englischen, die dem heutigen Deutschland vorhalten, daß es seine größten und besten Traditionen verleugne, indem es der staatlichen Macht nachjage, statt die großen Taten seiner Vorfahren auf dem Gebiete des Geistes fortzusetzen. Schlagender, als hier geschieht, kann man das Schiefe, Schielende dieses Mißurteils nicht dartun, das bei Deutschland zur Verirrung stempelt, was alle andern großen Völker als natürliches Recht für sich in Anspruch nehmen, das überdies nur von völliger Unkenntnis eingegeben werden kann. Meinecke hat es leicht, zu zeigen, wie wenig die Kritiker, die von den two Germanies, dem unpolitischen und dem politischen, oder dem „zahmen" und dem „wilden" Deutschland reden, die deutsche Vergangenheit kennen, da doch nach dem Zeugnis Goethes selber die deutsche Geistesblüte um 1800 nicht denkbar gewesen wäre ohne Friedrich den Großen, und da selbst ein Romantiker wie Novalis sagt: „Alle Kultur entspringt aus den Verhältnissen mit dem Staate." Auch Goethe ließe sich hier

Digitized by Google

nochmals anführen, der die Frage stellt: „Was ist denn Kultur andres als ein höherer Begriff von politischen und militärischen Dingen?“

Zum Schluß darf ich wohl noch ein paar Gedanken, die mir während der Lektüre des Buches kamen und nicht wieder gehen wollen, mir von der Seele schreiben. Durch das Ganze geht ein unverkennbar apologetischer Zug, der sich aus dem ursprünglichen Zweck leicht erklärt. Aber er wird hie und da etwas gefährlich. Oncken z. B. gleitet bisweilen über Dinge hinweg, die nach ihrer Bedeutung nicht gut unerörtert bleiben durften. Die Festsetzung Deutschlands in Kiautschou erwähnt er nicht, obwohl sie vielleicht einer der folgenschwersten, um nicht zu sagen verhängnisvollsten Schritte der Ära Bülow gewesen ist. Daß sie ein Fehler war, wird heute wohl niemand mehr bestreiten, und ich glaube, kein Geheimnis zu verraten, wenn ich sage, daß auch die Beteiligten schon längere Zeit vor dem Kriege so gedacht haben. Über die deutsch-englischen Bündnisverhandlungen von 1898 bis 1901, von denen früher nur wenig in der Presse durchgesickert war, erhalten wir zum erstenmal wahre und höchst interessante Aufschlüsse. Sie sind unverkennbar dazu bestimmt, die ablehnende Haltung, die unsere Regierung damals einnahm, zu rechtfertigen. Ich fürchte, sie werden nicht allgemein überzeugen, und das nicht darum, weil noch immer sehr viele die unglückliche Jugendliebe zu England nicht ganz überwunden haben. Es bestanden damals doch Möglichkeiten, die man nicht ganz als trügerisch abweisen kann. Man stelle sich nur vor, Eduard VII. hätte bei seinem Regierungsantritt ein deutsch-englisches Bündnis vorgefunden. Wäre es ihm wohl so leicht geworden, die englischen Staatsmänner zu der gehässigen Politik gegen Deutschland zu bereden, die er, wie allbekannt ist und man auch in England sehr wohl wußte, doch in erster Linie zur Befriedigung persönlicher Rachsucht betrieb?[1]) Noch stärkere Bedenken erweckt die Haltung der deutschen Politik in der Krisis von Algeciras. Es wird sich doch nicht gut leugnen lassen, daß Deutschland damals eine erste offenkundige Niederlage erlitten hat, und das nicht ohne eigene Schuld. Man weiß auch, daß Rußland, dem zuliebe wir bis dahin die englischen Angebote zurückgewiesen hatten, das uns eben erst während seiner inneren Schwierigkeiten seine politische und finanzielle Rettung verdankte, damals in Algeciras leichten Schrittes den Übergang ins englische Lager antrat. Wer diese Tatsachen kennt, wird zu urteilen geneigt sein, daß unsere auswärtige Politik sich gegenüber Rußland zwar oft, aber kaum jemals so gründlich in der Beurteilung von Menschen und Dingen geirrt hat. Soll das Schweigen, mit dem Oncken über diese Frage hinweggeht, besagen, daß auch die Akten keine Rechtfertigung gegen diesen Vorwurf ent-

[1]) Ich selbst habe in meinem Buche über den Ursprung des Weltkriegs, besonders in der zweiten Auflage, ähnlich geurteilt wie Oncken. Aber ich gestehe, inzwischen manches kennen gelernt zu haben, was mir doch einen leisen Zweifel an der Richtigkeit dieses Urteils geweckt hat.

Digitized by Google

halten? Ich glaube gegen den Verdacht geschützt zu sein, daß ich, wie es leider so viele tun, alles, was unsere auswärtige Politik seit Bismarcks Sturz getan oder gelassen hat, für verkehrt halte[1]). Ich wäre nicht einmal abgeneigt, bis zu besserer Belehrung manches, was nach 1890 geschehen ist, der Politik Bismarcks vorzuziehen. Aber eine Darstellung, die sich scheut, Fehler einzugestehen, oder ihre Möglichkeit zu erörtern, verliert an überzeugender Kraft, wie das Licht im Bilde an Wirkung einbüßt, wenn ihm kein Schatten zur Seite steht.

Das sind Einzelheiten. In einer Beziehung aber kann man von einem apologetischen Leitmotiv sprechen, das den Band durchzieht. Es betrifft den deutschen Militarismus. Man kennt diesen Vorwurf in seinen mannigfachen Formen: Deutschland das Land des militärischen Drills, der persönlichen Unfreiheit, der alle Nachbarn bedrohenden Gewalttätigkeit. Was das letzte betrifft, so gehört es wiederum in das schon oben berührte Kapitel von der öffentlichen Meinung, daß so etwas überhaupt gesagt werden kann und ernsthaft widerlegt werden muß. Wer Augen hat zu sehen, bedürfte dessen gar nicht. Es ist denn auch den verschiedenen Autoren nicht schwer, jeder von seinem Standpunkt aus, die Unwahrheit des Vorwurfes nachzuweisen. Besonders glücklich, weil noch neu und unverbraucht, scheint mir das Argument, das der Staatssekretär Solf in seiner im Kolonialheft der S. M. weiter ausgeführten Skizze der deutschen Kolonialpolitik geltend macht. Wenn Deutschland wirklich das Land militärischer Brutalität wäre, so, meint er, müßte sich das vor allem in seinen Kolonien zeigen. Statt dessen ist es unbestreitbar, daß keine Macht die friedlichen Mittel sowohl beim Erwerb wie bei der Verwaltung ihrer überseeischen Besitzungen so stark bevorzugt, wie Deutschland. Das ist, mit Lessing zu reden, eine sehr gute Anmerkung. In der Tat kann man durch die ganze Weltgeschichte den Satz bestätigt finden, daß die Art eines Volkes oder Staates sich nirgends deutlicher ausspricht als in seinen Kolonien. Bei einem Vergleich auf diesem Gebiet aber schneidet Deutschland glänzend ab. Ordnung, Recht und Menschlichkeit hat keine Macht sich so sehr zur Richtschnur ihres kolonialen Regiments gemacht, so sehr, daß schon die Gefahr der Schwäche bisweilen nicht mehr fern war. Auch die berüchtigten Kolonialskandale erschüttern nicht, sie bestätigen vielmehr dieses Urteil. Denn wenn man sich schon über solche, verglichen mit dem, was andere, vor allem die Engländer sich leisten, harmlose Dinge so mächtig bei uns entrüsten konnte, so muß es wirklich sehr gut bestellt sein.

Wie gesagt, das ist sehr treffend, wie auch alles andere, was die Schmoller, Hintze, Delbrück, Troeltsch und Luther zum Schutze des deutschen Militarismus sagen. Aber ob es den erhofften Eindruck machen wird? Ich zweifle stark.

[1]) Man vergleiche das Urteil am Schluß meines soeben erwähnten Buches.

Digitized by Google

Nicht bloß, weil und soweit auf der anderen Seite gehässige Verblendung besteht; auch da, wo man gerecht urteilen möchte, wird das Vorurteil durch diese Verteidigung nicht erschüttert werden, die den Vorwurf schlechtweg zu leugnen sucht. Wer zu viel beweisen will, beweist gar nichts. Es ist z. B., um noch eine Einzelheit herauszugreifen, zwecklos und im Grunde auch nicht einmal richtig, wenn Meinecke sich bemüht, so weit wie möglich vom General von Bernhardi abzurücken, der zum Abscheu des sittsamen Auslandes den Präventivkrieg vertreten hat. „Wir billigen es nicht, daß der General diese Lehre aufgestellt hat. Sie kann, wenn sie in den Katechismus einer Regierung und eines Volkes aufgenommen wird, leicht dazu führen, das Gefühl der schweren sittlichen Verantwortung zu schwächen und frivolen Friedensbruch zu üben. Es kann gewiß Lagen geben, in denen die Kriegsgefahr so unzweifelhaft und deutlich ist, daß man, um nicht überwältigt zu werden, das Präveniere spielen muß. Aber wer theoretisch den Präventivkrieg predigt, verführt praktisch zum Mißbrauch der ultima ratio." Das scheint mir weder logisch, noch deutsch gedacht zu sein; allenfalls — englisch. Für die englische Cant-Politik gilt allerdings der Grundsatz: tun darf man's, nur nicht davon reden! Wie Goethe sagt: „Man darf das nicht vor keuschen Ohren nennen, was keusche Herzen nicht entbehren können." Mit mehr Recht dürfte man sagen: wer theoretisch das Recht zum Präventivkrieg leugnet, gefährdet die Entschlossenheit und schwächt das Verantwortungsgefühl des Volkes und der Regierenden. Denn das scheint doch auch Meinecke zuzugestehen, daß es unter Umständen nicht nur ein Recht, sondern geradezu eine Pflicht geben kann, dem feindlichen Angriff zu rechter Zeit zuvorzukommen. Das ist ja im Grunde auch nur der alte Gemeinplatz, daß man den Brunnen zudecken soll, ehe das Kind hineingefallen ist. Es geht auch nicht an, sich, wie Meinecke tut, auf Bismarck zu berufen, der den Präventivkrieg verabscheut habe. Gesprochen hat Bismarck allerdings so, aber gehandelt hat er auch anders. Der Krieg von 1866 war nicht einmal ein Präventivkrieg, und doch, wie glücklich sind wir, daß er geführt wurde! Richtiger wäre es, den Anklägern, die uns durch den Hinweis auf Bernhardi ins Unrecht setzen wollen, stolz zu erwidern: Ja, so ist es, und ihr selbst habt uns hundertfältig das Beispiel gegeben! So liegt es aber mit dem gesamten deutschen Militarismus überhaupt. Es nützt nichts, ihn abzuleugnen, er ist wirklich vorhanden. Die Verteidigung gegen diesen Vorwurf, mag sie noch so beredt sein, wird keinen Erfolg haben, denn sie geht am entscheidenden Punkte vorbei. Wer lange genug im Ausland war, um Vergleiche anstellen zu können, wird nicht bestreiten, daß Deutschland in ganz besonderem Sinn das Land des Militarismus ist, mag auch die Last der Heeresrüstung in Frankreich schwerer und mag auch England, nicht Deutschland, das klassische Land militärischer Gewaltpolitik sein. Darauf kommt es hier gar nicht an. Der springende Punkt ist, daß in Deutschland der Charakter des Staates, der

Digitized by Google

Gesellschaft, des Volkes selbst in einer Weise durch das Heer bestimmt wird, die man anderswo nicht kennt. Der französische Oberst Driant, der vor einigen Jahren ein deutsches Kaisermanöver mitmachte und beschrieb, macht die erstaunte Bemerkung, das deutsche Volk juble seinen Truppen gar nicht zu. Sehr richtig; von dem Freudenlärm, der auszubrechen pflegt, wenn in Paris die Schüler von St. Cyr erscheinen oder in Rom die Hahnenfedern der Bersagliert sich zeigen, weiß man bei uns nichts. Aber das ist auch nur natürlich: das Volk, das die Truppen bei uns in solcher Weise begrüßen wollte, würde ja nur sich selbst zujubeln, so sehr fühlt es sich eins mit dem Heer. Nie werde ich den Eindruck vergessen, den mir vor 25 Jahren der erste Anblick der aufziehenden Schloßwache in Berlin machte: den Soldaten voran marschierte eine Schar Zivilisten, Leute aus dem Volk, unverkennbar Fabrikarbeiter, wahrscheinlich Sozialdemokraten. Die Einheit von Heer und Volk ist mir schon damals so überzeugend klar geworden, daß ich seitdem nie einen Augenblick gezweifelt habe, welche Haltung auch die Sozialdemokratie im Falle eines gerechtfertigten Krieges einnehmen würde. Vielleicht muß man dergleichen einmal mit den Augen des Fremden gesehen haben, um es ganz zu würdigen. Und das gleiche macht sich überall geltend, in Ton und Haltung der Leute, in der Auffassung ihrer Beziehungen, die nur zu gern unter die Begriffe der Über- und Unterordnung, des Befehlens und Gehorchens gebracht werden. Dies ist es, was die Fremden im letzten Grunde meinen, wenn sie vom deutschen Militarismus sprechen. Und wer wollte leugnen, daß es da auch manche Schattenseite gibt: eine gewisse innere Unfreiheit, die bekannte Scheu vor persönlicher Verantwortung, den Mangel an Zivilkourage, den schon Bismarck an den Deutschen rügte. Aber dafür welche Vorzüge! Was die Gegner heute mit dem Schlagwort „Organisation" decken — sie halten es für eine mechanische Konstruktion, die man in kurzer Frist schaffen und nachahmen könne, wo doch schon das Wort sie darauf aufmerksam machen könnte, daß es sich um etwas Lebendiges, Gewachsenes handeln muß —, es wäre garnicht denkbar, ohne daß das Volk in seiner Gesamtheit erfüllt und durchtränkt wäre mit dem wahrhaft militärischen Geist der vollen, restlosen, blinden Hingabe des eignen Ich an das Ganze in bereitwilliger, freudiger Unterordnung, in strenger Zucht und ernster Pflicht. So angesehen, muß man allerdings zugeben, unterscheidet sich die deutsche Art von jeder andern, am schärfsten von der englischen, wo, wie Zar Nikolaus I. einmal entrüstet sagte, „jeder tut, was er will", und insoferne haben die Engländer ganz Recht, wenn sie in diesem Kriege einen Kampf sehen zwischen english freedom und german militarism. Diese beiden Dinge schließen einander wirklich aus. Das sollten auch wir nicht leugnen wollen. Daß es uns an Freiheit fehle, brauchen wir darum nicht zuzugeben, nur ist unsere Freiheit von anderer Art als die britische. Aber zu unserm Militarismus müssen wir uns bekennen, er sei unser höchster

Digitized by Google

Stolz. Denn er ist das Höhere! Er hat es ja durch die Tat bewiesen. Was er seit dem 1. August 1914 geleistet hat an Aufopferung für das Vaterland — und auch der eingefleischteste englische Freiheitsmann wird das immer noch als eine der höchsten Tugenden anerkennen —, das gibt uns ein Recht, uns den größten Heldenvölkern aller Zeiten getrost an die Seite zu stellen. In der Hingabe des Einzelnen ans Ganze können uns auch Athen, Sparta und Rom seit einem Jahre nichts mehr lehren. Was sie in einzelnen klassischen Beispielen aufzuweisen hatten, das hat das deutsche Volk in seiner Gesamtheit übertroffen mit einer Leistung ohnegleichen an Umfang und schlichter Selbstverständlichkeit, der auch der Erfolg nicht fehlt. Wenn so der deutsche Militarismus sich allem Ähnlichen in Vergangenheit und Gegenwart überlegen gezeigt hat, kann man da noch im Zweifel sein, daß er eine höhere Lebensform darstellt? Er ist eine wirklich höhere Kultur im Sinne des oben angeführten Goethewortes: ein höherer Begriff von politischen und militärischen Dingen. Wirklich, wir haben allen Grund, uns mit Stolz zum deutschen Militarismus zu bekennen. Tun wir es offen und ungescheut, so werden wir vielleicht auch die Sicherheit des Auftretens gegenüber fremder Art gewinnen, die uns bisher fehlte, weil wir nicht den Mut hatten, zu sein, was wir sind. Denken wir noch einmal an ein Wort Goethes: „Der Mensch kommt erst dann zur Ruhe, wenn er ein für alle Male den Entschluß gefaßt hat, das zu tun, was ihm gemäß ist".

Die Gegner sehen in unserer Art eine Gefahr für sich selbst. Wir sollten auch dagegen nicht mit Überredung kämpfen, schon weil das gar nichts nützt. Mögen sie uns doch fürchten! Vielleicht haben sie nicht ganz unrecht. Zwar daß Deutschland über seine Nachbarn herfallen und sie unterjochen könnte, ist blödes Geschwätz; das meinen die andern aber auch gar nicht. Was sie meinen — in erster Linie natürlich wieder die Engländer — ist, daß unsere militärische Art uns eine Überlegenheit auf allen Gebieten gibt, der gegenüber sie sich auf die Dauer nicht behaupten zu können fürchten. Gegen diesen Instinkt der Furcht, die nur dem Gefühl der Schwäche entspricht, helfen keine Gründe. Lassen wir darum das freundliche Zureden! Der Instinkt mag schon richtig sein. Und wenn jene in ihrer Todesangst den verzweifelten Versuch machen, uns umzubringen, nun denn, so müssen eben in Gottes Namen die blutigen Würfel fallen und das Schicksal entscheiden, ob wirklich die höhere Art für immer der niederen weichen soll. Statt die Gegner von unserer Harmlosigkeit überzeugen zu wollen, was uns doch nicht gelingt, sollten wir uns selbst zum Bewußtsein bringen, daß wir für eine gute Sache kämpfen, nicht nur weil wir bedroht und angegriffen sind und jedes Tier, auch das geringste, sich seines Lebens wehren darf, sondern in noch viel höherem Sinne: weil an der Erhaltung und Entwicklung unserer Art, des deutschen Militarismus, auch ein Fortschritt der Menschheit hängt. Es sind wirklich zwei grundverschiedene, einander

Digitized by Google

entgegengesetzte Lebensauffassungen, die um den Sieg streiten, die englische und die deutsche. Man möchte sich ausmalen, wie die Parteien vor Gottes Thron stehen und ihre Sache führen. Wen würden da die Engländer als ihren Sprecher vorschicken dürfen? Nicht Shakespeare und nicht Milton, die sie nicht mehr kennen und die von ihnen nichts mehr würden wissen wollen, noch weniger Carlyle, der ihnen mit Verachtung den Rücken kehrt, sondern — Jeremias Bentham, den Philosophen der Nützlichkeit, dessen letzter Weisheitsschluß lautet, daß das Ziel der menschlichen Entwicklung das größtmögliche Behagen der größtmöglichen Anzahl sei. Wir aber lassen Kant und Goethe für uns zeugen, Kant, der jedem einzelnen von uns den Satz ins Gewissen hämmert, bei allem Tun die Richtschnur des Gesamtwohls vor Augen zu haben, und Goethe, der als die Aufgabe des Menschen die Entwicklung zum Höheren und Höchsten lehrt. Hie Jeremias Bentham, hie Immanuel Kant und Johann Wolfgang Goethe! Hie größtmögliches Behagen größtmöglicher Menge, hie höchstmögliche Leistung jedes Einzelnen zum Besten des Ganzen — kann es einen Augenblick zweifelhaft sein, für wen der Weltenrichter entscheiden wird? Er braucht den Sieg nicht erst zu verleihen, die eine Partei trägt ihn ja schon in sich, den Sieg für sich und für die Menschheit — solange sie den Lehren ihrer Meister treu bleibt und nach ihnen lebt.

Friedensziel eines Sozialdemokraten.

„Wehrkraft ist jetzt die Losung! Dazu braucht es Millionen gesunder Kinder des Volks. In dunkeln Wohnungen und in den Winkeln der Mietskaserne blühen aber keine roten Wangen. Eine Wohnungsreform allergrößten Stils ist das nächste, was zu Deutschlands Wehrhaftigkeit verlangt werden muß. Für jeden, der um die Heimat gekämpft hat, ist doch das allererste, daß er nun auch ein Heim bekommt, dessen Hüter er sein kann. Alle Sozialpolitik war bis jetzt nur Krankendienst und Altersversorgung. Es muß aber an den Wurzeln begonnen werden. Hegen ist wichtiger als pflegen. Den Kindern des Volkes und den Familien der Arbeiter und Bauern hat das große Werk zu gelten. Himmel und Erde, Wolken und Wellen, Wiesen und Felder . . . alles das soll denen beschert werden, um deretwillen ja in erster Linie der Krieg geführt wurde." (Anton Fendrich, Der Krieg und die Sozialdemokratie.)

Digitized by Google

Die Einwirkung des Weltkrieges auf die Kultur und die Kulturaufgaben der deutschen Zukunft.

Ein Vortrag von Eduard Meyer.[1])

Das Thema, über das ich heute reden soll, ist von so gewaltigem Umfang und von so tiefgreifender Bedeutung, daß eine auch nur einigermaßen erschöpfende Behandlung in dem Rahmen eines kurzen Vortrags völlig ausgeschlossen ist und wir uns mit der Besprechung einiger Hauptfragen werden begnügen müssen. Vielleicht dürfte uns ein kurzer geschichtlicher Rückblick auf das Wesen und die Entwicklung der Probleme, mit denen wir es zu tun haben, am sichersten zum Ziele führen und uns über ihre Tragweite und ihre gegenwärtige Gestaltung den besten Aufschluß geben.

Die großen Machtfaktoren der menschlichen Entwicklung, in deren Rahmen der freie Wille des Handelnden sich schöpferisch betätigen kann und von denen der Willensentschluß selbst bedingt ist, gliedern sich in zwei große Gruppen: auf der einen Seite steht die staatliche Gestaltung, welche die Kräfte eines menschlichen Verbandes zu einheitlicher Wirkung zusammenfaßt und sich nach außen als Macht betätigt; ihr gegenüber fassen wir die Gesamtheit der Formen, in denen sich das innere Leben des Menschen abspielt und immer neue Werte schafft, Sitte und Recht, Religion und Moral, Kunst und Wissenschaft, und überhaupt das gesamte geistige Leben und Denken, unter dem Begriff der Kultur zusammen.

Beide Gestaltungen, Staat und Kultur, erwachsen zunächst innerhalb einer geschlossenen, gegen andere abgegrenzten menschlichen Einzelgruppe. Aber beide stehen von Anfang an in einem größeren, weit über diese hinausgreifenden Zusammenhang, in Wechselwirkung mit den gleichartigen Bildungen nicht nur innerhalb desselben Volkstums, sondern auch mit andern, fremdartigen; und beide streben, immer weiter über ihren engen Kreis hinauszugreifen, der Staat durch seine Betätigung als Macht, die Kultur durch Aufnahme fremder Elemente in den eigenen Bereich und durch Ausbreitung der eigenen über die Nachbarn. Einen isolierten Staat und eine isolierte Kultur hat es, soweit wir die Entwicklung der Menschheit zu überschauen vermögen, niemals gegeben. In beiden lebt die Tendenz, universell zu werden und womöglich die gesamte Menschheit zu umspannen, der Staat als Weltherrschaft, die Kultur als Weltkultur.

In der Gestaltung, in die die Geschichte des Altertums ausmündet, ist diese Tendenz in weitem Umfang zur Verwirklichung gelangt. Ein universelles, mehr und mehr entnationalisiertes Weltreich umfaßt die ge-

[1]) Gehalten in der Hamburger Kunstgesellschaft am 20. Oktober 1915.

Digitized by Google

samte Mittelmeerwelt; und in demselben herrscht eine einheitliche Kulte, erwachsen auf der Grundlage des Hellenismus, durch Rom modifiziert, im Osten im Gewande der griechischen, im Westen in dem der römischen Sprache, aber in den Grundformen des Lebens und Denkens überall identisch. Dem entspricht die einheitliche Religion des Weltreichs, in der äußerlich griechische und orientalische Kultur verschiedenster Art, nebst einigen italischen und anderen, verbunden sind. In den Oberschichten herrscht die Aufklärung der Philosophie, in den Massen ein von dieser notdürftig überfirnißter, wüster Aberglaube, der allmählich in immer höhere Regionen hinaufdringt; ihre Spitze findet sie in der Vergöttlichung des Staats in der Form des Kaiserkults. Als dann von unten her die Konkurrenz der verschiedenen, im Orient erzeugten Religionen sich immer mächtiger erhebt, faßt die Staatsreligion sich im dritten Jahrhundert noch einmal energisch zusammen und nimmt den Kampf gegen die stärkste der neuen Religionen, das Christentum, mit allem Nachdruck auf. Aber sie erliegt, und mit der Erhebung des Christentums zur exklusiven, alle anderen unterdrückenden Reichsreligion erhält zugleich dessen Anspruch auf Weltherrschaft die äußere Gestaltung. Dem Anspruch des Staats, die gesamte Kulturwelt unter dem Namen Roms als Einheit zusammenzufassen, entspricht die Einheit der Religion in der allgemeinen, katholischen römischen Kirche.

Abseits steht nur der Orient jenseits des Euphrat. Auch hier hat sich die gleiche Entwicklung vollzogen, zunächst im Sassanidenreich mit der aus Zoroasters Religion erwachsenen Kirche des Parsismus, sodann in viel umfassenderer Weise im Islam und dem Weltreich des Kalifats.

Gehen wir einige Jahrhunderte weiter, in die Blütezeit des Mittelalters etwa seit dem Jahre 1000 n. Chr. Das römische Weltreich ist zertrümmert, der Westen ist ihm verloren gegangen, weite Gebiete sind den Arabern und dem Islam anheimgefallen, Afrika, der Hauptteil Spaniens, zeitweise Sizilien; auf dem übriggebliebenen Gebiet haben sich neue Staaten und Volkstümer gebildet, die alte Kultur ist in innerer Zersetzung immer tiefer herabgesunken, schließlich hat sie sich in den äußersten Westen, über die Grenzen des Römerreichs hinaus, nach Irland geflüchtet, um von hier aus im 6. und 7. Jahrhundert befruchtend wieder nach England und auf den Kontinent vorzudringen. Allmählich ist dann wenigstens der Verlust an äußerem Bestand durch die Hineinziehung neuer Gebiete ersetzt: Britannien und Deutschland werden der christlichen Kultur gewonnen, in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts werden Böhmen und Mähren, seit der Mitte des 10. Jahrhunderts die skandinavischen Reiche, Polen, Ungarn bekehrt.

Dieses ganze Gebiet ist beherrscht von einer einheitlichen Kultur, die in

Digitized by Google

der katholischen Kirche ihren Ausdruck und ihre Organisation findet und über alle Schranken des Volkstums hinweggeht; eine einheitliche, nicht mehr lebende und daher auch keinen Wandlungen mehr unterliegende Sprache, das Lateinische, dient ihr als überall verstandener Vermittler der Gedanken, der Literatur und des geistigen Verkehrs, sowie der Gebote der geistlichen und der weltlichen Macht. Erst innerhalb dieser universellen Kultur entwickeln sich die Sondergestaltungen des einzelnen Volkstums und ihre Schöpfungen in heimischer Literatur und Kunst, in denen ihre Eigenart, ihr inneres Denken und Fühlen zum Ausdruck gelangt. Auch auf diesem Gebiete aber dominieren durchaus die universellen Motive in Stoff und Form, in der Ritterpoesie und dem höfischen Epos und der geistlichen Poesie so gut wie in den großen universellen Kunststilen. Die spezifisch nationalen Stoffe, aus denen unsere großen Volksepen erwachsen sind, sind demgegenüber in den Hintergrund gedrängt, sie leben in den niederen Schichten des Volks, aber die herrschenden Klassen halten sich von ihnen zurück.

Auch im Staat lebt die Universalität wenigstens in der Theorie weiter in dem seiner Idee nach die Welt beherrschenden römischen Kaisertum, dessen Krone der Papst vergibt. Aber eben der Konflikt, in den dieses mit der geistlichen Macht gerät, gibt der Sonderentwicklung der lokalen Gewalten um so mehr Luft, teils, wie in Frankreich und in anderer Weise in Spanien, im Bunde, teils, wie in England, im Gegensatz zu den Ansprüchen der Kirche; Deutschland und Italien sind das Opfer dieser Entwicklung geworden und daher nicht zu einheitlicher Gestaltung gelangt. Aber auch die Sonderentwicklung, die so immer weiteren Spielraum gewinnt, steht im innigsten Zusammenhang mit der Universalität der Kultur, sowohl in dem internationalen Rittertum, das sich in großen universellen Bewegungen wie den Kreuzzügen manifestiert, wie in der ritterlichen Poesie, die unter dem Einfluß der von Frankreich ausgehenden Formen und Stoffe steht.

Abseits steht einmal die islamische Welt, sodann aber der Rest des altrömischen Reichs in Byzanz, das sich, seit der Papst durch die Krönung Karls des Großen ihm ein zweites römisches Kaiserreich zur Seite gestellt hat, auch religiös grundsätzlich vom Abendlande und seiner Kirche getrennt hat. Hier in Byzanz ist, umgekehrt wie im Abendlande, die Kirche dem Staat untertan und sein Werkzeug, und daher zu selbständiger Entwicklung nicht mehr fähig. Diese Gestaltung der Religion und mit ihr die byzantinische Kultur hat seitdem den Hauptteil der slawischen Welt gewonnen, die Südslawen seit dem Ende des 9., die Russen zu Ende des 10. Jahrhunderts; durch die Schöpfung einer nationalen Kirchensprache

Digitized by Google

sind sie vollends von der Verbindung mit der abendländischen Kultur losgelöst. Nur die Polen und die Tschechen sind bekanntlich von Rom und damit vom Abendlande behauptet worden. Der Riß, der seitdem durch Europa geht, ist gänzlich unüberbrückbar geblieben; wie tief die Kluft ist, die sich damals aufgetan hat, empfinden wir gerade in diesem Krieg tagtäglich aufs tiefste.

Die universelle Kultur des Abendlandes im Mittelalter hat sich in den folgenden Jahrhunderten allmählich innerlich zersetzt und einer neuen, fortgeschrittenen Entwicklung den Platz räumen müssen. Aber auch die Kultur des Humanismus und der Renaissance, die daraus erwächst, ist durchaus universell und international, und bewahrt daher auch die Fühlung mit der allgemeinen, alle Völker zu einer Kultureinheit zusammenschließenden Kirche, so fern sie dieser innerlich steht. Erst die Reformation führt zum Bruch; da es ihr nicht gelingt, sich in der gesamten Christenheit durchzusetzen, erwachsen aus ihr zahlreiche nationale und territoriale Sondergestaltungen, die im schroffsten Gegensatz zu der katholischen Kirche Roms stehn. Es ist bekannt, wie schwer dieser Bruch, der ihnen die allgemeine menschheitliche Kultur, die sie erstrebten, dem Untergang zu überliefern schien, von gar manchem der führenden Männer des Humanismus empfunden worden ist, so von Erasmus. Wie tiefgreifend seine Wirkungen gewesen sind, dafür mag als ein kleiner, aber charakteristischer Beleg angeführt werden, daß die Puritaner Schottlands damals mit vollem Bewußtsein die englische Aussprache des Lateinischen aufgegeben und durch die kontinentale ersetzt haben, um so die heranwachsende Jugend den kirchlichen Einflüssen Englands zu entziehen. Mächtig gefördert wird die Sonderentwicklung durch die gleichzeitig sich vollziehende, mit den religiösen Kämpfen aufs innigste verflochtene, gesteigerte Erstarkung der einzelnen Staatsgewalten, die Auflösung der mittelalterlichen Staatsform und ihre Ersetzung durch die moderne, fortschrittliche absolute Monarchie.

In dieser Entwicklung sind die Nationalitäten zu voller Ausbildung gelangt, die wir gegenwärtig in Europa antreffen. Denn die Nationalität ist nicht etwa, wie die populäre Auffassung glaubt, etwas Naturwüchsiges, von Anfang an Gegebenes, sondern im Gegenteil ein letztes, äußerst kompliziertes Produkt eines langen historischen Prozesses. Sie ist nicht identisch mit dem Volkstum der unbewußt im Gefühl lebenden, in Sprache und Sitte zum Ausdruck gelangenden Einheit einer größeren Gruppe; sondern zu ihr gehört ganz wesentlich das lebendige Bewußtsein dieser Einheitlichkeit und der energische Wille, sich als solche abgesondert von allen anderen zu gestalten und nach außen zu betätigen. Vor einem Jahrtausend

Digitized by Google

hat von den gegenwärtigen Nationen Europas noch keine einzige existiert; sie alle sind durch Zusammenfassung sehr verschiedenartiger Elemente geschaffen und hätten bei anderem Verlauf der Geschichte auch ganz anders gestaltet sein können. In Spanien, in Frankreich, in England ist sie das Produkt des Staats, der dort Kastilier und Katalanen, in Frankreich Nordfranzosen und Provenzalen, in England all die verschiedenen Volkselemente, aus denen die englische Nationalität erwachsen ist, zu einer Einheit zusammengeschmolzen hat. Auch die Zusammenfassung Nord- und Süddeutschlands zu einer einheitlichen Nation, unter Ausscheidung einiger Volkstrümmer, wie in den Niederlanden, beruht auf der politischen Entwicklung. Aber in Deutschland wie in Italien ist das Nationalgefühl nicht im Rahmen des Staats erwachsen, sondern umgekehrt aus der inneren Gestaltung der Kultur in scharfem Gegensatz gegen die teils universelle, teils territorial eng begrenzte Gestaltung des Staats.

Durch die Ausbildung der Nationalitäten ist die große Mannigfaltigkeit des modernen Kulturlebens geschaffen, die weit über die mittelalterlichen Ansätze hinausreicht. Eben durch die Rivalität der Nationen wird zugleich der Reichtum der Kultur gesteigert und ihre Erhaltung und Fortentwicklung gesichert: der Reihe nach lösen sich die Völker in der führenden Stellung ab, Italien, Frankreich, Holland, England, Deutschland, und ein jedes steuert von seiner Eigenart etwas Besonderes zu der allgemeinen Kultur der europäischen Menschheit bei. Zugleich bleibt in diesen nationalen Gestaltungen der Kultur das gemeinsame Element und der Anspruch auf Universalität lebendig; gerade in der Kultur der Aufklärungszeit tritt er wieder sehr energisch hervor. Diese ist beherrscht von dem Versuch, das Humanitätsideal zu verwirklichen; sie betrachtet die gesamte Menschheit als eine Einheit, ignoriert mit vollem Bewußtsein sowohl die durch Abstammung, Rasse, Naturanlage, wie die durch die geschichtliche Entwicklung, Staat, Volkstum, Religion gegebenen Bedingungen und Unterschiede, und strebt sie durch ein allgemeines Menschentum zu ersetzen. Gerade in der deutschen Aufklärung und der aus ihr erwachsenen Blüte unserer Kultur und Literatur im 18. Jahrhundert tritt wie bekannt dieser universalistische Zug aufs stärkste hervor; er befähigt die deutsche Kultur, die Anregungen und Kulturelemente von überallher, vor allem aber aus dem hellenischen Altertum, und daneben aus England, in ganz anderer Weise in sich aufzunehmen und mit der nationalen Denkweise und dem deutschen Gemütsleben zu verschmelzen, als das irgend einem andern Volk gelungen ist. Eben dadurch wird dann ein sehr lebendiges Bewußtsein der eigenen Nationalität erweckt, die man zu Ehren zu bringen und aus der Abhängigkeit vom Ausland zu befreien strebt: aber diese Tendenz ist durchaus unpolitisch, sie will von den ge-

Digitized by Google

gebenen Staatsformen und den Machtfragen nichts wissen und das Deutschtum lediglich auf dem Gebiet der Kultur, durch Herausbildung des höchsten und freiesten Menschentums verwirklichen; dies Menschentum soll im deutschen Volk, ähnlich wie nach der zurzeit herrschenden Auffassung ehemals im Griechentum, der Ausdruck der wahren Nationalität werden.

Diese einseitige Auffassung ist dann durch die Einwirkung der gewaltigen Umwälzungen der Revolutionkriege und der napoleonischen Zeit als unhaltbar erwiesen worden. Durch den Universalismus des menschenbeglückenden Evangeliums der Revolution mit seiner alles selbständige Leben ertötenden Gleichmacherei und durch das Weltreich Napoleons ist die deutsche Kultur gezwungen worden, ihre ablehnende Haltung gegen den Staat und die Politik aufzugeben und die Aufrichtung eines kräftigen, allen fremden Mächten gewachsenen nationalen Staats in den Vordergrund zu stellen, da nur so eine Bewahrung und Entfaltung der nationalen Eigenart sich erreichen ließ. Die gleiche Bewegung hat alle andern Völker Europas ergriffen; sie alle gehen in ganz anderer einheitlicher Kraft, mit gesteigertem Bewußtsein ihrer Selbständigkeit und Eigenart, aus dem Riesenkampfe hervor. So wird, im Gegensatz zu dem Universalismus des 18. Jahrhunderts, die Idee der Nationalitäten das beherrschende Moment in der Geschichte des 19. Jahrhunderts.

Bei den meisten der alten Kulturvölker Europas ist dies Ziel erreicht worden, bei den Romanen, den Engländern, den Skandinaviern, zum guten Teil auch bei den Griechen und den Slawen der Balkanhalbinsel. Der Versuch der Reaktionszeit, die Durchsetzung der nationalen Idee in Deutschland und in Italien gewaltsam zu unterbinden, ist nach schweren Kämpfen vereitelt. Mit Ausnahme des deutschen Volks sind sie alle zur Zusammenfassung eines kompakten Volksgebiets in einem nationalen Einheitsstaat erwachsen. Gescheitert sind nur die Versuche der Polen, ihren nationalen Staat wieder aufzurichten; sie haben die Nachwirkungen ihrer geographischen Lage und der Jahrhunderte langen Anarchie, in der ihr Staat zugrunde gegangen war, nicht zu überwinden vermocht.

Aber eine Schranke fand diese Bewegung im Südosten Europas in der Habsburgischen Monarchie. Hier bestand im Donaugebiet ein großes historisches Gebilde, das nicht auf der Basis eines einheitlichen Volkstums, sondern auf der rein politischen Entwicklung einer Dynastie begründet war. Die verschiedensten Völkerschaften sind hier durcheinandergeworfen in unlösbarer Durchsetzung; eine Sonderexistenz, die nur mit äußerster Gewaltsamkeit erreichbar wäre, würde sie alle zu politischer Ohnmacht verurteilen; nur der Zusammenschluß zu politischer Einheit in der Monarchie vermag ihnen allen eine Machtstellung und damit eine selbstän-

Digitized by Google

dige Existenz zu gewähren; und so hat hier die große Schöpfung der geschichtlichen Entwicklung allen theoretischen Konstruktionen gegenüber immer von neuem eine unzerstörbare Zähigkeit erwiesen und sich als eine unabweisliche Notwendigkeit bewährt. Trotz alles inneren Haders der Nationalitäten, der durch die religiösen Gegensätze noch gesteigert ist, können sie, sobald eine große Krisis von außen herantritt, nicht voneinander los, ohne sich selbst aufzugeben.

In diese Gebiete ragen nun von Osten her zwei Staatsgebilde hinein, die, wie oben schon berührt, auf ganz anderer geschichtlicher und kultureller Grundlage erwachsen sind: das osmanische Reich und das russische Reich. Es ist unmöglich, auf die tiefgreifenden Probleme, die sie umschließen, an dieser Stelle irgendwie näher einzugehen. Nur das kann nicht scharf genug betont werden, daß auch das russische Reich nicht in den Kreis der europäischen Kultur gehört. Es ist vielmehr, trotz der äußeren Übertünchung mit abendländischer Kultur, in seinem ganzen Wesen und Denken ein asiatisches Reich, desselben Charakters wie die Reiche der Assyrer, der Perser, der Sassaniden, der Kalifen, der Mongolen, mit derselben Tendenz unablässiger Expansion, mit derselben, nur noch viel brutaler als wenigstens bei den Persern und Arabern auftretenden Methode der Kriegführung, die wir jetzt mit Entsetzen sich vollziehen sehen in der Verwüstung Ostpreußens, in der vollständigen Zerstörung aller menschlichen Ansiedlungen in dem gesamten Gebiet östlich vom Bug, wo kein einziges Haus mehr steht, wo alles Vieh erschlagen, die gesamte Bevölkerung weggetrieben und dem Hungertode überliefert ist. Daneben steht die furchtbare, alle Kultur erbarmungslos niedertretende Mißhandlung der Deutschen, deren gesamter Grundbesitz durch einen Federstrich konfisziert ist, der Juden, der Finnen und auch derjenigen slawischen Stämme, die den Russen auffässig sind und die sie nicht friedlich absorbieren können, wie der Polen und der Kleinrussen der Ukraine. In den Großrussen hat das Reich allerdings eine nationale Basis; aber der Panslawismus bedeutet für sie nicht etwa die Befreiung und nationale Selbständigkeit der übrigen Slawen, sondern vielmehr ihre Auffaugung und Erstickung durch das Russentum. Gerade die Revolution und die Konstitution, die scheinbar Rußland der europäischen Art und Kultur annähern, haben tatsächlich genau das Gegenteil bewirkt, die volle Entfesselung und gewaltige Steigerung dieser alle europäische Kultur und alles selbständige Leben niedertretenden Elemente einer brutalen Volkskraft. Zwischen diesen Gestaltungen in der Mitte steht das deutsche Volk, eben dadurch gezwungen, alle seine Kräfte aufs äußerste anzuspannen, um sich unabhängig auf natinonaler Basis zu behaupten und sein Volkstum frei

Digitized by Google

und schöpferisch zu gestalten. Wir alle wissen, welche Kämpfe es erfordert hat, wenigstens dem Hauptteil der Nation eine einheitliche, seiner Eigenart und seinen Bedürfnissen entsprechende staatliche Gestaltung zu schaffen. Durch den Zwang der geographischen und geschichtlichen Verhältnisse sind wir genötigt worden, in Polen, und in beschränktem Maße in Elsaß-Lothringen und in Nordschleswig, hinüberzugreifen auf fremdes Volkstum, wenn wir eine nach außen einigermaßen gesicherte Grenze gewinnen wollten. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß dies so geschaffene Reich keineswegs die gesamte Nation umfaßt. Ganz anders als die Franzosen in den Grenzdistrikten des Elsaß und Lothringens, die Dänen in Nordschleswig, die Italiener im Trentino und Triest, im Tessin, in Nizza und Korsika, und ganz abgesehen von den deutschen Kantonen der Schweiz und den deutschen Ländern Österreichs, haben wir eine gewaltige Irredenta in den Massen der deutschen Ansiedler in Ungarn und Siebenbürgen, in den Ostseeprovinzen, in den zahlreichen deutschen Ansiedlungen in Rußland bis zu den großen, geschlossenen Kolonien an der Wolga. Während die Franzosen, die Dänen, die Italiener, die Slawen die Welt mit Klagen — berechtigten und unberechtigten — über das Geschick ihrer unerlösten Brüder erfüllt und jeden Anlaß ergriffen haben, um die Agitation nicht zur Ruhe kommen zu lassen, haben wir die Gestaltung, welche sich aus der geschichtlichen Entwicklung ergab, als eine unabänderliche Notwendigkeit hingenommen. Wir haben schweigend zugesehen, wie das Deutschtum in Rußland systematisch unterdrückt und wohlbegründete, feierlich verbriefte Rechte durch eine ununterbrochene Folge von Gewaltstreichen aufgehoben wurden, ja wir haben mit eisiger Kühle sowohl der fortschreitenden Magyarisierung in Ungarn wie der Unterdrückung der Deutschen in Böhmen und der ständigen Zurückdrängung des deutschen Elements in Cisleithanien zugunsten der Slawen teilnahmslos zugeschaut. Wir waren eben zufrieden, wenigstens die große Masse des übrigen Deutschlands im Reich zu fester Einheit zusammengefaßt und zugleich durch das feste Bündnis mit der habsburgischen Monarchie eine gesicherte Weltstellung gewonnen zu haben, und mußten diese Verluste unserer Nationalität als unvermeidliche Konsequenz der Weltlage hinnehmen und uns in sie fügen.

Auf diesen Anschauungen beruht die Stellung, welche wir sowohl den fremden Völkern und Staaten wie den universellen Tendenzen der Kultur gegenüber bis zum 1. August 1914 eingenommen haben. Wir haben geglaubt, daß es möglich sei, die wachsenden Bedürfnisse unserer Nation befriedigen, ihre Stellung in der Welt behaupten und ausbauen zu können, ohne daß daraus ein blutiger Zusammenstoß mit anderen Staaten und

Digitized by Google

Völkern erwachsen müsse. Wohl war es nötig, alle Kräfte anzuspannen und mit voller Energie in den Wettbewerb der Nationen einzutreten; aber wir wollten von dem Glauben nicht lassen, daß, wenn wir dabei die Rechte und die berechtigten Interessen der anderen achteten, diese auch unsere Rechte anerkennen und achten und uns den Platz an der Sonne gönnen würden, der uns ebensogut zukam wie jenen. Gerade in dieser Konkurrenz der Nationen, in dem Zwange, der dadurch für eine jede gegeben war, ihr Bestes zu leisten und keinen Moment zu erschlaffen, erblickten wir das Mittel zur Aufrechterhaltung und fortschreitenden Steigerung der universellen Kultur, die dadurch gegen eine Stagnation, gegen ein inneres Absterben, wie in der antiken Kultur, gesichert war. Zugleich erschien eben die Höhe dieser Kultur, die Fülle der materiellen wie der geistigen Güter, die sie fortschaffend erzeugt, als ein Gegengewicht gegen die immer drohende Gefahr eines Krieges: die ungeheuren Verluste, die er bringen mußte, schienen die Verantwortung so gewaltig zu steigern, daß ein jeder Staatsmann und ein jedes Volk davor zurückscheuen müsse. Was wir im privaten Leben tagtäglich erfahren, daß eine energische aber ehrlich betriebene Konkurrenz, ein Wettbewerb um den Siegespreis keineswegs Feindschaft zu erzeugen braucht, sondern im Gegenteil ein Zusammenwirken zu gemeinsamen Zielen, ja oft gerade eine intime Freundschaft ermöglicht, das schien auch im Leben der Nationen erreichbar. Um so mehr, da gerade diese gemeinsamen Ziele, auch ganz abgesehen von den Interessen der Kultur, so gewaltig waren, daß sie wohl einen engen Zusammenschluß der europäischen Nationen, einschließlich Amerikas und Australiens, und auch ein gelegentliches Opfer der eigenen Interessen für das Gesamtinteresse zu rechtfertigen schienen. Galt es doch, unserer Kultur den gesamten Erdball nicht nur zu erobern, sondern, was weit schwieriger war, ihn dauernd zu behaupten, die Superiorität der europäischen Kultur gegen alle Angriffe von außen zu bewähren. An Warnungszeichen fehlte es wahrlich nicht: in Ostasien in der Erhebung Japans, in den Problemen, die China und Indien bieten, in der ungeheuren Gefahr, die über den Europäern in Afrika schwebt, wenn die Neger ihre Kräfte zusammenfassen und mit den Kriegsmitteln Europas ausgestattet sind, in der Bewegung der islamischen Welt, in der unheimlichen Expansion und der unerschöpflichen Menschenzahl Rußlands.

Aber der Glaube, der unser Handeln bestimmt hat, sowohl in der Gesamtpolitik, wie in dem Verhalten jedes einzelnen, hat sich als eine Illusion erwiesen. Die Welt, in der wir zu leben wähnten, existierte nur in unserer Vorstellung; die Wirklichkeit war von ganz andern Tendenzen beherrscht. Die übrigen Nationen sahen in uns nicht ehrliche Konkurrenten, sondern

Digitized by Google

räuberische Eindringlinge, denen kein Recht zustehe, auf Erden überhaupt mitzusprechen. Gerade das Entgegenkommen, die Nachgiebigkeit, die wir überall gezeigt haben, der Eifer, mit dem wir immer aufs neue um die Zuneigung der Fremden warben und der uns nur zu oft unsere eigene Würde fast vergessen ließ, sie haben uns lediglich geschadet: an unsere Aufrichtigkeit glaubte kein Mensch, man erblickte in unserem Verhalten nur entweder ein Zeichen der Schwäche und der Angst, oder aber einen teuflisch verborgenen Plan, die übrige Welt in Sicherheit zu wiegen und dann erst recht heimtückisch zu überfallen. Für unser eigenes Volk ist unser Verhalten ein ganz unschätzbarer Gewinn gewesen; es hat uns die Ruhe des reinen Gewissens und darum zugleich die volle innere Einheit gebracht, als nun doch, trotz aller dieser Bemühungen, der Krieg unvermeidlich wurde; aber den Ausbruch des Krieges hat es nicht aufgehalten, sondern nur beschleunigt.

Die ersten Augusttage des vergangenen Jahres haben uns die Augen geöffnet; sie haben unsere Illusionen mit gewaltigem Schlage vernichtet und uns die Welt gezeigt, wie sie wirklich ist. England hat für den Krieg, den es gegen uns entzündet hat, die gesamte Bevölkerung der Erde aufgeboten, und trotz der Abweisung, die es bei den skandinavischen Völkern, in Holland, in Portugal, auf der Balkanhalbinsel erfahren hat, ist es ihm im weitesten Umfang gelungen. Der vorher so oft und mit so ehrlicher Miene verkündete Grundsatz, daß man fremde Rassen nicht in den Krieg zwischen Europäern hineinziehen solle, ist von ihnen ebenso mit Füßen getreten wie das Völkerrecht und wie jede Rücksicht auf die neutralen Staaten; und seine Bundesgenossen sind seinem Beispiel gefolgt. Weit über die Hälfte der gesamten Menschheit ist in den Krieg hineingezogen. Rechnen wir die Gesamtbevölkerung der Staaten, die mit uns im Kriege stehen, in allen Weltteilen zusammen, so ergibt sich bei oberflächlicher Schätzung, wie sie bei dem ungleichmäßigen Material nicht anders möglich ist, ungerechnet den Kongostaat und Marokko, aber mit Einschluß Ägyptens, die Zahl von 750 Millionen. Dem stehen wir mit unseren Bundesgenossen, Österreich-Ungarn, der Türkei, Bulgarien mit etwa 150 Millionen gegenüber, also etwa mit dem fünften Teil. Überdies können wir zu unseren Feinden im Grunde noch die rund 100 Millionen der amerikanischen Union mit ihren Dependenzen hinzurechnen, da sie mit ihrer Pseudoneutralität ja tatsächlich durchaus auf seite unserer Feinde stehen. Neutral sind augenblicklich von den 20 Staaten Europas[1]) noch 9, überwiegend Kleinstaaten, mit rund 57 Millionen. Dazu kommt dann in Asien das chinesische Reich mit seiner

[1]) Nicht mitgezählt sind dabei Albanien und die Zwergstaaten Luxemburg, Liechtenstein, San Marino.

Digitized by Google

Riesenbevölkerung und weiter die übrigen Staaten Asiens, Mittel- und Südamerikas und ein Teil Afrikas; aber alles in allem bleibt die gesamte neutrale Bevölkerung der Erde, mit Einschluß der amerikanischen Union, immer noch hinter der Zahl unserer Feinde zurück.

In diesen Zahlen tritt die Situation, in der wir uns befinden, mit so unmittelbarer Anschaulichkeit zutage, daß sie einer weiteren Erläuterung nicht bedarf. Die mit rücksichtslosester Energie durchgeführten wirtschaftlichen Maßregeln ergänzen das Bild, die Knebelung der Neutralen, der Versuch, unseren gesamten Verkehr mit dem Auslande völlig zu ersticken, unsere Industrie zu vernichten, unsere Absatzgebiete uns für alle Zukunft zu entreißen, unser Volk im Kriege durch Aushungerung auf die Knie zu zwingen und ihm nach demselben jede Möglichkeit eines neuen Aufschwungs zu entziehen; und dahinter stehen die Pläne der zukünftigen Gestaltung Europas und der Aufteilung Deutschlands, die zwar bei jedem der Alliierten anders aussehen und an denen, wenn sie ihr Ziel erreichen könnten, die „heilige Eintracht" der Koalition in die Brüche gehen müßte, die aber alle darin übereinstimmen, daß Deutschland, das Deutsche Reich und sein Kaiser und der preußische Staat von der Erdkarte verschwinden sollen, daß höchstens ein paar völlig geknebelte und politisch ohnmächtige Kleinstaaten übrig bleiben dürfen. Daß unseren Bundesgenossen, der Habsburger Monarchie, der Türkei, und jetzt den Bulgaren das gleiche Schicksal bereitet werden soll, versteht sich von selbst. Das ist doch noch etwas ganz anderes, als der so oft mit unserer gegenwärtigen Lage verglichene Kampf um die Existenz, den vor anderthalb Jahrhunderten der preußische Staat zu bestehen hatte. Damals, im Siebenjährigen Krieg, handelte es sich doch nur darum, einen Staat zu zertrümmern, dessen machtvoller Aufschwung den andern unbequem geworden war, so eng dieser auch bereits mit der Zukunft der Nation verknüpft war; und die Kriegführung hielt sich innerhalb der Grenzen, die unter zivilisierten Völkern als zulässig galten. Jetzt aber handelt es sich um die Nation selbst, die man zertreten, um unsere Seele, die man ertöten will. Es ist ein Vernichtungskrieg gegen das gesamte deutsche Volk, zu dem England im Bunde mit Rußland und mit seinen Vasallenstaaten Frankreich, Belgien und Italien die gesamte Menschheit aufgeboten hat, und zu deren Durchführung sie vor keiner Brutalität und vor keinem Verbrechen zurückscheuen.

Nun hat freilich unsere Volkskraft durch die glänzenden Leistungen unserer Armee und die unerschütterliche Eintracht und todesmutige Entschlossenheit unseres Volkes die Verwirklichung dieser Pläne unmöglich gemacht, dank der grandiosen Organisation unserer militärischen und unserer wirtschaftlichen Kräfte und der überlegenen, niemals versagenden

Digitized by Google

Führung unserer Heeresleitung und unseres Kaisers, die das im Moment Gebotene mit unerschütterlicher Ruhe und sicherem Blick ergreift und durchführt, als wäre es das einfachste und selbstverständlichste, dank auch den glänzenden Leistungen unserer Diplomatie im Orient, die wir um so mehr anerkennen wollen, je stärker sich auf anderen Gebieten die Bedenken gegen ihr Verhalten geltend gemacht haben. Die Lage hat sich bereits gewandelt: wir behaupten, überall siegreich vordringend, unüberwindlich unsere Stellung, unseren Feinden dagegen kommt immer stärker zum Bewußtsein, daß der von ihnen frevelhaft heraufbeschworene Krieg sich gegen sie selbst wendet, daß nicht Deutschland, sondern sie selbst um ihre Stellung in der Welt zu kämpfen haben, und daß, wenn auch nicht die Vernichtung, so doch die schwerste, nie wieder auszugleichende Erschütterung der Macht und der nationalen Existenz nicht dem deutschen Volk, sondern dem eigenen Haupte droht.

Von den Möglichkeiten, die in der Gestaltung der Zukunft beschlossen liegen und deren Verwirklichung mit der unerbitterlichen Notwendigkeit der Logik der vollendeten Tatsachen immer gewaltiger heranrückt, will ich nicht reden. Aber von der Lage der Gegenwart und den Problemen, die sie stellt, müssen wir reden und uns zur Klarheit über sie durchringen, damit wir die Aufgaben und Pflichten erfassen können, die fortan auf unser Volk gelegt sind.

Da kann zunächst gar nicht scharf genug betont und ins Bewußtsein eingehämmert werden, daß die Welt, in der wir bisher gelebt haben oder zu leben glaubten, in den ersten Augusttagen des Jahres 1914 zusammengebrochen ist und niemals wiederkehren wird. Die Harmonie, die sich, wie wir glaubten, aus dem Wettkampf der Nationen ergeben und die Dissonanzen in eine höhere Einheit auflösen sollte, sie ist, nicht durch unsere Schuld, zerrissen, und die Saiten können nicht wieder geflickt werden.

Statt dessen sind die nationalen Gegensätze so gewaltig gesteigert, daß sie die universelle Kultur zu verschlingen drohen. Von Anfang an hat der Krieg mit einer Brutalität eingesetzt, die in den letzten Jahrhunderten nicht ihresgleichen hat und die sich durch die rücksichtslose Verwendung aller Kampfmittel noch fortwährend weiter in grauenvollster Weise steigert; wir werden an die Zeiten des Dreißigjährigen Krieges und die Vernichtungskriege des Altertums erinnert durch das, was wir erleben und was wir selbst üben müssen. Auch hier liegt die gesamte Schuld auf unseren Gegnern: durch die Schauermähren, die sie von unserer Kriegsführung auftischten, die den Kindern systematisch in der Schule, den Erwachsenen anderthalb Jahrzehnte lang in Romanen, Pantomimen, Lichtbildern eingeimpft waren, sind die französischen, belgischen, englischen, russischen

Digitized by Google

Soldaten, den Weisungen ihrer Führer folgend, zu der Kampfweise getrieben worden, die sie gegen uns anwenden; sie haben in Belgien und in Ostfrankreich (nicht in Nordfrankreich) den wildesten Volkskrieg entfesselt, gegen den wir uns wehren mußten, und die Russen haben sich in Ostpreußen als die ebenbürtigen Nachfolger des Mongolen erwiesen. Zu der Einsperrung der Ausländer in Gefangenenlagern, zu den Repressalien gegen Gefangene sind wir widerwillig genug durch des Vorbild Englands und Frankreichs gezwungen worden; zu der rücksichtslosen Führung des Unterseebootkrieges gegen die fremden Handelsschiffe und den Luftschiffangriffen auf feindliche Städte haben wir, nach langem Zögern, schreiten müssen, als England den Aushungerungskrieg gegen uns proklamierte und mit allen Mitteln durchzuführen unternahm; mit wie schamloser Niedertracht die deutschen Zivilisten und ihre Frauen in Afrika behandelt und den Negern zur Fortführung und Bewachung überantwortet sind, ist allbekannt; und eben jetzt hat eine auf englischer Seite stehende amerikanische Zeitung eine von zuverlässigen Zeugen beglaubigte Schilderung von der Niedermetzelung wehrloser Gefangener aus einem Unterseeboot gebracht. Dazu kommt die ungeheure Zahl und der unersetzliche Wert der Opfer, welche der Krieg hinwegrafft, nicht nur bei uns, sondern ebenso und vielleicht in noch höherem Maße bei unseren Feinden, in Frankreich und in den höheren Schichten Englands, aus denen sich sein Freiwilligenheer zum großen Teil rekrutiert. Ganze Generationen sind nicht nur dezimiert, sondern geradezu vernichtet, aus hoffnungsvoller Jugend und kräftigem Mannesalter; und wir alle haben wieder und wieder erfahren, wie gerade unter den Besten, gerade unter denen, auf die wir unsere Hoffnung für die Zukunft setzten, der Tod am schonungslosesten gewütet hat. Wenn wir uns klar machen, daß ein nächster Krieg, wenn es in absehbarer Zeit dazu kommen sollte, in der Weise einsetzen wird, wie der gegenwärtige endet, so möchte man verzweifeln an der Zukunft unserer Kultur, auf die wir noch vor zwei Jahren so stolz und vertrauensvoll blickten.

Und wo gibt es ein Mittel, das Abhilfe verspräche? Von den weltfremden Phantasien zu reden, in denen die Träumer von einem ewigen Frieden sich ergehen, wäre sinnlose Zeitverschwendung; aber auch das gesamte Völkerrecht mit all seinen Konventionen und Satzungen über die Kriegsführung, über die Rechte der friedlichen Bevölkerung und der Neutralen, um die man sich so eifrig bemüht hat, ist vollständig zusammengebrochen und nicht das Papier wert, auf dem es gedruckt ist; und der Friedenspalast, den die Haager Konferenz sich erbaut hat, steht jetzt nur noch da als die blutigste Satire auf unsere Zeit, die sich ersinnen läßt.

Digitized by Google

Je mutiger und kühler wir der Lage ins Gesicht schauen, je entschlossener wir alle Phrasen beiseite werfen, um uns nie wieder von ihnen betören zu lassen, um so eher dürfen wir vertrauen, daß wir den rechten Weg finden, und wie gegenwärtig so auch in Zukunft uns behaupten werden. Rettung bringen kann nur eins: wir müssen unsere Stellung so stark machen und die Weltlage so gestalten, daß eine Kombination wie die gegenwärtige niemals wiederkehren kann und unseren Feinden der Mut vergeht, uns noch einmal anzutasten. Ganz dominierend und alles andere völlig in den Hintergrund drängend tritt die Machtfrage der staatlichen Gestaltung hervor. Wir haben die Bahn, die wir beschreiten müssen, nicht selbst gewählt, wir wollten Frieden halten; das Streben nach Unterdrückung fremder Völker, und gar nach Weltherrschaft, lag uns völlig fern. Aber sie haben uns gezwungen, das wahr zu machen, was sie befürchteten und wir nicht wollten. Fortan müssen alle Bedenken schwinden; wir müssen in ganz anderer Weise als bisher unsere Interessen vertreten und durchsetzen, und dürfen nicht dulden, daß wieder eine Verschwörung gegen uns, wie die von England angezettelte, sich bilden kann; und wenn das doch geschehen sollte, dürfen wir nicht wieder abwarten, sondern müssen rechtzeitig zugreifen und die Pläne im Entstehen ersticken.

Ebenso ist es unvermeidlich, daß wir bei der Neugestaltung, die der Friede bringen soll, hinausgreifen müssen über die bisherigen Grenzen, nicht nur unseres Staats, sondern auch unseres Volkstums. Wir dürfen die befreiten Volksgenossen im Osten nicht wieder einer barbarischen Fremdherrschaft preisgeben; wir müssen Siedelungsland gewinnen, nicht nur für die Kräftigung unserer eigenen Landbevölkerung, sondern auch für die zahllosen Deutschen im inneren Rußland, die, wenn wir sie nicht auf neugewonnenem Boden ansiedeln können, rettungslos der Vernichtung anheimfallen werden; wir müssen in Ost und West unsere Grenzen und unsere Weltstellung ganz anders sichern und festigen als bisher. Wohl mag sich bei manchem das Gefühl dagegen sträuben, daß wir so hinausgreifen müssen über die Basis des nationalen Staats; und gewiß haben wir uns vor nichts mehr zu hüten, als etwa Bruchstücke fremden Volkstums als gleichberechtigte Mitglieder unseres Staats in denselben aufnehmen zu wollen, in der eitlen Hoffnung, sie assimilieren zu können — wohin das führt, haben Elsaß-Lothringen und Posen in abschreckender Weise gezeigt —; aber daß die angedeuteten Forderungen ein unabweisliches Gebot eherner Notwendigkeit sind, dem wir uns gar nicht entziehen können, diese Erkenntnis hat sich in allen Schichten unseres Volks und unseres Heeres durchgesetzt und läßt sich gar nicht mehr abweisen oder zurückdrängen.

Ein nationaler Staat freilich wollen wir bleiben, und die nationale

Digitized by Google

Grundlage eines lebendigen einheitlichen Volkstums wollen wir uns erhalten. Die großen Nationen der Gegenwart lassen sich nicht absorbieren, die großen fremden Nationalstaaten so wenig politisch vernichten wie das Deutsche Reich; so ist keine Gefahr, daß wir die Wege Roms beschreiten könnten, und ebensowenig, daß die moderne Kultur in die Einförmigkeit eines entnationalisierten Weltreichs ausmündet, in dem eben deshalb das selbständige Leben und die freie Bewegung und damit aller weitere Fortschritt erstickt wird. Weit größer ist die Gefährdung der Weltstellung der europäischen Kultur, welche unsere Gegner unter Englands Führung durch die Hineinziehung der fremden Rassen aller fünf Erdteile in den Kampf gegen das deutsche Volk herbeigeführt haben.

Doch davon zu reden ist heute nicht meine Aufgabe. Im übrigen aber hoffen und vertrauen wir, daß die volle Bewegungsfreiheit zu Lande und zu Wasser, die wir für uns erkämpfen wollen, auch den andern Völkern zugute kommen soll.

Aber wie werden die Beziehungen zu den anderen Völkern sich gestalten und damit die Zukunft der universellen Kultur, die aus dem Zusammenwirken und Wetteifer der Nationen erwachsen ist und dadurch ihre Lebenskraft erhält?

Gewiß werden wir nicht so kindisch sein, nun etwa die fremden Sprachen nicht mehr zu lernen; wenn wir dagegen die Hoffnung hegen dürften, daß der Krieg wirklich der verächtlichen Nachäfferei fremder Sitten und Moden ein Ende machen wird, wie sie vor allem in unseren sogenannten höheren oder führenden Kreisen grassiert und eins der schlimmsten Nationallaster der Deutschen geworden ist, wenn der Glaube schwinden sollte, daß alles, was aus England und Amerika oder aus Paris kommt, schon dadurch geadelt sei und kritiklos bewundert und angenommen werden müsse, wenn gar manche Erzeugnisse der Literatur und Kunst, welche unser Volksleben vergiften, aus unseren Schaufenstern und Buchläden verschwänden — das wäre wirklich ein gar nicht hoch genug zu schätzender Segen, den der Krieg uns gebracht haben würde. Aber die großen Schöpfungen der englischen, französischen, italienischen Kultur und Kunst wollen wir nach wie vor hochhalten und uns an ihnen erbauen, und auch die russischen wollen wir kennen lernen und würdigen, wenn wir auch weit nachdrücklicher als bisher beachten müssen, daß sie das Erzeugnis einer durchaus fremdartigen, von unserem Denken und Empfinden durch eine gewaltige Kluft getrennten Kultur sind. Wie auf dem Gebiet des Handels und der Industrie wird auch auf wissenschaftlichem Gebiet der zeitweilig unterbrochene Verkehr und Austausch sich wieder herstellen, wir werden die Leistungen des Auslandes in Wissen-

Digitized by Google

schaft und Technik nach wie vor studieren und anerkennen und sie in derselben Weise wie unsere eigenen zu fruchtbarer Weiterarbeit auf dem gemeinsamen Boden verwenden.

Aber etwas ganz anderes ist die Frage, ob das innige Zusammenwirken, der vertrauensvolle Zusammenschluß zu gemeinsamer, sich wechselseitig unterstützender und befruchtender Arbeit, das intime persönliche Verhältnis, wie es die Vergangenheit gekannt hat, sich wiederherstellen läßt; und hier kann ich aus voller Überzeugung nur mit einem ganz entschiedenen Nein antworten. Gehen wir die einzelnen Nationen durch. Auf Rußland brauche ich nicht weiter einzugehen, weil eben seine Kultur auf einer ganz anderen Grundlage beruht und weil die dünne Oberschicht durchgebildeter Männer, die auf dem Boden der europäischen Kultur stehen, schon bisher tatsächlich nur eine sehr untergeordnete Rolle spielte, trotz des äußeren Anscheins, und in Zukunft eine noch weit geringere spielen wird. Mit Frankreich wäre von unserem Standpunkt aus eine Versöhnung am ersten möglich: wir begreifen und würdigen, daß Frankreich die Entscheidung von 1870 nicht als definitiv hat hinnehmen wollen, daß es sich noch einmal aufraffte, um seine alte Weltstellung wiederzugewinnen; und wer den Gang der Weltgeschichte von höherem Standpunkt aus überblickt, wird es als ein tragisches Verhängnis empfinden, daß dies alte Kulturland, das so lange die führende Stellung in Europa eingenommen hat, sich zum willenlosen Vasallen des barbarischen Rußlands und des selbstsüchtigen, kühl rechnenden Englands erniedrigt und sich jeder Möglichkeit eigener Willensbetätigung beraubt hat; wie auch der Krieg enden mag, sicher ist, daß Frankreich aufgehört hat, eine selbständige Großmacht zu sein und aus den Fesseln nicht wieder frei werden kann, in die es sich selbst geschlagen hat. Aber wenn schon nach dem Kriege von 1870 ein näheres Verhältnis zu Frankreich und gerade zu seinen gebildetsten Männern kaum irgendwie zu erreichen war, wenn die Scheu vor den aufgehetzten Leidenschaften der Massen bei jedem entgegenkommenden Schritt hemmend auf ihnen lastete, so sind die dünnen Fäden, die allmählich geknüpft waren, jetzt aufs neue zerrissen, und wir dürfen uns gar keinen Illusionen darüber hingeben, daß die leidenschaftliche Erbitterung so gewaltig gesteigert, der Haß gegen die Deutschen so intensiv geworden ist, daß eine Versöhnung in unabsehbare Entfernung gerückt ist. Es kommt hinzu, daß die militärische Situation und die gebieterische Notwendigkeit unserer Lage uns zwingt, die ganze Wucht unserer Machtentfaltung gegen Frankreich zu wenden. Die Möglichkeit eines glimpflichen Friedens, die nach unseren ersten Siegen vorlag, hat es nicht ergriffen, sondern sich durch den Vertrag von London am 5. Sep-

Digitized by Google

tember 1914 ganz in die Arme seiner Verbündeten geworfen. So wird jetzt die Voraussage Bismarcks über die Gestaltung und die Ergebnisse eines neuen Waffengangs zwischen Deutschland und Frankreich zur furchtbaren Wahrheit.

In Italien gibt es nicht wenige angesehene und persönlich achtbare Männer, welche die Beziehungen zu Deutschland aus innerer Überzeugung aufrichtig pflegten und von einem Bruche nichts wissen wollten; diese Stimmung ist zugleich einer der Gründe, weshalb Italien offiziell mit Deutschland noch immer nicht im Kriege steht. Aber wenn uns in Zukunft einer von ihnen entgegentritt, wie könnten wir die Empfindung unterdrücken, daß er einem Volke angehört, das um eines gemeinen Schachergeschäfts willen den schamlosesten Treubruch begangen hat, den die Geschichte kennt? Wie könnten wir jemals wieder einem Italiener trauen und seinen heiligsten Versicherungen Glauben schenken, wie in alter Weise nach Italien ziehen, um die großen Denkmäler seiner Vergangenheit in behaglichem Zusammenleben mit einem Volke zu genießen, das seine Ehre wie ein feiler Knecht verkauft und mit Füßen getreten hat? Gerade hier ist eine gewaltige Kulturarbeit, die wir ein volles Jahrhundert lang mit hingebender Liebe gepflegt haben, schnöde unterbrochen, und ich sehe keine Möglichkeit, wie sie wieder aufgenommen werden könnte; wir können und dürfen uns nicht so weit erniedrigen, noch einmal Gäste des italienischen Volks sein zu wollen.

Und England? Es widerstrebt mir, von all unseren unablässigen Bemühungen um seine Gunst, um Herstellung wenn nicht, wie wir hofften, eines freundschaftlichen, so doch eines erträglichen Verhältnisses zu ihm weiter zu reden — es ist das eins der traurigsten Kapitel der jüngsten deutschen Geschichte. Nicht nur die englische Regierung, sondern das englische Volk in seiner Gesamtheit hat die Hand von sich gewiesen und den Kampf auf Leben und Tod gegen uns begonnen, weil es sich nicht entschließen konnte, seine Machtstellung und den gewaltigen materiellen Gewinn, den es aus ihr zieht, durch Steigerung seiner eigenen Kräfte und Anpassung seiner Organisation und Lebensweise an die veränderte Weltlage zu sichern, sondern es vorzog, alle andern Völker auf uns zu hetzen, in der Hoffnung, dadurch zugleich ohne große Kosten ein neues, glänzendes Geschäft zu machen. Diese Hoffnung hat es getrogen; das Ergebnis aber ist, daß ein erbitterter Kampf, ein Jahrzehnte lang sich fortsetzendes Ringen zwischen Deutschland und England die Signatur des neuen Jahrhunderts ist, in dem es einen Ausgleich und eine Versöhnung nicht gibt. Wie könnten und dürften wir jemals vergessen, daß England nicht nur unsere politische Macht hat brechen, sondern unsere staatliche Existenz und unser Volkstum

Digitized by Google

hat vernichten wollen, und daß es in diesem Kampf vor den gemeinsten Mitteln niemals zurückgescheut ist, daß es dabei in dem Lügenfeldzug gegen uns eine so niedrige und verächtliche Gesinnung offenbart hat, daß wir daran nur mit Abscheu denken können.

Und kaum anders als England steht Nordamerika uns gegenüber. Noch eifriger als bei England hatten wir uns um seine Gunst bemüht, und wir hatten uns dem Wahn hingegeben, die Achtung und das Wohlwollen des amerikanischen Volks wirklich gewonnen zu haben: die Ereignisse haben uns die volle, bittere Enttäuschung gebracht. Wohl gibt es auch drüben weite Kreise, auch unter den Anglo-Amerikanern, die mit ihren Sympathien energisch auf unserer Seite stehen. Aber die Masse des Volks wünscht unser Unterliegen, der alte scharfe Gegensatz gegen England ist über dem Haß gegen Deutschland und deutsche Art vergessen, die Geschäftswelt freut sich des gewaltigen Profits, den sie machen kann, die Regierung tut unter dem Deckmantel einer Pseudoneutralität und salbungsvoller humanitärer Phrasen alles, um als gehorsamer Vasall Englands uns zu schädigen und die Sache der Alliierten zu fördern, und die „öffentliche Meinung," der angebliche Souverän der Union, findet die verächtliche Bedientenrolle, zu der ein großes Volk sich erniedrigt, völlig in der Ordnung. Wir wollen auch hier nicht verkennen, daß wir selbst einen Teil der Schuld tragen, vor allem durch die ganz falsche Beurteilung des Charakters und der Denkweise der Amerikaner, die namentlich unsere Diplomatie auszeichnete. Durch unterwürfiges Entgegenkommen, durch Bewunderung ihrer Leistungen, durch Lobpreisung Ihrer Majestät der Demokratie, ganz nach amerikanischem Muster, glaubte man ihre Zuneigung gewinnen zu können, während z. B. gleichzeitig der ganze Effekt der Reise des Prinzen Heinrich durch das Geschenk der Statue Friedrichs des Großen illusorisch gemacht wurde. Ebenso verfehlt war der Professorenaustausch, den die Regierung gegen die Warnungen, die die Berliner philosophische Fakultät an sie richtete, ins Leben gerufen hat[1]): in Wirklichkeit haben wir damit lediglich den bis dahin anerkannten Vorrang unserer Universitäten preisgegeben und in den Amerikanern das energisch ausgebeutete Bewußtsein erzeugt, daß sie uns gleich ständen, ja uns überlegen seien. Daß diese Dinge erledigt sind und nicht wieder aufleben dürfen, ist klar; und sollte

[1]) Da ich selbst als Austauschprofessor in Amerika tätig gewesen bin, darf ich wohl die persönliche Bemerkung hinzufügen, daß ich die Einführung der Maßregel ganz entschieden verurteilt habe, ja entsetzt war, als ich zuerst davon hörte, und gar nicht glauben wollte, daß unsere Regierung wirklich mit einem solchen Plan umginge. Als sie dann eingeführt war, wurde es natürlich Pflicht, nach Kräften dafür zu wirken, daß die uns auferlegte Aufgabe so gut wie möglich erfüllt werde, und daher habe auch ich mich der an mich ergehenden Aufforderung nicht entziehen zu dürfen geglaubt.

Digitized by Google

der Versuch doch gemacht werden, so würde er, das feste Vertrauen hab ich, unter einem Sturm der Entrüstung zusammenbrechen. Den Amerikane können wir für uns nur gewinnen, wenn wir ihm imponieren; je kühle und zurückhaltender wir ihm gegenüber auftreten, um so eher wird sich das Verhältnis wieder erträglich gestalten können.

Und das ist überhaupt die Haltung, die wir in Zukunft dem Ausland gegenüber einnehmen müssen. So schwer es uns ankommen wird, be unserem Volkscharakter, dessen Vorzüge und Gebrechen hier in gefährlichster Weise zusammenwirken, so energisch müssen wir alle dahin wirken, daß wir diese feste Haltung bewahren und kein Titelchen von ihr abweichen. Das Wort des Reichskanzlers: „wir haben die Sentimentalitäten verlernt" muß zur Wahrheit werden. Um nur eins zu erwähnen: wir haben bisher unsere Bildungsanstalten in freigebigster Weise allen Ausländern geöffnet, oft genug mit Zurückdrängung der eigenen Bedürfnisse, und uns gefreut, wenn sie bei uns lernten und dadurch ihre Kultur hoben und ihre Kräfte zu selbständiger Gestaltung ihres Daseins steigerten. Auch hier haben wir jetzt allen Anlaß, unser Verhalten zu ändern. Welches Interesse haben wir daran, noch weiter die Hörsäle unserer Universitäten und Hochschulen von Russen und Russinnen überschwemmen zu lassen, die uns oft lästig genug gefallen sind und das Gastrecht recht wenig geachtet haben, oder gar japanische Studenten mit offenen Armen aufzunehmen, damit sie dadurch die Fähigkeit gewinnen, die Europäer und ihre eigenen Lehrmeister nur um so intensiver zu bekämpfen und aus der Welt des Stillen Ozeans zu verdrängen? Auch auf diesem Gebiet müssen wir fortan den humanitären, universellen Gesichtspunkt zurückdrängen und uns lediglich von den Geboten unseres eigenen Interesses, dem politischen Nutzen, leiten lassen.

Gleichartig liegen die Dinge überall. Wir sind die Angegriffenen, die schnöde Überfallenen; nimmermehr dürfen wir den ersten Schritt tun. Mögen die anderen an uns herankommen, wenn sie das Bedürfnis empfinden, das nicht ausbleiben wird — denn sie können uns, das dürfen wir mit Stolz sagen, gar nicht entbehren, auf keinem Gebiete; — dann wollen wir sehen, wie weit wir unsererseits ein Entgegenkommen zeigen können. Das ist ja ein Ergebnis, welches der Krieg in vollster Deutlichkeit und selbst für unsere kühnsten Hoffnungen überraschend gezeigt hat: wir brauchen die andern nicht, so wenig wir sie entbehren möchten; aber wenn es sein muß, so können wir wie gegenwärtig so in Zukunft auch ohne sie auskommen und lediglich auf eigenen Füßen stehen.

So sind die Aussichten für die universelle Kultur und die internationalen, über den einzelnen Völkern stehenden Beziehungen in der Tat trübe genug.

Digitized by Google

Um so mehr ist es geboten, unsere nationale Kultur und ihre innere Kraft zu pflegen und zu steigern. Diese nationale Kultur wurzelt in unserem Volkstum und ist sein vollendeter Ausdruck; aber nichts kann verblendeter und unheilvoller sein, als das Streben, das sich jetzt in den Kreisen überspannter nationaler Fanatiker breitmacht, sie nun einseitig auf dieses beschränken und alles Fremde als „undeutsch" abstoßen zu wollen. Gerade im Gegenteil beruht die Kraft und Größe der deutschen Kultur recht eigentlich darauf, daß sie die universelle Kultur in sich aufgenommen und sie nicht durch äußerliches Erlernen, sondern durch inneres Durchdringen mit ihrem Geiste in weit umfassenderer Weise sich zu eigen gemacht hat, als irgend ein anderes Volk. Und hier ist es gerade das Erbe des Altertums, das wir festhalten müssen und nicht preisgeben dürfen, die Schöpfungen des hellenischen Geistes, der griechischen Wissenschaft, der griechischen Poesie, der griechischen Kunst, welche in ewigen, unvergänglichen Schöpfungen alle Probleme, die seitdem die Menschheit bewegen, in ihrer Tiefe erfaßt haben und befruchtend weiterwirken von Geschlecht zu Geschlecht. Wollten wir diese Verbindung mit der Vergangenheit und mit allem Großen, was die Menschheit geschaffen hat, verblendet von einem engherzigen Nationalismus mutwillig zerreißen und die Ideale Schillers, Goethes, Wilhelm von Humboldts verleugnen, wir würden den Ast absägen, auf dem wir sitzen, und den Anspruch verlieren, den wir mit Recht erheben dürfen, eine führende Stellung in der Entwicklung der Menschheit einzunehmen.

Damit berühren wir zugleich die großen Aufgaben, die der Erziehung unseres Nachwuchses gestellt sind, Aufgaben, die jetzt doppelt gewichtig geworden sind, wo die unserem Volk auferlegten Pflichten so gewaltig gesteigert sind und wo zugleich der Krieg so furchtbare Lücken gerissen hat, die auszufüllen wir alle Kräfte bis aufs Äußerste anspannen müssen. Zugleich sind diese Probleme in den letzten Jahrzehnten durch ein tastendes Experimentieren und durch das Vordringen pädagogischer Theorien, welche die Form für die Sache nehmen, aufs ärgste in Verwirrung geraten und zu einer großen Gefahr für unsere Zukunft erwachsen. Die Zeit gebietet, mich ganz kurz zu fassen; und so möchte ich hier nur noch wenige Sätze in knapper Formulierung hinstellen.

Hüten wir uns vor dem Irrlicht der „allgemeinen Bildung", vor dem Wahnglauben, jeder gebildete Mensch müsse gleichmäßig von allem etwas wissen, an allem Interesse zeigen, über alles mitreden können. Gerade das Gegenteil ist das richtige: wer wirklich geistig gebildet ist, weiß auch, daß es unendlich vieles Wissenswerte gibt, das ihm gänzlich fremd ist, er wird auch ruhig bekennen, daß ihn seiner Eigenart entsprechend gar man-

Digitized by Google

ches gar nicht interessiert, was bei anderen das tiefgreifendste und durchaus berechtigte Interesse erregt. Von allem etwas, das ist von nichts etwas Richtiges und wirklich zum geistigen Eigentum Gewordenes; und die Uniformierung, die gleichmäßige Bildung für alle entartet mit Notwendigkeit zur Oberflächlichkeit und damit zum Stillstand, zum geistigen Erstarren. Eben das ist der Weg, den die antike Kultur gegangen ist, deren Schicksal uns als warnendes Beispiel vor Augen stehen muß. Seitdem in Athen im 5. Jahrhundert das Erziehungsproblem in den Vordergrund trat, liegt die Rhetorik — das ist die Form, in der die allgemeine Bildung im Altertum auftritt — in ständigem Kampf mit der Wissenschaft, der philosophischen Durchbildung des Geistes; daß in diesem Kampf um die Erziehung die oberflächliche rhetorische Bildung den Sieg davontrug und die Herrschaft über das Leben gewann, ist eine der tiefsten Ursachen für die fortschreitende Verflachung und den schließlichen Untergang der antiken Kultur.

Sodann vergessen wir nicht über der Pflege der körperlichen Kräfte, daß alle Erziehung in erster Linie die freie Entfaltung der geistigen Kräfte des Menschen erstreben soll, und daß alle höhere Erziehung daher eine Erziehung zu ernster geistiger Arbeit sein muß. Aus einer drückenden Pflicht, als die sie dem Kinde zunächst erscheint, muß diese geistige Arbeit sich zu freier, schöpferischer Selbstbetätigung entwickeln, die den höchsten Inhalt des Daseins bildet. Und eben darum darf sie die freie Entfaltung der Persönlichkeit nicht hemmen und ersticken durch künstliche äußerliche Gleichförmigkeit; vielmehr soll sie ihre volle Entwicklung anregen durch die Einführung in den Geist der Wissenschaft, die überall da die Probleme erkennt, wo die allgemeine Bildung sich mit festen Regeln und starren Formeln begnügt. „Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist oder zu sein vermeint", lauten die allbekannten Worte Lessings, „sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Wert des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz —". Daher soll die Schule, wenn sie ihre Aufgabe richtig erfaßt, dem Schüler überall mehr bieten und vor allem mehr zugänglich machen, als die äußeren Normen der Schule verlangen; und sie erfüllt ihre Aufgabe überhaupt nicht, wenn sie den Schüler nicht zu selbständiger Arbeit weit über die von ihr vorgeschriebenen Forderungen hinaus anregt und auf diese selbständige Arbeit in den oberen Klassen ein weit größeres Gewicht legt, als auf die pflichtmäßige Erledigung des vorgeschriebenen Pensums.

Digitized by Google

Damit tritt an die Stelle der äußeren Gleichförmigkeit die lebendige Mannigfaltigkeit und das Ringen um die Erkenntnis, auf dem das Leben und der Fortschritt der geistigen Kultur beruht.

Und endlich noch eins! In den letzten Jahrzehnten haben wir mit schwerer Besorgnis gesehen, wie in manchen Kreisen, und gerade in der Jugend unserer großen Städte, die Selbstbespiegelung, das Grübeln über die eigene Persönlichkeit zur Mode geworden war, der Glaube, etwas Besonderes zu sein und sich hinwegsetzen zu dürfen über die Normen des Sittengesetzes, welches für die Massen, die „Vielzuvielen" gut genug sein möchten, aber den höheren Menschen nicht binden dürften. Was es von solchen Erscheinungen gegeben hat, hat der Krieg hinweggefegt; er hat auch gelehrt, daß die Befürchtung, als seien weite Schichten unseres Volkes von solchen Tendenzen angefressen und seine Gesundheit gefährdet, unbegründet gewesen ist. Unsere Feinde lieben es, als den eigentlichen Vertreter des modernen deutschen Geistes und der deutschen Ideen Nietzsche hinzustellen und auf ihn unsere angeblichen Weltherrschaftspläne und die rücksichtslose Brutalität zurückzuführen, die sie uns zuschreiben. In Wirklichkeit ist Nietzsche, der große Sophist, unter allen großen deutschen Schriftstellern der undeutscheste, seine Denkweise der unseres Volks diametral entgegengesetzt; sein Pochen auf sein Kraftgefühl war nicht Gesundheit, sondern das Symptom schwerer innerer Krankheit. Wohl ist alle Kultur ihrem Wesen nach aristokratisch, eine Tatsache, die anzuerkennen unserem demokratischen Zeitalter und ganz besonders unseren lieben Vettern in Amerika sehr schwer ankommt. Aber alle wahre Aristokratie ist, wenn sie ein Privileg in Anspruch nimmt, lediglich das Privileg gesteigerten Pflichtgefühls, ist aufopfernde, freiwillig sich hingebende Tätigkeit im Dienst der Gesamtheit, für die höchsten Güter des Volks und der Menschheit. Nicht verschwommene, krankhafte Selbstbespiegelung, sondern Ausbildung eines festen, aufopferungsfähigen Charakters, nicht sophistische Ungebundenheit, sondern Unterordnung unter die Pflicht, nicht ein Übermenschentum, nicht eine bevorrechtete Stellung jenseits von Gut und Böse ist ihr Ideal und das Ziel ihres Strebens, sondern die volle Ausbildung wahren Menschentums, die freiwillige Unterordnung unter das Gesetz, die Umsetzung des Pflichtgebots in den freien Willensentschluß der eigenen Persönlichkeit.

„Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur der Sklavensinn, der es verschmäht;
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät."

Digitized by Google

Es sind viele Gebiete eines weltumspannenden Themas, die ich nicht einmal andeutend habe berühren können; ich nenne nur die Fragen der Staatsgestaltung und die Gegensätze der Parteien, die religiösen, die wirtschaftlichen Probleme, die überall sich vor uns auftun und mit erneuter Wucht ihre Lösung erheischen.

Die Aufgaben, vor denen wir stehen, sind so gewaltig, wie sie im gesamten Verlauf der Weltgeschichte noch keinem Volk gestellt gewesen sind; und wohl mag den, der sie in ihren Tiefen zu erfassen versucht, das bange Gefühl beschleichen, ob unser Volk imstande sein wird, sie zu bewältigen, trotz all der erhebenden und herzerquickenden Kraft und der inneren Gesundheit, die es tagtäglich so herrlich offenbart. Da kommen dann kleinmütige Stimmungen, die zurückschaudernd vor der Verantwortung, die auf uns gelegt ist, sich mit halben Maßregeln begnügen und womöglich in die alten Bahnen wieder einlenken wollen: sie können die Anschauungen, in denen sie aufgewachsen sind, innerlich nicht mehr überwinden, wie gebieterisch auch die Weltlage zu uns spricht. Ist doch eben in diesen Tagen das frivole Wort gesprochen worden, wir müßten einen Staatsmann suchen, der den Mut habe, einen faulen Frieden zu schließen.

Solchen Stimmungen und Tendenzen gegenüber wollen wir vertrauen auf die klaren und unzweideutigen Erklärungen, die der Reichskanzler, der König von Bayern, der Deutsche Kaiser selbst so nachdrücklich wie möglich vor unserem Volk ausgesprochen haben. Wir werden nur einen solchen Frieden schließen, der unsere Zukunft dauernd gegen die Wiederkehr der gegenwärtigen Lage sicherstellt und den gewaltigen und unersetzlichen Opfern entspricht, die wir gebracht haben und tagtäglich weiter bringen müssen. Die Aufgaben, die uns gestellt sind, werden dadurch nicht aus der Welt geschafft, daß wir die Augen gegen sie verschließen oder versuchen, sie beiseite zu schieben; vielmehr würde erst dadurch unsere Lage wirklich innerlich gefährdet und unsere Zukunft hoffnungslos werden.

Demgegenüber ist es unsere Pflicht, fest zusammenzustehen und der unerschütterlichen Entschlossenheit unseres Volks nachhaltigen und wirksamen Ausdruck zu geben, daß wir die Aufgaben fest und ohne Zagen ins Auge fassen und gewillt sind, sie zu erfüllen. Auch hier gilt das Wort Hamlets: „bereit sein ist alles!“

Digitized by Google

Zukunftsgedanken eines Feldgrauen.

Lieber Freund,

Glauben Sie nicht, daß die in Ihrem letzten Briefe ausgesprochenen Befürchtungen sich erfüllen, es möchten Ihre Sorgen um die Zukunft Deutschlands nach diesem siegreichen Kriege auf mir inmitten des lebhaften französischen Feuers dieser Tage mit der fortwährenden Gefahr um Leute, Pferde und das eigene Leben doppelt schwer lasten! Der Kampf ist nun einmal unsere Pflicht. Hat er seine tägliche Schönheit in der Erfüllung unserer kleinen militärischen Aufgabe, so hat er eine noch größere, unendliche, wenn wir ihn im Geistigen ausfechten, wo Sie also mein Gegner sind. Da ist er mir eine solche Lust, daß ich ihn ohne Unterlaß führe, in mir selbst, im Gespräch und in Briefen, ja daß jeder Kleinmut, jeder Zweifel, den ich finde, mir, wie die Erde dem Antäus, neue Kraft gibt, Kraft der Hoffnung, des Glaubens, des Willens und der Liebe.

Ja, auch die paar kurzen Urlaubstage, an denen ich neulich mit durstigen Augen Deutschland wiedersah, konnten mir nicht Rast und Erholung sein. Mir war, als müßte ich die Zeit nutzen wie ein Liebespaar die flüchtige Stunde. Felder und Wälder, Plätze und Gärten, Kirchen und Burgen, Fabriken und Eisenbahnen wollte ich wiedersehen, und Menschen, Deutsche, und bekam nicht genug davon, um nur den einzigen Gedanken, der uns alle Tag und Nacht beschäftigt, Deutschland, nach der beinahe ein Jahr dauernden Einsamkeit unseres Waldlagers mit Gestalt und Figur und mit jener tausendfältigen Erscheinung zu füllen, deren nur unser Vaterland fähig ist.

Und so lassen Sie mich kurz aussprechen, was ich denke.

Wir sind wieder ein mächtiges Volk des Kriegs. Wir sind stärker als die ganze gegen uns verschworene Welt. Wie oft habe ich das früher im Ausland gefühlt, wenn in den letzten zehn Jahren die vorbereitende Maulwurfsarbeit unserer Gegner an dem heimlichen und offenen Widerstand gegen unsere wirtschaftliche oder gelehrte Arbeit deutlicher wurde, wie oft hatte ich im Gespräch mit einem englischen oder französischen Freunde das Wort auf den Lippen: „Ich weiß doch, daß wir stärker sind, wie Ihr alle. Wir müssen nur wieder das Schwert in die Hand nehmen." Ich sprach es nie aus, weil wir ja von Schule und Haus und Regierung zur Bescheidenheit erzogen waren. Aber jetzt sprechen wir's aus. „Wir sind stärker, als wir selber geahnt haben." Denn der französisch-russisch-englischen Koalition wären doch auch die Mutigsten unter uns gerne aus dem Wege gegangen.

Unsere Kraft hat wieder ein ihrer würdiges Ziel. Denn zu ihrem Schrekken gewahren nun unsere diplomatischen Kleinkrämer bloß an den geo-

Digitized by Google

graphischen Namen der Tagesberichte, daß die Dimensionen unseres Krieges napoleonische sind, und in die Phantasie auch der in der Geschichte Unbewanderten ziehen Begriffe ein, die bisher nur englisch waren, Dardanellen und Ägypten und Zentralafrika.

Die Feldherren gestalten das Schicksal. Denn wo möchten die Kleingläubigen nicht vorher überall Halt machen, sich mit England wieder „gütlich" verstehen, oder Polen nicht anrühren, oder uns wieder mit der Lehre in die Kinderstube treiben, Deutschland sei zu spät in die Geschichte gekommen, es müsse nun einmal die Welt englisch, russisch oder amerikanisch werden, und wir müßten froh sein, können wir als Zentralmacht mit der Rückendeckung der Freundschaft zu wenigstens einem unserer Nachbarn uns einen mäßigen Gewinn an der englischen Weltbörse sichern.

Ach nein! Nun reißen uns die Geschehnisse mit sich fort, und das neue Reich steigt mit seinen Umrissen langsam in dem Morgenlicht der Geschichte herauf, und nur schwache Augen müssen wegsehen, daß sie der Glanz nicht blende!

Was aber kommt, das ist das wiedererstandene alte Heilige Römische Reich Deutscher Nation, in neuer Lebenskraft, reichend vom Kanal bis in die Länder der schwarzen russischen Erde, von der Nordsee die Donau hinab nach Byzanz, der goldenen Brücke zwischen Asien und Europa. Wollen wir's? Es fällt uns zu, beinahe gegen unseren Willen, denn das Leben von Meeren und Gebirgen, von Ebenen und Strömen, die Logik der Geschichte, und die Kraft des Volkes sind größere Mächte, als irgend ein Einzelner weiß.

Dieses große mitteleuropäische Reich wird deutsch sein. Deutsch nicht so, daß da alle unsere Sprache sprechen, alle nach unseren Gesetzen regiert würden, alle eines religiösen Glaubens wären. Es mögen viele kleine Völker darin ihre nationale Besonderheit und Freiheit verwirklichen, besser als bisher. Aber getragen wird das Ganze von unserer Organisation, von unserer Sittlichkeit, von unserem Staatswillen.

Sehen Sie, deshalb finden auch die Lockrufe, als müßten wir, kaum unser nationales Selbstbewußtsein sich wieder gefunden, es auch gleich beschneiden, um unseren Gegnern von heute „im Geiste des Europäertums" morgen zu begegnen, bei mir taube Ohren. Europäertum, wie? Als ob England nicht schon lange eine uneuropäische oder antieuropäische Macht wäre! Und Frankreich, ist das nicht im besten Falle gealtertes Europa?

Nein, Europa das sind wir! Mich interessiert kein englisches Schicksal mehr und kein französisches unter dem Vorwand der europäischen Gemeinschaft, selbst wenn wir von jenem „europäischen Salon" mit all seinem falschen Schimmer von scheinbar vornehmer Sitte, guter Kleidung und

Digitized by Google

„esprit“ ausgeschlossen bleiben, jener verlogenen Form der Geselligkeit, für die wir Deutsche von Hause aus keine Begabung haben, und in der wir, wenn wir uns darauf einließen, immer nur übertölpelt wurden. Ich interessiere mich nur mehr für ein europäisches Schicksal, eben das deutsche.

Ich fürchte nicht, daß das zu „teutsch“ sein könnte. Ich will auch weiterhin den schlecht angezogenen deutschen Professor mit in Kauf nehmen und unsere flaumbärtigen Buben mit Bergschuhen und Lodenwams auf dem Markusplatz in Venedig. Irgend ein Barbaren-Trotz und -Stolz und -Unart gehört nun einmal in unser Bild und ein ungepflegter Bart ist mir lieber als eine unsaubere Seele. Und wir wollen schon einen richtigen deutschen Hochmut wahren und pflegen an Stelle der dreihundertjahrelangen Demut. Denn, wenn Sie mich an das erinnern, was in der Entwicklung des europäischen Geistes im 19. Jahrhundert französisch, englisch und italienisch ist, dann erlauben Sie die Gegenfrage, was von den ewigen Gedanken, nicht bloß den „formvollendeten“, „graziösen“, „geistreichen“, nicht deutsch ist? Da finden Sie, wenn Sie's nicht aufs „Geschmäckeln“ ankommen lassen wollen, nicht viel für Ihre Partei, ich aber die Philosophie und die Musik ganz, und weiß wenigstens dies, daß die Franzosen totfroh wären, wenn sie in der Not der Zeit eine Literatur hätten, die sie lesen könnten, wie wir jetzt Goethe, Schiller, Fichte, Hegel und Lagarde. Und ich weiß auch dies, daß die Zahl der Männer Legion bei uns ist, für die katholisch oder protestantisch sein eine ernsthafte Sache ist, eine Sache eines lebendigen Prozesses der Vertiefung und Weiterbildung, und daß unsere Kirchen immer noch heilige Orte sind. Anderswo ist heilig nur die Börse.

Nun mögen Sie nicht glauben, daß ich mir einbilde, besser zu wissen, als Sie, wie unsere Geschichte weiter läuft. Ich kann Ihnen keinen Verfassungsentwurf des neuen Polen vorlegen und keinen Plan des mitteleuropäisch-türkischen Wirtschaftsvertrags. Aber ich weiß, wer die Zukunft macht.

Diese machen zwei, unsere gebildete Jugend und das arbeitende Volk. Von diesen weiß ich heute mehr wie Sie, der Sie nicht feldgrau werden konnten, und weiß jetzt mehr, als vor dem Kriege.

Unsere Jugend hat wohl vor dem Kriege ihren Lehrern am Gymnasium das Leben sauer gemacht und unsere Vorlesungen geschwänzt, sie ist zuviel auf den Fechtböden umhergerollt, hat zu viel getrunken und zu viel Zeit vertrödelt. Sie hat von der älteren Generation laxe Begriffe über das Verhältnis der Geschlechter zueinander geerbt und ist von einer kurzsichtigen Staatsverwaltung so lange unmündig, halbbeschäftigt in niederen Posten gehalten worden, daß sie die beste Zeit zur Ehe, die fruchtbarste

Digitized by Google

zur schöpferischen Tätigkeit im Staate hat unnütz versitzen müssen. Sie hat sich zum Teil in ein fades „europäisches" Ästhetentum einfangen lassen, und sich zuletzt in einer neuromantischen Bewegung durch die Flucht „in reine Natur" gerade von den Aufgaben abgewandt, die in Wissenschaft, Stadt, Staat und Gesellschaft ihrer harrten.

Aber diese Jugend hat in der Not der Gegenwart sich rascher gefunden, sich glänzender bewährt, als irgend einer erhoffen konnte. Ich will nicht daran erinnern, daß das Gedächtnis der Tausende von Kriegsfreiwilligen, die bei Wischaete unter dem Gesang von „Deutschland, Deutschland über alles" in den Tod gingen, der Geschichte angehört wie die Erinnerung an die Helden von Marathon oder an die Lützowsche Schar. Nicht weniger groß scheint mir ihr Verhalten im Stellungskrieg, wie ich es tagtäglich beobachten kann: ihre unverdrossene Arbeit im Schützengraben nicht nur als Schützen, sondern in der mannigfaltigen Mühsal des „Arbeitsdienstes", bei den sich immer erneuernden Aufgaben des Lastentragens, Unterständebauens, Munitionsschleppens. Die Verwöhntesten haben sich leicht den Lebensbedingungen der Mannschaft unterworfen, der Unbill des Wetters, schlechter Unterkunft, manchmal schmaler Kost, der nicht immer zu mildernden Härte des Befehls. Nicht alle können so regelmäßig befördert werden wie im Frieden. Die abgebrauchte Uniform, die gemeinsame Lagersitte läßt äußere Unterschiede unter der Mannschaft bald verschwinden. Aber abends im Unterstand oder in der Baracke sitzen irgendwo ein paar zusammen, lesen sich Goethes Gedichte vor, oder verhandeln im Gespräche philosophische oder religiöse Fragen, oder enthüllen sonstwie die Seele in jener Wahrheit, die nur der Krieg möglich macht. Meine Erfahrungen im Krieg haben mir den Glauben an die deutsche Jugend nur bestärkt, den ich freilich schon in den letzten Jahren vor ihm mir gebildet hatte. Sie besitzt heute eine Wärme der kameradschaftlichen Freundschaft, eine Geradheit des soldatisch erzogenen Charakters, eine Wahrheit, Reinheit und Ritterlichkeit des kraftvollen Wesens, den ganzen Reichtum an Individualität der deutschen Stämme, kurz einen Adel der Rasse, der das englische Erziehungsideal des „Gentleman" weit hinter sich zurückläßt. Keines der uns feindlichen Völker, kein Volk der Welt hat desgleichen.

Diese gebildete Jugend wird nach dem Kriege das deutsche Schicksal gestalten. Sie wird nicht kleinmütig zurückkehren. Sie ist gewohnt, freier, weiter, mutiger, weltfroher zu denken, als die zu Hause gebliebene ältere Generation. Mit einer vertieften, einer unermeßlichen Liebe zum Vaterlande, zum Volke, wird sie wieder die friedlichen Pflichten des Berufs ergreifen, mit einem neuen Bewußtsein, dem der Pflicht zur Arbeit am Staat.

Digitized by Google

Aber wenn auch diese gebildete Jugend die Perlen bildet an der Krone, die Krone ist das Volk, unser deutsches Volk selber. Lassen Sie mich als solches die Masse derer verstehen, die im Heeresdienst gemeine Soldaten sind und es bleiben müssen.

Nun kann ja auch nur der Feldgraue wissen, was der deutsche Offizier ist, weil er allein im Kampfe, in der Gefahr, im Schwanken der Entscheidung, im Siege, die nie versagende Elastizität der höheren militärischen Organisation, die Nervenkraft, Pflichttreue, Selbstbeherrschung und jenen unerschöpflichen Schatz von Jugendkraft und -mut bis in hohes Alter hinein, den in Strenge und Güte, Ernst und Humor, Genußfreudigkeit und Entsagungsfähigkeit unser deutsches Offizierkorps darstellt, hat kennen lernen können.

Aber bei aller Verehrung, die ich gegenüber dem deutschen Offizier immer aufs neue empfinde, das herrlichste Erlebnis des Krieges, das einzige, ist das am Volke, am „heiligen Volk". Was Sie auch in Hunderten von Schilderungen und Feldpostbriefen gelesen haben mögen, die Erzählung bleibt weit hinter der Wirklichkeit zurück. Gewiß, nicht jeder ist ein Held, nicht alle Regimenter sind gleich gut. In dem ungeheuren Ringen hat es auch bei uns Rückschläge, Flucht, verlorenes Gelände gegeben. Aber durch das tausendfältige Erleben, das Auf und Ab von Sorge und Schwermut, auch mancher persönlichen Enttäuschung, von Frohsinn, Siegeszuversicht und kameradschaftlicher Begeisterung zieht sich mir ein gleichmäßiges C-Dur der Empfindung hin, unpathetisch, selbstsicher, zuletzt ganz selbstverständlich und abgeneigt, sich überhaupt zu erklären. Ich muß es nochmal sagen: „Heiliges deutsches Volk!"

Keiner von uns denkt klein von unseren Gegnern. Auch die Franzosen haben tapfere, kühne, ausdauernde Regimenter, wir haben die Zähigkeit der Engländer kennen gelernt und die uns unbegreiflichen Massengefühle der russischen Armee in Angriff und Widerstand. Aber der deutsche Soldat bleibt doch der wunderbarste der Welt. Seine Kraft im Angriff, seine Wut im Nahkampf, seine Ausdauer im Halten — davon brauche ich nichts zu sagen. Aber man muß monatelang als Gemeiner mit der Mannschaft im Kriege gelebt haben, um Charakterzüge kennen zu lernen, die nicht in die Schilderung des eigentlichen dramatischen Kriegsereignisses hineinkommen, weil sie sozusagen lyrisch sind, die aber nicht weniger zum Erfolg beitragen. Diesen Geist der Verehrung und des absoluten Gehorsams unter dem Vorgesetzten, der es verdient, die willenskräftige Ausdauer auch im Schwersten, eine unermeßliche Geduld im Widerwärtigen; in allen Lagen diese tiefmenschliche, nachsichtige Güte des einen gegen den anderen, eine Gutmütigkeit, die auf dem Selbstbewußtsein der Kraft beruht, einen auch im Bittersten nie versiegenden Humor und jene eigentümlich deutsche, schwer-

Digitized by Google

fällige Nachdenklichkeit über Gott und die Welt, die immer wieder einmündet in die liebende Betrachtung von Wald und Flur, Blume und Tier, in die Liebe zum Beruf, Sehnsucht nach Haus und Hof, Weib und Kind.

Sage ich, wir sind ein frommes Volk, so deckt sich freilich diese Frömmigkeit nicht überall mit der überlieferten kirchlichen, und mir scheint, als müßten beiderlei Kirchen viel Arbeit aufwenden, um das Volk, das ihnen entwuchs, wieder zu finden. Aber dieses Volk ist gänzlich unverdorben, sittlich im tiefsten Sinne, und als Masse, wie im Individuum betrachtet, von einem unermeßlichen Zauber. Oft, im Schützengraben, oder in der Kolonne erinnert mich das ein und andere Gesicht in seiner seelenvollen Schönheit an irgend ein gotisches Schnitzbild, als sei dies von seinem Altarschrein herunter in unsere Reihen gestiegen. Dies Volk ist heute noch so gotisch, wie in den edelsten Zeiten unserer Geschichte, es ist ewig jung, und daher so kindlich-lausbubenhaft in seinen Spielen, Gesängen, Erzählungen und Streichen.

Dies Volk kehrt also wieder — und muß weiter seine Zukunft gestalten.

Und nun kenne ich ja darüber Ihre Sorgen. Sie wollen es nicht weiter der „sozialdemokratischen Verführung" erliegen sehen, und wollen auch nicht, daß es sich „konservativ" bevormunden lasse. In der Voraussicht der nach dem Frieden wieder beginnenden wirtschaftlichen Kämpfe befürchten Sie das eine, in Voraussicht des durch den Erfolg ins Ungeheure gesteigerten Ansehens unserer militärischen und staatlichen Verwaltungsorganisation befürchten Sie das andere.

Ich teile Ihre Voraussicht, aber nicht Ihre Sorgen. Muß aber selber ein Bekenntnis ablegen.

Wir alle, die wir in unserer politischen Erziehung den Jahrgängen vor 1900 angehören, sind Bismärckisch erzogen, gleichviel ob für oder gegen ihn. Von ihm haben wir für die äußere Politik die Lehre vom „saturierten Deutschland" übernommen, einen Begriff, den wir langsam, zuerst zaghaft umgeformt, jetzt aber wohl endgültig zerschlagen haben. Denn wir sind kein saturiertes Volk, sondern eines von einer noch unbegrenzten Kraft zur Herrschaft, was einzusehen uns freilich erst unsere Feinde gezwungen haben.

So sind wir durch Bismarck auch zu Gegensätzen der inneren Politik erzogen, zu einer Scheidung von konservativer und liberaler, oder besser, sozialdemokratischer Staatsauffassung, die freilich in der Entwicklung der europäischen Geschichte begründet, durch die Parteibildung unter ihm die heutigen festen Formen gefunden hat. Mit diesen Formen haben wir uns lange genug herumgequält. Ich empfinde heute stärker als je, daß die bestehenden Gegensätze falsch sind, daß ihre Formen zerschlagen werden müssen.

Sollte ich heimkehren, dann kehre ich konservativer zurück, als ich aus-

Digitized by Google

zog — aber auch demokratischer. Lassen Sie mich sagen, was ich damit meine, denn keiner dieser Begriffe deckt sich mit dem Parteimäßigen.

Unsere ganze Zukunft beruht auf dem Volk. Nun wissen wir, wie gut, wie stark, wie jung dieses ist. All unsere Gedanken, all unsere Arbeit, all unsere Liebe müssen ihm dienen. Nicht nur eine Liebe zum Ganzen, sondern zu jedem einzelnen, auch zum unscheinbarsten, in jener Schützengrabenkameradschaft, die von Mensch zu Mensch geht. Lassen wir von jener internationalen Philanthropie, die uns die Welt in der Verleumdung jeder Sprache gelohnt hat, und schaffen eine Atmosphäre der Liebe eines jeden Deutschen zu jedem anderen! Es gibt kein Ziel, das unserer Liebe würdiger, unserer Arbeit bedürftiger ist.

Wird dies aber eine gemeinsame nationale Gesinnung, dann ist die Brücke geschlagen, auf der die einzelnen Klassen auch dann zu einander können, wenn die untilgbaren Gegensätze von Kapital und Arbeit ausgefochten werden müssen. Auch mein Gegner ist ein Deutscher, „als wär's ein Stück von mir".

Was könnte in einer solchen gegenseitigen Liebe geschaffen werden in Erziehung der Massen, in Besserung ihrer Lebensbedingungen, in Fürsorge für die Kinder, in Heilung der Wohnungsnot, in Auswahl der Tauglichen zu den höheren Berufen ohne Rücksicht auf Vermögen und Herkunft, in Vertiefung einer sittlich religiösen Lebensgesinnung, in der Gemeinsamkeit der Arbeit an den neuen, ungeheuren Aufgaben der Nation!

Ich bin aufmerksam wie Sie der Arbeit gefolgt, die von der sozialdemokratischen Partei und den Gewerkschaften bei Ausbruch des Krieges und jetzt das ganze Jahr hindurch geleistet wurde. Da hat sich auch ein wunderbares Stück deutscher Organisation bewährt und wir wollen das den Führern und der Masse nie vergessen. Aber gleichwohl bin ich der Sozialdemokratie ferner als je.

Sehen Sie, sie ist doch auch heute noch nur umgekehrte Bourgeoisie. Auch diese wird nach dem Kriege sagen, sie habe ihre nationale Leistungsfähigkeit glänzend erwiesen, denn nur durch die Elastizität ihrer kapitalistischen Organisation ist das ungeheure Ergebnis der deutschen Kriegsanleihen, die Beschaffung des materiellen Kriegsbedarfs und die Umformung Deutschlands in einen geschlossenen Handelsstaat bisher ohne wirklich fühlbare Not des Volkes möglich geworden. Es hat also von Kapital und Arbeit jedes sein Werk in dieser großen Zeit getan. Aber damit ist nicht gesagt, daß beide so bleiben müßten wie bisher, als hätte ihre Leistung die Richtigkeit ihrer Prinzipien erwiesen. Es siegt weder Kapital noch Arbeit, sondern es siegt der deutsche Geist.

Das ist eben der fundamentale Irrtum, als zerfielen die ganzen Kräfte

Digitized by Google

eines Volkes in kapitalistische und antikapitalistische, und als erschöpfe sich die Geschichte in ihrem gegenseitigen Kampf. Kapital und Arbeit sind nur Teile der Wirklichkeit. Daß sie das Ganze seien, ist eine erbärmliche Lüge.

Wir wollen doch England die Lehre wieder zurückschicken, die wir seinem Krämervolk verdanken, als sei „das Streben nach dem größtmöglichen Gewinn" der Sinn des Lebens, und wollen die „klassische Nationalökonomie", deren letzter Ausläufer der Marxismus war, demaskieren. Sie ist doch nur ein Stück jenes ungeheuren Betrugs, durch den die Menschheit zu dem Glauben an die ewige Weltherrschaft des englischen Profits erzogen werden sollte.

Ein Volk ist mehr als die Summe seiner Guthaben bei der Bank von England. Ein Volk, das ist nationale sittliche Kraft und religiöser Geist.

Diese sind nun freilich keine Posten, die die Bourgeoisie in ihren Geschäftsbüchern buchen kann. Aber weil die Sozialdemokratie auch nichts anderes kennt als diese Geschäftsbücher, sie nur anders liest, nämlich nach dem ihr darin vorenthaltenen Gewinn — daher sind Geist und Seele auch ihr unbekannte Größen, und ihr Kampf geht nicht für einen neuen geistigen Menschen, sondern nur für sein leibliches Teil und, wenn sie es weit bringt, dann kommt etwas so Erbärmliches heraus, wie der australische common wealth.

Die Geschichte ist aber kein „Geschäft". Nun haben wir alle wieder einmal etwas anderes sein dürfen als nur „Kommis" im englischen Weltkomptoir, das Nationalökonomen, Pazifizisten, Freimaurer und gar auch deutsche Diplomaten als die wahrhafte ewige Weltordnung Gottes gepriesen haben. Und wer von uns lebend nach Hause kommt, der wird sagen müssen, daß ihm zuweilen mit Gewehr und Kommißbrot „beim Haufen" pudelwohl gewesen ist.

Und darum wollen wir uns dagegen wehren, daß unser großes deutsches Volk nur wieder in eine Rolle als „Kommis" hineingedrängt werde, und sei's auch in das zukünftige große deutsche „Geschäft", sondern wir wollen den deutschen Menschen erhalten und erziehen, der mehr ist als Arbeitstier nach der „neuesten, vervollkommneten Arbeits- und Ausnutzungsmethode".

Sehen Sie, deshalb bin ich auch kein „Liberaler" mehr, sondern deshalb komme ich konservativ nach Hause.

Konservativ, nicht etwa in der Absicht, die Stärkung des Latifundienbesitzes und der Fideikommisse, die unsere Bauern auskaufen, zu betreiben, sondern überall da mitzuarbeiten, wo es sich um die Wiedererweckung und Stärkung der geistigen, sittlichen, religiösen Kräfte in unserem Volk

Digitized by Google

handelt. Sie sehe ich als die Mächte der Geschichte an, nicht „das Streben nach dem größtmöglichen Gewinn".

Da steht es nun freilich wie mit dem alten Streit in der Psychologie über den Primat von Leib oder Seele und die Wechselwirkung zwischen beiden. Wer nun einmal die „Seele" für einen Irrtum hält und sie auf dem Seziertisch nicht finden kann, an den wende ich keine Worte, ihn vom Gegenteil zu überzeugen. Und wer in einem Volk nichts anderes sieht, als eine Summe von Wirtschaftssubjekten, der möge weiter sein Glück und Unglück am Profit nachrechnen.

Aber wir anderen brauchen uns das materialistische Geschrei nicht ewig weiter gefallen zu lassen. Für uns ist die Monarchie mehr als eine bloße Dekoration der kapitalistischen Nationalwirtschaft, das Heer etwas anderes als eine von einem demokratischen Parlament bezahlte Söldnerschar, die vor der jeweiligen Majorität stramm zu stehen hat, und die Kirche mehr als eine atavistische Form der Weltanschauung, unfähig vor der Naturwissenschaft, die „schon wieder auf einem höchsten Gipfel angelangt ist", zu bestehen.

Wir glauben an den Geist in der Geschichte, an den deutschen Geist und an seine Aufgabe in der Welt. Wir müssen beschämt gestehen, daß wir ihn gar nicht definieren können, weil er uns selber in seiner Mannigfaltigkeit immer neu, unerschöpflich und widerspruchsvoll erscheint. Aber wir fühlen uns stärker wie je verbunden mit seiner Geschichte, mit den Offenbarungen der gotischen Kunst, der deutschen Musik und jenem Wahrheitsuchen, das von der deutschen spätmittelalterlichen Mystik zu Luther und Leibniz, zu Lessing und Kant, zu Goethe und Hegel führte. Nichts von dieser Vergangenheit ist tot, alles nur lebendiger geworden. Deutlich ist unser Weg.

Er ist es auch für unseren Staat. Suchen wir nur wahrhaftig, und arbeiten wir selbstlos in deutschem Geiste an ihm!

Geschichte freilich, das ist keine „Rechnung". Sie ist ein göttliches Geheimnis. Es gibt aber nicht nur Demut, sondern auch Mut ihr gegenüber. Wollen wir nicht mit dem mutigen, gleichmäßigen Schritt unserer Infanterie in sie hineinmarschieren, mit einem Marschlied, gleichsam einem Siegeslied, in jenem herrlichen Rhythmus, den unsere marschierenden Truppen haben?

Alles ist Schicksal. Das ist Soldatenglauben. Aber auch dies: „Gott mit uns." Ihr Ludwig Curtius.

Zwischen Toul und Verdun.

Digitized by Google

Zwölf Monate in russischer Gefangenschaft.

Von Dr. August Kühl, Assistent an der Münchner Sternwarte, z. Zt. im Felde.

Auch nahestehende Freunde unserer Zeitschrift haben sich gewundert, was der an sich so interessante Bericht des Herrn Faber (Nürnberg) über seine Kriegsgefangenschaft in einem Heft „Deutschlands Zukunft" zu tun habe. Wir hatten angenommen, daß alle Leser die ungeschriebene Überschrift bemerken würden: Was wir nicht vergessen dürfen. Unter diesem Gesichtspunkt haben wir die aus feindlichen Ländern zurückgekehrten Landsleute gebeten, ihre Erlebnisse aufzuzeichnen und veröffentlichen wir sie in den Heften, die sich mit der künftigen Gestaltung Deutschlands beschäftigen. Sie bilden eine der Grundlagen für eine vernünftige nicht auf Phantastereien aufgebaute Gestaltung unseres künftigen Verhältnisses zu den andern Völkern. Das deutsche Volk muß wissen, was seine Volksgenossen während des Krieges erlitten und wie sich die anderen Völker gegen uns benommen haben, um sich für die Zukunft danach einzurichten. Nur Dummköpfe können glauben, daß solche Dinge dadurch ungeschehen werden, daß man sie vergißt. Wer von Rußland nur die Landkarte kennt, kann über Friedensziele nicht mitreden.

Der Verfasser der nachstehenden Aufzeichnungen ist auf sie für das Auswärtige Amt vereidigt worden. D. R.

Nach länger vorbereiteten Plänen erhielt ich im Frühjahr 1914 von der Kgl. Bayer. Akademie der Wissenschaft und der Kgl. Sternwarte zu München den Auftrag, zu photographischen Beobachtungen der totalen Sonnenfinsternis (21. August 1914) eine Expedition nach Feodosia in der Krim zu unternehmen. Wie alle übrigen Expeditionen, so erfolgte auch die meine im Vertrauen auf die mehrfachen Einladungen, die auf verschiedenen Kongressen von dem Direktor der Petersburger Sternwarte W. Staatsrat Exz. Prof. Dr. Backlund im Auftrage der Russischen Akademie der Wissenschaften zu Petersburg und des russischen Finanzministeriums mündlich ergangen waren und im Frühjahr durch gedruckte Zirkulare, weitgehende Reise- und Zollvergünstigungen einschließend, wiederholt wurden. Einen photographischen Refraktor zur Ausführung meiner Beobachtungen baute die Firma Zeiß-Jena und stellte ihn der Sternwarte München leihweise zur Verfügung. Er wurde in den ersten Tagen des Monats Juli per Eilgut nach Feodosia abgesandt. Ich selbst reiste am 26. Juli von München ab, um in Berlin mit den Herren vom Astrophysikalischen Institut in Potsdam, Geh. Rat Prof. Dr. Kempf und Prof. Dr. Ludendorf, zusammenzutreffen und zugleich zu hören, ob die Weiterreise ratsam sei. Am Montag, 27. Juli, nachmittags, erreichte unsere Reisegesellschafft, der sich noch Geheimrat Schrader, Vorsitzender der Reichskommission für Seeschifferprüfungen, angeschlossen hatte, die Station Deutsch-Eylau; ein Telegramm des Kultusministeriums mit dem ungefähren Wortlaut: „Reise ruhig fortsetzen" beseitigte die letzten Bedenken vor dem Überschreiten der Grenze. In Warschau fiel uns das lebhafte militärische Leben in den Straßen auf, doch wurde uns sowohl von einem ortskundigen Kollegen, wie auf dem deutschen Generalkonsulat bedeutet, daß das durchaus nichts ungewöhnliches sei. In Odessa fanden wir die gegen Österreich angeordnete teilweise Mobilisation in vollem Gange und waren Zeugen einiger mangelhaft besuchter und wie man uns versicherte „bezahl-

Digitized by Google

ter" Demonstrationszüge. Der den beurlaubten deutschen Konsul vertretende deutsche Generalkonsul von Marseille beruhigte uns völlig über den Ernst der Lage unter Hinweis auf eine an ihn ergangene Einladung zur Begrüßung des Präsidenten Poincaré in Südfrankreich, so daß wir ohne Aufenthalt die Weiterreise antraten. Der Dampfer, der uns beförderte, lief, entgegen dem Fahrplan, Sebastopol nicht an. Wir erreichten am Sonnabend, 1. August, Yalta und erfuhren dort während des Abendessens durch Extratelegramme von der Kriegserklärung. Nach eingehender Beratung mit den Herren Geheimräten Kempf und Schrader mußte ich mich, im Hinblick auf die Rettung der Instrumente, den Anschluß an die bereits in Feodosia anwesenden Kollegen und schließlich meine damalige völlige Unkenntnis im Russischen, von der Notwendigkeit der noch etwa fünfstündigen Reise nach Feodosia überzeugen. Wir trafen dort am Montag, 3. August, früh um 4 oder 5 Uhr, ein und fanden gegen 7 Uhr den russischen Kollegen Baron Dr. von der Pahlen, der uns auf allen Wegen die entgegenkommendste Hilfe (vor allem als Dolmetscher bei den Behörden) lieh. Nach einiger Mühe gelang es mir, festzustellen, daß mein Instrument nicht angekommen sei; ich ließ für alle Fälle dem Kollegen von der Pahlen eine Generalvollmacht zum Empfang des Instruments und zur Verfügung darüber ausstellen — ich bemerke gleich hier, daß ich bis heute über den Verbleib des Instruments trotz aller Bemühungen ohne Nachricht blieb und es für verloren halte. Die Bank verweigerte auf Weisung von Petersburg die Auszahlung unserer Kreditbriefe, doch erklärte sie sich bereit, auf unsere Kosten telegraphisch bei der Direktion anzufragen, und zahlte nach Eintreffen der Erlaubnis die Beträge aus. Mittlerweile war im Hotel Astoria, unserem Absteigequartier, der polizeiliche Ausweisungsbefehl für die militärpflichtigen Mitglieder eingetroffen, während den übrigen Herren der Expeditionen die Gastfreundschaft des Reiches bis zur Vollendung ihrer Arbeiten zugesichert wurde. Wir Militärpflichtigen, Geheimrat Schrader und ich, erklärten uns durch Unterschrift bereit, sofort abzureisen; die gleiche Verpflichtung waren zur gleichen Zeit auf ihren Stationen in den Weinbergen der schon früher eingetroffene Kollege Dr. Zurhellen von der Expedition der Sternwarte Berlin und die Mechaniker der Expedition der Hamburger Sternwarte Schmidt und Gosch eingegangen. Allein der Nachmittagsdampfer war mit einem Truppentransport nach Sebastopol besetzt und gab weder Fahrkarten noch Plätze ab, so daß wir gezwungen waren, bis zum Mittwoch, den 5. August nachmittags zu warten. Inzwischen entschlossen sich alle deutschen Expeditionsteilnehmer, abzureisen. Wir alle erhielten die vorschriftsmäßige Paßerlaubnis zum Verlassen des russischen Reiches und fuhren (insgesamt 14 Expeditionsteilnehmer) abends am 5. August von Feodosia gen Odessa zurück, um von dort Rumänien zu erreichen. Den gleichen Dampfer benutzten einige Kaufleute von Feodosia mit ihren Familien, so daß wir im ganzen 26 deutsche Reichsangehörige an Bord waren. In Odessa wurden wir durch ein starkes Polizeiaufgebot vom Dampfer fort verhaftet und nach einiger Wartezeit während eines wolkenbruchartigen Regens in das Hafenpolizeigebäude geführt, wo man uns, ohne Rücksicht auf die Gesundheit der älteren Herren, von 3 Uhr nachmittags bis elf Uhr nachts völlig durchnäßt im Hofe war-

Digitized by Google

ten ließ. Es erfolgte dann eine Revision des Handgepäcks und der Kleidung. Gegen ein Uhr nachts konnten wir ohne Pässe nach der ehrenwörtlichen Versicherung, die Stadt nicht zu verlassen, ein Hotel aufsuchen. Nach vielfachen Bemühungen und Gesuchen gelang es den nicht militärpflichtigen Herren (wie bekannt in zwei Abteilungen) die Erlaubnis zur Weiterreise zu erhalten, während Dr. Zurhellen, ich, Mechaniker Schmidt und sein Gehilfe Gosch-Hamburg, festgelegt durch unsere Unterschrift in Feodosia, zurückbehalten wurden. Wir lebten, ehrenwörtlich verpflichtet, als Zivilgefangene in Odessa, abgesehen von der durch die allgemeine Spannung bedingten Vorsicht, wie im Frieden, und ließen nicht ab, weitere Versuche zur Freilassung zu unternehmen. Allein wir konnten nur erreichen, daß man zunächst von unserer Verschickung nach Orenburg absah. Als wir anfangs November endlich auch unsere Heimfahrt gesichert glaubten, erfolgte der Überfall der türkischen Flotte, der, obwohl den Leichtsinn und die Schwäche der Schwarzmeerflotte im grellsten Licht zeigend, eine erbitterte Erregung gegen die Deutschen hervorrief, unsere Heimfahrt verzögerte und schließlich unmöglich machte. Wir wurden am 17. November auf strikten Befehl des Oberkommandierenden nach Jenotajewsk an der Wolga (Gouv. Astrachan) verschickt. Die Eisenbahnfahrt bis Astrachan, das wir am 22. November erreichten, erledigte sich ohne Schwierigkeiten, obwohl wir ohne polizeiliche Begleitung fuhren. Der mit uns verschickte Obergärtner der Fürstin Dimidew-Odessa: Robert Hartwig aus Baden half uns als Dolmetscher usw. in kameradschaftlicher Weise. Am 24. November kamen wir nahe der Station Charibali an die Wolgafähre; es wehte starker Schneesturm, der den Fluß aufwühlte und die Eisschollen in starke Bewegung brachte. Dabei herrschte eine Kälte von etwa 22 Grad Celsius. Der Fährbeamte weigerte sich zu fahren; wir kehrten daher mit unseren zwei Bauernwagen nach Charibali zurück, doch der Ortsvorsteher versagte uns trotz allem die Erlaubnis zum Nachtaufenthalt und zwang uns zur Fähre zurückzukehren. Dem polizeilichen Befehl gehorchte jetzt der Fährmann. Zwar nicht ohne Gefahr und von dem Spritzwasser in Eismänner verwandelt, doch unbeschädigt, erreichten wir nach einstündiger Arbeit das rechte Ufer bei einbrechender Dunkelheit. Weit und breit ist kein Haus auf dieser Wolgainsel; der Weg nach Jenotajewsk bedingt weiterhin die Überquerung der Insel längs eines 20 Kilometer langen Weges, Übersetzen über den Hauptarm der Wolga und abermals 10 Kilometer Weg. Ohne Fuhrwerk war das Beginnen bei Schneesturm und Kälte gleichbedeutend mit dem sicheren Tode. Ein Bauer erbot sich schließlich, unser Gepäck zu einem Gehöft zu fahren und uns dort ein Nachtquartier zu verschaffen. Wir folgten dem Wagen zu Fuß und langten nach etwa zwei Wegstunden ziemlich erschöpft in einer elenden Bauernhütte an. Ohne Freundlichkeit, aber auch ohne Beleidigung wurden wir von der bunten Familie des strenggläubigen Russen aufgenommen und schliefen trotz der bestialisch schlechten Luft auf dem Boden der nie gelüfteten und überfüllten Bauern„stube" sehr bald und fest ein. Der Bauer konnte uns am nächsten Morgen zwei Wagen für die Fortsetzung der Reise stellen; auch die zweite Wolgaüberfahrt ging ohne Schwierigkeiten von statten (allerdings waren die Kosten dieser Land- und Wasserbeförderungen sehr

Digitized by Google

hoch), so daß wir am 25. November befehlsgemäß die „Kreisstadt" Jenotajewsk erreichten.

In Jenotajewsk lebten wir bis zum Osterfest 1915. Eine kurze Skizze über den Ort und seine deutschen Gefangenen wird ein typisches Bild von dem Leben der deutschen Zivilgefangenen in den Wolgaorten des Gouvernements Astrachan überhaupt geben. Die Kreisstadt Jenotajewsk hat 3000 bis 4000 Einwohner, ist Sitz eines Landratsamts und Garnison für ein Infanterie-Bataillon und eine Kompagnie Kosaken. Einige dürftige Steinhäuser sind zwar vorhanden, doch verschwinden sie in dem Meer der einfachen, in vier Innenräume abgeteilten Holzhäuschen. Die Straßen sind ungepflastert und bei Regenwetter fast unergründlich; im übrigen der unbestrittene Tummelplatz für Hunde, Schweine und andere Haustiere. Der Ort liegt, ein Vorzug vor vielen anderen, etwa 20 Meter hoch über den ungesunden Wolganiederungen, stößt auf der einen Seite an einen Wolgaarm (dessen Befahren im Boot den Gefangenen verboten ist) und ist im übrigen von der endlosen, wüstenartigen Steppe mit ihren ausgedehnten Sandhügeln eingeschlossen. Es waren hier anfänglich untergebracht außer uns etwa 150 meist aus Odessa verschickte Zivilgefangene. Etwa 100 von ihnen verfügten noch über mehr oder weniger große eigene Mittel und unterstützten die übrigen durch eine von einem der Herren[1]) angeregte und verwaltete Hilfskasse, denn die russische Regierung gibt und gab den Verbannten weder Obdach noch die geringste Verpflegung. Alle wohnten in der Regel zu mehreren Personen in eigenen Holzhäusern, die die Einwohner gegen den vier- bis fünffachen gewöhnlichen Preis (der normale Mietpreis für ein Häuschen beträgt im Durchschnitt fünf Rubel pro Monat und jetzt für deutsche Gefangene zwanzig Rubel) vermieteten, wie überhaupt von Einwohnern und Kaufleuten den Verschickten gegenüber, einerlei ob arm oder reich, eine unglaubliche Geldschneiderei getrieben wird. Das Verhältnis zu den Einwohnern, die durch die Zeitungen verhetzt waren, war, mit einigen Ausnahmen, schlecht; die gröbsten und gemeinsten Schimpfworte besonders seitens der Kosaken und von diesen besonders gegen die wenigen Frauen, waren eine unumgängliche Tageszugabe und verloren sich erst nach längerer Zeit durch die abstumpfende Macht der Gewohnheit.

Es scheint mir wichtig, hier an der Hand dessen, was ich von den verschickten Leidensgefährten gehört und später selbst erlebt habe, einzuschalten, wie die von dem russischen Staat beliebte Verschickung der deutschen Reichsangehörigen vor sich zu gehen pflegt. Die aus Odessa nach Jenotajewsk verschickten Herren waren vor der Abreise nach ihren Geldmitteln befragt, damit die völlig unbemittelten „per Etappe," der gefürchtetsten Transportart, befördert würden. Alle hatten sich für die „Fahrt auf eigene Kosten" entschieden und hatten an die Odessaer Polizei den Betrag für die Eisenbahnfahrt 3. Klasse nach Jenotajewsk für sich und die polizeiliche Begleitmannschaft vorauszuzahlen. Bei der Abfahrt wurden sie zu je 40 Personen in Viehwagen, die notdürftig mit Holzpritschen versehen waren, gepfercht, während die Polizeibegleitung einen Waggon 3. Klasse für sich

[1]) Angabe von Personennamen muß ich mir aus begreiflicher Rücksicht auf die zurückgebliebenen Gefährten in dieser Veröffentlichung versagen.

Digitized by Google

hatte und auf der langen Reise nur gegen Bezahlung von zwanzig bis dreißig Rubel den einen oder anderen aus den überfüllten Wagen zu sich aufnahm. Der Transport nach Jenotajewsk dauerte drei Wochen; niemand durfte auf Bahnhöfen die Wagen verlassen, um sich Lebensmittel zu kaufen. Man war auf die mitgenommenen Vorräte angewiesen. In Zarizin a. Wolga ließ man die Herren acht bis zehn Tage in scheußlich verlausten und verwanzten, obendrein überfüllten Gefängniszellen hausen. Nachrichten an die Angehörigen wurden nur durchgelassen, soweit sie keine Beschreibung der Wirklichkeit enthielten. Eine erhebliche Zahl der Herren, die zum großen Teile angesehene Odessaer Bürger waren, kam mit ernsten Verdauungsstörungen und etliche völlig nervös und entkräftet in Jenotajewsk an.

Kaum war in unserer kleinen deutschen Kolonie einige Ruhe und die bescheidene Behaglichkeit des Manöverlebens in den Junggesellenhaushalten eingekehrt, als uns neue Unruhen und Aufgaben durch die Ankunft der „Ostpreußentransporte" beschert wurden. Wenn ich nicht irre, war es Mitte Dezember als an einem klaren Frosttage (etwa bis 20 Grad Celsius) über das Eis der Wolga zum erstenmal einer jener traurigen Züge der aus Ostpreußen verschleppten Landsleute kam. Etwa 100 Personen, meist Männer, doch auch Knaben von 12 Jahren und Greise von über 90 Jahren, schleppten sich mit den letzten Kräften in schweren Holzschuhen, zerfetzten Stiefeln, teils nur in Strümpfen, ja einer barfuß über das Eis. Ihre Kleider waren Lumpen von Sommeranzügen, denn sie waren über sechs Wochen seit ihrer Gefangennahme unterwegs in Viehwagen und Gefängnissen; am letzten Tage hatten sie den etwa 50 Kilometer langen Weg von Charibali her zu Fuß gemacht und waren verurteilt am nächsten Tage weitere 70 Kilometer nach Nikolsk zu gehen. Man brachte sie ins „Teehaus" des Dorfes und gestattete einigen Herren, darunter mir, sie aufzusuchen, um die dringendsten Nöte kennen zu lernen und womöglich zu lindern. Ein Lehrer, der geistige Führer der armen Schar, gleich allen im zerfetzten Anzuge, mit Schmutz und Läusen besät, bat für alle um Gelegenheit zum Waschen und womöglich etwas warme Kleidung — für Tee und Brot war bereits gesorgt und ausreichend Fleisch- und Wurstwaren flossen aus den mildtätigen Händen vieler hinzukommender Landsleute. Dank der Opferwilligkeit aller Verschickten konnten wir am nächsten Tage allen Ostpreußen warme Unterkleidung, einigen auch Anzüge und Stiefel geben — ja der Ispravnik gab den Bitten einiger Herren Gehör, die für einen Ruhetag plädierten und sich erboten, einen neunzigjährigen, zusammengebrochenen Greis, wie drei Knaben zwischen 12 und 14 Jahren zu völliger Verpflegung dort zu behalten. Vielleicht acht Tage nach dem ersten Transport traf der zweite und bald darauf ein dritter ein — die Angehörigen dieser beiden Transporte blieben zumeist in Jenotajewsk, sodaß wir uns plötzlich vor die Aufgabe gestellt sahen, neben den bisher unterstützten etwa 50 unbemittelten Odessaer Deutschen noch etwa 150 bis 180 völlig unbemittelte und obdachlose Ostpreußen zu erhalten, denn die russischen Behörden beschränkten sich darauf, diese armen, kranken und entkräfteten Menschen in die Ortschaften hineinzutreiben ohne ihnen zunächst die geringste Unterstützung zu gewähren. Die erwähnten Transporte bestanden aus Personen beiderlei Geschlechts, deren Lebensalter sich auf alle Stufen von 2 Monaten

Digitized by Google

bis zu 95 Jahren verteilte — ich erwähne besonders, daß darunter 49 Knaben und Mädchen unten 12 Jahren waren.

Die Transportdauer von der Grenze bis Jenotajewsk war bis zu zehn Wochen — manche waren unterwegs gestorben; drei Säuglinge erfroren in den Armen ihrer Mütter während des letzten Marschtages; und trotz aller Bemühungen vermochten wir nicht zu verhindern, daß den Folgen der Strapazen im Laufe der Zeit 15 Personen (Kinder und Erwachsene) erlagen. Unsere Ostpreußen wurden von der Polizei in ein bislang von 40 Kosaken bewohntes Steinhaus „gebracht", d. h. wie die Häringe zusammengequetscht, denn trotz der in zwei Etagen angeordneten Holzpritschen konnten nicht alle ausgestreckt liegen. Die Luft darin war ständig so unbeschreiblich fürchterlich, daß unsere Herren bei der Speisenverteilung schon hart mit Übelbefinden zu kämpfen hatten — Die Ungeziefermengen waren Legion. Leider reichten unsere Mittel vorderhand nicht, diesen ungesunden Verhältnissen zu begegnen, die auf die Dauer wohl der sichere Tod aller und der Herd aller Krankheiten für den ganzen Ort geworden wären. Die Ortsbehörden zeigten sich ohne Mitgefühl und Verständnis und erst nach hartem Kampf konnte erreicht werden, daß die in den Zeitungen erwähnten Unterstützungsgelder von 10 Kopeken pro Kopf und Tag an die Ostpreußen wirklich zur Auszahlung gelangten und unserem „Komitee" ermöglichten, im Massenbetrieb die Verpflegung der Armen durchzuführen. Angeregt durch den Wunsch einiger Herren, eine größere Anzahl Kinder auf eigene Kosten gesünder unterzubringen und zu verpflegen als es für die Allgemeinheit möglich war, bildete sich jetzt unter uns eine Art Arbeits- und Unterstützungsausschuß, der sich zur Aufgabe machte, von allen irgendwie bemittelten Landsleuten feste monatliche Beiträge für die Notleidenden einzutreiben und für ihre Unterkunft, Bekleidung und Verpflegung zu sorgen. Ich übergehe die kurz aufeinanderfolgenden Etappen der Entwicklung: wir hatten eingerichtet zwei Häuser für je 20—25 Ostpreußenkinder mit den nötigen Müttern zur Aufsicht und je zwei Männern zur groben Hausarbeit, zwei Häuser für die erwachsenen Ostpreußen und ein Haus für die mittellosen Odessaer. Das „Einrichten" der Häuser soll besagen, daß wir die Miete zahlten, die Häuser mit ausreichenden Schlafpritschen, Strohsäcken und Decken versorgten und täglich das nötige Haushaltungsgeld an die Hausältesten für die gemeinsame Küche verteilten. Von den noch in Odessa weilenden Familienangehörigen der verschickten Herren wurden außerdem viele Kisten Kleidung zu uns gesandt, so daß in kurzem alles neu eingekleidet werden konnte. Jedes Haus stand unter der besonderen Kontrolle und Aufsicht je zweier Herren. Leider begegnete diese unsere Unterstützungsorganisation, die dank allgemeiner Opferwilligkeit außer den „Polizeigeldern" monatlich über 500 Rubel verfügen konnte, bei einigen Elementen der Ostpreußen völliger Verständnislosigkeit, die nicht nur in Undank, sondern zweimal sogar in die sinnlosesten Unterschlagungsklagen bei der Ortspolizei gegen uns ausartete.

Ich erwähnte schon, daß trotz alledem die Todesfälle nicht sofort aufhörten. Bei den Beerdigungen, denen stets sehr viele unserer Leidensgenossen folgten, sprach am Grabe Herr Kollege Dr. Zurhellen in deutscher Sprache und trug dadurch nicht wenig zur Aufrichtung des gesunkenen

Digitized by Google

Mutes der Verschleppten bei. Auf die Dauer wäre die Aufrechterhaltung dieser Institute unmöglich gewesen, denn im gleichen Maße wie die Zahl der Unterstützungsbedürftigen stieg, nahm die Zahl der Zahlungsfähigen ab und die bange Sorge vor der nächsten Zukunft nistete sich beim Ausschuß aufs neue ein. Auf unsere Hilferufe nach allen Seiten, vor allem ans amerikanische Konsulat erfolgte Ende Februar eine erfreuliche Antwort in Gestalt einer Beihilfe von zunächst 300 Rubeln und dem Besuch der Frau Pastor Zimmermann-Astrachan. In der Stadt Astrachan hatten sich angesichts des Elends der Ostpreußen die Geistlichen der evangelischen, katholischen und israelitischen Konfessionen zu einem Unterstützungsausschuß vereinigt und haben mit freiwilligen Spenden ihrer Gemeindemitglieder Großes für die Linderung der Not unter den Ostpreußen getan. Sie konnten auch erreichen, daß die Frau (!) des evangelischen Pastors Zimmermann die Erlaubnis zu einer „privaten" Rundreise durch die Wolgaorte erhielt und dabei auch im Auftrage des amerikanischen Konsulats Moskau [1]) Erhebungen über die Notlage anstellen konnte. Mit zäher Energie und Aufopferung hat die Dame die vierzehntägige Reise meist per Wagen durch Schnee und Kälte zu den verschiedenen Gefangenenorten: Krasni-Yar, Tschorny-Yar, Nikolsk, Jenotajewsk ausgeführt und dadurch die Grundlage geschaffen für die seither dahin geschickten „Konsulatsgelder". Bezeichnend ist, daß unsere Polizei die Zahlung der 10 Kopeken pro Kopf und Tag mit dem Beginn dieses Werkes sofort einstellte, also seither nichts mehr für die Gefangenen tut; ja wir mußten sogar für die Ostpreußenhäuser Hausteuer zahlen. Im übrigen erfuhren wir aus sicheren Quellen, daß jene „Polizeigelder" nicht etwa russisches Regierungsgeld waren, sondern man nahm den in Astrachan selber wohnenden Verschickten, für die Erlaubnis, in der Stadt zu wohnen, Monatsbeiträge von 5—100 Rubel ab und verwendete sie teils fürs Rote Kreuz, teils für die hungernden Ostpreußen. Die Lebenslage aller Verschickten in den Wolgaorten des Gouvernements Astrachan ist seit dem Einsetzen der Hilfe der deutschen Regierung, vermittelt durch das amerikanische Konsulat Moskau, und zuletzt durch das dänische Konsulat Rostow a. Don, eine durchaus befriedigende geworden — die Unterbringung und Verpflegung geschieht überall unter Leitung von freiwilligen Ausschüssen ähnlich dem unserigen. Einen furchtbaren Gegensatz hierzu bietet die Lage in der Stadt Astrachan, worauf ich später zurückkomme.

Um die Osterzeit tauchten in unserem Städtchen Gerüchte auf von der bevorstehenden Ankunft weiterer österreichischer Kriegsgefangener — etwa 100 österreichische Soldaten hausten seit Ende Januar in dem anfänglich von den Ostpreußen innegehabten Kosakenhaus und wurden strengstens

[1]) Vorgreifend bemerken wir, daß dies amerikanische Konsulat in Moskau nach allen uns zugegangenen Berichten überhaupt in jeder Weise der Verpflichtung nachgekommen ist, den, bekanntlich Amerika übertragenen Schutz der deutschen Staatsangehörigen auszuüben, trotzdem es von den amerikanischen Vertretungen in Petersburg in keiner Weise unterstützt wurde. Der amerikanische Konsul in Petersburg sagte zur Schwester unseres Herausgebers, die bei Kriegsausbruch in Rußland war, wörtlich: „I can't give you any advice, I can't do anything for you". D. R.

Digitized by Google

von uns getrennt gehalten. Die Gerüchte besagten weiter, daß, „um Platz zu schaffen"; die Zivilgefangenen weitergeschickt werden müßten. Tatsächlich wurde am Gründonnerstag von der Polizei eine Liste veröffentlicht, nach der 100 Personen, darunter wir vier Astronomen, in das 70 Kilometer weiter wolgaaufwärts gelegene Bolchuny verschickt werden sollten; Abreise am Stillfreitag früh 5 Uhr per Dampfer „auf eigene Kosten". Man scheint gerade die Feiertage als Reisezeit gewählt zu haben, um uns die Kosten der Fahrt besonders fühlbar zu machen. Mit sicherer Hand wurden alle jene kleinen Kameradschaftskreise zerrissen, wie sie das gemeinsame Leid der Gefangenschaft bildet — kein einziges Haus wurde durch diese Methode frei, d. h. von „Platz schaffen" war keine Rede. Man sah und fühlte in allem, wie immer nur das Bestreben zu quälen und zu schaden. Im allgemeinen erwies sich jedoch die Umsiedelung als eine Verbesserung unserer Lage. Das Dorf Bolchuny (15000 Einwohner) hat ziemlich fruchtbares Umland, auch die großen Steppenstrecken sind dort besser bewachsen. Die Häuser sind besser gebaut und sauberer gehalten; die vorwiegend kleinrussische Bevölkerung, anfangs voreingenommen durch die Zeitungshetze, wurde bald zu einem freundlicheren Verhältnis gegen die Verschickten bekehrt. Der Dorfvorsteher war ein gerechter Mann, der sich bei der Bevölkerung großer Beliebtheit erfreut. Die Preise für Häuser und Lebensmittel waren niedriger als in Jenotajewsk. Zwar hat die Reise durch ihre Kosten manchen in die Zahl der Mittellosen gedrängt, doch lebte trotzdem der Durchschnitt hier besser als früher. Die „Unterstützungsgeschäfte," d. h. den Geldverkehr mit den Konsulaten, übernahm hier ein Moskauer Herr, von anderen unterstützt. Leider gingen auch hier die Geldmittel von uns Astronomen aus. Um nicht unnötig deutsche Regierungsgelder in Anspruch zu nehmen, wandte ich mich um Privatdarlehen an verschiedene Privatadressen, darunter an Exz. Prof. Rennenkampf (Odessa), den Vetter des Generals, der, anfangs in Berlin zurückgehalten, dem Kultusministerium versprochen hatte, für die deutschen Astronomen nötigenfalls Hilfe zu leisten und uns dieses Versprechen in Odessa verschiedentlich mündlich wiederholt hatte. Von einer Adresse erhielt ich zunächst 100 Rubel, Exzellenz Rennenkampf hingegen ließ trotz meiner mündlichen Abmachungen mit ihm durch das amerikanische Konsulat Odessa wörtlich antworten, daß er sich ganz entschieden weigere, den deutschen Astronomen irgendwelche Unterstützung zu gewähren! Glücklicherweise übernahm um diese Zeit der dänische Konsul Nissen-Rostow einen Teil der Unterstützungsarbeiten und durch ihn sind wir seither mit ausreichenden Geldmitteln versorgt worden.

Durch eine deutsche Dame erfuhr ich gelegentlich, daß nach unserer Abfahrt in Jenotajewsk an österreichischen Kriegsgefangenen, die aus Przemysl stammen, etwa 300 Mann und 30 Offiziere angekommen sind. Die Dame war Augenzeuge folgender Szene, die für die russische Auffassung von soldatischer Ehre bezeichnend ist: die 30 Offiziere, die auf besonderen Befehl des Oberbefehlshabers Nikolai Nikolajewitsch nach der Einnahme Przemysls ihre Degen behalten hatten, standen bei der Ankunft in Jenotajewsk in zwei Gliedern an Bord des Wolgadampfers, um die Ankunft des Ortskommandanten abzuwarten. Der Ortskommandant ging an Bord, begrüßte die Herren durch Handschlag und kündigte ihnen dann in kurzer

Digitized by Google

Rede an, sie hätten ihre Degen abzuliefern, da einer ihrer (anderswo verschickten) Kameraden ihn unrechtmäßig gebraucht hätte! Ein des Russischen kundiger Offizier erwiderte, daß sie ihre Degen mit besonderer Erlaubnis des Höchstkommandierenden trügen, worauf der Ortskommandant ungefähr wörtlich sagte: Das ist gleichgültig — ich habe meine Befehle —, übrigens, wenn Sie nicht gutwillig nachgeben wollen, hier stehen meine Kosaken! (Eine Kompagnie Kosaken stand zu beiden Seiten der Landungsbrücke.) Es blieb also nichts übrig, als die Degen abzuliefern, dann wurden die Herren von der Kosakenkompagnie umzingelt und zu je 15 Mann mit ihren Burschen in zwei mir bekannte kleine Häuser geführt, in denen sie nichts vorfanden als einige Holzpritschen und ungeheure Mengen Ungeziefers, das ihnen die vorhergehenden Bewohner: Kosaken hinterließen. Die Herren können täglich eine Stunde unter Bewachung zu Einkäufen in die Läden gehen und sind im übrigen auf die Höfe ihrer Häuser angewiesen.

Während unserer ganzen Gefangenschaft habe ich nicht abgelassen, Gesuche um die Freilassung von uns Astronomen an alle Behörden direkt, wie an die amerikanische Gesandtschaft und russische Kollegen mit der Bitte um Vermittlung zu schicken — leider alles ohne Erfolg. Als letzten Versuch hatten Dr. Zurhellen und ich Anfang Juni ein Telegramm an den Höchstkommandierenden redigiert, das sich Mitte Juni zur Prüfung auf dem Landratsamt in Jenotajewsk befand; unsere Hoffnung auch auf diesen Wegen war gering. Um so höher war unser Erstaunen, als wir am 20. Juni — ein Erfolg der Bemühungen des Deutschen Auswärtigen Amts — telegraphisch nach Astrachan gerufen wurden. Wir fuhren am 21. Juni ab und hatten drei Tage auf den Kanzleien der verschiedenen Behörden zu tun, bevor wir die Reise fortsetzen konnten. Unsere Freiheit verwendeten wir dazu, uns über die Lage der Gefangenen in der Stadt Astrachan zu informieren. Aus eigener Anschauung sahen wir, daß österreichische Militärgefangene als Straßenreiniger fungieren — deutsche Soldaten sahen wir nie. Dagegen hörten wir Zuverlässiges aus dem Munde einiger hier nicht zu nennender Personen; alles was wir hörten, wurde uns durch viele andere, die wir gelegentlich trafen, bestätigt.

In Astrachan hatten sich, genau wie bei uns, Ausschüsse der bemittelten Verschickten zur Unterstützung der Unbemittelten gebildet — der aus Deutschland zurückgekehrte Gouverneur hat sie verboten und bestraft jeden, der sich mit diesen Werken der Barmherzigkeit befaßt, mit Nordsibirien. Darauf übernahmen die drei erwähnten Geistlichen die Organisierung. Die Geistlichen (russische Untertanen) wurden nacheinander zum Gouverneur befohlen und ihnen bei Strafe diese Hilfsarbeit untersagt. Sie wurden scheinbar nochmals denunziert; der israelitische wurde zuerst verschickt; acht Tage vor unserer Ankunft war auch Pastor Zimmermann nach Saratow ausgewiesen; seine Frau war damit beschäftigt, die Wohnung auszuräumen, um ihrem Mann zu folgen. Natürlich sind auch Konsulatsgelder nach Astrachan geflossen, aber es ist den Armen durch Vereitlung jeder Ausschußbildung die Möglichkeit genommen, etwas zu erhalten. Zur Zeit unserer Anwesenheit lagen beim Gouverneur 2000 Rubel Konsulatsgelder, deren Auszahlung der Gouverneur verboten hatte. Anfänglich konnten

Digitized by Google

die Ostpreußen durch Arbeit einen kärglichen Unterhalt verdienen — die Arbeit deutscher Gefangener ist jetzt seit langem durch den Gouverneur verboten. Heute leben von 150 Ostpreußen in der ungesunden Vorstadt „Vorpost" nur noch 105 unter den armseligsten Bedingungen dem Hungertode entgegen. Man ist der Ansicht, daß für diese Armen die Hilfe, wenn es überhaupt gelingt, durchzudringen, schon zu spät kommt. Wir konnten in der kurzen Zeit weiter nichts tun, als an geeigneter Stelle die Sache vorzutragen, wo man uns versprach, mit dem Gouverneur zu sprechen (was wohl wenig Zweck haben wird) und an den dänischen Konsul Nissen zu schreiben, er möge sich mit eigenen Augen überzeugen und Hilfe bringen (ob die Zensur den Brief durchließ, weiß ich nicht). Auf der Heimreise hatte ich Gelegenheit, einem Vertreter der amerikanischen Gesandschaft-Petersburg die Angelegenheit ans Herz zu legen, ebenso hat Dr. Zurhellen die Sache der deutschen Botschaft in Stockholm vorgetragen.

Die deutschen militärischen Kriegsgefangenen befinden sich zum größten Teil in Nord-Sibieren und sollen sehr zu leiden haben. In Astrachan (Stadt) sind 160 Mann interniert, über deren unmenschliche Behandlung wir durch bekannte Herren unterrichtet wurden. Die Leute sind wie im Gefängnis untergebracht und haben bei schlechtester Verpflegung nahezu keinen Zutritt zur frischen Luft. Der geringste Anlaß genügt, um ihnen drei Tage bei Wasser und Brot einzutragen. Während unserer Anwesenheit war gerade einmal diese häufige Strafe verhängt worden aus etwa folgendem Anlaß: Ein Russe, der an dem Soldatengefängnis vorüberging, hatte sich beschwert, daß ihn ein deutscher Soldat habe anspucken wollen! Die Untersuchung verlief resultatlos, daher für die Gesamtheit drei Tage Wasser und Brot! Opfert sich bei diesen ungerechtfertigten Beschuldigungen, wie es häufig vorkam, ein mutiger Mann durch Übernahme der Schuld für die Allgemeinheit, so läßt man ihn feldmarschmäßig, den Tornister mit Sand gefüllt, antreten und in der glühenden Sonne des Hofes stillstehen bis er zusammenbricht. Man sprach gegen uns die Ansicht aus, daß die Leute in kurzer Zeit zugrunde gerichtet sein würden.

Kurz und gut: Der Haß der Behörden gegen das Deutschtum kennt keine Grenze und betritt zur Vernichtung die berüchtigten Wege des Mittelalters.

Unsere Weiterreise aus Astrachan bis Petersburg — unter Polizeibegleitung, für die wir natürlich, wie immer, Hin- und Rückfahrt zu bezahlen hatten, vollzog sich ohne Zwischenfall. Wir kamen in der Hauptstadt am 28. Juni an und wurden ohne Erklärung ins Untersuchungsgefängnis (Dom predwaritelnawo Saklutschenia) in Einzelhaft verbracht, wo man uns, ohne uns zu erlauben, wenigstens unsere Wäsche aus dem Gepäck vom Bahnhof holen zu lassen, bis zum 24. Juli festhielt. Im übrigen behandelte man uns nach dem gegen politische Verbrecher beliebten Verfahren. Am 24. Juli brachte uns die Polizei zur Bahn in einen geschlossenen Wagen 3. Klasse, dessen Fenster von außen verkalkt waren. Wir fuhren im gleichen Zuge mit einem Transport zurückkehrender Frauen und Kinder und älterer Männer, sowie mit einem Transport von 20 bis 30 „invaliden" jüngeren Männern zusammen. In der Station Bjelooſtrow bei Petersburg war Gepäckrevision seitens der Militärbehörde — alle schriftlichen und

Digitized by Google

gedruckten Sachen wurden uns von den ziemlich unhöflichen und des Deutschen und Französischen unkundigen Offizieren genommen; der Transport der „Invaliden" wurde aus einem mir unbekannten Grunde[1]) wieder nach Petersburg zurückgeschickt, ebenso wie ein anderer Transport von 129 Personen drei Wochen vorher. Bei dieser Gelegenheit schalte ich ein, daß der Austauschvertrag für Nichtkriegspflichtige zwischen Deutschland und Rußland der Willkür der russischen Beamten zu unseren Ungunsten noch größere Lücken zu lassen scheint, denn im Gouvernement Astrachan sind die „Ostpreußen" überhaupt ausgeschlossen und von den Herren, die sich z. B. in Jenotajewsk gemeldet hatten, kann keiner heraus, da der Arzt behauptet: 1) eine völlige einseitige Lähmung durch Schlaganfall sei eine „vorübergehende Erkrankung," 2) der Verlust einer Niere durch Operation könne von jedem behauptet werden, 3) das Fehlen eines Beines sei in Deutschland kein Grund zur Dienstbefreiung, so daß Bruchleidende oder innerlich Erkrankte schon gar nicht mehr näher untersucht, sondern glatt abgewiesen werden. Nicht unerwähnt will ich schließlich lassen, daß der Briefverkehr mit Deutschland seit der Rückkehr des Gouverneurs im Astrachanischen Gebiet durch eine Reihe neuer Vorschriften praktisch unmöglich gemacht ist.

Endlich erreichten wir nach dreitägiger Fahrt bei ständig geschlossenen Fenstern und bei 32 Grad Celsius Wärme im Coupé (das wir nie, außer einmal zur Revision, verlassen durften), bewacht von Gendarmen und Polizeisoldaten, Haparanda, wo uns ein deutscher Konsulatsvertreter, Herr Gielen, in Empfang nahm und mit Rat und Tat unterstützte. Hier war das eigentliche Ende unserer Kriegsgefangenschaft, denn die Reise von dort über Stockholm nach Saßnitz brachte für alle eine allmähliche und angenehme Wiederkehr neuen Lebensmutes.

NB. Inzwischen wird, wie ich fürchte, das Schicksal der zurückgebliebenen Gefährten gegenüber den Schilderungen dieses Berichts eine Verschlechterung erfahren haben, da ich nach privaten mir zugegangenen Berichten Grund zu der Annahme habe, daß, infolge der großen Zahl der aus den besetzten Gebieten zurückflutenden russischen Flüchtlinge, ein Teil der deutschen Zivilgefangenen wieder weiter verschickt wurde — wohin, konnte ich nicht erfahren.

---

[1]) Inzwischen erfahre ich, daß der Grund in einer unvorsichtigen und unverantwortlichen Veröffentlichung eines aus R. zurückgekehrten Deutschen in einer norddeutschen Zeitung zu suchen ist, in der von der Bestechung russischer Ärzte die Rede war.

Digitized by Google

Die Freiheit der Meere.

Von einer australischen Reise.

Von Otto Maas, Professor an der Universität München.

I.[1])

Englischer Passagierdampfer 8. August 1914, bei der Ankunft in Australien. Kurz vorher drahtlose Nachricht von der Kriegserklärung Englands an Deutschland, die den Kapitän nicht überrascht. An Bord, außer heimgekehrten Australiern, zahlreiche wissenschaftliche, Vergnügungs- und Sportreisende aus England und einige wenige aus Deutschland. Die Engländer überlegen die Ausgestaltung ihrer weiteren Pläne für den Aufenthalt in Australien und für ihre Heimkehr von den Antipoden. Es ist gerade so weit, ob sie von diesem entferntesten Punkt der südlichen Erde in östlicher oder westlicher Richtung um den Globus herum nach Hause fahren. In beiden Fällen brauchen sie englisches Gebiet und englische Schiffe nicht zu verlassen. Die einen nehmen oder behalten ihr Billet von Sydney über den Pazifischen Ozean nach Vancouver in Kanada, um von dort mit der Kanadisch-Pazifischen Bahn nach einem atlantischen Hafen zu gelangen und dann auf einem Luxusdampfer einer der englischen Linien über den Atlantischen Ozean nach Liverpool zu fahren. Andere fahren in westlicher Richtung auf dem gleichen Wege, wie gekommen, zurück über die Südsee, Ceylon, den Indischen Ozean, Aden, das Rote Meer, Suez, Port Said, Malta, Gibraltar zur englischen Südküste nach Plymouth. Überall treffen sie englische Hafenbehörden, englische Kontrolloffiziere, sehen englische Kreuzer zu ihrem Schutz auftauchen und kommen an Truppentransporten vorbei, die farbige Hilfsvölker aller Art zur Entlastung des eigenen Kriegsdienstes nach Europa schleppen.

Den deutschen Reisenden wird bei ihrer Ankunft eröffnet, daß sie einstweilen in Australien zu bleiben haben, bis weitere Verfügungen über sie durch die englischen Behörden eingetroffen sind, und daß sie froh sein müssen, wenn ihnen unter dem Schutz der wissenschaftlichen Reise keine Unannehmlichkeiten zustoßen; denn die andern in Australien befindlichen Reichsdeutschen sind mit Körper und Eigentum der australischen Willkür verfallen und kommen zunächst in die Konzentrationslager. Der Mehrzahl der erwähnten wissenschaftlichen Reisenden wird nach einiger Zeit die Abreise gestattet; jüngere, militärpflichtige Herren werden jedoch trotz ihrer Gästeeigenschaft zurückgehalten. Auch die Entlassenen können mit ihrer Erlaubnis zur Ausreise aus Australien einstweilen nicht viel anfangen. Zum einen Teil werden sie von „neutralen" Dampfergesellschaften nach neutralen Häfen gar nicht angenommen, zum andern Teil gelangen sie wohl dorthin, sind aber bei ihrer Weiterreise,

[1]) II nach Bericht, I, III, IV, V, VI eigene Erlebnisse.

Digitized by Google

sei es nun von Java oder von Amerika ab, wieder der englischen Kontrolle preisgegeben; zum weiteren Teil werden sie direkt zur englischen Begutachtung nach London mitgenommen. Die so nach vielen Monaten nach Hause Zurückgekehrten müssen es als eine Gnade ansehen, daß man sie trotz ihrer von englischen Behörden erfolgten Einladung nach Kriegsausbruch wieder zur Heimat ließ.

II.

Dampfer des Norddeutschen Lloyd, nach Singapore und Ostasien bestimmt, im Hafen von Port Said, beim Ausbruch des Kriegs zwischen Deutschland, Frankreich und Rußland, vor Eintritt der englischen Kriegserklärung. An Bord zahlreiche Deutsche mit ihren Frauen, zum Teil nach Japan, zum Teil nach den holländischen Besitzungen zu vorübergehendem geschäftlichen oder dauerndem beruflichen Aufenthalt reisend. Darunter u. a. ein bisheriger Berliner Privatdozent an die neue chinesische Universität als Professor berufen, mit seiner jungen Frau, ebenso ein deutscher Ingenieur, der in holländischen Besitzungen eine Anstellung antreten sollte. Beide haben wie die meisten der Ausreisenden für die Mobilmachung Gestellungsbefehl im Ausland. Nach völkerrechtlichen Bestimmungen und menschlicher Überlegung erscheint es am sichersten, das Norddeutsche-Lloyd-Schiff, das ja doch in Ägypten zurückgehalten wird, zu verlassen, und mit einem neutralen holländischen Dampfer die Reise fortzusetzen, auf dem man ja, nach bisher von zivilisierten Nationen beobachteten Regeln, unbehelligt bleiben müßte. Mit Preisgebung des bisherigen Billets und unter Aufopferung des letzten Geldes nehmen die jungen Ehepaare, wie auch andere, diesen Wechsel vor. In Ceylon angekommen, wird der Dampfer von englischen Offizieren durchsucht, sämtliche Deutsche jeden Alters und Geschlechts herausgeholt, die betreffenden Herren werden in ein Konzentrationslager zu anderen Deutschen und Österreichern gesteckt, in klimatisch ungünstigen Verhältnissen unter unwürdigen Umständen, ohne Rücksicht auf ihren militärischen Rang, der Willkür farbiger Bewachung preisgegeben; ihre Frauen könnten in Colombo auf der Straße bleiben, wenn sich nicht private Mildtätigkeit ihrer angenommen hätte.

Die nicht wenigen englischen Familien, die sich zu gleicher Zeit in Port Said auf dem Dampfer befunden hatten, lassen sich mit einem Abzug ihr Fahrgeld zurückzahlen, begeben sich in Ägypten ins Hotel und warten englische Dampfer ab, die sie nach Singapore, Penang oder Ostasien ungehindert verbringen können.

III.

Deutsche Kaufleute, Pflanzer, Agenten in Ceylon, bei Beginn des Krieges in Konzentrationslager gesteckt, ohne daß sie noch richtig vorher ihre ge-

Digitized by Google

schäftlichen Interessen wahrnehmen konnten. Ihr Eigentum unter englischer Kontrolle; auch naturalisierte Deutsche mit Eigentum und Person den größten Schikanen ausgesetzt. Geschäftliche Verluste zerstören in kurzer Zeit die Arbeit langer Jahre. Englische Kaufleute gleichen Orts können die Ausschaltung benutzen. Außerordentliche Vergrößerung des Absatzes von Tee, Kaffee und andern Produkten infolge der Kriegslage. Günstigste Bankbedingung durch Entgegenkommen der Regierung. Keinerlei Störung der Schiffahrt, gehobene Stimmung allein schon durch die zahlreichen im Hafen liegenden gefangenen deutschen Handelsschiffe, besonders die stattlichen Dampfer des Norddeutschen Lloyd, über deren deutscher Flagge die englische gehißt ist.

Der Deutsche Klub, wo man noch vor einigen Monaten gemütliche Stunden verbracht und inmitten tropischer Umgebung ein treues Heimatsgedenken wahrnahm, ist geschlossen. Er könnte ja ein „gefährlicher politischer Sammelpunkt" sein, eine Zentrale wahrheitsgetreuer deutscher Nachrichten; doch gelangen solche überhaupt kaum mehr dahin. Überwachung auch des privaten Briefverkehrs, auch der naturalisierten Deutschen, auch der Schweizer; Absperrung aller deutschen Zeitungen; gelegentlich verirrt sich noch ein Schweizer Blättlein unter besonderen Vorsichtsmaßregeln hierher, das einigen Trost bringt. Singalesische und andere Eingeborene sehe ich der jahrzehntelangen Herrin und Hausfrau den Dienst kündigen; sie halten es nicht mehr für möglich, bei Deutschen zu dienen, die doch nach gedruckten englischen Nachrichten und mündlichen Versicherungen von Beamten in Europa solche Greuel begehen: Kinder aufessen, Frauen martern. Auch das private Zusammenkommen von Spionen überwacht. Das ganze Leben der Deutschen unerträglich gestaltet. Zur gleichen Zeit flutet das Leben der englischen Großkaufleute in noch stärkerem Strom, wie gewöhnlich. Hochzeiten, Militärausrücken, geben Gelegenheit zu besonders prunkvollen Festlichkeiten; Picknicks, „Gardenparties" wie immer. Auch hier ist nur ein Bruchteil der Engländer von militärischer Verwendung betroffen. Der Krieg berührt sie nach ihres Ministers Grey berühmtem Wort zunächst „wenig stärker, als wenn sie ganz neutral geblieben wären". Er erscheint ihnen vorderhand kaum eingreifender als eine größere militärische Unternehmung in Indien oder als seinerzeit der Burenkrieg. In den Zeitungen, hier wie in anderen Kolonien, lese ich bei Inseraten, die zum Einkauf aufmuntern: „Sei vergnügt, das Weltreich gedeiht, Geschäft geht wie gewöhnlich".

IV.

Vor mir, einige Wochen nach meiner endlichen Rückkehr nach Deutschland, liegt ein Stoß Briefe, geschrieben von deutschen Eltern, die über das Schicksal ihrer Kinder in der fernsten englischen Kolonie ohne Nachricht sind. Sie hatten von meinen Erfahrungen gelesen und denken, ich müßte sie in ihrer

Digitized by Google

Angst beruhigen können, da sie selbst von August bis März keine Zeile erhalten haben. Alle Stände sind in diesen Briefen unter den Eltern wie unter den fernen Kindern vertreten, große und kleine Kaufleute, Offiziere und Mannschaften der Handelsschiffe, Gelehrte, Zirkuskünstler, Goldsucher; manche, die man seinerzeit vielleicht gerne ziehen ließ und deren jetzt das Mutterherz um so ängstlicher gedenkt. Die Übereinstimmung im Schweigen, sowie aus neutraler Quelle eingelangte Nachrichten zeigen, daß all den in dortigen Konzentrationslagern befindlichen Deutschen jeder Nachrichtenverkehr von und zum Heimatland gesperrt ist, schon damit die grotesken Siegeslügen dortiger Blätter keinerlei noch so schwaches Dementi erfahren und damit zur körperlichen Unannehmlichkeit des Konzentrationslagers auch diese seelische Qual kommt.

Wie steht es mit den englischen und kolonialen Untertanen zu gleicher Zeit in Deutschland? Zuerst sind sie überhaupt frei gewesen, die kolonialen noch viel länger, als die europäischen Engländer, und die Angehörigen mancher Kolonien sind sogar besonders günstig bis in die letzte Zeit gestellt gewesen, und zwar gerade aus solchen, deren Gouverneure draußen zu den wenig Empfindsamsten gehörten. Briefwechsel aber haben alle in Deutschland Internierten von Anfang an ungehindert in zwei Richtungen pflegen können. Er war ja auf Gegenseitigkeit zugesichert. Erst in letzter Zeit dürfen unsere fernen Landsleute, allerdings nicht zu fleißig und nicht zu offen, über sich berichten, nachdem der andere Teil diese Vergünstigung trotz „Gegenseitigkeit" sechs Monate hindurch allein genossen hat.

V.

Ort der Handlung das Ministerium des Innern („Home Office") in London, Zeit November, zur neueinsetzenden Hetze gegen die in England verbliebenen Deutschen, seien sie naturalisiert oder nicht. Auf den Bänken eines Korridors im Souterrain drängen sich Deutsche und Österreicher, die noch, wenn möglich, einen Paß in die Heimat wollen, um der immer mehr um sich greifenden Internierung zu entgehen. Auch hier alle Stände vertreten: Großkaufleute, Beamte, Hotelangestellte, Hausierer, Bettler und noch Mindere. Viel Tränen und Elend. Der Mehrzahl wird nach stundenlangem Warten das Gesuch zur Heimreise oder zur Weiterführung des Londoner „Geschäfts" abschlägig beschieden; eine Minderzahl kann noch unter den bisherigen Verhältnissen verbleiben. Der Andrang ist so groß, daß Warteräume und Gänge nicht ausreichen; die ohnehin nicht sehr geduldigen Wachleute und Pförtner haben einen schweren Stand. Draußen wartet auch schon eine neugierige Volksmenge auf die gesuchstellenden Germans, aber der Mob scheint in dieser Gegend im Zaum gehalten trotz aller Aufreizung. Blau-weiß-rote Plakate verkünden, daß jeder, der einen deutschen Namen trägt, „und sei er seit zwanzig Jahren dein

Digitized by Google

nächster Tornachbar", der Spionage verdächtig ist. Geschäfte mit verdächtig klingendem Namen haben in ihren Schaufenstern großgedruckte Empfangsbestätigungen hängen, wonach sie so und so viel tausend Pfund für Kriegszwecke oder für das englische Rote Kreuz gezeichnet haben. Die Herren Karfunkelstein, Bleiweiß und ähnliche erklären in großer Schrift, daß sie russische Untertanen, „Russian Subjects" sind. Englische Subjekte respektieren das nicht immer. An der Peripherie werden eine Reihe Läden mit deutschklingenden Namen gestürmt, allerdings hat das mehr einen kommunistischen, als nur antideutschen Charakter, denn die Stürmenden — auch Frauen darunter — haben dort unbezahlte Rechnungen. Die englische Polizei hat mit ihnen übrigens anerkennenswert kurzen Prozeß gemacht.

Der Deutsche in Ausnahmsstellung, der nicht interniert ist, hat einen Paß mit gestempelter Photographie beständig bei sich zu tragen, auf dem auch alle Beschränkungsvorschriften verzeichnet sind. Wahrheitsgetreu bemerke ich aus dem meinigen, daß mir nicht nur verboten war, eine Camera und Schießwaffen zu haben, sondern auch das Halten eines Automobils, eines Motorboots, eines Flugzeugs, eines Apparats für drahtlose Telegraphie, von Brieftauben. Es wurde mir nicht schwer, diese Vorschriften innezuhalten; schwerer dagegen andere, wonach ich nicht über einen gewissen Radius außerhalb meiner Wohnung gehen durfte.

Wie es in Deutschland zu gleicher Zeit den verschiedenen englischen Zivilpersonen erging, kann ich nicht schildern, da ich das nur vom Hörensagen weiß. Immerhin glaube ich, daß man in unseren Städten sich ihrer mit Rücksicht auf den früheren und künftigen „Fremdenverkehr" genügend angenommen hat.

In England darf aber nicht nur auf Deutschland, sondern auch auf die eigene Regierung und ihre Presse geschimpft und gehöhnt werden. Schon in Friedenszeiten werden die gelben „Daily"-Blätter als „Daily Liar", täglicher Lügner, bezeichnet, anstatt als „Daily News", „Daily Mail" usw. Seit Herbst erscheint nun wirklich ein solch gedruckter „Daily Liar", der solche Parodien der englischen Zensur enthält, wie sie in einem deutschen Witzblatt stehen könnten. Ich erinnere mich der Artikelüberschriften: „Berlin in die Luft gesprengt", „König Nikita zieht jubelnd begrüßt in Budapest ein", „Frankreich hat 50 Luftschiffe von besonderem Zeppelintyp bereit", „Winston Churchill hält eine vernünftige Rede" u. a. Auch wird in Zeitungen, wie in Volksversammlungen, unter freiem Himmel in den Parks aufs eifrigste diskutiert, was nach Kriegsende, sei es, daß es günstig oder nur halbgünstig ausginge, mit dem feindlichen Territorium, wie dem eroberten überseeischen Besitz und den Hunderten von schönen Schiffen, sowie den deutschen beschlagnahmten Fabriken usw. geschehen soll. Was in Deutschland zu diskutieren erlaubt ist über Regierungsmaßnahmen und über das Kriegsziel, wage ich nicht in Vergleich zu stellen, weil ich erst zu kurze Zeit zurückgekehrt bin.

Digitized by Google

VI.

Einige Wochen früher im Indischen Ozean auf einem großen englischen Passagierdampfer. Das Schiff ist verdunkelt, eine Vorahnung für uns und eine Miniaturausgabe des später gesehenen dunkeln London. Kabinen- und Salonfenster müssen laut Kapitänsbefehl verhängt oder durch Rolläden geschlossen sein; auf den Promenadedecks, wo sonst Konzert und Tanz im Gang ist, sind die elektrischen Lampen völlig ausgedreht, sogar die nautischen Lichter vorn und an den Seiten abgeblendet. Warum? Es ist die Emden mittels drahtloser Telegraphie angesagt worden, oder vielmehr sie hat sich selbst angekündigt mit einigen Scheinnachrichten, die das englische Schiff in ihre Nähe locken möchten. Für uns zwei Deutsche an Bord ein Hochgefühl, nachdem wir indirekt in den indischen Häfen von deren Taten im Golf von Bengalen gehört und gelesen, nunmehr auch direkt einen solchen Beweis deutscher Tatkraft und Tollkühnheit in der Nähe zu verspüren. Lauschend liege ich in der Kabine wach, ob nicht der gleichmäßige Wellenschlag des Indischen Ozeans an den Schiffsplanken durch andere Laute unterbrochen wird.

Auf die Engländer ist die Wirkung nach Beruf, Alter und Temperament sehr verschieden. Ein aufgeregter, alter Professor spricht beständig davon, daß er wie ein „Gentleman mit einem Degen in der Hand" sterben möchte und nicht wie eine „Ratte in seiner Kabine ersaufen". Offiziere, die samt Truppenabteilungen von Ceylon und Indien an Bord gekommen sind, überlegen mit dem Kapitän und ruhigeren Passagieren die Möglichkeiten, wenn das deutsche Schiff auftauchen und dessen Offiziere an Bord kommen sollten. Als Soldaten, die über Waffen und Mannschaft verfügen, wären sie gegen eine bedingungslose Übergabe. Andere Passagiere, namentlich eine ältere englische Dame, die Frau eines hohen Würdenträgers, bedauert nur, daß man in solchem Falle Koffer mit Kleidern und Einkäufen an Bord lassen müsse und nur mit dem Notwendigsten ausgeschifft werde. Was aus den „zwei Germans" werden soll, ist allen unklar.

Die englische Dame hat wohl für den Ernstfall mit ihrem Phlegma recht. Wenn die Emden wirklich kommt, so werden die Passagiere schließlich doch wieder auf ein neutrales und dann auf ein englisches Schiff und in einen englischen Hafen oder direkt auf ein englisches Schiff gebracht werden. Die Engländer können dann ihren Heimweg fortsetzen und haben nichts verloren, als die Bequemlichkeit ihres Gepäcks. Die Deutschen würden sich überall in der gleichen Isolation befinden, in den englischen Kolonien ein-, und in neutralen Kolonien abgesperrt, und auf der Emden selbst erst recht isoliert im Weltmeer.

Eine zweite und dritte Nacht wieder in der Kabine wachliegend und wartend, stelle ich mir das Schicksal der Emden unter den jetzigen, aber auch unter anderen günstigeren Bedingungen vor. Was hätte das kühne Schiff alles

Digitized by Google

vollbringen können, wenn es, gestützt auf Verbindungen und Nachrichten, nicht einzeln, sondern mit anderen Schiffen zusammen im Indischen Golf hätte erscheinen können. Wird es einmal eine Zeit geben, wo deutsche Männer und deutsche Schiffe über See nicht vereinsamt und abgeschnitten sein werden von der ersten Kriegswoche ab? eine Zeit, wo die kühnen Führer unserer Schiffe auch draußen Munition, Kohlen, Lebensmittel bekommen können, nicht aus Gnade, sondern als ihr deutsches Recht, und vor allem wo ihnen und andern Deutschen auch die seelische Nahrung, die Verbindung mit dem Heimatland, die wirklichen Nachrichten nicht entzogen sein werden? In jedem Hafen lesen die Engländer die Telegramme der Agentur mit dem deutschen Namen Reuter. Wird es später auch einmal ein deutsches Kabel (meinetwegen mit fremdländischem Namen) geben und einen geistigen Verbindungsstrang? Aber das sind ja keine Friedensziele mehr, sondern „Kriegsziele", an die man nur auf dem offenen Ozean denken darf.

Englischer Geschäftsgeist in Südamerika.

Von Käthe Olshausen-Schönberger.

Viele Einzelheiten in den folgenden Zeilen sind nicht etwa erst jetzt von haßerfüllter Hand niedergeschrieben worden, wie mancher vielleicht bei der Lektüre denken mag. Sie sind schon vor mehreren Jahren zu Papier gebracht worden, und wenn sie erst jetzt an die Öffentlichkeit dringen, so hängt das mit dem gestärkten Rückgrat fremden Nationen gegenüber zusammen.

Es wurde vor gar nicht so langer Zeit bei uns darüber gesprochen, daß es doch sehr bedauerlich sei, daß die Deutschen da draußen relativ wenig Unternehmungsgeist zeigten und sich nur selten führend an großen Projekten beteiligten. Die alte Leier vom ängstlich zurückgehaltenen Kapital will ich nicht anstimmen, teils weil das den meisten schon bekannt ist, teils weil es heute wirklich nicht mehr den Tatsachen entsprechen dürfte. Denn vor 10 bis 15 Jahren noch stand es entschieden nicht so großartig mit dem deutschen Wettbewerb, was mit allen möglichen Gründen entschuldigt wurde: Der Deutsche sei eben vorsichtiger, auch nicht so kapitalkräftig wie die großen englischen, französischen und belgischen Syndikate, die mit starkem Rückhalt arbeiteten. Es mag wohl etwas Wahres daran gewesen sein, trotzdem würde Deutschland niemals der große kommerzielle Rivale Englands in Südamerika geworden sein, hätte es nicht schließlich dennoch neben seinem Fleiß auch ein Risiko auf sich genommen und Kapital auf den Markt geworfen. Leider etwas spät, denn die großen Konzessionen, Eisenbahnen, elektrische Bahnen, Hafenanlagen usw. waren bereits in englischen Händen. Mir erzählte der deutsche Konsul in einer brasilianischen

Digitized by Google

Hafenstadt, daß manche der sich nachher so glänzend rentierenden Unternehmungen erst Deutschen angeboten waren, die sie mißtrauisch prüften und schließlich meinten: „Ja, wenn das wirklich eine so vorzügliche Sache wäre, hätte sie doch schon längst eine englische Gesellschaft verwertet!"

Die Südamerikaner, speziell die Brasilianer, schätzen die Arbeitskraft und nicht zum mindesten die Gründlichkeit und Vornehmheit der Deutschen viel höher, als man gemeiniglich annimmt. Die deutschfeindlichen Äußerungen, von denen man im Laufe dieses Kriegsjahres vernahm, sind herzlich unbedeutende Auswüchse einer schwachköpfigen Minorität, deren ganzes Leben und Trachten in der Nachahmung französischer Sitten und Unsitten besteht. Dazu kam, wie überall, die verlogene, bestochene Hetzpresse. Was ich im folgenden über die Brasilianer sage, wird möglicherweise manche Gemüter entsetzen, denen es peinlich ist, einem Volke, mit welchem wir in Beziehungen stehen, die nackte Wahrheit so unverblümt zu sagen. Es schadet aber durchaus nicht, wenn wir den Brasilianer so schildern, wie er nun einmal ist, ohne uns daran zu kehren, ob ihm das angenehm ist. Das Moralitätsgefühl des Durchschnittbrasilianers ist höchst lax, was in einem Lande, wo die Korruption seit Menschengedenken alle politischen und zur Verwaltung gehörigen Gebiete durchseucht, nicht wundernehmen kann. Es gibt keinen Gouverneur oder Präsidenten in den einzelnen Bundesstaaten, der nicht seine „capangas" — in dürren Worten: gedungene Halsabschneider — besitzt, die auf seinen Wink einen unbequemen Rivalen, Gegner oder Mitwisser schmutziger Geschichten beiseite schaffen. Ich selber kannte im Staate Paranà den außergewöhnlich intelligenten, weitblickenden Präsidenten Vicente Machado da Costa Lima, der mit allen Kräften für deutsche Einwanderung arbeitete und einen ehrlichen Respekt für die damit ins Land gebrachten Werte besaß — was ihn jedoch nicht hinderte, in aller Öffentlichkeit mit Hilfe einer Horde wohlbewaffneter Strauchritter den Versuch zu machen, einen zähen Gegner am hellichten Tage ermorden zu lassen. Trotzdem lebt in diesen intelligenten, rücksichtslosen Gesellen die innerliche Hochachtung vor Ordnung, Fortschritt und Gerechtigkeit, und der brasilianische Wappen- und Wahlspruch lautet auch „Ordem e Progresso". Sie wissen sehr genau, daß weder Engländer noch Franzosen und Amerikaner diesen Idealen im geschäftlichen Leben übermäßig nacheifern; nicht etwa, daß sie deshalb ein Haar in deren Geschäftspraktiken fänden — man faßt das als ganz natürlich und selbstverständlich auf, man ist sozusagen unter sich. Die deutsche Art dagegen fällt geradezu auf, man bewundert sie, lobt sie aufrichtig und wünscht ihr im Adoptiv-Vaterland gutes Gedeihen. Nicht unbemerkt bleibt es ja auch, daß viele tüchtige Männer Brasiliens deutscher Abstammung sind, z. B. der heutige Minister des Auswärtigen Lauro Müller, dessen Eltern Rheinländer waren.

Diese Anerkennung habe ich im Süden wie im Norden, ganz besonders auch

Digitized by Google

im Innern gefunden. Leider aber zwingt die englische geschäftliche Unsauberkeit gerade im noch wenig bereisten, halbzivilisierten Norden, wo das „weiche Gold", der Kautschuk, durch die Möglichkeit, in kurzer Zeit ein Vermögen zu erwerben, geradezu demoralisierend wirkt, auch andere Häuser zu Kniffen, die sonst undenkbar wären. Die Gummisammler bringen ihre Produkte an die Hafenplätze nach den Stapelplätzen. Die europäischen Kaufleute lassen die einzelnen Gummiballen abwiegen und in der Mitte durchschneiden, um die Qualität des Kautschuks festzustellen und auch einem etwaigen Schwindel auf die Spur zu kommen; es sollen sich nämlich mitunter alte Hängematten, Steine oder Holzklötze im Innern der wertvollen Kugel finden. Nachdem Qualität und Gewicht geprüft worden sind, erhält der „caucheiro" seinen Lohn. Der Angestellte eines deutschen Hauses erklärte uns offenherzig, daß die englischen Gummihäuser eine wissentliche Unterschätzung der Qualität in allen irgend angängigen Fällen eingeführt hätten, um mehr daran zu gewinnen; da sie noch immer führend sind, muß alles dieser unmoralischen business folgen, um mitkommen zu können. — Je weiter man in der Wildnis vordringt, und die Zivilisation im Rücken läßt, desto ärger wütet der englische Geschäftsgeist und vielen wird noch der englische Putumayo-Skandal im Gedächtnis sein, der vor ein paar Jahren eine Gummigesellschaft an der brasilianisch-peruanischen Grenze an den Pranger stellte; die Herren Direktoren saßen in London und ließen ihre Agenten draußen in den fernen Urwäldern am Putumayo die fürchterlichsten Grausamkeiten an armen, wehrlosen Indianern begehen, um die Gummiausbeute zu steigern. Wer wird da nicht an die Zeiten der Handelsgesellschaft in Indien unter Warren Hastings erinnert? Die Opfer sind andere, aber der britische Geist ist geblieben. Ein Burke hat damals auch nicht viel ausgerichtet, heute wird ebenso vertuscht, die Schuldigen werden nicht bestraft, denn Geld, Geld, Geld ist ja da, um alle in sittlicher Entrüstung schreienden Mäuler zu stopfen. Ich habe eine kurze Zeit unter den harmlosen indianischen Gummisammlern jener Gegenden geweilt, und das Herz dreht sich einem um, wenn man daran denkt, wie gegen diese verelendeten Nachkommen edler peruanischer Geschlechter die Habsucht jener Gentlemen, die daheim in der City in den ausgepreßten Millionen spekulieren, die raffiniertesten Martern ersonnen hat.

Wir fuhren damals mit dem Liverpooler Überseedampfer „Huascar" von Manáos nach Iquitos und zurück. Die Fahrt den Amazonenstrom hinauf dauert 17 Tage, hinab acht, woraus man sich einen Begriff von dem Riesenstrom, der Ozeandampfer bis nach Peru hinauf nimmt, machen kann. Jene Fahrt war die grauenhafteste meines Lebens, und ich kann nur versichern, daß es auf dem kleinsten brasilianischen Küstenfahrer besser zugeht, als auf diesen Schiffen der Liverpooler Booth-Line. Wir schliefen nebenan auf dem oberen Deck des Leichters, der für die Passagiere, die nicht alle Platz auf dem Dampfer gehabt hätten, an der Seite des letzteren festgemacht war. Schon die Fahrt stromauf war

Digitized by Google

reich an Ungeheuerlichkeiten, deren Schilderung mich zu weit führen würde, da Dinge wie faules Fleisch, unsäglicher Schmutz und rücksichtslose Behandlung im Vergleich zu dem, was kommen sollte, Kleinigkeiten waren. Die Krönung des Ganzen war die Rückfahrt. Fünf Minuten vor der Abfahrt wurde ein bleicher, anscheinend schwerkranker Mann auf einem primitiven Feldbett heraufgetragen und mitten auf das Leichterdeck unter die Passagiere gestellt. Einige Stunden später, während der Fahrt, erschien der Schiffsarzt und untersuchte gelangweilt den Kranken, coram publico natürlich. Da der Arme aussah, als würde es bald mit ihm zu Ende gehen, interessierte man sich für ihn. Als aber die öffentliche Untersuchung beendet war, wußten wir alle, daß der Mann die Pest hatte. Obwohl wir die Pestbeulen ebenso erkannt hatten, wie der Arzt, leugnete dieser unverfroren ab, die Natur der Krankheit zu kennen. Jener arme Teufel, ein spanischer Gummisammler, der nach seiner Heimat zurückwollte, starb zwölf Stunden später mitten unter den schwatzenden, spuckenden, rauchenden Passagieren ohne jegliche Hilfe; der saubere Arzt spielte nebenan auf dem Dampfer Schach mit dem Kapitän und weigerte sich beharrlich, seine Partie zu unterbrechen, da ja doch nichts mehr zu machen sei. So kämpfte der Sterbende seinen qualvollen Todeskampf zwei Stunden lang, ohne daß eine barmherzige Hand ihm den Schweiß von der Stirn gewischt oder einen Trunk Wasser gereicht hätte. Jeder fürchtete sich vor der Pest und nur, wenn der Ärmste von Zeit zu Zeit unter Krämpfen von seinem Lager herabkollerte, kamen ein paar eingeborene Schiffswärter und legten ihn wieder auf das Bett. Ich glaubte, ich würde nie wieder froh sein können, als ich mich an diesem Abend, zehn Schritte vom Toten entfernt, in die Hängematte legte. Als der Tod eingetreten war, erschien der Kapitän mit dem Arzt, betrachtete den Verschiedenen mit den Händen in den Hosentaschen und sagte: „Well — he's dead!" Ein Segeltuch darüber und am folgenden Morgen wurde der Tote am Ufer eingescharrt. Als Ersatz gab's nun schauerliche Szenen mit einem kranken brasilianischen Schiffsoffizier, der sich in Iquitos das gelbe Fieber geholt hatte und in der Folge tobsüchtig geworden war; zwei indianische Wärter, gänzlich heruntergekommene Individuen, die man für ihn aufgenommen hatte, sollten ihn bewachen. Da er auch nachts seine Anfälle bekam und man sich auf seine Wärter, die sich betranken und herumtrieben, nicht verlassen konnte, gingen wir zum Kapitän und ersuchten um Wegschaffung des Tobsüchtigen nach einem isolierten Teil des Schiffes. Der Kapitän sah uns mit großen, runden Augen an und sagte wörtlich: „Was fällt Ihnen ein? Der Mann hat seinen Platz ebenso bezahlt wie Sie, der bleibt, wo er ist!" Erst als sämtliche Fahrgäste sich beschwerten und energisch die Entfernung des Kranken verlangten, gab er nach, und der bedauernswerte Offizier wurde, da der Kapitän keinen besseren Raum hergeben wollte, in den untersten, stinkenden, feuchten Schiffsraum gebracht, wo er sechs Tage halbnackt in Dunkelheit mit dem reichlichen Ungeziefer, das so ein schmutziges

Digitized by Google

Schiff in den Tropen bevölkert, bis Manáos verblieb. Abends, wenn der Dampfer wegen der Untiefen vor Anker ging und die Maschinen ruhten, hörten wir die heulenden Rufe des Irren bis zu uns herauf. So geschehen auf dem Liverpooler Dampfer „Huascar" von der Booth-Line im März des Jahres 1905.

Neben den brasilianischen Schiffen (wenn ich nicht irre von der Freitas-Linie) verkehrten damals noch Dampfer der Hapag (H. S. D. G.), sowie englische der Booth-Line zwischen der Küste und Iquitos. Im Jahre 1904 bewog die Liverpooler Gesellschaft die Hapag, ihren Schiffsverkehr von Manáos bis Iquitos in Peru zugunsten der ersteren auf vorläufig sieben Jahre zu zedieren. Ich habe Brasilianer und Peruaner einstimmig klagen gehört, daß nun die rücksichtslosen Engländer die beliebten deutschen Schiffe verdrängt hätten; leider konnten wir die Frage, weshalb das geschehen sei, nicht beantworten. Daß die Booth-Line nebenbei noch bemüht war, den Ruf der pünktlichen, schnellen deutschen Postdampfer zu untergraben, beweist folgender Vorfall, der sich im Anschluß an die eben geschilderte Fahrt auf dem „Huascar" zutrug. In Manáos verließen wir das schaudervolle Schiff und blieben als Gäste des deutschen Konsuls an Land, bis der deutsche Dampfer „Patagonia", von Pará kommend, eintraf, mit dem wir den Rest unserer Reise zurücklegen wollten. Die „Patagonia" lag im Hafen unter Dampf und wollte in einer Stunde abfahren, alles befand sich längst an Bord, und nur noch wenige Ballen Ware lagen am Kai. Da legte ein soeben ankommender englischer Dampfer an. Unsere Kräne stoppten plötzlich. Die Hafenarbeiter gingen augenblicklich zum neuen Ankömmling hinüber und — kaum glaublich aber wahr — die „Patagonia" mußte warten, bis der Engländer seine Ladung eingenommen hatte und abgedampft war, bis sie ihre paar restlichen Ballen übernehmen und die Anker lichten durfte. Es nutzten keine Bitten, kein Schimpfen, keine Vorstellung — die Hafenanlagen von Manáos waren englisch und der englische Hafenkommandant der brasilianischen Regierung absoluter Herr. Daß er, wie uns der Kapitän der „Patagonia" erzählte, häufig ein besonderes Geschenk beanspruchte, um überhaupt seine Pflicht zu tun, ist ein Kapitel für sich und bringt die heutige russisch-englische Solidarität zum besseren Verständnis. In den Zeitungen von Manáos und Pará aber stand in den nächsten Tagen zu lesen, daß, obwohl der Liverpooler Dampfer einen ganzen Tag später als der deutsche Dampfer in Manáos eingetroffen sei, er dennoch Pará um einen halben Tag früher als jener erreicht habe. Dies aber war und ist der englische Konkurrent in Südamerika. Im zivilisierteren Süden benimmt er sich äußerlich vorsichtiger, im Norden jedoch, wo er sich ungenierter gibt, kommt die ganze Unverschämtheit zum Vorschein. Möge bald die Zeit kommen, wo die zu schmachvollen Gemeinplätzen herabgesunkenen Werte: „Freiheit, Gerechtigkeit, Zivilisation" in deutsche Hände genommen werden und auch in jenen Gegenden wieder zu Ehren gelangen, wo englische Heuchelei sie mit Füßen getreten hat.

Digitized by Google

Vom alten und neuen Geist akademischer Jugend.

Von Prof. Dr. Franz Boll (Heidelberg).

Das dritte Kriegssemester hat in diesen Tagen eingesetzt. Die Erscheinungen, die das erste und zweite bezeichneten, werden verstärkt wiederkehren: die allzu beschauliche Stille in Bibliotheken und Instituten, das ungewöhnliche Zahlenverhältnis zwischen männlicher und weiblicher Zuhörerschaft, und mehr als all das jener eigentümlich bannende Unterton eines Studierende und Dozenten im gleichen Maße ablenkenden und beherrschenden Interesses, das in keiner Stunde des Tages abreißt und während jeder Arbeit sich unaufhörlich aufdrängt, mit Zeitung und Atlas, mit Gespräch und Brief. Der ferne Kanonendonner, dessen eigentümlich runde dumpfe Schläge wir hier in Heidelberg so manches Mal von Südwest her tagelang vernehmen, hallt auch noch in weiterem Abstand von der Kampffront zu allen Stunden nach, im Gedanken an die draußen Stehenden und im Grübeln über den Fortgang und den Sinn dieses endlosen Ringens.

Einmal wird die Stunde dennoch schlagen müssen, wo die Millionen draußen bekränzt zurückfluten in die Heimat. Und wenn Jubel und Wehmut des Wiedersehens und Neuvermissens verstummt sind, so werden auch wir an den Hochschulen wieder mit den Heimgekehrten entschlossen an die Arbeit gehen — mit den neugewonnenen alten Zuhörern und manchem dazu, für den zwischen den engen Frieden der Schule und das verheißene Land der Universität sich wie eine wilde Schlucht voll Ungeheuer der Krieg eingeschoben hat. Nicht von den mancherlei ernstlichen Schwierigkeiten der Heimkehrenden, sich wieder in ihre Arbeit zu finden, soll hier gesprochen werden: durch zweckmäßige Einrichtungen, die schon von mancher Seite öffentlich und im stillen erwogen wurden, läßt sich dieser Übergang wesentlich erleichtern. Aber wie werden diese vor Leben und Tod erprobten Studenten sich innerlich zu dem stellen, was ihnen vor dem Krieg der Inhalt ihres Lebens war oder werden sollte?

Sie sind vielfach vor Jahr und Tag als Kriegsfreiwillige eingetreten und dann nach einigen Monaten an die Front gerufen worden, die an die fast allzu neuen Soldaten ungeheure Anforderungen stellte — um so höhere, je mehr sie von sich selber glaubten fordern zu müssen. Jener Sturm ihrer singenden Reihen gegen englische Maschinengewehre, der in der überreichen Geschichte dieses Krieges wie ein altes Heldenlied vom seligen Tod weiterklingen wird, bezeichnete damals ihre Art. „Die machen es", sagte mir vor etwa drei Vierteljahren einer aus der Mannschaft, als vom Fortreißen der Linien zu besonders opfervollen, fast unmöglichen

Digitized by Google

Aufgaben die Rede war; und die andern im Kreis bestätigten es. Jetzt sind die von jener heroischen Jugend Übriggebliebenen und die seither Eingezogenen, die man länger und sorgsamer ausgebildet hat als die Kriegsfreiwilligen der ersten Zeit, mehr in den allgemeinen Typus des Soldaten, des Kriegers übergegangen; sie sind zum größten Teil als Offiziere oder Unteroffiziere in die Stellen der fehlenden Zugführer eingetreten oder werden eben jetzt in Offizierskursen dazu erzogen.

In diesen Zeiten ihrer zweiten Ausbildung oder eines sonstigen Urlaubs ist die Gelegenheit gegeben, sie zu Hause einmal wiederzusehen und sich die Frage zu beantworten, wie sich einst die Seelen jener jungen Krieger dazu stellen werden, wenn sie wieder zur friedlichen Arbeit zurückkehren sollen. Das Beobachtungsmaterial wäre allzu einseitig, hätte ich es nicht an denen ergänzen können, die mir in einem großen Lazarett durch die Hände gegangen sind; auch unter diesen zweieinhalb Tausenden befand sich eine nicht geringe Zahl aus den gelehrten Berufen.

Es ist eine der Wirkungen der großen Gemeinschaft des Kämpfens und Ausharrens im Schützengraben, daß sich im Feldgrau nicht bloß die Unterschiede der Gesellschaftsklassen, sondern bis zu einem gewissen Grade auch die der Vorbildung verwischen. Viele von den Gesichtern in den Betten des Lazaretts sind durch den Krieg, nicht nur in der ersten Zeit nach den Erlebnissen des Kampfes, charakteristisch geprägt, und zwar unter den Gebildeten wie unter denen, die nur durch die Volksschule gegangen sind — die deutsche Volksschule freilich: man lernt im täglichen Verkehr mit den Verwundeten, was das besagen will. Bei vielen fehlt die Möglichkeit, die frühere Erscheinung und Haltung mit der gegenwärtigen zu vergleichen; um so mehr drängt sich dieser Vergleich bei den eignen früheren oder gegenwärtigen Schülern auf. Der Eindruck beim Wiedersehen ist oft sehr scharf ausgesprochen: wie die Briefe aus dem Feld, so zeugen ihre Gesichter davon, wie sie innerlich gewachsen, überraschend reifer geworden sind; vor allem die mit Befehl und Verantwortung Betrauten. Man sieht ihnen an, daß ihr Pflichtgefühl schärfer und strenger, unbedingter geworden ist. Wie alle, die wirklich Schweres draußen durchgemacht haben, erzählen sie nicht allzuviel: von einem Versuch, die eigne Leistung prahlend oder selbstzufrieden ins Licht zu rücken, wird man nichts bemerken können. Aus den Zügen der Heimgekehrten spricht oft eine schöne Vereinigung von gelassener Ruhe und gespannter Aufmerksamkeit, die ganz eigen ist, weil sie zum Glück sonst nicht älter geworden sind. Denn auch das gehört zu den — am treffendsten wie ich glaube von Erich Everth[1]) ausgesprochenen — Kenn-

[1]) Tat-Flugschriften 10: Von der Seele des Soldaten im Felde. Bemerkungen

Digitized by Google

zeichen des Kämpfers, daß ihn der fortgesetzte Aufenthalt im Freien ganz erstaunlich widerstandsfähig gegen alle Strapazen macht, daß ein Grundstock von Gesundheit sich in ihm ansammelt, der dann auch für die Folgen der Verwundung ein wertvolles Gegengewicht bildet. Ich habe oft mit der größten Überraschung wahrgenommen, wie ich nach kurzer Abwesenheit den einen oder anderen schwerer Verletzten im Lazarett mit dem Blick eines völlig Gesunden wieder antraf, nachdem nur erst die schlimmsten Schmerzen beseitigt waren. Es ist auch in diesen Verwundeten etwas von jenem Ausdruck erhöhten Lebensgefühls, das neben allen Eindrücken von Kampf oder Leid und neben der festen Ruhe in den Gesichtern der zum Urlaub Heimgekehrten sich ausprägt: eine gesteigerte unbekümmerte Kraft, und darum ein so sicheres Zufassen an dem ersten Zipfel wiederkehrender Genesung, auch wenn inzwischen ein Arm oder ein Bein abhanden gekommen ist.

Erhöhtes Lebensgefühl also; aber auch eine zunächst noch kaum näher zu bezeichnende seelische Verfeinerung. Vielleicht mochte man nicht ohne Grund namentlich zu Beginn dieses Krieges, der den Grausamkeiten der Balkankriege nur allzu rasch nachfolgte und der selbst so viel rücksichtslose Härte gegen die eigene wie gegen die fremde Person mit sich brachte, die Gefahr einer teilweisen Verrohung oder seelischen Vergröberung unseres Volkes befürchten. In Wahrheit scheint viel eher das Gegenteil eingetreten zu sein. Ist es die tägliche Gesellschaft des Todes oder das strenge Pflichtgefühl, die unerschütterliche Standhaftigkeit im Ausharren und Ertragen, die diesen Zug an oft so jungen Menschen herausarbeitet? Ich glaubte ihn an vielen wahrzunehmen; ihr Lachen und ihr Lächeln schien feiner und tiefer geworden, aus ihrem Gesicht sprach die heimlich bildende Gewalt ungeheurer Erlebnisse. Vielleicht trügt die Vermutung nicht, daß dieses ethische Neuwerden bei der Mehrzahl dauern oder mindestens in seinen Nachwirkungen nicht mehr völlig verloren gehen werde.

Das Neue könnte freilich nicht da sein, ohne daß es schon vorher angelegt gewesen wäre: die mir vor dem Krieg als die menschlich wertvollsten unter meinen Schülern erschienen waren, die sind es auch draußen geblieben — Pflichtgefühl, vornehme Gesinnung, gelassene Ruhe konnte der Krieg bei ihnen nur unmittelbarer ans Licht stellen. Kleine Tatsachen pflegen oft deutlicher zu reden als Allgemeinheiten; so sei eine derartige an sich ganz geringfügige Sache hier erzählt. Jeder erinnert sich an jene beispiellose Erregung der ersten Woche nach der Mobilmachung, wo kaum

eines Kriegsteilnehmers (Jena, Eug. Diederichs). Ich will mich für den Hinweis auf dieses Heft, den mir ein Freund gegeben hat, dadurch dankbar erweisen, daß ich es hier weiteren Kreisen empfehlen möchte; es scheint mir in seiner klaren und ungeschminkten Sachlichkeit unter der Kriegsliteratur, die ich kenne, einen sehr hervorragenden Platz zu verdienen.

Digitized by Google

einer von uns Älteren die Hand an seine Arbeit gelegt haben wird. Einige meiner besten Schüler machten damals rasch ihr Promotionsexamen und warteten nach Meldung als Kriegsfreiwillige Stunde um Stunde darauf, eingezogen zu werden. Die Zwischenzeit aber vertrieben sich zwei von ihnen, die ein paar Semester vorher Senioren (Bibliothekare) des philologischen Seminars gewesen waren, mit einer genauen und erschöpfenden Revision von dessen Bibliothek, und sie schlossen ihre Tätigkeit mit einem besonders gründlichen Bericht über wünschenswerte Verbesserungen. Wenige Tage darauf wurde der erste von ihnen eingezogen. Ich gestehe, daß bei dieser ganz freiwilligen, von mir nicht einmal vorgeschlagenen Leistung, in diesen Tagen, etwas von einem „Lieb Vaterland magst ruhig sein" mir durch den Kopf zog: ich wußte, wie diese deutsche Art sich draußen im Feld halten würde.

Wie wird es aber mit ihrem intellektuellen Wesen, mit ihren geistigen Interessen nach dem Kriege werden? Ich kann nur aus dem schließen, was ich beobachtet habe. Darum möchte ich die Frage nach einer etwaigen Steigerung oder Neuorientierung des religiösen Interesses hier nicht weiter berühren, aus dem einfachen Grunde, weil mir bei keinem der gesund oder verwundet Heimgekehrten eine merkliche Neigung entgegengetreten ist, über diese Dinge zu sprechen. Wohl ist in den Feldpostbriefen, nicht in ausführlichen Erörterungen, aber in der Form des Ausdrucks, das Bedürfnis zu spüren, dem ungeheuren wirren Geschehen und Sterben einen Sinn zu geben, der über den Begriff eines irrationellen Schicksals zu dem tröstlicheren einer allwaltenden Gottheit hinaufführt. Auch vom Beten im Granatfeuer schrieb mir einmal im Dezember ein wackerer Genosse meines Seminars, der inzwischen an der Lorettohöhe als Offizier gefallen ist. „Vor etwa zehn Tagen lag ich mit meinem Zug, der zum größten Teil aus Schwarzwälder Landwehrleuten besteht, in unserem vorgeschobenen Infanteriewerk, als fünf Minuten lang ein wildes Granatfeuer über uns niederging, ohne zum Glück uns Verluste beizubringen. Alle fielen in den Gräben hin und beteten, sie beteten laut, und daß sie andächtig beteten, brauche ich nicht besonders zu bemerken, ebenso daß alle beteten, wenn sie auch scheinbar gleichgültig ihre Pfeifen schmauchten. In solchen Augenblicken ist dies einem jeden von uns Bedürfnis und Stärkung." Aber von seinem Unterstand mit tickender Wanduhr und surrendem Ofen, von der Decke auf dem Tisch und der kleinen Vase mit Palmkätzchen und einer gelben Narzisse darin schrieb er ausführlicher und öfter als von solchen Dingen. Die gehören wie die letzte Lebensgefahr zu dem Persönlichsten, von dem man nicht gern viel Worte macht. Am wenigsten konnte ich irgend welche konfessionelle Art an dieser zum Teil mit resolutestem Verzicht auf jede intellektuelle Brücke aufgebauten Reli-

Digitized by Google

giosität wahrnehmen. Alle entscheidenden religiösen Gefühle, Ehrfurcht, bezeichnend ausdrückte, eine Art „gottloser Religiosität" sich nicht weniger Hingebung, Vertrauen sind da: und es ist als ob damit, wie es jemand Formeln eingestellt. Wie es mit dem religiösen Empfinden und Verlangen in Zukunft werden wird, wage ich aus dem wenigen, was ich unmittelbar erfuhr, nicht vorauszusagen.

Eher läßt sich mit Sicherheit die Erwartung aussprechen, daß lebhafteres politisches Denken, auch die tätige Mitarbeit am politischen Leben vielen als selbstverständlich für die Zukunft vor Augen steht. Über das Wie machen sie sich wohl noch nicht allzuviel Gedanken: aber daß die Kämpfer die Pflicht und vor allem das stolze Recht haben, einst auch in diesem Sinne zu Hause in Reih und Glied zu treten und ihren Mann zu stellen, ist vielen klar. Aus dem bloßen Nationalbewußtsein, das sie alle als sicheren Besitz ins Feld mitgenommen haben, ist ihnen die Erkenntnis des nationalen Staates als der einzigen geschlossenen Form, in der das Volk seine Zusammengehörigkeit erhält und rettet, emporgestiegen: und mancher von ihnen hegt die Empfindung, daß es vor allem nottut, neben den wirtschaftlichen Kräften auch die geistigen in den politischen Machtkämpfen zu Wort kommen zu lassen. Politische und staatswirtschaftliche, wie geschichtliche und geographische Studien werden erneutes und vertieftes Interesse auch über den engen Rahmen des Faches hinaus finden, das sich der einzelne erwählt hat.

Und wie werden sie sich künftig verhalten zu ihrem ganzen bisherigen Tun und Treiben, zu ihren Lieblingsstudien und Berufsabsichten und zu der Art, wie sie vor dem Krieg ihr Leben in den gegebenen Organismus der Nation einzufügen dachten? Es gibt zu Hause mancherlei Leute, die für ihr Bedürfnis, radikal aufzuräumen mit dem, was ihnen unlieb oder unverständlich ist, nach dem Krieg die rechte Zeit gekommen glauben: „Heimkämpfer", deren unterste Schicht wohl im Ernst die Frage erörtern mag, welche fremden Sprachen man noch lernen, ob man Shakespeare und Molière weiter aufführen dürfe. Wer in seinem Leben noch keine zehn Sätze in anständigem Deutsch zustande gebracht hat, begibt sich mit besonderer Vorliebe auf den Kriegspfad gegen die Fremdwörter, die keine sind, und fordert deutsche Dichter und Gelehrte vor das Kriegsgericht seines Stammtisches und seines Blättchens... Und erhofft die von draußen Kommenden als Teilnehmer an diesem hohen Tun.

Davon soll hier nicht weiter die Rede sein. Aber noch vor einigen Tagen hörte ich bei feierlichem Anlaß, die aus dem Krieg zurückkommende und die nachher aufwachsende Generation werde sich ihr ganzes Verhältnis zum Leben, ihr Weltbild im weitesten Sinne mit allen Konsequenzen neu aufbauen müssen. Das schien nicht nur in dem Sinne gemeint, in dem

Digitized by Google

es für jeden einzelnen Menschen von jeher und immer zutrifft, sondern offenbar so, als sei mit diesem Riesenkrieg eine Weltkatastrophe im Sinne der alten Philosophen, eine deukalionische Flut, im Begriff über die Welt hinzugehen und alles seelische Leben derart auszulöschen, daß das Alte stumm und tot geworden sei und das neue Geschlecht seine Sprache und Art nicht mehr verstehen könne.

Wird es so oder auch nur ähnlich werden? Man kann wiederum einstweilen nur aus dem schließen, was einem während des Krieges entgegentritt. Wenn die Verwundeten aus dem Gröbsten heraus sind und die gesund Heimgekehrten die ersten Tage einer sonderbaren Betäubung hinter sich haben und den Frieden zu Hause wieder ohne Erregung oder Widerwillen ertragen können, so erwacht bei der großen Mehrzahl und gerade bei den innerlich Kräftigsten ein Bedürfnis, der Heimat wieder froh zu werden, der Heimat im nächsten und im innerlichsten Sinn des Wortes: Berg und Tal, Eltern, Frau und Kinder, die Liebste, Musik, Bilder und Bücher — man fühlt, ein so heißes und tiefes Heimweh in so mannigfaltigen Formen hat es noch kaum je gegeben als bei denen draußen, auch nach ihrer Rückkehr. Fragt man sie in diesen Tagen, was sie gern lesen möchten, so suchen sie in ihrer Erinnerung nach dem Feinsten und Schönsten, dessen sie einst froh geworden sind oder von dem eine Ahnung in sie gedrungen ist. Das ist nicht bloß bei den durch höhere Schulen Gegangenen so. Bei vielen bringt dieses Nachsinnen natürlich nicht eben Beträchtliches ans Licht; da tauchen nur ein paar Titel von mäßigen Unterhaltungsbüchern auf. Aber bei einer großen Zahl ist's doch anders. Ich denke noch immer gern an jenen blauäugigen Düsseldorfer Buchdruckergesellen, der einige Tage nach seinem Eintreffen im Lazarett von meiner Frau nach Bücherwünschen gefragt wurde und nach langer sorgfältiger Überlegung als erstes die Odyssee nannte, von der er einmal ein halbes Dutzend Gesänge gelesen und die ihm „so gut gefallen" habe. Das ist schon fast ein Jahr her; Ähnliches hat sich so manches Mal wiederholt bis zu jenem thüringischen Familienvater und Landwehrmann, im bürgerlichen Leben Fabriktischler, mit dem ich mich etwa eine Viertelstunde lang über sehr irdische Dinge, nämlich über die niederträchtige künstliche Preistreiberei, unterhalten hatte: als ich schon mit andern im Zimmer sprach, rief er mich noch einmal zurück an sein Bett und erbat sich zum Lesen — den Faust, den er dann in wenigen Tagen verschlang, um mich am Ende sehr vernünftig um eine kleine Darlegung zu bitten, was nun Goethe mit dem Ganzen wohl habe sagen wollen. Dem oberbayerischen Volksschullehrer, der noch keine Viertelstunde in seinem Bett geborgen war, als er meinem jungen Helfer seine Hoffnung gestand, in der Universitätsstadt Heidelberg seinen Mörike

Digitized by Google

bekommen zu können, den er „halt gar so gern habe", sind ein paar norddeutsche Lehrer mit dem gleichen entschiedenen Verlangen nach Raabe — und Rosegger nachgefolgt. Und so ließe sich weiter erzählen, bis zu der wirklich befreienden Fröhlichkeit, die Fritz Reuters Mecklenburger Platt in ein paar Lazarettstuben getragen hat.

Überall ein Wiedergrüßen des Alten, Heimatlichen, oder doch dessen, was schon einmal als ein besonders Liebes und Wertes in die Vorstellung getreten war. Wie sollte es auch anders sein können? Die geistiger Arbeit Gewohnten verlangen natürlich stärker nach der politischen und militärischen Literatur des Kriegs, nach den Erörterungen deutscher Zukunftsmöglichkeiten und neuester europäischer Geschichte und Geographie, aber auch bei diesen sind neben dem Faust etwa Wahrheit und Dichtung, der Grüne Heinrich, Goethebriefe am meisten begehrt. Ein durch ein gutes Gymnasium gegangener, recht schwer verwundeter Student der Schiffbaukunde kramte bei mir zu Hause lange unter meinen Büchern, ehe er sich endlich die erlesen illustrierten Bücher des Teubnerschen Verlags über hellenische und hellenistisch-römische Kultur heraushob; die betrachtete und las er denn auch mit Sorgfalt und Zufriedenheit richtig durch, ehe er wieder mit dem gleichen entschlossenen Ernst zur Differenzialrechnung und zu sonstigen Examensvorbereitungen zurückkehrte. Ich kann nicht finden, daß Neigung und Berufsabsicht bei vielen während des Krieges sich geändert haben. Eine Sendung von Homer oder Horaz hat draußen immer ein recht vernehmliches Echo erweckt, auch wenn nicht gleich, wie mir einer meiner Studenten fröhlich schrieb, ein praktischer Gebrauch gemacht und der junge Obersekundaner im gleichen Schützengraben für sein vorhabendes Abitur eingepaukt wurde. Und wenn die Heimgekehrten auf Urlaub in meine Stube getreten sind, so kann ich wohl bemerken, wie mit einer gewissen versonnenen Zärtlichkeit der Kriegerblick auf den Stößen von Zeitschriften und wissenschaftlichen Sonderdrucken ruht und sie plötzlich ein wenig zu blättern beginnen und am liebsten still dabei sitzen blieben. Ich sehe nicht, daß sie im Begriff waren, sich von ihren bisherigen Zielen abzuwenden oder das gering zu schätzen, was ihnen vor dem Auszug ihres Lebensinteresses wert schien.

Aber ist nicht eines der stärksten Erlebnisse in diesem jedes historischen Vergleiches spottenden Kriege die riesenhafte praktische Leistung unseres Volkes, das die Menschenkräfte aufbringt, hinter zwei oder drei ungeheuren Fronten zu säen und zu ernten, Brot und Munition zu schaffen, Bahnen und Straßen und Brücken wieder herzustellen wie im tiefen Frieden? Und wird eine Folge dieses übermächtigen Eindrucks nicht eine starke Hinwendung von der wissenschaftlichen Arbeit, als Lebensziel wie als Grundlegung eines späteren Berufs, zu rein praktischer

Digitized by Google

Tätigkeit sein müssen? Ja, ist es nicht schon jetzt, und gerade jetzt während dieses ungeheuren Krieges, unerlaubte Weltfremdheit, noch bei den bisherigen Studien zu verharren? Nicht wenige unter den Älteren, die zu Hause bleiben mußten, wird manchmal die Frage beunruhigen, ob solches Arbeiten um der reinen Erkenntnis willen, mag es geschichtlichen oder philologischen, philosophischen oder naturwissenschaftlichen Inhalt haben, gegenwärtig einen Sinn, mehr noch, auch nur ein Recht hat. Aber das Mithelfen an den charitativen, ethischen, volksaufklärenden Bestrebungen füllt doch nur wenigen ihre Arbeitsstunden aus. Wem aber sein Tagewerk bisher nicht ein Zufall, sondern eine innere Notwendigkeit war, was soll er anderes tun als eben weiter arbeiten in dem, worin sich die Aufgabe seines Lebens erfüllt? Soll er lieber hinter der Front gebildete Dilettantenverse feilen oder an den Grenzen der Kampfregion unter irgend einem Vorwand als Schlachtengast sich lästig machen? Mag er noch so tief seines Volkes ungeheures Schicksal im Herzen tragen, er wird zuletzt doch in scheinbarer Selbstsucht zurückkehren müssen zu dem, was seine Lebensaufgabe war: πράττειν τὰ ἑαυτοῦ.

Ich zweifle nicht, daß so mancher draußen freudig die starke praktische Veranlagung in sich entdeckt und der eine und andere darnach auch seine Lebensabsichten neu formen wird. Und doch wird das schwerlich bei allzu vielen zutreffen. Vielleicht darf ich auch hier wieder ein kleines bezeichnendes Erlebnis erzählen, das ein Licht auf die, wie mir scheint, recht charakteristisch deutsche Art unserer jungen Leute wirft. Ich hatte im Juli 1914, ehe das Kriegswetter heraufzog, einen unter meinen Studenten, der sich durch ein paar feine Studien über altrömische Komödienfragmente und virgilische Gedichte hervorgetan hatte, für den Winter mit dem „Seniorat“ (Bibliothekarsamt) des philologischen Seminars betraut. Als das erste Kriegssemester begann, teilte er mir kurz mit, daß ich auf ihn verzichten müßte und daß er irgendwo beim Fliegerkorps tätig sei. Erst im Juni kam von ihm ein Päckchen mit einem Brief, aus dem ich ein paar bezeichnende Stellen mitteilen will. Er benachrichtigte mich, daß ihm augenblicklich etwa 100 Flugzeugschüler oder Flugzeugführer und die Aufsicht über ihre Ausbildung anvertraut, sowie die Verantwortung für etwa 20 Beobachter und ungefähr ebensoviel Maschinen übertragen sei. „Namentlich, nachdem mit Eintritt der guten Jahreszeit sich der Betrieb verdoppelt und verdreifacht hat, beginne ich diese Verantwortung als sehr schwer zu empfinden. Gottlob habe ich mir bis jetzt nichts vorzuwerfen und ich hoffe auch, daß frühere technische Kenntnisse (von denen er vordem nie ein Wörtchen hatte verlauten lassen) und die bisher gesammelten Erfahrungen mich auch in Zukunft davor bewahren werden. Zum Selbstfliegen komme ich dabei unverhältnismäßig weniger wie früher, wo ich zuweilen auch neue Maschinen für die Heeresver-

Digitized by Google

waltung abzunehmen und während des Fluges zu beobachten hatte... Trotzdem mir nur wenig Zeit übrig bleibt, hat sich doch, glaube ich, mein Verhältnis zur Wissenschaft eher enger gestaltet als gelockert. Sie ist mir Erholung und gibt mir die notwendige Ruhe gegenüber all dem Bewegenden, mit dem diese Zeit uns überschüttet. Und dann: sind die Erkenntniswerte auch gering, die aus dieser Arbeit hervorgehen, so gewährt sie doch die Befriedigung, welche jetzt jede einigermaßen produktive Arbeit gewähren kann. Und ich sehe keinen anderen Weg, das große Schuldgefühl gegenüber all denen zu erleichtern, die draußen so viel Bitterem ins Auge sehen müssen. Ich lese viel: römische Dichter, Catull, Properz, in der Hauptsache jedoch griechische Historiker, Euripides, Aristophanes." Und nun hatte er gehört, daß ich in diesem Semester meinen Studenten jenes Stück des Aristophanes erklärte, das in der äußersten Not Athens es wagen durfte, das Interesse des Volkes nicht nur für Krieg und Frieden, sondern in erster Linie für die entscheidenden Fragen der Kunst in Anspruch zu nehmen. Da schickt er mir, als Ertrag seines Frühlings neben seinem achtstündigen verantwortungsvollen Dienst, eine sehr lebendig geratene, teils prosaische, teils metrische Übersetzung dieser Prachtkomödie. „Täusche ich mich", schrieb er dazu, „oder ist das Ohr nicht doch für manche Töne, die in ihr mitschwingen und am Schluß sogar einen vollen Akkord geben, empfindlicher geworden? Für die glühende Liebe des Dichters zu seiner Polis, die sich gegen das Ende immer reiner darstellt und neben ihrem Ernst nur noch hie und da ein leichtes Aufflackern des Witzes erlaubt?" Für diese Jugend wie für alle, die den Krieg reiferen Sinnes miterleben, haben die blassen historischen Schatten wieder frisches Blut getrunken, wie beim Totenopfer des Odysseus. Ist es nicht uns allen jetzt so manches Mal, als hätten wir allmählich den politisch-kriegerischen Teil der Geschichte, die historischen Tragödien vom Aufstieg und Fall großer Völker, mitzufühlen und zu verstehen verlernt in diesen Zeiten eines faulen Friedens und einer polizeilich wohl behüteten Sicherheit von Leben und Gut? — Im übrigen aber scheint das alte Wort von dem unpraktischen Philologen hier doch ein wenig gegenstandslos geworden: diese Art von Bücherwürmern kann wohl so bleiben. Es ist ein neuer Typus, aber einer, der das Alte nichts weniger als beiseite werfen will, sondern zärtlich einschließt.

Ich meine, nach solcher Richtung liegen unsere wahren Zukunftsaussichten. Unter unsern Gegnern scheint manchmal so etwas wie eine verbissene Bewunderung für die deutsche Leistung zu erwachen, insoweit wenigstens, daß sie sich vornehmen, das oder jenes von unserer Organisation uns nachzumachen, aber freilich mit dem Vorbehalt, im übrigen genau so zu bleiben, wie sie immer waren, als ob ein Stück Wille sich

Digitized by Google

aus dem Ganzen lösen ließe. Vielleicht darf das deutsche Volk sich nach dem Krieg sagen, daß es manches anders und besser machen kann und muß, daß es aber in der Hauptsache doch den richtigen Weg gegangen ist, auch in der Art, wie es seine einzelnen Menschen gebildet und geformt hat, und daß es so bleiben muß, wenn es nicht bloß für heute siegen, sondern ein großes Volk der Zukunft sein will. Zu diesem deutschen Wesen gehört aber der Ernst und die Hingebung, mit der es alles, was es treibt, in die Tiefe treibt, als ob eins alles wäre und die Welt nicht mehr bestehen könnte, wenn nicht ein jeder das Lied gesungen, den Winkel Naturleben belauscht oder das Stück Geschichte ergründet hätte, das zu finden und zu erkennen ihm gegeben war; und wenn er nicht scheinbar Entlegenes, Unnützes, Weltfremdes so gründlich getrieben hätte, als ob er ohne diesen Besitz nicht durch die Straßen seiner Heimatstadt finden könnte. Der gegenwärtige Krieg ist die Probe darauf, ob wir es nicht bloß in unserer militärischen Vorbereitung, sondern im Innersten unseres ganzen Wollens und Tuns recht gemacht haben. Sind wir in diesem Kampf Sieger geblieben — und daß es so ist, das wird unabhängig von jeder Wendung des äußeren Erfolges und von der Größe des Siegespreises kein Mensch mehr in Wahrheit bestreiten können — so hat doch nichts anderes als unsere Vergangenheit uns die Zukunft erobert.

In Anton Fendrichs gutem Buch „Mit dem Auto an die Front", auch einem sehr empfehlenswerten Stück Kriegsliteratur, las ich neulich ein paar Sätze, die in das Gebiet gehören, von dem hier die Rede ist. „Aus den schwerfälligen Bauernburschen und gescheiten Großstadtarbeitern, aus den flotten Studenten und den verwöhnten Muttersöhnen hat der Krieg gewiß keine Heiligen gemacht. Aber er hat sie geheiligt. Er hat dem Leben des einzelnen gemeinen Soldaten eine Bedeutung und einen Wert verliehen, weit über seine Möglichkeiten in Friedenszeiten hinaus. Die Feldgrauen, die Hunderttausende, sie stehen da in der großen Reihe derer, die für andere zu sterben bereit sind, und das ist immer noch das Größte, was der Mensch vermag. Darum steht auch der Infanterist und der Kanonier und der Jäger und der Pionier und wie sie alle heißen, ohne Rang und Abzeichen draußen im Feld vor Gott und den Menschen höher da, als der in assyrische Studien versunkene Universitätsprofessor in der Heimat. Die Phrase vom wertvollen Menschen, die in den letzten Jahren im Mund der neuen Pharisäer zu hören war, hat eine tiefgehende Umwertung erfahren ... Und ich beuge mich vor den deutschen Helden draußen mit den Bauernfäusten und den Handwerkerschwielen, vor den Hunderttausenden ohne Knopf und ohne Tressen."

Er hat recht, und niemand braucht erst zu versichern, daß er sich mit ihm vor denen draußen und vor ihren Kameraden beugt, die verwundet

Digitized by Google

oder durch ein glücklicheres Zufallslos bewahrt aus der Champagneschlacht oder aus Polen zurückgekehrt sind. Und doch habe ich nicht die Empfindung, daß der sich vor ihnen zu schämen hätte, der zu ihnen von seinem Stück biologischer oder geschichtlicher Arbeit kommt.

Unser Volk steht zurzeit mehr wie je in einer ungeheuren Organisation, draußen und auch zu Hause. Das Große an dieser Gemeinschaftsarbeit ist nicht der Zwang, mit dem sie wirkt und wirken muß, sondern die Freiheit, die in ihr sich auslöst. Es gibt etwas darin, was vielleicht ein Engländer niemals begreifen wird: er stellt sein Freiwilligenheer unserem Militarismus gegenüber und weiß nicht, daß das eigentlich Große die innere Freiwilligkeit unseres Heeres ist, die jeden Soldaten das letzte leisten und ertragen läßt bis in den Tod. Vielleicht hat doch so mancher von ihnen ein Stück dieser inneren Freiwilligkeit des Dienens und Sicheinfügens gerade in seiner Wissenschaft zuerst erfaßt oder wenigstens bestärkt gefunden; sogar bei den assyrischen Studien seines Professors.

Aus Kampf und Leid und Sieg haben wir wohl endlich gelernt, nicht in den Äußerlichkeiten, aber im Wesen genau so sein zu wollen, wie wir sind, und nicht wie die andern Völker. Zu unserm Wesen gehört auch der Weg durch die nur ihren eignen Gesetzen gehorchende Wissenschaft, mit all der ausschließlichen und unbedenklichen Hingebung, die sie fordert. Es gibt keine prahlende *via regia* in ihre Stille, weder vor noch nach dem Kriege; und weder patriotische Rhetorik noch praktische Routine kann die Treue und den Ernst bis ins kleinste ersetzen. Das Was, der Inhalt, wird sich erweitern und vertiefen; das Wie kann sich nicht ändern.

In Italien, erzählte mir einige Monate vor Ausbruch des Weltkrieges ein italienischer Zuhörer, beliebte eine gewisse rhetorische Pseudowissenschaft, die dann auch beim Kriegsgebrüll wacker mitschrie, für unsere deutsche und die ihr folgende einheimische Forschung den hübschen Namen *porcherie tedesche*. Es ist nicht jene kümmerliche Art von Wortklauberei damit getroffen, die aus übler Enge entspringt, sondern eben unsere Überzeugung, daß ohne sachliche Hingebung bis zum äußersten nichts als rhetorischer Wind herauskommt. Lassen wir ihnen den Hochmut der Phrase, der im Grunde doch auch wieder aus der verbissenen Wut entspringt, daß wir die andern zum methodischen Arbeiten zwingen. Es wird gut mit uns stehen, solange wir weder der seelenlosen Amerikanisierung, dem Krämergeist kurzsichtiger Nützlichkeit erliegen, noch dem Schwindel der leeren großen Worte. Weder das eine noch das andere Evangelium werden die mitbringen, die aus den Schützengräben zurückkehren: sorgen wir dafür, daß sie auch zu Hause für den neuen deutschen Idealismus die Luft rein und gesund finden.

Digitized by Google

Aus der alldeutschen Gedankenwelt.

Von Fritz Endres, Dozent der Geschichte an der K. B. Kriegsschule.

„Narrenkappe samt den Schellen, wenn ich ein Franzose wär'
Wollt ich tragen, denn die Deutschen gingen stracks wie ich daher."

Das böse Sprüchlein des alten Logau ist mir während dieses Krieges manchmal durch den Kopf gegangen, wenn ich sehen oder lesen mußte, wie die Deutschen in ihrem Urteil über hervorragende Volksgenossen auch jetzt noch von der Ansicht des Auslandes abhängig geblieben sind. England brauchte nur das Dreigestirn Treitschke, Nietzsche, Bernhardi für den Krieg verantwortlich zu machen, und sofort rückte ein Teil der lieben Deutschen hörbar von den drei Großen ab, am entschiedensten natürlich von Bernhardi, da sie diesen am wenigsten gelesen und noch weniger verstanden hatten. Jede andere große Nation wäre, ohne zu prüfen, bei solcher Verdächtigung schon deshalb für die Angegriffenen eingetreten, weil es doch der Landesfeind war, der die Vorwürfe erhoben hatte. Aber den Deutschen fiel es nicht einmal ein, sich etwa in Bernhardis Gesamtwerk zu vertiefen — jeder Stümper weiß ja von Krieg und Politik von vornherein mehr als solch alter General —; man erklärte es kurzweg für verfehlt, Bernhardi mit der Mehrheit der Deutschen zu identifizieren; der große Kriegstheoretiker und leidenschaftliche Patriot erschien als ganz böser Störenfried, dessen Auftreten die braven und friedliebenden Deutschen durch womöglich noch artigeres Benehmen in Vergessenheit zu bringen suchten. Niemand erinnerte sich, mit welch imposanter Einmütigkeit das englische Volk 1896 für einen so wenig wertvollen Mann wie Jameson eingetreten war, nur weil man in ihm den Engländer gesehen hatte, der sich für imperialistische Politik einsetzte. Das instinktive Selbstgefühl eines starken Volkes, das unbedingt auch innerpolitische Gegner gegen jede fremde Macht, nicht nur gegen den Feind, deckt, ist uns Deutschen trotz aller Siege noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen.

Dazu kam ein Zweites: Bernhardi ist ein Alldeutscher, und auch Treitschke hatte durch das kräftige nationale Empfinden seiner deutschen Geschichte und durch manches scharfe Wort in seinen „Deutschen Kämpfen" die behagliche Ruhe des Philisters wiederholt gestört. Es ist verständlich, daß solches Benehmen weite Kreise unangenehm berührte; daß es peinlich war, wenn der englische Vetter, der französische Kollege, der italienische Bekannte, der amerikanische Gastfreund an so ungemütlichen Leuten Anstoß nehmen mußte. Überhaupt hatten die gräßlichen Alldeutschen bei jeder Gelegenheit einen schrecklichen Lärm erhoben: bei der Agitation für die Flotte und für das deutsche Heer, bei der Beurteilung der auswärtigen Politik, bei der

Digitized by Google

Besprechung der deutschen Interessen im Orient und in Afrika. Man mußte sich auf diplomatischen Diners und auf internationalen Kongressen, bei Verständigungsversammlungen und in Friedensvereinen oft geradezu vor den ausländischen Gästen wegen dieser verständnislosen Grobiane genieren. Zwar benahmen sich auch die französischen Revanchepolitiker nicht gerade leise; die englische „gelbe" Presse johlte immer wieder gegen die Deutschen wie eine Schar betrunkener Hausknechte, und die Panslawisten warfen jedes deutsche Fenster ein, das sie erreichen konnten; aber das waren Franzosen und Russen, die als solche Kampfmethoden anwenden durften, zu denen sich kein Alldeutscher je verstanden hätte. Und überdies war, so glaubte man, auch in Frankreich, England und Rußland die Mehrheit sicherlich nicht mit solchen Extremen einverstanden. Zahlreiche Deutsche haben noch bis in diesen Krieg hinein an dem Wahne festgehalten, daß die Majorität der Engländer, der Franzosen und selbst der Russen kriegsfeindlich und deutschfreundlich sei; es ist in aller Erinnerung, wie ein süddeutscher Politiker sogar den schlauen Fuchs, Lord Haldane, mit dem Schild der Gerechtigkeit schützen wollte, dem Schild, den derselbe deutsche Gelehrte einst bei Beurteilung unseres jungen Kaisers nicht hatte auffinden können.

Aber auch in deutsch-nationalen Kreisen verwechselte man allzu häufig die Gedankenwelt, von der die Alldeutschen ausgingen, mit der manchmal naturgemäß recht täppischen Form, in der einzelne Agitatoren diese Gedanken praktisch anzuwenden versuchten. Und es wird gewiß keinem bedächtigen Politiker einfallen, sich mit den wilden annexionistischen Forderungen einverstanden zu erklären, die von alldeutscher Seite vor diesem Kriege und während dieses Krieges erhoben worden sind; auch mit der Kritik, die an unserer Reichsleitung wiederholt, in der „Deutschen Tageszeitung" und in andern alldeutschen Blättern, geübt worden ist, werden nur wenige innerlich harmonieren. Aber man frage sich doch einmal, welche politische, künstlerische und wissenschaftliche Richtung, wenn sie sich durchsetzen wollte und durchsetzen mußte, je vollkommen von Übertreibungen ferngeblieben ist und fernbleiben konnte; man frage sich, welcher Partei denn Agitatoren und schreib- und redselige Dilettanten gefehlt haben. Wer wird es heutzutage noch wagen, die sozialdemokratische Bewegung nach Liebknecht, das Zentrum nach irgend einem wütigen Journalisten, die Frauenbewegung nach englischen Wahlweibern zu beurteilen! Man würde in solchem Falle unfehlbar ausgelacht oder entrüstet zurückgewiesen werden. Aber die Alldeutschen darf man in ihrer Gesamtheit verdammen, weil ein paar nationale Wildlinge, denen unsere Siege zu Kopf gestiegen sind, die Karte Europas durch humoristisch aufzufassende Grenzlinien verunstaltet haben.

Es ist nicht die Aufgabe dieser Zeilen, alles aufzuzählen, was Deutschland

Digitized by Google

der alldeutschen Bewegung verdankt; den Wert der energischen Agitation für die Flotte und für die Verstärkung der Armee hervorzuheben; die Richtigkeit des aggressiven Mißtrauens gegen England nachzuweisen; die rastlose praktische Arbeit des „Vereins für das Deutschtum im Ausland" rühmend darzustellen. Auch über die Bedeutung des jetzt verständlicherweise nicht gerade sehr beliebten „Ostmarkenvereins" dürfte noch nicht das letzte Wort gesprochen sein. Gewiß, man hätte, rein theoretisch betrachtet, vieles auch leiser sagen und zarter andeuten können; es wäre dann nur sehr fraglich gewesen, ob die Deutschen auf solche sanftere Melodie überhaupt reagiert hätten; „man muß," sagt schon Börne einmal, „den Deutschen alles übertreiben, sie haben eine Elefantenhaut, zarten Kitzel fühlen sie nicht, man muß ihnen eine Stange in die Rippen stoßen." Der Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts aber ist gewiß noch weniger als die Zeit Börnes für himmelblaue Almanache und den leisen Schepperklang des Spinetts geeignet; wer nicht dann und wann in die Trompete stoßen wollte, der konnte nicht darauf rechnen, daß die große Menge aufhorchte und freundlich oder feindlich zu ihm Stellung nahm.

Auch der Flottenspezialist des Alldeutschen Verbandes, Graf Ernst zu Reventlow, ist manchmal so laut geworden, daß ängstliche Diplomaten zu zittern begannen und zahlreiche wackere Bürger ein Stirnrunzeln für nötig hielten. Und sicher, auch mit Reventlow wird man sich nicht in allem identifizieren wollen. Schweigen ist manchmal nicht nur persönlich klüger, sondern auch sachlich nützlicher als Reden; selbst wenn der Redende das Recht auf seiner Seite zu haben glaubt. Wir alle müssen in diesem Existenzkampf manche Forderung zurückstellen und manchen kritischen Erguß unseren vier Wänden anvertrauen. Die äußere Geschlossenheit des Volkes ist zurzeit wichtiger als die noch so zutreffende subjektive Meinung. Es handelt sich, wie in allen menschlichen Dingen, nicht darum, daß das Beste geschieht, sondern daß etwas wirklich geschieht, und daß eine Hand ungestört den Staatswagen leitet. Man muß jetzt, auch wenn man bessere und kürzere Wege wüßte, der göttlichen Vernunft, die uns in diesen Krieg geführt und in diesem Krieg beschirmt hat, ruhig einiges überlassen. Aber davon abgesehen, freuen wir uns auch jetzt der männlichen Gestalt des Husumer Grafen, der uns einst das tapfere Buch über „Kaiser Wilhelm und die Byzantiner" geschenkt und manchem von uns erst die Augen über Wesen und Wert einer deutschen Flotte geöffnet hat. Wir finden es auch ganz natürlich, daß im Existenzkampfe gegen England seine ohnehin starke Feindschaft gegen den Inselstaat sich noch verschärfen mußte. Man braucht hier nicht mit allem, was Reventlow sagt, übereinzustimmen; wir können auch jetzt noch und gerade jetzt von England viel lernen; aber man wird trotzdem an den

Digitized by Google

Büchern des guten Hassers manche eingewurzelte Anschauung prüfen und allenfalls etwas umbiegen können. Und auch wenn das nicht der Fall wäre, — es gibt nichts Langweiligeres, als Leute, die über alles eine wohltemperierte Ansicht haben. Sicher werden viele im „Vampir des Festlandes" zwar nur eine Kampfschrift, in der „versiegelten Nordsee"[1]) dagegen schon ein des Nachdenkens wertes Programm sehen; die „Heucheleien englischer Minister"[2]) vollends wird jeder mit Nutzen lesen, der sich über die innere Verschiedenheit englischer und deutscher Kriegsauffassung unterrichten möchte; instinktiv sind wir ja alle von vornherein geneigt, den Ausländer nicht für etwas Wesensfremdes, sondern für einen andersprechenden Deutschen zu halten und darnach falsch zu beurteilen. Es ist deshalb besonders wichtig, einmal Grey, Asquith, Kitchener, Churchill selbst reden zu lassen, ihnen aufmerksam zuzuhören und den Mann und Menschen hinter den Worten zu suchen. An der geschickten Auswahl Reventlows lassen sich — und das ist für den Historiker und Politiker sehr interessant — zum erstenmal die großen Kurven englischer Kriegsauffassung erkennen, die aus den Tageszeitungen und in dem Wechsel der Ereignisse natürlich weit schwieriger als aus solcher übersichtlichen Zusammenfassung zu rekonstruieren sind.

Noch stärker freilich tritt die große Linie der politischen Entwicklung in dem umfangreichsten und lehrreichsten Buche Reventlows, in „Deutschlands auswärtige Politik von 1888 bis 1913",[3]) zutage. Es war schon an und für sich ein Verdienst, eine solche Geschichte der neuesten Zeit ohne Aktenmaterial zu schreiben. Bisher war jeder, der sich über ein Ereignis der jüngsten deutschen Vergangenheit unterrichten wollte, gezwungen, das gutgemeinte, aber in Gliederung und Darstellung unübersichtliche Buch von Egelhaaf[4]) zu Rate zu ziehen. Die sehr tüchtige, wenn auch etwas farblose Arbeit von Rachfahl scheint merkwürdigerweise weniger bekannt geworden zu sein. Es war in unserer deutschen Gelehrtenwelt eben leider Brauch, die Geschichte der Gegenwart stark zu vernachlässigen; man vermutet, man werde, wenn man sich nicht auf die geliebten Akten stützen könnte, in wissenschaftlichen Kreisen nicht für voll angesehen und außerdem schnell überholt werden; der treffliche Seignobos hat bis jetzt noch kein gleichwertiges deutsches Gegenstück gefunden. Auf das Bedenkliche solcher Zurückhaltung hinzuweisen, dürfte kaum nötig sein; an dem Mangel politischer Reife im deutschen Volke trägt auch die deutsche Wissenschaft ihr

[1]) Die versiegelte Nordsee. Die Ungunst unserer geographischen Lage für Deutschlands Seemacht und Seehandel. Berlin 1915 (Mittler). — [2]) Heucheleien englischer Minister in ihren Kriegsreden 1914/15. Ein politisches Stimmungsbild. Berlin 1915 (Mittler). — [3]) Deutschlands auswärtige Politik 1888—1913. 2. Aufl. Berlin 1914 (Mittler). — [4]) Geschichte der neuesten Zeit vom Frankfurter Frieden bis zur Gegenwart. 5. Aufl. Stuttgart 1915 (C. Krabbe).

Digitized by Google

gut Teil Schuld. Um so erfreulicher war es, daß Reventlow den Mut hatte, gerade die Geschichte der äußeren Politik, die scheinbar am allermeisten der Aktenunterlagen bedarf, nur gestützt auf das allgemein bekannte Material, zu schreiben und zu beurteilen. Es liegt im Wesen der Sache selbst, daß das Buch Reventlows weder inhaltlich noch formell zur Vollendung gedeihen konnte; daß es alle Mängel einer schnell geschriebenen Arbeit aufweist: stilistische Unschönheiten und Unklarheiten, Wiederholungen, mangelhafte Übergänge und Verbindungen. Es ist ebenso natürlich, daß Tatsachen und Urteile jetzt schon da und dort veraltet und lückenhaft erscheinen; die Forschung ist inzwischen schon über Reventlow fortgeschritten: die klassischen Aufsätze Hermann Onckens[1]), die auf neuem Material beruhen, brachten manches bisher Unbekannte und ließen Bekanntes in neuem Lichte erscheinen. Einen wirklichen Fehler des Reventlowschen Buches sehe ich vor allem darin, daß die leitenden Persönlichkeiten der Epoche fast nirgends direkt oder, wenn es einmal geschieht, viel zu oberflächlich charakterisiert werden; man wird über die „Erben Eduards VII." in dem flott geschriebenen, aber nur die gröbsten Konturen erfassenden Büchlein Loebs[2]) fast mehr finden können als bei Reventlow. Aber trotz alledem bleibt diese neueste Geschichte eine wissenschaftliche und eine politische Tat. Jetzt erst tritt die große Linie der Entwicklung in der deutschen Politik von Caprivi über Bülow bis zu Bethmann klar hervor; eine Fülle von Einzelheiten, die wir bisher falsch, meist zu ungünstig beurteilt haben, wird jetzt erst in die richtige, weil historische, Beleuchtung gerückt; aus dem Wirrwarr der Ereignisse lösen sich die großen Gedanken, die großen Richtungen, die großen Ziele. Gewiß, Reventlow weist mit erfreulicher Deutlichkeit nicht nur auf das Erreichte, sondern auch auf das Verfehlte hin; er unterzieht Caprivis und Marschalls Amtsführung einer scharfen, leider nie ungerechten Kritik; aber er erkennt auch vorbehaltlos alles an, was anzuerkennen ist; er urteilt an vielen Stellen sogar auffallend milde. Der Wert jeder ernsthaften historischen Arbeit erweist sich auch an ihm; wer einmal die Schwierigkeiten alles Werdens erkannt hat, die Vielheit und Stärke der Reibungsflächen, die bei jeder politischen Aktion zu überwinden sind, der wird, ohne es selbst zu wissen und zu wollen, gemäßigter in seinen Ansprüchen und vorsichtiger in seinem Urteil.

Selbstverständlich hat Reventlow auch dieses Buch nicht nur als Historiker, sondern in erster Linie als Politiker geschrieben. Er will nicht nur etwas erkennen, er will vor allem etwas erreichen. Er löst aus der Geschichte der letzten Jahrzehnte ein paar große Tendenzen los und präpariert

[1]) „Deutschland und der Weltkrieg", das Professor Haller in diesem Heft behandelt.
[2]) Eduards unselige Erben. Augsburg 1915. (Haas und Grabherr.)

Digitized by Google

sie mit fast naturwissenschaftlicher Genauigkeit; dann aber nimmt er mit politischer Leidenschaft Stellung zu ihnen, verwirft die einen als schädlich, verteidigt die andern als nützlich. Ich kann hier selbstverständlich nicht all seine politischen Urteile zusammenstellen und kritisieren, obwohl beispielsweise seine Auffassung der italienischen Politik zu mancherlei Gedanken anregen würde, die nicht immer ganz mit der öffentlichen Meinung übereinstimmen dürften. Daß wir je an dem ungebrochenen Hasse Frankreichs zweifeln konnten, stellt sich nach der Lektüre dieses Buches als unverständliche und gefährliche Illusion dar; auch Amerika wird sehr nüchtern und sehr zutreffend beurteilt; das Verhalten der deutschen Öffentlichkeit zu den Weltereignissen erscheint wiederholt, nicht nur während des Burenkrieges, als unglaublich töricht. Die politische Auffassung Reventlows kulminiert — und das allein möchte ich etwas eingehender behandeln — in zwei großen Gedankengruppen, von denen die eine eigentlich die andere in sich schließt. Deutschland steht nach Reventlows Anschauung zwischen England und Rußland; mit einem von beiden muß es sich vertragen. Es schlägt nach Bismarcks Rücktritt zunächst den falschen Weg ein: es versucht die Entente mit England; es läßt — und das ist der entscheidende Fehler — den Rückversicherungsvertrag mit Rußland fallen und zerstört damit das ganze feine Gewebe bismarckischer Politik. Die Folge ist eine lange Reihe von Demütigungen; überall muß Deutschland England gegenüber den kürzeren ziehen, da es ohne Flotte den unsentimentalen englischen Staatsmännern zwar als brauchbarer Vasall, nicht aber als ebenbürtiger Bundesgenosse erscheint. Erst am Ende der neunziger Jahre retten der Kaiser und Bülow die vollkommen verfahrene Situation: der Kaiser schafft mit Tirpitz zusammen die Flotte, der Kanzler sucht die zerrissene Verbindung nach Petersburg wieder herzustellen. Solange diese besteht, kann Deutschland England die Wage halten; sobald der „Draht" zum Zarenhofe wieder abreißt, steht Deutschland in der Welt allein. Denn ein schiedlich-friedliches Auskommen mit England ist unmöglich. England ist *der* Feind; diese Grundanschauung Reventlows erfüllt auch sein historisches Buch von der ersten bis zur letzten Seite. Es fällt ihm dabei gar nicht ein, hier, wo er als Historiker spricht, Haßgesänge anzustimmen; im Gegenteil, er würdigt die großen staatsmännischen Eigenschaften des Engländers mit rühmenswerter Unparteilichkeit — man braucht nur die Kapitel über die Burenfrage nachzulesen — aber er sieht ganz klar, daß ein gutes Verhältnis zwischen England und uns nur bestehen kann, wenn England uns braucht und fürchtet; auf Liebe hatten und haben wir nicht zu rechnen. Dagegen ist es, nach Reventlows Ansicht, für uns möglich, mit Rußland in Freundschaft zu leben; wir hätten, von Rußland gedeckt, unsere Flotte schneller und

Digitized by Google

sorgloser ausbauen können und keinen französischen Überfall fürchten müssen. Deutschland und Rußland halten England im Schach; Deutschland ohne Rußland hat, so paradox das manchmal auch klingen mochte, auf Englands Wohlwollen nicht zu rechnen.

Aber auch Rußlands Freundschaft kann uns nicht völlig sichern, wenn wir unsere Hände in den Schoß legen und keine Opfer für unsere politische Größe bringen wollen; unser Heer hat uns die kontinentale Geltung verschafft; ohne eine Flotte und zwar eine Hochseeflotte ist die Weltgeltung, auf die wir hinstreben und ohne die wir auch auf dem Kontinent zurücksinken müssen, für uns unerreichbar. Hier spricht Reventlow mit der Sachkenntnis des Seemanns und mit der Leidenschaft des Flottenagitators. Man möchte manchmal fast meinen, er habe sein Buch nur geschrieben, um den absoluten Wert einer deutschen Flotte nachzuweisen; alle politischen Operationen Marschalls scheitern schließlich an diesem entscheidenden Mangel. Die Notwendigkeit einer großen Flotte wird uns geradezu ins Gehirn hineingehämmert; die Zwecklosigkeit weltpolitischer Mühen ohne zureichende weltpolitische Mittel muß endlich sogar dem verstocktesten Binnenländer klar werden. Nur als Seemacht sind wir bündnisfähig für jeden, denn nur dann sind wir widerstandsfähig gegen jeden; nur als Seemacht können wir England bekämpfen, und dieser Kampf ist unausbleiblich, denn England ist der Feind. Solch bittere Gegnerschaft mochte 1913 manchem merkwürdig und unzeitgemäß erscheinen; der Krieg von 1914 hat die Mehrheit unserer Volksgenossen, vielleicht nur zu sehr, zu Reventlows Anschauung bekehrt. Ich möchte ihr für die Zukunft nicht so unbedingte Richtigkeit zusprechen, wie für die Vergangenheit. Wir werden, wenn wir in diesem Kriege siegen, ohne weiteres auch von England ganz anders eingeschätzt werden, als vorher; der nüchterne Engländer sieht wohl jetzt schon ein, daß er an dem Deutschen nicht mehr vorbei und über den Deutschen nicht mehr hinüber kann. Und der englische Instinkt für Tatsachen wird Englands Politik gegen Deutschland entscheidend beeinflussen, nicht aus Sympathie — nur das deutsche Volk trägt dem Auslande freundschaftliche Gesinnungen entgegen — sondern aus ganz kühler, ganz nüchterner, ganz realistischer Berechnung. Andererseits wird das rohere, gefühlsmäßigere Empfinden der Russen uns auch nach diesem Kriege feindlich gesinnt bleiben; es ist sehr fraglich, ob die Regierung imstande sein wird, gegen diese Masseninstinkte anzukämpfen. Indes muß man trotz dieser recht problematischen Erwägungen anerkennen, daß Reventlows Anschauung für die vergangenen zwanzig Jahre zweifellos zutreffend war; daß sie für eine nicht vorauszusehende Zukunft unter Umständen nicht maßgebend sein kann, ist nicht seine Schuld. Jedenfalls hat er das große Problem richtig

Digitized by Google

gesehen: die Notwendigkeit einer Option Deutschlands zwischen England und Rußland. Ich meine, trotz Österreich und der Türkei, von dem sehr zweifelhaften Westslawentum ganz abgesehen, werden Kaiser und Kanzler auch nach diesem Kriege um diese Entscheidung nicht herumkommen; sie war unsere Vergangenheit, sie ist unsere Zukunft. Und dank unserem Kaiser und dem Staatssekretär Tirpitz stehen wir jetzt zur See mächtiger da als vor zwanzig Jahren. Hätte Wilhelm II. nur unsere Seemacht geschaffen, er müßte schon deshalb von der Nachwelt als hervorragender Herrscher gewertet werden. Und es ist geradezu erschütternd, wie Reventlow, der grimmige Feind aller Byzantiner, mit schlichten und deshalb großen Worten den Kaiser rühmt, wo immer er ihn nur rühmen kann. Man möge an allerhöchster Stelle nie vergessen, daß in den Reihen der Männer, die Sr. Majestät manchmal „allergetreueste Opposition" machten, mehr Royalisten und bessere Patrioten zu finden sind, als in dem großen Haufen der sogenannten „vaterländischen" Dichter und Schriftsteller, die nur Heiterkeit oder Ärger hervorrufen können.

Und damit komme ich wieder zum Ausgangspunkt meiner Betrachtungen zurück. Gewiß haben die Alldeutschen manchen Unfug angerichtet, manchen unnötigen und törichten Lärm geschlagen, manchmal mit ungeschickten Händen feine und wertvolle Gespinste zerrissen. Aber zugleich haben gerade diese Männer in schweren und bösen Zeiten die heilige Flamme der Vaterlandsliebe wach erhalten; während andere nur redeten, haben sie gehandelt und oft dann, wenn das Handeln sehr unpopulär machte. Wir sollten uns gerade jetzt daran erinnern, daß jede Bestrebung der Regierung, die auf Verstärkung der See- und Landmacht, auf Hieb und Stich gegen unsere Feinde hinausging, bei diesen Männern und oft nur bei diesen Männern auf jede Art von Förderung und Mitarbeit rechnen konnte, und wenn wir uns über plumpe Agitatoren ärgern, so sollten wir doch nicht vergessen, daß in den Reihen der Alldeutschen auch Leute wie Bernhardi und Schäfer und Reventlow, um nur einige zu nennen, zu finden sind; Männer mit glühenden Herzen und harten Köpfen, Männer, die nicht nur für das Vaterland sterben, die für die Heimat und nur für die Heimat leben und arbeiten wollten. Wenn heute gewisse Politiker, deren Interesse für die Allgemeinheit erst jüngsten Datums ist, im Kampfe gegen die Alldeutschen irdene Töpfe zertrümmern, dann wollen wir uns an diesen billigen Vergnügungen nicht beteiligen, sondern das wertvollere Material retten und im übrigen fest darauf vertrauen, daß die eisernern Töpfe eben von Eisen sind und daß vorwitzige Hände sich daran blutig schlagen können und hoffentlich daran blutig schlagen werden.

Digitized by Google

Deutsche Reiseziele nachher.

Der ehemalige Staatssekretär Bernhard Dernburg schrieb unlängst im Berliner Tageblatt:

„Der italienische Minister Barzilai hat soeben geäußert: „Deutschland habe Italien nicht mit Kapitalien, sondern mit Erzeugnissen und mit Menschen überschwemmt, um eine wirkliche Durchdringung oder friedliche Kolonisierung zu erzielen. Die industrielle Befreiung Italiens müsse also auf die politische Befreiung folgen". So falsch jedes Wort in dieser Darstellung ist, so unfreundlich und gehässig ist die Tendenz. Wenn es in der ganzen Welt ein Land gibt, das andere mit billigen Arbeitskräften überschwemmt und Kapital nicht bringt, sondern herauszieht, so ist es Italien. Dieser Tatsache verdankt es im wesentlichen die Kapitalien, die in den italienischen Sparkassen aufgespeichert sind, und wenn irgend ein Land der Welt Italien mit Kapitalien und treuen und andauernden Besuchern geholfen hat, so ist es Deutschland, wie ich an Dutzenden von italienischen Unternehmungen nachweisen kann. Nicht amerikanische Multimillionäre oder englische Nabobs haben die ungeheure Fremdenindustrie Italiens befruchtet, eine Industrie, der die andere Hälfte des jährlichen Goldzuflusses nach Italien zugeschrieben werden muß, es sind vielmehr die unzähligen Besucher aus dem deutschen gebildeten Mittelstand, die jahraus, jahrein in Hohenstaufen- und Goethe-Erinnerungen Italien zum Ziel ihrer Wanderschaft gemacht haben. Von ihnen leben alle auf den Fremdenverkehr zugeschnittenen Anstalten und Berufe. Ich bin im allgemeinen dagegen, irgend etwas zu tun, was unnötigerweise die Völker noch mehr entfremdet, als es dieser furchtbare Krieg so wie so tut, und ich bin mir sehr wohl bewußt, daß auf den Krieg auch wieder ein Frieden folgen muß, in dem die Nationalitäten im Austausch der Gedanken und der Güter miteinander leben müssen, aber auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil. Diese „Ausladung" der Deutschen durch einen italienischen Minister ist denn doch zu grob und unprovoziert, um ohne deutsche Antwort vorüberzugehen. Ich habe eine Rechnung gemacht, wonach ich bis jetzt 21 mal in Italien längere oder kürzere Zeit zugebracht habe und zu diesem Zweck eine sechsstellige Zahl deutschen Goldes nach Italien exportiert habe. Herrn Barzilai kann geholfen werden. Für die nächsten fünf Jahre nach Friedensschluß werde ich weder zu meinem Vergnügen noch zu meiner Erholung italienischen Boden betreten. Wer tut noch mit?"

Die Anregung Dernburgs wird Hunderttausenden von Deutschen aus der Seele geschrieben sein. Wir brauchen nicht erst auseinanderzusetzen, warum Italien für einen Deutschen, der sich respektiert, als Reiseziel auf Jahre hinaus nicht mehr in Frage kommt; brauchen ebensowenig mehr als anzudeuten, daß das nämliche für die welsche Schweiz gilt, besonders für das ganze Gebiet des Genfer Sees. Um Französisch zu hören, zu sprechen und zu üben, werden deutsche Sprachlehrer und Sprachlehrerinnen in Zukunft lieber gleich nach Paris gehen, nicht nach Genf oder Lausanne. Als Gäste der dortigen Ferienkurse waren wir nur, weil wir Geld sitzen ließen, widerstrebend geduldet. Wir werden in Zukunft den ehrlichen Feind dem gehässigen Neutralen vorziehen.

Die Süddeutschen Monatshefte geben den Aufruf Dernburgs um so lieber weiter, als sie nicht erst seit dem Kriege auf diesem Standpunkt stehen. Als 1909 in die Morning Post von einer Seite, die uns jetzt nicht mehr zweifelhaft sein kann, ein selbst für das Niveau dieses Blattes ungewöhnlich perfider Artikel über den Gardasee als deutsches Gewässer lanciert wurde und der Corriere della Sera sich beeilte, ihn mit den entsprechenden Glossen im Lande selbst in Umlauf zu setzen brachten die Süddeutschen Monatshefte eine kurze Warnung, welche ihnen, wie alles, was sie an wahrheitsgetreuen Berichten über Italien veröffentlichten, von rosiggestimmten Landsleuten, die Illusionsbedürfnis mit Politik verwechselten, weidlich verübelt worden ist, und die folgendermaßen schloß:

Digitized by Google

„Wenn es den Herren beliebt, ihren kindischen Irredentismus auf das Gebiet des Fremdenverkehrs noch weiter auszudehnen, werden die Deutschen am besten tun, den Wunsch zu erfüllen und Italien zu meiden. Sie werden vielleicht einsehen, daß Massenreisen nach dem österlichen, rauhen, überfüllten Italien nichts sind als eine Massensuggestion; daß man italienische Kunst im Kaiser-Friedrich-Museum nicht schlechter studieren kann als in den Uffizien; daß es nicht das Verkehrteste wäre, das Geld für die obligate Italienreise einmal zu sparen, sich eine gute Kunstgeschichte zu kaufen, sie zu studieren und sich so vorzubereiten, bis die Herren Italiener nicht mehr so ungezogen sein werden, uns fühlen zu lassen, wie sehr sie uns mit ihrem Hasse beehren. Solange jeder Hetzartikel eines Pariser oder Londoner Blattes gegen uns der johlenden Zustimmung der italienischen Presse sicher ist, erfordert es die nationale Selbstachtung, das Land zu boykottieren, bis dessen Meinungspächter sich bessere Manieren angewöhnt haben und auch deutschen Reisenden gegenüber die dem Engländer und Amerikaner ohne weiteres zugestandene Heuchelei aufbringen. Wenn endlich die italienische Hetze gegen die deutschen Barbaren in einem Augenblick einsetzt, da ganz Italien sich der Millionen erinnern sollte, die in die vom Erdbeben nicht zerstörten Taschen antiklerikaler Bürgermeister, Abgeordneter und Zeitungsmacher geflossen sind, so könnten die Deutschen endlich einsehen, daß jeder Landsmann Prügel verdient, der einen Pfennig ins Ausland spendet, solange in Schlesien noch ein einziger Weber hungert. Der Deutsche, der nach Italien will, sollte nie vergessen, daß die Majorität der Nation uns nicht liebt, die Minorität hingegen, die die Presse und öffentliche Meinung macht, uns ausgesprochen haßt. Wie wir heute noch für den Franzosen der unteren Schicht sales cochons allemands, für den des Mittelstandes mangeurs de choucroute und für nationalistische Retter des lateinischen Galliens barbares teutoniques sind, bleiben wir für den Italiener porchi tedeschi. Der Mann des Volkes sagt es laut genug hinter unserm Rücken, der Mann der Feder und des Revolvers spuckt es uns ins Gesicht. Wenn Italien auch so schön ist, daß es einem nicht einmal durch gewisse Italiener verleidet werden kann, empfiehlt sich dennoch sehr ernstlich, eine Zeitlang, anstatt uns selbst auf miserablen Zügen in schmutzigen Wagen in das Land zu importieren, lieber sein Schönstes und Billigstes eine Zeitlang zu exportieren: seine Sprache und seine Literatur. Wir gewinnen doppelt: wir sparen die Ausgabe echter und die Einnahme gefälschter Fünflireschein, und ein Gesang Purgatorio wiegt immerhin den Gesang Sul mare lucida oder Funicoli funicola auf".

Schon vor sieben Jahren hatten die Süddeutschen Monatshefte, damals also, bereits das chauvinistische Organ, als das sie sich während des Krieges vollends entlarvt haben, gegen die österlichen Massenreisen nach Italien in einem imaginären Dialog angekämpft:

„Ah, Sie kennen Paris. Nicht wahr? Sie kannten Berlin mit seinen wundervollen Sammlungen, ehe Sie nach Rom gingen. Nicht wahr? Sie werden Rothenburg aufsuchen, ehe Sie nach San Gimignano pilgern? Werden Nürnberg, das alte Augsburg, Hildesheim mit Andacht sehen? Sie wissen ebenso, daß die großen Galerien Europas weder Uffizi noch Pitti heißen, sondern das Britische Museum, das Reichsmuseum, die Eremitage, der Prado. Viele Deutsche nämlich wissen das nicht, gehen ohne inneres Bedürfnis nach Italien und sind enttäuscht. Wenn Engländer und gar Engländerinnen zu den Präraphaëliten wallfahren, so ist dies begreiflich. Minder verständlich ist, wenn Berliner und Berlinerinnen, die frisch von Liebermann, Slevogt, Corinth, Leistikow, meinetwegen auch Menzel, sogar Anton von Werner kommen, für Botticelli eine Schwärmerei heucheln, die sie nie und nimmer empfinden. Zu verstehen ist, daß Philologen und Kunsthistoriker nach Italien reisen: es ist ihr Metier. Aber erklären Sie mir doch, warum alle diese braven alten Richter, diese behaglichkeitsbedürftigen Rentner, diese überarbeiteten Bankdirektoren sich innerlich murrend von Stadt zu Stadt, von Museum zu Museum, von Kirche zu Kirche schleppen lassen: wenn sie ihr Pilsner unbedingt anderswo trinken müssen, warum gehen sie nicht nach Pilsen? Kaufleute, die in die kostenlos geöffneten Galerien Deutschlands nie einen Fuß setzen, entpuppen sich hier unten als Kunstenthusiasten und opfern geduldig eine Lira nach der anderen. Sie rennen in die Museen und bringen die Nase nicht aus ihrem Reisebuch. Die ganz Schlauen lesen vor jedem Bilde, das im Baedeker zwei

Digitized by Google

Sterne hat, zuerst das Attest Baedekers, und dann die Gebrauchsanweisung des Schubringschen Cicerone, womöglich so laut, daß auch alle anderen Gäste der Tribuna von der um vier Mark erworbenen Begeisterungsquelle profitieren. Und da wundern sich die Herrschaften, wenn sie erfahren, daß sie den gebildeten Italienern auf die Nerven gehen."

Was wir durch den Krieg in bezug auf Heer und Flotte, Finanzwesen, Landwirtschaft und Industrie gelernt haben, sollen wir auch in bezug auf Reisen lernen: Kenntnis unseres eigenen Reichtums. Es wird uns nach dem Krieg ein Bedürfnis sein, unser herrliches Vaterland besser und immer besser kennen zu lernen. Wir Süddeutsche wollen den alten Drang nach Süden zurückdämmen und erst einmal Mittel- und Norddeutschland bereisen, ehe wir wieder gutes deutsches Gold für Lirescheine wechseln lassen. Die Norddeutschen sollen uns in dem Punkt vorbildlich sein: sie kennen unser Land unendlich besser, als wir das ihre. Haben wir uns nicht in den letzten Jahren, als Langewiesche mit seinen Sammlungen Deutsche Dome, Deutsche Plastik, Deutscher Barock, als Piper mit der Schönen Deutschen Stadt herausrückte, geradezu geschämt, was wir alles nicht kannten, und uns gelobt, endlich nicht mehr in die Ferne zu schweifen, wo das Gute, das Beste wirklich so nahe liegt? Ist uns nicht das Herz aufgegangen, als Langewiesche mitten im Krieg die Großen Deutschen Bürgerbauten herausbrachte, als Karlingers Alt-Bayern und Bayerisch-Schwaben uns Südbayern förmlich mit der Nase auf die Schönheiten stieß, die wir an Ort und Stelle haben, vor den Toren, in allernächster Nähe?

Freunde erzählten uns, sie seien einmal zu Ostern in dem hochgelegenen alten Volterra im Speisezimmer des einzigen Gasthofs neben einheimischen älteren Herren gesessen, die, im Glauben, die Fremden verstünden ihr Gespräch nicht, sich über sie unterhielten. „Seht einmal diese Deutschen," sagte einer, „sie könnten uns wahrhaftig Muster sein. Überallhin kommen sie, alles kennen sie, kennen es oft besser als wir. Es sind dritthalb Stunden im Zug von Pisa bis Cecina, anderthalbe auf unserer schlechten Nebenstrecke, fast zwei vom Bahnhof bis herauf im Fuhrwerk, aber sie lassen sich die sechs Stunden nicht reuen. Wir Italiener, wie wenige kennen das edle Siena, oder (er nannte eine ganze Reihe von Städten) oder San Gimignano colle sue belle torri?" Die Deutschen schauten sich zuerst geschmeichelt an, bis einer sagte: „Der Mann tät' auch anders reden, wenn er wüßte, daß keiner von uns noch in Rothenburg war, oder in Burghausen, Goslar, Hildesheim und noch ein paar Dutzend Städten, von denen eine jede hundertmal interessanter ist, als dies verräucherte Etruskernest. Eigentlich sind wir doch verdammte Narren, daß wir uns in den miserabelsten Anschlüssen von diesen toskanischen Bockerlbahnen besser auskennen als auf der Hauptstrecke Frankfurt-Eisenach-Weimar-Halle."

Wir müßten freilich nicht in Deutschland leben, wenn nicht gegen Dernburgs Anregung von versöhnungsbedürftigen Biedermännern, die immer noch nichts gelernt und nichts vergessen haben, sogleich wieder protestiert würde, und Fr. W. Förster müßte nicht der Beschwichtigungsprofessor der deutschen Begeisterung sein, als den wir ihn inzwischen kennen gelernt haben, wenn er nicht von diesen sonderbaren Verteidigern Italiens der erste wäre. „Wir wollen doch nicht vergessen", sagt er, „daß bei keinem unserer Gegner eine so große Minorität gegen den kriegerischen Konflikt aufgetreten ist, wie in Italien. Und diese Mino-

Digitized by Google

rität wird wohl mit den weiteren Enttäuschungen des Krieges noch starken Zuzug erhalten. Wir Deutschen sind doch mit der ganzen italienischen Kultur und auch mit der besseren Hälfte der heutigen Nation so tief und unzerreißbar verbunden, daß irgendwelche generalisierenden Boykotterklärungen für die Zeit nach dem Kriege doch in keiner Weise gutzuheißen sind." Dieser Ethiker schätzt also als wertvolles Element diejenigen Italiener, die nur so lange für den Krieg waren, wie sie glaubten, daß Deutschland und Österreich am Boden liegen. Außerdem ist der gute Mann offenbar seit fünfzehn Jahren nicht mehr in Italien gereist. Unmöglich hätte dem guten Mann sonst die von Jahr zu Jahr sich verschärfende Abneigung gegen alles, was irgendwie deutsch ist, entgehen können; eine Abneigung, die systematisch kultiviert wurde, deren Kultur die einzige war, die Italien in der letzten Zeit hatte.

Wenn der Krieg beendet ist und die Zeitungen anfangen, aus ihren Archiven auswärtige Dokumente hervorzuholen, die während des großen Ringens hinter wichtigeren Stoffen zurücktreten mußten, werden wir Deutsche Dinge zu lesen kriegen, daß uns für längere Zeit jede Lust vergeht, in Länder zu reisen, die auf Schritt und Tritt die peinlichsten Erinnerungen wecken würden. Der Dickfelligste würde sich nicht mehr wohl fühlen. Wir können nicht mehr die Kapitolstreppe hinaufgehen, ohne daran zu denken, daß hier ein Literat, dessen Namen vor einem Jahr noch jeder reinliche Italiener mit Verachtung, ja Empörung nannte, durch elende Gemeinplätze ein Volk in Verrat und Schande getrieben hat. Die Kulturpächter haben uns so grob und deutlich gesagt, wie sie uns Barbaren verabscheuen, daß wir nicht mehr zu ihnen reisen können. Selbst das „Berliner Tageblatt", das Dernburg in einem Atem decken und dämpfen möchte, bemerkt schüchtern: „So kann es auch zum mindesten nichts schaden, wenn der anständige Teil des italienischen Volkes darauf hingewiesen wird, welche Schädigung dem Lande aus dem Treiben der Barzilai und Konsorten und der Presse erwachsen muß. Ganz ebenso darf man wohl die uns bisher sehr sympathischen Bewohner der Städte und Erholungsorte am Genfer See darauf aufmerksam machen, daß soeben das Journal de Genève in einem giftgeschwollenen und knotigen Artikel die Deutschen ersucht hat, in Zukunft die Ufer des Genfer Sees zu meiden." Man weiß nicht, was man zu dieser demütigen Tapferkeit sagen soll: man darf wohl hinweisen, man darf wohl aufmerksam machen, man darf wohl auf die Knie fallen und auf dem Bauch rutschen, darf bei denen, die uns beschimpfen, um schön Wetter anhalten, darf um Verzeihung bitten, daß man leider genötigt war, zu siegen, bloß damit die ausländischen Herrschaften wieder so gnädig sind, unser Geld anzunehmen, wenn wir recht schön drum bitten, bloß damit wir wieder geduldet sind, wenn wir Luft schnappen wollen, bloß damit wir ein Plätzchen an der Sonne kriegen, ein ganz kleines Plätzchen nur, nur ein Viertelstündchen, bitte, entschuldigen Sie gütigst, wir können nichts dafür, daß wir Deutsche sind, wir wollen's nie wieder tun, wir sprechen gewiß nicht Deutsch, wir sprechen Französisch, oder wenn Sie lieber wollen Englisch, oder wenn Sie es verlangen, überhaupt nicht, wir halten den Mund zu, wir halten die Taschen auf, nehmen Sie, sympathischer Bewohner des Genfer Sees, nehmen Sie, wir bitten Sie flehentlich, bessere Hälfte des sympathischen Italiens, nehmen auch Sie, zweitbessere Hälfte, Sie

Digitized by Google

sind uns trotzdem sympathisch, Sie sind uns alle miteinander um so sympathischer, je antipathischer wir Ihnen sind, pardon, mille fois pardon, scusi, scusi! . . . Nein, wir sind weder auf Italien noch auf die Riviera angewiesen. Wenn wir im Frühjahr Sonne wollen, haben wir das alte, liebe Südtirol, haben Grado und die Brionischen Inseln, Abbazzia und Lussin, haben die ganze österreichische Riviera bis nach Spalato und Ragusa. Wir werden gute Verbindungen mit Konstantinopel halten: sollten die Zypressen hinter alten Türkengräbern unserem Auge minder lieblich sein als die italienischen? Deutsche Reiseveranstaltungen brauchen bloß preiswerte Gesellschaftsreisen nach dem Balkan anzukündigen: sie werden keine schlechten Geschäfte machen. Das gleiche gilt für Spanien, das auf dem Seeweg über Antwerpen viel behaglicher zu erreichen sein wird als auf der überfüllten P.L.M.-Strecke oder gar über Irun.

Baedeker und Meyer sollen deshalb nicht zu kurz kommen. Sie werden jedes Jahr eine neue Auflage von Österreich-Ungarn drucken müssen. Mit welch neuen Augen werden wir ins Salzkammergut reisen und in die Wachau, nach Tirol und Vorarlberg, Steiermark und Kärnten, in die Karawanken, die Hohe Tatra, zu den Deutschen Siebenbürgens und nach Budapest! Viele Deutsche werden nach Antwerpen und Löwen pilgern, nach Brüssel und Brügge, Warschau, Riga, Dorpat. Und viele, die alle möglichen und unmöglichen toskanischen und umbrischen Nester kennen, werden endlich einmal Wien besuchen und Prag! Bringen wir unser Geld in Zukunft zu den Völkern, die wir während des Krieges als anständig kennen gelernt haben! Jeder Reisende nach Bosnien und der Herzegowina trägt zur Verbesserung des Verkehrs, zum Aufbau des Landes, zur Stärkung unseres Bundesgenossen bei und schwächt gleichzeitig den Feind um den Betrag, den er ihm entzieht. Das summiert sich in positiven Einnahmeposten, das summiert sich im Entgang auf der anderen Seite. Die Zeit wird kommen wo die Gegner jammern werden über den Ausfall an Fremdenverkehr — lassen wir sie jammern und bleiben wir ungerührt! Zuerst kommen wir und unsere Verbündeten. Sollten wir denn vom sacro egoismo gar nichts profitiert haben? Es wäre eine unverantwortliche Dummheit, wollten wir die ungeheure Macht geringschätzen, die wir durch unser Bedürfnis nach Reise und Sommerfrische ausüben. Wir wollen und werden diese Macht ausnützen. Freund und Feind soll sie gründlich spüren. Es handelt sich nicht um lumpige Tausende, es handelt sich alljährlich um Millionen. Von dieser Erkenntnis hängt es ab, ob der Balkan, ob Kleinasien wieder ein Paradies werden kann. Es ist für uns eine Lebensfrage, ob die Brücke, die das deutsche Heer jetzt geschlagen hat, als Völkerbrücke bleiben werde. Das läßt sich nicht improvisieren, es muß, allen Förstern zum Trotz, gründlich organisiert und generalisiert werden. Wozu die Not uns zwang, das wollen wir beibehalten. Wir wollen nicht mehr in den ausgefahrenen Bahnen des Fremdenverkehrs, sondern als Pioniere künftiger Blüte, als Mitschaffende kommender Ernten reisen; wollen einmal sehen, ob es der deutschen Faust nicht gelingt, mit einem Ruck den Weichenhebel des Reiseverkehrs herumzuwerfen: wir bestimmen, auf welchem Gleis der große Fremdenzug fährt, denn wir sind es, die ihn füllen. Wir haben uns allzulang nach aller Welt gerichtet. Nun wird sich alle Welt ein wenig nach uns richten müssen. Organisierter Besuch auf der

Digitized by Google

einen Seite ist unmöglich ohne organisiertes Meiden auf der andern, und dies organisierte Meiden heißt eben Boykott. Ob das den ethischen Förstern und pazifistischen Oberförstern paßt oder nicht, darum kümmern wir uns den Teufel. Alle Mittel werden wir benützen: es wird unmodern werden, zu Ostern nach Rom zu fahren, weil, wer auf der Höhe gesellschaftlicher Modernität ist, weiß, daß man Ostern in Kleinasien zuzubringen hat. Es gibt viele Morgen auf dem Balkan, wo ein Deutscher Gasthof stehen könnte. Da ist noch Neuland für wagemutige Leute, es ist noch Geld zu verdienen, und es wird verdient, haben wir nur keine Sorge! Wir müßten unsre deutschen Kellner nicht kennen! Wenn der Balkan solang gebraucht hat, bis er wußte, auf welche Seite er fallen sollte, so ist sehr mit daran schuld, daß bisher viel zu wenig Deutsch auf dem Balkan gesprochen worden ist und vielzuviel Französisch und Russisch.

Vor allem aber wollen wir im schönsten Lande der Welt reisen: in Deutschland. Wir haben ja Alle Deutschland nicht gekannt. Wir kennen es erst seit dem Krieg, fangen an, es einigermaßen kennen zu lernen, begreifen, daß es unsre vornehmste Aufgabe sein muß, es immer besser, tiefer, inniger kennen zu lernen. Wir waren zu kosmopolitisch geworden. Da kam der Krieg und umschloß uns mit einer Mauer von Schützengräben und einer Mauer von Haß. Wir sahen uns auf unser Land angewiesen, denn es gab kein anderes Land mehr für den verhaßten Deutschen. Wir waren im schönsten Zug gewesen, uns zu vergeuden, leichtsinnig, gutmütig und widerstandslos, wie Söhne aus altem gutem Hause. Jetzt war es das Haus, das uns zurückrief, das uns zu eng geschienen war, so daß wir seiner Schönheit nicht achteten, und nicht mehr die rührende Sprache seiner ehrwürdigen Mauern verstehen wollten, und die Sprache des Stroms, der feierlich vorbeiwallte und alles dessen, was sich in ihm spiegelt, Baum und Schlot, ragende Burg und ragender Krahn, dampfender Wald und rauchende Essenstadt und Schiffe, Schiffe von jeder Art und jeder Größe und jeder Bestimmung.

Darum wird uns Deutschland auf unseren Zukunftsreisen nicht nur Gegenstand müssiggängerischen und oberflächlichen Genießens sein, sondern ernster und liebevoller Betrachtung.

Wann wir aber je in nichtdeutschem Lande reisen, harrt unser eine strenge Aufgabe: Verbreitung der deutschen Sprache. Wir müssen mit jener zuversichtlichen Rücksichtslosigkeit Deutsch sprechen, mit welcher der Engländer auf der ganzen Welt Englisch spricht. Denn es ist des Angehörigen eines Weltvolks unwürdig, fremde Idiome zu radebrechen. Jeder Satz, den wir aus Gedankenlosigkeit, Bequemlichkeit oder Eitelkeit der fremden Sprache nachgeben, stärkt fremdes Volkstum und schwächt das Deutsche. Es wird uns nicht mehr gestattet sein, verantwortungslos auf fremder Erde herumzuschlendern, sondern in jedem Augenblick müssen wir unser Volk vertreten und seine Farbe bekennen. C'est des Allemands que l'Europe apprit à négliger la langue allemande, schrieb der Franzose Rivarol 1783. Es ist bisher zu wenig Deutsch gesprochen worden auf der Welt, von den Deutschen selbst. Wie wärs, wenn wir versuchten, das Deutsche zur Weltsprache zu machen? Die Welt hat seit dem August 1914 ein wenig angefangen, Deutsch zu lernen. Die Welt wird es noch ganz ordentlich lernen, wenn nur wir, die Deutschen, gute Lehrmeister sind. Also! J. Hofmiller.

Digitized by Google

Deutsche Kunst im Kriege.

Ein Protest aus dem Felde.

Als der Krieg ausbrach, waren wir alle wohl im Innersten erschüttert. Aber zugleich atmeten wir auf: ein langer, schwerer Druck war von uns genommen — wer von uns erinnert sich nicht des tiefen Ernstes — aber auch des befreienden Jubels jener Tage in unserm deutschen Volke? Es war, wie wenn nach banger drückender Schwüle sich endlich mit Blitzesschnelle das dunkle Gewölk zusammenzog — der Sturm fegte plötzlich los — dann kam er, der erquickende erlösende Regen — die Luft wurde wieder frei in einem erfrischenden Wind — so war es uns zumute.

Das Gefühl kam nicht nur aus vaterländischem Herzen. Nicht nur, weil die politische Atmosphäre überlastet gewesen, die geschäftliche Spannung unerträglich geworden war, wurden wir froher — auch unsre Geister atmeten befreit auf.

Alles was wir in den letzten Jahren mit feineren Sinnen wahrnahmen: dieses atemraubende Gehetze hinter falschen Götzen her, diese Überempfindlichkeit, Überspanntheit, zugleich Oberflächlichkeit im gesellschaftlichen, kulturellen, geistigen Leben — alles dieses hofften wir von dem reinigenden Wind dieser großen Augenblicke hinweggefegt zu sehen.

An seiner Kunst erkennt man ein Volk. Die Kunst ist der letzte Ausdruck seiner geistigen und materiellen Fähigkeiten. Wie sah es da aus vor dem Kriege?

Man kann sagen: auf keinem geistigen Gebiete herrschte eine gleiche Verwirrung.

Die bildende Kunst entwickelte sich schon lange nicht mehr wie in früheren Zeiten auf der Basis einer gesunden Schule, einer bewährten Tradition, wie etwa ein Baum wächst in seiner heimatlichen Erde, der dann Blüten trägt und Früchte bringt. Vielmehr ließ eine forcierte ungesunde Treibhauskultur exotische Pflanzen emporschießen — die nach kurzer Pracht wieder zusammenfielen.

Denn in einer Zeit, wo weder Entfernungen noch Grenzen auf der Erde eine Rolle spielten, hatte alles Fremde einen leichten Zutritt — alles Neue reizte. Eine Mode löste die andre ab. Das Publikum verlangte es schließlich so, das öffentliche Leben, übermütig und leichtfertig geworden durch langjährigen sich häufenden Reichtum, verflachte in seinen geistigen Bedürfnissen, suchte Nichtigkeiten oder grobe Genüsse. Es rief — die Kunst kam. Es entstanden all dieser talmihafte Operettenschwindel, die wahnwitzige Sensation, Nervenkunst, Primitivität, ausländische Nachäfferei schlimmster Art unter der Flagge neuer Schlagwörter.

Findige Kunsthändler benützten diese Konjunktur.

Heute schwelgte man in raffinierter französischer Kultur, morgen stammelte man in Negersprachen. Wahllos wurde der Künstler imitiert, kopiert (ja un-

Digitized by Google

bewußt parodiert), der gerade am höchsten im Kurs stand, der vom Kunsthändler X oder Y mit Erfolg lanciert war. Wie sonst wohl ein Gassenhauer durch den nächsten verdrängt wurde, so wechselte die Kunstrichtung. Alles nur auf die äußere Wirkung hin, auf das Pekuniäre oder Sensationelle.

So kam zur Herrschaft der oberflächlichste Snobismus, der stümperhafteste Eklektizismus.

Die deutsche Kunst baute nicht auf, sie zerstörte. Die Früchte am Baume der neuen Kultur waren giftig.

Welcher fein empfindende Mensch, welcher ehrliche Künstler konnte das alles ohne innerliche Verbitterung, ohne tiefen Schmerz mit ansehen?

Wir zogen in den Krieg, aller großen starken Gedanken voll. Wer von uns besann sich nicht unsrer reinsten heiligsten Güter, dachte nicht die ehrlichsten deutschen Gedanken in den Stunden des Abschieds, in den ersten Zeiten der flammenden Begeisterung des Ansturms an den Feind, in dem siegreichen Vorwärtsstürmen unsrer Heere? Alles in uns war groß und stark und ehrlich und gesund.

Alles Ungesunde in unsrem Volke hofften wir besiegt zu haben. Wir hofften.

Man schickte uns Zeitungen, Zeitschriften, Bilder.

Dadrin sah es oft anders aus. Da merkte man nicht immer viel von dieser Reinigung. Der Tempel der Kunst war noch voller Händler und ihrer törichten Auslagen.

Nicht nur, daß die alte Unsitte des Deutschen beibehalten war: des Äußerlichen, Affektierten in Ton und Gebärde — man machte weiter in Konjunktur, schlachtete vaterländische Gefühle aus, frisierte die alte Puppe auf patriotische Art. Dieselben Künstler, die früher im Kaffeehaus ihre abstrakten oder futuristischen Kunstideale auskramten, steckten plötzlich ihre südseeinsularischen Inspirationen in Uniformen, setzten ihnen Helme auf und gaben ihnen ein Hurra in den Mund. So stammelten sie unter einem neuen Schlagwort weiter — in „Zeltecho", in „Kriegsblättern", „Kriegsbilderbogen", „Kriegszeit", Goltz-Verlag und sonstwo — diese „ganz Jungen". (Leider aber sahen wir auch die Namen und Werke einiger unsrer Alten und Großen darunter verirrt — wir bedauern das —, denn was wir von ihnen sahen, mag als l'art pour l'art etwas bedeuten — an dieser Stelle und zu diesem Zweck scheinen mir ihre Leistungen verfehlt.)

Dinge, die uns allen hier im Felde, die wir gelernt haben, einen andern Maßstab an das Leben zu legen — nicht nur lächerlich erscheinen, sondern geradezu lästerlich. Mit diesen Oberflächlichkeiten sollte man unserm Volke nicht kommen, für das besonders in dieser Zeit das Beste gerade gut genug ist. Wir wollen „Ja, ja und Nein, nein", aber nicht diese verlogenen Stammeleien oder schwächliches Ästhetentum. Vor der rauhen Wirklichkeit dieses

Digitized by Google

Krieges wirkt jede Pose abstoßend, das Geschwätz mancher Tageszeitung ebenso widerlich wie die höhere Kaffeehausliteratur. Ist es bei uns nicht schon soweit gekommen, daß wir, getäuscht in unsern künstlerischen Erwartungen, zum Sachlichen uns wenden müssen, als da sind kritische oder statistische Aufsätze — oder aber zurückgreifen auf unsre bewährten Klassiker? Wir wollen kräftige und ehrliche Freuden!

Sei es in der bildenden Kunst, sei es in der Poesie.

Es ist ja sicher, daß die bildende Kunst einen schwereren Stand hat, als die Dichtkunst. Sie muß sich mehr an das Wirkliche, Geschaute halten — und welcher Künstler, der jetzt im wirklichen Krieg steht, findet Zeit und Sammlung, seine Erlebnisse zu gestalten? Und wenn er es könnte, braucht nicht jedes Erlebnis erst die Zeit des Ausreifens, bis es sich zum wirklichen Kunstwerk kristallisieren kann? Ich spreche da natürlich nicht von den sogenannten „Schlachtenmalern" — das ist — künstlerisch genommen — eine fürchterliche journalistische Erfindung, ein Gemisch von Spezialphotograph und Kunst — weshalb ich die Photographie vorziehe.

Um dieses Urteil zu bestätigen, genügt schon (mit vereinzelten Ausnahmen) die Namensliste der in die Hauptquartiere offiziell berufenen Maler.

Es bleibt also der Künstler, der zu Hause geblieben ist.

Daß er seinen jetzt erschwerten Lebensunterhalt verdienen will, finde ich begreiflich. Daß er aber um jeden Preis Krieg malen zu müssen sich einbildet, und malen zu können sich anmaßt, das ist dumm oder unehrlich. Gefühle sind keine Maskerade.

Diese Dinge sind schrecklicher als Bilder von Camphausen, über den sicher ein jeder von ihnen die Nase rümpft, denn dieser Abmaler war wenigstens ehrlich, wenn auch simpel. (Wie kümmerlich, salontirolerisch die Mehrzahl der Kriegsbilder von 1870/71 ist, ist mir erst hier draußen aufgegangen.)

Bei der Dichtkunst liegen die Dinge anders: Sie ist eine Kunst, die nicht so sehr aus Anschauung, wie aus Empfindung heraus arbeitet — die gleichsam den Übergang der bildenden Kunst zur Musik darstellt. Weshalb denn auch Schiller seine Schweizer Szenerien für den Tell aus den Erzählungen Goethes ausreichend zum Gedicht kristallisieren konnte — und jetzt mancher deutsche Dichter von Wert gute Gedichte und Aufsätze veröffentlichte, ohne daß er den Krieg unmittelbar mitmachte.

Die Poesie ist mehr auf das Gedankliche wie auf das Wirkliche, Greifbare angewiesen.

Das Beste aber gaben uns trotzdem doch wohl die Körner, Kleist, Liliencron und jetzt die Dehmel (Deutschlands Fahnenlied, Lied an Alle u. a.) und R. A. Schröder, Unruh u. a. — Denn sie haben ihre Eindrücke wirklich aus dem Kriege empfangen — das „geistige Band" fehlt ihnen nicht — und eins

Digitized by Google

der besten Prosastücke wird wohl das Kriegserlebnis A. W. Heymels „Der Tag von Charleroi" bleiben. Aber Ganghofer, „der Dichter"? Davon laßt uns schweigen.

Allen echten Kunstwerken liegt das Erlebnis zugrunde, und das wirklich Empfundene, nicht das Anempfundene, Sentimentalisierte. „Doch werdet ihr nie Herz zu Herzen schaffen, wenn es euch nicht von Herzen geht."

Und das soll nicht nur für die Kriegskunst gelten, sondern sollte überhaupt wieder des deutschen Künstlers Fundament werden. Kein anderes Volk hat soviel Empfinden, Tiefe der Anschauung, wie das deutsche — das hat es oft genug bewiesen. Dies und die Nähe der erschütternden Erlebnisse dieser Zeiten werden sicher nach dem Frieden, wenn alles wieder zur Ruhe und Besinnung kommt, ihr Recht durchsetzen und so wollen wir zuversichtlich eine neue bessere Zeit für unsre deutsche Kunst erwarten. Wie jeder von uns persönlich mit dem deutschen Volk mehr eins geworden ist in dieser Zeit, so sollten wir uns wieder unsres deutschen Wesens und Empfindens bewußt werden, sollten aller Nachäfferei des Fremden, der Affektiertheit uns entkleiden und uns nicht schämen, uns zu zeigen, wie wir sind.

Weg mit allem Falschen, Fremden, Künstlichen, wir haben übergenug davon, uns hier draußen im Felde ist dies Getue zuwider — wir lehnen alle schwachen Phrasen ab: Gebt uns Brot statt der Steine.

Diese Betrachtungen wurden in der ersten Hälfte des Krieges geschrieben — bisher hat sich, soweit ich es verfolgen konnte, leider nicht viel verändert.

Wohl aber hat sich gezeigt, daß schon einige gute Anfänge aus dem Felde heranreiften: Erler in seinen Kriegsbildern, Pfeil und Segieth in der „Jugend" und andere jüngere Kräfte von der Front. (Nicht zu vergessen die prachtvollen Karikaturen Arnolds in der „Liller Kriegszeitung"). Eine unsrer stärksten Hoffnungen — das große Talent Weißgerbers — ist uns leider genommen, wir gedenken voller Wehmut dieses unersetzlichen Verlustes.

Fritz Behn.

Goethe zu Eckermann:

„Kriegslieder schreiben, und im Zimmer sitzen, das wäre meine Art gewesen! Aus dem Biwak heraus, wo man nachts die Pferde der feindlichen Vorposten wiehern hört — da hätte ich es mir gefallen lassen! Aber das war nicht mein Leben und meine Sache, sondern die von Theodor Körner . . . bei mir aber, der ich keine kriegerische Natur bin und keinen kriegerischen Sinn habe, würden Kriegslieder eine Maske gewesen sein, die mir schlecht zu Gesicht gestanden hätte . . . . Ich habe meine Poesie nie affektiert. Was ich nicht lebte, und was mir nicht auf den Nägeln brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen."

„Und das ist eben die wahre Idealität, die sich realer Mittel so zu bedienen weiß, daß das erscheinende Wahre eine Täuschung hervorbringt, als sei es wirklich."

Digitized by Google

Der Kino im Krieg.

Ulm, den 15. V. 15.

Hochgeehrter Herr!

Heut als an einem Samstag abend besuchte ich mit einem Kameraden — abgespannt vom Dienst und ohne Fähigkeit zu irgendwelcher besseren Konzentration, dies unsere Entschuldigung! — einen Kino, und was ich dort sah, verdient jetzt im Kriege Ihre Aufmerksamkeit, eben weil es „Schundliteratur für Analphabeten" und Schlimmeres war: Ein übliches Soldatenstück, drohender Arbeiterstrike, erstickt durch vaterländische Begeisterung, Mobilmachung, gemeinsamer Auszug von Fabrikherrn und Arbeitern; im Felde: der Rädelsführer der Arbeiter, au fond ganzer deutscher Kerl, rettet seinem früheren Brotherrn, Ulanenleutnant d. R., Leben bei Franktireursangriff.

Erste Schauspieler: Vallentin vom Berliner Schauspielhause (Komiker neben Vollmer!), Mylow vom Lessingtheater, das Ganze verfaßt und insceniert von A. Halm! Das muß festgehalten werden!

Der Franktireursangriff mit allen Einzelheiten: Frauen, eine ältere und eine junge — benehmen sich überhaupt frech und lüstern — sind Anstifter und Beobachter. Der Schuß aus der Dachkammer auf die Ulanenpatrouille; vergebliches Durchsuchen des Hauses, da die Mörder im Keller versteckt worden sind, wo sie später kartenspielend gezeigt werden. Der verwundete Leutnant ruht im Bett — die junge Französin half ihm sich entkleiden! Bewachung durch hinzukommende Infanteriepatrouille. Nachts: Der Unteroffizier, jener ehemalige Streikführer schläft in der Küche, wird dort von den Frauen eingesperrt. Nun bereitet sich der Mord vor. Die Bauern werden von den Weibern aus dem Keller geholt, schleichen sich zur Stube des Leutnants, dringen ein mit dem Seitengewehr, Verzweiflungskampf. Der Unteroffizier erwacht davon, entdeckt, daß er eingesperrt ist, muß die Küchentür mit dem Kolben aufbrechen, eine ebenso spannende wie komische Szene. Schließlich kommt er grade noch zurecht. Der Leutnant und er überwältigen die Mörder. Man schnürt, noch im Kampf, deren vier Hände zusammen und zerrt sie so die Treppe herunter zum Küchenraum, wo die inzwischen herbeigeeilten Infanteristen die Weiber einschüchtern. Die Komik hat sich im beabsichtigten Spiel, zumal bei dem Herunterzerren erheblich gesteigert. Das Publikum — 3/4 Militär — quittierte mit beifälligem Lachen. Ob die Situation noch scherzhafter wurde, etwa bei der Füsilierung, weiß ich nicht. Denn mein Kamerad und ich entfernten uns sofort. Niemand sonst.

Kommentar überflüssig.

Hier sehen das Stück gewiß 15000 Mann Militär. Es ist und wird wohl überall noch aufgeführt werden. Ich greife nicht zu hoch, wenn ich für diesen Film 500000 Besucher rechne, davon 2—300000 Soldaten!

Wenn die polizeiliche Zensur hier nicht eingreift, warum schreiten nicht Militärbehörden ein und erklären den Verruf eines solchen Stückes, ebenso wie den von Bordellen usw. Der Schaden an der Seele des Volkes und zumal des Heeres durch gemütliche Verflachung und Verrohung oder Entfesselung eines sinnlosen und unwürdigen Hasses statt eines nationalen Zornes in naiven Gemütern ist sicherer, als jener an Leben und Gesundheit in einem Puff.

Dieser Brief steht Ihnen, sehr geehrter Herr, zum Abdruck in den Monatsheften völlig zur Verfügung. In vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebenster Dr. phil. Walther Schotte,
Assist. am Kgl. Staatsarchiv in Marburg.

Digitized by Google

Isadora Duncan.

Es muß eine Mordsgaudi gewesen sein, als das muntere Mädchen in Athen auf offener Straße den Neugriechen lockend altgriechische Tänze vorhüpfte, derweil der akkompagnierende Ephebe im Schweiße seines englischen Angesichts heroische Platten ins Grammophon tat und nie vergaß, vor jeder neuen Nummer den Enthusiasmus frisch aufzuziehen. Doch ach! Niemand würdigte die verführerische Reklame für die Entente, außer einer Schar Gassenjungen, und als die mänadische Miß dem alten ehrlichen Venizelos seine letzte Kammerrede in die Sprache ihrer untern Extremitäten übersetzte, zog der wohlredende Kreter vor, im schöngefügeten Hause zu bleiben. War es nicht das kunstsinnige Bierdorf, das sich nicht ungern Isarathen nennen hört, wo die australische Geiß begonnen hatte, die deutschen Konzertsäle abzugrasen? Saß nicht der große Lenbach eigenhändig vorn dran, der seit der Saharet eine Schwäche hatte für alle tanzenden Weiblein? Flüsterte nicht einer dem andern zwinkernd zu, sie werde barfuß tanzen und auch sonst nicht allzuviel anhaben, so daß man schon auf seine Kosten käme? Sie kam, tanzte, entzückte. Tanzte im Künstlerhaus, tanzte im Kaimsaal, tanzte im Odeon. Tanzte Chopin, tanzte Beethoven, tanzte Sophokles. Die keuschen Münchner hatten die keusche Nacktheit entdeckt. Die Plätze kosteten bis zu zwanzig Mark, aber sie wurden buchstäblich ausgerauft. Die Konzertagentur Unico Hensel wurde von den Begeisterten gestürmt, so daß Schutzleute einschreiten mußten. Damals kämpfte Siegmund von Hausegger den Verzweiflungskampf um das Fortbestehen der Volkssymphoniekonzerte; aber sein Saal blieb halbleer, weil er Beethoven aufführte. Isadorens Saal war immer voll, weil sie Beethoven tanzte. Ja, wenn Hausegger barfuß und in der Schwimmhose dirigiert hätte! Nach dem Krieg, wenn wir für so zarte Lyrik Raum haben, drucken wir vielleicht Zeitungshymnen auf die Isadora von damals ab. Das griechische Barfüßele eroberte sich mit entzückender Naivität ganz Deutschland. Sie tanzte weihevoll in den Bayreuther Festspielen, ward vom Verein Berliner Presse eingeladen, einen Vortrag im Architektenhaus zu halten über ihre „kleine Danz", Vortrag mit die Mund, nicht Vortrag mit die Füß. Archäologen fanden sie künstlerisch, Kunstschriftsteller archäologisch. Sie ward die Stifterin, aber München blieb das Eleusis der neuen Tanzmysterienreligion. Man sah ein Dutzend Nervenärzte auf der Bühne ratlos um eine Traumtänzerin herumstehen, und der Klavierstuhl wurde nicht mehr kalt von den Popös musikalischer Koryphäen. Alle mußten sie sich's zuerst von dem unbezahlbaren und für so was immer zahlenden Münchner Publikum bescheinigen lassen, all die Tanzgirls bis herab zum Sacharow; anderswo wär' es nicht so leicht gegangen . . . Böotisches Athen, dem Isadora, in der Erkenntnis, daß sie's nicht mit Münchnern zu tun habe, gratis die Reize offenbarte, zu welchen Isarathens Kunstareopag um den Preis von zwanzig Mark sich drängte wie zu den Weißwürsten beim Donisl. Es muß eine Mordsgaudi gewesen sein, und unter Brüdern zwanzig Mark wert.

Digitized by Google

Hindenburgheimstätten statt Hindenburgstandbildern!

Eine Stadt verkündet voll Stolz, daß sie jetzt schon ihren Gefallenen ein Denkmal errichten wolle.

Wir haben zum Militärkommando das Vertrauen, es werde zu verhindern wissen, daß während des Weltkrieges deutsches Geld verputzt wird.

Macht Stiftungen für die Kriegskrüppel, für die Zusammengeschossenen, die Einarmigen, damit euch die Heimkehrenden nicht fluchen!

Macht Stiftungen für die Hinterbliebenen, für die Witwen und Waisen, damit euch die Gefallenen nicht aus dem Grabe fluchen!

Hätten wir nur jetzt anstatt all der geschmacklosen Denkmäler, durch die unsere Städte versaut worden sind, das Geld! Wir bräuchten es notwendig für unsere Verwundeten.

Für die Gefallenen eine Gedenktafel in die Kirche oder ins Rathaus. Unser Gut aber für die Soldaten, die für uns ihr Blut gegeben haben.

So stand in den S. M. vor einem Jahr. Wenn es wieder abgedruckt wird, hat es seinen Grund: Die Knopflöcher werden schon wieder brünstig. Darum sei die Warnung erneut und erweitert:

Die Gefahr, daß Riesensummen für künstlerisch langweilige und wertlose Verkehrshindernisse hinausgeworfen werden, rückt näher. Wenn man all die drohenden Hindenburgmonumente und Kriegerdenkmäler im Geiste vor sich sieht, wird einem schlecht: Gützow errichtet eins, also muß Bützow auch eins haben; Lützow kann sich nicht lumpen lassen und Pützow müßte in ein Mausloch kriechen, wenn es keins hätte; also ran mit die Brongse!

Wie ein erlösendes Licht wirkt die Nachricht, in Ruhlsdorf, Kreis Nieder-Barnim, sei der Grund zu einem Hindenburgheimathaus für Kriegswaisen und Soldatenkinder gelegt worden. Der große Feldherr, den der Himmel dem deutschen Volk in seiner größten Not gesandt hat, könnte sich selber kein zu seinem ganzen Wesen passenderes Denkmal wünschen, als daß die neuzugründenden Heimstätten für Krieger und Kriegswaisen in ganz Deutschland den Namen Hindenburgheim erhalten, woraus der Volksmund bald „die Hindenburg" machen würde. Wäre nicht auch das ganz in seinem Stil, wenn sein uns allen ehrwürdiger Familienname als Sachname den kommenden Geschlechtern ein lebendiges und vertrautes Wort bliebe?

Nicht, daß überhaupt Denkmäler errichtet werden, ist das Schlimme, sondern daß viel zu viel entstehen, daß kein Nest ruht, bis es nicht glücklich seine patriotischen Lokalgreuel hat. Schöpfungen wie Lederers Hamburger Bismarck sind die seltene Ausnahme. Der Berliner Bismarck von Begas wirkt daneben puppig und überflüssig. Oder, um ein andres Beispiel zu nehmen: Wär es nicht mehr im Sinne Wagners gewesen, statt seiner Denkmäler, von denen eines fader ist als das andere, eine Stiftung zu machen, wonach in der betreffenden Stadt jedes Jahr der Ring und die Meistersinger fürs Volk zu ermäßigten Preisen aufgeführt werden müssen? Die Stadt Augsburg will ihrem großen Renaissancebaumeister Elias Holl um vierzigtausend Mark ein Denkmal errichten. Das Ergebnis wird sein, daß irgendwo ein höchst gleich-

Digitized by Google

gültiges Mannsbild auf einem noch gleichgültigeren Sockel steht; wäre es nicht zweckdienlicher, eine Elias-Holl-Stiftung für junge Augsburger Architekten zu machen, damit wieder so machtvoll und bürgerlich stolz in der schönen Stadt Augsburg gebaut wird, wie Elias Holl einst baute? Ein paar Jahre vor Kriegsausbruch war im Reichstag von der Notlage mancher Veteranen von 1870 die Rede, daß wir vor dem Ausland erröten mußten; dabei stehen die geschmacklosesten und überflüssigsten Kriegsdenkmäler zu Tausenden herum und haben zusammen so und soviele Millionen gekostet. Man nennt uns das Volk der Organisation: organisieren wir doch endlich einmal die nationale Dankbarkeit in Form von Stiftungen großen Stils! Ein Kaiser-Wilhelm-Bad oder -Garten ist unter allen Umständen wertvoller als ein Reiterdenkmal. Jener Privatmann Müller, welcher der Stadt München sein Vermögen vermachte unter der Bedingung, daß sie ein Volksbad baue, hat sich ein unendlich schöneres und dauernderes Gedächtnis gestiftet, als der Herzog Karl II. von Braunschweig mit den zwanzig Millionen, die er der Stadt Genf hinterließ, wofür sie einen kitschigen Abklatsch des Scaliger-Grabmals an den Montblanc-Quai setzte. Es gibt Ketzer, die an der Stelle des Leipziger Völkerschlachtmonstrums lieber einen riesigen Spielpark für die Leipziger Jugend sähen, wobei sie nicht nur in der Schaffung des letzteren, sondern auch in der Verhinderung des ersteren eine Wohltat erblickten. Ähnlich wird es mit dem Bismarck-Denkmal am Rhein gehen: die Landschaft wird auf keinen Fall schöner, aber ein schwerer Brocken Geld ist unwiderruflich beim Teufel. Hätte man irgend einen gefährdeten Wald in der Nähe Berlins für ewige Zeit gerettet und ihn Bismarckwald getauft, mit absolutem Verbot von allem, was einen Wald schändet, als da sind Waldrestaurants, Autos und dgl., so wär es für Berlin eine Wohltat und für Bismarck ein Denkmal in seinem Sinn gewesen mit einer Dosis Bismarckischer Ironie dabei, daß durch ihn gerade diese Stadt, die er nie mochte und die ihn nie mochte, zu einem Wald kommen sollte, den sie auch nicht mochte, trotzdem geschenkt kriegt und noch Dankeschön sagen muß.

Der Gedanke, Hindenburg so zu feiern, liegt in der Luft: die Stadt Landshut baut ihm zu Ehren eine Straße mit Kleinwohnungen für weniger bemittelte Familien. Könnten wir dem verehrungswürdigen Retter Ostpreußens und ganz Deutschlands ein dankbareres und dauernderes Gedächtnis stiften, als daß wir in seinem Namen die durch Duldung einer skrupellosen Grundstückspekulation entstandene Wohnungsnot einmal ernstlich anpacken? „Als ich mich zur Schlacht von Tannenberg begab," sprach er, „mußte ich durch meine Besitzungen, und da hatte ich das Gefühl, nicht wie ein Führer eines Heeres, sondern wie ein Privatmann zu gehen, der sein Haus und seine Familie verteidigt." In Millionen von Deutschen lebt diese Sehnsucht: heraus aus den Mietskasernen, dafür ein Heim, und sei es noch so klein, mit einem Stück Garten! Unser warten nach dem Krieg Aufgaben, denen gegenüber

Digitized by Google

alles bisher Geleistete ein Kinderspiel war. Es wird ungeheuer viel zu arbeiten geben in Deutschland, anzubauen, aufzubauen, wiederaufzubauen. Warme Heimstätten müssen wir errichten, nicht kalte Marmorblöcke! Etwas dauernd Lebendiges und Wirkendes sei unser Ziel, nicht ein starres Mal! Die heimgekehrten Verteidiger unseres teuren Bodens sollen etwas Besseres bekommen als soundsoviel Zentner Erz auf soundsoviel Zentnern Muschelkalk. Brechen wir endlich mit der fabrikmäßigen Denkmalsetzerei, durch die unsere Städte nur verhäßlicht worden sind! Haben wir endlich einmal den Mut, den aufdringlichen Ordensjägern, denen ihre ungehaltenen Festreden zum Maul heraushängen, offen zu sagen: „Wenn ihr Denkmäler wollt, so zahlt sie gefälligst aus euerer Privattasche. Wir wissen für deutsches Geld eine vernünftigere Verwendung und für deutsche Dankbarkeit einen würdigeren Ausdruck."

Deutschland und das Schicksal der Armenier.

Da ich, als Schweizer, Deutschland warme Sympathien entgegenbringe, namentlich während des jetzigen Krieges, werde ich schmerzlich berührt durch den in der Balkannummer dieser Zeitschrift erschienenen Aufsatz von Fr. Wilhelm Freiherrn von Bissing: Ein neuer Bundesgenosse der Entente. Denn durch solche Stimmen von deutscher Seite wird das neutrale Ausland gerade dazu geführt, für wahr zu halten, was man viel lieber für eine von seiten der Entente ausgestreute Verleumdung halten möchte, daß nämlich in weiten Kreisen Deutschlands das Vorgehen der türkischen Regierung gegen die Armenier nicht bedauert, ja halb und halb gutgeheißen werde. So kann wenigstens der Satz aufgefaßt werden: „Im ganzen haben wir erkannt, daß die aufrührerischen, nichtsnutzigen und betrügerischen Armenier den gerechten Zorn der Kurden und Osmanen erregt haben." Durch Nachrichten, die neutrale Ausländer aus der Türkei gebracht haben, sind wir über die jetzigen Vorgänge unterrichtet. Daß von seiten der türkischen Regierung unerhörte Maßregeln gegen die Armenier ergriffen worden sind, darüber belehren uns jetzt nicht nur Artikel des Journal de Genève. Es liegen auch von deutscher Seite Mitteilungen vor, die zum Teil veröffentlicht worden sind (z. B. im Sonnenaufgang, dem Organ des deutschen Hilfsbundes für christliches Liebeswerk im Orient; vergleiche auch den Aufsatz von Ewald Stier in Nr. 30 der Christlichen Welt und den von Max Roloff in Nr. 36 der Hilfe). Die genauesten Einzelheiten könnten die Berichte der kaiserlich deutschen Konsuln aus dem Innern der Türkei liefern. Es fragt sich nur: haben die Armenier ihr Unglück verdient und selber verschuldet? Ich habe seit 1905 bis kurz vor dem Ausbruch des Weltkrieges, als Arzt der deutschen Orient-Mission in Urfa, einer Stadt im Innern der asiatischen Türkei, gearbeitet und reichlich Gelegenheit gehabt, Türken, Araber, Kurden und Armenier kennen zu lernen. Ich kann mich dem harten Urteil Herrn von Bissings über die Armenier nicht anschließen und halte die gegenwärtig gegen die Armenier angewandten Maßnahmen in keiner Weise für berechtigt, auch nicht im Interesse der Türkei. Es ist auch für Deutschland beklagenswert, daß die türkischen Bundesgenossen jetzt gegen die Armenier in so grausamer Weise vorgehen, ohne daß es verhindert werden kann. Nach meiner Meinung sollte aber die Tatsache nicht bestritten oder beschönigt werden, denn die Wahrheit findet doch ihren Weg, und ich finde es namenlos traurig, wenn dem wehrlosen Volk in seinem furchtbaren Unglück das Mitgefühl versagt werden soll. Deswegen aber, weil man die Armenier bedauert und ihnen womöglich zu helfen sucht, bringt man wahrhaftig den mißhandelten Juden in Rußland und den Galiziern und Ostpreußen nicht weniger Mitgefühl entgegen.

Basel. Dr. med. Andreas Vischer.

Digitized by Google

Zum Hohenzollernjubiläum.

Es ist ein merkwürdiges, fast symbolisches Zusammentreffen, daß in dies Jahr des Weltkrieges das Jubiläum des Tages fällt, an dem die Hohenzollern die Herrschaft über die Mark und damit über Preußen und Deutschland übernommen haben. Man möchte fast glauben, die Vorsehung wolle Europa darauf hinweisen, daß ein Geschlecht, das die furchtbaren Prüfungen des Dreißigjährigen und Siebenjährigen Krieges und der napoleonischen Feldzüge überstanden habe, auch diesem wildesten aller Angriffe nicht erliegen könne; daß eine 500 Jahre alte arbeits- und segensreiche Geschichte nicht in Blut und Tod sinnlos enden dürfe; daß im Gegenteil dereinst auf den beherrschenden Höhen deutscher Geschichte, die jetzt erst vor unseren Augen aufgetaucht sind, auch das alte schwarz-weiße Banner flattern solle. Und man braucht wirklich kein Byzantiner zu sein, um freudig anzuerkennen, was die Hohenzollern in diesem halben Jahrtausend für ihren Staat und damit für uns alle geleistet, was sie an unvergänglichen Werten geschaffen haben. Wir kennen alle den stolzen Weg, der von Friesack nach Versailles, von Fehrbellin nach Tannenberg geführt hat; wir wissen alle, daß die Geschichte dieses Herrscherhauses bis zum Ende des 18. Jahrhunderts mit der Geschichte Preußens zusammenfällt, daß der grimmige, alte Soldatenkönig die Fundamente dieses starken Hauses gelegt, daß bei Hohenfriedeberg und Leuthen der preußische Adler den kühnen Flug begonnen hat, der ihn auf die Wälle von Paris und Warschau tragen sollte. Wir wissen freilich auch, daß im 19. Jahrhundert die schwächeren Gestalten der preußischen Könige hinter ihren großen Beratern, Stein und Bismarck, hinter den gewaltigen Umwälzungen von 1813 und 1848, die keine Fürstenhand leiten konnte, etwas zurückgetreten sind, daß Volks- und Fürstengeschichte nicht mehr so restlos in einander aufgehen konnten, wie in den vorhergehenden Jahrhunderten. Aber ein gutes Stück Bedeutung bleibt doch auch im modernen Staate dem Monarchen erhalten; weder der alte Friedrich Wilhelm III. noch seine Söhne sind zu Schattenkönigen herabgesunken; untrennbar gehört vor allem die reine und hohe Gestalt unseres ersten Kaisers zur Geschichte unserer deutschen Einigung. Gewiß, auch dies Herrschergeschlecht ist an großen, überragenden Persönlichkeiten nicht übermäßig reich; auch die Hohenzollern haben nur einen Genius, Friedrich den Großen, hervorgebracht; von den andern haben, wenn wir von Friedrich I. und II. und Albrecht Achilles absehen wollen, nur der Große Kurfürst und Friedrich Wilhelm I. den allerdings sehr respektablen Durchschnitt ihrer Vorgänger und Nachfolger überragt. Und gerade das hohe Niveau dieses Durchschnittes hat, fast mehr als das Dasein einzelner Heroen, die gedeihliche und fast immer gleichmäßig fortschreitende Entwicklung des preußischen Staates verbürgt. In der langen Reihe der Hohenzollern haben doch nur sehr wenige geradezu schädlich auf Volk und Land gewirkt; die meisten sind, pflichtgetreu und arbeitsam, „Amtsleute Gottes am Fürstentum“ gewesen. Sie alle bedürfen des patriotischen Überschwangs nicht, mit dem manches Schreiberlein dies Geschlecht von Männern ins Göttliche erheben möchte; sie stehen fest auf dem Boden der Erde und vertragen das klare Licht des Tages besser als fälschende bengalische Beleuchtung. Die schlichte Erzählung paßt zu ihnen, das

Digitized by Google

ehrliche, kräftige Urteil; nicht der verlogene Byzantiner, der stolze, redliche, einfache Preuße gehört als Historiograph an den preußischen Königshof.

Man wird großen Partien des Hintzeschen Jubiläumsbuches *) kein schöneres Lob spenden können, als wenn man sich durch sie an den bedeutendsten märkischen Historiker, an Reinhold Koser, erinnert glaubt. Die klare Gliederung des gewaltigen Stoffes, die vornehme, einfache, ganz und gar ungesuchte Sprache, das besonnene, unbedingt gerechte Urteil, die sorgfältige wissenschaftliche Fundierung — alles das sind Vorzüge, die jeder an Koser bewundern mußte, die seine besten Schüler von ihm gelernt und übernommen haben. Wie Koser, so lebt und webt auch Hintze in der brandenburgisch-preußischen Geschichte; wie Koser, so ist auch er in jedem Zoll seines Wesens ein echter, stolzer Preuße; wie Koser, so ist auch Hintze, trotz aller nationalen Hingabe, ein unbestechlicher, durch und durch wahrhaftiger Gelehrter. Der Forscher Hintze ist ja bisher weiteren Kreisen nicht sehr bekannt geworden; sein Spezialgebiet, preußische Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte, konnte unter den Laien kaum auf sehr viel Leser rechnen; erst jetzt wird das Hohenzollernbuch die breitere Öffentlichkeit auf ihn aufmerksam machen. Und ich denke, Mann und Buch werden den Deutschen gefallen. Denn Hintze versteht es, auch komplizierte Fragen, wie die hohenzollernsche Genealogie, mundgerecht zu machen, auch die unbekanntere und uninteressantere Reihe der brandenburgischen Kurfürsten von Friedrich I. bis Georg Wilhelm lebendig vor uns hinzustellen. Die Charakteristik Friedrich Wilhelms I. kann man geradezu vorzüglich nennen: fein abgewogen in Lob und Tadel, und doch durchflutet von kräftigem Mitverstehen, und schon verklärt durch den Glanz der nahen Zukunft. In der Schilderung Friedrichs des Großen ist freilich Koser nicht zu erreichen, noch zu ersetzen; allerdings hat auch nur ein Treitschke diese wundervolle Natur auf wenig Seiten plastisch herausarbeiten können. Dafür freut man sich wieder um so mehr des 19. Jahrhunderts; gottlob werden die umstrittenen und problematischen Naturen Friedrich Wilhelms III. und IV. nicht gerettet, sondern ernsthaft und möglichst unparteiisch erklärt. Zwar würde der Nichtpreuße da und dort schärfer urteilen, aber auch Hintze verschmäht es, zu verschweigen oder umzudeuten; auch seine Preußenkönige sind keine Helden, sondern Menschen. Daß die Liebe des Altpreußen dem greisen Kaiser gehört, ist ebenso verständlich, wie daß die übrigens nur skizzierte Persönlichkeit Wilhelms II. vorsichtig angefaßt wird; aber es ist nicht hoch genug einzuschätzen, daß auch die kurze Darstellung dieser neuesten Zeit nirgends unwahr geworden ist. Alles in allem genommen ist das Werk eine würdige und stattliche Gedenkschrift, ein prächtiges und dabei außerordentlich billiges Hausbuch, das in jeder deutschen Familie fleißig gelesen werden sollte. Gerade in diesen Zeiten, in denen wir um unsere Zukunft kämpfen, müssen sich unsere Blicke auch auf unsere große Vergangenheit zurückwenden, denn in ihr wurzelt unser Glaube und auf sie gründet sich unsere Hoffnung.

Fritz Endres.

*) Otto Hintze, Die Hohenzollern und ihr Werk. Fünfhundert Jahre vaterländischer Geschichte. 3. Aufl. Berlin 1915. (P. Parey.) 5 M. XVI und 704 S.

Digitized by Google

Ein Gedenkblatt.

Zu Alfred Walter Heymels Todestag, 26. November 1915.

Nach frohem Mahle war's, zu später Stunde,
Da brauſteſt du herein in unſre Runde —
Woher? Den Reiterſpruch vom Glück auf Erden
Hört ich von dir, das man auf Vollblutpferden
Erreitet, mit dem Minnedank des Weibes
Empfängt und hütet in der Kraft des Leibes.

Ein Mond verrann — wie viele, ach, verrannen ...
Du haſt geſchenkt, wo andre kühl gewannen,
Du zürnteſt laut, wo andre weislich ſchweigen,
Du nannteſt Wicht den Wicht und feig den Feigen,
Und ſprudelnd, wie ein wilder Bergquell, klang
Dein Wort und Lachen, Rügeſpruch und Sang.

Und wieder ſaßen wir in froher Runde,
Wie flog die Zeit — es kam die heil'ge Stunde,
Die Wangen glühten und die Becher blinkten,
Uns war's, als ob uns Geiſterhände winkten.
Du ſahſt mich an — wer von uns war der Sprecher?
Dem guten Dämon, Goethe, galt der Becher.

Die Sonnenjahre gingen, Jahre nahten
Verhüllt und dumpf. Wie ſchrie dein Herz nach Taten!
Ein Glück zerſchellte. „Huſſah, aufgeſeſſen,
So laßt mich kämpfen, ach, laßt mich vergeſſen!"
Ein Blättlein flog mir zu. Da ſtand es: Krank!
Der junge Held, ob ihm die Sonne ſank?

Die Sonne ſtieg! Die Schickſalsglocken klangen,
Da iſt ſie rot und glühend aufgegangen,
Flog zum Zenit empor mit Götterſchritten:
Vom Totenbett biſt du zum Sieg geritten.
Und wie der Singſchwan ſtolz von dannen zieht,
Sangſt du von Charleroi dein letztes Lied.

Otto Cruſius.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Coſſmann in München. Nachdruck der Beiträge dieſes Heftes den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe geſtattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphiſche Kunſtanſtalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

Verlag von Reimar Hobbing in Berlin SW 61.

Soeben ist erschienen:

Ausgewählte Werke

Friedrichs des Großen

Mit Zeichnungen von Adolf von Menzel.

Zwei stattliche Bände in Leinen 10 Mark,
in Halbleder 14 Mark, in Ganzleder 30 Mark.

Aus den historischen, philosophischen und militärischen Schriften des großen Königs sowie aus seinen Gedichten und Briefen sind die schönsten Stücke ausgewählt, und zwar in der glänzenden Übersetzung der umstehend angezeigten großen deutschen Ausgabe der Werke und der Briefe. Der Kaiser hat die Benutzung der im Privatbesitz der preußischen Krone befindlichen wundervollen Originalzeichnungen Menzels für die Friedrich-Ausgaben des Verlages Hobbing gestattet.

Die überragende Stellung des Königlichen Schriftstellers, der großartige Inhalt seiner Schriften, die einzigartige Illustrierung sowie die gediegene, würdige Ausstattung der beiden Bände machen das Buch zu einem Geschenkwerk, wie man es heute nicht schöner und passender finden kann.

Wie Goethe und Schiller
so gehört Friedrich der Große
in jedes deutsche Haus!

Digitized by Google

Verlag von Reimar Hobbing in Berlin SW 61.

Die gesamte deutsche Öffentlichkeit – die bedeutendsten deutschen Männer und hunderte von Zeitungen und Zeitschriften bezeichnen diese Friedrich-Ausgaben als wertvollste Erscheinungen auf dem Büchermarkt des letzten Jahrzehntes:

Die Werke Friedrichs des Großen

Zehn Bände.

Briefe Friedrichs des Großen

Zwei Bände.

In deutscher Übersetzung.

Mit Illustrationen von
Adolf von Menzel.

In blaues Leinen gebunden, jeder Band 12,50 Mk., in Halbleder 15 Mk. Die Liebhaber-Ausgabe, von der nur noch wenige Exemplare vorhanden sind, 50 Mk. jeder Band.

Die Werke sind herausgegeben von Gust. Berth. Volz, die Briefe von Max Hein, die ausgezeichnete Übersetzung liest sich wie ein Original und ist von E. König, Fr. von Oppeln-Bronikowski, W. Rath, Th. von Scheffer, Ludwig Fulda u. a. bewirkt. Die 500 Zeichnungen Menzels sind eine der großartigsten Leistungen der deutschen Kunst. Außerdem verzieren 140 Tafeln in feinstem Lichtdruck die großen Foliobände, die in der Reichsdruckerei in Berlin in geradezu mustergiltiger Weise hergestellt sind. Ein Werk, an dem man das ganze Leben hindurch sich immer wieder freuen kann. – Inhalt der zehnbändigen Ausgabe: I. Geschichte des Hauses Brandenburg. II. Geschichte meiner Zeit. III. IV. Geschichte des siebenjährigen Krieges. V. Altersgeschichte, Staats- und Flugschriften. VI. Militärische Schriften. VII. Antimachiavell. Testamente. VIII. Literarisch-philosophische Schriften. IX. X. Dichtungen.

Einer der größten deutschen Menschen, einer der erhabensten Fürsten der Welt, eine der geistigsten Persönlichkeiten der Geschichte hat sich in diesen Bänden über alles ausgesprochen, was seinen reichen Geist bewegte. Er hat als Denker, als Geschichtsschreiber, als Staatslehrer, als Dichter ein Denkmal seines Ernstes, seiner hohen Wahrhaftigkeit, seiner strengen Sittlichkeit und wahrhaft königlichen Gesinnung, seines gebildeten Geschmackes, seines Witzes und seiner kecken Laune sowie seines warmen, tiefempfindenden Gemütes der Welt hinterlassen.

Digitized by Google

Verlag von Reimar Hobbing in Berlin SW 61.

Textproben von den Werken Friedrichs des Großen

in stark verkleinerter Druckschrift:

Aus der Ode an die Deutschen.

Schaut nach Flandern, seine Schanzen gilt's zu stürmen, zu gewinnen,
Mit dem Ungarn Seit' an Seite legt in Asche Belgrads Zinnen!
Muß beim Klange dieser Namen heißer nicht das Blut euch rollen?
Denkt ihr nicht der blutgetränkten Ehrenfelder, wo den vollen
Siegeskranz der edle Ritter Prinz Eugenius sich errungen,
Der Bewunderte, der jeden seiner Gegner hat bezwungen?
Alles ruft bei solchem Wagen
Eurem Mute zu: Glückauf!
Alle Herzen mit Euch schlagen,
Die um Deutschland Sorge tragen,
Folgen eurem Siegeslauf.

An Voltaire.

Wie sind Dir Anmut noch und Feuer eigen,
Dein Abend überglänzt Dein Morgenrot.
Sonst heißt das Alter unsre Sinne schweigen;
Lust, Reize, Gaben raubt sein Machtgebot.
Doch Deine Stimme blieb so leis' und weich,
Zum Grimm der Toren, selbst im Greisenalter,
Und Voltaires Geist, obwohl an Wintern reich,
Ist leicht beschwingt noch wie ein Maienfalter.

Aus dem letzten Gedicht des alten Königs:

Über das Dasein Gottes.

Du solltest nicht die Weisheit Gottes zeihn,
Hochmüt'ger Mensch, rebellisches Atom:
Sieh deines eignen Geistes Schwäche ein!
Der Ew'ge hat durch diesen Damm den Strom
Vorwitz'ger Neugier in sein Bett gebannt.
Er wollte wohl durch solche Finsternisse
Beschämen deinen herrischen Verstand,
Der, weil er einen schwachen Lichtschein fand,
Wähnt, daß sich alle Wahrheit ihm erschließe.
Du meinst, es fehle dir zu deinem Glück,
Daß Gott vor deinem trüben Menschenblick
Enthüllt den ganzen weiten Weltenbau?
Damit sein Ratschluß deinen Beifall fände,
Heischst du von ihm die Überschau
Von aller Dinge Ziel und Ende.
.....

An Podewils (1741).

Podewils! Truchseß macht Fortschritte, Mardefeld geht seinen Weg, Chambrier verrichtet Wunder, Klinggräffen ist anbetungswürdig. Also, cara anima mia, non desperar! Raesfeld kriecht wie eine Schnecke, der dänische Fink juckt sich, der sächsische Fink hat mit Kontrebande zu tun. Aber werden wir dieser Schwierigkeiten Herren, so werden wir triumphieren. Für den Faulen wächst kein Lorbeer, Frau Gloria reicht ihn dem nur, der sich rührt und Herz hat.

Beiläufig gesagt: zweimal bin ich den österreichischen Husaren entwischt. Sollte mir das Unglück zustoßen, lebend gefangen zu werden, so gebiete ich Ihnen aufs strengste, und Sie haften mir mit Ihrem Kopfe dafür, daß Sie während meiner Abwesenheit keinen Deut sich um meine Befehle scheren, daß Sie meinem Bruder ratend zur Seite stehen und daß ja der Staat für meine Befreiung nichts unternimmt, was unter seiner Würde ist. Im Gegenteil! Für diesen Fall ist es mein Wille und Befehl, daß mit entschiedenerem Nachdruck als je vorgegangen werde. König bin ich nur, wenn ich frei bin.

Falle ich, so ist mein Wille, daß nach Römerart mein Leib verbrannt und in einer Urne in Rheinsberg beigesetzt werde. Knobelsdorff soll mir ein Denkmal errichten, wie das des Horaz im Tuskulum.

Digitized by Google

Verlag von Reimar Hobbing in Berlin SW 61.

Für den Weihnachtstisch wurde fertig:

Friedrich der Große

Ein Bild seines Lebens und Schaffens von Max Hein.

Ein starker Band
mit 100 Illustrationen und 12 Lichtdrucktafeln.

In Leinen gebunden 10 Mk.
und in Halbleder 12.50 Mk.

Tausendfältig erneut sich in dieser großen und ernsten Zeit Preußens und Deutschlands das Andenken Friedrichs des Einzigen. Dadurch wird aber immer fühlbarer, selbst in Kreisen der Gebildeten, wie wenig die Deutschen von dem großen König wissen. Nun soll dieses neue Werk aus der Feder eines unserer berufensten jungen Historikers ein Führer zum Verständnis des Lebenswerkes Friedrich des Großen darstellen. Die Aufgabe, ein tunlichst knappes und doch lückenloses Gesamtbild zu schaffen, darf als glänzend gelöst bezeichnet werden.

Das Buch erwuchs im Anschluß an die vorstehend angezeigten großen Friedrich-Ausgaben des Verlages Reimar Hobbing. Beide Verlagswerke ergänzen und erklären einander, sind aber in sich vollständig unabhängig.

Wilhelm Greve, Berlin SW 68.

Bestellschein abschneiden.

Bestellschein.

Durch die Buchhandlung von .....

bestelle aus dem Verlage Reimar Hobbing in Berlin SW 61:

	Mk.		M
..... Ausgewählte Werke Friedrichs des Großen	Lwd. 10.–	..... Briefe Friedrichs des Großen 2 Bände	Lwd. 25
..... „ „ „ „ „	Halbled. 14.–	..... „ „ „ „ „	Halbled. 30
..... „ „ „ „ „	Ganzled. 30.–	..... „ „ „ „ „	Liebhaber-Ausgabe 100
..... Werke Friedrichs des Großen 10 Bände	Lwd. 125.–	..... Hein, Friedrich der Große	Lwd. 10
..... „ „ „ „ „	Halbled. 150.–	..... – „ „ „	Halbled. 12.
..... „ „ „ „	Liebhaber-Ausgabe 500.–		

(Nicht gewünschtes durchstreichen)

Digitized by Google

..... Ort, Datum. ..... Name.

Kaffee Hag und seine Ausgiebigkeit.

Bisweilen besteht immer noch das Vorurteil, daß Kaffee Hag, der koffeinfreie Bohnenkaffee, weniger ausgiebig als anderer Kaffee sei. Die regelmäßigen Verbraucher indessen wissen schon lange, daß Kaffee Hag an seiner Ausgiebigkeit nicht das geringste eingebüßt hat. Im übrigen ist diese Tatsache auch schon durch besondere Bestimmungen verbürgt. Es wäre nicht angängig, koffeinfreien Kaffee Hag mit seiner Bezeichnung in den Verkehr zu bringen, wenn er auch nur in einem geringen Maße der Bestandteile verlustig gegangen wäre, die Geschmack und Aroma und damit seine Ausgiebigkeit bedingen. Kaffee Hag ist bei jedem Kaufmann erhältlich.

Im **„Literarischen Anzeiger"** und in den **Prospekten** dieses Heftes kündigen folgende erlage für den Weihnachtstisch besonders empfehlenswerte Werke an:

j. C. Amelang, Leipzig
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhdlg., München
Bibliograph. Institut, Leipzig
J. G. Cottasche Buchhdlg. Nachf., Stuttgart
Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart
Deutsche Warte, Berlin
Frankfurter Zeitung, Frankfurt
Karl Grüninger, Stuttgart
Fritz Heyder, Berlin-Zehlendorf
Heimar Hobbing, Berlin
G. Hirths Verlag, München
Insel-Verlag, Leipzig
Alfred Kröner, Leipzig
Albert Langen, München
Wilhelm Langewiesche-Brandt, Ebenhausen
Felix Lehmann, Berlin-Charlottenb.
R. Oldenbourg, München
Friedrich Andreas Perthes, Gotha
Philipp Reclam jun., Leipzig
Rütten & Loening, Frankfurt a. M.
Strecker & Schröder, Stuttgart
Süddeutsche Monatshefte, Leipzig
B. G. Teubner, Leipzig
Ullstein & Co., Berlin
Vereinigung für private Kriegshilfe, München
Vereinigung Münchner Verleger
Hermann A. Wiechmann, München

Digitized by Google

Mitteilungen über Bäder und Kurorte.

Regenerationskuren — ein neuer Weg. Das erfolgreichste Heilverfahren bei inneren und äußere Leiden, mögen es Magen-, Darmleiden, Herz-, Leber-, Nierenleiden, Rheuma, Gicht, Ischias, Flechten-, Hau und Beinleiden oder Nervenleiden, Schlaflosigkeit, Frauenleiden, Bleichsucht usw. sein, ist und bleibt da jenige, welches den ganzen Körper gründlich beinflußt, ihn reinigt, stärkt und ihm neue Lebensvorgäng zuführt. Nur dann können Heilerfolge wirklich von Dauer sein, wenn der Organismus von Belastung mit Selbstgiften, Stoffwechselschlacken, Schleimmassen, Gasen, Harnsäure Medizingiften usw. restlos befre wird und die geschwächten oft verkümmerten Organe neue kraftvolle, ungehinderte Funktionsfähigk erhalten. Dies wird durch die erprobten Sommersteiner Regenerationskuren, die von erheblicher ther peutischer Bedeutung sind, tatsächlich mit bestem Erfolge erzielt und kein Ungeheilter sollte sie unve sucht lassen; — auch ihm wird durch eine gründliche Regeneration Genesung, Kraft, Lebensfreude u Lebensglück neu erblühen. Ausführliche und belehrende Broschüre erhalten Interessenten kostenlos v der Direktion des Kurbades Sommerstein bei Saalfeld in Thüringen.

St. Blasien im oberen Tale der Alb, eines am Feldberg entspringenden Nebenflusses des Rhein inmitten ausgedehnter Tannenwaldungen gelegen, gilt mit Recht für den von der Natur begünstigst Ort des südlichen badischen Schwarzwaldes. Die besonderen Vorzüge des Platzes für die Behandlu Lungenkranker erkannte zuerst der Dr. med. Hause, welcher sich im Jahre 1878 in St. Blasien niederli Nach sorgfältiger Prüfung aller einschlägigen Verhältnisse, wie Lage, Besonnung, Windschutz und Bode beschaffenheit und mehrjähriger Beobachtung speziell des Winterklimas erbaute derselbe an dem günsti sten Platze des Ortes im Jahre 1881 ein Sanatorium für Lungenkranke, welches seitdem Sommer u Winter hindurch gleichmäßig von Heilung suchenden Kranken besucht wird. Die Anstalt ist in den Jahr 1900 bis 1908 mit Benutzung aller Fortschritte der hygienischen Bautechnik völlig neu erbaut. D Sanatorium liegt erhöht über dem Ort am Südabhange des 1200 Meter hohen, dichtbewaldeten Bö berges, mit der 100 Meter langen Front nach Süden gerichtet.

Geschäftliche Mitteilungen.

Im Geist der Zeit liegt es, daß der Andrang zur Offizierslaufbahn sich mehrt. Wer sich da hingezogen fühlt und die nötigen Eigenschaften zum Offizier hat, dem ist in der bei den höchst Kreisen vorzüglich eingeführten Stuttgarter höheren Privatschule **Studienheim Institut „Sonnenber** die denkbar beste Gelegenheit geboten, sich entweder das Maß der für die Primareife- und Fähnri prüfung erforderlichen Kenntnisse anzueignen oder sich zur Reifeprüfung an einer Vollanstalt v bereiten zu lassen. Zu diesen Prüfungen wird im Institut „Sonnenberg" ohne vorherigen Besuch ei staatlichen Schule vorbereitet. Der daselbst streng durchgeführte Grundsatz, nur durch staatlich geprü Lehrer unterrichten zu lassen, das große Vertrauen, das die Schule auch bei Schulvorständen genie bürgen für gewissenhafte Durchführung seiner Aufgabe. Die Erfolge zeichnen sich durch d Kürze der Vorbereitungsdauer, die geradezu auffallend wirkt, ganz besonders a

Fort mit der Rundschrift, fort mit dieser Schrift unserer Feinde. Die Rundschrift ist in Frankre und England entstanden, in Deutschland ist sie nur nachgeäfft worden. Trotzdem diese Schrift von viel Aemtern längst verboten wurde, wuchert das fremdländische Unkraut immer noch weiter. Wenn n deutsch sein wollen, können wir doch auch deutsch schreiben. Der Verlag für Schriftkunde und Schri unterricht in Berlin N.O. 43, Georgenkirchstr. 44, weist die Lehrmittel für schöne deutsche Schrift na

Der Gesundheits-Federhalter „Staribus" ist nach dem anatomischen Bau des Menschen konstrui und besitzt folgende Vorzüge: 1. Durch die technisch höchst vollendete Konstruktion des „Staribus"-Halt kann der Schreibfeder die für jede Schriftart erforderliche Stellung gegeben werden, ohne daß der Schr bende den bisherigen Anstrengungen ausgesetzt ist. 2. Der „Staribus"-Halter vermeidet absolut Schiefsitz Krampferscheinungen, frühzeitige Ermüdungen und beugt Kurzsichtigkeit vor. Der „Staribus"-Halter eine große Wohltat für die Finger-Nerven. Prof. Ritter Dr. von Nußbaum †, München, hat nachgewies daß die Einwärtsstellung beziehungsweise die natürliche Handlage ganz bedeutend weniger anstrenge ist, als alle bisher angewandten Schreibmethoden. Man achte deshalb genau auf den gesetzlich geschützt Namen „Staribus" und man verlange solchen direkt von Alfred Neumann in Frankfurt a. M., 20 Wes straße 33 (siehe Anzeige in dieser Nummer).

Digitized by Google

Literarische Mitteilungen.

Ein neuer Asmus-Semper-Roman von Otto Ernst erscheint jetzt im Erstabdruck in der illustrierten Wochenschrift Reclams Universum. Näheres darüber sowie über das sonstige interessante Jahres-programm dieser gediegenen, empfehlenswerten Zeitschrift finden unsere Leser in dem der heutigen Nummer beigelegten Prospekt der Verlagsbuchhandlung Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Diesem Heft liegt ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung **Reimar Hobbing, Berlin S.W. 61,** bei, auf den wir hierdurch besonders hinweisen. Die in dem Prospekt angezeigte Literatur befaßt sich nur mit König Friedrich dem Großen. Die erste große deutsche Ausgabe der „Werke König Friedrichs des Großen" sowie der „Briefe König Friedrichs des Großen", von Professor Berthold Volz heraus-gegeben, von den besten Uebersetzern bearbeitet, in der Reichsdruckerei gedruckt, und mit Bildern von A. v. Menzel versehen, wird angeboten. Aber auch eine Volksausgabe unter dem Titel „Ausgewählte Werke König Friedrichs des Großen," die in zwei Bänden, ebenfalls mit Menzelbildern versehen, jetzt fertig vorliegt, und die gerade für dieses Weihnachtsfest als ansprechendes Geschenkwerk zu bezeichnen ist, wird empfohlen. Außerdem kündigt der Verlag eine neugeschaffene Biographie aus der Feder Max Heins über den Großen Preußenkönig an.

Wie stehen wir? Die Frage, wo unsere und der Verbündeten tapfere Armeen stehen, beantwor-tet in anschaulicher Weise die wöchentliche von der Vereinigung für private Kriegshilfe in München herausgegebene Kriegskarte „Die militärischen Ereignisse im Völkerkrieg 1914/15." Aus den Karten, von denen der unserer heutigen Nummer beigefügte Prospekt eine allerdings stark verkleinerte Probe gibt, ist außer dem mutmaßlichen Stand der Heeresstellungen zu ersehen, wann und wo Schlachten geschlagen werden, wer der Sieger in diesen Schlachten war, welche Fahrten unsere Untersee- und Torpedoboote gemacht haben, wann und wo unsere Zeppeline Bomben warfen, kurz, die gesamte Kriegstätigkeit unserer wie der feindlichen Truppen ist zu erkennen. Auf der Rückseite der Karten sind sämtliche vorderseits graphisch dargestellten Ereignisse allwöchentlich beschrieben. Politische Nachrichten sind ebenfalls vermerkt. Und das alles in genauer, sauberer und dazu noch vierfarbiger Ausführung zu dem billigen Preise von 25 Pf., wofür jede Buchhandlung und der Verlag von August Scherl G. m. b. H. mit seinen Geschäftsstellen die Karte allwöchentlich frei ins Haus liefern.

Ein echt deutsches Buch, das noch lange nicht genügend bekannt ist:

Holunderduft

Von Auguste Supper

In diesem Bande hat die große schwäbische Erzählerin eine Reihe ihrer sinnigsten und tiefsten Arbeiten vereinigt.

Durch alle Buchhandlungen zum Preis von M 3.50 (gebunden M 4.50) zu beziehen.

München und Leipzig, Süddeutsche Monatshefte.

Empfehlenswerte Berlin-Charlottenburger Buchhandlungen

Kant-Buchhandlung (Singer)
Berlin-Charlottenburg, Kantstraße 124.
Telephon: Amt Steinplatz 8681.
Spezialität: Wissenschaftliche Literatur; Luxus-Ausgaben und Herstellung von Luxus-einbänden für Bibliophilen.
Einrichtung und Katalogisierung von Privat- und öffentlichen Bibliotheken.

Dieses Feld kostet bei 12maliger Aufgabe M 4.— pro Einschaltung.

Dieses Feld ist noch zu vergeben.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

Das neueste der Bücher der Rose: *Eine Mark 80 Pfg.*

Goethes Mutter

Geschichten · Briefe · Bilder

Verlag Wilhelm Langewiesche-Brandt in Ebenhausen bei München

Deutschland im Urteil des neutralen Schwedens

„Es ist ein Volk, das nicht nur auf der Höhe der Kultur, sondern auch auf der der Lebenskraft und des Lebensmutes steht. Aus solchem Stoff werden Weltmächte geformt." (Prof. R. Kjellén in den „Großmächten der Gegenwart".)

Schwedische Stimmen zum Weltkrieg

Übersetzt von Dr. **Friedrich Stieve**

Geh. ca. M. 2.40, geb. ca. M. 3.40

Dies von maßgebenden Persönlichkeiten Schwedens verfaßte Buch beweist nicht nur zwingend die Gemeinsamkeit der Interessen Schwedens und Deutschlands, vor allem gegenüber Rußland, als dem gefährlichsten Feind der germanischen Welt, sondern behandelt in glänzender und eindringlicher Weise, weil von durchaus unabhängigem Standpunkt aus mit genauester Kenntnis aller Verhältnisse verfaßt, die politische und kulturelle Gesamtlage Europas und Deutschlands Stellung in ihr. Indem die Verfasser den Wert der deutschen gegen die englische und französische politische Gestaltung abwägen, erscheint der Weltkrieg als ein Verteidigungskampf der in Wahrheit freieren überlegenen deutschen Kultur, als ein Kampf um eine gerechte und der Germanenwelt heilbringende Sache. So darf das Buch, das aus diesen allgemeinen Erwägungen heraus vom Standpunkt einer neutralen Nation positive Forderungen aufstellt, das Interesse jedes deutschen Lesers beanspruchen, der aus ihm eine Fülle des Neuen und Lehrreichen schöpfen wird.

Soeben erschien in 9. Auflage (17.—18. Tausend) das Buch des schwedischen Universitätsprofessors

R. Kjellén: Die Großmächte der Gegenwart

Geh. M. 2.40 **In Jahresfrist sind 16 Tausend Exemplare verkauft worden** Geb. M. 3.40

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Kriegsgedichte und **Lieder,** Feldpostbriefe
und sonstige aktuelle **Zeitungsausschnitte**
liefert
Adolf Schustermann
Größtes Zeitungs-Nachrichten-Büro, Berlin SO 16 (Manoli-Haus).

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Ernst Moraht
Kgl. preuß. Major a. D.

Unser gemeinsamer Krieg

Wie Deutschland und Österreich-Ungarn nebeneinander kämpfen

Preis M. 1.–

Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Neue Romane aus dem Verlag von Albert Langen

Bruno Frank
Die Fürstin

Geheftet M. 3.—, in Halbperg. geb. M. 4.50

Der ewige Weg des Deutschen: aus dem Wald durch die „Welt" zur Welt, — das ist der Inhalt von Bruno Franks neuem Werke. Es werden gerade heute viele sein, denen dieser Roman etwas zu sagen hat.

Leo Perutz
Die dritte Kugel

Geheftet M. 4.—, in Pappband M. 5.—

Kein historischer Roman, eine romantische Historie, ein Buch der Bilder und der Abenteuer, voll einer seltsam bunten und finsteren Pracht der Visionen, ein Buch, das den Leser auch dann nicht entläßt, wenn er bei der letzten Seite angekommen ist, das ihn zwingt, umzukehren, zurückzublättern. . .

Die neuesten Nummern aus Reclams Universal-Bibliothek

Nr. 5801. Alfred Friedmann, Sonderbare Geschichten und anderes. Erzählungen. Mit dem Bilde des Verfassers und einer Einleitung von Walter Rothbarth. Geh. 20 Pf.

Nr. 5802. Dichter-Biographien. 19. Band: Emanuel Geibel. Von Max Mendheim. Mit Emanuel Geibels Bildnis. Geh. 20 Pf., in Leinen 60 Pf.

Nr. 5803. 5804. Herm. Siegfried Rehm, Mohammed und die Welt des Islam. Geh. 40 Pf., in Leinen 80 Pf.

Nr. 5805. Max Bernstein, Der Richter. Schauspiel in Aufzug. — Ruhetag. Eine heitere Szene aus ernster Zeit. Geh. 20 Pf.

Nr. 5806. Unsere feldgrauen Helden. Aus Tagebüchern und Briefen. III. Ulanen der Luft. Aus Aufzeichnungen von Fliegern bearbeitet von Robert Heymann. Geh. 20 Pf.

Nr. 5807. Thomas Abbt, Vom Tode für das Vaterland. Herausgegeben mit Einleitung und Anmerkungen von Paul Menge. Geh. 20 Pf., in Leinen 60 Pf.

Nr. 5808—5810. Goethe, Kampagne in Frankreich 1792. Vollständige Ausgabe. Mit einer Einleitung und einer Karte. Geh. 60 Pf., in Leinen M. 1.—.

Vollständige Verzeichnisse kostenlos vom Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig

Die Verwundetenbücherei München

ittet, sie durch Zusendung geeigneter Bücher und Zeitschriften freundlichst zu unterstützen. Zusendungen nd erbeten an die Verwundetenbücherei München, Prinzregentenstraße 2. Auf briefliche oder telephoische Benachrichtigung werden die Bücher innerhalb des Stadtbezirks München abgeholt. Die Bahn efördert umsonst, wenn vermerkt wird: Frachtfrei! Liebesgabe für das Rote Kreuz!

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

Deutsche Warte

Herausgeber A. Damaschke.

Illustrierte Tageszeitung, seit 26 Jahren bestehend, vertritt alle auf eine Neugestaltung deutscher Kultur hinzielenden Reformbestrebungen, enthält wertvolle Leitaufsätze führender Männer aller Parteien, berichtet schnell und sachlich über alle wissenswerten Vorkommnisse und liefert ihren Lesern außer einer täglichen Unterhaltungsbeilage noch 6 Beiblätter: Ratgeber für Kapitalisten, Land- und Hauswirtschaft, Gesundheitswarte, Rechtswarte, Frauenzeitung und Jugendwarte. Der Bezugspreis beträgt bei allen Postanstalten vierteljährlich nur Mark 2.25, monatlich 75 Pfg. (Bestellgeld 14 Pfg.). Probenummern kostenfrei durch den Verlag Berlin NW 6.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

Bismarck in Geschichte Karikatur und Anekdote

Ein großes Leben in bunten Bildern
von Dr. Paul Liman.
Mit 242 Abbildungen und 20 Kunstbeilagen
In künstlerischem Leinenband M. 14.—.

„Das Buch wird immer eine Perle bleiben in der großen Bismarck-Literatur aller Zeiten."
Rheinisch-Westfäl. Zeitung.

Verlag von Strecker & Schröder, Stuttgart

Ausführl. Prospekt umsonst.

Gegen die englische Finanzvormacht.

Die Frankfurter Zeitung veröffentlicht eine Artikelreihe, welche die monopolähnliche Stellung Englands auf dem Gebiet des internationalen Geld- und Finanzwesens vor dem Kriege, die Gefährdung dieser Vormacht und die Aufgabe für Deutschland, einen möglichst großen Teil der Erbschaft an sich zu ziehen, eingehend behandelt.

Diese Artikelreihe wird später in Broschürenform erscheinen, für deren Bezug schon jetzt Voranmeldungen angenommen werden.

Frankfurter Zeitung
Frankfurt a. M.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin

Soeben erschienen:

Das Gewissen der Welt

Roman von

Otto Pietsch

1.—5. Auflage. In Leinenband M. 6.—

Der hinreißend erzählte und mit zündender Kraft geschriebene Roman gibt ein gewaltiges Bild der Kulturfünden Europas, die letzten Endes den Weltkrieg herbeiführten. Das im höchsten Grade zeitgemäße Buch dürfte bald zu den meistgelesenen Erscheinungen gehören.

Billiger künstlerischer Wandschmuck

für das bürgerliche Haus, für Kasernen, Lazarette, Baracken, Unterstände usw. sind die

Kunstblätter der „Jugend".

Die Sammlung umfaßt mehrere tausend Nummern und birgt für jeden Geschmack Passendes. Die Preise der Kunstblätter bewegen sich je nach Größe für halbseitige Blätter (im Format der „Jugend") 50 Pfg., für ganz- und doppelseitige 1 M., für einwandfreie Vierfarbendrucke jedenfalls beispiellos billig.

Die Auswahl der Kunstblätter erleichtert der große illustrierte

Katalog der farbigen Kunstblätter der „Jugend"

mit tausenden verkleinerten Abbildungen, der elegant gebunden 3 Mark kostet.

Bestellungen auf Kunstblätter und Katalog nehmen alle Buch- und Kunsthandlungen an, bei Voreinsendung des Geldes auch der unterzeichnete Verlag.

München, Lessingstraße 1. Verlag der „Jugend".

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

Auch während der Kriegszeit nimmt die soeben den 37. Jahrgang beginnende

Neue Musik-Zeitung

(Redaktion: Professor Dr. Wilibald Nagel)

eine hervorragende Stellung ein und erfreut sich wegen ihrer Vielseitigkeit und unabhängigen Haltung allgemeiner Beliebtheit und großer Verbreitung. Sie behandelt alle Gebiete der Tonkunst. Musikalische Zeit- und Streitfragen. Ausführliche Abhandlungen über ältere und neue Werke. Einführung in die Harmonie- und Formenlehre. Fortlaufende Artikel über Meister der Klaviermusik, des Liedes usw. mit Notenbeilagen. Neue Führer durch die Literatur des Klaviers, der Violine, des Violoncello. Pädagogische, soziale, ästhetische und historische Aufsätze. Besondere Pflege der Hausmusik. Memoiren, Feuilleton. Biographische Skizzen mit Porträts usw. Ausgedehnte Berichterstattung und Besprechung neuer Musikalien und Bücher. Interessanter Briefkasten.

Erste Mitarbeiter

Jedem Heft sind Musikbeilagen instruktiver und unterhaltender Art älterer und zeitgenössischer Komponisten beigegeben.

Der Jahrgang enthält 24 reichillustrierte Hefte

Hierzu gratis besondere Kunstblätter.

Abonnementspreis

vierteljährlich nur Mark 2.—, jährlich Mark 8.—

bei direkter Zusendung unter Kreuzband in Deutschland und Österreich-Ungarn jährlich Mark 10.40, nach dem Ausland Mark 12.—.

Abonnements durch alle Buch- und Musikalienhandlungen, sämtliche Postanstalten, sowie unter Kreuzband gegen Einsendung des Betrages beim

Verlag der Neuen Musik-Zeitung

Karl Grüninger, Stuttgart

Probehefte vollständig kostenfrei.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

Alfred Kröner Verlag in Leipzig

Soeben erschienen!

Dante und seine Zeit

Von **Karl Federn**

Zweite neubearbeitete Auflage

Mit 26 Abbildungen

In Halb-Pergament gebunden 6 Mark

Diese Neu-Ausgabe ist die erste Dante-Biographie, in welcher die neuen Forschungen von Robert Davidsohn in Florenz benützt sind. Durch ihn wurden neue Dokumente entdeckt und neue Tatsachen aus Dantes Leben festgestellt. Insbesondere seine Verbannung und seine politische Tätigkeit überhaupt sind erst jetzt klar.

Federns Buch ist die erste Biographie, welche die neuen Tatsachen aus Dantes Leben mitteilt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Für die Streiter daheim und draußen!

Du mein Deutschland

Heimatbilder deutscher Künstler

Deutsche Gedichte

Mit Geleitwort von Hans Thoma

60 Pf. 5 je 50 Pf. 50 je 40 Pf.

Verlag Fritz Heyder Berlin-Zehlendorf

:: Der Insel-Verlag zu Leipzig ::

Goethe-Kriegsausgabe

10 Bände geheftet und beschnitten:

Faust. Erster Teil — Götz von Berlichingen — Egmont — Iphigenie auf Tauris — Hermann und Dorothea — Werther — Drei Novellen — Kampagne in Frankreich 1792. Jeder Band 30 Pfennig.

Gedichte in Auswahl von Erich Schmidt — Goethes Jugend (aus Dichtung und Wahrheit). Jeder Band 50 Pfennig.

Die Goethe-Kriegsausgabe ist berufen, unsern Gebildeten im Felde eine klassische geistige Kost zu bieten. Jeder Band ist in feldgrauen Umschlag geheftet und als Feldpostbrief versendbar.

Bücher für Bibliophile, Jahreskatalog 1915

auf Verlangen gratis, ebenso mein soeben erschienenes antiquarisches Verzeichnis.

A. Ackermann's Nachf.
(Karl Schüler)
München, Maximilianstr. 2. Tel. 21379.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

Vossische Zeitung

Gegründet 1704

Maßgebende Tageszeitung für Politik, Kunst und Wissenschaft

*

Täglich zwei Ausgaben. Abonnementspreis in Groß-Berlin monatlich 2.70 M frei ins Haus; auswärts monatlich 2.50 M, ausschließlich Bestellgeld.

*

Anzeigen in der Vossischen Zeitung finden weiteste Verbreitung

Soeben erschienen:

Hundert Tage Gefangene in Frankreich

Von **Fanny Hoessl**

(Die beeidigten Aufzeichnungen, die zuerst im Frankreichheft der S. M. veröffentlicht wurden, sind in dieser Broschüre vermehrt durch Briefe, welche die Verfasserin in den letzten Monaten aus französischen Gefangenenlagern erhalten hat.)

Durch alle Buchhandlungen zum Preis von 60 Pfg. zu beziehen.

München und Leipzig, Süddeutsche Monatshefte.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck / München

Ein Quellenwerk von dauerndem Werte!

Chronik des deutschen Krieges

Nach amtlichen Berichten und zeitgenössischen Kundgebungen

Bis Weihnachten 1915 liegen 6 Bände vor. Je M. 2,80.

Jeder Band 500 Seiten Text mit Bildnissen und Kärtchen. Band I—IV mit Namen- und Sachregister über Band I—IV in einem Karton M. 11.20. Diese Bände umfassen die erste Periode des Krieges bis zum Durchbruch am Dunajec und bilden ein abgeschlossenes Ganzes.

„Zu außerordentlich billigem Preise notwendiges Handwerkszeug für jeden gebildeten Zeitungsleser von der zuverlässigsten Verlagshandlung dargeboten." Christliche Welt. „Die unerwartet lange Dauer des Krieges erweist die hier gefundene Form einer chronologischen Sammlung der amtlichen Berichte und der wichtigsten zeitgenössischen Kundgebungen, wie entscheidender Reden der Minister, halbamtlicher Darstellungen usw. in steigendem Maße als glücklich. Die sorgfältige Redaktion, der ausgezeichnete Druck und nunmehr ein dem 4. Bande beigegebenes Personen- und Sachregister mit rund 2000 Verweisungen empfehlen diese „Chronik" auf das beste." Danzers Armee-Zeitung.

Soeben ist erschienen:

Karl Theodor von Heigel:

Deutsche Reden. Mit einem Anhang von Aufsätzen und Reden über den Krieg, einem Nachruf und einem Bildnis

Gebunden M. 5.—

Diese letzte Gabe Karl Theodor von Heigels an seine zahlreichen Freunde und an das Deutsche Volk, dessen Geschick ihn bis zum letzten Atemzug bewegte, enthält auch sein vaterländisches Bekenntnis zum Krieg. Auch hier zeigt sich Heigel als der Meister des Stils, der Wissenschaftlichkeit und feine Form so trefflich zu vereinigen verstand. Der heimgegangene Verfasser hat die Herausgabe des Werkes noch selbst vorbereitet.

Theodor Bitterauf:

Die deutsche Politik und die Entstehung des Weltkrieges

Leicht gebunden M. 2.80

„Das Buch ist ein sachlicher Führer auf Deutschlands diplomatischen Wegen, seit die europäische Politi Bismarcks sich zur Weltpolitik wandte . . . Der Verfasser möchte, daß aus dem Verständnis der deutschen Diplomatie jetzt sich das Volksvertrauen zu unsern Staatsmännern befestigte." „Das größere Deutschland." — Jeder Gebildete wird aus diesem Buche des bekannten Münchener Historikers sein Verständnis für die gegenwärtigen Ereignisse vertiefen. Das Buch gehört auch an die Front. Es wird dort mutmachend und aufklärend wirken.

Otto Kerler:

Sieben Monate in den Vogesen, in Flandern und in der Champagne

Briefe aus dem Feld an seine Mutter

Mit 3 Bildnissen. Leicht gebunden M. 1.80

Wenn wir uns nicht täuschen, so sind die Feldzugsbriefe dieses prächtigen, tapferen Deutschen, der uns Kriegsbilder von größter Anschaulichkeit bietet, in die auch ein erquicklicher Humor seine Lichter hineinleuchten läßt, bestimmt, ein rechtes Volksbuch zu werden, ein Volksbuch ähnlich der Fröschweiler Chronik. – Wir gewinnen den Briefschreiber persönlich von Herzen lieb und müssen zu unserem Schmerze auf der letzten Seite des Buches erfahren, daß eine Kugel seinem Leben in der Winterschlacht in der Champagne bei einem Sturmangriff, bei dem er als Zugführer und Vizefeldwebel seinem Zuge voranschritt, ein allzu frühes Ziel setzte. Er war ein Enkel der Frau Pauline Brater und ein Neffe von Agnes Sapper, der bekannten Jugendschriftstellerin und Verfasserin des köstlichen Buches „Frau Pauline Brater".

Artur Kutscher:

Kriegstagebuch

Namur, St. Quentin, Petit Morin, Reims, Winterschlacht in der Champagne

Gebunden M. 3.—

„Die Tagebuchaufzeichnungen des Professors Kutscher sind ein Werk ganzer Hingabe. Sie sind gehaltvoll und persönlich. Dieser Lehrmeister der deutschen Literaturgeschichte an der Universität München hat Sinn für die Realitäten des Lebens und für die gebietertische Notwendigkeit des Augenblicks. . . . . Als Schriftsteller zeigt er überall den geschulten Blick. . . . Ein Buch der Selbstzucht, voll sachlicher, manchmal tiefgreifender Gedanken und Bemerkungen, das eine prägnante Stellung in der modernen Kriegsliteratur einnehmen wird." Hamburger Fremdenblatt.

„Es ist und bleibt eine prachtvolle Wiedergabe des Erlebten und Gedachten. Und viel hat der Verfasser erlebt. . . . Das Buch steht alles in allem sehr hoch und ist unendlich viel mehr als eine Eintagserscheinung und Eintagslektüre."

Nordd. Allg. Zeitung.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

Mit unveröffentlichten Beiträgen

von Wilhelm Busch / Carl St. A. Geibel / Selma Lagerlöf
Oberstudienrat Georg Kerschensteiner
König Max II. / Arth. Schopenhauer
Heinrich Sybel / Hans von Weber
und Zeichnungen von Gulbransson
Oberlaender und Preetorius

In den besseren Buchhandlungen

kostenfrei

sonst gegen Voreinsendung von 50 Pfg.
in Marken von der

Vereinigung Münchner Verleger 1914
e. V.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

Hans Raithel ist den Lesern der S. M. durch seinen „Stieglhupfer" in frischer Erinnerung, aber auch weiteren Kreisen kein Fremder mehr. Seine „Annamaig", die bei ihrem Erscheinen als das Erzeugnis eines zweiten Jeremias Gotthelf begrüßt worden war, hat in weiten Kreisen Widerhall gefunden. Desgleichen sein köstliches Büchlein „Herrle und Hannile". Alle Freunde dieser Dichtungen, die schon lange Zeit auf Neues von Raithels gewartet haben — Raithel verzichtet weise darauf, jeden Herbst ein Buch zu bringen — werden mit aufrichtiger Freude dieses neue Kind seiner Muse begrüßen.

In farbigem Leinenband 4 Mark — Durch die Buchhandlungen zu beziehen
C. F. Amelangs Verlag in Leipzig.

Heinrich Heine
Deutschland
Ein Wintermärchen

Faksimile-Steindruck

nach der Handschrift des Dichters nebst vier Blättern des Brouillons aus dem Nachlaß der Kaiserin Elisabeth von Österreich

Mit einem Nachwort herausgegeben von
Professor Dr. Friedrich Hirth

Quartband in Halbpergament mit Pergamentschließen

Auflage: 600 numerierte Exemplare
Preis: M. 25.—

Heinz Herald
Max Reinhardt
Ein Versuch über das Wesen der modernen Regie

Mit elf ganzseitigen Bildern in Kupfer-Doppeltondruck nach Entwürfen von

Munch, Orlik, Roller, Stern und Walser, sowie einem Porträt.

Großoktav kartoniert . . . . . M. 3.80
In Halbpergament . . . . . M. 5.50

Zum erstenmal wird uns hier von einem Berufenen genauer Einblick in Max Reinhardts besondere Schaffensart gewährt.

Felix Lehmann Verlag, Berlin-Charlottenburg 2, Kantstr. 6

Englisch, Französisch, Italienisch durch gediegenen Selbstunterricht lernen Sie erfolgreich nach der **Neuen Fremdsprachlichen Anschauungs-Methode.** Probenummer gratis durch L. Köhler, München, Sendlingerstraße 75/1. Mitte

---

Bissing
Belgien unter deutscher Verwaltung
60 Pfennig
Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

In keinem deutschen Hause sollte fehlen:

Im Herbste des Lebens

Gesammelte Erinnerungsblätter von **Hans Thoma**,
mit reichem Buchschmucke von der Hand des Meisters.

Dieses Werk, die einzige umfangreiche Buchveröffentlichung des großen deutschen Künstlers enthält u. a. seine eigene Lebensgeschichte bis zur Übersiedelung nach Frankfurt.
Durch alle Buchhandlungen zum Preise von M 5.— (in echtes Pergament gebunden M 8.—) zu beziehen
Von einer Ausgabe auf echtem Bütten in Leder gebunden, deren Exemplare durch den Verfasser eigenhändig signiert sind, sind noch eine Anzahl zum Preise von M 50.— erhältlich.

München und Leipzig, Süddeutsche Monatshefte.

Wer die Kunstanschauung des großen deutschen Meisters kennen lernen will, der les

Albrecht Dürers
Unterweisung der Messung

Neu herausgegeben auf Veranlassung und mit einem Vorwort von Hans Thoma
Durch alle Buchhandlungen zum Preis von M 6.— (gebunden M 7.—) zu beziehen.
Von einer Ausgabe auf echtem Bütten in Leder gebunden sind noch eine Anzahl Exemplare zum Preise von M 40.— erhältlich.

München und Leipzig, Süddeutsche Monatshefte.

Kriegshefte der Süddeutschen Monatshefte
Oktober 1914—September 1915
in 2 Bänden gebunden, jeder Band Mk. 10.—

Das neue Deutschland (Oktober 1914)
Das neue Deutschland (November 1914)
Das alte Deutschland (Dezember 1914)
England (Januar 1915)
Rußland (Februar 1915)
Frankreich (März 1915)
Belgien (April 1915)
England und Amerika (Mai 1915)
Italien (Juni 1915)
Rußland von Innen (Juli 1915)
Die deutschen Kolonien (August 1915)
Der Balkan (September 1915)

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

Soeben erschienen:

Hans Pfitzner

Vom musikalischen Drama

Gesammelte Aufsätze

Inhaltsverzeichnis:

Vorwort.

Zur Grundfrage der Operndichtung.
- Teil I: Allgemeine Betrachtung.
- Teil II: Anwendung auf bekannte Werke.
- Teil III: Eigene Werke: a) Der arme Heinrich, das Epos und das Drama.
  b) Die „Symbolik" der Rose vom Liebesgarten.

Bühnentradition.
- Teil I: Einleitung.
- Teil II: Melot der Verruchte.
- Teil III: Bart und Bühne.

E. T. A. Hoffmanns Undine.

Der Freischütz.

Der Parsifalstoff und seine Gestaltungen.

Geheftet M 3.—. Gebunden M 4.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H., München und Leipzig.

Empfehlenswerte Münchener Buchhandlungen

Chr. Kaiser, Buchhandlung
im Rathaus
München, Marienplatz 8 — Fernruf 25039
liefert jedes Buch schnellstens

Dieses Feld ist noch zu vergeben zum Preise von M 4.— pro Einschaltung.

Hochschulbuchhandlung Max Hueber
Wissenschaftliches Antiquariat
Amalienstraße 43 — Telephon 26705
Ankauf von besseren Werken und Bibliotheken.
Kataloge bitte zu verlangen.

Max Kellerer's Hofbuch- und Kunsthandlung
Herzogspitalstraße 1 — Telephon 7394
Spezialität: Unterrichtswesen und alpine Literatur

Horst Stobbe's Bücherstube
Schwanthalerstr. 2 — Telephon 9588
Moderne Literatur — Bibliophilie — Graphik — Kunstgeschichte — Kunstgewerbe

Otto Schmidt-Bertsch G. m. b. H. Teleph. 1656
Buchhandlung und Antiquariat — Modernes Bücherverleihinstitut — Amalien-, Ecke Schellingstraße 9
Spezialität: Universitätswissenschaften, Kunst und schöne Literatur
Ständige Ausstellung für Graphik und Buchgewerbe — Lesezimmer Buchhandlung — Spezialität: Kunst und schöne Literatur — Ludwigstraße 26

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

Josef Ruederer †

Ein Verrückter. Kampf und Ende eines Lehrers
Geh. 3.50. Geb. 4.50

Die Fahnenweihe. Komödie
Geh. 2.50. Geb. 3.50

Höllischer Spuk
Geh. 0.80

Wolkenkuckucksheim. Komödie
Geh. 2.50. Geb. 3.50

Der Schmied von Kochel. Trauerspiel
Geh. 2.50. Geb. 3.50

Das Grab des Herrn Schefbeck. Erzählung
Geh. 2.—. Geb. 2.60

Die Morgenröte. Komödie aus dem Jahre 1848
Geh. 2.50. Geb. 3.50

Tragikomödien. Novellen
a) Von Lovis Korinth illustrierte Ausgabe. Geh. 8.—. Geb. 9.—
b) Textausgabe.
Geh. 5.—. Geb. 6.50

Wallfahrer-, Maler- und Mördergeschichten. Novellen
Geh. 2.50. Geb. 3.50

Gesammelte Dichtungen
7 Bände in Leinen geb. in Karton 28.50

Süddeutsche Monatshefte, G. m. b. H., München und Leipzig.

Anzeigenverwaltung der Süddeutschen Monatshefte: München, Königinstraße 103. Telephon: 30692.
Postscheck: 339. Telegramme: Monatshefte, München.

Digitized by Google

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien

Mit der Ausgabe des — **ersten Bandes** — begann soeben zu erscheinen:

Geschichte der Kunst

aller Zeiten und Völker

Von Geh. Rat Professor Dr. **Karl Woermann**

Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage

Mit über 2000 Abbildungen im Text und etwa 300 Tafeln in Farbendruck, Ätzung und Holzschnitt

6 Bände in Leinen gebunden zu 72 Mark

Inhalt: Band 1. Die Kunst der Urzeit. Die alte Kunst Ägyptens, Westasiens und der Mittelmeerländer. 14 Mark. — Band 2. Die Kunst der Naturvölker und der übrigen nichtchristlichen Kulturvölker, einschließlich der Kunst des Islams. — Band 3. Die Kunst der künstlichen Frühzeit und des Mittelalters. — Band 4. Die Kunst der Früh- und Hochrenaissance um 1400—1550. — Band 5. Die Kunst der Barockzeit um 1550—1700. — Band 6. Die Kunst des Rokoko, des Klassizismus und der Neuzeit.

Bei dem gewaltigen Fortschritt der historischen Forschung im letzten halben Menschenalter und bei der Erschließung ganz neuer Kunstgebiete in fernab gelegenen Ländern mußte diese umfassendste aller neueren kunstgeschichtlichen Veröffentlichungen Deutschlands, da sie ihren Ruhm, wirklich eine Kunstgeschichte aller Zeiten und aller Völker zu sein, mit Stolz bewahren wollte, in ihrer zweiten Auflage wesentlich erweitert werden: aus drei Bänden wurden sechs, und demgemäß ist auch die imposante Fülle vortrefflich ausgewählter und mit der größten technischen Sorgfalt hergestellter farbiger wie schwarzer Tafeln und Textbilder abermals beträchtlich gewachsen. Die bewährte Grundlage des Werkes ist dadurch aber nicht berührt worden. Es bleibt nach wie vor ein anregendes Hausbuch für die weitesten Kreise der Gebildeten, dank seinen reichhaltigen Schriftennachweisen und vorzüglichen Registern aber zugleich ein wertvolles Nachschlagebuch für Studienzwecke. Jede Tendenz ist bewußt vermieden, unbestechliche Objektivität Grundsatz und Ziel. Die übersichtliche Gliederung des Stoffes läßt die gesamte Kunstgeschichte der Menschheit als einen Bau von monumentaler Größe und straffer Geschlossenheit vor dem Leser erstehen. Die reizvoll ansprechende, Eleganz mit Wärme verbindende Darstellung zeugt vom geläuterten Geschmack des selbst zum Künstler gewordenen Kunstkenners.

Deutsche Rundschau, Berlin. „Woermanns ‚Kunstgeschichte' ist die umfassendste, gründlichste und objektivste, die wir besitzen."

Kunstwart, München. „Übersichtliche Gliederung, klare, ruhige und sachliche Schilderung zeichnen das nützliche Buch aus, das eine imponierende Arbeit darstellt."

Münchener Neueste Nachrichten. „Woermanns ‚Kunstgeschichte' ist vorbildlich als Studier- und Nachschlagewerk. Es ermöglicht durch seine Gediegenheit und Gewissenhaftigkeit, seine Einheitlichkeit und Großzügigkeit wie kaum ein anderes die Orientierung auf dem unübersehbaren Ozean der Kunst. Besonders müssen wir die geschickte Auswahl des überaus reichen Abbildungsmaterials hervorheben."

Literarischer Handweiser für die Katholiken Deutschlands, Münster i. W. „Woermanns ‚Geschichte der Kunst' ist ein Meisterwerk deutschen Gelehrtenfleißes und das beste Kunsthandbuch für eine gründliche Orientierung."

Verlagsankündigungen mit Text- und Bilderproben kostenfrei durch jede Buchhandlung

Digitized by Google

Verlag von R. Oldenbourg in München und Berlin

Soeben erschien:

Spanien und der Weltkrieg

von Paul Herre

89 Seiten Oktav. Geheftet Preis M 2.—

Unter den Ländern, die dem Weltkrieg ferngeblieben sind, fand Spanien zunächst am wenigsten in Deutschland Beachtung, und erst seitdem es bekannt wurde, welche Sympathien das ritterliche Volk unserem Daseinskampfe entgegenbringt, fing man bei uns an, den spanischen Problemen ein größeres Interesse zuzuwenden. Tatsächlich verdienen Spanien und seine Stellung in der Welt unsere volle Aufmerksamkeit, und es ist für die künftige Gestaltung des internationalen Zusammenlebens von nicht geringer Bedeutung, in welcher Richtung sich die spanisch-deutschen Beziehungen entwickeln werden.

Die vorliegende Darstellung stellt sich lediglich historisch-politische Aufgaben; sie vor allem nehmen jetzt unser Interesse in Anspruch.

Früher erschienen:

Die diplomatischen Kämpfe vor Kriegsausbruch

Eine kritische Studie auf Grund der offiziellen Veröffentlichungen aller beteiligten Staaten

von Ludwig Bergsträßer

VI und 104 Seiten Oktav. Geheftet Preis M 2.—

Die vorliegende, durch unbedingte Sachlichkeit sich auszeichnende Arbeit will dem Leser an Hand der bis jetzt zugänglichen Akten ein möglichst genaues Bild der Verhandlungen kurz vor Ausbruch des Weltkrieges bieten. Weiter zurückliegende Vorgänge sind nur berührt, wo es unumgänglich war. Das Ergebnis der Untersuchung ist in doppelter Hinsicht interessant und wichtig. Zum einen geht daraus hervor, daß unsere Gegner allerlei unlautere Mittel in ihren eigenen Publikationen anwenden mußten, um den wahren Hergang zu verschleiern, der sie nach mancherlei Richtung kompromittiert. Zum anderen wird dadurch gegenüber den vielen vorschnellen, nicht auf Tatsachen begründeten Beurteilungen einmal festgestellt, was sich bis jetzt aus dem Material als begründet über den Verlauf der Verhandlungen ergibt. Jeder gebildete Zeitungsleser wird an den Ausführungen des Verfassers Interesse nehmen.

Geschichte der Befreiungskriege 1813 und 1814

von Heinrich Ulmann

Band I: Der Frühjahrsfeldzug und die Zeit des Waffenstillstandes.

483 Seiten Oktav. Gebunden Preis M 8.50

Band II: Der Herbstfeldzug und der Krieg in Frankreich im Winter 1814.

562 Seiten Oktav. Gebunden Preis M 10.—

Der Verfasser hat seit langer Zeit seine beste Kraft Forschungen über die Geschichte der Befreiungskriege gewidmet. Als Schlußstein dieser Arbeiten liegt nun das hier angekündigte Werk vor; es bedeutet eine Zusammenfassung des von so vielen Seiten überreich gesammelten Materials. Die wissenschaftliche Arbeit wird auch außerhalb der Kreise der Historiker lebhaftes Interesse erwecken. Berücksichtigt sie doch neben den Kriegsvorgängen und deren Vorbereitung auch die politischen Ereignisse, wie ihre Voraussetzung und Folge, und sucht sie doch weiter diesen Ereignissen wiederum durch psychologische Erforschung der Charaktere der führenden Persönlichkeiten und der Willensregungen der Massen bis zu den letzten Quellen nachzugehen.

Dürfen geschichtliche Werke im Zeitalter des Weltkrieges wohl mit Recht besondere Beachtung finden, so gilt dies vor allem bei einem Thema wie dem vorliegenden. Tausendfach ziehen sich die Fäden von den Ereignissen von heute zu denen, deren hundertjährige Erinnerung wir kürzlich gefeiert haben.

Weltbürgertum und Nationalstaat

Studien zur Genesis des deutschen Nationalstaates

von Friedrich Meinecke

Dritte, durchgesehene Auflage. VIII und 528 Seiten Oktav. Preis geheftet M 12.—, gebunden M 13.80

Von dem Buche des bekannten Berliner Historikers, das in die Genesis des deutschen Nationalstaates tiefer einzudringen versucht und das zuerst im Jahre 1907 erschien, liegt nunmehr die dritte Auflage vor. Sie berücksichtigt alles, was aus der Literatur der letzten Jahre des Anmerkens wert erschien. In einem Nachworte hat der Verfasser sich angelegen sein lassen, das preußisch-deutsche Problem im Lichte der durch den Weltkrieg geschaffenen Lage zu betrachten. So wird das einst in ruhiger Betrachtung entstandene Buch jetzt auch den Bedürfnissen unserer Zeit etwas bieten.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Digitized by Google

Kriegsziele

Wilhelm Weiler / Der Krieg gegen England
Hans Rohde / Das syrisch-palästinensische Bahnnetz (mit Karte)
Else Marquardsen / Wegweiser für Pioniere im Orient
Adolf Dirr / Das Balkan- und Vorderasieninstitut in München
Kathinka von Rosen-Fabricius / Der Türke als Kranker
Carl Cesar Eiffe / Zwei Millionen deutsche Bauern in Rußland
Albert Sillem / Als Flottenvereinler in russischer Kriegsgefangenschaft
Deutsche Mode
Adolf Dirr / Die Rolle der Ausländer in Rußland
R. Hercod / Das Alkoholverbot in Rußland
Pufferstaaten
Gustav von Lutzau / Letten und Deutsche in Kurland
Ali Ami-Ràn / Die politischen Verhältnisse im Kaukasus
Die Aktivisten in Schweden
Josef Hofmiller / Das Idyll Oberberghausen
Georg Vogel / Die Landnot
Friedrich Bonschab / Die Hypothekennot
Gustav Schläger / Die Fleischnot
Carl Cesar Eiffe / Der Bauernstand der Grundpfeiler des Volks
Die gegenwärtigen Deutschen
Josef Hofmiller / Chamberlain
Winston Churchill / Das Dardanellenunternehmen
Alfred Mensi von Klarbach / Die Madonna von Lourdes
Spectator Germanicus / Die feste Grundlage
Josef Trumpp / Vorschläge zum Schutze unseres Nachwuchses
Weihnachtsrundschau

München und Leipzig, Süddeutsche Monatshefte, Dezember 1915

Preis 1.50 M 2 Kronen 04

Digitized by Google

Bayerische Vereinsbank

Hauptniederlassung: München

Zweigstellen:

Augsburg	Garmisch	Nürnberg	Schwandorf
Bad Kissingen	Hersbruck	Partenkirchen	Straubing
Bayreuth	Kempten	Passau	Weiden
Erlangen	Landsberg a. L.	Regensburg	Würzburg
Fürth	Landshut	Schwabach	

Aktienkapital . . 51.000,000 Mark
Reservefonds . . . 27.500,000 Mark
Pfandbriefumlauf . 500.000,000 Mark
Hypothekenbestand 510.000,000 Mark

Dr. med. Lahmann's Nährsalz-Präparate

Gesundheit ist Reichthum. FABRIK MARKE

Nährsalz-Cacao ist das einzige Cacaopulver, welches nicht mit mineralischen Salzen, sondern mit Dr. med. Lahmann's Pflanzen-Nährsalz-Extract aufgeschlossen ist. Es fördert daher die Ernährung in hohem Grade, wirkt wohltuend auf Magen und Darm und ist für magenschwache Personen besonders geeignet.

Nährsalz-Chocolade enthält ebenfalls Dr. med. Lahmann's Pflanzen-Nährsalz-Extract und wird durch diesen Zusatz eine zum Kochen und Rohessen gleich geeignete kräftige Nährchocolade.

Nährsalz-Extract rein aus Pflanzen hergestellt, ist durch seinen hohen Gehalt an pflanzlichem Kali, Natron, Eisen, Phosphor, Kalk usw. ein vorzügliches, den Nährwert erhöhendes Zusatzmittel zu Speisen.

Pflanzen-Milch der Kuhmilch zugesetzt, bewährtester Ersatz beim Versagen der Brustnahrung.

Die Dr. med. Lahmann'schen Nährsalz-Präparate sind über 30 Jahre im Gebrauch und finden Verwendung in fast allen Sanatorien usw.

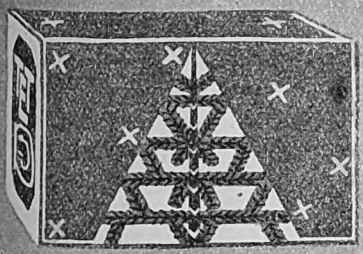
Ausführliche Broschüren versenden gratis und franko die

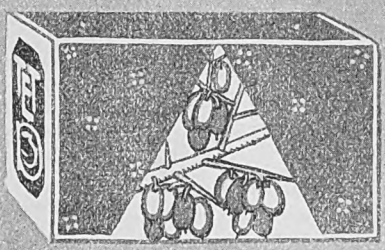
alleinigen Fabrikanten Hewel & Voithen, Köln, Cacao- u. Chocoladen-Fabrik

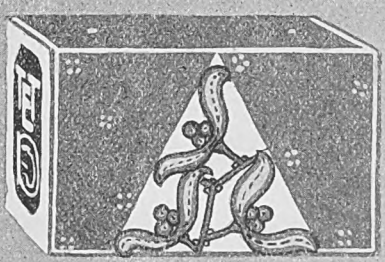
Digitized by Google

WEIHNACHTS-
GRÜSSE

ROBERT PRINZ







LEIBNIZ-KEKS H·BAHLSENS KEKS-FABRIK HANNOVER LEIBNIZ-KEKS

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

13. Jahrgang — Dezember 1915 — Heft 3

Inhaltsverzeichnis:

	Seite
Kriegsziele	281
Der Krieg gegen England / Von Wilhelm Weiler	283
Das syrisch-palästinensische Bahnnetz, seine Entwicklung, Bedeutung und Zukunft / Von Oberleutnant Hans Rhode, z. Zt. im Feld	289
Englands politische Hoffnung / Von Friedrich Wilhelm Freiherrn von Bissing	299
Wegweiser für deutsche Pioniere im Orient / Von Else Marquardsen, geb. von Kamphövener	300
Das Balkan- und Vorderasieninstitut in München. Eine Anregung. / Von Dr. A. Dirr	309
Der Türke als Kranker / Von Kathinka von Rosen-Fabricius	315
Zwei Millionen deutsche Bauern in Rußland / Von Carl Cesar Eiffe	317
Personen ganz ungebildeter Stände / Von Wilhelm von Humboldt	328
Als Flottenvereinler in russischer Kriegsgefangenschaft / Von Albert Sillem	329
Deutsche Mode	354
Die Rolle der Ausländer in Rußland / Von Dr. Adolf Dirr	355
Das Alkoholverbot in Rußland / Von Professor Dr. R. Hercod	366
Pufferstaaten	368
Letten und Deutsche in Kurland / Von Dr. Ing. Gustav von Lutzau	370
Die politischen Verhältnisse im Kaukasus / Von Alt Ami-Ràn	377
Die Aktivisten in Schweden	38
Kriegsgreuel unserer Feinde	38
Das Idyll Oberberghausen / Von Josef Hofmiller	39
Die Landnot / Von Dr. Georg Vogel	39
Die Hypothekennot / Von Hofrat Friedrich Bonschab, erstem Direktor der Bayerischen Landwirtschaftsbank	40
Zur Jahrhundertfeier der Vereinigung der Rheinlande mit Preußen	41
Die Fleischnot / Von Dr. Gustav Schläger	41
Der Bauernstand der Grundpfeiler des Volks / Von Carl Cesar Eiffe	41
Die gegenwärtigen Deutschen	43
Chamberlain / Von Josef Hofmiller	43
Das Dardanellenunternehmen / Von Winston Churchill (übersetzt und eingeleitet von Dr. Karl Alexander von Müller)	43
Die Ideen von 1914 / Von Dr. Fritz Endres	44
Die Madonna von Lourdes in unseren Kirchen / Von Alfred Freiherrn Mensi von Klarbach	45
Das weibliche Dienstjahr / Von Constanze Hallgarten	45
Die feste Grundlage / Von Spectator Germanicus	45
Conrad Ferdinand Meyer und das Verhältnis der Schweiz Deutschland	45
Vorschläge zum Schutze unseres Nachwuchses / Von Dr. med. Josef Trumpp, Professor an der Universität München	46

Weihnachtsrundschau:

Deutsche Reiseziele nachher, deutsche Weihnachtsbücher jetzt	463
Biologische Bücher / Von Dr. Franz Doflein, Professor der Zoologie a. d. Univ. Freiburg	464
Geschichtliche Bücher / Von Dr. Fritz Endres, Dozent der Geschichte a. d. k. b. Kriegsschule	469
Chronik des deutschen Krieges	47
Ein Kriegskochbuch	47
Unsere kleinen Handbücher	47
Karl Theodor von Heigels Deutsche Reden / Von Karl Alexander v. Müller	47

Der Bezugspreis beträgt für den Jahrgang fünfzehn Mark, für das Vierteljahr vier Mark.

Der „Literarische Anzeiger" beginnt auf Seite X im 2. Anzeigenteil.

Einbanddecken für die Kriegsbände Oktober 1914 bis März 1915 und April 1915 bis September 1915 je M. 1.50.

MÜLLER EXTRA

MATHEUS MÜLLER · SEKTKELLEREI ELTVILLE

HOFLIEFERANT SR. MAJ. DES DEUTSCHEN KAISERS UND 10 ANDERER HÖFE

FÜR TRUPPEN, LAZARETTE ODER GENESUNGSHEIME IN FEINDESLAND

STEUERFREI!

Digitized by Google

Idealer Sport- und Kriegs-Proviant!

HYGIAMA-TABLETTEN

haben sich neuerdings als

KRIEGS-NOT-NAHRUNG glänzend bewährt.

Stets gebrauchsfertig und in **praktischer Feldpostpackung**
nachsendbar zu Mk. —.35, —.40, 1.— und **1.50.**

Zu beziehen durch Sporthandlungen, sowie Apotheken und Drogerien.

Wybert

TABLETTEN

schützen bei Wind und Wetter vor Erkältungen und lindern Husten und Katarrh. Als durstlöschendes Mittel leisten sie unschätzbare Dienste. Senden Sie daher Ihren Angehörigen an die Front Wybert-Tabletten. Diese sind unseren Kriegern eine hochwillkommene

Liebesgabe

Feldpostbriefe
mit 2 oder 1 Schachtel Wybert-Tabletten kosten in allen Apotheken und Drogerien Mk. 2.— oder Mk. 1.—

Lichtenbergs Mädchen

Herausgegeben von Erich Ebstein

Geheftet M 2.50

In Leinen gebunden M 3.50

In Leder gebunden M 5.—

Friedrich Th. Vischer

Briefe aus Italien

Geheftet M 2.50

In Leinen gebunden M 3.50

In Leder gebunden M 5.—

Süddeutsche Monatshefte, G. m. b. H., München.

Digitized by Google

Empfohlene Heilanstalten

In denen die „Süddeutschen Monatshefte" aufliegen.

Sanatorium St. Blasien
für **Lungenkranke** im südlich. Schwarzwald. 800 m über dem Meere.
Modernste Einrichtungen. Herrliche Gebirgslage inmitten Tannenwälder. Bewährtes Heilverfahren. Viele Dauererfolge. Ill. Prosp. frei. Dir. Arzt: Privatdozent **Dr. Bacmeister.**

Sanatorium Schönbuch bei Böblingen (Württemberg). 510 m ü. M.
für Lungen- und Kehlkopfkranke
klimatisch vorzügl. staubfreie Lage in **grossem Park**; dicht an ausgedehntem Hochwald. In Bau und Einrichtungen **strengste Hygiene** bei **vollkommenem Komfort. Nur 40 Patienten.** Prospekte auf Wunsch.
Dirig. Arzt **Dr. Brückl.**

Dr. Möller's Sanatorium in Dresden-Loschwitz — **Diätet. Kuren nach Schroth** — Herrliche Lage. Wirks. Heilverf. i. chron. Krankh. Prosp. u. Brosch. fr.

Neu erbaute
Kuranstalt Stillachhaus.
Oberstdorf, 870 m.
Höchstgelegenes u. sonnigstes Sanatorium der bayer. Alpen.
Für alle inneren und Nervenkrankheiten.
Prospekt. **DR. SAATHOFF.**

Kuranstalt Dr. Honigmann
Wiesbaden
Telephon 869 Gartenstr. 15/17
Für innerlich Kranke und Nervöse,
Störungen des Stoffwechsels, der Verdauung, organische und funktionelle Herzleiden, rheumatische Erkrankungen. — Individualisierende diätetische Behandlung. Moderner Komfort. Elektrisches Licht. Zentralheizung. Lift. Schattiger Garten. Das ganze Jahr geöffnet.

Dr. Teuscher's Sanatorium Oberloschwitz-Weißer Hirsch bei Dresden.
für Nerven-, Herz-, Stoffwechsel-, Magen-, Darmkranke u. Erhol.-Bedürftige.
Wasserheh., Massage, kohlens., arom., elektr. Bäder u. Behdlg., Diathermie, d'Arsonvalisat., Bergonié. Eingehende Diät bei Mastkuren, Entfettung, Diabetes, harns. Diathese, chron. Magen- und Darmstörungen, Arteriosklerose, Anämie usw. Streng individuelle Pflege. Während des Krieges offen.

Auch während des Krieges besucht
Sommerstein **Biologische Regenerations- und Schroth'sche Kuren***
Kurbad bei Saalfeld, Thüringen.
Prospekt E 54 und neue Broschüre über vorzügliche Heilwirkung frei.
* Sommersteiner biologische Regenerationskuren sind wissenschaftlich begründet u. beruhen auf der Grundlage einer individuellen Körperreinigung (Beseitigung der Krankheitsursachen) u. Blut- u. Säfteerneuerung.

Föhr, einzige freigegebene Nordseeinsel
Nordsee-Sanatorium Südstrand-Föhr
Zweiganstalt: **Jugendheim** und **Pädagogium.** **San.-Rat Dr. Gmelin.**

Sanatorium Am Goldberg.
Von Prof. u. Ärzten gut empfohlen. **Bad Blankenburg — Thüringer Wald.** Sommer- und Winter-Kuren.
Höchstzahl **50** Kurgäste. — Prospekt kostenlos. — Tel. 44. — Dr. med. Karl Schulze, Besitzer.

Digitized by Google

Waldsanatorium

Höchster Komfort **DAVOS** Höchste Hygiene

Lungenheilanstalt ersten Ranges

Leitender Arzt Prof. Dr. **F. Jessen.**

100 Meter oberhalb Davos-Platz. — Unmittelbar am Walde gelegen.

Deutsche Leitung. Prospekt auf Verlangen.

Allee-Kurhaus Baden-Baden

Modernes Sanatorium für innere, Nerven-, Stoffwechsel-Krankheiten.
Herrliche Lage an der Lichtentaler Allee

Prof. Dr. v. Düring **Dr. Giese**

Das ganze Jahr geöffnet Winterkuren.

Heilanstalten, Hotels, Kurorte usw. finden in den Süddeutschen Monatsheften die beste Ankündigung.

Empfohlene Hotels

in denen die „Süddeutschen Monatshefte" aufliegen.

Baden-Baden. „Frankfurter Hof" vormals Französischer Hof in schönster Lage, am Kurhause. Bekannt als angenehmer Aufenthalt. Neuester Komfort • Mäßige Preise. — Das ganze Jahr geöffnet. —

St.-Moritz-Dorf
Engadin
Das Land der Sonne
Schweizerhof-Château
Bekanntes vornehmes Familienhaus
Wintersaison 1. Dezember bis 15. März
Bedeutend ermäßigte Preise. Ad. Angst.

Dieses Feld kostet bei einem Jahresauftrag M. 5.— pro Einschaltung.

Dresden Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus in einzig schöner Lage an der Elbe; gegenüber dem Kgl. Schloß, Opernhaus u. Gemäldegalerie.

Dresden Hotel Europäischer Hof

Hervorragendes Haus allerbesten Rufes.

Zeitgemässe Einrichtungen. □ □ □ Kriegsteilnehmer Vorzugspreise. □ □ □ Telegramm: Sandig.

Digitized by Google

Erziehungs- und Unterrichtsanstalten

Landschulheim Am Solling bei Holzminden a. d. Weser.

Reformschule in schöner gesunder Lage auf dem Lande für Knaben vom 7. Jahre an. Individuelle Erziehung in Gruppen von höchstens 10 Knaben. Unterricht in kleinen Klassen. Lehrplan der Oberrealschule. Beste Referenzen. Ausführlicher Prospekt durch den Direktor **A. Kramer.**

Trüpers Erziehungsheime Sophienhöhe zu Jena

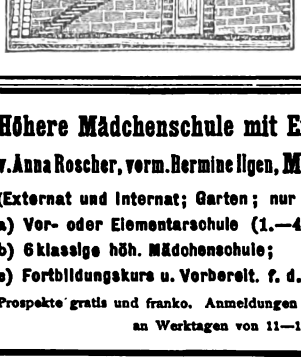
vor 25 Jahren als erstes **Landerziehungsheim** oder **Waldpädagogium** mit **Jugendsanatorium** gegr. für **Knaben** und **Mädchen** jeden Alters, die **vorübergehend** oder **andauernd** in **Haus** oder **Schule** in Pflege, Erziehung oder Schulbildung Schwierigkeiten bereiten und einer fachkundigen Sonderbehandlung bedürfen. **Erziehungsschule** mit **Reformlehrplan.** Kleine Klassen (2 bis 15 Sch.) bis Untersekunda. **Familiäre Erziehung** auf sittl.-religiöser Grundlage. **Sachkundige Körperpflege:** Sorgfältige Ernährung, Luftbad, eigenes heizbares Schwimmbad. Massage, Schwed. Gymnastik, Gebirgswanderungen, Sport, Werkstatt-, Garten- und Landarbeit. **Gesunde und schöne Lage** in großem Park am Wald- und Bergabhang. Erstklassige Empfehlungen. Bildgeschmückte Prospekte.

Das Evang. Pädagogium Godesberg am Rhein

(Gymnasium, Realgymnasium und Realschule mit Einj.-Berechtigung) ist mit seiner **Zweiganstalt** in **Herchen (Sieg)** infolge günstiger Bedingungen, Stamm alter Lehrkräfte usw., imstande, die Anstalt auch während der Kriegszeit ohne Einschränkung weiterzuführen. Es bietet seinen Schülern gediegenen Unterricht, Förderung ihres geistigen und leiblichen Wohles durch eine familienhafte Erziehung in Gruppen von je 10—18 Knaben in den 15 Alumnaten der Anstalt. **Jugendsanatorium in Verbindung mit Dr. med. Sexauers ärztlich-pädagogischem Institut.**

Drucksachen durch den Direktor **Prof. O. Kühne, Godesberg a. Rh.**

Töchterheim u. Lyzeum Neuenheim Heidelberg von Herrn u. Frau Direktor Steinkellner. Überwindung von Schulschwierigkeiten in kleinen Klassen. Fortbildungsklassen.



Studienheim Inst. Sonnenberg mit Schülerheim

Stuttgart, Rotenwaldstr. 31—33, dem Leipziger Platz gegenüber (herrliche städtische Parkanlagen) **für begabte Schüler, die schnell :: zum Ziele gelangen wollen ::** Vollständiger Ersatz für jede höhere Schule, Einjährigen-Prüfung a. d. Schulen u. vor d. Kommission, **Fähnrich, Seekadetten** und alle **Reifeprüfungen** ohne vorher. Besuch einer staatlichen Schule. **Spez. Vorbereitung für Leute ohne höhere Schulbildung.**

Prospekt und Auskunft gegen Angabe des Zweckes.

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg

Gymnasial-Realklassen. Erfolgreich Übertritt in **Prima** u. **Sekunda** (7./8. Kl. **Mod.** bewährte Einrichtung. Sport. Spie Großes eigen. Spielfeld. Wandern. Flu und **Hallenbäder.** Werkstätte. Garte arbeit. Vorzügl. empfohlenes **Familie heim** in eigner Villa. **Keine** Schlafsäl Einzelbehandlung. Verkürzte Unte richtsstunden. Förderung **körperlic Schwacher u. Zurückgebliebener.** Au gaben unt. Anleitg. in tägl. **Arbeitsstun** Prüfungsergebnisse. Prospekte durch d Direktion. — Seit 1895: **312 Einjährig 198 Prima** und **Obersekunda** (7—8 Kl.

Höhere Mädchenschule mit Erziehungsinstitut

v. Anna Roscher, verm. Hermine Ilgen, München, Karlstr. 45/2

(Externat und Internat; Garten; nur Vormittagsunterricht.)

a) Vor- oder Elementarschule (1.—4. Volksschulklasse);

b) 6klassige höh. Mädchenschule;

c) Fortbildungskurs u. Vorbereit. f. d. Erzieherinnenprüfung.

Prospekte gratis und franko. Anmeldungen jederzeit. Sprechstunden an Werktagen von 11—12 Uhr.

Alle Anfragen nach

Berechnungen von Inseraten

und über sonstige Angelegenheiten des Anzeigenteils beantwortet bereitwilligst die

Anzeigen-Abteilung der Süddeutschen Monatshefte.

Digitized by Google

Kriegsrisikoversicherung ohne Untersuchung.

Deutscher Anker

Pensions- und Lebensversicherungs-Aktiengesellschaft in Berlin.
Grundkapital: M. 8 Millionen.

Lebensversicherung. **Kriegsversicherung.**

Jeder der Wehrmacht angehörende Deutsche, auch wenn er schon im Felde steht, findet Aufnahme in unserer Kriegsrisikoversicherung.

Keine ärztliche Untersuchung.

Sofortige Auszahlung der vollen Versicherungs-Summe im Todesfalle.

Näheres durch die Direktion: **Berlin W**, Eichhornstr. 9
und die **Subdirektion in München**, Kaufingerstr. 23

Für alle Korrespondenz, Buchhaltung und Organisation unentbehrlich ist die

Remington-Buchhaltungs-Schreibmaschine

Verlangen Sie kostenlose Auskunft und unverbindliche Vorführung durch

Remington-Schreibmaschinen-Gesellschaft m. b. H.

München, Prielmayerstrasse 10 Telephon 52752

Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer

Erprobt und bewährt bei

Schlaflosigkeit und Nervosität

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer.
Einzelgabe 75 ccm = 1 gr Bromsalze, Diese 2 bis 3mal täglich.
Größere Gaben auf ärztliche Verordnung.

Dr. Carbach & Cie. in Bendorf am Rhein.

„STARIBUS"

Gesundheits-Federhalter

gegen schlechte Schreibhaltung u. Schrift; Krampf, Ermüdung und Nervosität, Kurzsichtigwerden. Franko gegen Einsendung von M. 1.50 von **A. Neumann,** Frankfurt a. M. 20, Weserstrasse 33

Als Weihnachtsgeschenk

für die wenigen, noch nicht abonnierten Deutschen

ein Abonnement auf die Süddeutschen Monatshefte

Januar bis März 1916

M. 4.—

Digitized by Google

Kaffee Hag und seine Ausgiebigkeit

Bisweilen besteht immer noch das Vorurteil, daß Kaffee Hag, der koffeinfreie Bohnenkaffee, weniger ausgiebig als anderer Kaffee sei. Die regelmäßigen Verbraucher indessen wissen schon lange, daß Kaffee Hag an seiner Ausgiebigkeit nicht das geringste eingebüßt hat. Im übrigen ist diese Tatsache auch schon durch besondere Bestimmungen verbürgt. Es wäre nicht angängig, koffeinfreien Kaffee Hag mit seiner Bezeichnung in den Verkehr zu bringen, wenn er auch nur in einem geringen Maße der Bestandteile verlustig gegangen wäre, die Geschmack und Aroma und damit seine Ausgiebigkeit bedingen. Kaffee Hag ist bei jedem Kaufmann erhältlich.

Prospektbeilagen.

Wir machen die verehrlichen Leser auf folgende Prosp
aufmerksam:

**C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oskar B
München,** Bücher für ernste Zeiten Kriegsw
nachten 1915.

J. C. C. Bruns Verlag, Minden, Deutsche Büc
Weihnachten 1915.

J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, Stuttga
wertvolle Bücher zu Weihnachten 1915.

Karl Curtius' Verlag, Berlin W 35, Bücher für
Schützengraben.

Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Neuerscheinun
und gute ältere Literatur.

S. Fischer, Verlag, Berlin, die neuen Bücher 1914

Hermann Gesenius, Verlag, Halle a. S., wich
Neuigkeiten über den Weltkrieg und anderes.

Insel-Verlag, Leipzig, Bücher des Inselverlages W
nachten 1915.

**Rütten & Loening, Literarische Anstalt, Frankf
a. M.,** gute Bücher für die in der Heimat und
dem Felde.

Digitized by Google

Kriegsziele.

Deutschland hat im August 1914 erklärt, daß es diesen Krieg nur gezwungen, als einen Verteidigungskrieg beginne. Es darf deshalb beim Friedensschluß nicht mit Eroberungsansprüchen auftreten. Tut es das doch, so straft es sich selber Lügen, so entzieht es seiner eigenen Sache den gerechten Boden, so nimmt es dem einheitlichen Zusammenschluß seines Volkes die innere Kraft. Diese Schlußfolgerung kann man hin und wieder hören.

Uns scheint, sie hat einen Fehler. Sie übersieht einen kleinen Umstand, der manchem unter uns doch nicht ganz unerheblich vorkommt: Den Umstand, daß zwischen dem Friedensende am 1. August 1914 und dem künftigen Friedensbeginn der Krieg herrscht. Was heißt Krieg? Das heißt, daß die Rechtsordnung des Friedens unter den Völkern aufgehoben worden ist, weil sie das Schwert zur Entscheidung darüber angerufen haben, was nachher Rechtens sein soll. Denn zum Spaß setzen die Staaten ihr Dasein nicht aufs Spiel, zum Spaß bringen die Völker ihr Blut nicht zum Opfer.

Den Krieg 1870 hat Deutschland auch nicht als Eroberungskrieg, sondern zur Verteidigung begonnen. Hätte uns das hindern dürfen, Elsaß-Lothringen zu nehmen? Oder hat der Umstand, daß wir es genommen haben, jenen Krieg nachträglich zu einem ungerechten gemacht? Wer das meint, habe den Mut es offen zu sagen. Wir wollen dann sehen, wieviele sich zu dieser Lehre bekennen.

Also, wir haben es allerdings auch vor diesem Krieg ehrlich mit dem Frieden gemeint; wir haben den anerkannten Besitzstand geehrt; wir haben für das Wachstum, das uns Gott gegeben hat, Formen gesucht, die kein fremdes Recht verletzten. Aber unsre Gegner haben selbst das Recht dieses Besitzstandes für kraftlos erklärt und es unter die neue Entscheidung der Waffen gestellt. Sie haben offen herausgesagt, daß sie uns, wenn wir unterliegen, auf Grund des Kriegsrechts niederschlagen und zerteilen wollen. Sie haben ihr Bestes dazu getan. Wenn nun aber wir siegen, — dann sollen wir ihnen den ganzen alten Besitzstand dankbar wieder herstellen, weil — ja, warum denn? Offenbar weil wir gesiegt haben. Denn hätten sie's getan, dann wäre es aus mit ihm gewesen.

Aber darf man denn überhaupt „annektieren"? fragen andre. Wollen wir's wirklich noch einmal machen wie 1848, fragen wir entgegen, und uns über „Grundrechte" unterhalten, bis die Schicksalsstunde verschwatzt ist? Hat Bismarck für uns umsonst gelebt? Gewiß, es ist eine edle und große Arbeit, kommenden besseren Staatsformen nachzudenken und vorzuarbeiten; denn alles Irdische ist fehlervoll und muß sich immer wandeln, um lebend zu bleiben. Aber die Paragraphen des praktischen nächsten Frie-

Digitized by Google

densvertrags können nicht nach dem möglichen künftigen Staatsrecht des Jahres 3000 gemacht werden, so wenig wie nach dem vergangenen des Jahres 800. Den Friedensschluß beherrschen die gleichen Mächte, die den Krieg beherrschen; wer hier nicht stark genug ist mitzureden, hat auch dort zu schweigen. Die Staaten, die heute die Welt erfüllen, sind Machtstaaten. Ihre Macht aber liegt in Land und Leuten und Besitz. Reale Garantien ihres Daseins sind deshalb nicht Verträge, sondern Land, Leute und Besitz.

Oder ist dieser Krieg vielleicht ein Prinzipienkrieg? Führen die Großmächte ihn vielleicht um die Frage, ob künftighin noch annektiert werden darf? Ob der Krieg von jetzt ab etwas andres bedeuten soll als in der ganzen bisherigen Geschichte? Oder führen ihn die Völker darum? Man frage einmal unsre Soldaten, ob sie dafür ihr Blut hingeben.

Für den Schutz ihrer Heimat, für die Macht des Staates, der diesen Schutz gewährt, haben sie in der Stunde der höchsten Gefahr freudig die Waffen ergriffen. Sie erwarten vom Frieden, was ihr Kaiser ihnen am Anfang verheißen hat: die möglichste Sicherung gegen die Wiederkehr der gleichen Gefahr, die möglichste Verstärkung des Schutzes gegen diese Gefahr. Sie erwarten „reale Garantien“: sie erwarten Land, Leute und Besitz.

Harte Geschäfte werden nicht besser, wenn man ihnen ein weichliches Ende gibt. Es ist ein Frevel, die furchtbare Wahrheit des Krieges mit sanftem Friedensgetön zu verflüchtigen. Unsre Toten sind wirklich tot, unsre Krüppel haben ihre lebendigen Glieder auf dem Schlachtfeld oder im Lazarett gelassen, unsre Witwen und Waisen schreien nach ihren leibhaftigen Schützern und Ernährern.

Die Fragen, um die sich's beim Frieden handelt, sind einfacher, als jene Philosophen uns glauben machen wollen. Wir brauchen diesen Krieg nicht auch noch um die Frage zu führen, was „Recht“ und „Unrecht“ unter dem Gesichtspunkt jeder möglichen juristischen und ethischen Weltanschauung ist. Die Fragen, die er uns stellt, so tausendfach und verschlungen sie sind, liegen doch wenigstens alle auf einer Ebene: der Ebene der gegebenen staatlichen Wirklichkeit.

Was fordert diese für uns? Was erlaubt sie uns heute zu erfüllen? Das sind die einzigen Fragen, um die sich's handelt. Darüber müssen wir uns alle jetzt klar werden. Um Tatsachen-Fragen handelt es sich und um nichts weiter. Um unsren wohlverstandenen Vorteil, um unsre harten, sachlichen Interessen, nicht um irgendwelche Theorien, sei's der Begehrlichkeit, sei's des Verzichtes. Unsre eigne Selbstbehauptung mit den Mitteln und den Zielen, die der Krieg erlaubt, das ist unser einziges Kriegsziel. Fremde Interessen haben uns jetzt nichts zu kümmern. Denn wenn die Waffen sprechen, hat Gott die Entscheidung zwischen den Völkern übernommen: Wem er die Macht gibt, der muß sie gebrauchen.

Digitized by Google

Der Krieg gegen England.

Von Wilhelm Weiler.

In einembedrohlichen Augenblick seiner Geschichte wurde England auf sein Inselreich zurückgeworfen. Seine Rolle als europäische Kontinentalmacht war ausgespielt. Wie eine Schnecke zog es die Fühler ein, und hüllte seinen Schmerz in den Schleier der Brandung, die um seine Küsten tobte. Nichts war gerettet, als das nackte Leben. Aber hier auf den steilen Klippen, die kein Feind erklimmen konnte, entsprang, nachdem die Furcht vergangen war, der ungeheuerliche Gedanke, das nie beherrschte Element zu bändigen; nun der Plan, nachdem es die Schlachtfelder Europas schmählich verlassen mußte, sein Reich auf einer ganz neuen Basis zu erbauen und so fest zu türmen, daß ihm kein Feind mehr etwas anhaben konnte.

Der insulare Gedanke hat England seit es hinter den Wallgraben fliehen mußte, der es von Frankreich trennt, nicht aufgehört zu beherrschen, wenn auch seine Ausdrucksformen die reichhaltigsten Veränderungen zeigen.

Die Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse war der Anlaß, den Hauptvorteil der insularen Lage, die sich selbst Genüge schaffen konnte, scheinbar aufzugeben; in Wahrheit jedoch erfuhr es nur eine den veränderten Umständen angemessene Erweiterung und Vervollkommnung. Der Kaufmann mußte übers Meer, um den gesteigerten Ansprüchen alles Erforderte heranzuschaffen. Die Flotte war nicht mehr Schutz des Hauses allein, auch Schutz der Wege und Straßen, die zum Hause führten, und gewann erst in dieser Rolle die ihr eigentliche Bedeutung. Mit dem Händler zugleich tastete der Seeoffizier Schritt vor Schritt, Meile vor Meile über die Meere. Das Zeitalter des Dampfes zwang dazu, Kohlenstationen zu erwerben, die sich wie Perlenschnüre um den Erdball wanden, und bedrohliche Punkte, hinter denen charybdische Verräter lauern konnten, zu säubern und zu besetzen. Das gesamte Weltmeer wurde zu einem wohlgeordneten Gelände hergerichtet, mit Heerstraßen, Wegen und Stegen, Poststationen, Wegweisern und Schlagbäumen, von denen allen die englische Flagge wehte.

Der Erwerb der Kolonien vollendete das Kunstwerk des großbritannischen Reiches. Mochten sie jedoch in seemännischem oder wirtschaftlichem Interesse erworben sein, sie wurden dem insularen Grundgedanken gemäß verwaltet und betrieben. Sobald sie eine gewisse Größe erreicht hatten, die sich mit fast mathematischer Genauigkeit errechnen läßt, wurden sie unweigerlich zur Unabhängigkeit verurteilt, und wenn auch nicht aus dem Familienverband, so doch aus dem Vaterhaus verstoßen. Wie Kinder, die groß geworden, von klugen Eltern auf eigene Füße gestellt werden, weil so am besten Familienmacht und Familienansehen gefördert werden. England brachte der äußeren Autorität des Herrschers Opfer, um, seinem Prinzip getreu, jede territoriale Reibungsfläche, jede Angriffsmöglichkeit vom Lande aus zu vermeiden. Als

Digitized by Google

Geschenk für seine großzügige Zurückhaltung fiel ihm die Liebe und Anhänglichkeit der Tochterstaaten in den Schoß.

Indien allein blieb im Hause, als unterdrückter Bankert, der, in allen Winkeln herumgestoßen, doch sorgsam am Leben erhalten wird, da ihm ein reiches Erbe in Aussicht steht. Die Unzugänglichkeit vom Lande her setzte Großbritannien in Stand, ein so ungeheuerliches Stück Festland ohne Beschwer zu verdauen, und die politisch-religiöse Zerrissenheit ermöglichte die Beherrschung des Riesenreiches von der See und von wenigen Küstenplätzen aus.

Während so der Kolonialbesitz in anscheinend lockeren, darum aber um so dauerhafteren Banden, und nur insoweit, als er von der See aus beherrscht werden konnte, wie mit Löwenpranken gehalten wurde, erblicken wir eine noch größere Zurückhaltung, ja völlige Enthaltsamkeit auf dem europäischen Festlande. Die Vorteile, die die Insellage bot, wurden unserem Kontinent gegenüber auf das reinste bewahrt. So stark war der Wille, das Reich nur kraft maritimer Überlegenheit aufrecht zu erhalten, daß hier allein von allen Kulturstaaten die allgemeine Wehrpflicht vermieden werden konnte, ja von einsichtigen Führern grundsätzlich vermieden wurde, um niemand Anlaß zu geben, Trieb nach europäischem Landerwerb zu spüren.

Sehen wir auf Deutschland, so springt der völlige Gegensatz ins Auge. Im Herzen Europas gelegen, verbinden uns breite Landgrenzen mit den Nachbarstaaten. Trockenen Fußes kann der gesamte Kontinent, ja ganz Asien durchschritten werden, und von Afrika trennt uns nur ein englischer Felsen und das Kunststück eines französischen Ingenieurs.

Aber freilich hatten wir in unserer tausendjährigen Geschichte niemals Gelegenheit, diese geographische Lage zu unserem Vorteil zu deuten. Immer wieder zerfiel uns die deutsche Heimat in Stücken und Spreu, die allen Winden, die durch den Erdteil fuhren, ausgesetzt war. Anstatt uns auf Grund unserer natürlichen Lage ausbreiten zu können, kämpften wir seit Jahrhunderten um nichts als die innere Geschlossenheit, die allein unser Stammgebiet gegen den Ring der anstoßenden Länder zu sichern imstande war.

Die deutsche Einheit ward endlich durch die Kämpfe des letzten Krieges erreicht. Anstatt jedoch auf dem vorgezeichneten Wege vorwärts zu gehen, und die Grenzen seines Landreiches nach Möglichkeit weiter zu rücken, war das deutsche Volk geblendet durch das ideologische Wort von der germanischen Mission.

Der Friede von Frankfurt, der uns das einige unteilbare deutsche Vaterland schaffen sollte, pflanzte bereits den Todeskeim in den neuen Körper. Wir, die wir jahrhundertelang nicht anderes erstrebt, als eine deutsche Nation zu sein, waren gezwungen, dieser trügerischen Einheit zuliebe eine Reihe von Fremdkörpern aufzunehmen, deren Resorbierbarkeit im Rahmen eines Reiches, das der letzte und höchste Ausdruck der deutschen Idee sein sollte, von vornherein zweifelhaft erscheinen mußte. Dänen und Tschechen, Franzosen und Polen, die erst nur wie kleine Schönheitsflecke am deutschen Antlitz erschienen

Digitized by Google

waren, breiteten täglich ihre Wirkung aus, so daß ihre zwangsweise Assimilation im Interesse des neudeutschen Vaterlandes in Angriff genommen werden mußte. Und während wir nicht fähig waren, die neue Form, die wir gefunden, alsbald, wie es der Fluß der Entwicklung heischt, zugunsten einer höheren wieder aufzugeben, zerfetzten wir uns abermals in inneren Wirrnissen, die wiederum nichts anderes als die deutsche Einigkeit zum Anlaß hatten. Anstatt das alte urdeutsche Reich Karls des Großen in neuzeitlichem Maßstabe wieder aufrichten zu wollen, hielten wir uns an Grenzen, die weder historisch noch ethnisch begründet, weder natürlich noch zweckentsprechend gezogen waren.

Als uns die selbstgebaute Umfriedung zu stören begann, suchten wir nach Ellbogenfreiheit dort, wo das Reich ohne Grenzen schien, auf dem Meere. Während wir nicht den Mut fanden, die Grenzen unseres Vaterlandes, an denen wir uns täglich wund stießen, gemäß unserer wachsenden Kraft immer weiter zu rücken, verwirrte uns das Beispiel der seefahrenden Nationen. Der unfruchtbare Gedanke begann uns zu beherrschen, mit dem großbritannischen Seestaat in Wettbewerb zu treten, ein Kampf, der von vornherein zur Aussichtslosigkeit verdammt war. Nicht aus Not an den Dingen, die wir von überall auf dem Landwege beziehen konnten, gingen wir übers Meer, sondern aus Abneigung, uns zu Lande den nötigen Raum zu schaffen, wie Söhne, deren Wachstum die veraltete Engbrüstigkeit des väterlichen Gemäuers nicht mehr Genüge tun kann; bauten Schiff um Schiff, gründeten Kolonien, warfen unser Geld über See und gewährten dem furchtbaren, immer erbosteren Gegner tausend unbewehrte Stellen, an denen er uns zu gegebener Stunde mit sicherem Dolche zu Boden strecken konnte.

Der Kampf begann und trug die phantasievolle Flagge der „Freiheit der Meere". Gleich als ob ein Schemen zum Feldzeichen über uns schwebte, da allen Streites Ende nicht Freiheit, sondern festgefaßter Besitz sein muß. Sonst herrschte das anarchische Nichts. Und in Wahrheit bedeutet ja wohl der Schlachtruf nicht die Freiheit, sondern die Befreiung der Meere von ihrem Alleinherrscher England. Die Freiheit der Meere kann nur in der Aufteilung des gesamten Wassergebiets unter die ihnen geographisch vorbestimmten Herren bestehen, die wie um Landbesitz auch um die Oberherrlichkeit über ihren Seebezirk rechten und streiten werden, solange die Welt besteht. Trotz solcher Schwankungen kann ein allen nutzbringendes Gleichgewicht nur durch eine solche Aufteilung, niemals durch eine wirkliche Freiheit des Meeres erreicht werden.

Wir vermaßen uns also, den Tyrannen des Weltmeeres zur See anzugreifen, auf einem Gebiet, auf dem unsere Unterlegenheit so sinnfällig war, daß nur die Kostbarkeit des Siegespreises unsere Augen blenden konnte. Weder Zeppeline noch Unterseeboote sind fähig, die Seeherrschaft Englands umzustürzen, oder uns darüber hinwegzutäuschen, daß das Weltmeer in der Tat ein Gebiet ist, auf dem wir, in Friedenszeit geduldet, mit Ausbruch des Krieges macht- und

Digitized by Google

rechtlos werden mußten. Nicht einmal die Landung auf der nie betretenen Insel und die Besetzung der gesamten vereinigten Königreiche brächte uns endgültigen Sieg, solange nicht die wie ein Heiligtum gehütete Flotte auf dem Grunde des Meeres liegt. Nichts kann sie dazu zwingen, die Niederlagen der Bundesgenossen, ja des eigenen Landheeres zu den ihrigen zu machen, nichts sie hindern, bis ans Ende der Welt zu fliehen, um auf irgend einem Korallenriff die englische Herrlichkeit von neuem zu organisieren. Zur See ist England nicht zu schlagen.

Und doch verzweifeln wir nicht, den stolzen Koloß schon durch diesen Krieg aufs heftigste zu erschüttern, wenn auch sein endgültiger Zerfall nur das Resultat einer vielleicht jahrhundertelangen Reihe von Kriegen, und einer jährlich wachsenden Schar von Gegnern sein kann. Seine Zurückhaltung zu Lande, die wir als Schwäche ansehen müssen, gibt uns den Schlüssel zur Beantwortung der Frage, wo der Angriff auf seine unerträgliche Vormachtstellung einzusetzen hat: ein umgekehrter Antäus, zieht der englische Riese seine Kraft aus der Berührung mit den Fluten; der erste Hieb, wie der letzte Sturm, der seine Vernichtung besiegelt, kann nur zu Lande erfolgen.

Der Vorwurf, der der englischen Politik seit Jahrhunderten gemacht wird, der nämlich, die Landmächte zu Nutz und Frommen seiner selbst kämpfen zu lassen, zeugt weniger von teuflischer List der Inselbewohner, als von der mangelnden Auffassungskraft der Kontinentalmächte, die als Erdgeborene niemals den schwachen Punkt eines auf der Seeherrschaft aufgebauten Reiches zu erkennen vermochten. Einzig der Korse war auf dem rechten Wege. Wie seine ganze Idee jedoch, brach auch der Plan zur Zerschmetterung Englands zusammen, da die Massen zu ihrer Bewegung — und hierin liegt seine Tragik — Raum und Zeit benötigen, die der Sphärengeborene in Rechnung zu stellen zu stolz ist. Nicht aus unbeherrschtem Egoismus trieb England die Völker auf die Schlachtfelder, sondern aus Selbsterhaltungstrieb war es gezwungen, seine Feinde zu Lande von anderen bekämpfen zu lassen.

Heute wieder, so Gott will zum letzten Male, sehen wir die Erdteile im Garn der Weltspinne gefangen, die Land auf Land hetzt, damit ihr das Meer bleibe. Und während die englische Hilfe zu Lande wie immer nur ein symbolisch zu nehmendes Zeichen der seinen Bündlingen aufgezwungenen Stoßrichtung, bestenfalls ein todgeweihtes Opfer für fremde Altäre darstellt, ist es heute durch die ungeheuerliche Ausdehnung der von ihm in Brand gesteckten Gebiete in der Lage, kraft seiner Herrschaft über den Ozean eine Kriegshilfe von imponierender Großartigkeit zu leisten. Dank ihr wird der Kranz seiner vielfarbenen Söldner mit allem Notwendigen versorgt: Waffen, Munition, Lebensmittel, Wolle, Kohle und Geld in ununterbrochener Lieferung, wenn auch klug zugemessen.

England hat die Leitung der Etappen übernommen, die sich über den größten Teil der Erde erstrecken und vermag dank seiner Sicherheit zur See, jedes verfügbare Haupt an die Front zu werfen. Nirgends in der Weltgeschichte ist ein

Digitized by Google

ähnliches Unternehmen auch nur andeutungsweise zu finden. Dank ihm sind wir in der Tat in fast geschlossenem Kreise von Feinden umringt, während England die Arbeit hinter der Feuerlinie besorgt.

Der englische Plan, uns durch Aushungerung zu bezwingen, hat, so klug er ist, einen Kardinalfehler, den, um eine Reihe von Jahren zu früh in Angriff genommen worden zu sein. Der englischen Weitsichtigkeit wird man diesen strategischen Irrtum nicht zur Last legen können. Vielmehr scheint der Druck von seiten Rußlands so mächtig geworden zu sein, daß England sich vorzeitig entschließen mußte, einzugreifen und dem erst für die Zukunft vorgesehenen Plane gemäß, die Leitung der gegen Deutschland gerichteten Aktion zu übernehmen. Denn noch war unsere Industrialisierung nicht soweit fortgeschritten, daß wir uns nicht selbst ernähren konnten. Der Bedarf an Rohstoffen kann, wenn auch unter Schwierigkeiten gedeckt werden. Worauf der englische Plan aber hinauswollte, das erhellt durch die, wenn auch im Hinblick auf das große Ziel geringfügigen Unzuträglichkeiten der wirtschaftlichen Lage von heute zur Genüge: 50, ja vielleicht 25 Jahre später wäre Deutschland, mit den gleichen Grenzen, und mit einer in gleicher Richtung vorgetriebenen Entwicklung, in kürzester Frist auf die Knie gezwungen worden.

Danken wir es den törichten Kriegshetzern aller Länder, daß der Zündstoff ins Brennen kam, ehe der Minenring geschlossen war.

Heute, wo die wirtschaftlichen Verhältnisse unseres Vaterlandes noch die Möglichkeit bieten, unsere militärische Kraft voll und nachhaltig zu entfalten, heute muß die unumschränkte und unbedingte Gewißheit erzwungen werden, daß wir in Zukunft trotz englischer Seeherrschaft auch nicht eines der uns zum Leben oder zum Kampf notwendigen Rohstoffe jemals ermangeln könnten. Der Gedanke, uns durch Absperrung von der See irgendwelchen Schaden zuzufügen, muß aus dem englischen Hirn durch den dröhnenden Keulenschlag des heutigen Krieges ein für allemal ausgetrieben werden.

Die treue Bundesbrüderschaft mit Oesterreich-Ungarn und der Wiederaufbau des türkischen Reiches sind die Grundlagen, auf denen diese Pläne Verwirklichung finden müssen. Die drei Reiche umschließen ein Gebiet, das alles für uns Erforderliche in reichem Maße bereithält. Den Weg, um das Ziel zu erreichen, weist uns England selbst, durch den Zorn, mit dem es uns seit dem Bau der Bagdadbahn verfolgt. Hier ward das erstemal der Versuch gemacht, der englischen Herrschaft zur See durch eine kühne Umgehung zu Lande Abbruch zu tun. Was nutzte ihm Gibraltar, was der Suezkanal, was die gesamte Herrschaft über das Mittelmeer, wenn unsere Wege zu Lande uns sicher vor seinen längsten Schiffsgeschützen bis nach Persien, ja vor die Tore Indiens führten.

Was uns zur dauernden Zusammenschweißung und zur wirksamen Kraftentfaltung dieses europäisch-kleinasiatischen Bündnisses fehlt, ist die unmittelbare Verbindung mit der Türkei. Mag manchem der Landweg durch zu eroberndes serbisches Gebiet über Orsowa als kürzeste Straße für diesen Zweck

Digitized by Google

gegeben erscheinen, wirkungsvoller erscheint uns eine Straße, die, beginnend am Schwarzen Meere, zugleich Vorderasien an das europäische Verkehrsnetz anschließt: der Weg über Odessa. Beßarabien, das dem ewig schwankenden Rumänien kein seinem Schweiße lohnendes Ziel scheint, muß in die Machtsphäre der Verbündeten übergehen, so zugleich für immer den Balkan vom russischen Einfluß trennend und die panslawistische Bewegung zerschmetternd; das Schwarze Meer ein deutsch-österreichisch-ungarisch-türkisches Meer werden, von dem englische Habgier für immer ausgeschlossen bleibt.

Das gewaltige Gebiet Mittel-, Südeuropas und Vorderasiens, das außer dem Bereich der britischen Seekraft liegt, bietet uns Garantien genug, den Aushungerungsgelüsten Englands für alle Zukunft Trotz zu bieten.

Aber nicht in der Verbesserung der Verteidigungsmöglichkeiten allein liegen für uns die Ziele des heutigen Krieges beschlossen. Das Bündnis der Zentralmächte mit der Türkei gibt uns und unseren Mitstreitern das Schwert für den Kampf der Zukunft in die Hand. Nichts kann uns hindern, Ägypten seinem rechtmäßigen Herrn zurückzuerobern. Dort ist der Ausgangspunkt, von dem aus Stück um Stück afrikanischen Bodens der englischen Koalition zu entreißen ist. Nach Nordafrika der Sudan und Ostafrika, nach der Westküste die Goldküste, nach Kongoland Südafrika. Während der schwarze Erdteil dem englischen Einfluß entrissen wird, dringen wir von Kleinasien ostwärts, Persien steht auf, Indien erhebt sich. Wann dies geschehen und vollendet wird? Vielleicht in Jahrhunderten. Das Schicksal schreckt vor der Zeit nicht zurück. Der Augenblick muß kommen, da der Engländer bei jedem Landungsversuch auf feindliche Küstenbatterien trifft. Eine Kontinentalsperre größten Umfanges als vernichtende Antwort auf jeden Blockadeversuch wird ihn, dem Fliegenden Holländer gleich, von Meer zu Meer hetzen, Einlaß begehrend, um Brot bettelnd, überall in sein kaltes Fischreich hinausgeschreckt, bis der letzte Herr der Meere verzweifelnd zu seinen verhungerten Untertanen auf den Grund des Meeres hinabfährt.

Halten wir uns dichterischer Übertreibung fern. Der Seehandel ist auf den Handel zu Lande angewiesen. Unser erstes Ziel muß es daher sein, durch Erwerb von Landwegen das Inselreich im Frieden zu beeinflussen, im Kriege schädigen zu können. Was die fernere Zukunft bringen wird, die völlige Oberherrschaft unserer Mächtegruppe, oder eine auf gleichwiegender Kraft beruhende Zusammenarbeit der Völker, weiß niemand. Nutzen wir die Überlegenheit unserer Heere, die heute vollendeter ist als je, und schaffen wir uns und unseren Verbündeten sichere Wege in die Welt. Nur überragende Kraft und Unabhängigkeit zu Lande gibt uns vorläufig die Möglichkeit, im Wege des Ausgleichs unsere blühende Flotte weiterhin als stolzen Ausdruck deutscher Kraft und deutschen Wachstums frei durch alle Ozeane schweifen zu lassen, und, deutschen Handel zu Lande und zu Wasser treibend, jene Schätze zu heben, die die Schäden des Krieges rasch und nachhaltig zu heilen, und neue Kraft für die Zukunft zu verleihen imstande sind.

Digitized by Google

Das syrisch-palästinensische Bahnnetz, seine Entwicklung, Bedeutung und Zukunft.

Von Oberleutnant Hans Rohde, z. Zt. im Feld.

Die Stunde nutzend, hatte es der damalige französische Minister des Aeußern Pichon im Herbst 1913 verstanden, den größten Teil der französischen Wünsche in Kleinasien zu verwirklichen. Gegen Zusicherung einer Anleihe von 700 Millionen Franken und gegen das Versprechen, in eine Erhöhung der türkischen Zölle um 4 %, sowie in die Ausdehnung der türkischen Gewerbesteuer auf die in der Türkei lebenden französischen Staatsangehörigen zu willigen, hatte die französische Regierung von der Pforte eine ganze Reihe wertvoller Hafen- und Eisenbahnkonzessionen in Syrien und Palästina erhalten. Damit hatten die Türken dem wirtschaftlichen Vordringen der Franzosen in Syrien und Palästina zugestimmt. Die Franzosen hatten das gesamte Eisenbahnwesen des Landes in die Hand bekommen.

Eine Folge des Kriegszustandes zwischen der Türkei und Frankreich war nun, daß jene die eingegangenen Verpflichtungen für nichtig, die Verträge mit den beiden französischen Eisenbahngesellschaften in Syrien und Palästina, Société Ottomane du Chemin de Fer de Damas-Hamah et Prolongements und Société Ottomane du Chemin de Fer de Jaffa-Jerusalem, für aufgehoben erklärt und das gesamte Bahnnetz dieser Gesellschaften der Hedschasbahn einverleibt hat.

Die folgenden Zeilen über die Entstehung, Entwicklung des Eisenbahnnetzes Syriens und Palästinas, seine Bedeutung und Zukunft sollen zeigen, was Frankreich in Syrien und Palästina zu verlieren, die Türkei aber dort zurückzugewinnen hat. Sie werden besonders interessant sein, wenn man an die Worte Paul Rohrbachs in seinem Aufsatze „Weiterfechten" im „Größeren Deutschland" denkt, nach denen der Weltkrieg sein Ende an den Pyramiden Aegyptens vielleicht finden kann.

Das syrisch-palästinensische Eisenbahnnetz besteht in erster Linie aus der Hedschasbahn, den Bahnen der Société Ottomane du Chemin de Fer de Damas-Hamah et Prolongements und der Société Ottomane du Chemin de Fer de Jaffa-Jerusalem.

Die Hedschasbahn ist der größte, aus eigenen Mitteln fertiggestellte und zusammenhängende Bahnkörper des türkischen Reiches. Sie nimmt ihre Hauptrichtung von Damaskus nach Medina und ist bis Mekka geplant. Ihre Anfänge reichen zurück bis in die achtziger Jahre. Eine englische Gesellschaft, „The Syria Ottoman Railway Co.", hatte Ende der achtziger Jahre die Erdarbeiten und Brücken von Haifa aus in Richtung auf das Südende des Sees Genezareth bis zum sechzigsten Kilometer vollendet, dann aber den Bau wieder aufgegeben.

Erst zehn Jahre später nahm der Plan einer Eisenbahnverbindung der heiligen Stätte des Islams wieder greifbare Form an, nachdem bereits schon mehrere Jahre vorher eine telegraphische Verbindung von Damaskus über Es Salt und Maan nach Medina gelegt worden war.

Digitized by Google

Die Bahn sollte in erster Linie religiösen und strategischen Zwecken dienen, Zentralarabien unter direkte Kontrolle stellen, allein auch den Handelsinteressen des Landes gerecht werden.

Im Sommer 1900 wurde mit dem Bau begonnen. Er rief in allen Teilen der Welt, wo überhaupt nur Mohammedaner wohnen, die hellste Begeisterung hervor. Welch' heiß ersehntes Zukunftsbild entrollte sich da vor dem geistigen Auge der Rechtgläubigen. Von nun an sollte es auch den weniger Bemittelten, den Schwächlichen und Bejahrten möglich werden, die übermenschlichen Anstrengungen, die bisher die gefürchtete Landreise durch die trostlose und verzehrende Wüste mit sich brachte, siegreich überwinden zu können und damit die ungestillte Sehnsucht vieler Millionen zu erfüllen.

Es ist verständlich, daß selbst der ärmste Mohammedaner mit Freuden sein Scherflein beisteuerte, als er hörte, die türkische Regierung wolle den mühseligen Weg zu den heiligen Stätten durch eine Bahn abkürzen. Der gigantische Bau der schmalspurigen Bahn von Damaskus nach Medina erforderte acht Jahre Zeit zu seiner Vollendung. Eine kleine Spanne Zeit im Hinblick auf die ungeheuren Hindernisse, die sich den Erbauern in den Weg legten.

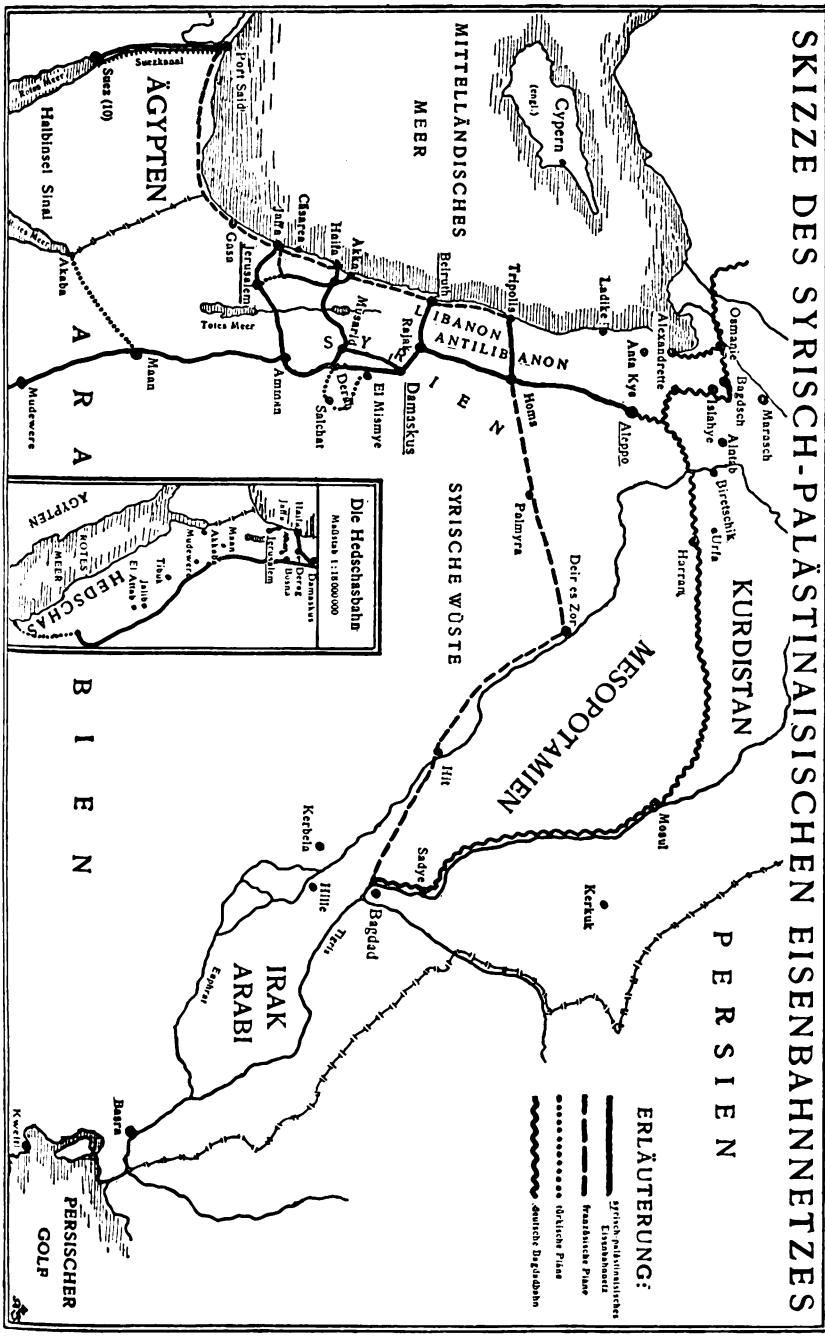
An die Spitze des Werkes setzte Abdul Hamid den Kommandierenden General des V. türkischen Armeekorps in Damaskus, den energischen Marschall Kiasim Pascha, dem als technische Beiräte der deutsche Oberingenieur Meißner Pascha, der infolge seiner langjährigen Tätigkeit bei den Eisenbahnbauten in der Türkei reiche Erfahrungen gesammelt hatte, und die tüchtigsten türkischen Genieoffiziere beigegeben wurden.

Die Arbeiten wurden von türkischen Soldaten ausgeführt. In verhältnismäßig kurzer Zeit wurde die Trasse bis Maan, dann bis El Ula und schließlich am 1. September 1908 bis Medina fertiggestellt. Im ganzen waren über 6000 Mann an der Arbeit. Infanterie führte die Erdarbeiten aus, während Eisenbahntruppen die Bettung herstellten, die Gleise legten und Mauerarbeiten ausführten.

Anfangs wollte das Werk nicht recht gelingen, da die türkischen Ingenieure den riesigen technischen Schwierigkeiten nicht gewachsen waren. Dann aber, nachdem man im Januar 1901 Meißner Pascha berufen hatte, rückte die Ausführung des Baues rüstig vorwärts. Im Mai 1901 begann der Bau auf den Strecken Muserib-Deraa und Damaskus-Deraa, nachdem die türkische Generalkommission vorher mit der französischen Société Ottomane du Chemin de Fer de Damas-Hamah et Prolongements wegen des Erwerbs der Bahnstrecke Damaskus-Muserib verhandelt hatte. Das Projekt zerschlug sich an der übermäßigen Forderung von 7 Millionen Franken. Infolgedessen entschied sich die türkische Regierung zum Bau einer Parallelbahn Damaskus-Deraa zu der französischen Bahn Damaskus-Muserib. Am 1. September 1903 konnte jene Strecke dem Betrieb übergeben werden.

Hierauf entschloß sich Meißner Pascha zum Bau einer Zweigbahn Haifa-Deraa, da die Hedschasbahn, die bis dahin für den Transport der Eisenbahnbaumaterialien auf die französische Bahn Beirut-Damaskus-Muserib angewiesen war, notwendigerweise einen eigenen Ausgang

Digitized by Google


SKIZZE DES SYRISCH-PALÄSTINAISISCHEN EISENBAHNNETZES
ERLÄUTERUNG:
syrisch-palästinensisches Eisenbahnnetz
französische Pläne
türkische Pläne
deutsche Bagdadbahn
MITTELLÄNDISCHES MEER
Cypern
(engl.)
ÄGYPTEN
Suezkanal
Port Said
Suez (10)
Halbinsel Sinai
Akaba
Gasa
Jerusalem
Jaffa
Cäsarea
Haifa
Akka
Beirut
Tripolis
Ladikei
Alexandrette
Osmanie
Bagdsch
Marasch
Islahye
Aleppo
Anta Kye
Homs
Palmyra
Deir es Zor
Harran
Biretschik
Urfa
KURDISTAN
MESOPOTAMIEN
Mosul
Kerkuk
Hit
Sadye
Bagdad
Kerbela
Hille
Tigris
Euphrat
IRAK ARABI
Basra
Kweit
PERSISCHER GOLF
PERSIEN
SYRIEN
LIBANON
ANTILIBANON
Rajak
Damaskus
El Mismye
Derat
Salchat
Amman
Totes Meer
Mudewere
Maan
ARABIEN
Die Hedschasbahn
Maßstab 1:10000000
HEDSCHAS
ROTES MEER
Tibuk
El Attab
Mudewere
Akkaba
Maan
Jerusalem
Jaffa
Haifa
Derag
Busra
Damaskus

nach dem Meere brauchte. Deraa, das biblische Edrei, wurde Eisenbahnknotenpunkt.

Deraa war einst Sitz des Königs Og zu Basan und zeigt noch heute eine in Felsen gehauene unterirdische Stadt mit Straßen, Kaufläden, Wohnungen, Zisternen und Luftschächten, über denen das heutige große Dorf sich erhebt. Es hat 5000 Einwohner und ist der Sitz eines Kaimakams (türkischer Landrat). Das reiche Dorf besitzt weite Landstrecken der so fruchtbaren Hochebene des Hauran und blüht, seitdem es direkte Bahnverbindung mit Damaskus und Haifa hat, sichtlich empor.

Die Trasse der neuen Zweigbahn folgte zunächst der alten Linie der Syria Ottoman Railway, überschritt dann bei der Stadt Beisan den Jordan, berührte den See Genezareth bei Samach und stieg durch das tiefeingeschnittene romantische Jarmuktal bis Muserib. Am 1. September 1904 wurde die Strecke Haifa-Jordan und ein Jahr später ihre Fortsetzung, die Strecke Jordan-Deraa, dem Verkehr übergeben. Die erste türkische Eisenbahnverbindung mit dem Mittelmeer war geschaffen.

Sie leistete dem gesamten Unternehmen die größten Dienste. Der Bahnbau in südlicher Richtung schritt rasch voran. Im Januar 1906 waren auf der Hauptstrecke von Damaskus bis Mudewwere 572 Kilometer Gleis fertiggestellt, was, die Zweigbahn von Haifa bis Deraa mit einer Länge von 171 Kilometern hinzugerechnet, eine Arbeitsleistung von 150 Kilometern jedes Jahr ergibt. Mitte August 1907 war die Hedschasbahn bereits bis El Ula vorgeschritten, d. h. seit der Eröffnung der Teilstrecke Damaskus-Maan am 1. September 1904 um 522 Kilometer. Davon kamen auf das Jahr 1904/05 (Maan-Mudewwere) 114 Kilometer, auf 1905/06 (Mudewwere-Tebuk) 120 Kilometer und auf 1906/07 (Tebuk-El Ula) 288 Kilometer. Während also bis 1906 die Jahresleistung 150 Kilometer nicht überschritten hatte, wurde die Bahn 1906/07 um mehr als das Doppelte gefördert. Das lag einmal an der Vermehrung der arbeitenden Truppen und dann in der Verdoppelung des Betriebsmaterials. Begeistert schildert Auler Pascha, der preußische Oberst und türkische Generalleutnant, den der Sultan Abdul Hamid im Jahre 1907 beauftragte, die Hedschasbahn zu besichtigen, die Wunderwerke, die deutsche Ingenieurkunst und türkische Ausdauer aus dem Wüstenboden erstehen ließen. Besonders imponierend wirkt die Eisenbahnbrücke, die auf der Strecke Tebuk-Achdar das Wadi-il-Ehtil überschreitet: sie ist 143 Meter lang und hat 20 Oeffnungen zu 6 Metern. Auler Pascha schreibt über die braven Männer, die allen Unbilden der furchtbaren Wüste zum Trotz in geradezu heroischer Weise das Werk vollbrachten, folgendes: „Ganz besonders verdienen die außergewöhnlichen Leistungen der Truppen hervorgehoben zu werden, die in einem Jahre nicht allein den Oberbau der Strecke Tebuk-El Ula in einer Länge von 288 Kilometern hergestellt, sondern noch über El Ula hinaus 45 Kilometer Bettung vorbereitet und außerdem eine Anzahl massiver Brücken- und Stationsbauten ausgeführt haben. Diese Leistung muß um so mehr anerkannt werden, als in demselben Grade, wie der Bahnbau in der Wüste fortschritt, die Strapazen und Entbehrungen sich vergrößerten, denen die Truppen infolge der Hitze, des Wasser-

Digitized by Google

mangels und der Schwierigkeit der Beschaffung geeigneter Lebensmittel in dem unbewohnten Wüstengebiet ausgesetzt waren."

Schon ein Jahr später war die Bahn bis Medina fertiggestellt. Dieses Ereignis feierte man am 1. September 1908 unter ungeheurer Teilnahme der Bevölkerung und in Gegenwart hoher Würdenträger. Freilich, viele der tapferen Pioniere, die an dem großen Werk treu gearbeitet hatten, fehlten bei dem nationalen Feste. Sie ruhen in den Gräbern, die zu beiden Seiten der Bahn in erschreckender Zahl sichtbar sind. Nachdem die Bahn die eine der heiligen Stätten erreicht hatte, schwoll die Zahl der Mekkapilger in vordem nie gekanntem Maße an.

Der Bau der Hedschasbahn zeitigte eine große Anzahl von Zweigbahnprojekten, deren wichtigste die von Maan nach Akaba und von Amman nach Es Salt waren. Vor allem war die erstere strategisch von geradezu unberechenbarer Bedeutung. Diese Bahn verband die Türkei direkt mit dem Roten Meer und machte sie vom Suezkanal unabhängig. Man kann sich ausrechnen, wie rasch die Türkei, im Besitz der Linie Maan-Akaba, Truppen an die ägyptische Grenze werfen könnte. Diesen Umstand kannte England sehr wohl, es hinderte daher den Versuch der Türkei, die Zweiglinie nach Akaba zu bauen, mit der Drohung offener Gewalt. Jetzt im Kriege wird der Plan vielleicht Wirklichkeit und seine militärische Bedeutung erwiesen werden. Weniger wichtig war im Frieden das Trassenprojekt Amman-Es Salt. Man hoffte dadurch die bei Es Salt gelegenen Phosphatlager besser zu erschließen. Da sich aber jene Gruben als wenig ergiebig erwiesen, schien man in Konstantinopel das Projekt fallen gelassen zu haben. Vielleicht wird es aber auch jetzt zur Wirklichkeit, nicht der Phosphatlager wegen, sondern zwecks Herstellung einer Verbindung der Hauptlinie Damaskus-Medina mit der Bahn Jerusalem-Jaffa.

Eine Erweiterung ihres Bahnnetzes erfuhr die Hedschasbahn durch den Bau der Linien Haifa-Akka, Deraa-Bosra-Salchat-El Mismije und Haifa-Dschenin-Nablus-Jerusalem.

Nur 16 Kilometer nördlich von Haifa liegt die alte Hafenstadt der Phönizier Akka oder das biblische Akko, das Ptolemäis der Griechen und St. Jean d'Acre der Kreuzfahrer. Die große Nähe dieses einst so gewaltigen Emporiums wirkte von jeher lähmend auf das unbedeutende, kleinere Haifa, eine Tatsache, die sich noch zur Zeit der deutschen Einwanderung fühlbar machte. Erst als deutsche Kultur und deutscher Unternehmungsgeist in Haifa sich regten, gewann die Stadt allmählich das Uebergewicht über Akka, das nach Inbetriebsetzung der Hedschasbahn seine kapitalkräftigsten Kaufleute verlor, die sich nunmehr in Haifa festsetzten. Auch die Militärbesatzung wurde der Festung Akka genommen und Haifa zugewiesen.

Um nun Akka der gänzlichen Verarmung zu entziehen, beschloß die türkische Regierung in dem Gedanken, einmal eine direkte Küstenverbindung Beirut-Haifa-Jaffa herzustellen, eine Zweigbahn von El Hartije (16 Kilometer von Haifa) nach Akka am Fuße der galiläischen Berge zu bauen und dadurch der bedrängten Stadt Gelegenheit zu geben,

Digitized by Google

einen Teil des Binnenhandels, namentlich des Getreidemarktes, zurückzugewinnen.

Die etwa 17 Kilometer lange Zweiglinie führt durch eine bevölkerte, gut bebaute Gegend, die Ebene von Akka, in der vor allen Dingen neuerdings die von Aegypten hierher verpflanzte Baumwollkultur blüht, umgeht den Kison- und den Belus-(Naamen-)Fluß und wendet sich im Bogen von El Birwi nach Akka. Die Bahn wurde im Herbst 1913 dem Verkehr übergeben.

Die zweite Zweigbahn ist die Linie Deraa-Bosra-Salchat-El Mismije. Sie durchfährt längs einer alten, noch gut erhaltenen Römerstraße die Ebene von Deraa bis zum Hauran (Dschebel el Drus) und verbindet das reiche Kadi ez Zeki, die Getreidekammer Syriens, mit der Hauptbahn in Deraa.

Ihre Notwendigkeit hatte man während der letzten Drusenaufstände erkannt, und sie ist so für die Türkei auch vor allen Dingen militärisch wichtig. Von Bosra, bis zu welcher Stadt der Schienenstrang noch vor dem jetzigen Kriege fertiggestellt wurde, soll die Bahn später noch weiter in den Hauran hineinführen bis Salchat, um von dort aus, im Bogen die wichtigsten Militärposten im Hauran miteinander verbindend, bei Station El Mismije, 50 Kilometer südlich Damaskus, wieder an die Hedschasbahn anzuschließen.

Bosra, der jetzige Endpunkt, zum Unterschied von anderen Städten gleichen Namens „Eski Scham" (Alt-Damaskus) genannt, spielte in der frühchristlichen und nachfolgenden arabischen Zeit eine wichtige Rolle. An der Nordgrenze der syrischen Steppe El Hamad gelegen, bildete es das Eingangstor zur Wüste. Es vermittelte den Handel zwischen dem getreidereichen Hauran und den Beduinenstämmen Nordarabiens, stieg mit der Macht der Gewalthaber von Damaskus und fiel mit ihrem Zusammenbruch der Zerstörungswut der Nomadenstämme anheim.

Die dritte Zweigbahn, die vielleicht in diesem Kriege auch noch einmal eine Rolle zu spielen berufen sein wird, ist die Linie Haifa-Afoule-Dschenin-Nablus-Jerusalem. Sie hat eine Länge von 160 Kilometern und durchquert Samaria und Judäa. Mit ihrem Bau wurde im Herbste 1912 von Afoule, einer Station der Linie Haifa-Deraa, begonnen, 1913 wurde Dschenin und im Oktober 1914 Nablus erreicht, von wo aus der Weiterbau nach Jerusalem sofort energisch in die Hand genommen wurde. Ob er inzwischen fertiggestellt ist, erscheint zweifelhaft. Nicht fehlgehen dürfte man dagegen in der Annahme, daß die Türkei anstatt dessen inzwischen Nablus und Ramleh, eine Station der Eisenbahn Jaffa-Jerusalem, verbunden und den Bahnbau auch weiter gefördert hat, so daß sie nunmehr über ein zusammenhängendes, vom Meere uneingesehenes Bahnnetz verfügt.

In Angriff genommen sollte vor dem Kriege auch das Endstück der Hedschasbahn Medina-Mekka werden. Ein indischer Prinz mit Namen Abdelkerin Han Geznawi stellte Anfang vorigen Jahres der Verwaltung der Hedschasbahn eine Million englische Pfund für die Verbindung der beiden heiligen Städte zur Verfügung. Ob man mit dem Bau begonnen hat, erscheint aus naheliegenden Gründen fraglich.

Digitized by Google

Von allen diesen Zweiglinien sprach man, als ich im Herbst 1912 Haifa verließ, nur als von Plänen, deren Ausführung noch gar nicht zu übersehen war. In der Hauptsache ist es der jetzige Krieg, der sie verwirklichte, der fernerhin das Netz der Hedschasbahn durch die Uebernahme der französischen Eisenbahnen bedeutend erweiterte und schließlich die Türkei wesentlich in ihrem Streben förderte, allmählich alle Teile ihres asiatischen Besitzes mit der militärisch und kommerziell wichtigsten Verkehrsader Vorderasiens, der Bagdadbahn, zu verbinden. Damit hat die Türkei ihre alte Selbständigkeit wieder gewonnen, sie hat alle Intrigen und Ränke Frankreichs und Englands, mit denen sich die folgenden Zeilen befassen werden, zunichte gemacht. Erst hieraus wird uns klar werden, was Frankreich in diesem Kriege allein in Syrien zu verlieren, die Türkei aber dort zurückzugewinnen hat.

Außer von der Hedschasbahn wird Palästina von der bereits mehrmals genannten Eisenbahn Jaffa-Jerusalem durchzogen. Sie ist 87 Kilometer lang und gehörte der Société Ottomane du Chemin de Fer de Jaffa-Jerusalem, die nur dem Namen nach eine ottomanische Gesellschaft war und von französischem Kapital unterhalten wurde. Die Gesellschaft arbeitete gut, dank dem Fremdenstrom, der jedes Jahr Palästina und seine Hauptstadt aufsuchte. Dieser Bahn drohte nun die Gefahr, lahmgelegt zu werden, als die Türkei sich zum Bau der Zweiglinie der Hedschasbahn von Haifa nach Jerusalem entschloß. Die Hafenverhältnisse sind in Jaffa sehr schlecht, so daß die Reisenden des öfteren gezwungen waren, bis Haifa zu fahren, um von dort aus in drei Tagen zu Wagen Jerusalem zu erreichen, wenn die See ihnen ein Landen in Jaffa unmöglich machte. Es stand zu erwarten, daß eine Verbindung Haifa-Jerusalem sowie der Bau eines Kunsthafens in Haifa den ganzen Fremdenverkehr über Haifa leiten und Jaffa mit seiner Bahn lahmlegen würde. Da veränderte sich die Lage mit einem Schlage, als die türkische Regierung einer französischen Finanzgruppe, die u. a. die bekannten Namen Schneider-Creuzot und Hersant aufwies, die Konzession für den Bau eines Hafens in Palästina erteilte. Wenn diese auch die Haifaner Hafenverhältnisse studierte, so war es doch von vornherein klar, daß Jaffa der Kunsthafen Palästinas werden würde, um die französische Bahn Jaffa-Jerusalem zu retten. Dann konnte eine Verbindung Haifa-Jerusalem der obigen französischen Bahn nicht mehr schaden, da die von Aegypten kommenden Reisenden den kürzeren Weg über Jaffa vorziehen würden. Diese Aussichten führten nun zu weiteren Plänen der Gesellschaft, und zwar war sie entschlossen, durch den Bau weiterer Linien ihr Bahnnetz über ganz Palästina auszudehnen und die schon so lange geplante Verbindung mit Aegypten zu Lande herzustellen. Noch einmal versuchte die türkische Regierung, sich hiergegen aufzulehnen, sie drang auf den Bau eines Hafens in Haifa, versuchte zwecks Ankaufs der Linie Jaffa-Jerusalem mit der französischen Gesellschaft in Unterhandlungen einzutreten, doch war es uns Deutschen, die wir selbst in dem Lande wohnten, schon damals klar, daß die Türkei eines Tages doch den Wünschen der Franzosen entsprechen müßte, wenn diese im entscheidenden Augenblick die Geldnot der Türkei auszunutzen verstehen würden.

Digitized by Google

Dies geschah. Betrachten wir erst einmal die Pläne der Société Ottomane du Chemin de Fer de Jaffa-Jerusalem in Palästina, um festzustellen, was deren Verwirklichung für Palästina, für Frankreich, für die Türkei und für Deutschland bedeutet hätte.

Die Bahn Haifa-Jerusalem wird, da sie über Dschenin und Nablus führt, nach ihrer Fertigstellung den gesamten Handel des äußerst fruchtbaren Sandschaks Nablus, der an Oel, Wein und Baumwolle besonders reich ist und bis dahin über Jaffa ging, an Haifa anschließen. Um dies zu verhindern, beschloß die französische Gesellschaft in Jaffa, einen 60 Kilometer langen Schienenstrang von Jaffa nach Nablus, dem alten Sichem, anzulegen. Die türkische Regierung befahl darauf, die neue Linie Haifa-Dschenin-Nablus-Jerusalem, an der schon ordentlich gearbeitet wurde, vorerst nur bis Nablus fertigzustellen.

Der zweite Plan der französischen Gesellschaft bestand darin, ihre bisherige Linie Jaffa-Jerusalem über Jericho-Jordan-Es Salt bis nach Amman an die Hedschasbahn heran zu verlängern, wo sie zu gleicher Zeit Anschluß an die neu zu erbauende Verlängerung der ebenfalls französischen Bahn Damaskus-Muserib finden sollte. Die Gründe hierfür waren verschiedener Natur. Zunächst mußte es der französischen Gesellschaft darauf ankommen, die Rentabilität eines Kunsthafens in Jaffa auf eine sichere Basis zu stellen. Dann befinden sich bei der Stadt Es Salt starke Phosphatlager. Die Konzession zu ihrer Ausbeutung war einer französischen Gesellschaft erteilt, die jährlich etwa 70 000 Tonnen zum Versand brachte. Dieser ging bisher immer mit der Hedschasbahn über Haifa, und die türkische Regierung trug sich ja auch mit dem Gedanken, Amman mit Es Salt durch eine 35 Kilometer lange Bahn zu verbinden. Eine Bahn, wie sie die Société Ottomane du Chemin de Fer de Jaffa-Jerusalem plante, hätte natürlich auch die genannten Transporte erhalten. Der gesamte Pilgerverkehr geht über Haifa mit der Hedschasbahn, besonders der aus Aegypten und Zentralafrika kommende. Auch dies hätte sich nach Verwirklichung der französischen Pläne sofort geändert. Die von Süden kommenden Pilger wären in Jaffa ausgestiegen, um von dort die geplante Bahnverbindung bis Amman, und dann erst die Hedschasbahn bis Medina zu benutzen, zumal sie auf diese Weise in der Lage gewesen wären, auch Jerusalem, nächst Mekka und Medina, das Hauptheiligtum der Mohammedaner, einen Besuch abzustatten. Der alte Weg über Haifa hätte für sie einen Umweg bedeutet. Die Strecke Haifa-Amman der Hedschasbahn hätte also durch Verwirklichung des französischen Eisenbahnprojektes ihre Bedeutung teilweise eingebüßt, und Haifa wäre in wirtschaftlicher Beziehung merklich zurückgegangen.

Das dritte und zugleich wichtigste Projekt war aber unbedingt die Verbindung Jaffa-Port Said. Durch diese neue Bahn hoffte man die gesamte Ausfuhr des sehr reichen Gaza, das etwa 40 000 Seelen aufweist, und damit, was seine Bevölkerungszahl anbelangt, an dritter Stelle im Lande steht, sowie den Personenverkehr zwischen Jaffa und Gaza nach Jaffa zu ziehen. Der Hauptvorteil dieser Bahn hätte in dem Durchgangsverkehr Palästina-Aegypten gelegen. Der Fremdenverkehr

Digitized by Google

des Heiligen Landes an Pilgern und Touristen bezifferte sich zuletzt im Frieden auf 15—18 000 Personen, von denen der weit größere Teil über Aegypten kam. Man hoffte, daß, wenn erst die Bahn gebaut wäre, jeder Aegyptenreisende auch Palästina besuchen würde, während bisher wegen der Seereise und der mißlichen Landungsverhältnisse in Jaffa Palästina vom Hauptstrom des Fremdenverkehrs unberührt blieb. Dazu kam noch die ungeheure Anzahl Mekkapilger aus Aegypten und den anderen Gegenden Afrikas, die natürlich eine Landreise einer Seefahrt bei weitem vorgezogen hätten. Eine solche Bahn wäre auch für die Türkei von unzweifelhaftem Vorteil gewesen, es kam jedoch auf die Linienführung an, auf die ich an anderer Stelle noch zu sprechen komme.

In Syrien war es die Société Ottomane du Chemin de Fer de Damas-Hamah et Prolongements, die erstens eine Verbindung Tripolis in Syrien-Bagdad und dann den Anschluß an das Bahnnetz der Société Ottomane du Chemin de Fer de Jaffa-Jerusalem sowohl im Westen an der Küste des Mittelmeeres als auch im Osten bei Amman anstrebte.

Die erstere Gesellschaft besaß bereits in Syrien ein ausgebreitetes Bahnnetz. Es umfaßte die schmalspurige Strecke Beirut-Damaskus-Muserib und die beiden normalspurigen Rajak-Aleppo und Tripolis-Homs. Von diesen, die bis auf die letzte im Jahre 1893 eröffnet wurden, war nur die zweite mit Garantie der türkischen Regierung erbaut worden. Die Linie Tripolis-Homs wurde am 1. Juli 1911 dem Verkehr übergeben.

Obwohl die türkische Regierung der Gesellschaft die Sicherstellung der Bahn Tripolis-Homs verweigerte, führte sie den Bau derselben doch aus. Die Gründe hierfür kann man darin suchen, daß sich die anglo-agyptian Railway-Company ebenfalls in Konstantinopel um den Bau dieser Linie bewarb. Diese wäre dann aber in der Lage gewesen, durch Tarifpolitik die ihr gleichlaufende Strecke Beirut-Rajak, und hiermit verbunden den Beiruter Hafen, der von derselben Gesellschaft modern umgebaut und eingerichtet worden war, lahmzulegen. Dies mußte sich um so fühlbarer machen, als die neue Linie bis zur Fertigstellung der zur Bagdadbahn gehörigen Anschlußstrecke Alexandrette-Osmanie den Transport des gesamten Materials für die Bagdadbahn zu bewerkstelligen hatte. Die neue Bahn Tripolis-Homs veranlaßte nun die Franzosen, dem Gedanken der Verlängerung dieser Bahn bis nach Bagdad näherzutreten. Während die von uns in Bau genommene Bagdadbahn von Alexandrette über Aleppo-Mossul den Tigris abwärts nach Bagdad führt, beabsichtigte man die Bahn Tripolis-Homs durch die Wüste über Tudmar, die alte Ruinenstadt Palmyra, der Karawanenstraße folgend, bis nach Et Der am Euphrat zu verlängern und von dort aus über Busera, Mejadin, Abukemal, Hit, also dem Euphrat abwärts, nach Bagdad weiterlaufen zu lassen.

Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß die neue Bahn dem deutschen Unternehmen erheblichen Schaden zugefügt hätte, da sie bei einer Länge von 1160 Kilometern eine kürzere Verbindung zwischen der Küste und Bagdad darstellte als die deutsche, die in großem Bogen über Mossul durch Mesopotamien führt.

Digitized by Google

In engem Zusammenhang mit dem Projekt, eine Verlängerung der Bahn Tripolis-Homs, stand der andere Plan der Gesellschaft, eine Küstenbahn von Tripolis nach Jaffa zu bauen, wo sie über Beirut-Saida-Es Sur-Akka Haifa-Cäsarea führend den Anschluß an das Bahnnetz der Société du Chemin de Fer de Jaffa-Jerusalem erhalten sollte. Wichtig wäre diese Bahn unbedingt für den Fremdenverkehr gewesen, der von Jahr zu Jahr zunahm. Schon lange war in Touristenkreisen das Bedürfnis nach solch einer Verbindung zur Sprache gekommen. Die türkische Regierung versuchte diesem Bedürfnis entgegenzukommen, indem sie die Linie Haifa-Akka der Hedschasbahn baute und eine Verlängerung dieser Linie nach Norden nach Beirut und nach Süden nach Jaffa in nahe Aussicht stellte. Den Franzosen wäre nun das bereits fertiggestellte Stück als reife Frucht in den Schoß gefallen, zumal sie ja auch die Oberaufsicht über die Hedschasbahn verlangt hatten, worauf ich noch weiter unten zu sprechen kommen werde. Für den Handel wäre die geplante Küstenbahn nur insofern wichtig gewesen, als sie die kleinen Küstenstädte wie Saida, Sur, Cäsarea und Maimas (Hafen von Gaza), welche von großen Dampfern nicht berührt werden, an die bedeutendsten Häfen Syriens und Palästinas angeschlossen und ihnen die leichtere Ausfuhr der Erzeugnisse ihres fruchtbaren Hinterlandes ermöglicht hätte.

Von großer Bedeutung wäre aber eine solche Bahn aus strategischen Gründen gewesen, und es verwunderte, daß sich England diesem Plan nicht widersetzte, nachdem es sich bereits so sehr gegen den Bau der von der Türkei früher beabsichtigten Strecke Maan-Akaba gesträubt hatte.

England war sich darüber klar, daß es den Anschluß Aegyptens an das syrisch-arabische Eisenbahnnetz nicht dauernd werde hintanhalten können. Es mußte ihm daher eine mit französischem Gelde gebaute Bahn, die jederzeit von der See aus unter Feuer genommen werden konnte, angenehmer sein, als eine später von den Türken selbst gebaute, gegen die See hin gedeckt führende Verbindung. So wären durch die französische Bahn für England die Gefahren beseitigt worden, die ihm durch einen derartigen Eisenbahnanschluß in Aegypten hätten erstehen können.

Die Société du Chemin de Fer de Damas-Hamah et Prolongements war eine gut arbeitende, bedeutende Gesellschaft, deren Eisenbahnnetz sich bisher in jeder Weise rentiert hatte. Selbst die Hedschasbahn konnte bisher trotz vieler Versuche der ihr gleichlaufenden Linie Damaskus-Muserib keinen Abbruch tun. Ihre Einnahmen stiegen von Jahr zu Jahr.

Um alle derartigen Versuche ein für allemal auszuschalten, verlangte die französische Regierung in ihrem Programm im Herbst 1913 die Oberaufsicht über die Linien der Hedschasbahn. Der Direktor und die meisten Beamten der Hedschasbahn sind Deutsche. Ersterem war es im Jahre 1912 infolge geschickter Verträge mit den Agenten der einzelnen Schiffahrtsgesellschaften gelungen, den gesamten Pilgerverkehr dieses Jahres über Haifa zu leiten, während in früheren Jahren fast der größte Teil der Pilger die Strecke Beirut-Damaskus-Muserib der

Digitized by Google

französischen Gesellschaft und von Muserib erst die Hedschasbahn benutzte; während ein anderer Teil, besonders der aus Indien und Aegypten kommende, direkt über Dschedda ging. Im Jahre 1912 aber ging der gesamte Verkehr infolge der geschickt eingeleiteten Tarifpolitik der Hedschasbahn über Haifa, was für die Bahn und die wirtschaftliche Lage Haifas viel bedeutete, während die französische Bahn und Beirut verlor. Bis zum Jahre 1912 ging auch die gesamte Ausfuhr von Damaskus und seinem ertragreichen Hinterland sowie das Getreide des äußerst fruchtbaren Hauran mit der französischen Bahn nach Beirut, um dort verladen zu werden. Der französischen Bahn war es durch im Lande verteilte Agenten möglich gewesen, die Hedschasbahn, was den Warenverkehr anbelangt, vollständig lahmzulegen. Wieder durch Tarifpolitik gelang es, den Handel von Damaskus und vom Hauran an die Hedschasbahn zu bringen und über Haifa zu leiten. Die türkische Regierung baute die Linie Deraa-Bosra im Hauran und damit schienen die Ratschläge des Erbauers der Hedschasbahn, Meißner-Pascha, beherzigt. Das französische Programm machte nun die Meißnerschen Pläne zu schanden.

Durch die Verwirklichung der beschriebenen französischen Eisenbahnprojekte wäre es den Franzosen gelungen, die gesamte Hedschasbahn, in der so viel deutsche Arbeit liegt, und die sich mit Erfolg gegen jede Französierung im Interesse der türkischen Regierung wehrte, ohne weiteres doch zu französieren.

Englands politische Hoffnung.

In unseren Tageszeitungen ist eine Meldung der Times aus Kapstadt erschienen, die einige Beachtung verdient. Die Aufregungen des Wahlkampfes sind dort ungemein große; die alte südafrikanische Partei ist völlig gespalten, die nationalistischen Länder und Zeitungen führen die Wahlkämpfe mit äußerster Bosheit, und der Geist, der aus ihnen spricht, ist kaum minder England wie Botha feindlich. Nur 8 von 130 Sitzen sind bisher unbestritten; ein Kennzeichen des Wahlkampfes sei es, daß namentlich in der Kapprovinz arme Buren zur Geltung kommen (also offenbar unabhängige, finanziell nicht interessierte Leute). „England rechnet zur Aufrechterhaltung seiner Herrschaft auf die Stimmen der Neger."

Das wußten wir schon alle, daß die militärische Aufrechterhaltung des englischen Imperiums nur noch mit Hilfe der schwarzen Hilfsvölker möglich schien, nicht anders als es einst zur Zeit der sinkenden römischen Weltmacht gewesen ist. Daß aber auch im politischen Kampfe Neger die Hoffnung des stolzen Albions würden, hatte auch der grimmigste Feind Englands wohl nicht erwartet. Vielleicht gelänge auch die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht, indem man die Häuser der Lords und der Gemeinen den Indern und Negern und Fidschiinsulanern öffnete? Jedenfalls wollen wir's uns für die Zeit des Friedens merken, und nicht verfehlen, es den Amerikanern, Westschweizern und sonstigen Schwärmern immer wieder unter die Nase zu reiben, daß nach der Times die Hoffnung Englands, also doch der Freiheit und der Zivilisation, in Afrika sich auf die Neger gründet. Fr. W. von Bissing.

Digitized by Google

Wegweiser für deutsche Pioniere im Orient.

Von Else Marquardsen, geb. von Kamphövener.

Das neue Land der Verheißung ist es, das vielen unseres Volkes dort unten am blauen Bosporus errungen wird. Uralt schon ist die Sehnsucht, welche den träumerischen Abenteurersinn des Nordländers südwärts zieht, dorthin, wo alle Märchen Wahrheit werden und alles glänzend-ferne Lebensschöne greifbare Wirklichkeit ist.

Wie mancher junge Mannessinn, der erst im Kriegsleben sich erkannte als ein Erbteil fahrenden Rittertums, wird nach Friedensschluß sich nicht sofort wieder hineinfinden in die gleichmäßige Ruhe unseres stillen Bürgerseins. Er wird schweifen und suchen, wo er ein Betätigungsfeld finden könnte für seinen Tatendrang, und er wird mit größter Wahrscheinlichkeit auf den Orient verfallen, wo der Entfaltung seiner Persönlichkeit keine Schranken gesetzt zu sein scheinen.

Ich möchte in diesem speziellen Sinne auch den Balkan zum Orient nehmen, wenn es auch in mancher Beziehung nicht angebracht erscheint; orientalisches Wesen und Denken ist aber weit in die Balkanländer vorgedrungen und erst die kommende Zeit wird zeigen, ob sich die neu erstehenden Staatsgebilde fest umrissen, individuell gefügt erweisen werden — ob sie ihrer Wesensart nach zum Orient oder Okzident gehören wollen.

Es sind mir auf meinen letzten Artikel in diesen Blättern hin verschiedene Anfragen junger Offiziere zugegangen, über die ihnen im Orient, d. h. hier in der Türkei — offenstehenden Möglichkeiten.

Wenn ich mich nun auch durchaus nicht entfernt als kompetent betrachte zur Beantwortung dieser Fragen, da ich schon seit dem Sturze des Sultans Abdul-Hamid nicht mehr in der Türkei war, außerdem als Frau naturgemäß sehr subjektiv urteile (die rein sachlichen Fragen objektiv zu beleuchten muß männlichem Geiste auch hier überlassen bleiben!), so möchte ich doch aus meinen innigen und genauen Kenntnissen des Volkes heraus gerne einiges darüber sagen, von dem ich hoffe es möge dem oder jenem zu Nutz und Frommen gereichen.

Ich möchte vorausschicken, daß ich in allem Folgenden nur vom üblichen Durchschnitt spreche; Ausnahmen sind stets vorhanden und leuchten auch besonders hell hervor.

Der Westeuropäer, der sich nach dem Orient begibt, um dort eine bereits fest umrissene Stellung anzunehmen, oder sich eine neue zu schaffen, geht meist mit dem gehobenen Bewußtsein hin, der Vertreter einer großen Kulturidee zu sein. Er erwirbt sich nur selten irgendwelche Vorkenntnisse über das Land, das er zu betreten im Begriffe steht; kaum jemals treibt er einige embryonale Sprachstudien, und was sonstige Informationen über Land und Leute betrifft, so schöpft er diese im besten Falle aus Reiseschilderungen.

Digitized by Google

Diese traurigen Bücher nun sind meist von Leuten geschrieben, die beinahe ebensowenig wissen, wie der p. p. Studierende selbst. Sie machen eine Orientreise, halten sich hier eine, dort zwei Wochen auf, kennen die Landessprache nicht, sehen nur, was der Fremdenführer ihnen zeigt, hören nur, was er ihnen erzählt; höchsten Falles erfahren sie allerlei Klatsch am Biertische des jeweiligen deutschen Vereinshauses und schreiben kritiklos nieder, was sich so in ihrem Kopfe ansammelt. Auf diese Weise entsteht ein „ganz famoses Buch" — wie manches sah ich so mit Schrecken entstehen! —

Mit einem durch Sachkenntnis in keiner Weise getrübten Urteil langt also der junge Kulturträger an den wilden Gestaden des Marmarameeres an. Er ist zunächst überwältigt von der wunderbaren und seltsamen Schönheit alles dessen, was er sieht — es benimmt ihm das Denken. Um sich den großen Eindruck nicht merken zu lassen, tut er möglichst kühl und erhaben, sieht mit spöttisch-gutmütigem Lächeln auf die stillen und feierlichen Gestalten, die an ihm vorbeiwandeln. Er weiß es nicht, der Kulturträger, daß, wenn diese ernsten Orientalen ihn auch anscheinend nicht beachten, sie doch im Inneren mitleidig lächeln über den „Franken", der wieder daher kommt mit Eroberermiene; der so wenig Menschliches weiß und sieht, der so viel Irrtum denkt und lebt und der wohl wie so viele vor oder nach ihm meint, sie belehren zu können, sie, die Kinder des Propheten, sie, die Söhne des Friedens!

Und der junge „Franke" kommt gar nicht darauf, daß das erste, was er tun müßte, um im Orient Erfolg zu erzielen, dieses wäre: nach gründlicher Erlernung der Sprache am orientalischen Semniar zu Berlin als Vorbereitung, müßte er nach seinem Eintreffen beginnen, ohne jede Voreingenommenheit — weder gute noch schlechte — das Volk zu studieren.

Das Volk — etwas ganz anderes ist's als bei uns! Nicht das in Klassen eingeteilte Volk, nicht „hie Herrschende — hie Dienende!" das ist das Volk dort nicht.

Das Volk ist vollkommene Gleichheit des Hohen wie des Niederen — äußerlich nicht, wohl aber innerlich.

Äußerlich sind die Unterschiede fast größer als bei uns, ist der Herr viel unumschränkterer Gebieter über den Diener als hierzulande; der Diener aber hinwiederum steht trotzdem dem Herrn nahe. Er spricht vertraulich mit ihm, er duzt ihn fast immer, er gehört zur Familie, kurz, es ist nur ein äußerer Zufall, daß er Diener ist — ein Zufall, der sich jederzeit zum Gegenteil wandeln kann. Dieser äußere Zufall wird markiert durch die stets respektvolle Haltung; die Möglichkeit seiner Wandlung zeigt schon das nie versagende Taktgefühl des Untergebenen, welches auch bei wärmster Vertraulichkeit des Gebietenden die haarfeine Grenze nie überschreitet. In kurzer Zeit kann der Lastträger am Hafen, der Eseljunge auf den Inseln, der Obstverkäufer in der Stadt ein Großer

Digitized by Google

des Landes sein. So geschieht es nicht ein- oder zweimal, — ist nicht wie der ephemere napoleonische Marschallstab im Tornister — es geschieht stets und immer wieder. Was macht es dem Eseljungen, wenn ein Großer mit seinem Troß an ihm vorbeifährt und ihn und seinen Esel in Staub hüllt! Vielleicht in wenigen Monden, wenn Allah es will, ist der Eseljunge der Große, der andere arm und verstoßen — Kismet.

So würde der junge Franke, wenn er sich bemühte, das Volk kennen zu lernen, in der Hütte der Armut wie im Palast des Reichen die gleiche Art vornehmer, edler Gestalten finden; dieselben Manieren, dasselbe gastfreie Tun, dieselbe Hausordnung — nur daß sich in reichen Häusern die gebotene Trennung der Geschlechter strenger durchführen läßt.

Es würde der eifrige junge Franke, wenn er sich geduldig und bescheiden bemühte, erkennen, wie unendlich schwer es ist, das Vertrauen eines Orientalen zu erringen und wie selbst bei anscheinend größter Offenheit stets eine reservatio mentalis vorhanden ist.

Er würde erkennen, eine wie vortreffliche Maske die ruhige, stets gleichbleibende Höflichkeit für alle Gefühle und Gedanken ist; er würde ferner erkennen, daß der Orientale alles, was ihm vom Franken geboten wird, ohne es anzusehen, nimmt, es in ein Fach seines Wesens versenkt und es dort ruhen läßt. Lange nachher nimmt er hier einmal ein Teilchen, dort einmal ein Teilchen heraus, prüft es, besieht es, verwirft es, oder behält es unter Vorbehalt, es zu verwenden, wenn er es befreit hat von Frankenart.

Der junge Franke würde lernen, daß es völlig verfehlt ist, mit einer gewissen lauten, jovialen Bonhomie aufzutreten. Etwa im antiken Teile des Bazars, dem Bedestan, dem alten, lächelnden Türken, der Ali-Bey gerufen wird — der mit dem schmalen Gesicht und den schlanken Händen — freundlich lachend auf die Schulter zu klopfen und zusagen: „Na Freundchen, nun rücke mal heraus mit deinen Herrlichkeiten!“ Der alte Türke, der wahrscheinlich, was Familie und Art anlangt, ebenso vornehm wie der Großwesier ist, würde sich nicht rühren unter dieser Behandlung, nicht tun, als habe er sie bemerkt; ruhig würde er seine Ware auskramen. Doch von dieser Seite wäre dem jovialen jungen Franken ein für allemal Tür und Tor verschlossen und er wüßte nicht einmal warum!

Eine maßlose Verachtung hegt der Orientale für die schnelle, laute Art des Sich-Gebens und Sich-Bewegens beim Okzidentalen. Seiner Auffassung nach gedeiht ein gutes und heilbringendes Werk nur in größter Ruhe, bei würdigster, langsamster Behandlung.

Es ist die Aufgabe desjenigen, der im Orient etwas erreichen will, diese wesenseigentümliche Anschauung des Orientalen in Einklang zu bringen mit der notwendigen, schnell zufassenden Art, durch die man Erfolge erringt.

Wie?

Digitized by Google

Eingehen auf das Denken und Sein des Orients, sich ganz hineinversetzen, seiner Seele einen Fetzen des Mantels des Propheten umhängen — nur so kann es erreicht werden!

Dieses Volk ist es wirklich wert, studiert zu werden; es eröffnet einem die Kenntnis seines Wesens so weite Blick in leuchtend besonnte Fernen, an deren Horizonte der große Friede wohnt.

Kant zwar sagt, es habe uns die orientalische Weisheit nichts gebracht; ich kann diesem Großen nur sehr scheu und rein gefühlsmäßig widersprechen, muß es aber doch tun. Ich glaube, daß die Weisheit des Orients der unseren jene Weiche und jenen Goldton geben kann, wie alte Kostbarkeiten ihn haben, und wie ihn das Leben des einzelnen schließlich auch bekommt, wenn er nicht nur gedacht, sondern auch gefühlt hat.

Der, der die Kanten und die unbarmherzige Helle liebt, gehe überhaupt nicht nach dem Orient, denn allzu schwer wird er sich dareinfinden können, seine Blicke gelegentlich auch in das altersgraue Dämmerlicht der Astrologie und ähnlicher „Wissenschaften" versenken zu müssen.

Es passierte zur Zeit des alten Regime„ daß von deutschen Ärzten, welche zu diesem Zwecke hinberufen worden waren, eine Medizinschule in Konstantinopel eingerichtet werden sollte. Unter den größten Schwierigkeiten erreichten sie es endlich, ihren im Prinzip längst vorhandenen Bau beginnen zu dürfen. Es ging eine Weile ganz gut — da — plötzlich, Schluß; alles stehen und liegen lassen, es darf nicht weitergebaut werden.

Warum — was war geschehen? Des Sultans Astrologe hatte in den Sternen gelesen, daß dieser Bau dem Lande Unglück brächte. Nichts zu machen — der Bau blieb stehen.

Viele Monate später sprachen die Sterne wieder anders, es konnte weitergebaut werden; man hatte inzwischen wohl das „goldene Herz" des Astrologen zu erreichen vermocht.

Ich glaube sicher, daß unter der jetzigen aufgeklärten und ernst strebenden Regierungsform ein solcher staatlich konzessionierter — sagen wir — Zauber, nicht möglich wäre.

Jedoch glaube ich nicht, daß sich innerhalb eines knappen Dezeniums eine geistige Methode, welche Jahrhunderte hindurch beherrschend war, aus einer Volksseele völlig verbannen läßt. Ich bin überzeugt, daß auch heute noch derjenige, der den Orient erobern will, sich mit der Möglichkeit derartiger Vorkommnisse befassen muß und ihnen auf denselben Wegen zu begegnen suchen sollte, auf denen sie an ihn gelangen wollen. Es erscheint mir durchaus fehlerhaft, hier einen westeuropäischen Ehrbegriff ins Treffen zu führen und zu erklären, man wolle nur auf peinlich geraden Wegen, mitten in der hellen Sonne zum Ziele gelangen oder nicht.

Digitized by Google

Man muß eben auch hier vom Orientalen zu lernen versuchen, dessen Moralität die an sich unmoralischen Mittel durchaus nicht angreifen. Er bedient sich ihrer wie einer Waffe, die nur scharf und haltbar sein muß, deren Herkunft aber gleichgültig ist. Man wirft sie in die Ecke, wenn man sie nicht mehr braucht — mag der Rost sie fressen, was geht es uns an! —

Gefährlich und demoralisierend sind all' diese krummen und unterirdischen Wege nur für den Levantiner, dieses Mischprodukt aus Europas Völkerschaften, bei dem, wie bei allen Mischlingen, hauptsächlich die ungünstigen Eigenschaften der zwei verschiedenen elterlichen Nationalitäten zutage treten. Da der in der Türkei lebende Franke mti Levantinern viel zu tun hat, seien mir einige Worte hierüber gestattet.

Ein Levantiner ist beispielsweise, um nur eine Mischart zu nennen, das im Orient geborene Kind eines Franzosen und einer Spanierin; hiebei muß aber beobachtet werden, daß schon die Eltern aus Mischehen stammen, und nur nach der Nationalität des Vaters auf dessen Konsulat eingetragen wurden. Das eben erwähnte Kind wäre somit französisch und würde sich demgemäß als Vollblutpariser gerieren, ohne natürlich die Levante jemals verlassen zu haben. Das Resultat kann man sich annähernd denken, wenn man einmal Gelegenheit gehabt hat, das Treiben internationaler Hafenstädte zu beobachten; es gibt zum Beispiel auch in Neapel diese Sorte Menschen, meist Kreuzungsprodukte zwischen England und Italien — eine würdige Mischung, doch körperlich schön.

Der Levantiner des Orients ist ein völlig ungebildeter, unwissender Mensch; in der Wahl seiner Mittel absolut skrupellos, und zwar kleinlich skrupellos. Parfümiert (mit Vorliebe Moschus, auch bei den Männern), mit großen, falschen Steinen geziert, eitel wie ein Pfau, verlogen wie ein Kreter, verschlagen wie ein Japaner, so mogelt er sich seinen Weg durchs Leben und wehe dem, der ihm in die Hände fällt, ohne das wahre Gesicht seiner oft schmeichlerischen Liebenswürdigkeit zu erkennen. Es gibt natürlich auch türkische Levantiner und es wird oft von Unwissenden dem Osmanen das große Unrecht angetan, diese mit ihm zu verwechseln.

Es mag wohl schwer sein für einen Franken den einen dunklen, befezten Mann vom anderen zu unterscheiden; man kann auch das nur lernen, wenn man das Volk studiert — immer wieder die conditio sine qua non alles Strebens im Orient! Man wird dann bald erkennen lernen, wie so ganz anders Haltung und Gebärden des Orientalen sind im Gegensatz zu denen der Levantiner, Griechen und Armenier, wie allen diesen Völkern die Ruhe und Vornehmheit fehlt, welche den Orientalen umgeben, gleich einem unsichtbaren Schutz vor der Kleinheit irdischer Dinge. Die geschlossene, stille Art, mit der der Osmane durch das bunte Straßenbild wandelt, den Blick gleichsam nach innen gekehrt, ohne das weiche, dunkle Auge herumlichtern zu lassen nach dem und jenem anziehenden Weibs-

Digitized by Google

stück; — die kindliche Freude, im Gegensatz dazu, die er an den vielen harmlosen Spielereien in den Schaufenstern hat, als da sind: künstliche Vögel, mechanische Äffchen, ausgestopfte Papageien in Käfigen — all der wertlose Tand, den Paris ausführt; wer das einmal wirklich mit innerlich erfassenden Augen gesehen hat, irrt sich nicht mehr — verwechselt keinen Levantiner mit einem Osmanen.

Die eigentümliche Würde des Orientalen liegt für ein fränkisches Empfinden auch viel in der völligen Verschlossenheit dem Begriff „Weib" gegenüber, sofern derselbe in der Öffentlichkeit in Erscheinung tritt, oder im Gespräche berührt wird.

Versuche nie ein Franke mit einem Orientalen über die Frauen zu sprechen, etwa in der leicht frivol-witzelnden Art, wie man sie oft in Westeuropa trifft. Dieses Thema ist absolut und völlig Tabu! Die größten Peinlichkeiten würden resultieren aus einem Bestehen auf demselben und alle etwaigen Folgen hätte sich der Betreffende selbst zuzuschreiben. So zweifelerregend und mittelalterlich es auch klingen mag, noch heute könnte es geschehen, daß bei versuchter Annäherung an eine osmanische Dame, etwa durch schwere Bestechung des betreffenden Eunuchen, scheinbar auf alles eingegangen würde, und beim ersten Betreten des fraglichen Hauses oder Gartens sich die Pforten alles Lebendigen hinter dem Verwegenen schlössen. Es geschah dieses einmal vor Jahren einem jungen Engländer, und kann jeden Tag aufs neue geschehen; Jahreszahl und Datum spielen hiebei keine Rolle.

Wenn aber die Neugier auf orientalische Frauenschöne den jungen Forscher gar nicht ruhen läßt, so kann ich ihm nur dringend raten, sich an einen beliebigen Levantiner zu wenden, wer immer er sei. Dieser wird ihm mit vielen mysteriösen Andeutungen nach einiger Zeit „einen seiner Freunde" zuführen, welcher niemand anders ist als der beste Fremdenführer am Ort. Besagter „Freund" wird dem jungen Franken erklären, wie er mit Gefahr seines Leibes und Lebens ihm den berühmt herrlichen Harem eines der Größten des Landes zeigen wolle — aber Vorsicht, nur Vorsicht, es geht ums Leben! nur nichts verlauten lassen. — Er wird ihn dann an einem der nächsten Tage bei Dunkelwerden in einer geschlossenen Droschke abholen, ihn durch eine Unzahl enger und übelriechender Straßen fahren und ihn an einer düsteren, schmalen Haustüre ausladen, „die Hintertür!" wie er geheimnisvoll flüstern wird. Dann geht es durch verschiedene Gänge, über steile Treppen, um endlich anzuhalten vor einem in Augenhöhe angebrachten Schiebfensterchen — „aber um der lieben Heiligen willen, leise!", es geht ja noch immer ums Leben. Durch dieses Schiebfensterchen sieht dann der beglückte junge Franke genau d a s Bild des „Harmes", das seine Seele ersehnte: rotes Licht, niedere Seidenkissen, schwarzhaarige weibliche Wesen mit Pumphosen, Zuavenjäckchen, flitterbesetzten Schleiern, starrend von Juwelen; einige

Digitized by Google

liegen auf den Kissen, rauchen, haben Früchte und Konfekt neben sich; andere tanzen und spielen die kleine Zigeuner-Mandola — alles von schweren, schwülen Düften umwogt.

Ja, das ist orientalische Haremspracht!

Mit größter Vorsicht wird der beglückte Jüngling zurückbefördert von dem gleichfalls beglückten Fremdenführer, der befriedigt am Ende der Reise eine Summe einstreicht, die er dem Auftreten des Klienten angepaßt hat, um — wie er sagt — die dem Obereunuchen gegenüber gehabten Ausgaben zu begleichen.

Wie oft hat mir Konstantinopels bester Fremdenführer, ein braver, tüchtiger Mann, den ich seit meiner Kindheit kannte, tief befriedigt erzählt, wie glücklich er gewesen sei, auf diese Idee zu kommen. Man habe ihm so unendlich viel und oft nach der Besichtigung von Harems gefragt, im Laufe der Zeit seien ihm auch Bilder zu Gesicht gekommen — speziell in deutschen Familienblättern — die solche Harems vorstellen, so daß er sich einen Begriff habe machen können, was man sich darunter bei den Franken denke. So habe er denn mit seiner Frau und Tochter zusammen eine Reihe von Armenierinnen und Griechinnen gemietet und habe alles doch gewiß wunderschön eingerichtet. Es bringe ihm sehr viel ein, da er der Heimlichkeit halber fordern könne, was er wolle; die Kostüme zu beschaffen sei ja etwas schwierig gewesen, ebenso den geheimen Eingang durch die verschiedenen Häuser herzustellen, aber es rentiere sich glänzend! „Du wirst mich doch nicht verraten, Blume meines Herzens?“ Ich tue es hier zum ersten Male, möge er mir verzeihen.

Dieses ist natürlich nur ganz gewöhnliche Fremdenindustrie, deren Ausführbarkeit sich jedoch auf den absoluten Unkenntnis einschlägiger Verhältnisse einerseits und eines verächtlich-niedrigen Einschätzens der Erkenntnisfähigkeit anderseits aufbaut.

Die Ausnutzung liegt in den Händen des Levantiners, solange es der Franke nicht einsieht, daß er nur als Geistesverbündeter des Orientalen dieser Fuchsrasse Herr werden kann. Handel und Wandel hat der Levantiner an sich gebracht; wo der Franke im großen wie im kleinen sich an Geschäften beteiligt oder solche gründet, trifft er auf Levantiner, Armenier und Griechen. Der Osmane ist als Geschäftsmann so gut wie nicht vorhanden; seine Wesensart eignet sich nicht zu dieser Betätigung und er ist der geriebenen Konkurrenzmanier des Levantiners nicht gewachsen, mag sich auch nicht anstrengen, es zu werden. Er ist aber trotzdem der geborene Bundesgenosse des Nordländers, wenn es sich darum handelt, mit blanker Waffe dieses Gesindel zu schlagen. Ist der Orientale einmal in einer gerechten Sache aus seiner Ruhe aufgerüttelt, hat er erkannt, daß ein von Natur tätigerer Geist als seiner die gleichen Ziele verfolgt wie er, so wird er sich auch von ihm leiten lassen. So wird er mit ihm gemeinsam versuchen, die unsauberen Elemente zu entfernen, die in seinem Hause sich Herrenrechte anmaßen und selbst die Leitung in die Hand nehmen. Der

Digitized by Google

Franke muß dann suchen in der rechten Weise zu beeinflussen und der Schieber hinter der Szene zu sein, ohne nach außen hin die Anerkennung zu erstreben. Das ist gerade das schwierige Problem: ehrgeizig geht der junge Franke in den Orient, und sein Ehrgeiz ist es, der ihm die Grube gräbt, da der Orientale unendlich empfindlich ist und nie den Anschein des Beherrschtwerdens ertragen kann. Vermag der Franke die Tatsache zurückzuhalten, daß er der Handelnde, Schaffende ist, vermag er um der erstrebten Sache willen seine eigene Persönlichkeit bewußt in den Hintergrund zu stellen, so wird er, unter Benützung der besonderen orientalischen Eigenschaften, am meisten erreichen.

Ich halte dafür, daß ein sehr junger Mensch, der sich tausend Herrlichkeiten erträumt, nicht zwecks ernster Betätigung nach dem Orient gehen sollte. Er wird sich wund und müde reiben an allerlei Hindernissen, deren Natur er nicht einmal zu erkennen vermag, und die sich vor ihm an den unerwartetsten Punkten auftürmen werden. Er wird schließlich die stets gleiche ruhige Freundlichkeit des Orientalen hassen lernen, weil er die fortschiebende Verachtung darin unbewußt spüren wird, ohne sich über deren Grund Rechenschaft geben zu können. Er wird glauben, mit Unverstand und erstickendem Nichtwollen zu kämpfen, während in Wirklichkeit der Geist des Orients stumm und erbittert mit dem des Okzidents um die Herrschaft ringt. Des Rätsels Lösung ist diese: das Gute in beiden miteinander vereinen; das, was sich in beiden bekämpft, muß ausscheiden.

Der, der dieses zuwege bringen muß, ist deshalb der Nordländer, weil bei ihm sich die kühle Erwägung, die leidenschaftslose Zweckdienlichkeitspolitik findet. Trotz allem äußeren anscheinenden Gleichmut lebt im Orientalen eine tiefe und glühende, stets widerstandsbereite Liebe zu seinem Volk, seiner ganzen Lebenszugehörigkeit. Erst die heiße, ich möchte sagen verbissene Liebe derjenigen, die sich in ihrem Volkswesen haben verteidigen müssen gegen neu heranstürmende Nationen, mit neuem Glauben, neuem Denken und Sein. Die Liebe derjenigen, die im innig umschlossenen Wesen ihres Volkes schon, ohne es sich eingestehen zu wollen, leise, leise den Ton vernahmen, wie ihn so weh und seelenvoll zerspringendes Glas von sich gibt. Diejenigen, deren Volk einer anderen Zeit als der unseren angehört, das seinen höchsten Glanz und seine erhabenste Größe hinter sich hat; diese halten es mit solcher scheuverborgenen heißen Liebe und zittern, es möge einer auch nur in seinem Denken an das rühren, was sie selbst nicht einzugestehen wagen und doch dunkel empfinden: daß ihre Zeit verflossen sei.

Groß will und ersehnt der Osmane, Europas Orientale, wieder sein Volk und sein Land. Um es wieder dazu zu machen, will er sich wohl all' jener Fähigkeiten bedienen, welche der Franke besitzt und er nicht, doch soll trotzdem der Franke nicht Beherrscher sein.

Es ist eine verständliche Anschauung; nur gewollter Dünkel könnte sich ihrer Richtigkeit vom Standpunkte nationalen Empfindens verschließen.

Digitized by Google

Und das eben ist des Pudels Kern: wer nach der Türkei geht, muß sich klar sein, er schafft für den Orient, nicht für den Okzident; für die Osmanen, n i c h t für sich, ganz gleich, auf welchem Gebiete immer es sei. Man wird nehmen, was er zu geben hat und es sich assimilieren, inwieweit man es für nützlich hält; diese Grenze des Nützlichkeitsbegriffs immer weiter hinauszuschieben, das ist die wahre Aufgabe des dort Schaffenden!

Was er auch erreicht, oder vielmehr glaubt erreicht zu haben, am Ende langer Jahre wird er erstaunt erkennen, daß er als Persönlichkeit wie als „Kulturträger" völlig ausscheidet.

Man nahm von ihm was man wollte, belohnte ihn überreichlich in puncto Geld und äußerer Ehrungen und ließ ihn dann fallen, ihm plötzlich zum Bewußtsein bringend, daß er seiner selbst zum Trotz nur ein Werkzeug gewesen sei: „Du glaubst zu schieben, und du wirst geschoben!"

Wirklich als Mensch und Persönlichkeit kann sich der Westeuropäer dort nur dauernd behaupten, wenn es ihm gelungen ist, nach liebevollen Studien und ernstem Forschen Sinn und Fühlen des Orientalen zu erkennen. Wenn es ihm vergönnt wurde, den Reichtum solches orientalischen Empfindens sich vor ihm öffnen zu sehen und in Staunen und Ergriffenheit die Leuchtkraft und unvergängliche Frische einer uralten Märchenwelt zu betrachten. Einer Welt, deren Grenze ebenso nahe dem Himmel und seiner versöhnenden Weisheit liegt, wie dem bunten Narrenspiel der Erde — einer Welt, in der man sich mit guten und bösen Geistern stündlich trifft, deren Einfluß man durch sein Handeln bestimmen kann — kurz, einer Welt, in der das Wunder Wahrheit ist und die Fesseln des Irdischen fallen.

Jahrtausende versinken wie ein Tag im Anschauen dieser bestrahlten Fernen, und scheu erfaßt der tatengewohnte Geist des Nordens, daß der sich still vor der Gegenwart verschließt, der in ihrem Lichtkreis lebt.

Kinder der Vergangenheit, Kinder der Gegenwart, nur liebendes Verstehen kann euch zusammenführen. Suchen muß der rasche, herbe Sohn des Nordens eure geruhige, weiche, tiefe Seele, ihr Kinder der Sonne, ob ihr sie gleich vor seinem Forscherblick versteckt. Die Seele, die einem Träumer, einem Weisen und einem Ritter gehört — einem fürstlich hohen Kämpfer so des Edlen, wie des Gewaltsamen. Hat er sie ergründet, diese Seele, muß er sie fassen und sich zu eigen machen. Hält er einmal eure Liebe, werdet ihr ihn nie mehr ausstoßen, denn eure duldende Treue ist groß, Söhne des Propheten!

Wird es der ungestüme, tatensuchende Frankenjüngling, des Blut von Krieg und Gefahr erhitzt, noch so springend schnell geht, wird er es vermögen, dich zu finden, Seele des Orients?

Allah bilir! [1])

[1]) Gott weiß es.

Digitized by Google

Das Balkan- und Vorderasieninstitut in München.

Eine Anregung.

Von Dr. Adolf Dirr.

Es sollen hier keine Eulen nach Athen getragen werden; wir wissen ja längst schon alle, was wir auf dem Balkan und in Vorderasien erstreben. Das Schlagwort Berlin-Bagdad sagt es deutlich. Der Weg von Berlin nach Bagdad geht über den Balkan (oh Eulen!), aber auch der Weg München-Bagdad. Mit dieser Behauptung sind wir schon aus der Zoologie draußen. Die vor kurzem vollzogene Gründung einer „Deutsch-bulgarischen Gesellschaft" mit dem Sitz in München zeigt deutlich, worauf man hinzielt. Der Zweck dieser Gesellschaft ist genau umschrieben und ich begrüße sie freudigst. Nur Eines möchte ich doch zu bedenken geben: unsere Ziele sind größer! Bulgarien ist nur ein Teil des riesigen Gebietes unserer zukünftigen Interessensphäre. Mit dem größeren Ziel wächst also auch unsere Aufgabe.

Um es klipp und klar zu sagen: Bayern braucht ein Institut für Balkan und Vorderasien, und zwar eines in der Art des orientalischen Seminars in Berlin oder des Kolonialinstituts in Hamburg. Also zunächst eine Art Seminar, in dem die Kulturträger, die wir in den vorderen Orient schicken wollen, unsere Apotheker, Ärzte, Kaufleute, Lehrer, Offiziere, Techniker die nötige durch ihren Wirkungskreis bedingte Vorbildung sich holen können. Um ja nicht mißverstanden zu werden, soll es noch deutlicher gesagt werden: der fachlich schon vorgebildete Techniker z. B. soll an diesem Institut sich die für sein neues Tätigkeitsfeld nötigen Spezialkenntnisse holen, Kenntnisse der geographischen, wirtschaftlichen, ethnographischen und sprachlichen Verhältnisse des Landes, in das er sich begeben will.

Ich habe auf die Notwendigkeit eines solchen Instituts schon zweimal hingewiesen; vor etlichen Jahren (1912) im März in einem Artikel über „Weltsprache oder Weltsprachen", und vor kurzem in der Münchner Zeitung (7. Sept.) in einem „Türkisch lernen?" betitelten kurzen Aufsatz. Ich leite mir daraus das Recht ab, ein — unverbindliches — vorläufiges Programm aufzustellen.

Bayern gehört durch die Donau zum Zuflußbecken des Schwarzen Meeres. Seine Bahnen gestatten gleichfalls ein schnelles Erreichen des Balkans, sei es durch die in den letzten Jahren unendlich viel besser gewordenen Verbindungen mit Triest, sei es durch den Schie-

Digitized by Google

nenweg nach Konstantinopel. Die bayerischen Universitäten, München in erster Linie, unsere Akademie der bildenden Künste, unser Polytechnikum, unser Konservatorium, hatten auch schon seit langer Zeit einen ziemlichen Zuspruch vom Balkan her, es waren besonders Bulgaren, Serben und Griechen, die unsere Bildungsstätten besuchten. (Rumänen zogen bisher Frankreich vor, werden es vielleicht auch in Zukunft tun; die Albaner müssen überhaupt erst anfangen zu lernen, und die Türken werden von selbst jetzt den Weg nach Deutschland finden).[1]) In Regensburg hat sich vor ein paar Jahren eine Gesellschaft zur Förderung der Donaudampfschiffahrt und der bayerischen Balkaninteressen zusammengetan.

Andererseits haben mich sechs Fahrten von Batum nach Odessa, Marseille, Genua und Triest immer mit Verdruß empfinden lassen, wie wenig Deutschland sich im Gebiete des Schwarzen Meeres betätigt. Englische Schiffe holen aus Poti und Batum Manganerz und Petroleum, französische (die Companie Paquet und die Méssageries Maritimes) laden in Novo-Rossijsk Tabak und grasen die sämtlichen anatolischen Häfen von Trapezunt bis Sanguldak ab. (Auf einem Dampfer der Paquet-Gesellschaft hatten wir 1905 bis Konstantinopel 30 000 Hühner und fast eine halbe Million Eier, ohne den Rest der Ladung zu berücksichtigen, zusammengebracht.) Der österreichische Lloyd befährt in vierzehntägigem Turnus gleichfalls das Schwarze Meer, aber der Norddeutsche Lloyd konnte nur ein oder zwei Jahre lang einen regelmäßigen Dienst zwischen Batum und Konstantinopel ausüben. Mir wurde gesagt, es fehle an Ladung. Dabei waren die Schiffe der deutschen Gesellschaft die einzigen, die ihren Reisenden anständige Kabinen und anständige Verpflegung boten. In Batum wurden sie ihrer Reinlichkeit, Größe und vornehmen Ausstattung halber von jedermann bestaunt und bewundert. Verpflegung und Unterkunft sind auf den französischen Schiffen schlecht und es ist bekannt, daß der österreichische Lloyd auf seinen Nebenlinien dem Reisenden nicht besonders entgegenkommt. Eine dritte Erfahrung leite ich aus einer Donaufahrt von Passau bis Somovit, von wo die Bahn über Plewna nach Sofia geht, ab. Negative Seite:

[1]) In welch verlorene Winkel Münchens und Bayerns Ruf schon gedrungen ist, mögen auch folgende Tatsachen zeigen (es handelt sich um mir persönlich bekannte Personen): 1907/8 studierten am Konservatorium zwei Georgierinnen aus Kutais, am Polytechnikum ein Georgier und verschiedene Armenier, 1913 kam ein Daghestaner an unsere Akademie und während meiner Reisen in Thuschetien (Kaukasus), einem ganz weltverlorenen Gebirgsland, wurde ich mehrmals gefragt, ob man nicht junge Leute zur Erlernung der Milchwirtschaft zu uns senden könnte.

Digitized by Google

Unterkunft und Bequemlichkeit, Entgegenkommen auf dem Dampfer; positive: Schönheit der Fahrt und die durch Selbstschau gewonnene Überzeugung von der Bedeutung des riesigen Verkehrsweges, dessen Möglichkeiten erst zum geringsten Teile benützt werden.

Es sind das nun alles zwar nur persönliche Erfahrungen, aber sie haben sich mir verdichtet zum Verständnis der gegenwärtigen Notwendigkeit: Wir haben ein Feld vor uns, das wir beackern können und müssen; die Werkzeuge dazu müssen wir uns aber zuerst schaffen. Das erste und vornehmste wäre das oben erwähnte Institut. Es sei mir erlaubt in ganz straffen Zügen Gegenstand und Lehrprogramm — wie gesagt in unverbindlicher Weise — zu skizzieren.

Objekt ist das neu zu erschließende Wirtschaftsgebiet und zwar 1. der Balkan, südlich der Donau, allenfalls unter Einbeziehung von Rumänien, 2. Kleinasien bis zur persischen Grenze, eventuell nach Kriegsergebnissen noch Persien dazu.

Lehrgegenstände:

Physische und Wirtschaftsgeographie,
Geschichte, Gesetzes- und Religionskunde,
Ethnographie und Volkskunde
} der erwähnten Gebiete.

Sprachen: Rumänisch, Serbisch, Bulgarisch, Griechisch (Schrift- und Volkssprache), Albanisch, Türkisch, Arabisch (Schrift- und Volkssprache), eventuell noch Armenisch, Kurdisch, Persisch. Es wird auch nichts schaden, wenn ein Lehrstuhl für Russisch geschaffen wird.

Welche Gegenstände davon als obligatorisch anzusehen wären, hängt von zwei Dingen ab, einmal von dem geographischen Wirkungskreis des Kandidaten, zum zweiten von seinem Beruf. Nehmen wir ein paar konkrete Fälle, zunächst den eines Lehrers der deutschen Sprache an einer deutschen Schule in Angora oder in Trapezunt. Es ist klar, daß für ihn die Kenntnis der physischen und der Wirtschaftsgeographie seines Gebietes weniger wichtig ist als die der Geschichte, Religionen, der Ethnographie und Volkskunde aus deren Kreisen seine Schüler stammen. Ganz unerläßlich ist für ihn aber die Kenntnis des Türkischen; wünschenswert, wenn er in Trapezunt arbeiten soll, auch die des Griechischen und Armenischen.[1]) Ähnlich,

[1]) Ich darf vielleicht auch hier wieder eine persönliche Erfahrung vorbringen, um wenigstens für gewisse Berufe die Notwendigkeit der Kenntnis auch der einheimischen, nicht offiziellen Sprachen zu beleuchten. Ich war etliche Jahre lang Lehrer des Deutschen an einem Tifliser Gymnasium. Die Unterrichtssprache ist natürlich russisch. Mehr aber als mit dem Russischen erreichte ich, besonders zur Erreichung einer guten Aussprache, durch fortwährende Vergleichung mit den jeweiligen Muttersprachen meiner Schüler (zwei Drittel davon waren Einheimische), georgisch, armenisch und tatarisch. Es kam dabei ein psychischer Faktor in Be-

Digitized by Google

wenn auch nicht ganz so, liegt die Sache für den Apotheker und den Arzt. Für ihn ist eine gewisse ethnographische und volkskundliche Schulung, neben der sprachlichen, ganz unerläßlich. Er kann den Kampf mit der Volksmedizin und dem Volksarzneischatz nur dann aufnehmen, wenn er beide kennt, sonst passieren ihm die unheimlichsten Dinge, deren erstes und hauptsächlichstes Resultat sein wird, daß man das Vertrauen zu ihm verliert. Kennt er die Schliche der Einheimischen nicht, so wird er für einen Beinschaden z. B. sein europäisches Mittel verschreiben, hinter seinem Rücken wird Mahmud, Joanni oder Karapet aber einen Igel fangen, lebendig braten und dann das Fett mit einem schmierigen Lappen um das Bein binden. [1]) Hilft's nichts, so ist der Arzt schuldig, hilft's was, so bekommt der Igel das Verdienst (ABC aller Volkspsychologie.)

Wieder anders ist der Fall des Technikers. Ihm sind mehr wirtschaftsgeographische Kenntnisse nötig — die sprachlichen immer vorausgesetzt. Er hat weniger mit der Religionskunde oder der Ethnographie seines Wirkungskreises zu schaffen. Aber doch können ihm gewisse volkskundliche Kenntnisse nützen, in Kleinasien z. B. stecken noch hochinteressante Reste uralter Techniken in Weberei, Stickerei, Töpferei, Holzbearbeitung usw.

Soviel vorläufig zur Frage obligatorisch oder fakultativ. Nun noch einiges über den sprachlichen Unterricht. Es wird schon manchem meiner Leser einen gelinden Schauer verursacht haben, als ich oben in dem einen Fall von Türkisch u n d Armenisch u n d Griechisch sprach. Nun ja, über diese Schwierigkeiten werden wir nicht hinauskommen; an uns ist es aber, sie nicht zu übertreiben. In der Praxis liegen die Dinge nämlich viel einfacher. Zunächst ist für viele Gebiete nur eine Sprache nötig, nämlich für alle die, wo eine homogene Bevölkerung existiert. Zum zweiten sind mehrere dieser Sprachen gar nicht so „schwer", das Bulgarische z. B., insgleichen die griechischen Volksdialekte; auch Kurdisch und Armenisch haben einen viel einfacheren Bau als z. B. Französisch, bieten auch in lautlicher Beziehung wenig Schwierigkeiten. Ganz anders ist es mit dem Türkischen. Ich habe in dem Artikel „Türkisch lernen?" schon meine Bedenken gegenüber den jetzt wie Pilze aus der Erde schießenden türkischen Sprachkursen geäußert. Es wird nicht schaden, wenn ich sie hier teilweise wörtlich wiederhole:

---

tracht: die Lust am Studieren des Deutschen wuchs gewaltig, wenn die Jungens in oder aus ihrer Muttersprache übersetzen und mit ihr vergleichen durften. —
[1]) Der Fall ist von mir bei Armeniern in Amodsh (südl. von Tiflis) beobachtet.

Digitized by Google

Die Hauptschwierigkeiten liegen in der Sprache selbst. So klar und durchsichtig der Bau des Türkischen auch ist, so ist es doch eine sehr, sehr schwierige Sprache. Es arbeitet mit ganz andern Mitteln als unsere indogermanischen Sprachen. Es setzt ein völliges Umdenken des auszudrückenden Gedankens voraus. Es setzt hinter das Hauptwort, was wir vorne hinsetzen; es drückt mit ein paar Suffixen das aus, was wir mit Nebensätzen, Präpositionen, Hilfszeitwörtern und andern analytischen Mitteln ausdrücken. Ein paar Beispiele: el = Hand, elim: meine Hand, elimde: in meiner Hand, elimdeki: das in meiner Hand befindliche; sewmek = lieben, sewinmek: sich freuen, sewdirmek: lieben machen, sewdirilmek: zum Lieben gebracht werden, sewilmek: geliebt werden, sewildirmek: machen, daß man geliebt wird, sewindirmek: machen, daß man sich freut, sewinilmek: erfreut werden, sewindirilmek: so beeinflußt werden, daß man sich freut, sewischmek: sich gegenseitig lieben, sewischilmek: gegenseitig geliebt werden, sewischdirmek: machen, daß man sich gegenseitig liebt, sewischdirilmek: so beeinflußt werden, daß man sich gegenseitig liebt. Jeder dieser Stämme wird konjugiert, bejahend, verneinend, fragend, mit einer Unmöglichkeitsform usw. Ich denke, die kleine Probe genügt.

Man kommt ja schließlich bei einigem guten Willen schnell so weit, daß man „ein bißchen Türkisch" kann. Aber damit ist niemandem gedient, am allerwenigsten den Türken. Wenn aber einmal die Gerundial- und Partizipial-Konstruktionen kommen, wird die Sache ganz verteufelt verzwickt. Dazu kommt noch eines: die Schrift. Das Türkische wird mit arabischen Buchstaben geschrieben. Die Vokale werden vielfach ausgelassen. Nun ist die arabische Schrift mit ihren vier Formen für jeden Buchstaben an und für sich schon eine recht kitzliche Sache, auf eine vokalreiche Sprache wie das Türkische angewendet, wird sie aber ein rechtes Kreuz.

Das Schlimmste aber kommt nach. Ordentlich Türkisch lernen — und das will man doch — heißt zugleich auch Arabisch und Persisch lernen. Man kann kein besseres türkisches Buch ohne eine gewisse Kenntnis dieser beiden Sprachen lesen. Besonders der höhere Stil ist geradezu gespickt mit fremdem Sprachgut. Ich habe neulich die Probe an einem „Volkslied" gemacht. Auf 39 Wörter in fünf Zeilen waren 27 persischer bzw. arabischer Herkunft. Man kann Arabisch ohne Türkisch und Persisch, Persisch schon nicht ohne Arabisch, Türkisch aber nicht ohne Persisch und Arabisch studieren. Dabei sind die Konstruktionsregeln auch noch recht verwickelt: Arabische Wörter können arabisch, persisch, türkisch konstruiert werden, persische Wörter persisch und türkisch, nur türkische Wörter bloß türkisch

Und doch vereinfachen diese Verhältnisse gerade die Spracherlernung für gewisse Gebiete Kleinasiens. Es ist ja klar, daß die für das Türkische nötige Einführung ins Arabische die Erlernung dieser Sprache in seiner Schrift- und in seiner gesprochenen Form bedeutend erleichtert, womit Leuten, die nach Syrien oder in die Bagdadgegend gehen wollen, gedient ist; das persische Element im Türkischen bereitet wieder aufs Beste auf das Studium des Persischen

Digitized by Google

selbst und des Kurdischen vor; ein Bene für die, so das türkisch-persische Grenzgebiet aufzusuchen denken. Man sieht, die Sache vereinfacht sich bei näherem Zusehen bedeutend. Und schließlich handelt es sich überhaupt nicht darum, gewisse Leute abzuschieben, sondern nur gute und beste Elemente hinauszuschicken, Leute mit hellen, offenen Köpfen, für die eine Sprache mehr oder weniger kein Hindernis sein darf.

Wo wir die Lehrkräfte hernehmen sollen? Sie werden sich finden. In München allein haben wir eine ganze Auswahl. Nur müssen wir zum Bader gehen und unser Zöpfchen ein ganz klein wenig beschneiden lassen.

Auf die administrative Seite der Sache, sowie auf die Frage, ob das Institut etwa der Universität angegliedert werden soll, kann ich hier nicht eingehen. Ich verstehe nichts von dergleichen Dingen und lasse also die Hände davon.

Nur einem Einwand, der mir im Privatgespräch schon gemacht worden ist, möchte ich noch entgegnen. Man sagte mir, wir hätten ja schon das Orientalische Seminar in Berlin und das Kolonialinstitut in Hamburg, außerdem koste die Sache Geld, viel Geld. Da ist zunächst zu antworten, daß das eine Institut eben in Berlin, das andere in Hamburg ist, daß also beide nicht recht in Betracht kommen für einen Bayern, der seine Studien doch aus tausend Gründen, von denen nicht die leichtest wiegenden die finanziellen sind, in seiner Heimat machen möchte. Weiter ist zu sagen, daß Orientalisches Seminar und Kolonialinstitut eigentlich andere Aufgaben haben und daß, wenn ich recht informiert bin, ihre Hörer zum größten Teil in den nördlichen und mittleren Teilen Deutschlands beheimatet sind. Freilich wird für den Bayern, der sich etwa für den Konsulardienst in Ostasien oder für den Dienst in unseren Kolonien vorbereitet, auch in Zukunft der Weg über Berlin oder Hamburg gehen. Und das ist gut so. Aber die Dinge liegen doch wesentlich anders für diejenigen unter uns Süddeutschen, die sich im nahen, fast an unseren Toren liegenden Orient betätigen wollen. Wer nun etwa aus vorliegenden Seiten eine Art Partikularismus herauslesen wollte, tue seinen Gefühlen lieber etwas Zwang an und sage sich, daß er sich bitter täusche.

Bleibt noch der Kostenpunkt. Hier gilt wieder, was ich eben über die administrative Seite gesagt habe. Ich weiß nicht, woher das Geld kommen soll, ich weiß nur, daß man es auftreiben muß.

Digitized by Google

Der Türke als Kranker.

Selten habe ich mich über einen Aufsatz so gefreut, wie über „Türkische Sitten" von Else Marquardsen, geb. von Kampfhövener, im Balkanheft. Endlich ein gerechtes Urteil aus der Feder einer Frau.

Welche Vorstellungen machen sich bei uns noch immer die Menschen über das Wort „Harem". Für viele hat es einen recht prickelnden Reiz, für andere ist es eine Hölle des Lasters. Das Wort Harem bedeutet Frauengemach, Wohnstube, in deren Mitte die Mutter steht. Wie viele behagliche Stunden habe ich während des türkisch-russischen Krieges im Hause Achmed-Vefyk Pascha verlebt! In der guten alten Zeit hatten wir auch einen Harem. Kinder, Enkel, Neffen, Nichten, die ganze Verwandtschaft vereinigte sich im Familienhause, die Mutter führte das Zepter, Großmütterchen erzählte Märchen. Das ist nun alles anders geworden, wir wurden modern. Die Jugend will sich ausleben, ihre Persönlichkeit entwickeln. Verwandte kennen sich kaum mehr, und wer heute das liebe deutsche Wort „Sippe" gebraucht, wird verlacht, für rückständig erklärt. Ich hatte im türkischen Harem immer so eine Art vetterlichen Gefühls, mir war immer, als ob arisches Blut in den Adern der Türken vorhanden sein müßte. Doch ich wollte nicht über das türkische Familienleben schreiben. Die Verfasserin der türkischen Sitten hat es uns so hübsch geschildert, daß jedes Wort von mir überflüssig ist. Ich will von kranken und verwundeten Türken erzählen, an deren Betten ich viele Stunden verbrachte. Ich habe im Laufe vieler Jahre Deutsche, Engländer, Bulgaren und Serben, Neger und Türken gepflegt. Die Türken waren mir die liebsten. Während des türkisch-russischen Krieges war ich Oberin eines englischen Lazaretts, zuerst in Adrianopel, dann bis zum Einzug der Russen in Sofia. In Adrianopel hatten wir nur sogenannte leichte Fälle, in Sofia nur schwere. Die letzte große Schlacht zwischen Türken und Russen fand in unmittelbarer Nähe Sofias statt. Die Verwundeten wurden uns vom Schlachtfelde gebracht, mit entsetzlichen Wunden, zerschmetterten oder erfrorenen Gliedern. Ohne zu klagen, ertrugen die Armen ihre Schmerzen, zuweilen kam ein leises „Allah" über ihre Lippen. Die armen, halb erfrorenen, verhungerten Türken wurden von uns gelabt, verbunden, notdürftig gereinigt und in die Tag und Nacht bereitstehenden Arrabahs so gut es ging gebettet. Glücklicherweise waren wir mit wollenen Decken reichlich versehen.

Der Türke ist als Kranker geduldig, folgsam, dankbar und — anständig. Unser Bismarck sagte: „Jeder Türke ist ein Gentleman". Ich würde ihn ritterlich nennen, denn die Verehrung für den Gentleman habe ich schon lange vor dem Kriege verloren.

Der Türke verehrt den Arzt und das Krankenhaus ist ihm heilig. Die Türken haben während der letzten Kriege niemals ein Lazarett absichtlich beschossen oder gar zerstört. Sie haben die rote Flagge stets anerkannt und niemals Aerzte und Schwestern des Roten Kreuzes mißhandelt und an Ausführung ihres Berufes gehindert. Vielen christlichen Armeen können wir nicht das gleiche Lob spenden.

Digitized by Google

Während des Krieges lernte ich die Ruhe und Würde, mit der die Türken ihre sehr schweren Leiden ertragen, kennen, auch erfreute mich ihre Dankbarkeit, doch die Psyche des Volkes blieb mir wegen des fortwährenden Wechsels unserer Kranken fremd. Ich stand vor einem Rätsel.

Als ich Ende des vorigen Jahrhunderts in Haifa als Oberin eines englischen Missionshauses für Juden tätig war, lernte ich die Türken kennen, verstehen und bewundern.

Unser Krankenhaus stand allen Bekenntnissen und Nationalitäten offen. Juden blieben aus, weil sie sich nur ausnahmsweise von ihren Angehörigen trennen. Beduinen, Fellachen, Druſen, türkische Beamte kamen zu uns, weil sie Zutrauen zu unserm deutschen Arzte hatten. Wir hatten schwere, hoffnungslose Fälle. Bei der oft langen Pflege trat ich meinen Kranken näher, ich lernte sie kennen und verstehen.

Der Türke ist durch und durch gesund, schwache Nerven sind ihm unbekannt und Krankheiten zivilisierter Völker nagen nicht an seinem Organismus. Krankheiten kommen von außen und mit ihnen pflegt er leicht fertig zu werden. Allah hat sie ihm geschickt, wie könnte, wie dürfte er klagen. Der kranke Türke weiß immer, wenn es mit ihm zu Ende geht, ruhig, fast könnte man sagen freudig, erwartet er den Tod. Wie zuversichtlich war ich oft, das Fieber war im Abnehmen, die Wunde fast geheilt; ein leises Hakime rief mich an sein Bett. Ein glückliches Lächeln lag auf seinen Zügen. Er dankte mir, dann bat er mich, die Träger der Moschee zu benachrichtigen, sie mußten ihn holen, sein Leben auf Erden sei beendet. Im Vorhof der Moschee, mit dem Antlitz gen Mekka gewendet, zu sterben, war der Wunsch unseres kranken Türken. Religiöse Vorbereitungen vor dem Tode finden nicht statt, auch trostspendende Freunde stehen nicht an seinem Lager, er stirbt einsam im Vorhofe der Moschee. Wie kommt es, daß der Türke so ruhig, so freudig aus dem Leben scheidet? Hilft ihm sein Glaube? Sind es die Freuden des Paradieses, die der Koran so verführerisch schildert, die ihn locken? Ich weiß es nicht. Doch wie wir nicht in das Familienleben, den Harem, eingreifen sollen, so dürfen wir auch nicht an ihren Glauben rühren. In der ganzen Türkei gibt es christliche Kirchen und Schulen. Wollen unsere Bundesgenossen aus innerer Ueberzeugung unsern Glauben annehmen, so sollen sie uns willkommen sein, aber auch als gläubige Mohammedaner sollen sie uns lieb und wert sein, wir werden ihnen allezeit die Treue halten. Wir sind Bundesgenossen, Waffenbrüder, wir werden uns gegenseitig helfen und stützen, wir werden durchhalten und über alle unsere Feinde den Sieg erringen. Gott ist mit uns und Allah mit unsern Freunden.

Burg bei Magdeburg. Kathinka von Rosen-Fabricius.

Digitized by Google

Zwei Millionen deutsche Bauern in Rußland.

Von Carl Cesar Eiffe in Berlin.

Als erste der Denkschriften, die, im Manuskript vervielfältigt, während des Krieges den Regierungsstellen überreicht wurden und unter Politikern im Umlauf waren, ist die von C. C. Eiffe über das Schicksal unserer deutschen Brüder in Rußland zur Veröffentlichung gelangt. Im Einverständnis mit dem Verfasser und dem Verleger (J. F. Lehmann in München) geben wir in sehr wesentlich gekürzter Form den Hauptinhalt der Denkschrift wieder.

Durchquert man mit der Eisenbahn die Hochebene von Tiflis in der Richtung nach Baku, so sieht man hier und dort in der Ferne etwas weiß schimmern, aus dessen Mitte sich ein Kirchturm schlank erhebt. Es ist eine Schwabensiedelung. Oder: Man ist tagelang durch das wunderbare Land geritten. Man hat aus Felswänden ausgehauene ehemalige Burgen und an fast allen Bergabhängen kleine Mais- und Getreidefelder geschaut, man ist durch Siedelungen gekommen, die nur aus Erdhütten bestehen, es waren Tataren- oder Griechendörfer. Man hat tief die ganze Schönheit der Natur in sich aufgenommen: große Herden und den Anblick ihrer Hirten, das durchlöcherte Fell über die Schulter gehängt, den Dreistock in der Hand, angetroffen; hat geglaubt, im Lande und im Zeitalter Abrahams, Isaaks und Jakobs zu sein. Man hat auf Feldern die Eingeborenen, „die Völker" mit einem Pflug pflügen sehen, der wohl zu Moses Zeiten nicht anders gewesen sein mag, und in einer Weise mit zusammengenageltem Buschwerk den Acker eggen sehen, daß ein großer Teil des Saatkornes auf der unebenen, groben Ackerkrume unbedeckt liegen geblieben war; da sieht man plötzlich in einem breiten Tal von festen Steinmauern eingefaßte Wein- und Obstgärten; man begegnet einem Gefährt, und erkennt in dessen Lenker einen Grusinier, der auf den grusinischen Gruß in unverfälschtem schwäbischen Dialekt antwortet, denn er ist der Knecht eines schwäbischen Bauern. Und bald winkt uns der deutsche Kirchturm Heimatgrüße zu. Und als wir durchs steinerne Dorftor geritten sind, sehen wir zur Rechten und zur Linken der breiten Dorfstraße schmucke, echt schwäbische, weiß gekalkte Giebelhäuser, die voneinander durch ihre von weißer Steinmauer eingefaßten Höfe getrennt sind. Vor dem Haus und an seiner Längsseite erstreckt sich eine breite Holzveranda. Zu ebener Erde befindet sich, meist an der Hofseite, die Stallung, oben die Wohnung. Schöne Alleebäume zieren die Dorfstraße, die mit den Parallelstraßen durch Gassen verbunden ist. Auf dem großen Platz in der Mitte des Dorfes liegt die stattliche Steinkirche, flankiert vom Pfarrhaus, Gemeindehaus, Schule und Apotheke. Wir sind hier in einem Kulturzentrum inmitten all der asiatischen Unkultur, wir befinden uns in einem deutschen Dorf.

An der Spitze steht der Schulze. Er ist ausgestattet nicht nur mit reicher gesetzlicher, sondern auch mit durch Herkommen gefestigter

Digitized by Google

Macht. Vieles uns als Zopf Erscheinende gilt dort als heilige Sitte. Außer in Krankheitsfällen darf z. B. Sonntags kein Pferd benutzt werden. Vielmals erfuhr ich Beweise überraschender Gemütstiefe.

Sprache, Sitte und Gewohnheit der schwäbischen Heimat haben sich in den hundert Jahren unverfälscht erhalten. Die Stellung der Frau dagegen steht etwas unter dem Einfluß der asiatischen Umgebung. Sie ist weniger Lebensgefährtin als vielmehr erste Magd des Bauern.

Die ganze Familie rückt bei Tageserwachen ins Feld, ißt schon um zehn Uhr zu Mittag, um vier Uhr zu Abend.

Aus triftigen Gründen lasse ich ein Schreiben folgen aus dem Jahre 1912 aus Tiflis über die politische Lage und Bedeutung des transkaukasischen Deutschtums trotz der jetzt so veränderten Verhältnisse:

Über das Deutschtum in den Städten ist nicht viel zu sagen. In Tiflis leben 3000, in Baku 4000 Deutsche, in allen Ständen und Berufen. In Batum stehen die von der Wolga kommenden Deutschen einen Teil des handarbeitenden Proletariats. Einheitliche politische Auffassung, Bewußtsein, daß man in Rußland vor allem als Deutsche zusammenhalten müsse, gibt's nicht, es sind alle Parteischattierungen vertreten, vom Sozialdemokraten bis zur äußersten Rechten. Auch echt russische Nationalisten gibt es und am russischsten gebärden sich manche vor nicht langer Zeit aus Berlin eingewanderte und frisch naturalisierte Deutsche, die kaum russisch reden können. Da kann von einer politischen Bedeutung der Deutschen natürlich nicht gesprochen werden, sie gliedern sich einfach dem russischen Parteileben an. Viele dieser Deutschen halten sich auch gesellschaftlich mehr zu russischen als zu deutschen Kreisen. Von einer politischen Bedeutung der vielen hier lebenden Reichsdeutschen (NB. Der Russe unterscheidet scharf zwischen germanski und niemezki, Reichsdeutsch und Stammdeutsch, der Deutsche nicht!) ist auch keine Rede; ihre politische Bedeutung könnte etwa darin liegen, daß sie das Deutsche Reich an exponiertem Platze möglichst würdig, geschlossen und zielbewußt vertreten (vergl. Engländer); man kann nicht behaupten, daß das durchschnittlich der Fall wäre.

Die politische Bedeutung und Lage der Deutschen in diesen Kolonien läßt sich in verschiedener Hinsicht betrachten.

1. Die zwei Millionen Deutschen in ganz Rußland kommen in der russischen öffentlichen Meinung, in der russischen Presse, in der Volksvertretung nicht so zur Geltung, wie es ihrer wirtschaftlichen und kulturellen Bedeutung entspräche. Weitaus am meisten bedeuten noch die 200 000 Deutschen in den Ostseeprovinzen, betrübend wenig die 2 Millionen deutschen Bauern im Südwesten, an der Wolga, im Kaukasus. Einiger Zusammenhang wird gegenwärtig nur durch die in allen Gegenden Rußlands vertretene deutsche Presse hergestellt. — Diese allgemeinen Sätze gelten im besonderen auch für die transkaukasischen Kolonisten; sie sind auch in den Angelegenheiten, die sie selbst betreffen, nicht Subjekt der Gesetzgebung, sondern immer nur Objekt.

2. Was die Wahlen zur Reichsduma anlangt, so nehmen die lutherischen Deutschen Transkaukasiens eine Sonderstellung ein, da sie nicht in der „allgemeinen Kurie" stimmen (diese umfaßt die oppositionell und revolutionär gesinnte eingeborene Bevölkerung, aber auch zum Teil Polen), sondern in der eigens für Transkaukasien gebildeten „russischen Kurie", in der sie, als ein besonders konservatives Element, mit aufgenommen wurden. Von den 70 Stimmen der russischen Kurie kommen sechs auf die Deutschen, die immerhin das Zünglein an der Wage bilden können.

3. Gegenüber den in der Regierung, d. h. Bureaukratie, wie in der Volksvertretung, in der russischen Gesellschaft und Presse immer stärker werdenden nationalistischen Tendenzen (Parole: Rußland den Russen, genauer den Großrussen, hinaus mit allen Fremdstämmigen!) stehen die Deutschen tatsächlich machtlos da;

Digitized by Google

sie müssen alle Maßnahmen einer deutschfeindlichen Regierung einfach hinnehmen und der Gewalt weichen. Das gilt schon von den Ostseedeutschen, um wieviel mehr von den unorganisierten Bauern. Zweifellos wird das gegen die Ansiedler in Wolhynien gerichtete „Kolonistengesetz" nur der erste Schlag sein, Beschränkung der deutschen Tätigkeit in Bessarabien, Krim usw. werden nachfolgen und irgendein aktiver, irgendein bedeutender Einfluß auf die Gestaltung aller dieser Maßregeln ist den Deutschen versagt, sie spielen eine ganz passive Rolle. Ein typisches Beispiel dafür ist das eben zur Erwägung stehende Gesetz, das das Gemeindeeigentum in den transkaukasischen Kolonien aufheben soll.

4. Haben die russischen Deutschen schon in den Fragen, die ihr eigenes Wohl und Wehe betreffen, wenig zu sagen, so natürlich noch viel weniger, d. h. weniger als nichts in allen übrigen inner- oder gar außerpolitischen Fragen. Die Deklamationen der deutschen Zeitungen in Petersburg und Riga dürfen darüber nicht hinwegtäuschen. Davon, daß das russische Deutschtum irgendwie auf die Gestaltung der Beziehungen zwischen dem Deutschen Reich und Rußland einwirken könnte, ist keine Rede.

5. **Der deutsche Kolonist in Rußland, insbesondere ein so außerordentlich tüchtiger wie der kaukasische Schwabe, könnte — und darin liegt der Wert seiner Deutsch-Erhaltung — eine Bedeutung wohl gewinnen. Denn, wenn das Deutsche Reich seine Grenzen erweitert, wenn ein größeres Deutschland neue Gebiete zu kolonisieren und germanisieren hat, dann werden wir um jeden Tropfen deutschen Blutes froh sein, und gerade der transkaukasische Kolonist, der an subtropisches Klima gewöhnt ist und schon versteht, niedriger stehende Eingeborene als Knechte zu halten, kann unter Umständen äußerst wertvoll für uns werden. Einstweilen sollte die Aus- und Rückwandererbewegung (im Kaukasus merkt man ja davon nichts, aber aus Südrußland und der Wolga wandern schon viele nach Sibirien, Kanada, Brasilien) in ein für uns ersprießliches Fahrwasser geleitet werden."**

Bei solchen Korrespondenzen empfand ich immer so schmerzlich — wie mancher Deutsche im Osten Amerikas schrieb an mich früher wegen Auswanderung nach dem fernen Westen — daß ich kein deutsches Siedelungsgebiet zur Auswanderung empfehlen konnte, in dem die Deutschen unbedingt ihr Deutschtum sich erhalten könnten, weil wir kein deutsches Siedelungsland besitzen. Und wie hat mich die Äußerung Kiderlen-Wächters nicht nur in der Haushaltungskommission des Reichstages im Spätherbst des Marokko-Jahres unseligsten Angedenkens „wir brauchen kein Siedelungsland", sondern auch die Tatsache, daß sich hiergegen kein Widerspruch im Reichstag, kein Widerspruch in der Presse und im Lande erhob, geradezu mit Verzweiflung erfüllt. Unseres Volkes dauernde Zukunft hängt doch in erster Linie davon ab, ob wir einen genügenden Vorrat an billigem guten Siedelungsland so rechtzeitig erhalten, daß einem großen Teil des deutschen Volkes die Rückkehr zum Landleben und nachfolgenden Geschlechtern ein gesichertes Fortkommen ermöglicht wird. Dabei wird es sich um eine Ansiedelungs- und Erwerbsmöglichkeit nicht nur für bäuerliche und aufstrebende Arbeiterkreise handeln, sondern auch für Gebildete auf dem Lande und zwar u. a. durch rationellen Obstbau auf kleinem Besitz nach westamerikanischem und australischem Vorbild.

Der Krieg hat Rußlands Macht bewiesen. Er hat seine staunenswerte Erstarkung seit dem russisch-japanischen Krieg 1904/05 gezeigt. Wenn eine Reihe von Jahren hindurch diese Er-

Digitized by Google

stärkung durch bessere Organisation, durch fortschreitende Volksbildung, durch weitere Russifizierung und vor allem durch die Agrar-Reform zunimmt, so erdrückt Rußlands Macht in einigen Jahrzehnten uns und ganz West-Europa.

Dieser Krieg muß darum zu einem Ende geführt werden, das erstens der Erstarkung Rußlands vorbeugt, zweitens uns wesentlich kräftigt.

Das erstere wäre möglich durch Loslösung der Landesteile von Rußland, in denen in der Hauptsache seine fremdstämmigen Untertanen die bodenständige Mehrzahl bilden. Das zweite würde für uns Schaffung besserer Grenzen und Besiedelung der dadurch uns zufallenden Gebiete mit deutschen Bauern bedingen.

Rußlands Stärke besteht in der Beherrschung und Ausnutzung seiner Fremdvölker. Diese machen über 50 Prozent seiner Gesamtbevölkerung aus. Würde es uns jetzt gelingen, Rußland militärisch zu besiegen, so müßte die politische Folge des Sieges die Loslösung seiner Fremdvölker vom moskowitischen Joch und damit zugleich Rußlands Rückdrängung nach dem Osten sein. Durch diese bedeutende Schwächung Rußlands würde dann die Russengefahr in der Hauptsache beseitigt werden können. Würde diese Folge nicht erreicht, so würde die baldige Wiederherstellung Rußlands ganz Westeuropa bedrohen. Unsere jetzigen ungeheuren Blutopfer würden umsonst gebracht sein.

Unsere Grenzregulierung und Gebietserweiterung auf Kosten Rußlands dagegen würde für uns eine wesentliche Stärkung bedeuten. Dies würde dem deutschen Volke billiges und zugleich gutes Siedelungsland schaffen, dessen es zu seiner gesunden Entwicklung so dringend bedarf.

Die deutsche Bauernbevölkerung, die zu einer Verstärkung des im Norden vorhandenen Deutschtums, des Baltentums, dienen müßte, die überhaupt zunächst für Ansiedlung in erster Linie in Betracht käme, ist jetzt im ganzen Innern Rußlands in geschlossenen deutschen Siedelungen ansässig.

Die russische Regierung hat seit Jahren planmäßig die Vernichtung des gesamten Deutschtums innerhalb seiner Grenzen in die Wege geleitet. Nach dem Kriege würde sie in brutalster Weise die Vernichtung zu Ende führen.

Es ist darum gerade jetzt notwendig, sich über das bodenständige Deutschtum in Rußland, über seine Kultur und Eigenart klar zu werden. Dies zu ermöglichen, ist der Zweck der Denkschrift. Sie berichtet von den Balten und von der bereits dort begonnenen Ansiedelung von Kolonisten aus den Wolgakolonien und aus Wolhynien. Sie schildert ferner die Deutschen in den Wolgakolonien und die Schwaben in Transkaukasien.

Die Denkschrift legt den Wert der zwei Millionen bodenständigen Deutschen in Rußland und die aus ihm sich ergebende Notwendigkeit dar, die jenen innewohnenden Kräfte dem Deutschen Reich und

Digitized by Google

Volk wieder nutzbar zu machen. Denn die deutsche Treue, das lebendige Hervortreten all der Eigenschaften, die den Kern unseres Volkscharakters ausmachen und die sich jetzt im Kriege so wunderbar zeigen, ist auch das einigende Merkmal aller bodenständigen Deutschen in Rußland, der Balten im Norden wie der Bauern im Innern des Reiches, von der Ostsee bis an die persische Grenze. Dies eint sie auch mit den besten Söhnen Deutschlands, mag auch sonst ihre Art nach Schicksal und Entwicklung noch so verschieden sein.

Sollte sich die Notwendigkeit ergeben, zu dem — wie der Reichskanzler in seiner Augustrede gesagt hat — „befreiten" Kurland auch Livland und Estland in irgendeiner Form dem Deutschen Reiche anzugliedern und mit einer möglichst zahlreichen deutschen Bauernschaft zu besiedeln, so würde diese in erster Linie aus dem Innern Rußlands heranzuziehen sein.

Sie alle müssen uns erhalten bleiben. Dies ist nur möglich durch ihre Umsiedelung in deutsches Gebiet. Und zwar gilt dies auch von den vielen Hunderttausenden von Deutschen in jenen Teilen, die von Rußland losgelöst würden, ohne an das Deutsche Reich zu fallen. Der Selbsterhaltungstrieb unseres Volkes fordert, daß der letzte deutsche Mann in Rußland vor dem sonst sicheren Untergang bewahrt und der Nation erhalten wird.

500000 Deutsche z. B. leben in der 680000 Quadratkilometer großen Ukraine. Und zwar in ihren wichtigsten Gouvernements Wolhynien, Podolien, Kiew, Taurien usw. in geschlossenen Siedelungen, aber unter einer Bevölkerung von 33 Millionen Ukrainern. — Es kann nicht scharf genug der Ansicht derer entgegengetreten werden, die bei einer etwaigen Selbständigmachung der Ukraine die 500000 Deutschen dort lassen und das Land mit Doppelsprachigkeit beglücken wollen. Einmal werden dann Reibereien zwischen den Ukrainern und den Deutschen und Schlimmeres nicht ausbleiben; — „Dank" gibt es im Leben der Völker nicht, das zeigen uns doch in der Gegenwart Buren und Botha, Italiener und andere. Zum anderen muß es **endlich** für uns **unumstößlicher Grundsatz werden: Deutsche nur noch auf deutschem Gebiet zu lassen und auf deutschem Gebiet anzusiedeln. Sympathie für andere Völker ist der Keim zur Treulosigkeit am Deutschtum!**

Unter Kolonisation in den Ostseeprovinzen verstehen wir die in den letzten acht Jahren erfolgte Ansiedelung von 20000 deutschen Bauern. Diese stammen zum Teil aus den Wolgakolonien, zum Teil aus Polen und Wolhynien, von wo sie auf die brutalste Weise verdrängt worden waren.

Weitsichtige baltische Gutsbesitzer erstrebten nach der lettischen Revolution die Schaffung einer deutsch-bäuerlichen Unterschicht zur Stärkung des Deutschtums. Man erinnerte sich der auch unter Ver-

Digitized by Google

folgung leidenden bäuerlichen Stammesgenossen im Innern Rußlands. Man fragte sich, wo leben diese Bauern, wie kommt man an sie heran, würde durch ihre Umsiedelung eine Stärkung des Deutschtums möglich sein?

Im Innern Rußlands finden sich in allen Teilen des Reiches zusammenhängende Kolonien. Hunderttausende von deutschen Bauern leben in Russisch-Polen in den Gouvernements Bessarabien, Cherson, Taurien, Jekaterinoslaw.

Von den jetzt über zweihunderttausend Deutschen in Wolhynien sind viele von Polen dorthin gekommen. Während der polnischen Aufstände 1862/64 waren die Deutschen sich und ihrer Geschichte treu geblieben und hatten sich trotz aller polnischen Versuchungen an jenen nicht beteiligt. Für diese Treue an Zar und Reich zogen sie sich den Haß der Polen in einem Maße zu, daß über 45 000 Evangelische abermals zum Wanderstabe griffen, vor allem nach Wolhynien zogen. Diese waren zwar den russischen Besitzern ausgedehnter Gutsländereien wie auch der Krone zur Urbarmachung der ungeheuren Urwaldflächen und Kultivierung sumpfigen Bodens sehr willkommen, aber man begegnete ihnen als Deutschen mit großem Mißtrauen. Die Behörden behandelten sie, die doch in Polen als russische Untertanen geboren waren, als „ausländische Ansiedler" und beschränkten sie in ihren Bürgerrechten.

Viele dieser schlichten Leute hatten sich seinerzeit auf mündliche Versprechungen hin angesiedelt. Andere wieder hatten das erst urbar zu machende unbebaute Land ohne Gebäude, ohne irgendein Inventarstück mit 49 jährigem Pachtkontrakt übernommen. Während dieses Zeitraumes durfte an den Pachtbedingungen nicht gerüttelt werden, wohl aber sollte der Kontrakt alle 12 Jahre erneuert werden. Als sie das erste Mal dieser Klausel nachkommen wollten, verweigerten die Besitzer eine schriftliche Kontrakterneuerung. Harmlos und vertrauensselig beruhigten sie sich bei dem Bescheid. Nach abermals 12 Jahren wurde ihnen die Ungültigkeit ihres Kontraktes vom Besitzer klar gemacht, weil sie die Form der vorgeschriebenen Erneuerung nicht gewahrt hätten. Nun hatte man sie voll in der Gewalt, machte für sie ungünstig kurzfristige Kontrakte und steigerte die Pacht willkürlich. Mit der Thronbesteigung Alexanders III. setzte auch in Wolhynien unsägliche Drangsalierung zwecks Russifizierung ein. Die Pastoren waren von Spionen umgeben, die Dorfschule wurde russifiziert, die Übung der Muttersprache galt als Verbrechen.

Neuerdings ging die Regierung unbarmherzig vor. Bisher gab es neben Bauern auf eigenem Land (11 Proz.), neben Pächtern von Krons- und von anderem Gutsland, siebzehn Bauernkolonien auf den im persönlichen Besitz des Zaren befindlichen sogenannten Apanagegütern. Als nun die Regierung die Kolonisten von Haus und Hof zu vertreiben begann, hielt man die auf den Apanagegütern Ansässigen für völlig gesichert gegen diese den anderen drohende Gefahr der Verdrängung. Ja, die selbständigen Bauern

Digitized by Google

glaubten sich weniger sicher. Die kaiserlichen Kolonisten sagten: „Uns betreffen jene Maßregeln nicht, wir sitzen auf des Kaisers Gut, wir haben unseren Kontrakt auf des Kaisers Wort. Dies ist ihm gehöriges Land.“ und die so sprachen und dachten, lehnten eine Übersiedelung nach Kurland ab. Zwei Jahre später erschien unter anderen einer von diesen Pächtern des Zaren in Kurland und sagte zu einem Kolonisator: „Erinnert sich der Herr noch, er war bei uns in unserer Kolonie auf des Kaisers Gut. Er hat recht gehabt, als er uns sagte: „In Rußland findet der deutsche Bauer auch auf des Kaisers Gütern kein Recht.“ Nun ist ein Beamter aus Petersburg gekommen (aus dem Ministerium des kaiserlichen Hauses. D. Verf.) und hat gesagt: Säen dürften wir noch, aber ernten nicht mehr, und zum 1. Januar müßten wir fort und unsere Häuser und unsere Obstgärten und alles behielte der Kaiser für die russischen Bauern.“ — Auf allem wolhynischen Land hatten die Kolonisten die Wälder mit unsäglicher Mühe gerodet, den Boden kulturfähig gemacht, alle Gebäude, alles Inventar, den ganzen Viehbestand allmählich aus eigenen Mitteln beschafft. Für all dies zahlten ihnen weder die Gutsbesitzer noch die Krone eine Kopeke Vergütung und Ersatz. Das Vieh mußten sie zu Schleuderpreisen dem Juden überlassen, der ihnen höhnend sagte, wenn er es ihnen nicht abnähme, würden sie ja überhaupt keinen Käufer beim Fortzug finden. —

Eine wichtige Hilfe bei der Durchführung der deutschen Kolonisation in den Ostseeprovinzen ist die Tatsache, daß bei den Letten das Zweikindersystem herrscht, daß die Eheschließungen abnehmen und daß ein starker Zug des Letten vom Lande zur Stadt vorherrscht. Hätten mehr Barmittel zum Ankauf zur Verfügung gestanden, so hätten weit mehr lettische Bauernhöfe schon in deutschen Kolonistenbesitz übergehen können.

Die in Deutschland hier und dort geäußerte Ansicht, die Kolonisten würden ihre „schwarze Erde“ nicht verlassen und würden nicht in die nördlichen und nordwestlichen Gegenden mit dürftigerem Boden zu ziehen bereit sein, ist durchaus irrig. Im Gegensatz hierzu verdient die Tatsache besondere Erwähnung, daß im Februar und März dieses Jahres die Kolonisten in Wolhynien und in Südrußland Deputationen zu den Balten mit der Anfrage gesandt haben, „ob Aussicht sei, daß das deutsche Reich das deutsche Rußland — die Ostseegebiete — mit starker Hand nehmen würde — dann wolle der letzte Kolonistenbauer dorthin und fest und treu im neuen Vaterland sich an das alte Reich schließen. (Im Februar hat der Zar ein Gesetz unterschrieben, das die Expropriierung alles deutschen bäuerlichen Grundbesitzes anordnet.) Man wußte ihnen nur zu sagen, sie sollten auf Gott vertrauen, man wisse nichts — man könne aber nicht glauben, daß das Deutsche Reich erst eine Welt besiegen würde und dann zwei Millionen Deutscher, die sich an das heißgeliebte Mutterland anschließen wollten, ihrem trostlosen

Digitized by Google

Untergange überlassen wolle." So fuhren sie still von dannen.

Nachdem in Kurland und einem Teil von Livland zwanzigtausend Kolonistenbauern erfolgreich angesetzt sind, kann man dort dies Problem wohl als gelöst betrachten. Nochmals sei hervorgehoben, daß dies ganze Unternehmen auf Kosten der einzelnen baltischen Gutsbesitzer durchgeführt worden ist.

Preußen hatte, durch seine Ansiedelungskommission schon seit den achtziger Jahren Deutsch-Russen in der Ostmark angesetzt. 1909 aber trat in Berlin der „Fürsorge-Verein für Rückwanderer" ins Leben.

Im Anschluß an ihn haben die Landwirtschaftskammern von Ostpreußen, Pommern und Schleswig-Holstein eigene Beamte für die Rückwandererbewegung angestellt. Durch diese Bestrebungen sind seit 1909 bis zum Kriegsausbruch 4799 Familien und 2094 Ledige, im ganzen 25724 Personen, in die Heimat zurückgeführt Sie haben ihr ein Barvermögen von 9 901 402 M. zugeführt. Außerdem hat die Ansiedelungskommission 5400 Familien in der Ostmark angesiedelt.

Es fehlt also nicht mehr an Erfahrungen, wenn wir nach für uns siegreich beendetem Kriege das große Werk der Umsiedelung aller bodenständigen Deutschen aus dem Innern Rußlands in Angriff nehmen.

1768 bestanden 102 deutsche Kolonien an beiden Seiten der Wolga mit einer Bevölkerung von etwa 800 Sippen, welche zirka 27 000 Seelen beiderlei Geschlechts zählten. Heute hat sich diese Zahl auf 500 000 erhöht. Ihrem Deutschtum hat die Regierung seit Jahren den Krieg bis aufs Messer erklärt.

Wie auch die Würfel fallen, die Kolonisten im europäischen Rußland können nur durch Umsiedelung Deutsche bleiben. Die Schwaben im Kaukasus aber könnten eine große Aufgabe erfüllen und ihrem Volkstum dort erhalten bleiben, wenn dies Land einer Entwicklung entgegengeführt würde, wie es der weitsichtige deutschenfreundliche Großfürst Michael Nikolajewitsch vor 50 Jahren anstrebte, als er als Statthalter deutschen Unternehmungsgeist im Kaukasus zu fördern eifrig bestrebt war: einer Entwicklung unter einer Regierung bei der deutscher Einfluß zur Geltung kommen kann.

Darüber aber sind wir uns klar, daß wir keinen deutschen Stammesgenossen mehr gegen seinen Willen einer Regierung lassen dürfen, die heute, zehn Jahre später, der deutschen Treue während der Revolution damit dankt, daß sie alles was deutsch ist, in Rußland für vogelfrei und reif zum Abschuß erklärt.

Außer den Balten, den wolhynischen und den Wolgakolonisten wie den Schwaben Transkaukasiens lebt noch eine halbe Million Deutscher in der Ukraine, Hunderttausende in Russisch-Polen, in

Digitized by Google

Bessarabien und in vielen anderen Teilen des großen russischen Reiches bis nach Westsibirien. Sie alle haben ihre besondere Eigenart, sie alle aber sind bis ins innerste Mark deutsch. Keinen Mann von diesen insgesamt zwei Millionen bodenständigen Deutschen dürfen wir verlieren!

Wenn es, wie wir hoffen, die strategische Lage erlauben sollte, so würde hierbei die Rückgewinnung der Balten mitsamt ihrem siebenhundertjährigen Besitze an Boden und an deutscher Kultur, also Anschluß der baltischen Provinzen in irgendeiner Form Vorbedingung sein. Es wäre zugleich Deutschlands Ehrenpflicht, deren Nichterfüllung die ganze Welt uns nur zum Nachteil auslegen würde.

Das Fehlen der Landbrücke zwischen Ostpreußen und den Ostseeprovinzen verhinderte schon vor vielen Jahrhunderten die völlige Angliederung der „Kolonie" Livland an Preußen und ward ihr früh zum Schicksal.

Wenn diese Landbrücke jetzt hergestellt und aus strategischen, landwirtschaftlichen und anderen wirtschaftlichen Gründen (Bergbaugebiet Schlesiens) erweitert werden würde, so würden wir zur Besiedelung zunächst nicht genug geeignete Leute haben. **Es ist daher die Heranziehung jener in der Diaspora lebenden Deutschen außerordentlich erwünscht.** Sie, die schon bisher Pioniere waren, würden als erstes Ansiedelungsmaterial besonders geeignet sein. In der ersten und schwierigsten Zeit würde ihre Anspruchslosigkeit sehr zustatten kommen. An die ersten Siedler werden die größten Anforderungen gestellt werden. So werden sie den Boden bereiten auch für viele in Deutschland, deren Sehnen nach der eigenen Scholle dann im Osten Erfüllung finden wird.

All dies Land ist noch so dünn besiedelt, daß man vielfach auch ohne Aussiedelung der jetzigen fremdstämmigen Bevölkerung viel Siedelungsland zur Verfügung haben würde.

Darüber jedoch darf kein Zweifel bestehen: der Teil der lettischen Bevölkerung in Stadt und Land müßte beim Friedensschluß Rußland zur Aussiedelung überlassen werden, der auch jetzt sich zum Werkzeug der russischen Regierung macht, um das Deutschtum auszurotten. Dieser Teil besteht aus der Menge der subalternen, russifizierten Beamten, die überall, wo die deutschen Truppen einrückten, mit ihren russischen Vorgesetzten geflüchtet sind und besteht ferner aus denjenigen, die in ihrer Gesinnung zu ihnen gehören. Sie alle dürften nicht im deutsch gewordenen Land gelassen werden, wo sie auch keine Daseinsbetätigung finden würden. Dies Gebot liegt vor allem auch im Interesse der lettischen Bauernschaft, die — ohne Terror — aus Vernunftsgründen jetzt den Anschluß an Deutschland wünscht und diese Wünsche den Balten gegenüber geäußert hat. [1])

Deutschland würde beim Friedensschluß nicht nur dafür zu sorgen

[1]) Dabei erklärte sie: „Russen wollen wir nicht werden, Letten können wir nicht bleiben, daher wollen wir Deutsche werden."

Digitized by Google

haben, daß die Übersiedelung unserer Landsleute unbedingt gesichert würde, sondern auch dafür, daß diese für ihre teilweise sehr wertvollen Bauernhöfe[1]) den vollen Wert, den der Besitz vor dem Kriege hatte, ausbezahlt erhielten. Hierbei darf auch Deutschland unter Umständen nicht vor Opfern zurückscheuen, die anderweitig in der Kriegsentschädigung mit zu verrechnen sein würden.

Andererseits muß für die Ablösung der aus unserem Land Umzusiedelnden als Preis ebenfalls der Wert des Besitzers vor dem Kriege in Anschlag kommen. Es dürfte ihnen keinesfalls die Wertsteigerung zugute kommen, die aus den veränderten Verhältnissen nach dem Kriege sich ergeben würde.

Unseren Neusiedlern aber würde das Land dann in der bewährten Form des Rentengutes gegeben werden müssen. Damit schaffen wir dort einen gesicherten Bauernstand. Dieser jetzt zu erwerbende Besitzstand des einzelnen Rentengutes muß so groß bemessen sein, daß für einige Generationen eine Teilung noch möglich sein wird, ohne daß die in dieser Denkschrift geschilderten Übelstände der zu kleinen „Wirts-Einheit" und des Landmangels in einigen Jahrzehnten eintreten. Die Tüchtigkeit der hierfür in Betracht kommenden preußischen Siedelungsbeamten wird der Schwierigkeit Herr werden, die nötige große Reserve von Siedelungsland, die wir auch jetzt erwerben müssen, Jahrzehnte hindurch bewirtschaften zu lassen, bis auch sie zur Siedelung aufgelassen werden muß.[2])

Mancher wird die Möglichkeit der erfolgreichen Umsiedelung von einigen Millionen unserer Landsleute und die Aussiedelung Fremdstämmiger aus unserem Neuland anzweifeln. Er möge erfahren, daß der russische Staat bisher schon jährlich acht- bis neunmalhunderttausend seiner Untertanen in Sibirien ansiedelte. Wir dürfen daher der deutschen Beamtenschaft wohl dasselbe und mehr zutrauen, als das, was der russischen Bureaukratie gelungen ist.

Die deutsche Kolonisation, die in den baltischen Provinzen ohne jegliche Staatshilfe erfolgreich begonnen wurde, dürfte, getragen von der mächtigen deutschen Staatsregierung, in dem erworbenen Neuland noch schneller große Werte schaffen. Wie viel günstiger würden die Absatzgebiete und die wirtschaftlichen Bedingungen werden. Und die aus Rußland geretteten zwei Millionen Stammesgenossen werden sich als Segen für

[1]) Eine ganze Anzahl der Bauern hat Besitzungen, deren Wert in die Hunderttausende von Rubeln geht.

[2]) In diesem Zusammenhang sei der Hinweis auf die notwendige Erwerbung von Siedelungsländern über See gestattet. Wir müssen mit allen Mitteln bestrebt sein, möglichst viele der vierhunderttausend Deutschen in Kanada, der vielen deutschen Farmerleute in Australien und Englisch-Südafrika in deutsches Überseegebiet umzusiedeln. Für die Schaffung eines solchen kommt heute nur ein großer Teil der englischen, burischen und portugiesischen Besitzungen in Südafrika in Betracht. Für ein näheres Eingehen ist hier nicht der Ort. Dies Ziel ist aber unbedingt ins Auge zu fassen, seine Erreichung bedeutet eine ungeheuere Schwächung unserer Gegner wirtschaftlicher Art und eine Stärkung unseres Volkstums.

Digitized by Google

dies Neuland wie für die verwüsteten Teile Ostpreußens erweisen. Nach dem glänzenden Beispiel aber, das uns die Balten gegeben haben, darf auch bei der Ansiedelung in Ostpreußen nur weitschauende Wahrnehmung der Interessen der Allgemeinheit, nicht kurzsichtiger ständischer Eigennutz ausschlaggebender Gesichtspunkt sein! Immer wieder wird auf die Ähnlichkeit der schweren Gegenwart mit der Zeit vor hundert Jahren hingewiesen. Wer aber bedenkt, daß heute nur noch ein einziger unerlöster Stamm wider das Mutterland marschieren muß, während vor hundert Jahren die kaiserlichen Heere Napoleons zur guten Hälfte aus deutschen Söhnen bestanden? Und nicht wahr, ein jeder, der mit ernstem Gedanken bei dieser Tatsache verweilt, einerlei ob hoch, ob niedrig, ob Philosoph oder einfaches Naturkind mit gesundem deutschem Empfinden, ein jeder Reichsdeutsche wird jetzt von der Überzeugung durchdrungen: **Reichsdeutscher Selbsterhaltungstrieb im Kampfe der ganzen Welt gegen das Deutschtum verlangt die Rückgewinnung dieses letzten unerlösten Stammes** und einzig dadurch mögliche Erhaltung. Dann wird sich das Widernatürlichste, wie im Leben einer Familie, so im Leben eines ganzen Volkes, nicht noch einmal wiederholen: daß der Bruder wider den Bruder, der Stamm wider den Stamm kämpfen muß. Das Wort Arndts „die Kurländer sind ebenso gute Deutsche wie die Preußen" hat von jeher gegolten und gilt noch bis zur Stunde von allen baltischen Deutschen. Es hat seitdem immer wieder Bestätigung erhalten. Darf ich den Stolz der Balten erwähnen, daß sie es waren, die dem Grafen Zeppelin die Fortsetzung seiner Versuche, als sein eigenes Vermögen durch diese aufgebraucht, ermöglichten und zwar lange, ehe im Reich ihm Mittel zur Verfügung gestellt wurden?

Würden unsere Hoffnungen zur Wirklichkeit werden, würden durch den jetzigen Krieg die baltischen Provinzen mit dem nötigen Hinterland und der Landbrücke nach Preußen gewonnen und für alle Zeiten dem Deutschtum gesichert, so würde ein Preis errungen sein, wert des ungeheuren Blutopfers, das unser Volk jetzt bringen muß. Dann können wir mit Recht sagen, daß jene verruchten Staatsmänner, die den fürchterlichsten aller Kriege über unser friedliches, arbeitsames Volk heraufbeschworen haben, doch nur „ein Teil jener Kraft" waren, „die stets das Böse will und stets das Gute schafft".

Denn wie der Krieg uns auf vielen Gebieten des inneren Lebens reichen Segen gebracht hat, wie er nach unserer zuversichtlichen Erwartung uns langentfremdetes deutsches Land wiederverschaffen wird, so würde er uns im Osten zu dem großen Siedlungsland verhelfen, dessen unser stark wachsendes Volk dringend bedarf. Dann würde in den baltischen Landen, in den Stätten uralter deutscher Kultur, von der noch vieles im Lande zeugt, ein neues deutsches Leben erwachsen. Die zwei Millionen deutscher Kolonisten würden

Digitized by Google

aus Rußland, wo man ihre harte, ehrliche Kulturarbeit nur mit Undank und Bedrückung gelohnt hat, hierher ziehen, um unter dem sicheren Schutze des deutschen Adlers den Ertrag ihrer Arbeit ungestört zu genießen; und zu ihnen würden aus allen Gauen Deutschlands sich Ansiedler gesellen, die der echt deutsche Trieb nach Selbständigkeit und nach der eigenen Scholle anlockt. Hier in fester Verbindung mit ihrem Vaterlande würden sie nicht, wie die über See gezogenen Deutschen, dem Deutschtum verloren gehen. So würde sich das schöne baltische Land mit einer unübersehbaren Reihe von Bauernhöfen und Dörfern füllen, die von vielköpfigen gesunden Familien bewohnt sind. Ihre Arbeit würde das Land noch reicher und fruchtbarer machen und die Ernährung Deutschlands sichern, ihre Zahl und Tapferkeit würde unsere östlichen Grenzen besser schützen als bisher möglich war, ihr zahlreicher Nachwuchs würde auch den altdeutschen Gegenden stets neue Kraft zuführen.

Die alten hansischen Städte würden unter dem zunehmenden Handel und Verkehr neu aufblühen und die Ostsee würde wieder ein germanisches Meer werden.

Sollte unser Volk durch tapferes Durchhalten in diesem Krieg den Anschluß der baltischen Lande erzwingen, so würde das starke deutsche Schwert jetzt sühnen, was deutsche Schwäche im Mittelalter gesündigt hat; und was das Römische Reich Deutscher Nation einst nicht halten konnte und wollte, das würde gewonnen und gesichert durch unser neues Kaisertum.

Personen ganz ungebildeter Stände.

Ich schrieb dir gestern vom Hüttenmeister Böttcher. Er ist Montag krank geworden und hat gleich gesagt, daß er nicht wieder aufstehen werde. In der Nacht seines Todes hat er die Stunde, Mitternacht, richtig bestimmt. Er hat von allen Menschen Abschied genommen und auch den Hüttenleuten sagen lassen, daß er in seiner Todesstunde an sie gedacht. Der Mut und die Treue so ganz gewöhnlicher Naturen in solchen Augenblicken ist mir immer rührend. Es beweist, daß die menschliche Natur da reiner erscheint, aber auch, daß das Beste und Edelste im Menschen recht wenig von Bildung, Erziehung und wie man es nennt, abhängt. Man kann nie genug Achtung für das wahrhaft Menschliche in den Personen ganz ungebildeter Stände, und nie genug Demut haben, wenn man sich manchmal über sie setzt. Das einzelne, gar nicht bemerkbare Zusammenwirken dieses wahren Gehalts im Volke ist die Grundlage des Höchsten in jeder Nationalentwicklung. Alle Bildung würde wie ein Kranz verwelken, den man um einen toten Stamm windet, wenn nicht dieser Stamm ihn durch seine unsichtbaren Kräfte belebte.

Wilhelm von Humboldt (Briefwechsel mit Caroline, Band VII, Berlin, Mittler u. Sohn, 1916).

Digitized by Google

Als Flottenvereinler in russischer Kriegsgefangenschaft.

Von Albert Sillem in Berlin.

Im Jahre 1897 bot sich mir die Gelegenheit in Moskau eine Stellung anzutreten und, da ich bereits 1889 in Petersburg gewesen war und gerne nach Rußland zurück wollte, so griff ich mit Vergnügen zu, um so mehr als ich dort eine gute Zukunft erwartete. Das russische Leben wie auch die Verhältnisse waren mir bekannt und so war ich sehr bald eingelebt und fühlte mich außerordentlich wohl. Nicht so ganz meine Frau, die etwa drei Monate nach mir nach Moskau kam. Ihr wollten die dortigen Sitten im Anfang nicht recht zusagen und störte sie vor allem das, was eine deutsche Hausfrau mit Grauen erfüllt, der gebenedeite russische Schmutz. Zu damaliger Zeit waren in Moskau die meisten Häuser noch einstöckig aus Holz gebaut und sah man außer den prächtigen russischen Kirchen und dem wirklich imponierenden Kreml nur wenige Steinhäuser. Die Wohnungen waren meist klein und wimmelten von Ungeziefer aller Art. Das Straßenpflaster war so schlecht, wie man es selbst in ganz kleinen Städten Deutschlands nicht antreffen kann. Die Pferdebahn bestand aus etwa zehn Linien, trotzdem die Ausdehnung der Stadt der Größe des Flächeninhalts Berlins ungefähr gleichkommt. Man war also nur auf die Droschken (Iswoschtschiki) angewiesen, die angesichts des Pflasters kein sonderlich bequemes Beförderungsmittel darstellten.

Nun alles dieses hat sich in den 18 Jahren, die ich in Moskau lebte, derart geändert, wie wohl in keiner anderen Stadt im selben Zeitraum. Prächtige Gebäude und Wohnungen mit allem erdenklichen Komfort sind in großer Anzahl erstanden. Die elektrische Straßenbahn ist erstklassig und unserer Berliner Elektrischen, da viel moderner eingerichtet, bedeutend überlegen. Das Pflaster ist wenigstens in den belebten Straßen vorzüglich. Große prächtig eingerichtete Läden und Kaufhäuser geben Moskau heute das Bild einer wirklichen Großstadt.

In jedem Jahre pflegte ich meinen Urlaub mit meiner Frau in Deutschland zu verbringen, da die russischen Bäder keinerlei Bequemlichkeiten aufweisen, dafür aber ungeheuer teuer sind. Wie es gekommen ist, kann ich heute selbst nicht mehr sagen, genug, im Juli 1914 entschlossen meine Frau und ich uns nicht nach Deutschland zu fahren, sondern den Urlaub in Hungerburg bei Narwa zu verleben. Heute möchte ich sagen: Hätten wir es doch nie getan!. Der Aufenthalt in Hungerburg war teuer und schlecht. Der Strand ist schön, d. h., wenn man erst glücklich dort ist. Gepflasterte Straßen und Bürgersteige gibt es nicht, letztere werden sinnig und praktisch durch Holzplanken ersetzt, und zwar in der Breite, daß zwei Menschen nicht an einander vorbeigehen können. Als ich Mitte Juli auf acht Tage

Digitized by Google

geschäftlich zurück mußte, brachte ich aus Moskau meine kleine elfjährige Nichte mit nach Hungerburg, da das Kind eine Erholung nach überstandenem Scharlach dringend nötig hatte. Man muß nun bedenken, daß die Verbindung nach Hungerburg recht mangelhaft ist, so daß die sich überstürzenden Ereignisse dort erst arg verspätet bekannt wurden. Zwar war das Ausfahren mit Booten aus dem Fluß Ust-Narowa untersagt, der Dampferverkehr mit Petersburg unterbrochen, aber kein Mensch, weder Russe noch Deutscher kam auf den Gedanken, daß es zum Krieg kommen würde. So wurden wir denn am 20. Juli russischen Stils durch die Kriegserklärung völlig überrascht. Sofort versuchten wir nach Moskau zu fahren, aber der Andrang an der Dampferhaltestelle war derartig, daß an ein Fortkommen vorerst nicht zu denken war. Ich meldete mich sofort bei der Polizei als Deutscher und wurde dort außerordentlich liebenswürdig behandelt. Am 24. Juli früh 5 Uhr ging ich an den Dampferanlegeplatz und wollte mir Fahrkarten nach Narwa besorgen, doch wurde mir gleich bedeutet, daß in Narwa noch Tausende wären, die auf Bahnverbindung nach Petersburg warteten. Inzwischen hatte ich aus dem Geschäft dringende Depeschen erhalten, die meine sofortige Rückkehr erbaten, und so beschloß ich doch am 24. Juli abends mit den Meinen zurückzukehren. Beim Mittagessen in der Pension Irene, wo wir wohnten, wollte meine kleine Nichte nicht recht essen und meine Frau fühlte gleich, daß das Kind Fieber habe. Nachmittags stellte der Arzt Typhus fest und so mußte ich fahren und meine Lieben in dieser schweren Zeit allein lassen. Abends 9 Uhr fuhr ich ab und erreichte in Narwa endlich um 3 Uhr nachts einen Zug, der zwar schon übervoll war, der mich aber wenigstens mitnahm. Die Fahrt nach Petersburg, die statt drei Stunden achtzehn Stunden dauerte, war fürchterlich. Am 25. Juli abends 9 Uhr kam ich in Petersburg an und fuhr sofort auf den Nicolai-Bahnhof, um nach Moskau weiter zu fahren. Jedoch an dem Abend ging kein Zug mehr und so mußte ich die Nacht in Petersburg bleiben. Um zu Bekannten zu gehen, war es schon zu spät, auch wußte ich die neue Adresse meiner Freunde nicht, so entschloß ich mich in ein Hotel zu gehen und begab mich in das nächstgelegene, Hotel du Nord. Äußerst höflich wurde mir dort erklärt, daß man mich als Deutschen nicht aufnehmen könne, empfahl mir aber eine Reihe kleinerer Gasthöfe, die ich nach und nach aufsuchte, um ebenfalls abgewiesen zu werden. Aus einem, einem Hotel garni, wurde ich sogar in des Wortes verwegenster Bedeutung hinausgeworfen. Ich ging auf den Bahnhof zurück und setzte mich, da weder Getränke noch Speisen verabfolgt wurden, in eine Ecke, um dort die Nacht zu verbringen.

Leider hatte ich die Rechnung ohne die Bahnhofpolizei gemacht, denn Punkt 12 Uhr nachts wurden die Pässe der Anwesenden revidiert und ich als Deutscher kaltlächelnd an die Luft gesetzt. So verbrachte ich denn die Nacht auf der Straße und verschaffte mir endlich durch 10 Rubel Trinkgeld einen Dienstmann, der mir versprach,

Digitized by Google

gleich am frühen Morgen eine Fahrkarte nach Moskau zu kaufen, und zwar für irgend einen beliebigen Zug. Er hielt auch Wort und, nachdem ich den Tag mit meinen Freunden, die ich im Geschäft aufsuchte, in Petersburg verlebt hatte, fuhr ich am 26. Juli abends 7 Uhr nach Moskau ab.

Normalerweise geht der Zug von Petersburg nach Moskau zirka 12 Stunden, doch war ich froh, als ich endlich nach 36 Stunden in Moskau anlangte. Dort meldete ich mich sofort bei der Polizei. Man ließ mich auch vollkommen ungeschoren bis zu dem denkwürdigen 31. Juli, an welchem Tage alle Deutschen den Befehl erhielten, Moskau binnen 24 Stunden zu verlassen, wobei uns freigestellt wurde, nach den Gouvernements Wjatka, Wologda oder Orenburg zu fahren. Mit einigen Freunden zusammen entschlossen wir uns für Orenburg und besorgten uns auch sofort angesichts des zu erwartenden Andranges Fahrscheine. Man kann sich meine Verzweiflung vorstellen, abreisen zu müssen, während meine Frau mit dem kranken Kinde in Hungerburg war und mir somit jede Möglichkeit genommen war, mich mit ihr zu vereinigen. Da meine Frau und ich einen gemeinsamen Paß hatten, so saß meine Frau im Badeort ohne jedwede Legitimation. Man muß Rußland kennen, um die Tragweite dieser Tatsache richtig zu beurteilen. Gott sei Dank wurde der Befehl am anderen Tage wieder aufgehoben, doch waren uns unsere Pässe bereits abgenommen und hatten wir nur noch einen „Passierschein" nach Orenburg. Nach einigen Tagen wurden uns unsere Pässe wieder zugestellt. Inzwischen hatte mein Schwager, der russischer Untertan ist, den Entschluß gefaßt, sein Töchterchen aus Hungerburg zurückzuholen und nahm nun meine Frau auf seinen Paß mit zurück, so daß sie Gott sei Dank keine weiteren Unannehmlichkeiten hatte, abgesehen natürlich von einer sehr beschwerlichen Reise mit dem kranken Kinde.

Nun waren wir glücklich wieder vereint und lebten unangefochten in Moskau. Ich ging meiner geschäftlichen Tätigkeit nach und wenn auch hier und da Gerüchte schwirrten, so glaubte doch niemand an eine ernste Gefahr für uns Deutsche, um so mehr als wir ja alle schon viele Jahre in Moskau ansässig waren und mit der Polizei auf sehr gutem Fuße standen.

Von dieser Seite sollte uns auch keine Gefahr drohen, aber von anderer viel gefährlicherer Seite — von der politischen Polizei.

Es war am 28. August russischen Stils nachts, wir waren etwa um 12½ Uhr von Freunden nach Hause gegangen und hatten uns zur Ruhe begeben, als uns um 2 Uhr unser Mädchen mit dem Bescheide weckte, daß die Polizei da sei. Ich bekam natürlich einen bösen Schreck, meine Frau jedoch tröstete mich, man könne mir nichts anhaben, da ich ja nichts verbrochen habe. O ahnungslose Seele!

Als wir notdürftig bekleidet ins Eßzimmer traten, fanden wir

Digitized by Google

dort außer unserem Mädchen sage und schreibe zehn Personen und zwar einen Geheimagenten der politischen Polizei, den Hauptmann unseres Polizeireviers, den Leutnant, fünf Schutzleute, den Portier und den Hausknecht, welch letzterer in Rußland Polizeigewalt hat. Ich wurde ersucht, alle Schränke, Schubladen, Koffer usw. aufzuschließen, und nun begann eine Haussuchung, die bis in die entferntesten Ecken ging. Außer einigen harmlosen Briefen meiner verstorbenen Mutter wurden sämtliche Photographien, meine „gesammelten Werke", d. h. alles, was ich so im Laufe der Zeit zusammengedichtet hatte, konfisziert und außerdem 196 Ansichtspostkarten, die sehr verdächtig schienen. Die Polizeibeamten benahmen sich vollkommen taktvoll, speziell meiner Frau gegenüber, während der „politische" Beamte" von einer beneidenswerten Unverfrorenheit war. Nach Beendigung der Haussuchung mußte ich ein Papier mit unserem genauen Nationale unterschreiben und gleichfalls einen Revers, demzufolge ich die Wohnung der Verwaltung meiner Frau überlasse. Nun wußte ich, daß ich verhaftet war. Ich zog mich sodann an, nahm eine Decke und ein Kopfkissen und verließ mein Heim, das ich über fünf Monate nicht wiedersehen sollte.

Zunächst wurde ich auf unser Polizeirevier gebracht, wo ich mich auf eine Bank setzte und nun bis zum Morgen Zeit hatte zu überlegen, was ich wohl verbrochen haben könnte. So sehr ich aber auch meinen Gehirnkasten anstrengte, ich war mir keiner Schuld bewußt und mußte mit Ruhe den weiteren Verlauf der Sache abwarten.

Morgens früh sollte ich schon die erste Überraschung erleben. Während ich in den unteren Räumen des Reviers untergebracht war, waren oben bereits, wie mir die Schutzleute mitteilten, zwei andere Herren eingeliefert worden und wurde mir gestattet mich diesen zuzugesellen. Der erste, den ich traf, war Herr D., ein Russe, und nun wußte ich überhaupt nicht mehr, was die Ursache unserer Verhaftung war, denn ich hatte das Ganze als allgemeine Repressalie gegen die Deutschen in Rußland aufgefaßt. Der dritte Leidensgenosse war ein guter Bekannter, Herr R., Direktor der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft in Moskau.

Nach und nach gesellten sich noch einige Herren zu uns, zuerst mein Freund Dr. M., ein Österreicher und noch andere. Keiner von uns wußte wieso und warum. Am Mittag des nächsten Tages wurden wir nach vielem Hin- und Hertelephonieren in das Arbat-Polizeigefängnis gebracht, wo wir bereits mehrere gute Bekannte und Freunde vorfanden, und dort ertönte zuerst das Wort „Flottenverein".

In diesem Polizeigefängnis waren wir je vier zusammen in einer Kammer untergebracht und ich kann wohl sagen, daß diese acht Tage, die wir dort verbrachten, durchaus erträglich waren. Die Lagerstätten (wir hatten eigene Matratzen) und Kammern waren rein, alles neu gestrichen und kein Ungeziefer vorhanden, die Behandlung war menschlich und wir gingen jeden Tag zweimal

Digitized by Google

Dreiviertelstunden im Hof alle zusammen spazieren. Die Beköstigung durften wir uns besorgen lassen, erhielten somit auch warmes Essen; kurz und gut, es war zu ertragen.

Am zweiten Tage unseres Aufenthaltes im Polizeihause wurden wir zu Viert per Droschke zum Kontor der Ochrana (der politischen Geheimpolizei) gebracht und wurden dort einzeln verhört. Eigentlich kann von einem Verhör nicht die Rede sein, denn uns wurde mitgeteilt, daß wir „Mitglieder des Vereins zur Verstärkung der deutschen Flotte" seien, einem deutschen „politischen" Verein angehörten und demnach uns eines großen Verbrechens gegen Rußland schuldig gemacht hätten, und zwar kleidete der untersuchende Oberst Martynow seine Empörung über unseren Frevel in die klassischen Worte: „Wenn ein Russe das in Deutschland getan hätte, würde Euer Wilhelm ihn erschießen lassen." Uns blieb nichts weiter übrig als zuzugeben, daß wir allerdings Einzelmitglieder des Deutschen Flottenvereins in Berlin seien, daß aber besagter Verein keinerlei politische Zwecke verfolge, daß wir uns keine Schuld beimessen könnten und daß vor allen Dingen ein Zweigverein in Moskau nicht existiere. Eine Antwort erhielten wir hierauf nicht, wir wurden wieder in das Arbat-Polizeigefängnis zurückgebracht und blieben dort, wie gesagt, acht Tage, in welcher Zeit uns mehreremal Gelegenheit gegeben wurde, unsere Frauen zu sprechen, natürlich im Beisein diverser Polizeibeamten. Die Unterhaltung durfte nur russisch geführt werden.

Wenn man sich auch auf diese Art nicht viel sagen konnte, so hatte man doch die Freude, seine Frau auf zwanzig Minuten zu sehen und neben ihr zu sitzen.

Am Sonnabend, den 6. September russischen Stils, wurde uns eröffnet, daß wir zur Strafe in das innere Rußland geschickt würden, und wir hatten das Recht unter den drei Gouvernements Wologda, Orenburg und Wjatka zu wählen. Die meisten unter uns wählten das letztere, da dort die Behandlung am menschlichsten sein sollte. Zu dem Zwecke, unsere diesbezüglichen Wünsche aufzugeben, wurden wir alle in das Kontor des Polizeigefängnisses gebracht, wo wir auch unsere Lieben, die man benachrichtigt hatte, vorfanden. Hier im Kontor war ein Beamter des Ministerium des Innern anwesend, der uns den Rat gab, nicht die Stadt Wjatka selbst zu wählen, da sie bereits mit verschickten Deutschen besetzt sei und wir daher auf die umliegenden Dörfer verteilt werden würden. Dagegen sei die Stadt Jelabuga an der Kama, die im Wjatkaschen Gouvernement liegt, sehr zu empfehlen, denn erstens seien dort noch keine Verschickten, so daß wir in der Stadt selbst bleiben könnten, und zweitens sei die Verbindung von Wjatka aus per Dampfer sehr bequem. Auch sei Jalabuga eine schön angelegte Stadt, in der es sich gut leben lasse. Aus diesem Grunde wählten neun von uns, darunter auch ich, die Stadt Jelabuga. Dieser Herr mag es ja gut gemeint

Digitized by Google

haben, aber es stellte sich nachher heraus, daß er uns böse mitgespielt hatte.

Nachdem nun alles ordnungsmäßig gebucht war, mußten wir von unseren Lieben Abschied nehmen, denn wir wurden unverzüglich in das Butyrki-Transport-Zuchthaus überführt. Vorher mußten wir alles Geld, alle Wertsachen und überflüssigen Gegenstände unseren Frauen abgeben und selbst der Trauring, den ich nie vom Finger genommen habe, wurde mir mit Gewalt abgenommen, so daß mein Finger längere Zeit hindurch wund war.

Nach einem kurzen, allzukurzen Abschied wurden wir in den „grünen Wagen" verladen und zum Zuchthause gefahren und nun fing unser Leiden an.

Wer dieses fürchterliche Gebäude innen nicht kennt, kann sich überhaupt keinen Begriff davon machen. In einem Raum der laut Aufschrift für 30 Verbrecher dienen sollte, waren wir unserer 46, alles Deutsche, denn die Insassen, die wir vorfanden, waren alle junge Deutsche, die aus der Krutitzki-Kaserne nach dort gebracht waren, um abzuwarten, ob sie freigelassen oder gleich den anderen Militärpflichtigen verschickt würden. Der Raum war, wie gesagt, fürchterlich. So etwas von Ungeziefer hatte ich bis dahin noch nicht gesehen. Mein Freund D. fing auf seinem einzigen Kopfkissen in etwa einer halben Stunde 50 Wanzen. An Schlafen war gar nicht zu denken, das Essen, das uns zweimal am Tage vorgesetzt wurde, völlig ungenießbar, so daß wir von Brot und Wurst lebten, welch letztere wir noch glücklich mit hinübergerettet hatten. In diesem Raum blieben wir also zwei Tage und zwei Nächte. Am 8. September sahen wir nochmals zum letzten Male für lange, lange Zeit unsere Lieben, die uns noch das Notwendigste für die Reise brachten; als Teekessel, warmes Unterzeug, Eßwaren usw., jedoch nur so viel, wie jeder selbst tragen sollte, d. h. in Summa zirka 30 Pfund, denn so lautete die Vorschrift.

Es war 8 Uhr abends den 8. September, als wir in die untere große Halle des Zuchthauses gebracht wurden. Während man uns dort untersuchte, führte man Kettensträflinge herein, etwa 60 bis 70 Mann, und wenn ich noch an das Rasseln der Ketten dieser Unglücklichen, die nach Sibirien verbannt waren, denke, so überläuft es mich eiskalt. Ich hatte ja noch keine Ahnung, daß wir mit diesen Verbrechern zusammen durch die Straßen Moskaus zum Bahnhof transportiert werden würden. Man kann mir glauben, es ist doch eine böse Sache, auf die Art dem Gegaff des Publikums ausgesetzt zu sein, wenn man sich auch noch so unschuldig fühlt. Voran die Kettenmänner, rechts und links die Begleitmannschaft, im allgemeinen rohe, ungebildete Gesellen, die keinen Unterschied machten zwischen uns und den Mördern und sonstigen Verbrechern, die fortan unsere Gesellschaft bilden sollten.

Wir waren alle froh, als wir am Bahnhof angelangt waren.

Digitized by Google

Einige unserer Damen hatten es sich nicht nehmen lassen, zum Gefängnis zu kommen und uns zu begleiten, doch wurden sie durch die Begleitmannschaft (Konvoi) mit blankem Säbel vertrieben, so daß sie sich eiligst in Sicherheit bringen mußten. Ich dankte meinem Schöpfer, daß meine Frau die Stunde unseres Transportes nicht erfahren hatte und so das unsäglich erbärmliche Bild nicht mit ansehen mußte. Am Bahnhof waren wir insofern angenehm überrascht, als für uns Waggons dritter Klasse bereit standen, während die „anderen" Verbrecher in Arrestantenwagen untergebracht wurden. Lange sollte unsere Freude nicht dauern.

Bis Wologda ging die Fahrt ganz gut, der Konvoi benahm sich ganz menschlich.

Unsere Stimmung war im ganzen recht gut, es fehlte auch nicht an Humor, der uns im übrigen eigentlich selten verlassen hat. Vielleicht gerade durch den Humor hat mancher das Furchtbare überstanden.

Also bis Wologda war die Fahrt erträglich, dort wurden wir aber von einer neuen Bewachung übernommen, die uns, wie üblich, gründlich untersuchte, die Wagen dritter Klasse abkoppeln ließ und uns in Arrestantenwagen steckte. Diese Wagen sind fürchterlich. Abgesehen von den vergitterten Fenstern ist auch jede einzelne Abteilung im Innern vergittert und die notwendigen Einrichtungen in einem Zustand, der jeder Beschreibung spottet. Außerdem waren die Kettensträflinge teilweise mit uns im Wagen, dann deutsche Kolonisten aus dem Süden Rußlands, die ohne jeden zwingenden Grund, nur in dem Anzug, den sie anhatten, in das Archangelskische Gouvernement verschickt wurden. Wie diese armen Leute, welche die Kälte nicht gewöhnt sind, in ihren leichten Kleidern den eisigen Winter im hohen Norden überstanden haben, ist nicht auszudenken. Unter den Verhafteten befand sich auch ein deutscher Gutsbesitzer aus Ostpreußen mit drei Knechten, die, wie sie uns versicherten, schon vor der Kriegserklärung von Kosaken vom Felde verschleppt worden sind, ohne daß ihre Angehörigen erfahren haben, wohin ihre Männer gekommen sind. Der russischen Sprache nicht mächtig, ohne Mittel, waren die Ärmsten in Verzweiflung, sie wußten noch nicht einmal, wohin sie gebracht werden würden. Da die Fahrt zirka vier Tage dauerte, waren unsere Eßvorräte so ziemlich erschöpft. Wir kamen am Freitag, den 2. September, morgens in Wjatka auf dem Bahnhof an und wurden durch die ganze Stadt in das etwa fünf Kilometer entfernte Gefängnis gebracht. Auf dem Gefängnishof wurden wir einzeln aufgerufen, diejenigen, die sich nach Wjatka gemeldet hatten, wurden frei gelassen und wir neun wurden in das Gefängnis gesperrt, nachdem wir abermals erst gründlich untersucht worden waren, wobei uns alles Silbergeld, welches wir unterwegs durch Einwechseln erhalten hatten, abgenommen wurde.

Digitized by Google

Kaum im Gefängnis angelangt, erfuhren wir zu unserem maßlosen Schrecken, daß seit einigen Tagen die Schiffahrt eingestellt war und daß wir daher den Weg nach Jelabuga (etwa 450 Kilometer) zu Fuß zurücklegen mußten. Wir baten sofort, eine Eingabe machen zu dürfen, in Wjatka zu bleiben, doch wurde uns dies rund abgeschlagen. Der nächste Transport sollte erst in acht Tagen erfolgen und wir mußten daher eine ganze Woche im Wjatkaer Gefängnis zubringen. Die Behandlung war erträglich, hauptsächlich seitens der unteren Chargen, während der Direktor und sein Gehilfe grobe Patrone waren. Unser Freund und Leidensgefährte V., der in Moskau Direktor einer großen Weberei war, fühlte sich die ganze Zeit recht wenig wohl, er hatte sich in den kalten ungeheizten Waggons eine starke Erkältung zugezogen. Wir verlangten für ihn einen Arzt, der jedoch nicht kam, dagegen nahm sich ein Heilgehilfe seiner an, erklärte aber seine Erkältung für völlig belanglos.

Einer unserer Kameraden, Herr W., hatte sich mit Einverständnis der Gefängnisverwaltung 200 Rubel drahtlich aus Moskau überweisen lassen und hiervon kauften wir vor allem schwarze Regenmäntel, die uns bei dem nassen Wetter unterwegs sehr gute Dienste leisten sollten. Großmütig erlaubte uns die Gefängnisdirektion pro Mann fünf Rubel mit auf den Weg zu nehmen als Wegzehrung und Zuschuß zu den zehn Kopeken pro Tag und Kopf, die in Rußland jeder Verbrecher vom Staat zur Bestreitung der Nahrung erhält respektive erhalten soll, denn immer haben wir auch diese nicht bekommen.

Wir vertrieben uns nun im Gefängnis die Zeit so gut es ging, man wird erfinderisch, und so fertigten wir uns aus Schwarzbrot Würfel, Damesteine und Schachfiguren an, wodurch wenigstens etwas Abwechslung in das ewige Einerlei gebracht wurde. Nur durften wir uns nicht fassen lassen, sonst wären wir natürlich bestraft worden. Das Wetter war fürchterlich, etwa 5—6 Grad Wärme und dabei goß es in Strömen. Wir hatten alle außer dem erstandenen Regenmantel nur einen leichten Mantel und Schnürstiefel, so daß uns ein Grauen überlief, wenn wir an unseren langen Marsch dachten. Am Tage vor unserem Abmarsch wurden wir noch „ärztlich" untersucht, d. h. durch den bereits oben erwähnten Heilgehilfen, der alle für gesund erklärte, jedoch einigen die Erlaubnis gab, auf den mitgehenden Gepäckkarren zu fahren.

Am Freitag den 19. September morgens wurden wir wieder hinuntergeführt und dort durch den Nolinsker Konvoi untersucht und übernommen. Zu unserem Schrecken legte man uns zum Transport Ketten an und zwar derart, daß stets zwei von uns zusammengekettet waren. Außer uns wurden noch vier Verbrecher mit uns auf den Weg gebracht, wovon einer nach Nolinsk, einer nach Mamadysch und zwei nach Jelabuga transportiert wurden. Unter den letzteren befand sich ein Doppelmörder, sonst ein intelligenter Kerl, der uns unterwegs auch oft behilflich war, er kannte

Digitized by Google

den Weg schon zur Genüge, da er bereits dreimal hin und hergebracht worden war, weshalb war nicht recht klar.

Das Anlegen der Ketten stellte sich als ein Versehen heraus und sie wurden uns alsbald wieder abgenommen, was einer der Konvoisoldaten tat, indem er mich dabei im reinsten Deutsch anredete. Wie sich dabei herausstellte, waren zwei der Begleitmannschaften Kolonisten und es war ein Vergnügen, mit welch echt schwäbischem Akzent der eine sprach. Jedenfalls merkten wir bald, daß die diesmalige Mannschaft einen besseren Eindruck machte als die frühere, und tatsächlich entpuppten sie sich als ganz anständige Kerle.

So lange wir uns im Weichbilde der Stadt Wjatka befanden, machte ich von der Erlaubnis fahren zu dürfen Gebrauch, denn es war absolut unmöglich zu gehen, da man bis zu den Knien im Lehm versank. Von Pflaster war keine Rede und auf dem sogenannten Bürgersteige durften wir Verbrecher nicht gehen. Sobald wir das Weichbild von Wjatka hinter uns hatten, kletterte ich vom Wagen herunter und beschloß den ganzen Weg lieber zu Fuß zurückzulegen, als mich abermals diesem Marterkasten anzuvertrauen. Ich habe denn auch Wort gehalten und bin die ganze Strecke gegangen. Außerhalb der Stadt ging es etwas besser, obgleich auch hier die Chausseen in einem unglaublichen Zustand waren. Immerhin war es möglich an der Seite zwischen den Bäumen zu gehen, ohne ganz zu versinken. Jeden Tag wurden etwa 20 bis 25 Werst zurückgelegt bis zur nächsten Etappenstation. Bei Sonnenaufgang wurde abmarschiert und um 12 bis 2 Uhr waren wir an Ort und Stelle. Das erste Etappengefängnis war im Dorfe Kstinino, wo es, abgesehen von dem üblichen Ungeziefer, so weit ganz gut war. Die Etappenhäuser in den Dörfern sind Bauernhäuser, die durch Gitterfenster versperrt sind. Die Lagerstätten sind überall Pritschen und zwar die ganze Länge der Stube eine einzige Pritsche, so daß einer neben dem anderen liegt. Als Unterlage hatten wir nur unsere Mäntel und ein Kissen unter dem Kopf.

Das mitgenommene Geld war bald verzehrt, und wenn wir nicht noch heimlich Geld gehabt hätten, wären wir in den vier Wochen verhungert. So aber konnten wir uns unterwegs auch hier und da Fleisch kaufen, welches wir dann mit Erlaubnis des Konvois zubereiteten und zwar meistens als Suppenfleisch. Man soll gar nicht denken, was sich in solcher Lage für Talente entwickeln. Kamerad Dr. F., in seinen Mußestunden Chemiker, war Spezialist für Butterbrote und funktionierte gleichzeitig als Arzt. Das war zwar sehr notwendig, doch konnte Dr. F. auch leider nicht so helfen, wie er wollte, denn alle Medikamente, als Aspirin, Pyramidon, Phenacitin usw., die wir heimlich mitgenommen hatten, waren uns fortgenommen worden. So kam es auch, daß wir unserem lieben V., dessen Erkältung sich wesentlich verschlimmerte, wenig helfen konnten. Auf dem Wege von Kstinino bis Schwezowo verschlimmerte sich der Zustand unseres Freundes stark, so daß er nicht mehr sitzend im

Digitized by Google

Wagen fahren konnte und wir betteten ihn mit unseren Decken und Mänteln, so gut es auf dem elenden Gefährt ging. In Schwezowo angekommen, bereiteten wir ihm kräftige Suppe, konnten ihm aber sonst keine Hilfe bringen, da ärztlicher Beistand in diesem Dorfe und der Umgegend nicht vorhanden war. Dr. F. und ich hielten bei ihm Nachtwache, das Fieber stieg rapid, und wir baten den Führer des Konvoi, den Kranken beim Abmarsch am Orte zurückzulassen, da wir fürchteten, daß der Weitertransport für ihn schlechte Folgen haben würde, doch erklärte der Führer, der sonst entgegenkommend war, es nicht tun zu können, da es gegen seine Instruktionen verstoße. Nun hatten wir in Schwezowo einen Ruhetag, so daß wir dort noch eine zweite Nacht im Gefängnis verbrachten. Diese zweite Nacht war für uns furchtbar, denn Dr. F. und ich sahen nur zu deutlich, daß es mit unserem Freunde zu Ende ging. Als wir am nächsten Morgen aufbrachen, erneuerten wir unsere Bitte, den Kranken am Ort zu lassen, aber wieder vergeblich. Schweren Herzens mußten wir uns entschließen ein möglichst bequemes Lager auf dem Wagen herzurichten und versuchten nun V. hinauszuführen. Bis zum Ausgang des Etappengefängnisses ging er gestützt, als er plötzlich an der Tür tot zusammenbrach, ein Herzschlag hatte seinem Leben ein Ziel gesetzt. Es war ein schwerer Schlag für uns. Wir brachen Tannenzweige ab und belegten den Wagen damit und betteten dann unseren toten Freund, bedeckten ihn mit einem Tuch und weiter ging der Marsch. Beim Aufladen waren uns einige russische Reservisten, die gerade in entgegengesetzter Richtung durch das Dorf zogen, behilflich gewesen, andere dagegen ergingen sich in gemeinsten Schimpfereien auf die verfluchten Deutschen und gebrauchten Ausdrücke, die sich hier nicht wiedergeben lassen. Es war trotz der traurigen Stunde für uns eine widerwärtige Szene. Hätte nicht der Älteste des Konvoi sich energisch ins Mittel gelegt, wäre es uns schlecht gegangen. Mittags um 1 Uhr kam unser trauriger Zug in der dritten Etappenstation Kumjoni an. Hier hatten wir die Freude, deutsche Freunde aus Moskau, die dort in der Verbannung lebten, zu treffen, und sie nahmen sich unserer in der allerherzlichsten Weise an. Die Herren F. R. und K. brachten uns warme Wäsche, lange Stiefel, Eßwaren und etwas, das wir lange entbehrt hatten, gebratenes Fleisch und Gemüse. Der Konvoi ließ die Freunde liebenswürdigerweise zu uns hinein, so daß wir uns ausplaudern konnten und die Herren F. und K. boten sich an, unseren Lieben in Moskau Nachricht von uns zu geben; was sie denn auch getan haben. In Kumjono mußten wir den Leichnam unseres lieben V. der Polizei übergeben, und auch die dort wohnenden Freunde versprachen dafür Sorge zu tragen, daß die Verwandten in Moskau benachrichtigt würden, damit die Leiche in Moskau beigesetzt werde. Wie wir später erfuhren, haben die Braven es trotz großer Schwierigkeiten durchgesetzt. Nach herzlichem Abschied ging der Marsch am nächsten Tage weiter bis zum Etappengefängnis in Sjuna. Die Gefängnisse

Digitized by Google

waren alle gleich, eines etwas besser und heller, das andere schmutziger und dunkler, aber schließlich gewöhnt man sich an alles. Später sollte es allerdings schlimmer kommen. In Ssuna lernten wir so recht die Unbildung des russischen Bauernvolkes kennen. Der Verwalter des Gefängnisses, in seinen Mußestunden ein ehrbarer Schuhmacher, hatte noch nie einen Deutschen gesehen und war sehr erstaunt, daß wir auch so aussahen wie andere Menschen; er hatte sich fest eingebildet, die Deutschen seien Neger. Im übrigen waren auch dort die Leute ganz freundlich und entgegenkommend, wie überhaupt der russische Bauer im allgemeinen gut und freundlich ist. Nach einem Ruhetag in Ssuna ging es wieder weiter über das Etappengefängnis in Krishan nach der Stadt N., wo wir in das Kreisgefängnis eingeliefert wurden. Leider waren in den letzten beiden Tagen zwei weitere Freunde erkrankt und zwar der Staatsrat S. und der Kaufmann Sch., welche beide in das Nolinsker Hospital eingeliefert wurden. So waren wir nur noch sechs. Im Nolinsker Gefängnis war es im Vergleich zum Moskauer Transportzuchthaus erträglich, hauptsächlich zeigte sich der alte Direktor als ein Mann von Herz. Persönlich ging er ins Hospital, um sich nach unseren Kameraden zu erkundigen und brachte uns Grüße. Leider war der Zustand von beiden nicht gut und sollten auch sie Opfer russischer Gemeinheit werden. Der Nolinsker Konvoi brachte uns nach mehrtägigem Aufenthalt weiter an die Dampferhaltestelle Medwjedok, wo wir durch den berüchtigten Kasaner Konvoi übernommen werden sollten. Ich sage berüchtigt, da selbst unser Nolinsker Konvoi uns vor den Leuten warnte. Erst am nächsten Morgen, als wir die Nacht wieder im dortigen Etappengefängnis zugebracht hatten, wurden wir dem Kasaner Konvoi ausgeliefert und zwar auf der Dampferanlegestelle. Die Dampferstationen bestehen in Rußland aus großen Kähnen, auf denen die Kassen und Güterschuppen aufgebaut sind, welche Maßnahme dadurch bedingt ist, daß die Anlegestellen vor Eintritt des Frostes durch die betreffenden Dampfschiffahrtsgesellschaften in die Depots geschleppt werden, um eine Beschädigung durch starken Eisgang zu vermeiden.

Nachdem wir in den unteren Raum des Kahnes, der gleichzeitig als Passagierwarteraum vierter Klasse dient, gebracht worden waren, wurden wir untersucht und mußten uns zu diesem Zwecke vor dem versammelten Volk vollkommen entkleiden, worauf uns Seifendosen, Kämme, Bürsten usw. fortgenommen wurden; alles Sachen, die man uns vorher anstandslos gelassen hatte. Geld dagegen konnten wir seltsamerweise behalten. Die Soldaten des Kasaner Konvoi waren rohe, freche Kerle, doch entpuppte sich der führende Unteroffizier als ein zwar strenger aber gerecht denkender Mensch. Auf diesem elenden Kahn mußten wir zwei Tage und zwei Nächte zubringen, da sich der fällige Dampfer wie gewöhnlich verspätete. Das Unangenehme war, daß wir nicht aufstehen durften und so die ganze Zeit liegend oder sitzend auf der Pritsche verblie-

Digitized by Google

ben. Mußte einer von uns dennoch einmal hinaus, so wurde er von zwei Soldaten mit gezogenem Säbel durch das ganze Publikum geführt und mit Schimpfreden gestoßen und geschlagen, falls es den Herren Soldaten nicht rasch genug ging. Am dritten Tage mittags kam endlich der Dampfer, auf dem wir ebenso verstaut wurden wie auf der Anlegestelle. Ein Gutes hatte diese 36stündige Fahrt, wir konnten uns für unser Geld warmes Essen aus dem Büfett holen lassen, dagegen war uns das Rauchen streng untersagt. In Mamadysch kamen wir nachts halb 1 Uhr an. Es war stockfinster, keine Hand vor Augen zu sehen, der Weg fürchterlich, kein Wagen für das Gepäck, so daß wir außer unserem Gepäck noch dasjenige der älteren Herren W. und Sch. tragen mußten. Der Weg führte durch Gräben und Wasser hindurch und nach etwa Dreiviertelstunden kamen wir ganz erschöpft im Gefängnis an, wo wir nach gewohnter Untersuchung in eine Kammer gesperrt wurden. Anscheinend war sie neu hergerichtet, so daß wir unter Ungeziefer nicht zu leiden hatten. Die Stadt Mamadysch liegt am rechten Ufer der Wjatka kurz vor der Einmündung in die Kama. Die Stadt selbst ist ein elendes Nest und gleicht viel mehr einem Dorfe als einer Stadt. Pflaster ist gar nicht vorhanden. Alle Läden befinden sich in einem einstöckigen langen Gebäude. Die Einwohner sind zum großen Teil, wie überhaupt in dieser Gegend, Tataren und Tschuwaschen. Die Behandlung im Gefängnis war so weit gut, nur war eine Waschvorrichtung nicht vorhanden, so daß wir uns bei eisiger Kälte auf dem Hofe am Brunnen waschen mußten. Doch nicht nur uns selbst mußten wir waschen, sondern auch unsere Wäsche, die inzwischen schon undefinierbare Farben angenommen hatte. Daß sie nun gerade sehr rein im kalten Wasser geworden wäre, kann ich nicht behaupten. In Mamadysch blieben wir etliche Tage, um dann über eine weitere Etappenstation endlich am 9. Oktober in Jelabuga anzukommen. Dort wurden wir auf das Polizeipräsidium geführt, um freigelassen zu werden, doch sollten wir hier abermals eine schwere Enttäuschung erleben, denn der allmächtige Kreischef eröffnete uns kurz, daß er keinerlei Deutsche in Jelabuga dulde und wir daher auf drei Dörfer im Kreise Jelabuga verteilt werden würden und zwar kamen zwei nach Omga, zwei nach Moshga und Dr. F. und ich nach Pjani-Bor an der Kama. Wir baten uns wenigstens einen Tag in der Stadt zu lassen, um Einkäufe zu machen und uns einigermaßen menschlich herrichten zu können, was uns denn auch gestattet wurde. Das erste, was wir taten, war, ein Bad zu nehmen und zum Friseur zu gehen. Ich muß sagen, vor dem Spiegel bekam ich einen heillosen Schreck, beinahe hätte ich mich selber nicht wieder erkannt, so eingefallen und abgemagert sah ich aus, der inzwischen gewachsene Vollbart trug auch wenig zur Verschönerung bei. Dr. F. fand Gottlob in Jelabuga Geld vor, so daß wir uns alles Nötige kaufen konnten. Den Abend brachten wir auf Grund der hohen Protektion des Friseurs im Klub zu, wo wir sehr gutes Essen bekamen und auch eine

Digitized by Google

Flasche Wein tranken. Obgleich wir in einem Extrazimmer allein saßen, schienen doch die anderen Gäste an unserer Anwesenheit Anstoß zu nehmen und es dauerte auch garnicht lange, daß wir äußerst höflich aber kalt an die frische Luft befördert wurden. Gleichzeitig kam mit uns in Jelabuga die Schwägerin unseres Kameraden Sch. an, die russische Untertanin war und demnach frei reisen konnte. Sie brachte ihm Wäsche, Kleider usw., hätte aber fast böse Erfahrungen gemacht. Die Polizei wollte sie sofort verhaften, da sie mit uns zusammengekommen war. Der untersuchende Offizier benahm sich der jungen Dame gegenüber zum mindesten etwas zweifelhaft. Gottlob mischte sich ein höherer Beamter ein und verfügte ihre sofortige Freilassung. Die Polizei hatte uns für die Nacht Zimmer im Hotel erlaubt, doch durften nur je zwei zusammen wohnen. Dr. F. und ich hatten zwei sehr hübsche Zimmer mit elektrischem Licht usw. und ganz guten Betten. Seltsamerweise wollte aber der Schlaf nicht kommen, wir waren es nicht mehr gewohnt in weichen Betten zu schlafen. Aber auch ohne Schlaf war es ganz angenehm einmal weich und wanzenlos zu ruhen.

Tags darauf wußten wir nicht, woher wir etwas zu essen bekommen sollten. Restaurants außer dem Klub waren nicht vorhanden und dieser für uns gesperrt. Im Hotel, wo wir wohnten, gab es nichts außer einem Samovar. Endlich entschloß sich unser Wirt Essen aus dem Klub für uns holen zu lassen. Im Laufe des Tages sahen wir uns die Stadt an und ich kann wohl behaupten, daß sie wirklich ganz hübsch war. Der dortige Fabrikant und Großgrundbesitzer Stachejew, der auch in Petersburg große Geschäfte unterhält, hat für seine Vaterstadt Jelabuga sehr viel getan. Die ganze Stadt ist elektrisch beleuchtet und das Pflaster teilweise ganz gut. Stachejew unterhält ein großes Warenhaus, in dem man erstklassige Ware bekommt, wovon wir natürlich ausgiebig Gebrauch machten. Am Abend fuhren Dr. F. und ich an unseren Bestimmungsort Pjani-Bor per Dampfer, diesesmal ohne Eskorte, doch hatten wir kaum den Dampfer betreten, als sich ein Gendarm zu uns gesellte, um unsere Papiere zu verlangen. Wir hatten nur Passierscheine, die er uns abnahm und uns nach einer halben Stunde zurückbrachte mit dem Bemerken, daß alles in Ordnung sei. Am anderen Morgen früh kamen wir dann in Pjani-Bor an. Das Dorf liegt langgestreckt etwa drei Kilometer von der Anlagestelle direkt am Ufer der Kama und hat etwa 2000 Einwohner, Arzt und Krankenhaus. Zuerst fuhren wir auf die Polizei, die unsere Sachen beschlagnahmte, da der Polizeihauptmann auf einige Tage verreist war. Wir wurden in der Semstwostation untergebracht, wo wir gegen Zahlung ganz erträgliches Essen bekamen. Vor allem war das Schwarzbrot, das die Leute selbst buken, ganz vorzüglich, so daß wir es auch in Zukunft dort bezogen. Schlafen mußten wir auf der blanken Erde, da Betten nicht vorhanden waren. Nach zwei Tagen kam der Polizeihauptmann zurück und, nachdem unsere Sachen

Digitized by Google

gründlich durchwühlt waren, suchten wir endlich eine Wohnung, was auch mit Schwierigkeiten verknüpft war, da erstens die russischen Dörfer nicht auf Besuch eingerichtet sind, außerdem aber der Polizeihauptmann, ein wortkarger, verbissener Mensch, gleich erklärte, daß er uns eine mit Bequemlichkeiten ausgestattete Wohnung nicht erlauben würde. So durften wir die Wohnung beim Popen nicht mieten, obgleich dieser uns gern genommen hätte. Schließlich fanden wir bei einem Kaufmann in der ersten Etage zwei Zimmer, die einigermaßen gut waren. Wenigstens waren zwei Betten, zwei Tische, einige Stühle vorhanden und sehr viel Blumen vor sage und schreibe zehn Fenstern, was dem Ganzen einen gemütlichen Anstrich gab. Wir einigten uns mit unserem Wirt auf 20 Rubel per Monat inklusive Heizung und Bedienung. Letztere bestand in der Tochter des Hauses. Unsere Wirtsleute waren sehr freundlich und entgegenkommend, und da sie früher in Kasan gewohnt hatten, bekamen wir auch ganz gutes Essen, nur wurden wir natürlich nach allen Regeln der Kunst übervorteilt. An Lebensmitteln war so ziemlich alles vorhanden, Fleisch, Fische, Konserven, sogar Kaffee fanden wir in zwei Magazinen, und da nur im ganzen drei Pfund vorhanden waren, so belegten wir den ganzen Vorrat mit Beschlag. Lebende Fische wurden uns oft ins Haus gebracht, die „Germanzy" zahlten natürlich die besten Preise. Vor allem gingen wir erst daran uns unsere Wohnung etwas gemütlich zu machen und außerdem zu kaufen, was noch fehlte. Ein Waschtisch wurde aus einer Kiste fabriziert, mit Wachstuch oben beschlagen und unten eine Gardine herumgelegt, es wurde schließlich ein Staatsstück in unserer Einrichtung. Dann kauften wir uns Waschgeschirr und eine Hängelampe. Kurz und gut, nach und nach wurde unsere Bude ganz nett. Das Leben natürlich war ziemlich monoton, doch machten wir schöne Spaziergänge, mußten nur um 7 Uhr abends zu Hause sein. So um 7½ bekamen wir täglich Besuch von der Polizei, Besuche, die jedoch ganz freundschaftlicher Natur waren. Der Gehilfe des Polizeihauptmanns kam gewöhnlich selbst und trank ein Glas Tee bei uns, benahm sich überhaupt freundlich, ohne auch nur das Geringste zu akzeptieren, was ich ausdrücklich betonen möchte.

Nach etwa 14 Tagen kam noch ein Deutscher dort an, ein Sachse, Herr K. aus Wilna. Der Unglückliche war vollkommen mittellos. Wir fanden endlich ein Zimmer für ihn, sehr einfach aber sauber für 3,50 Rubel per Monat. Im übrigen aß er meistens bei uns, so daß es ganz gut ging. K. war ein lieber, guter Kerl, stets hilfsbereit und immer zufrieden. Für uns war er als Kamerad sehr angenehm, um so mehr als wir jetzt endlich abends unseren Skat spielen konnten.

Inzwischen wartete ich sehnsüchtig auf meine Frau, die mir nachkommen wollte und zwar zusammen mit Frau M., deren Mann in Omga war.

Eines Morgens wurde ich zur Polizei geholt und traf da endlich

Digitized by Google

einen Boten, den meine Frau mir mit Geld, Wäsche, Kleidern, Konserven, Wein, kurz allem, was ich nötig hatte, gesandt hatte. Den Wein bekam ich allerdings erst später. Sehr gelegen kam mir warmes Unterzeug, denn die Temperatur war mittlerweile auf 18 Grad Kälte gefallen. Nun erfuhr ich auch, daß es meiner Frau absolut unmöglich war zu kommen, sie hätte 300 Werst per Achse fahren müssen, die Wege waren schlecht, die Gegend außerordentlich gefährlich, da sehr viele Wölfe vorhanden waren und außerdem Räuberbanden die Straßen unsicher machten. Zuerst war ich natürlich sehr enttäuscht, später aber dankte ich meinem Schöpfer, daß unsere Moskauer Freunde absolut nicht zugeben wollten, daß meine Frau zu mir käme. Die Kälte stieg permanent. Die Kama war vollständig zugefroren, so daß die schweren Lastwagen bereits hinüber und herüber fuhren.

Soweit lebten wir also ganz gemütlich, wenn nur unsere Wohnung etwas weniger Einwohner gehabt hätte. Aus Jelabuga hatte ich unfehlbares Insektenpulver mitgebracht, doch machten wir die Entdeckung, daß es die Wanzen in Scharen anzog, anstatt sie zu vernichten und so griffen wir zum probaten Mittel des ungereinigten Terpentins, was uns einigermaßen Ruhe verschaffte.

Dr. F., dessen Angehörige im Ausland waren, erhielt endlich von seiner Firma durch einen Angestellten seine Sachen. Dieser junge Mann, ein Deutsch-Russe, kam gerade an einem Tage bei uns an, an welchem unser Polizeigewaltiger einmal wieder auf Dienstreisen war, und so kam er direkt zu uns, allerdings ohne den mitgebrachten Koffer. Das sollte dem armen Kerl teuer zu stehen kommen, denn, trotzdem er Russe war, wurde er über vier Wochen in Jelabuga ins Gefängnis gesteckt. Er hatte mir Briefe von meiner Frau gebracht und man kann sich denken, wie ich mich danach gesehnt hatte, denn über 1½ Monate hatte ich kein Lebenszeichen von ihr. In dieser Aufregung war ich sehr unvernünftig, denn anstatt die Briefe zu vernichten, die, nebenbei gesagt, völlig harmlos waren, behielt ich sie bei mir, ich konnte mich nicht so schnell davon trennen. In der Nacht nahte dann das Unheil in der Gestalt des Polizeihauptmanns, der zurückgekommen war und der Kenntnis von der Ankunft des Herrn erhalten hatte. Die Folge war eine gründliche Haussuchung. Die Briefe gab ich sofort ohne Aufforderung ab, und dieses ist auch wohl der Grund, daß die Sache nicht weiter zur Anzeige kam und keine weiteren Folgen für uns hatte. Dennoch hatten wir natürlich eine permanente Unruhe und warteten täglich auf unsere Verhaftung, umsomehr als Dr. F. von einem Moskauer Freunde gleichfalls Briefe erhalten hatte.

Das Leben ging Tag für Tag seinen gewöhnlichen Gang. Wir hatten uns darauf eingerichtet, in Pjani-Bor das Ende des Krieges abzuwarten, doch sollte es anders kommen. Nach nochmaliger nächtlicher Haussuchung wurden wir abermals verhaftet und zerbrachen uns den Kopf, was den Grund dazu gegeben haben könnte. Unser

Digitized by Google

erster Gedanke war natürlich — die Briefe. Der Polizeihauptmann wußte von nichts. Nach dem angezogenen Paragraphen fragte er uns, ob wir einem politischen Vereine angehörten oder ob wir uns irgendwie politisch betätigt hätten. Beides konnten wir mit gutem Gewissen verneinen.

Er eröffnete uns dann, daß er uns unter Eskorte nach Jelabuga ins Gefängnis abliefern müsse, da wir dort durch den Untersuchungsrichter für besonders wichtige Angelegenheiten vernommen werden sollten, und so machten wir uns abermals auf den Marsch. Kurz vorher war noch ein Landsmann aus Petersburg als Verschickter eingetroffen, der in guten Verhältnissen lebte und uns versprach, für Herrn K. aus Wilna weiter zu sorgen.

Am zweiten Tage, es war den 16. November 1914, kamen wir in Jelabuga an und wurden in das Polizeigefängnis eingeliefert, das derartig von Ungeziefer wimmelte, daß man sich nicht hinsetzen, geschweige denn hinlegen konnte. Die Ratten holten am hellichten Tage unsere Eßwaren von der Fensterbank, ohne sich im geringsten um uns zu kümmern. Hier bekamen wir zum erstenmal Läuse, die wir gute fünf Wochen nicht loswerden sollten.

Am nächsten Morgen wurden wir einzeln dem Untersuchungsrichter, der extra aus Sarapul herübergekommen war, vorgeführt und jeder etwa zwei Stunden lang verhört. Nun erfuhren wir, daß wieder der Flottenverein der Grund der abermaligen Verhaftung sei und daß wir nicht nur der politischen Umtriebe, sondern auch der Spionage verdächtig seien und daß uns in Moskau der Prozeß gemacht werden würde, zu welchem Zwecke wir abermals per Etappe zurückgebracht würden. Der Untersuchungsrichter war ein feiner gebildeter Mann, der offen heraus erklärte, daß er die ganze Anklage nicht verstände, doch habe er feste Vorschriften und könne er uns nicht erlauben auf eigene Rechnung nach Moskau zu fahren, wie wir es erbaten. Dieses wäre nur angängig, falls der untersuchende Arzt uns für transportunfähig erkläre. Nun, den Gefallen tat er uns beiden nicht. Am 18. November wurden wir in das Kreisgefängnis überführt, wo wir zu unserer Freude auch Freund Schw. antrafen, der bereits fünf Tage dort saß. Von ihm erfuhren wir, daß W. und Sch. bereits seit etwa drei Wochen in Einzelhaft dort saßen und daß M. krankheitshalber auf eigene Rechnung nach Moskau führe. W. setzte dieses durch hohe Verbindungen in Moskau gleichfalls durch und so blieben wir für unseren Rückmarsch nur noch vier. Unser gesamtes Bargeld wurde uns abgenommen, nur wurde uns erlaubt uns etwas Proviant zu kaufen, der naturgemäß für die lange Reise nicht reichen konnte. Über das abgenommene Geld, zirka 110 Rubel, und kleine Gebrauchsgegenstände, wie eine Uhr, Messer, Bleistifte, Portemonnaie, Brieftasche, erhielt ich Quittungen, was aber nicht hindert, daß ich bis heute nichts zurückerhalten habe.

Am 20. November früh 6 Uhr übernahm uns der Konvoi von

Digitized by Google

Mamadysch, der uns wie gewöhnlich gründlich untersuchte. Hier mußten wir alles abgeben, selbst die notwendigsten Sachen. Nur mit großer Mühe gelang es mir durchzusetzen, daß ich mein Kopfkissen mitnehmen durfte. Kleider, Wäsche, kurz alles, was meine Frau mir nach Pjani-Bor gesandt hatte, mußte ich da lassen und werde ich diese auch vermutlich nie wiedersehen. Wenn der Hinmarsch schon entsetzlich war, so war er im Vergleich zum Rückmarsch ein Spaziergang. Es läßt sich gar nicht alles erzählen, man muß es durchgemacht haben und hat dann die Berechtigung sich zu wundern, daß man noch am Leben ist. Eisige Kälte bis 25 Grad unter Null, fast die ganze Zeit heftiger Wind, der sich oft zum Sturm steigerte. Dabei hatte ich nur einen Herbstmantel ohne Futter, allerdings darunter einen Kamelhaarsweater. Meine Beine waren oft bis über die Knie vollkommen gefühllos, so daß ich in steter Angst lebte, mir die Füße abzufrieren. Zu allem waren wir Verbrechern zugeteilt, die sich aus dem schlimmsten Auswurf der Menschheit zusammensetzten, doch davon später.

Also es war am 20. November, als wir den Rückmarsch antraten. Die erste Etappenstation (der Name ist mir entfallen) war in einem steinernen Keller, in welchem das Wasser von den Wänden herablief. Auch war der Raum so eng, daß wir nachts nicht einmal liegen konnten. Die Konvoisoldaten waren sehr „entgegenkommend", so daß sie uns unseren Vorrat zum großen Teil verzehrten, auch hatten sie ein sehr einträgliches Prinzip, indem sie uns unsere guten Zigaretten konfiszierten und uns nachher erlaubten, Machorka (bei der Schnupftabakfabrikation übriggebliebener Rippentabak) zu kaufen. Erst habe ich mich gegen das Rauchen von Machorka gesträubt, aber als eingefleischter Raucher gewöhnte ich mich auch daran, und ich muß sagen, daß ich zum Schluß diesen Tabak lieber rauchte als die billigen Zigaretten. Auch behauptet man, daß das Rauchen von Machorka bedeutend unschädlicher ist als das Rauchen anderen Tabaks. Das Unangenehmste war das Papier, welches wir erhielten, es gleicht unbedrucktem Zeitungspapier, und man kann sich denken, daß der Geschmack nicht gerade hervorragend ist. Nach zwei Tagen waren wir wieder in Mamadysch, wo wir naturgemäß als alte Bekannte im Gefängnis begrüßt wurden. Auch diesesmal war die Behandlung dort erträglich, doch gingen unsere Lebensmittel bereits auf die Neige und waren wir daher auf die täglichen 10 Kopeken pro Mann, die ja der Staat großmütig bewilligte, angewiesen. Wir hofften erst, wir würden den gleichen Weg zurückgebracht werden, erfuhren aber jetzt, daß der Marsch über Kasan gehe. Unsere Mitverbrecher teilten uns gleich mit, daß dies ein äußerst beschwerlicher Marsch sei, da er durchweg durch hügeliges Land führe und daß wir einen großen Teil des Weges auf der zugefrorenen Kama zurücklegen würden, wo es außerordentlich kalt sei. Aus Mamadysch brachen wir am frühen Morgen auf bei starker Kälte; der Weg führte meilenweit durch hohen Schnee auf Landwegen, ohne daß wir

Digitized by Google

ein Dorf oder nur einen Baum gesehen hätten. Dabei wurde ein Marschtempo angeschlagen, daß kaum Schritt zu halten war, durchschnittlich sechs Werst in der Stunde.

Die Begleitmannschaft war roh und grob und trieb die Zurückbleibenden notfalls mit Stößen und Schlägen an. Endlich etwa um 1 Uhr kamen wir im Etappengefängnis an. Es lag im Dorfe Omara im Kasanschen Gouvernement. Wie fast alle Dörfer in diesem Gouvernement war auch Omara ein Tatarendorf. Ein solches bietet einen ganz anderen Anblick als die russischen Dörfer. Auf unserem Hinmarsch berührten wir meist Dörfer und Flecken, die von Wotjaken bevölkert waren, die ein für uns fast unverständliches Russisch sprachen. Während die russischen Dörfer schmutzig bis in die Häuser hinein waren, sieht der Tatare dagegen auf Ordnung und Reinlichkeit und eine gewisse Bequemlichkeit in seinem Hause. Die Stuben sind oft mit schönen Decken behangen, geschnitzte Truhen und Bänke geben dem Zimmer einen wohnlichen Anstrich. Auch an sich selber ist der Tatare sauberer und eigener. Wir hatten dieses hauptsächlich zwischen Pjani-Bor und Jelabuga gesehen, wo wir nicht in die Etappengefängnisse, sondern in die Etappenstationen gebracht wurden, die meist durch Tataren gehalten werden.

Die tatarischen Dörfer mit ihren Minarets sehen ganz malerisch aus, doch haben sie an ihren Peripherien stets aufgestapelte Heu- und Strohmieten, so daß dieser Teil verzweifelt einem Hottentotten-Kraal ähnelt. Meines Erachtens sind die Tataren liebenswürdiger und hilfreicher als die Russen, doch kann dieses Urteil vielleicht einseitig sein, da ich auf der Rückreise speziell mit Tataren gute Erfahrungen gemacht habe. Die Etappengefängnisse im Kasanschen sind einfach fürchterlich, da sie nur aus einem Raum bestehen und der Platz für die Gefangenen nur durch dicke Latten abgetrennt ist. Die Räume sind klein, meist ohne Fenster, zwischen den Latten und der Pritsche ist ein Raum von kaum einem halben Meter, so daß von gehen nicht die Rede ist, man ist gezwungen zu liegen oder zu sitzen. Alles wimmelt von Ungeziefer, unsere Wäsche war voll, so daß wir gar nicht mehr wechseln konnten, Gelegenheit zum waschen war nie vorhanden, und so kann man sich denken, was wir aushalten mußten. Seife war uns gleichfalls als Luxusartikel fortgenommen und wir konnten uns daher selbst nicht waschen, umsoweniger als wir meistens kein Waschwasser erhielten. Auch mußten wir zeitweise hungern und nahmen zusehends ab. Für die bereits erwähnten 10 Kopeken per Tag kauften wir uns Brot und Milch, falls letztere erhältlich war. Auf Butter mußten wir verzichten, nur ab und zu gelang es uns Kleidungsstücke gegen Eßwaren umzutauschen, wobei wir natürlich stark übervorteilt wurden. Für meine hohen Schaftstiefel erhielten wir Ware im Betrage von zwei Rubeln, meine Laken (ich hatte deren zwei mit) gingen für etwas Butter und Wurst fort.

Als wir gegen Abend im Gefängnis in Omara lagen, hörten wir plötzlich andauerndes Heulen und gleich darauf stürzten auch schon

Digitized by Google

Bauern herein, um dem Konvoi zu melden, daß Wölfe im Dorfe seien. Sämtliche Soldaten griffen zu ihren Gewehren und rannten ins Dorf, uns ruhig unserem Schicksal überlassend, nicht ein einziger blieb als Wache zurück, die Jagdlust ging scheinbar über ihr Pflichtgefühl.

Anderen Tags ging von Omara der Weg über die Kama und zwar vier bis fünf Stunden über das Eis. Der Schnee war stellenweise so hoch zusammengeweht, daß fahren und gehen unmöglich war. Die Kälte nahm andauernd zu, es war zum verzweifeln. Der Konvoi war grob, wie ich noch keinen vorher gesehen hatte, alles war untersagt, rauchen konnten wir wegen Geldmangel nicht mehr, wir waren froh, wenn wir warmen Tee und ein Stück Schwarzbrot hatten. Ein Gefangener konnte nicht weiter und fiel um. Er wurde mit Fußstößen und Säbelhieben aufgetrieben und weiter ging es. Immer eisiger wurde die Kälte. Obwohl mein Freund Sch. mir liebenswürdigerweise seine Filzstiefel gegeben hatte, fühlte ich meine Beine überhaupt nicht mehr. Endlich, etwa um 3 Uhr, kamen wir im nächsten Gefängnis Buldyr an und konnten uns wenigstens aufwärmen. Hier wiederholte sich dasselbe Bild, Schmutz, Ungeziefer und Hunger.

Von Buldyr ging der Marsch abermals über das Eis der Kama bis zur Stadt Tschistopol, wo wir in das Kreisgefängnis eingeliefert wurden. Da wir stets auf den nächsten fälligen Transport zu warten hatten, so mußten wir im Tschistopoler Gefängnis sieben Tage verbringen. Wir trafen dort einen jungen Petersburger Russen, Sohn eines reichen Getreidehändlers und Reeders, der beschuldigt war, eine Barke mit Getreide absichtlich bei Tschistopol versenkt zu haben, um die volle Versicherungsprämie für verladene minderwertige Ware zu erhalten. Er saß dort bereits ein ganzes Jahr in Untersuchungshaft und wartete auf die Verhandlung. Da er einige Vergünstigungen hatte, gelang es ihm uns einige Pakete des bereits früher erwähnten Tabaks (Machorka) zu verschaffen, sowie das bewußte Zigarettenpapier. Da ich starker Zigarettenraucher bin, so war es für mich eine große Freude, weniger allerdings für meine Kameraden, denn hervorragende Luft verbreitete dieses Zeug nicht.

Am Tage unseres Abmarsches aus Tschistopol wurden wir mit unseren neuen Weggenossen zusammengesperrt und hier lernten wir das russische Verbrechertum in seiner ganzen Scheußlichkeit und Gemeinheit kennen. Wir hatten ja schon alle viel Gelegenheit gehabt Studien in dieser Beziehung zu machen, doch hatte ich es für unmöglich gehalten, daß so etwas wie unsere neuen Genossen überhaupt auf Gottes Erde existiere und den Namen Mensch führe. Ich meine hiermit nicht alle Neuankömmlinge, sondern zwei Brüder, die aus Tschistopol stammten und nach Kasan gebracht werden sollten.

Beim Abmarsch wurden wir von dem Laischewer Konvoi in Gegenwart des Kreischefs übernommen. Dieser Herr vertrat nun die

Digitized by Google

Ansicht, daß wir verdächtige deutsche Spione seien und befahl demgemäß uns auf das allerstrengste zu untersuchen. Die Konvoisoldaten ließen sich das nicht zweimal sagen und untersuchten nicht nur unsere Kleider, sondern auch unseren Körper nach Geld, wobei sie uns mit ihren schmutzigen Fingern in den Mund fuhren. Unterdessen erging sich der Herr Kreischef in zynischen Bemerkungen und trieb es so weit, daß mir schließlich der Geduldsfaden riß und ich äußerst grob wurde. Es war mir ganz gleichgültig, was mit mir wurde, meine Nerven waren in derartiger Anspannung, daß ich nicht mehr an mich halten konnte. Seltsamerweise hatte es den Erfolg, daß besagter Herr ruhiger und weniger zynisch wurde, so daß uns damit geholfen war.

Die oben erwähnten Brüder hatten auf alles nur freche Antworten, untermischt mit den gemeinsten Ausdrücken und Schimpfworten, wie sie sich nur ein russischer Hirnschädel ausdenken kann.

Auf dem Wege vom Gefängnis bis zur Peripherie der Stadt sahen wir fünf große Lazarette, was ein grelles Licht auf die Zahl der russischen Verwundeten wirft, wenn man bedenkt, daß Tschistopol 185 Kilometer von der nächsten Bahnstation entfernt ist, der Transport der Verwundeten daher auf Wagen bewerkstelligt werden muß.

Als wir noch durch die Stadt marschierten, lief eine weinende Frau neben unserem Transport her, es war die Mutter der beiden Brüder, die jammernd klagte, daß sie jetzt ohne Existenzmittel sei, weil beide Söhne im Gefängnis wären. Warum hätten sie ihr das angetan, anstatt zu arbeiten, worauf der Älteste grob rief: „Weine doch nicht, ich sitze doch lieber im Gefängnis, als daß ich mich von den Deutschen totschießen lasse!“ Nachdem sie ihren Söhnen noch Brot und Eßwaren gegeben hatte, ging sie weinend zurück und wir zogen aus der Stadt wieder über die Kama hinüber auf die andere Seite, hungernd und frierend. Zwischen Tschistopol und Laischew waren noch drei Etappengefängnisse, Alekssejewskoje, Iwanowskoje und Schumra. In den beiden ersten übernachteten wir, während wir infolge einer Depesche an den Konvoi die letzte Station vor Laischew sofort wieder verließen, so daß wir an diesem Tage 44 Werst zurücklegen mußten. Es war furchtbar und wir kamen abends spät mehr tot als lebendig an.

Laischew ist eine ganz kleine Provinzstadt mit einem alten zerfallenen Gefängnis, das nicht einmal die elementarsten sanitären Einrichtungen aufwies. Während wir in allen Stadtgefängnissen wenigstens 20 Minuten im Freien spazieren gehen durften, war es uns dort untersagt. Wir lagen in einer Kammer 16 Mann und trauten uns garnicht recht zu schlafen, weil wir durch einen mitgefangenen Tataren erfuhren, daß die vorerwähnten Brüder mit noch zwei Komplizen etwas gegen uns planten. Dieser Tatar Muchamed hatte überhaupt nichts verbrochen, sondern wurde als Zeuge zu einem Termin hingebracht, was aber nicht hinderte, daß er gleichfalls wie ein gemeiner Verbrecher per Etappe transportiert und be-

Digitized by Google

handelt wurde. Wir waren es schon gewöhnt, für ihn tat es uns leid. Den ganzen Tag betrachtete er sich eigentlich als unseren Diener, und da er selbst wenig rauchte, so besorgte er mir, wo er nur konnte, etwas Tabak. Mitnehmen von Tabak war ja nicht erlaubt, aber die Not macht erfinderisch und so hatten die Leute immer einen beschränkten Vorrat bei sich, den sie sich in den Staatsgefängnissen gekauft hatten, wo das Rauchen meist erlaubt war.

Der schlimmste Beamte auf unserem ganzen Marsch war wohl der Gefängnisdirektor in Laischew, ein ganz ungebildeter roher Patron, der alles Erdenkliche ersann, um uns zu kränken. Einer unserer deutscher Kameraden hatte in seinem Mantel noch Geld und es vor Laischew auf dem Marsche bereits herausgenommen, um gleich in Laischew etwas zu essen kaufen zu können. Durch ein Versehen hatte er das Geld in sein Portemonnaie gesteckt und so wurde es gefunden und ihm abgenommen. In allen anderen Gefängnissen durften wir für Geld, welches wir noch bei uns hatten, Lebensmittel besorgen. Der Direktor in Laischew ließ uns dagegen in das Kontor bringen, um uns zu erklären, daß wir nur für die vom Staat bewilligten 10 Kopeken pro Mann Eßwaren ausschreiben dürften und zwar jeder für sich für 10 Kopeken, da für die gefangenen deutschen Spione ein eigenes Gesetz diesbezüglich geschaffen sei. Das war ja ein notorischer Unsinn, wirft aber Licht auf die russischen Zustände und auf die Macht, die selbst der kleinste russische Beamte sich anmaßt.

Was blieb uns also übrig? Wieder gingen einige Kleidungsstücke den Weg alles Fleisches. Der Gefängnisschließer war im Grunde eine gutmütige Haut. Sein Hauptvergnügen bestand darin uns durch Kriegsberichte gruselig zu machen und wir hätten garnicht solch unbedingtes Vertrauen zu unserem geliebten Vaterlande zu haben brauchen, wie wir es hatten, um an diese Schauermärchen nicht zu glauben. Sie waren zu durchsichtig und zeugten gleichzeitig von einer solchen Dummheit und Unkenntnis, daß wir oft in schallendes Gelächter ausbrachen. So erzählte er uns eines Tages, die Deutschen hätten eine furchtbare Niederlage erlitten, nachdem es den Serben und Belgiern geglückt wäre sich zu vereinigen. So in der Art ging es Tag für Tag mit seinen Erzählungen, dabei lächelte er aber so gutmütig, daß man ihm nicht einmal bös sein konnte.

Vier Tage mußten wir im Gefängnis in Laischew zubringen, und da wir dort wieder in die Hände des berüchtigten Kasaner Konvoi kommen sollten, so wollte einer unserer Kameraden, der zwei Mäntel und auch noch zehn Rubel hatte, diesen einem der Mitgefangenen übergeben, bis der Transport übernommen war. Unverständigerweise verfiel er, trotz meiner Warnung, auf den jüngeren der beiden Brüder und sollte auch seinen Mantel nie wieder sehen, wie ich es vorausgesehen hatte. Alle Versuche scheiterten, Gewalt war nicht anzuwenden, und die Konvoi-

Digitized by Google

soldaten mischten sich nicht hinein, freuten sich vielmehr, daß einer von uns hineingelegt worden war.

Noch zwei weitere Etappengefängnisse und wir waren in Kasan. Wenn wir nun gehofft hatten, von den Verbrechern getrennt zu werden, wie es in Tschistopol, Mamadysch usw. geschehen war, so sahen wir uns böse getäuscht. Sie kamen mit uns in dieselbe Kammer, doch fanden wir bereits mehrere Deutsche vor, die aus Astrachan, Batum und Baku waren und nach Tsarewokakscheisk verbannt waren. Es waren nette Kerle, darunter einer, der kein Wort deutsch sprach und wohl kaum je an sein Vaterland gedacht hatte. Seitdem er aber als Deutscher verhaftet war, war es ihm zum Bewußtsein gekommen und er hatte keinen sehnlicheren Wunsch als nach Deutschland zu entkommen und ins Heer einzutreten.

Im Gefängnis in Kasan, das wir ebenfalls eine Woche mit unserem Besuch beehrten, trafen wir zum ersten Male verwundete deutsche Unteroffiziere und Mannschaften, die auch per Etappe von Gefängnis zu Gefängnis geschleppt wurden und deren Verband wochenlang nicht erneuert worden war. Auch trafen wir dort die ersten gefangenen Türken, die uns hocherfreut als Bundesbrüder begrüßten. Die armen Kerle haben uns herzlich leid getan. Da sie sich nicht von ihrem Geld trennen wollten, hatten sie sich tausende von Rubeln eingenäht, doch wurden diese gefunden und fortgenommen.

Weiter befanden sich in Kasan gefangene Chinesen, die überhaupt nicht wußten, weshalb sie da saßen.

Am letzten Tag warnte uns abermals unser Tatar vor den anderen, da sie die Absicht hatten uns im letzten Augenblick zu bestehlen. Dr. F. und ich entschlossen uns daher die letzte Nacht abwechselnd auf unserem Gepäck zu wachen und diesesmal trauten sich die Hallunken doch nicht an uns heran, da wir deutschen Zuwachs erhalten hatten. Wutknirschend blieben die beiden Brüder gleichfalls die Nacht wach, ohne etwas erreichen zu können.

Wie bekannt der ältere der beiden hoffnungsvollen Brüder im Gefängnis war und wie sehr diese Leute selbst mit den Wärtern unter einer Decke stecken, beweist, daß der Wärter dem Dieb den Auftrag erteilte, ihm ein Kopfkissen zu besorgen, doch mißlang auch dieses, da wir uns nicht eine Sekunde von unseren Sachen trennten.

Von Kasan konnten wir endlich die Bahn benutzen. Wir wurden vom neuen Konvoi übernommen, gründlich untersucht und .... in Ketten gelegt. Alles Protestieren half nichts. Der Gefängnisdirektor selbst legte sich ins Mittel, aber der Führer des Konvoi ist allmächtig und dieser bestand darauf. Zu zweit zusammengekettet wurden wir etwa fünf Kilometer durch ganz Kasan geschleppt und dann auf der Bahn durch das gaffende Publikum zum Arrestantenwaggon geführt. Hier harrten unserer die berüchtigten Stolypin-

Digitized by Google

Wagen; diese haben mehrere Bänke übereinander, so daß ein Sitzen nur in gebückter Stellung möglich ist, außerdem sind sie innen ganz vergittert und der Posten geht stets vor den einzelnen Abteilungen auf und ab, ein Bewegen ist so gut wie ausgeschlossen.

Zehn Rubel hatten wir glücklich gerettet und so haben wir denn in Kasan und die ersten zwei Tage auf der Bahn wenigstens etwas essen können. Unterwegs stieß ein anderer Zug Gefangener zu uns und ich war sehr froh unter ihnen zwei gute Freunde zu treffen, die gleichfalls dem Flottenverein angehörten und zurücktransportiert wurden. Gottlob waren sie noch bemittelt, man hatte ihnen kein Geld abgenommen und so streckten sie uns etwas vor, so daß wir wieder zu essen hatten. Es war die höchste Zeit, denn wir waren schon sehr geschwächt durch die lange Unterernährung. Am 14. Dezember russischen Stils trafen wir dann endlich in Moskau ein und ich war glücklich nun endlich meine Frau wiederzusehen. Aber vorerst sollte es anders kommen.

Von der Bahn wurden wir zu Fuß durch Moskau geführt bis zum Transportzuchthaus. Unwillkürlich sahen wir rechts und links, ob wir nicht Bekannte sähen, aber im Grunde waren wir froh keinen getroffen zu haben. Meine größte Sorge war, so schnell wie möglich meine Frau zu benachrichtigen, daß ich in Moskau sei, aber wie sollte ich es anfangen.

Im Transportzuchthaus wurden wir abermals ganz untersucht und alles Geld wurde uns abgenommen, so daß ich nicht einmal eine Karte schreiben konnte. Sodann wurden wir in eine Kammer gesperrt, wo bereits über 70 Verbrecher waren. Dieses elende Gebäude ist doch das fürchterlichste, was in Rußland existiert, kein anderes ist so schmutzig und so voll Ungeziefer. Es war nicht zu ertragen, wir waren am ganzen Körper wund und hatten auch hier keine Gelegenheit ein Bad zu nehmen.

Ich war in Verzweiflung umsomehr als ich nicht erfahren konnte, was aus uns wurde. Nach zwei fürchterlichen Tagen wurden drei von uns (wir waren ja jetzt sechs) nach dem Gefängnis in Sfolkolniki (einem Vorort von Moskau) gebracht, während Dr. F., Sch. und ich ohne jedweden Grund in das Taganka-Gefängnis in Einzelhaft gebracht wurden.

Von dort meiner Frau zu schreiben, war unmöglich und so durchlebte ich fünf fürchterliche Tage bei äußerst mangelhafter Nahrung. Tee und Zucker hatte ich auch nicht mehr und mußte mich mit heißem Wasser und Schwarzbrot begnügen. Am sechsten Tage sollten wir gleichfalls in das Sfolkolniki-Gefängnis überführt werden. Man kann sich meine freudige Überraschung denken, als ich zuvor in den Besucherraum geführt wurde, wo ich denn endlich meine Frau wiedersah. Sie war täglich in den Moskauer Gefängnissen gewesen, um sich nach mir zu erkundigen, sie war täglich zu den Transporten auf die Bahnhöfe gekommen, hatte mich aber nicht gefunden, da sie annahm, daß ich wieder über Wjatka zurückgebracht werden würde.

Digitized by Google

Es war ja inzwischen bekannt geworden, daß wir zur Verhandlung nach Moskau gebracht würden.

Das Wiedersehen war dennoch traurig. Meine Frau war entsetzt wie ich aussah, denn zu erkennen war ich kaum, ich hatte etwa 50 Pfund abgenommen. Ich selbst konnte vor Aufregung kaum sprechen und zum Überfluß waren wir durch zwei engmaschige Drahtgitter, die etwa einen Meter von einander entfernt sind, getrennt. Dennoch, wir hatten uns gesehen und wußten, daß wir lebten.

Mittags endlich wurden wir nach Ssolkolniki gebracht. Ich sage endlich, denn wir hatten schon erfahren, daß alle unsere Freunde dort waren und zwar im ganzen 72.

In Ssolkolniki sollten wir es endlich menschlich haben und konnten über nichts Klage führen. Wir wurden gut beköstigt, hatten zwei große helle Schlafsäle. Auch konnten wir endlich baden und uns wieder menschlich machen, da unsere Frauen schon alles Erforderliche hingebracht hatten.

Das ganze Leben in Ssolkolniki war für uns eine direkte Erholung, wir wurden wieder als gebildete Menschen behandelt. Nur wirkte störend, daß wir auch hier unsere Lieben nur durch Gitter sprechen durften. Eine Petition zeitigte keinen Erfolg.

Die beiden Säle lagen übereinander. Das Gebäude war ein Flügel für sich und meist waren die Türen offen, so daß wir auch die Kameraden im anderen Saal besuchen konnten. Zweimal am Tage gingen wir eine Stunde auf dem Hof spazieren, während die Räume gelüftet wurden. Wir hatten alles militärisch eingerichtet, morgens 5½ Uhr wurde aufgestanden, morgens und abends zum Appell in zwei Gliedern angetreten, auch hatten wir zweimal am Tage Turnstunde (Freiübungen) und pünktlich 9 Uhr wurde abends das Lager aufgesucht. Zwei von uns hatten täglich Stubendienst, alles war in musterhafter Ordnung, was auch die Gefängnisdirektion anerkannte. Das Leben im Gefängnis in Ssolkolniki gestaltete sich nach und nach immer besser. Das russische Weihnachtsfest wurde weihevoll gefeiert, unsere Lieben hatten viele Sachen geschickt, die wir auch glücklich erhielten.

Am 27. Januar wurde Kaisers Geburtstag festlich begangen. Bei erhobener Stimmung wurden patriotische Lieder, wenn auch mit halber Stimme, gesungen und unser lieber Freund K. hielt in altbewährter Meisterschaft die Festrede, durchdrungen von glühendem Patriotismus und Liebe und Verehrung zu Kaiser und Reich. Wir wurden auch nicht ein einziges Mal durch die Aufsichtsbehörde gestört und so nahm unsere Feier einen schönen Verlauf. Auch der Humor kam in Ssolkolniki wieder mehr zum Durchbruch. Die Geburtstage der Freunde wurden gefeiert und ganze Aufführungen gemacht. Auch hatten wir einen kleinen Chor gebildet, der sehr hübsch sang. Dr. M. und ein Herr L. entpuppten sich als vorzügliche Taschenspieler, andere hielten Vorträge, heitere und ernste, mit einem

Digitized by Google

Wort, es war eine Erholungszeit für uns alle, die wir so Schweres durchgemacht hatten.

Doch auch Trauriges erlebten wir. Herr Sch., den wir krank in Nolinsk zurückgelassen hatten, war halb gesundet zurücktransportiert, während Staatsrat S. bereits gestorben war. In Ssolkolniki erkrankte er aufs neue an Blutfleckenkrankheit infolge von Unterernährung und schlechter Luft und mußte am 31. Dezember russischen Stils kurz vor Neujahr in das Krankenhaus gebracht werden, wo er bereits am folgenden Tage seinem Leiden erlag. Der untersuchende Arzt erklärte die Krankheit dem Heilgehilfen gegenüber lateinisch als Flecktyphus, wohl in der Annahme, daß wir es nicht verstehen würden. Nun sollte sofort der ganze Raum desinfiziert werden und wir 34 wurden nachts auf den Hof gebracht, wo wir das russische Neujahr antraten. Wir begrüßten es mit einem dreimaligen Hurra auf Kaiser und Reich.

Im übrigen verging ein Tag wie der andere. Wir spielten Karten, Schach und Würfel und so verging die Zeit.

Wir warteten inzwischen mit Schmerzen auf den Verhandlungstag, die meisten von uns hatten sich Rechtsbeistände genommen und fabelhafte Honorare zahlen müssen. Ein bekannter Anwalt verlangte für die Verteidigung 15 000 Rubel.

Plötzlich am 31. Januar 1915 vormittags 11 Uhr wurden wir auf Befehl des Zaren freigelassen. Der Untersuchungsrichter für besonders wichtige Angelegenheiten, Exzellenz W., erschien mit dem Oberprokureur und verlas ein Telegramm des Zaren, nach dem der ganze Prozeß gegen uns auf Befehl des Zaren niedergeschlagen wurde. Wir hörten es schweigend an und schweigend entfernten wir uns. Falls in der Depesche von Begnadigung die Rede gewesen wäre, hätten wir protestiert, denn wir wollten keine Gnade, sondern unser Recht. Eine halbe Stunde später hatten wir alle das Gefängnis verlassen.

Die Freude des Wiedersehens, das auch unseren Lieben überraschend kam, kann man sich denken.

Mein Entschluß war gleich gefaßt. Da wir geschäftlich doch nicht mehr tätig sein durften, andererseits aber fürchten mußten, aus irgend welchem Grunde wieder verhaftet zu werden, so wollte ich Rußland so schnell als möglich den Rücken kehren.

Bei den russischen Behörden geht das aber nicht so schnell und speziell habe ich es dem berüchtigten Obersten Grigorow zu danken, daß ich noch sieben Wochen auf meinen Paß warten mußte. Mitte März endlich reiste ich über Rumänien nach Deutschland.

Während die Fahrt bis Ungeni sehr gut war, so konnte man dieses von Rumänien nicht behaupten. Wir waren 36 Deutsche, Männer, Frauen und Kinder, die gleichzeitig die Grenzstation Ungeni verließen. Wir wurden alle in einen baufälligen Wagen dritter Klasse gesteckt, in welchem wir im Schneckentempo ohne Licht bis Jassy gebracht wurden. Dort nahmen sich unserer das deutsche Konsulat, sowie

Digitized by Google

die dort ansässigen Reichsdeutschen an, so daß wir wenigstens zu essen bekamen.

Unser Waggon wurde darauf über die Nacht auf ein totes Geleise geschoben und da blieben wir ohne Licht und eingeschlossen zwölf Stunden liegen. Am anderen Morgen ging es weiter. gleichfalls in einem alten defekten Wagen dritter Klasse 36 Menschen zusammengepfercht. Nach weiteren 30 Stunden kamen wir an die ungarische Grenze in Gyimesbükk an, immer noch als Gefangene und auch dort wurden wir unter Bewachung weitertransportiert über Budapest, Wien nach Tetschen.

In Tetschen kamen wir in Quarantäne, wo diejenigen zurückgehalten wurden, die Ungeziefer hatten.

Endlich am 4. April unseres Stils langten wir in Berlin an und stiegen meine Frau und ich im Hotel ab.

Beim Auskleiden fand ich doch noch eine Laus — ein letzter Gruß aus Rußland.

Deutsche Mode.

Schon um uns der vielen Einsendungen zu erwehren, müssen wir ein paar Bemerkungen über deutsche Mode machen. Vorausgeschickt sei, daß diese Bemerkungen nicht auf Literaten gemünzt sind, die mit Artikeln und Zeitschriften über deutsche Mode Geld verdienen wollen; wir sehen ein, daß der Weg zum Kassenschrank des Mannes durch den Kleiderschrank der Frau führt und daß es eine ganz glückliche Idee ist, wo der Krieg so viele internationale Kulturwerte zerstört, einige deutsche Kulturwerte auf den Markt zu bringen. Im übrigen halten wir deutsche Mode für einen Widerspruch in sich. Deutsch ist es, keine Mode mitzumachen. Das, was uns die Frauen als geistig minderwertig erscheinen läßt, ist nicht, wie Frauenrechtlerinnen meinen, die Verstocktheit unseres Herzens, sondern ihre fortgesetzte Beschäftigung mit Kleiderfragen. Nicht nur seine Damen sprechen zwar mit fernerstehenden Freundinnen von Kunst, aber mit näherstehenden von dem Jakett, das sie in Mannheim (vor 30 Jahren) getragen haben, auch von Marktfrauen hörten wir neulich: — „Am Sonntag lassen wir uns photographieren, da leg ich meinen schwarzen Rock an". — „Nacher leg ich am Sonntag meine roten Schuh an, gelb san's." — Wer hat schon einmal Männer davon reden hören, was sie am nächsten Sonntag anlegen? Vor allem sollen sich die Frauen überhaupt weniger mit ihren Kleidern beschäftigen; zweitens sollen sie anziehen, was sie mögen und nicht meinen, sie seien national, wenn sie sich nicht mehr nach den Pariser Kokotten richten, sondern nach den Berliner; und drittens und hauptsächlich sollen sie nicht meinen, daß nach dem Krieg ihr Mann Geld haben wird, alle paar Monate eine Thusnelda- oder eine Gretchen-Gewandung zu kaufen. Als beste Modezeitschrift empfehlen wir ihnen die Monatsblätter für Invaliden- und Krüppelhülfe (Leipzig, Leopold Voß, jährlich 5 Mark); daraus werden die Damen ersehen, was man gegenwärtig trägt (insbesondere viele Neuheiten in Armen und Beinen) und wofür man sein Geld ausgibt. Zum Generalkommando aber haben wir das Vertrauen, daß es bei Einziehung der Fett- und Mehlvorräte auch die Zentner nicht vergißt, die auf die Gesichter der großstädtischen Damen aufgetragen sind.

Digitized by Google

Die Rolle der Ausländer in Rußland.

Von Adolf Dirr in München.

Wer jemals über die russische Grenze gekommen ist, dem wird es aufgefallen sein, wie groß dort die Zahl der Ausländer, zunächst der Westeuropäer ist. Kennt sich der Reisende in dem auf den Westländer zuerst so ungemein fremdartig wirkenden Lande erst einmal etwas besser aus, so wird er auch bemerken, daß diese Ausländer im russischen Leben fast durchweg eine mehr oder weniger bedeutende Rolle spielen, sie stehen in besseren und besten Stellungen und ihre Lebensführung weicht gewöhnlich beträchtlich von der allgemein landesüblichen ab. In der Tat haben wohl in keinem Lande Europas die fremden Elemente eine so hervorragende Rolle im Staats-, ökonomischen und gesellschaftlichen Leben gespielt, wie gerade in Rußland. Da man nun den Russen im allgemeinen durchaus nicht der Ausländerei bezichten kann, muß diese Erscheinung einen tieferen Grund haben.

Versuchen wir diesen tieferen Grund zunächst für die eine Seite des Lebens, das technisch-wirtschaftliche Gebiet herauszubekommen. Wenn heutzutage — und es wird wohl immer so gewesen sein — wenn heutzutage jemand ins Ausland geht, hat er seine guten Gründe: entweder er will dort etwas lernen, sehen, er will seine eigene Kultur vermehren, oder er will dort etwas schaffen, er geht aus gewinn- oder geschäftssüchtigen Motiven hinaus, er will seine Arbeitskraft, seine Kenntnisse, sein Kapital im fremden Lande verwerten. Er bringt Kultur in das Land, und dies um so mehr, je höher die Kultur seines Ursprungslandes über der Kultur desjenigen Landes steht, in das er sich begibt.

Rußland ist sicher ein Land, in das der Westeuropäer nicht übersiedelt, um etwas zu lernen, sondern um dort seine Fähigkeiten zur Geltung zu bringen. Es ist auch kein Land, in dem der bloße Genießer auf seine Rechnung käme. Da Rußland nichts zu geben hat, werden durch seine Tore nur solche eingehen, die Rußland etwas zu geben haben. Es werden also Elemente sein der aktiven europäischen Ausbeutungspolitik und ihre Tätigkeit wird notgedrungen die ökonomisch-kulturelle Entwicklung Rußlands nach sich ziehen. Genau so, wie überhaupt die Auswanderung der aktiven westeuropäischen Völker nach Übersee die Einwanderungsgebiete ökonomisch entwickelt und hochgebracht hat. Freilich ist umgekehrt eine Einwanderung kulturempfängerischer Elemente nach Westeuropa zu konstatieren. Rußland, das uns hier speziell angeht, hat seit Jahrhunderten seine Söhne nach dem Westen geschickt. Aber alle kamen sie, um vom Westen etwas zu empfangen: die einen Wissen und Kenntnisse, die andern Gesundheit, dritte überhaupt nur neue Eindrücke. Was für ungeheure Summen da über die russische Grenze fließen, ist nicht zu unterschätzen: man hat berechnet, daß 1900 nicht weniger als 156 Millionen Rubel von Russen in Westeuropa ausgegeben worden sind.

Die Anfänge der Einwanderung aktiver westeuropäischer Elemente nach Rußland gehen ziemlich weit zurück. (Ich folge hier hauptsächlich dem ausgezeichneten Buch von B. Ischchanian, Die ausländischen Elemente in der russischen Volkswirtschaft. Berlin 13.) Das ungeheure osteuropäische Reich war zu einer Zeit, als im Westen schon die herrlichsten Kulturknospen sich zur Blüte entfalteten, noch eine ziemliche tabula rasa in kultureller Beziehung.

Digitized by Google

An all dem Großen, was das Altertum und das Mittelalter in Europa geschaffen, hat Rußland nicht mitgetan, nichts von dem, was wir europäische Kultur nennen, ist in Rußland geschaffen worden. Um die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert stand Rußland, das eben die Mongolenherrschaft abgeschüttelt hatte, vor der Alternative, entweder eine chinesische Mauer um seine Grenzen zu bauen oder seine Tore dem Westen zu öffnen. Es tat das letztere. Es tat es sicher nicht aus dem Wunsche, an der Kulturarbeit des Westens teilzunehmen, sondern aus einem andern Beweggrunde heraus: es wollte seine militärische Kraft ausbauen, um sowohl dem Westen als auch dem Osten gegenüber sich behaupten zu können. Darum richteten die Machthaber ihre Aufmerksamkeit auf die Entwicklung derjenigen Seiten des nationalen Wirtschaftslebens, die die Kriegstechnik und Kriegstüchtigkeit hochzubringen imstande waren. Die Heeresorganisation und der Verwaltungsmechanismus haben sich denn auch in Rußland zuerst europäisiert. Rußland wurde so zur Macht, die auch dem Westen gefährlich werden konnte, trotzdem seine Finanzen sich fast immer in kläglichstem Zustande befanden. Schon an der Wiege des russischen Staates stand der Ausländer. Die älteste Tradition, die mehr als Sage ist, berichtet, die Slawen hätten nordische Fürsten zu sich gerufen: „Unser Land ist weit und reich, aber es ist keine Ordnung darin. Kommt und herrschet über uns!" Darum stellt die Tradition an den Anfang des russischen Reichs die Warjäger. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß dies Skandinaven waren. Dann kamen Griechen ins Land und brachten das Christentum, dann brachen die Tataren ein und brachten ihre asiatische Organisation mit, endlich, mit dem 15. Jahrhundert kommt der Westeuropäer. Johann III. und sein Enkel Johann IV., der Schreckliche, wenden sich als erste ans Ausland, um in ihrem Reiche gewisse Gewerbszweige einzuführen. Italienische Architekten, Künstler, Ingenieure, Ärzte legen den Grund dazu. Auch Kriegsgefangene, vorzüglich Deutsche, werden zu Gewerbszwecken ausgebeutet. Unter Johann dem Schrecklichen kommen auch Engländer. Königin Elisabeth schickt sie und läßt sich ihre Gefälligkeit durch große Privilegien an die englische Handelskompagnie bezahlen. Am Eismeer und am Weißen Meere dürfen nur englische Schiffe Handel treiben. Die folgenden Herrscher gehen weiter auf dem nun einmal eingeschlagenen Wege. Es kommen Deutsche und Holländer. Der Niederländer Andreas Vinius errichtet im Gouvernement Tula eine Eisengußfabrik und legt damit den Grund zu einer der größten Industrien Rußlands. Aber nicht nur das Gewerbe, auch der Handel, sogar das Postwesen wurden von Ausländern organisiert. Deutsche Kaufleute bekamen unter Boris Godunow das Recht „innerhalb und außerhalb des Landes zu reisen, zu handeln und zu wandeln, wie und wo sie wollen". Der Holländer Johann von Sweeden organisiert das Postwesen. Allmählich überzieht sich Rußland mit einem immer dichteren Netz von ausländischen Unternehmungsstätten. Und merkwürdig: man gewährt den Ausländern alle möglichen Rechte, man fördert sie in jeder Hinsicht, gibt ihnen Gewerbe-, Reise-, Handels- und Konfessionsfreiheit, während man den eigenen Untertanen gegenüber die Zügel immer straffer anzieht. Noch merkwürdiger: man haßt die Fremden und das Fremde damals schon, aber man kann weder gegen noch ohne die einen wie das andere etwas tun oder ausrichten. Rußland besaß keinen sogenannten dritten Stand im europäischen Sinne; er mußte erst geschaffen werden und das sollten die Ausländer besorgen.

Digitized by Google

Das war nun alles nur ein Anfang. Mit Peter dem Großen aber nahm es eine energischere Wendung. Vor ihm war Rußland ganz Asien, er fügte es ins europäische Staatengebilde ein. Er wollte sein Land zu einem europäischen machen und begriff, daß er es zuallererst in ökonomischem Sinne europäisieren müsse. Er machte sich an die Aufgabe mit der ganzen Brutalität seiner Energie. Er berief die Ausländer zu Hunderten, 573 aus Holland, 60 aus England, an die 700 aus Deutschland. Er berief sie alle nicht bloß zu produktiven Zwecken, sondern auch als Erzieher für sein Volk. Er machte aus seinen schwedischen Gefangenen sogar Kulturträger; sie mußten den Russen das Schmiedehandwerk beibringen. Ungeheuer waren die Vorrechte, die Peter den Ausländern einräumte; nirgends in Europa genossen die Fremden solche Privilegien. Nicht daß er für die Europäer besonders viel übrig gehabt hätte, er war sicher kein blinder Europäerfreund. Er ließ das Staatsruder nicht aus den russischen Händen gleiten; er erblickte in den Europäern nur die Träger der kulturellen Erziehung seines Volkes. Aber Peter fand bei seinen Untertanen wenig Liebe und wenig Dank für seine Bestrebungen. Der Ausländer, besonders der Deutsche, der eine so breite Bresche in den Schlendrian, in die Gemütlichkeit, Gleichgültigkeit und Ruhe, also in die der russischen Volksseele adäquate Lebensauffassung legte, wurde jetzt mehr gehaßt als früher schon. Adel und Klerus wollten von der Kultur des Westens schon gar nichts wissen. Nach Peters Tode wurde der Gegensatz zwischen den Ausländern, speziell den Deutschen und den Russen noch schärfer. Leicht begreiflich, weil zur Zeit Katharinas I., Peters II., der Zarinnen Anna und Elisabeth die Deutschen überhaupt das herrschende Element waren. Unter Katharina II. setzt etwas Neues ein: Kolonisation fremder Staatsangehöriger. Aus ganz einfachen Gründen: wenn das Erworbene in Handel und Gewerbe nicht zugrunde gehen sollte, mußte die Kaufkraft des Volkes gehoben werden. Dies gelang aber in einem Agrarstaate wie Rußland nur, wenn man die Bodenkultur hob. Katharina sandte also Agenten nach dem Ausland, besonders nach Deutschland, und versprach den Ansiedlern sehr weitgehende Vorrechte: freie Religionsübung, Befreiung von Kriegs- und Zivildienst für immer, von Abgaben auf bestimmte Zeit, Selbstregierung, wenigstens in gewisser Beziehung, eigene Gerichtsbarkeit. Man bedenke: im Lande der Leibeigenschaft hatten diese Kolonisten größere Rechte als daheim. Die Werbetätigkeit der Kaiserin hatte denn auch gute Erfolge. Von 1764—1775 wanderten 11986 Männer und 11198 Weiber ein. Sie kamen meist vom Rhein und Westfalen und wurden an der Wolga zwischen Nikolajewsk und Saratow angesiedelt. Im Jahre 1838 war die Kopfzahl der Wolgakolonisten bereits auf 117880 gestiegen. Auch anderswo wurden Kolonien gegründet: am Dnjepr, in der Nähe von Jekaterinoslaw entstand 1783 die Mennonitenkolonie Rosental. Damals waren es ungefähr 1650 Seelen, Wallace aber schreibt (1906), daß es während seiner Reise schon 50000 Köpfe waren, die über 350000 ha Land besaßen. Unter den Kolonisten befanden sich auch Gewerbetreibende.

Auch im 19. Jahrhundert ging die Kolonisation voran. 1803 kamen unter Alexander I. aus Westpreußen 347 mennonitische Familien. Überhaupt ließ sich's dieser Herrscher angelegen sein, Ausländer ins Land zu ziehen; große Strecken Südrußlands wurden kolonisiert, 1817 kamen die ersten deutschen (württembergischen) Bauern nach Transkaukasien. Das blühendste Zentrum

Digitized by Google

deutscher Kolonien ist in Südrußland, in den Gouvernements von Jekaterinoslaw, Taurien, Cherson und Beßarabien. Nach einer Statistik vom Jahre 1890 haben die ausländischen d. h. die deutschen einen Bodenbesitz von 2860623 Desjatinen auf 310342 Seelen.

Eine andere Phase der ausländischen Kolonisation in Rußland ist die Besiedelung des Zartums Polen. Die Geschichte der industriellen Entwicklung Polens ist zugleich die Geschichte des deutschen Elementes in diesem Lande. Im Gegensatz zum übrigen Rußland, das landwirtschaftlich, ist Polen industriell kolonisiert worden. Auch in Polen wurden den Einwanderern große Privilegien eingeräumt. Die eigentliche werbende Ansiedlungspolitik beginnt mit dem Jahre der Gründung des Zartums Polen, 1815. Scharenweise kamen die Deutschen und brachten ihr Können und Wissen, in wenigen Jahren 10000 Familien. Früher winzige Dörfer wurden große Industriezentren wie Lodz und Tschenstochau. Ersteres hatte 1820 800 Einwohner, 1853 5730, 1860 20150, 1895 315000 mit einer Produktion von 90000000 Rubel. Aus Böhmen kamen im Lauf von 23 Jahren 15000 Tschechen (von 1868 an). Sie siedelten sich in Wolhynien an; jede Familie bekam 28—34 Desjatinen. 1877—1882 setzt eine starke Einwanderung aus Preußen und Österreich ein. In den achtziger Jahren waren im Gouvernement Warschau 61 reindeutsche Ortschaften; mit anderen gemischt saßen die Deutschen in 586 Ortschaften. Eine halbamtliche Schätzung aus dem Jahre 1901 berechnet in den Weichselgebieten reichlich 600000 Ausländer, 82 Prozent davon sind Deutsche. In ganz Rußland saßen in den neunziger Jahren zirka 1 Million deutsche Kolonisten, die zusammen 7½ Millionen Desjatinen Land besaßen. Sehr viel davon ist durch Ankauf von russischem Grundbesitz in deutsche Hände übergegangen. Es ist klar, daß diese Tatsachen von den Russen eifrig kommentiert wurden. Je nach der persönlichen Stellung des Kritikers sah er die ganze Lage wohl- oder übelwollend den Fremden gegenüber an. Die Frage nach dem Werte der Kolonien für Rußland ist gleich von Anfang an gestellt worden. Zur Zeit Peters des Großen waren die echt russischen Adeligen im Verein mit den echt orthodoxen Geistlichen die Feinde der Ausländer. Während der zweiten Hälfte des 18. und im 19. Jahrhundert spielten diese Rolle die Pomjeschtschiki, die Grundbesitzer. Man verdächtigte die deutschen Kolonisten, obwohl gerade diese sich immer loyal, sogar sehr loyal verhielten. Die Kolonisten slawischer Nation waren natürlich lange nicht so verhaßt; sie schienen nicht so „gefährlich" wie die Deutschen, hinter denen ein „furchtbares, bewaffnetes Volk steht, das Millionen von Bajonetten zur Verfügung hat". In den achtziger Jahren hetzte besonders die Nowoje Wremja und die russische St. Petersburger Zeitung, besonders die erstere, die übrigens gegen alle Ausländer vorging und die Kolonisierung als eine „Europäisierung Rußlands ohne die Russen" bezeichnete. Gegen diese Verhetzungspolitik protestierten die Liberalen und die Fortschrittler in der richtigen Erkenntnis der Tatsache, daß die deutschen Kolonisten nicht eine Germanisierung Rußlands bedeuten können und daß sie durch ihre Tätigkeit als ein äußerst nutzbringendes Element sich erwiesen.

Nun hatte die Kolonisation freilich auch noch einen andern Zweck außer dem, Wüsteneien in fruchtbare Oasen zu verwandeln. Sie sollten durch ihr Beispiel erzieherisch wirken. Letzteres ist nicht erreicht worden, wenigstens nicht in dem Maße, wie man es erwartete. Die Schuld liegt aber nicht am

Digitized by Google

Lehrmeister, d. h. am deutschen Bauern, sondern am Lehrling, dem russischen Bauern. Es ist klar, daß der beim deutschen Bauern nichts lernen konnte, solange er selbst Leibeigener war. Aber auch nach der Aufhebung der Leibeigenschaft wurde es nicht viel besser. Viel sind daran natürlich die eigentümlichen rechtlichen und sozialen Verhältnisse schuld, in denen der russische Bauer lebt, ebensoviel aber auch die Trägheit, Gleichgültigkeit und Indolenz des russischen Menschen. Die Absichten der Regierung waren entschieden gut, als sie ihre Ansiedelungspolitik trieb, aber sie schuf nicht die sozialpolitischen Bedingungen, die zur vollen Ausnützung der europäischen Ansiedler in ihrer Eigenschaft als Lehrmeister geführt hätten. Rußland hätte zuerst in geduldiger Arbeit sein Menschenmaterial zum Lernen erziehen müssen. So sind die guten Absichten pia desideria geblieben.

Kolonisten und Handwerker sind meist im Lande geblieben und russische Untertanen geworden. Aber es gibt auch sehr viele Fremde in Rußland, die nicht ihre Nationalität aufgegeben haben, also eigentliche Ausländer. Ihre Bewegung bietet natürlich ein recht schwankendes Bild. Trotzdem seien einige Zahlen gegeben, um zu zeigen, wie viel Fremde jährlich nach Rußland kommen. Nach den Berichten des russischen Zolldepartements kamen an Fremden nach Rußland

1876 = 245 000
1877 = 237 000
1878 = 252 000
1882 = 275 000.

Dann ging die Zahl infolge der reaktionären Wirren nach der Ermordung Alexanders II. wieder zurück und erreichte erst 1889 wieder 275 000, 1890 = 253 000, 1896 = 216 000, 1897 = 286 000. Von allen diesen Fremden sind natürlich welche zurückgeblieben und haben sich angesiedelt. Ich werde hier keine Zahlen aufführen und begnüge mich mit der Feststellung, daß auch hier wieder die Deutschen in der Überzahl sind. Dann kommen die Österreicher, verhältnismäßig gering aber ist die Zahl der in Rußland bleibenden Franzosen und Engländer.

Nun frägt es sich: wie drückt sich das Verhältnis der Ausländer zu den Einheimischen prozentual aus? 1897 betrug die Anzahl der Fremden 605 500 = 0,5 Prozent der Gesamtbevölkerung. Davon waren 25 Prozent Deutsche, 20 Prozent Österreicher, 19 Prozent Türken, 12 Prozent Perser (in den Grenzgebieten natürlich); dann fällt der Prozentsatz rapid, z. B. nur 1,6 Prozent Franzosen, 1,2 Prozent Engländer, 0,8 Prozent Italiener. Wichtig ist aber, zu betonen, daß die Anzahl der weiblichen Fremden bei Deutschen, Franzosen und Engländern die der Männer überwiegt, — es sind eben sehr viele als Lehrerinnen, Bonnen, Erzieherinnen angestellt. Wichtig ist ferner die Konstatierung, daß Rußland durchaus nicht so überlaufen ist von Fremden, als es den Anschein hat und als besonders die echtrussischen Leute es wahrhaben möchten — erst auf 1000 Einheimische trifft ein Fremder und das ist weniger als in andern Ländern. Es ist ohne weiteres verständlich, daß die Fremden hauptsächlich da sitzen, wo ihnen die günstigsten Existenz- und Tätigkeitsbedingungen gegeben sind, also hauptsächlich und am dichtesten im Weichselgebiet, im Kaukasus und in Sibirien. Ich sage, die Fremden im allgemeinen, wenn wir aber speziell Westeuropäer meinen, so sind am dichtesten von ihnen besiedelt das europäische Rußland und das Weichselgebiet. Auch hier nehmen Reichsdeutsche und Österreicher eine dominierende Stellung ein.

Digitized by Google

Nach wirtschaftlichen Gruppen teilen sich die Ausländer, zunächst die Deutschen, folgendermaßen ein: 32,44 Prozent aller Deutschen beschäftigen sich mit Landwirtschaft, 6,25 leben vom Dienste bei Privatpersonen, die übrigen sind zum großen Teil in Gewerbe und Handel beschäftigt. Die Engländer befassen sich hauptsächlich mit Handel und Industrie in großem Umfange, Franzosen sind meist Großindustrielle und Kaufleute, aber auch vielfach im Handwerk beschäftigt. Bedeutend niedriger ist der Anteil an Ackerbau, Handel und Gewerbe der übrigen Fremden, wovon nur die Griechen eine Ausnahme machen. Diese beteiligen sich in beträchtlicher Menge an Handel und Verkehr. Zusammenfassend kann man sagen, daß die Deutschen, Bulgaren, Türken, Griechen und Tschechen die große Kategorie der agrikulturellen Elemente ausmachen, während die andern sich mehr auf Industrie und Handel beschränken. Was nun die eigentlich in verhältnismäßig geringen Mengen auftretenden Perser, Chinesen und Japaner betrifft, so sind sie hauptsächlich unqualifizierte Arbeiter, die Arbeitskraft, im Gegensatz zu den Westeuropäern, die die Klassenvertreter des Kapitalbesitzes lieferte. Wenn eben von dem großen Anteil der Deutschen an der agrikulturellen Tätigkeit in Rußland die Rede war, so gilt das eigentlich nur von den Deutschen russischer Staatsangehörigkeit. Das Gegenteil ist der Fall bei den Reichsdeutschen in Rußland. Während von den Nationaldeutschen (also Deutschen russischer Untertanschaft) sich 47,56 Prozent mit Landwirtschaft und Nebenberufen, aber nur 20,3 Prozent in der Industrie betätigen, sind von den Reichsdeutschen in der Landwirtschaft nur 22,6 Prozent, in der Industrie aber 52,1 Prozent beschäftigt. Also überwiegt bei den Nationaldeutschen die Landwirtschaft, bei den Reichsdeutschen die Industrie.

Das Verhalten Rußlands den Ausländern gegenüber hat sich mit der Zeit gewaltig geändert. Als es im 19. Jahrhundert allmählich erstarkte — nicht zum wenigsten natürlich dank der Mitarbeit der Ausländer — begann es mit immer scheeleren Augen die Eindringlinge anzusehen. Man beschnitt ihre Rechte, zunächst das Recht der Erwerbung von Eigentum und Nutzungsrecht an Grundstücken. Rußland hatte sich allmählich in den Wahn hineingedacht, es könne ohne die Ausländer auskommen und alles aus eigener Kraft machen. Aber das war eine Täuschung; je weniger lebendige Ausländer es importierte, desto mehr Ausland, d. h. desto mehr ausländische Wissenschaft holte es sich, allerdings ohne die lebendigen Träger derselben. Der Mittel, die lästigen Ausländer loszuwerden, gab es verschiedene, eines der hauptsächlichsten, die Erschwerung des Erwerbs von Grundstücken, habe ich bereits erwähnt. Man verbot auch in Russisch-Polen solche Personen anzustellen, die des Russischen nicht mächtig waren, man verbot den Ausländern die Ausübung gewisser Berufe überhaupt, so den Bergbau und die Goldgewinnung in Ostsibirien. Mit allen diesen Maßregeln wollte man nicht nur das weitere Zuströmen der Ausländer hemmen, sondern auch die schon im Lande Ansässigen zwingen, sich naturalisieren zu lassen. Besondere Beschränkungen wurden natürlich ausländischen Juden auferlegt.

Unheimliche Formen hatte die Fremdenhetze, die ja seit dem Abschlusse der Allianz mit Frankreich hauptsächlich Deutschenhetze ist, in den letzten 20 Jahren angenommen. Wenn nach dem Russisch-Japanischen Krieg infolge der revolutionären Bewegung eine freiere Ära in Rußland zu tagen schien, so wurde das russische Volk bald wieder seinem holden Traume entrissen. Es fing die Herr-

Digitized by Google

schaft der „echt russischen Leute", der „Schwarzenhundert" an. Die Deutschen wurden wieder einmal der so nahe liegende Sündenbock für alle Fehler der Regierung: njemtsy vinovaty, die Deutschen sind schuld. Diese Geistesrichtung hat ihren adäquaten Ausdruck in dem gefunden, was jetzt seit Kriegsausbruch in Rußland vor sich geht — angefangen von der Zerstörung der deutschen Botschaft in Petersburg bis zur Verschickung vieler Zehntausende nach dem Ural und nach Sibirien und bis zu den ostpreußischen Greueln.

Wir gehen nun zu einem anderen Thema über, zu dem Anteil, den das europäische Kapital an der Entwicklung Rußlands genommen hat. Die kapitalistische Produktionsweise hat in Rußland einen harten Kampf kämpfen müssen und muß dies noch. Besonders die russischen Volkstümler, die geschworenen Feinde des Westens, also die Leute, die alles Heil von der inneren, autochthonen Entwicklung Rußlands und der russischen Seele erwarten, haben immer Front gemacht gegen das ausländische Kapital. Im Denken der Narodniki, der Volkstümler, sollte sich der ganze Aufbau Rußlands auf der Basis des bäuerlichen Gemeindebesitzes aufbauen. Auch die Gewerbe sollten im Schoße der bäuerlichen Familie gedeihen, insgleichen Handel und Manufaktur. All das sollte nicht in dem demoralisierten städtischen Milieu konzentriert werden, sondern auf dem Lande. Aber der bäuerliche Gemeindebesitz war keine glückliche Einrichtung. Er bewirkte den Rückgang der Landwirtschaft und war die Ursache der elenden Lage des Bauern. Er war auch ein starkes Hemmnis für die Industrie, denn er fesselte den Bauer an die Scholle; der Bauer hing immer von seiner Gemeinde ab, die ihn mitten aus dem Gewerbsleben herausreißen und wieder nach Hause beordern konnte. Erst im Jahre 1906 wurden die rechtlichen Bande der Gemeinde für aufgelöst erklärt und der freie Austritt der Bauernmitglieder aus der Gemeinde gestattet.

Es ist klar, daß ein Staat, der vorwärts kommen will, sich nicht gegen das Ausland und dessen Einrichtungen abschließen kann. Um die Ideale der Narodniki zu verwirklichen, hätte sich Rußland vollkommen vom Westen abschließen müssen, mit einer stärkeren Mauer, als die chinesische eine war. Die Narodniki glaubten, der Kapitalismus sei bloß eine äußere Form, sie begriffen nicht, daß eben dieser Kapitalismus auch eine ganz neue Kulturform geschaffen hat. Eben diese Kulturform war aber auch für Rußland nötig. Wenn dies etwas werden wollte, wenn es an der geistigen Kultur der Neuzeit teilnehmen, die ökonomische Lage des Landes heben und die politische Stellung des Staates befestigen wollte, so mußte es für die planmäßige Kapitalisierung seiner wirtschaftlichen Quellen sorgen. Das lebendige Leben ist natürlich auch in Rußland über die Träume und Schäume der Narodniki hinweggeschritten. Rußland verstand, daß es zur Hebung seiner ungeheuren natürlichen Schätze die Technik und das Gold des Westens brauchte. Um aber die notwendigen Vorbedingungen dafür zu schaffen, mußte es sich zu allererst zur Hauptmaßregel entschließen, es mußte die Leibeigenschaft abschaffen, denn ohne freie Menschen war an Industrie nicht zu denken. Und wenn es die Bauern nicht aus ökonomischen Gründen befreit hätte, hätte es sie aus militärischen befreien müssen, denn mit Leibeigenen schafft man kein modernes Heer. Der Bauer wurde also frei. Gleich aber tauchte eine neue Schwierigkeit auf. Das durch den Handel und die Industrie erstarkende Bürgertum durfte keine solchen Freiheiten genießen, wie das des europäischen Westens, denn das wäre das Ende

Digitized by Google

der russischen Selbstherrschaft gewesen. Ein starkes freies Bürgertum hätte schnell mit dem Absolutismus aufgeräumt. Andrerseits mußte auch das Großgrundbesitzertum mit der durch die Befreiung der Bauern geschaffenen Lage versöhnt werden, was man damit zu erreichen suchte, daß man die Vormundschaft der allmächtigen Bureaukratie auch auf das städtische Bürgertum ausdehnte. Es gab also zwei Richtungen, einmal die asiatische Despotie als politische Grundrichtung, andrerseits die Versuche, die Politik der europäischen Rechtsstaaten nachzuahmen. An dieser Halbheit, an diesem Zwiespalt krankt Rußland noch heute.

Also, Rußland brauchte fremdes Kapital zur Erreichung seiner Zwecke. Zuerst strömte fremdes Geld in den siebziger Jahren hin. Es war zur Bauperiode der russischen Eisenbahnlinien. Eine zweite, noch glänzendere Periode setzte in den neunziger Jahren ein. Sie führte zum Siege der russischen Großindustrie. Um diese Zeit war Witte in Rußland allmächtig. Witte ging von der einfachen Antwort auf eine einfache Frage aus. Diese lautete: Ist es besser wenn wir ausländische Erzeugnisse für Hunderte von Millionen einführen, oder wenn wir mit Hilfe fremder Kapitalien, die im Lande bleiben, eine eigene russische Industrie schaffen? Er beantwortete die Frage im Sinne der zweiten Alternative. Freilich sollte er Widerstand erfahren. Die konservative Richtung wollte nichts von fremdem Gelde wissen. Sie erklärte, sie wolle von den Raubgeschäften der westeuropäischen Staaten nichts wissen. Anders die Bourgeoisie. Sie verstand, daß das russische Kapital nicht reichte, um in Rußland eine quantitative und qualitative Industrie hervorzurufen. Gleichfalls dagegen kämpften die feudalagrarischen Elemente. Auch sie schützten vaterländische Interessen vor. Aber es half alles nichts; das Geld strömte herein und befruchtete, ja schuf die mannigfachsten Industriezweige. Die vier hauptsächlichsten davon sind: Metallurgie, Steinkohlen, Textilien und Petroleum. Alle vier sind ganz und gar das Werk europäischer Tatkraft und europäischen Geldes. Belgisches und französisches Kapital steckt in der Metallurgie und in den Steinkohlen, deutsches im Textilwesen, englisches und schwedisches in der Naphthaindustrie. Die Anfänge der russischen Eisenindustrie gehen auf die Zeit vor Peter dem Großen zurück. Holländer und Deutsche waren ihre Gründer. In der jüngsten Periode gab einen mächtigen Aufschwung die Entwicklung des Eisenbahnnetzes —, bis Ende der siebziger Jahre waren ja Schienen und sonstiges Material zollfrei aus dem Auslande eingeführt worden. Polen machte den Anfang mit der Entwicklung der Eisen- und Kohlenindustrie. Früher hatte man sowohl Eisen als Steinkohle zollfrei eingeführt; 1884 und 1887 erhöhte man die Zölle und veranlaßte dadurch die preußischen Exporteure, in Polen Fabriken anzulegen. Der Fortschritt war rapid. Schon 1887 wurden 14 Millionen Pud Gußeisen erzeugt und 13,7 Millionen Pud Eisen und Stahl bearbeitet. Die Ausbeute an Steinkohlen betrug in den neunziger Jahren 225 Millionen Pud. In nicht ganz zwei Dezennien machte die Eisengießerei einen Fortschritt von 400 Prozent, die Eisenbearbeitung von 154 Prozent und die Kohlenförderung von 1025 Prozent. Alles durch deutsches Kapital.

Das eigentliche Zentrum der russischen Bergwerksindustrie ist aber das Donezgebiet. Im Anfang des 20. Jahrhunderts gab es dort 17 Gußstahlhütten, davon nur zwei echtrussische, alle andern englisch, französisch, belgisch oder in

Digitized by Google

Gemeinschaft von Ausländern mit Russen betrieben. Auch in diesem Gebiete hatte die russische Regierung aus eigener Initiative nichts geschaffen. Es bedurfte wiederum der Ausländer. Der Engländer Hughes bekam erst im Jahre 1869 das Recht zur Schaffung großer industrieller Anlagen bestätigt. Mit der Gründung dieses Engländers war der Bann gebrochen, die Eisenwarenfabriken „beginnen wie Pilze aufzuschießen". Wie riesig der Aufschwung war, zeigen folgende Zahlen: 1887 nahm Rußland in der Eisenproduktion mit 37 389 000 Pud die siebte Stelle ein, 1897 aber mit 133 130 000 Pud die fünfte und damit verzeichnet es einen Fortschritt von 256 Prozent. Während aber der Süden dank der ausländischen Kraft und ausländischem Kapital rasch vorwärts kam, blieb und bleibt der Ural auf seiner alten Stufe stehen. Die Ursache davon ist in der primitiven Produktionsweise und in der Abwesenheit fremden Kapitals und fremder Technik zu suchen.

Auf dem Gebiete der Steinkohlenförderung sind dieselben Fortschritte zu verzeichnen. Die Hälfte der gesamten Produktion wird durch ausländisches Kapital erzeugt. Deutsche, Louis Geyer aus Zittau und Karl Scheibler aus dem Rheinlande, waren die Begründer der russisch-polnischen Manufakturindustrie. Ersterer gab den ersten mächtigen Anstoß zur Entwicklung der Baumwollindustrie in Polen, letzterer gründete in Lodz 1854 eine Baumwollspinnerei mit 18 000 Spindeln und baute die erste mechanische Weberei mit 100 Webstühlen. Bald wurden größere Bezirke in Polen in den Bereich der Industrialisierung gezogen, natürlich immer mit Hilfe ausländischen Kapitals. In den siebziger und achtziger Jahren entstanden die Industriezentren in Sawerze, Tschenstochau, und Sosnowitze. In kurzer Zeit gelang es diesem Industriezweig, der durch fortwährende Zollerhöhungen und dadurch herbeigeführten Kapitalimport zur Gründung weiterer Fabriken mächtig gehoben wurde, den ganzen inneren Markt Rußlands zu erobern. Damit kam aber Polen in Wettstreit mit Moskau, besonders als es sich neue Absatzgebiete in südlichen und östlichen Teilen des russischen Reiches gesichert hatte. Aus dem Konkurrenzkampf wurde sofort wieder eine nationale Frage gemacht: der ganze Kampf des Moskauer Kattuns gegen den Lodzer Barchent wurde zu einem historischen Zweikampf der slawischen Rasse mit der germanischen aufgebauscht. Die Regierung untersuchte und kam zu dem Ergebnis, daß Moskau unrecht hatte. Es war kein Kampf zwischen Germanen und Slawen, sondern zwischen neuzeitlicher Produktionsweise und altem moskowitischem Schlendrian.

Ganz merkwürdig ist die Geschichte der Naphthaindustrie im Kaukasus. Während früher immer der Staat eingegriffen und die Ausländer herbeigerufen hatte, wurde dieser Zweig ohne jede Staatshilfe geschaffen. Die Schatzkammer hat hier keinen Pfennig aufgewendet. Der Gründer dieser Industrie ist der Schwede Robert Nobel. Er kam 1874 ganz zufällig nach Baku. Aber sein geübtes Auge sah sofort, woran es hier fehlte. Er steckte sein Kapital hinein und als sein persönliches nicht ausreichte, rief er seine Brüder Ludwig und Alfred zu Hilfe. Sie führten in dem bisher vollkommen vernachlässigten Betrieb eine große Menge Neuerungen ein. Nobel wurde der technische Reformator und der grundlegende Novator der russischen Naphthaindustrie.

Ein paar Zahlen.

1879 wurden gewonnen 7 000 000 Pud, zu einem Durchschnittspreis von 1 Rubel 28 Kopeken

Digitized by Google

1887 wurden gewonnen 44 000 000 Pud, zu einem Durchschnittspreis von 33 Kopeken.

In diesen acht Jahren war also das Petroleum viermal billiger geworden, wobei sich die Erzeugung versechsfacht hatte. Zur ersten Nobelschen Unternehmung ist eine ganze Reihe anderer getreten; fast durchweg englische Gesellschaften, so daß der größte Teil der in Rußland tätigen englischen Kapitalien in der Naphthaindustrie angelegt ist. Welchen Umfang das Geschäft angenommen hat, zeigt die Tatsache, daß 1887 über Batum 17 Millionen Pud verschifft wurden, 1899 aber bereits 66 Millionen, eine Steigerung von 290 Prozent in zwölf Jahren.

Ein ganz besonderes Kapitel ist die Geschichte der russischen Staatsschuld, der russischen Anleihen. Ischchanian sagt wörtlich: „Die Entwicklungsgeschichte der europäischen Staaten kennt kein zweites Beispiel eines Staates, welcher finanziell so dauernd und in so großem Maße von den auswärtigen Finanzmächten abhängig wäre wie Rußland." Die riesigen Schulden Rußlands kommen natürlich von den riesigen Ausgaben. Diese aber sind bedingt durch Rußlands Herrsch- und Machtpolitik. Die großen Anleihen, besonders die ausländischen, sind alle für den Krieg aufgenommen worden. Im ganzen hat Rußland von der ersten Periode des Schuldenmachens an (d. h. von 1786 bis 1816) bis 1909 nicht weniger als 72 Mal den ausländischen Geldmarkt in Anspruch genommen. Dazu kommen noch die inneren Anleihen, so daß ungefähr eine Anleihe auf jedes Jahr kommt. Im ganzen betragen die 72 Anleihen die hübsche Summe von 11 456 612 440 Mark, also durchschnittlich jährlich 81 832 946 Mark. Diese ungeheure Schuldenlast zahlt auch ungeheure Zinsen. Der Zinsfuß ist nur von 14 Anleihen bekannt, ist aber im allgemeinen ziemlich hoch, bis zu 5 Prozent, der Emmissionskurs meist niedrig. Dazu kommt noch, daß die auswärtigen Anleihen durch Gesetz vom Jahre 1885 von der Kapitalrentensteuer befreit sind. Wenn man noch hinzufügt, daß Rußland seinen finanziellen Verpflichtungen dem Ausland gegenüber immer nachgekommen ist, begreift man, daß es eine bessere Anlage als russische Anleihepapiere nicht gut geben kann. Rußland ist also der größte Schuldner der Welt. Man will's aber nicht eingestehen und verweist auf die noch größere Schuld Frankreichs. Aber die Schulden dieses Landes vermindern sich, während Rußland eine solche Verminderung nicht kennt. Darum muß es auch jährlich 500 Millionen Francs für Verzinsung und Amortisation nur der ausländischen Schulden aufbringen. Dies Geld geht außer Land, während andere Staaten, wie Frankreich, ihre Schulden hauptsächlich im Inlande gemacht haben, also keine Zinsen ins Ausland zu schicken brauchen. Ferner verwendet Rußland seine Anleihen hauptsächlich zu unproduktiven Zwecken, für Heer und Marine. Es gibt mehr aus für das Heer (1909—1910): 517 Millionen Mark mehr als Deutschland, 752 Millionen mehr als England, 548 Millionen mehr als Frankreich. Dagegen für den Unterricht: 214 Millionen Mark weniger als Deutschland (bei einer 2½fachen Einwohnerzahl), 246 Millionen weniger als England und 110 Millionen weniger als Frankreich. Es kommt aber noch eins dazu. Nicht nur, daß Rußland ungeheure Summen für unproduktive Zwecke importiert, es gibt auch einen guten Teil dieser Summen wieder nach dem Westen in Form ausländischer Bestellungen. Man hat versucht, diesen Abfluß der Gelder aus dem Staatssäckel aufzuhalten. Es gelang aber nicht, weil man selbst die be-

Digitized by Google

treffenden Waren nicht herstellen konnte oder weil sie zum Teil im Auslande billiger und besser zu haben waren.

Die nichtoffizielle russische Wirtschaft macht es nicht besser als die offizielle. Man kennt die unterirdischen Kanäle der Unterschlagungen und Korruption, durch die so ungeheure Summen dem Staate entzogen werden.

Ein weiteres wundes Kapitel im russischen Staatshaushalt sind die Eisenbahnen. Auch daran hat das ausländische Kapital einen riesigen Anteil genommen. Die Eisenbahnen sind aber in Rußland hauptsächlich vom strategischen Gesichtspunkt gebaut worden. Kein Geringerer als Witte hat das schon in scharfen Worten betont. Im russischen Eisenbahnbau kommt nun weniger die aktive Unternehmertätigkeit der Ausländer zum Ausdruck, als ihre finanzielle Beteiligung. Freilich, die ersten Linien sind von Fremden gebaut. Es war wieder ein Deutscher, Anton v. Gerstner, der 1836 die erste Bahn von Petersburg über Zarskoje Selo nach Pawlowsk (25 km) baute. Der Staat aber überließ gewöhnlich den Bau privaten Gesellschaften, belastete sich aber mit Garantien und sonstigen finanziellen Verpflichtungen. 1910 wurde der größte Teil der russischen Bahnen verstaatlicht. Das Geld für den Bau wurde aus dem Auslande und unter ebenso ungünstigen Bedingungen wie die anderen Anleihen geholt. So rentabel das Geschäft für die Erbauer und Unternehmer immer war, so schlecht schnitten die Staatsfinanzen dabei ab. Da die Bahnen fast alle strategisch, oder wenigstens strategische Rücksichten in erster Linie maßgebend sind, so konnte auch nicht viel anderes dabei herauskommen als Schaden, Nachteil, Defizit. Es gibt statistische Tabellen über den finanziellen Betrieb. Sie besagen, daß nur in den Jahren 1895—99 die russischen Bahnen das Sümmchen von 26059365 Rubel abgeworfen haben, aber in der ganzen übrigen Zeit (die Statistik erstreckt sich über die Jahre 1887—1910) ein jährliches Defizit von 48645011 Rubel, im Ganzen also 972900217 Rubel aufweisen. Das betrifft die sämtlichen russischen Bahnen. Zieht man aber davon die rein strategischen, d. h. die sibirischen, die transbaikalische und die ussurische ab, so ergibt sich, daß diese allein in sieben Jahren ein Defizit von 250025752 Rubel aufweisen, also über die Hälfte des Gesamtdefizits für den gleichen Zeitraum. Es ist also in Rußland auch einer der größten kulturellen Faktoren, die Eisenbahn, unproduktiv. Witte schrieb darüber: „Wenn die strategischen und politischen Erwägungen keine so ungeheure Rolle im Ausbau unseres Eisenbahnnetzes gespielt hätten, wenn die Entwicklung des ganzen Eisenbahnwesens in Rußland nur von kommerziellen und ökonomischen Rücksichten ausgegangen wäre ... so wäre selbstverständlich der Anblick des Netzes ein anderer, außerdem hätte es wahrscheinlich keine Verluste gegeben, zum mindesten wäre das Defizit mäßig und zufällig gewesen."

Es ergibt sich, daß Rußland ohne ausländisches Wissen, Können und Geld nun einmal nicht auskommen kann. Daran hätte auch ein siegreiches Moskowitertum nichts ändern können. Ein besiegtes aber noch weniger. Die Frage ist nun, ob man Rußland dazu helfen soll, sich in dem, worin es für seine unmittelbaren Nachbarn gefährlich ist, neu zu organisieren. Ich denke nein.

Digitized by Google

Das Alkoholverbot in Rußland.

Von Dr. R. Hercod in Lausanne.

Immer wieder tauchen widerspruchsvolle Gerüchte auf über die Wirkung und die Aussichten des Alkoholverbotes in Rußland. Nach gewissen Zeitungen wirkt es ungemein günstig, nach anderen hat es gänzlich versagt, und die Trunksucht grassiert jetzt im russischen Reiche noch mehr als unter dem Monopol. Erwähnen wir ein Beispiel. Vor einiger Zeit veröffentlichte der „Rjetsch" einen Aufsatz über die Lage in Sibirien, er behauptete, daß die Geheimbrennereien dort einen ungeheuren Umfang angenommen hätten, daß sich überdies das Trinken von vergälltem Spiritus allgemein verbreitet habe; das Verbot bedeute also einen vollen Mißerfolg. Kurz darauf erschien in einer andern angesehenen Zeitung, dem „Rußkoje Slowo", eine Arbeit über denselben Gegenstand, die zu ganz entgegengesetzten Schlußfolgerungen kam: das Verbot sei segensreich gewesen, ganz besonders auf dem Lande; die Polizei unterdrücke die Geheimbrennereien mit Strenge; die Fälle von Vergiftung durch vergällten Spiritus seien ganz vereinzelt. Welchem Bericht soll man Glauben schenken? Ich werde versuchen, an Hand der Auskunft, die ich einziehen konnte, ein möglichst getreues Bild zu geben.

Man muß unterscheiden zwischen dem durch die Regierung erlassenen allgemeinen Branntweinverbot und den Maßnahmen, die Wein und Bier betreffen.

Auch wenn man gewisse Mißstände in Betracht zieht, so erkennen die meisten Berichte, daß das Branntweinverbot sich bewährt habe. Die gegenteiligen Gerüchte dürften zum guten Teil aus Kreisen herrühren, die an der Branntweinherstellung ein Interesse hatten. Ganz besonders auf dem Lande hat das Verbot Wunder gewirkt; trotz des Krieges und der allgemeinen Lebensmittelteuerung befinden sich die Bauernfamilien in verhältnismäßig guter wirtschaftlicher Lage. — Daß die Verhältnisse glänzend seien, wie zuweilen veröffentlichte — mir aber verdächtig vorkommende — Sparkassenstatistiken beweisen sollen, scheint mir übertrieben. — Das Verbot soll das Gemeindewesen in neue Bahnen gelenkt haben. Früher konnte irgend ein Dorftyrann die unwissenden Bauern nach seinem Gutdünken regieren; der reichlich gespendete Branntwein verschaffte ihm willige Sklaven. Nun ist's anders geworden, der nüchterne Bauer will kein blindes Werkzeug mehr sein und versucht, sich über die ihm vorgelegten Fragen ein selbständiges Urteil zu bilden. Wer überhaupt lesen kann, liest mehr als früher. Man kümmert sich um die Tagesfragen und Kriegsereignisse. Es herrscht nicht mehr dieselbe dumpfe Apathie wie während des Russisch-Japanischen Krieges. Das Verbot wird allgemein begrüßt, und nur wenigen gelingt es, im geheimen zu trinken.

In den Städten geht es nicht so gut, obgleich auch hier die Vorteile des Verbots dessen Nachteile bei weitem überwiegen. In den Städten lohnt es sich eher, Geheimbrennereien einzurichten oder vergällten Spiritus feilzubieten. Die größere Zahl der Kunden verspricht hier bessere Einnahmen. Es steht namentlich fest, daß Vergiftungen infolge Genusses von Spiritus ziemlich häufig sind; es ist begreiflich, daß sie einiges Aufsehen erregt haben. Wir können hier keine Statistiken aufstellen, weil das bis jetzt vorhandene Material noch sehr lückenhaft ist. Die Behörden verschiedener Städte haben sich bemüht, dem Übel entgegenzuwirken, so z. B. in Moskau, wo die Käufer von denaturiertem Spiritus eine behördliche Bewilligung vorlegen und beweisen müssen, daß sie den Stoff für ihr Gewerbe brauchen. Es wurde auch überall ein Aufruf verbreitet, der vor den Gefahren

Digitized by Google

des Spiritus als Geheimmittel warnt. Die Warnung ist sehr zweckmäßig, denn die unwissenden Arbeiter glauben in guten Treuen, das unter schön klingenden Namen verkaufte Zeug sei ein Wundermittel.

Um die Frage des vergällten Spiritus richtig zu beurteilen, muß man sich vergegenwärtigen, daß dessen Genuß in den meisten Fällen sehr rasch akute Krankheitszustände verursacht, daß sich dagegen die Folgen des gewohnheitsmäßigen Branntweingenusses erst nach langer Zeit bemerkbar machen. Alle Welt hat sich vor zwei Jahren mit den Vergiftungsfällen in Berlin durch Methylalkohol beschäftigt, während fast niemand den viel häufigeren, aber weniger in die Augen springenden Fällen von langsamer Branntweinvergiftung Beachtung schenkt.

Die gebildeten Kreise in Rußland müssen immerhin einsehen, daß es nicht genügt, dem Arbeiter den Branntwein zu verbieten, man muß die Branntweinfreuden durch etwas Besseres ersetzen. Man spricht jetzt viel von der Errichtung von Volkshäusern, mit Konzerten und theatralischen Aufführungen. Ob diese Pläne aussichtsvoll sind, wird die Zukunft lehren.

Eine Frage, über die die Presse nichts berichtet, ist diejenige, wie die Verwaltung den Ausfall an Branntweineinnahmen ertragen kann; denn die neuen vorgeschlagenen Steuern können unmöglich schon jetzt genügenden Ersatz einbringen. Wahrscheinlich hält die russische Regierung dafür, daß in Kriegszeiten einige Millionen Rubel Schulden mehr oder weniger nicht viel zu sagen haben.

Wenn das Branntweinverbot also wenig beanstandet wird, so geht es nicht so glimpflich ab mit dem in zahlreichen Städten und Landgemeinden eingeführten Wein- und Bierverbot. Eine mächtige Gruppe sucht auf die Regierung einen Druck auszuüben, um sie zu bewegen, die Einführung des Wein- und Bierverbotes in den Gemeinden zu untersagen. Wer diese Gegner des Verbotes sind, läßt sich leicht erraten: die Wirte, die Brauer, die Weinbauern; willkommene Bundesgenossen finden sie in den französischen Weinhändlern, die vor einigen Jahren bereits das finnländische Verbot zum Scheitern gebracht haben. Sie haben es erreicht, daß sich ein Ausschuß des Handelsministeriums für die Aufhebung des Verbotsrechtes der Gemeinden aussprach. Die meisten städtischen Verwaltungen aber, die das Verbot eingeführt haben, sind davon befriedigt und wünschen es aufrecht zu erhalten. Wahrscheinlich ist, daß die Sorge um die Selbständigkeit der Gemeinden gegenüber der Reichsregierung bei dieser Auffassung mitbestimmend ist; jedoch ist die Wirkung des Verbotes an sich wirklich vorzüglich gewesen und läßt — wenigstens während des Krieges — eine Rückkehr zu den früheren Zuständen wenig wünschenswert erscheinen, um so weniger als die Wiedereröffnung der Schankstätten mit Wein- und Bierverkauf das Branntweinverbot wohl ziemlich illusorisch machen würde.

Ob die in den Städten herrschende Strömung den Sieg davontragen wird, ist zweifelhaft. Bis jetzt hat sich die Regierung nicht ausgesprochen. In seiner Antwort auf ein Telegramm der Stadt Nischnij-Nowgorod hat aber der Zar erklärt, daß man jedenfalls das Wein- und Bierverbot nicht allgemein aufheben werde; das kann auch heißen, daß man es ausnahmsweise genehmigen wird. Inzwischen sind die russischen Alkoholgegner eifrig an der Arbeit, um die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen. Was auch der endgültige Beschluß der Regierung sein wird, so ist es vor allem wichtig, daß das ganze russische Volk einmal zur Alkoholfrage Stellung nehmen mußte, denn das gefährlichste Hindernis für jede soziale Bewegung ist die Gleichgültigkeit.

Digitized by Google

Pufferstaaten.

Zu den Phantasien, denen die meisten von uns (wir bekennen es immer wieder) bis zum Krieg sich gerne hingaben, gehört auch die, daß westslawische Völker, z. B. die Polen, wenn sie nur könnten, sich mit uns gegen die Russen verbinden würden. Herr Müller-Meiningen, der als Politiker nicht so leicht seine Ansicht ändert wie wir Laien, glaubt das auch jetzt noch und drückt es in der Reichstagssitzung vom 27. August 1915 so aus, daß das deutsche Volk hoffe und wünsche, „in den Polen den natürlichen Bundesgenossen gegen die russische Gefahr für die Zukunft zu finden". Das deutsche Volk wünscht und hofft das allerdings, aber es glaubt nicht recht daran, und zwar in dem Maße glaubt es weniger daran, als es außer den Klavierstücken von Chopin sonst noch etwas von den Polen kennt. In den der Polengefahr entrückten und auch sonst empfehlenswerten Gasthäusern von Bopfingen und Böblingen und sonst noch vielen Orten werden beim Federweißen, wenn kein Tarock zusammengeht, sogenannte Pufferstaaten angelegt, eigenartige Gebilde, die das Bedürfnis haben, sich zwischen zwei Großstaaten in der Weise einzulagern, daß sie sich von beiden Seiten puffen lassen, ohne einen Ton von sich zu geben; gehen die Großstaaten über den Pufferstaat hinweg aufeinander los, so hält es dieser — und das ist eine angenehme Eigentümlichkeit von ihm — mit Deutschland. Wir hoffen zwar mit Herrn Müller-Meiningen, daß die Polen unsere Bundesgenossen gegen die Russen sein werden und mit den Landsleuten beim Abendschoppen, daß sie einen Pufferstaat bilden werden, wissen aber nur noch nicht, ob die Polen die Sache schon richtig erfaßt haben. Viele von ihnen möchten sich vermutlich gern mit einem Kulturstaat gegen Rußland verbinden, haben aber noch nicht gehört, daß Deutschland ein Kulturstaat ist. Wir sind nämlich aus der Gesellschaft der Kulturvölker auf fast einstimmigen Beschluß in aller Form hinausgeschmissen worden; statt daß nun der Deutsche das sagt, was man als Kulturmensch in solchen Fällen sagt (aber sogar in den S. M. nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten druckt) und singend seiner Wege zieht, ist er geneigt zu versuchen, ob er vielleicht auf der Bediententreppe in das Haus zurückkehren und durch bescheidenes Benehmen vielleicht doch wieder einmal in die vornehme Gesellschaft gelangen könne. Also die Polen haben zwar schwer unter dem russischen Druck gelitten, aber sie möchten sich an ein Kulturvolk anschließen. Die Schwärmerei der Deutschen für die Polen ist ja alt und war in den vierziger und fünfziger Jahren besonders groß; auch Treitschke hat in seiner Jugend begeisterte Gedichte auf die Polen gemacht. Bei diesen scheinen es aber doch mehr Ausnahmen zu sein (wie die seit Jahrzehnten in England wirkende Pianistin Janotha, die nach Zeitungsberichten wegen deutschfreundlicher Äußerungen interniert sein soll), die diese Neigung erwidern. Für Österreich scheint nicht durchgängig Neigung zu bestehen; wenigstens berichtet die in Berlin er-

Digitized by Google

scheinende „Jüdische Rundschau" vom 13. August ds Js., daß unter den Polen, die sich während des Krieges aus Galizien mehr nach rückwärts, sozusagen nach Rußland, begeben haben, Beamte der politischen Verwaltung, Landgerichtsräte, Oberstaatsanwälte zu finden sind, und auch Henrik Stanislaw Graf Badeni, Erbliches Herrenhausmitglied, Neffe des früheren österreichischen Ministerpräsidenten, geht uns ab. Dabei waren die Polen in Österreich Regierungspartei, hatten zwei Universitäten und was sonst ihr Herz begehrt. Preußen ist vielfach unbeliebt, gilt als hart, volkstum- und sprachenzerstörend, ungeeignet, mit fremdem Volkstum umzugehen, und viele von uns haben gedankenlos an die Unfähigkeit Preußens zum Kolonisieren und zum Assimilieren fremder oder feindlicher Volksteile geglaubt. Gedankenlos — viele Preußen wirken auf viele Nichtpreußen unangenehm (das ist übrigens subjektiv und in Preußen sind so viele verschiedene Stämme vereinigt, daß schon deshalb solche Verallgemeinerungen falsch sind), aber kein Volk des Kontinentes hat sich solche große Bestandteile angeeignet, innerlich angeeignet, wie Preußen. Man hat im Krieg wenig davon gemerkt, daß beträchtliche Teile der Monarchie noch keine fünfzig Jahre dabei sind. Was die polnischen Gebietsteile anlangt, so konnte man im Krieg folgendes beobachten: Soldaten, die an allen Kriegsschauplätzen waren, wußten nicht genug zu erzählen vom Schmutz und Ungeziefer, von schlecht bebauten Feldern und schlechtgehaltenen Straßen in polnischen Gebieten. Wenn man sie dann frug, wie es denn im Posenschen ausschaue, durch das sie doch auch durchgekommen seien, so sagte jeder, erstaunt über eine solche Frage: ja halt wie bei uns. Das hält jeder für selbstverständlich und wir haben es auch dafür gehalten bis zum Krieg. Jetzt erst sehen wir ein, was für eine Leistung in diesem „wie bei uns" liegt. Hat je in der Vergangenheit eine Regierung Ordnung, Reinlichkeit, gute Wirtschaft unter den Polen erreicht? Haben die Polen selbst sie erreicht? Haben sie nicht erst als Preußen wirtschaftliche Fähigkeiten bewiesen? Das ist eine Seite Preußens, die wir alle bis zum Krieg nicht genug zu schätzen wußten. Auch im Elsaß, in dem die vielgerühmte Freiheit des französischen Regimes großenteils darin bestand, daß dieses Regime sich nicht um das Land kümmerte und es in jeder Hinsicht verschlampen ließ. Wir wollen nicht vergessen, daß die preußische Verwaltung sowieso schon in Grenzländern schwerer arbeitet als im Innern und bei Freunden, und wollen nicht, daß die Schwierigkeit dieser Aufgabe ins Unermeßliche gesteigert wird, nur damit Herr Müller-Meiningen und die Stammtische in Bopfingen und Böblingen lauter vergnügte Gesichter um sich sehen: Die Deutschen, die ihren Pufferstaat bekommen, die Polen, die in den Deutschen den natürlichen Bundesgenossen gegen die Russen zu finden hoffen, und die Russen, die in den Polen den natürlichen Bundesgenossen gegen die Deutschen zu finden hoffen.

Digitized by Google

Letten und Deutsche in Kurland.

Von Dr. Ing. Gustav von Lutzau.

Mit der Besetzung Kurlands durch unsere Truppen ist ein Volksstamm unserem Interesse nahe gerückt, über den früher nur recht unklare Begriffe herrschten, ja, von dessen Existenz man früher kaum etwas wußte, obgleich eine kleine Anzahl Letten (am sogenannten „Kurischen Haff" wohnend) schon seit langem deutsche Staatsangehörige sind.

Man zählt heute in Kurland etwa 550 000—600 000 Letten — etwa ebensoviele bewohnen den südlichen Teil Livlands —, die sich gern als die Ureinwohner des Landes bezeichnen, aber, wie heute schon als feststehend zu betrachten ist, zu Unrecht.

Spärlich zwar sind die Nachrichten, die wir aus alter Zeit von den Bewohnern des heutigen „Baltikums" haben. Mühsame und eingehende Studien der vergleichenden Sprachforschung, vereinzelte Gräberfunde und spärliche Bemerkungen später lebender Chronisten lassen uns heute mit Sicherheit schließen, daß schon im 4. Jahrhundert ein germanischer Stamm an den Gestaden der Ostsee herrschte; wahrscheinlich waren es die Ostgoten. Unter ihrer Herrschaft begannen sich indogermanische, lettisch-litauische Stämme heftig kämpfend mit von Nordosten her eindringenden finnisch-ugrischen Völkerschaften im heutigen Kurland anzusiedeln.

Als im 13. Jahrhundert deutsche Ritter vom Orden der „Schwertbrüder" auf Veranlassung des Bremer Domherrn Albert, des späteren Bischofs von Livland, ins Land zogen, um die heidnischen Bewohner für die christliche Kirche zu gewinnen, war Kurland von folgenden Völkerschaften bewohnt: Lettgallen oder Letten (Hochletten), Semgaller (Niederletten), Selen (am oberen Laufe der Düna), Liven (am unteren Laufe der Düna). Dazu kamen von der See her die finnischen Kuren, welche sich an den Flußmündungen und unteren Flußläufen festsetzten und die Letten landeinwärts drängten. Alle diese Völkerschaften kämpften erbittert mit einander, während von Süden her die räuberischen Litauer verheerende Einfälle in die Gebiete der Letten und Liven machten. Im Laufe der Jahrhunderte wurden Liven sowohl wie Kuren fast vollständig lettisiert und kaum einige Tausend Liven siedeln heute noch auf der äußersten Nordspitze der kurländischen Halbinsel, dem heutigen Gute Dondangen, so daß in den letzten Jahrhunderten die Landbevölkerung Kurlands als eine durchaus gleichartige, lettische, anzusehen ist. Aus den nomadisierenden, streitbaren Jägern sind friedliche Ackerbauern geworden, die sich unter der milden deutschen Herrschaft zu steigendem Wohlstande erhoben haben.

Es ist, wie wir später sehen werden, wiederholt versucht worden, den lettischen Bauern einzureden, die Deutschen hätten die Letten unterworfen, ihres Landes beraubt und zu Sklaven (Leibeigenen) gemacht. Das ist entschieden falsch. Die baltische Geschichte lehrt

Digitized by Google

uns, daß der deutsche Orden wiederholt Bündnisse mit den verschiedenen Stämmen der Letten und Liven gegen die Esten und Litauer geschlossen hat. Die Tatsache der schließlichen Abhängigkeit der Letten von den Deutschen ist vielmehr daraus zu erklären, daß aus den, ausschließlich dem Kriegshandwerk lebenden deutschen Rittern nach Aufhebung des Ritterordens — Gutsbesitzer wurden, deren Güter aus eingezogenem, nach den verwüstenden Kriegen des 16. und 17. Jahrhunderts reichlich zur Verfügung stehendem Bauernlande gebildet wurden. Die Güter des deutschen Adels wurden bestellt durch lettische Bauern, welche, verarmt und verwildert durch die fortwährenden Kriege, allmählich in das Verhältnis der Hörigkeit hinabsanken. Statt der völligen Sklaverei, in der sich z. B. die russischen Bauern befanden, herrschte in den baltischen Provinzen nur mehr eine Schollenpflichtigkeit der Bauern, die ihnen verbot, das bewohnte Land zu verlassen. Es war eine Hörigkeit unter durchaus patriarchalischer Leitung des Gutsherrn. In den Jahren 1817 und 1819 erfolgte die Freilassung der lettischen Bauern aus freier Entschließung des baltischen Adels, während sie im übrigen Rußland erst 1861 auf Befehl Alexanders II. erfolgte. Von der Hörigkeit gelangten die lettischen Bauern auf dem Wege über die Frone und Halbfrone zur Geldpacht und schließlich zum Besitze des von ihnen zuerst für die deutschen Herren bebauten Landes.

Nicht selten hört man heute die Frage erörtern, ob wohl die eventuelle Aufnahme eines Landes mit in der Hauptsache fremdsprachiger Bevölkerung in das deutsche Staatswesen ersprießlich wäre, ob nicht einer durchgreifenden Germanisierung sich dieselben Schwierigkeiten in den Weg stellen würden, wie etwa der Germanisierung der preußisch-polnischen Länder?

Folgende Betrachtungen mögen diese Fragen näher beleuchten. Schon bei der rein äußerlichen Betrachtung der Letten — sei es des Landarbeiters in seiner Nationaltracht, einem Anzug aus grobem, selbstgewirkten Tuch (Want) mit Sandalen, den sogenannten Pasteln an den Füßen, sei es des behäbigen, wohlhabenden Großbauern, des Gesindewirtes, der statt der Sandalen Stiefel trägt, oder endlich des gebildeten Städters — erkennt man, daß der mittelgroß bis hoch gewachsene Lette, meist blond und blauäugig, dem Germanen ebenso nahe, wenn nicht näher steht, wie sein in Preußen wohlbekannter litauischer Vetter. Vergebens sucht man nach irgend einem, den Angehörigen einer fremden Rasse charakterisierenden Merkmale. Die Sprache der Letten sowohl wie der Litauer ist dem Sanskrit, der alten indogermanischen Schriftsprache, am allernächsten verwandt. Da im Laufe der Jahrhunderte, in denen Deutsche und Letten friedlich neben einander gelebt haben, sicherlich eine weitgehende Blutmischung stattgefunden hat, so ist es zu verstehen, daß manche Kenner des Landes die Letten geradezu als lettisch-germanisches Mischvolk ansprechen zu müssen glauben.

Strebsam und bildungsbedürftig von Natur, hat sich der Lette

Digitized by Google

mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln bemüht, seine deutschen Vorbilder zu erreichen. Und vorbildlich ist ihm der Deutsche gewesen, seitdem er denken gelernt hat. War doch jeder deutsche Gutshof für ihn der Mittelpunkt, der schöpferische Kräfte ausstrahlte, die ihn anspornten durch Fleiß und Ordnungssinn zu Wohlstand zu gelangen — jedes deutsche Pfarrhaus der Mittelpunkt geistigen Lebens, von dem aus er die Anregung zu seiner Fortbildung empfing, sowie er ihm andererseits die Befriedigung seines religiösen Bedürfnisses bot. Er wußte, daß es die Deutschen waren, die ihm seine Volksschulen gebaut, seine Volksschullehrer herangebildet hatten. Deutschtum und Bildung waren und blieben für ihn identische Begriffe. Jahrhunderte lang ganz und gar vom Deutschtum abhängig, hat er in dem Maße deutsche Kultur in sich aufgenommen, daß ihn eigentlich nur noch die Sprache — soweit er es für nötig befindet, sich ihrer zu bedienen — als Nichtdeutschen kennzeichnet.

Daß die, Ende der achtziger Jahre mit Macht einsetzende Russifizierung der baltischen Provinzen daran zunächst nichts ändern konnte, bedarf wohl kaum der Erwähnung für den, der sich einen Begriff von russischer Unkultur machen kann — und wer könnte das heute nicht? Allzusehr hat der Lette in dem langen Zusammenleben mit seinen deutschen Landsleuten deutsche Ordnung, deutsches Pflichtgefühl und vor allen Dingen deutsche Rechtlichkeit kennen gelernt, allzu deutlich den Unterschied zwischen der humanen deutschen Verwaltung, unter der er sich seit Menschengedenken wohl befunden hat — und russischer Satrapenwirtschaft mit allen davon unzertrennbaren Begleiterscheinungen der Willkür, Habsucht und Bestechlichkeit vor Augen geführt erhalten, um ernstlich auch nur einen Augenblick daran zweifeln zu können, auf welcher Seite ihm sein Glück blüht.

Aber auch die faktische Germanisierung der Letten ist langsam fortgeschritten, so daß heute so manche deutsche Familie sich kaum noch ihrer lettischen Abstammung bewußt ist und es liegt auf der Hand, daß bei einer Besiedelung des nur dünn bevölkerten aber fruchtbaren Landes, bei dem Vorhandensein einer breiten deutschen Volksmasse (bis jetzt sind bekanntlich deutsch nur der grundbesitzende Adel, Geistlichkeit und gebildetes Bürgertum, zum Teil der Handwerkerstand) die Germanisierung mit Leichtigkeit fortschreiten würde, ohne daß es nötig wäre, einen Druck auf die lettische Bevölkerung auszuüben.

Die zweifellose Intelligenz der Letten zeigte sich nicht nur in dem leichten Fortschreiten der Kinder in den deutschen Schulen, sondern auch darin, daß diese nach beendetem Studium ihren deutschen Landsleuten nicht im mindesten nachstanden, ob sie nun, wie früher, nach Ergreifung der höheren bürgerlichen Berufe völlig im Deutschtum aufgingen, oder — wie es nach dem Auftreten der nationalen Bewegung vielfach der Fall ist — einen eigenen lettischen, sogenannten Literatenstand bildeten.

Digitized by Google

Diese lettische Bewegung, meist kurz „Junglettentum" genannt, ist das Produkt des neu erwachten Nationalbewußtseins und entwickelte sich leider in wenig sympathischer, nämlich in durchaus deutschfeindlicher Richtung. Als in den fünfziger Jahren die Lehre von den Rassengegensätzen aufs Tapet kam, bildete sich in Dorpat unter den dort studierenden Letten ein „engerer Kreis", der sich zur Aufgabe machte, „das lettische Volk aus der geistigen Finsternis zu reißen." Keiner von den Stiftern dieses Kreises, wie auch die späteren Führer der Jungletten ragte geistig über das Mittelmaß empor. Hervorragend waren sie nur in ihrem kritiklosen Haß gegen das Deutschtum. Als willkommener Bundesgenosse diente diese zunächst etwas lockere Organisation der damals im Entstehen begriffenen russischen national-demokratischen Partei. Die junglettische Partei wurde dazu ausersehen, im beginnenden Kampfe der Panslawisten mit dem Deutschtum diesem in den Rücken zu fallen und unter der Protektion der Großfürsten Konstantin gründete der Junglette Woldemar in Petersburg die Peterburgas Avises (Petersburger Zeitung), in welchem Blatte charakteristischerweise Woldemar nicht nur Herausgeber, sondern auch staatlich bestellter Zensor war. Unter den Augen der Regierung begann die zersetzende Tätigkeit dieses Hetzblattes ohnegleichen. Systematisch wurde Mißtrauen gegen die Deutschen gepredigt, die den Letten ihr Land geraubt hätten und sie durch die Geistlichkeit absichtlich in geistiger Finsternis erhielten, um sie besser knechten zu können. Es leuchtet nun ohne weiteres ein, daß die große Masse des lettischen Volkes, die bis dahin ihren deutschen Landsleuten durchaus nicht feindlich gesinnt war, für diesen Kampf nur dann zu haben war, wenn ihr materielle Vorteile winkten. Der Grundzug der ganzen Bewegung war und blieb daher naturgemäß sozialistisch. Im Vordergrund stand der Klassenkampf, die Erlangung sozialer und wirtschaftlicher Vorteile. Treffend berichtete im Jahre 1864 der kurländische (deutsche) Zivilgouverneur von Kurland an die Regierung: „Sie (die Jungletten) treiben bewußt oder unbewußt in einer sozialdemokratischen Strömung, bei welcher die angeblich nationale Unterdrückung nur als Aushängeschild dient, um aus dem modernen Nationalitätsschwindel auch für sich einen Vorteil zu ziehen."

Unterstützt wurden die junglettischen Führer nicht nur durch die die Regierung beherrschende Partei der Panslawisten, sondern auch durch die griechisch-orthodoxe Geistlichkeit, welche die Begehrlichkeit der nichtbesitzenden Klassen durch Verheißung von Landteilungen aufstacheite.

Als nun aber der panslawistische Feldzug gegen das Deutschtum der Ostseeprovinzen siegreich durchgeführt worden war unter tätiger Beihilfe der Jungletten und diese letzteren nun auch ihren Lohn empfangen wollten — bekamen sie nur Lob wegen ihrer vortrefflichen Haltung und tadellosen russischen Gesinnung zu hören. Im übrigen könnten sie nicht erwarten, daß sie, entgegen dem russischen

Digitized by Google

Staatsgedanken, ihr Volkstum bewahren würden. Das hieße ja nur statt des deutschen Fremdkörpers einen lettischen gewinnen.

Die lettischen Nationalisten ergriff eine furchtbare Enttäuschung und mit größerem Eifer als bisher warfen sie sich — immer noch unter Beibehaltung der bewährten nationalen Firma — der Sozialdemokratie in die Arme. Aus Deutschland wurden zahlreiche sozialistische Schriften, besonders die auf dem Standpunkt von Marx und Engels stehenden, importiert und unter der lettischen Intelligenz verbreitet.

Aus dem nationalen Kampf war also allmählich ein reiner Klassenkampf entstanden, der sich gegen die Deutschen nur insofern wandte, als durch sie in der Hauptsache die besitzenden Klassen vertreten wurden. Die junglettische Bewegung darf eben nicht überschätzt werden. Wohl kämpfen heute Letten und Deutsche in den Städten um die Sitze in den Stadtverordnetenversammlungen, wohl sind erstere in den kleineren Städten auch meist siegreich — andererseits verbinden sich auch wiederum in den größeren Städten die Deutschen und Letten der bürgerlichen Parteien gegen die lettische Sozialdemokratie. Eine wirklich begründete Feindschaft zwischen Deutschen und Letten bestand eben nicht und auch die Revolution, die im Jahre 1905 aus Rußland auch nach Kurland herübergriff, ist kein Beweis für eine Feindschaft zwischen den beiden Nationen. Nicht oft genug kann betont werden, daß die Mehrheit des lettischen Volkes auch während der Revolution dem Deutschenhaß des von gewissenlosen Agitatoren aufgehetzten Pöbels völlig verständnislos gegenüberstand. Bei der ungeheuren Überzahl der lettischen Bevölkerung über die deutsche wäre wohl im anderen Falle kein Deutscher am Leben geblieben. Mit zunehmender Bildung und wachsendem Wohlstande der lettischen Bevölkerung verwischen sich die Gegensätze immer mehr, trotz der Russifizierung der Schulen beherrscht jeder gebildete Lette die deutsche Sprache, immer weiteren Kreisen ist das Verständnis dafür aufgegangen, daß der Feind der Letten nicht im Deutschtum, sondern im russischen Lager zu suchen ist.

Einen lettischen Adel gibt es nicht. Wahrscheinlich hatten sich schon im 13. Jahrhundert die Anfänge eines solchen bei den verschiedenen lettischen Stämmen, wie auch bei den Liven und Kuren herausgebildet und sind dann, soweit sie nicht in den fortwährenden Kämpfen jener Zeit zugrunde gingen, restlos im Deutschtum aufgegangen. Das lettische grundbesitzende Element wird durch die zum Teil sehr wohlhabenden Großbauern vertreten. Sie werden wohl auch „graue Barone" (ihrer graugefärbten Kleidung wegen) genannt.

Von einer eigenen lettischen Kultur kann noch kaum gesprochen werden, obgleich die Jungletten gerade dieses Wort gern im Munde führen. Es giebt einige nationale Gebräuche, unter denen der bekannteste die noch aus grauer Heidenzeit stammende Feier der Sommersonnenwende ist. Dann flammen des Abends überall auf dem flachen Lande die Johannisfeuer zum Himmel empor und um die-

Digitized by Google

selben scharen sich Männer und Frauen und erflehen in meist improvisierten Versen den Segen des Sonnengottes Lihgo für eine gute Ernte, für die Gesundheit und das Wohlergehen des Hausvaters, der Hausmutter, der Kinder, des Gesindes und so fort.

Groß ist die Zahl der lettischen Volkslieder. Man hat deren über 200 000 gezählt und gesammelt. Es ist charakteristisch für die geistige Abhängigkeit der Letten von den Deutschen, daß die Anregung zur Sammlung dieser Volkslieder, sowie das eingehende Studium der lettischen Sprache überhaupt, deutschen Predigern zu verdanken ist. Das Prachtwerk des verstorbenen Pastors Dr. August Bielenstein, dieses feinsten Kenners der lettischen Sprache: „Die Grenzen des lettischen Volksstammes und der lettischen Sprache in der Gegenwart und im 13. Jahrhundert", Petersburg 1892, ist weit über die Grenzen Kurlands hinaus bekannt. Insbesondere war es die Tätigkeit der „Lettisch-literarischen Gesellschaft", welche gleicherweise Zeugnis ablegt für die Selbstlosigkeit, mit der baltische Deutsche ihre lettischen Landsleutn zu einem Nationalbewußtsein geradezu heranbildeten, wie auch für die Liebe, mit der sie an ihrer „zweiten Landessprache" hängen. Mit geradezu himmlischer Geduld ertrug die lettisch-literarische Gesellschaft die rüpelhaften Anfeindungen der lettischen Nationalisten, immer wieder vergebend, immer wieder auf besseres Verständnis ihrer selbstlosen Tätigkeit hoffend.

Da in Kurland die Dienstboten durchweg Letten sind, die in früheren Zeiten der deutschen Sprache meist nicht mächtig waren, mit denen aber, auch wenn dies wohl der Fall war, wie heute fast allgemein, stets nur lettisch gesprochen wurde und wird, so waren es lettische Worte, die das deutsche Kind zuerst von seiner Amme, Wärterin usw. hörte und auch lettische Laute, die es zuerst stammelte. Darum wird es selten einen Kurländer geben, der nicht bis zu einem gewissen Grade wenigstens die lettische Sprache beherrscht. Im Wappen der „Curonia", der ältesten deutschen Landsmannschaft der früher deutschen Landesuniversität Dorpat, befinden sich zwei lettische Wahlsprüche. Treffen sich zwei Kurländer in der Fremde, so rufen sie sich oft einen lettischen Gruß zu. Ihrem Ohr klingen diese Laute lieblich, die sie an Heimat und Kindheit mahnen.

Auch eine Reihe lettischer Dichter gibt es heute, von denen jedoch kaum einer über die Grenzen seines lettischen Leserkreises bekannt sein dürfte. Als größter lettischer Dichter gilt der Lyriker Rainis, während A. Upit der Name des bedeutendsten Romanschriftstellers ist. Fast alle lettischen Dichter sind stark sozialistisch beeinflußt. Die rein sozialistische Literatur beschränkt sich auf Übersetzungen deutscher Werke. Besonders verbreitet sind Kautskys Schriften. Lettische Schulen gibt es außer den Volksschulen nicht, wohl aber, namentlich in den größeren Städten Libau und Mitau lettische Theater. Auch eine verhältnismäßig große Zahl lettischer Zeitungen existiert heute, unter denen eine der ältesten, die Latwischa awise, lange Zeit von Deutschen redigiert wurde.

Digitized by Google

Der Lette ist im allgemeinen religiös veranlagt. Der Kirchenbesuch, sowohl in den Städten als auch namentlich auf dem Lande, ist ein sehr reger. Schlecht besuchte Gottesdienste — die überwiegende Anzahl der Kurländer, Deutscher sowohl wie Letten, ist evangelisch-lutherischer Konfession — sind in Kurland eine Seltenheit. Doch sorgen die in unmittelbarer Nähe jeder Kirche gelegenen Wirtshäuser, die Kirchenkrüge, dafür, daß auch der Sinn für weltliche Freuden nicht zu kurz kommt. Da es in Kurland Dörfer nicht gibt, sind die Kirchen in der Nähe der Gutshöfe erbaut und von weither müssen oft die Eingemeindeten zum sonntäglichen Gottesdienste aus ihren vereinzelt liegenden Gehöften oder Gesinden kommen. Da bieten die Kirchenkrüge eine gute Gelegenheit zur Unterkunft für Mann, Roß und Wagen, sowie für die leibliche Stärkung. Auch Hochzeiten und Kindstaufen werden oft in den Krügen durch gewaltige Schmausereien und Zechgelage gefeiert. — Wohltuend wirkt die herzliche Verehrung, sowie das schier unbegrenzte Vertrauen, das der lettische Bauer seinem deutschen Seelsorger — heute gibt es auch eine ganze Reihe lettischer Prediger — entgegenbringt. Oft ist es von einer geradezu rührenden Komik, in welchen Kleinigkeiten des täglichen Lebens der Pastor um Rat gefragt wird. Sogar seine Geldgeschäfte vertraut er ihm nicht selten an und fragt ihn um seine Meinung. — Groß ist die Zahl der lettischen Vereine, der „Beedriba", namentlich in den Städten, in denen gesungen, Theater gespielt wird und auch Vorträge gehalten werden. In diesen Beedribas entfalteten die junglettischen Agitatoren ihre Haupttätigkeit.

In der Regel ist der lettische Bauer außerordentlich genügsam. Meist begnügt er sich mit der sogenannten „sauren Grütze" — Gerstengrütze in gestockter Milch — welche ihm Hunger und Durst zugleich stillt. Diese neben schwarzem Roggenbrot („grobem Brot") und gesalzenem Häring bilden sein Hauptnahrungsmittel.

Die Liebe der Letten zur heimischen Scholle ist ein besonders ausgeprägter Charakterzug bei ihm. In der Fremde krankt er förmlich an der Sehnsucht nach seiner Heimat.

Alles in allem ein durchaus sympathischer Menschenschlag wird er auch unter veränderten Verhältnissen stets gern mit den Deutschen leben. Irgend welche Gelüste nach politischer Selbständigkeit können in das Reich der Träume verwiesen werden. Einem gestärkten, von der russischen Gefahr befreiten Deutschtum muß das Lettentum in Kurland wie eine reife Frucht in den Schoß fallen.

[Schwieriger als über andere Volksstämme scheint es, über die Letten ein Urteil zu gewinnen. Unsere Leser erinnern sich der greulichen Eindrücke, die der Nürnberger Faber bei seiner Gefangenschaft von ihnen erhielt und andere werden in ähnlichem Sinne berichten. So wie Dr. von Lutzau urteilen aber viele Balten und auch deutsche Geistliche, die lang unter Letten gewirkt haben. Manche Widersprüche lösen sich aus den Bemerkungen Eiffes auf Seite 323 dieses Heftes und den Ausführungen von Professor von Hedenström im Juliheft 1910. D. R.]

Digitized by Google

Die politischen Verhältnisse im Kaukasus.

Von Ali Ami-Ràn.

Es scheint uns von Wert, einen Georgier über die Verhältnisse in seiner Heimat zu hören, auch wenn sein deutscher Stil nicht ganz perfekt ist. D. R.

Der Kaukasus hat bis jetzt nur hauptsächlich für die Ethnographen, Geographen, Geologen, Linguisten einen gewissen Reiz gehabt. Bis jetzt hat man sich in Europa viel weniger für den Kaukasus interessiert als er verdiente, seinem schönen Klima, mannigfaltiger Natur, Boden, Sprachen, Sitten, Gebräuchen, Völkerschaften nach. Es gibt wahrscheinlich wenig Länder, wo man ein solches Gewirr der Völker, der Sprachen beobachten könnte. Dessenungeachtet, was über den Kaukasus berühmte Gelehrte: Klaproth, Brosset, Demorgen, Mut Möller, Dr. Dirr, Bodenstedt, A. Leist usw. geschrieben haben, ist der Kaukasus für Europa eine Terra incognita fast gewesen. Jetzt aber, in diesem Krieg, interessiert sich das Volk für den Kaukasus genau wie für alle kriegführenden Länder.

Wer den Kaukasus in Miniatur sehen will, muß Tiflis sehen. Hier sind Europa und Asien in Berührung miteinander gekommen. Man sieht auf den Straßen dieser halb europäischen, halb asiatischen Stadt elektrische Trambahnwagen fahren, daneben treibt ein Armenier einen mit Kohlen beladenen Esel und singt halblaut; oft sieht man Kamele und Büffel. Vor einem Laden sitzt auf dem Boden irgendein Perser und flickt alte Schuhe oder verkauft Obst und Gemüse. Daneben auf dem Trottoir spaziert ein stolzer georgischer Fürst, der wahrscheinlich eben vom Lande gekommen ist. Und auf Hauptstraßen, Gassen, Bahnhof, an Trambahnhaltestellen, in Restaurants, Hotels trifft man Lesgen, Georgier, Armenier, Kumiken, Abchasier, Perser, Negaer, Inguschen, Türken. Hier und da taucht ein Europäer auf, der als Kaufmann, Tourist, Journalist oder als ein Gelehrter dahin gekommen ist. Und früh mit dem Portefeuille in der Hand, mit ernstem Gesicht und zusammengezogenen Augenbrauen geht ein russischer „Tschinovnik" (Beamter) seines Wegs, so stolz als ob Zeus der Allmächtige zufällig unter die Leute geraten sei.

Und man muß selbst ein Physiognom der Rassen sein, um die Nationen unterscheiden zu können. Russen, Deutsche, Malachanen, Franzosen, Türken, Abchaser, Engländer und sonst noch viele. In dieser Abhandlung interessiert uns hauptsächlich die politische Lage im Kaukasus. Wiefern es uns unsere Kenntnisse, und zunächst Zeit und Raum erlauben, werden wir bestrebt sein, dem europäischen Leser ein klares Bild der politischen Situation zu geben. Dafür müssen wir eine kleine geschichtliche Untersuchung unternehmen, um das Fundament der mannigfaltigen Ideen klar zu machen; wir sollen eine kleine Geschichte der russischen Herrschaft im Kaukasus erzählen.

Schon vor dem Zusammenbruch des byzantinischen Reiches sind einige

Digitized by Google

Könige der Georgier bestrebt gewesen, ein Bündnis mit dem christlichen Reich herzustellen, welches im Norden von Zeit zu Zeit wuchs. Aber alle diese diplomatischen Unterhandlungen zwischen kaukasischen und russischen Herrschern blieben ganz zwecklos.

Man hat es zur Zeit Peter des Großen auch versucht. Dieser klügste und gewaltigste von allen Herrschern des russischen Reiches hat schon von jeher seine Augen auf Ostasien und Dardanellen gerichtet. Er wußte ganz genau, wie früher der Kaukasus als eine Übergangsbrücke von allen Völkern benutzt wurde, als Weg von Osten nach Westen, der der sicherste Weg nach Indien und zunächst nach Persien sein sollte. Er schlug selbst dem georgischen König Wachtang IV. vor, sich in einen Krieg gegen Persien einzumischen, den er zu unternehmen bereit war. Wachtang IV. gab es zu und griff die Perser an, aber der Verbündete ließ ihn im Stich. Nachdem der georgische Adel sich überzeugt hatte, daß diese „christlichen Brüder" zu hinterlistig sind, hatte er sich an andere europäische Mächte gewendet. Die georgischen Botschafter sind beim Papst im 16. und 17. Jahrhundert gewesen, beim Hofe Louis XIV., beim Hofe Friedrich des Großen. Aber die Franzosen haben damals mit der Revolution zu tun gehabt. Deutschland (eigentlich Preußen) war von langjährigen Kriegen ermüdet. Das alles ging damit zu Ende, daß einige Tausend Georgier damals katholisch geworden sind.

1793 hat man sich wieder an Rußland gewendet. Zwischen der Kaiserin Katharina II. und dem georgischen König Irakli II. wurde ein Staatsvertrag geschlossen, nach welchem das Georgierland (begrenzt östlich durchs persische Chanentum [das jetzige Gouvernement Baku], westlich durchs Schwarze Meer, nördlich durch die kaukasischen Berge, südlich durch die Türkei und Persien) seine Dynastie, Armee, Territorien und das ganze Staatswesen beibehalten sollte. Aber 1804 hat Rußland den Vertrag gebrochen und das Königreich Georgien hat man Rußland einverleibt, die Herrscherfamilie Bagration nach Rußland verbannt, blieben noch zwei Bagrationen, Solomon II., König vom westlichen Georgierland, und Alexander Bagration, der Sohn des Irakli II., der auf den Thron prätendierte; er hat sich mehrmals an die Türkei und Persien gewendet, aber die haben damals die beste Gelegenheit verpaßt. Das Volk war empört durch den Vertragsbruch von der Seite der Regierung. Alexander Bagration floh nach Teheran, nahm dort ein paar tausend Kurden mit, im Georgierland gesellten sich noch ein paar tausende zu ihm. So focht er den partisanischen Krieg mit gegen die Russen und verbreitete feurige Aufrufe. In kaukasischen Gebirgen fing es auch an zu donnern, das Kettengeklirr hat dem Kasbeck zuerst nicht gefallen. Er zog seine Stirn in Falten und bald haben die Freiheit liebenden Volksscharen: Lesgen, Tscherkessen, Kumiken, Tschetschnen, Inguschen (obengenannte sind Mohammedaner) und andere christliche Völker mit diesen in verschiedenen Zeiten, Chevsuren, Phichaven und

Digitized by Google

Inguschew und sonst alle Gebirgsbewohner Georgiens gegen Russen gekämpft. 1817 war im Gouvernement Kutais (damals Imerethi) Aufstand; die Gründe waren folgende: Die Russen haben einen georgischen höheren Geistlichen Guthatelli, der sich weigerte, die Russenherrschaft anzuerkennen, in den Mehlsack gesteckt und nachts weggeschleppt; in diesem Aufstand wurden 6000 Bauern erschossen, 600 nach Sibirien verbannt. 1863 war Aufstand in Mingrellien (einer Provinz von Georgien) ungefähr in dieser Zeit in Gurien.

In Ostgeorgien haben 1848 60000 Aufständige ganze Garnisonen der russischen Soldaten vertilgt.

Im Gebirge sammelten sich die obengenannten Völker um einen einfachen alten Mann namens Schahmil, der sich eingebildet hat, daß der Prophet mit ihm gesprochen habe, um die Völker zu befreien. Also fast alle Elemente, alle Völker des Kaukasus haben ihre Unzufriedenheit ausgesprochen. Nur die Armenier blieben loyal — aber darüber später. Wir haben gesagt, daß alle Elemente der Bevölkerung unzufrieden waren; in den Aufständen von 1814, 1817, 1848 waren Bauern und Adelige; 1832, wollte die georgische Intelligenz eine Art von Polenaufstand veranstalten.

Einige polnische Offiziere, die zurzeit in der russischen Armee zu Tiflis waren, sollten mithelfen.

Man sollte die höheren Beamten zum Ball einladen und zusammenschießen. Das Volk sollte nachher die Tifliser Garnison vertilgen. In diesem Aufstand haben sich als Führer beteiligt: Fürst A. Tschavtschaadse (zugleich Poet, Romantiker im Georgierland). Fürsten W. und A. Orbeliani, Mönch Kikundse, ein Armenier Phalawandischwilli, Solomon Dodaef, Fürst, D. Kiphiani und andere Fürsten aus Intelligenz. Aber der Phalawandischwilli hat alle verraten, alle anderen Mitglieder wurden verbannt.

Solchen traurigen Ausgang hatten fast alle Aufstände gehabt. Im Russisch-Kaukasischen Krieg haben die Russen, nur nach offiziellen Berichten, 300000 Mann verloren und er hat mehr als 20 Jahre gedauert, es handelte sich aber nur um kleine unorganisierte, fast unbewaffnete Völker, denen es stets an Solidarität fehlte. Wenn die Regierung den Aufstand hier unterdrückte, zeigte sich die Flamme am anderen Ort. Der Kaukasus hat seinen Eroberern viel Blut gekostet, wie sie es immer auch behaupten. Die ganze tscherkessische Nation ist aber fast vertilgt oder aus der Heimat ausgewiesen. Tausende nach Sibirien verbannt; diese Völker haben geblutet, das zivilisierte Europa schwieg. Aber am meisten fehlte es an Solidarität. Als 1814 und 1848, die ganzen georgischen Provinzen vertilgt und ausgerottet wurden, haben die Armenier ein Gratulationstelegramm an den Zaren gerichtet, und als Antwort haben sie eine Grammota (Handschreiben) vom Kaiser bekommen, die sie zu Wangis Kirche mit großen Zeremonien heute noch aufbewahrt haben.

Wir wollen hier niemand damit beleidigen, wir haben nur geschichtlichen

Digitized by Google

Takt ausgeführt. Vielleicht wird jemand uns sagen, es war kein armenisches Volk, sondern Bourgoisie. Jedoch die sind auch ein Teil von den Armeniern, und zwar müssen wir einen Unterschied zwischen Volk und einzelnen machen. Darüber später.

Dieser Vertragsbruch war ein Signal zu fast allen Aufständen, und wir haben auch diese geschichtliche Tatsache deswegen hier erwähnt, weil sie eine Basis ist, ein Fundament aller politischen Fragen. Das Königreich Georgien war ein einziger Staat im Kaukasus. Die Georgier sind die einzigen gewesen, die in diesem Chaos der Völker eine Staatsform, nämlich ein Königreich (das fast vom ersten Jahrhundert) — noch später — hatten. Und es ist auch selbstverständlich, daß mit der Vernichtung dieses Staates der Kaukasus in Fesseln gelegt wurde.

Von 1860—1870 fangen im Kaukasus kleine politische Parteien an sich zu gruppieren.

Die Aufständigen von 1832 sind mit der Verbannung nicht ausgestorben. Die standen nämlich auf solchem Standpunkt: Der Vertrag von 1783 müßte von der Seite der Russen wieder hergestellt werden. Es waren georgische Royalisten, die die Dynastie von Bagration als einzigen Prätendenten des georgischen Thrones betrachteten.

Diese Richtung ging später in die moderne georgische separatische Partei über, die lange Jahre in Paris das Journal „La Georgien" französisch und georgisch herausgab. Dieselbe Partei hat neulich einen Appell an die zivilisierte Welt gerichtet. Dieses Comité de la Georgie libre verlangt in seinem Communiqué die Wiederherstellung des Vertrages von 1793.

Über diese Partei muß gesagt werden, daß sie ihre Mitglieder unter den Studenten und Gelehrten hat, die in Europa als Emigranten oder sonst sind und die kaukasischen Verhältnisse nach den Augen eines Europäers messen. Sie haben auch fast starken Einfluß unter dem georgischen Adel, sogenannten „büßenden Adel", der eigentlich schuld ist, daß die Russen den Kaukasus eroberten. Diese teilen sich ihrerseits auf drei Fronten. Einige, die geistig aristokratisch gesinnt sind, sind Separatisten, andere „edle und treue" russische „Tschiovniken", die dritten sind zwischen den beiden, etwas mäßig.

Unter den Armeniern haben zwei verschiedene Parteien großen Einfluß, nämlich Sozialdemokraten und Daschnakziutun. Die ersten fühlen sich als Mitglieder der russischen sozialdemokratischen Partei, geben angeblich keinerlei Autonomien zu, und genau so, wie ein Teil der georgischen Sozialdemokratie, verneinen sie die nationale Frage vollständig.

Die „Daschnakziutunen" haben fast dieselbe Richtung wie die georgischen Autonomisten, sie verlangen eine föderalistische (autonome) Staatsverfassung.

Angeblich sollen in der letzten Zeit die Daschnakziutunen den Sozialdemokraten überlegen sein.

Digitized by Google

Unter den Georgiern sind die stärksten Parteien Sozialdemokraten, Separatisten und Autonomisten.

Die ersten sind in den letzten zehn Jahren auf zwei Fraktionen verteilt. Eine davon bekennt sich zu ganzer russischer Sozialdemokratie, verneint alle nationalen Fragen, bezeichnet den Nationalismus als Wahnsinn und Katzenjammer der Bourgoisie und hält sich fest an den russischen Sozialdemokraten, als echte orthodoxale Marxisten. Die zweite Fraktion will auf den allgemeinen marxistischen Grundlagen stehen, aber die nationalen Wunden, die das mächtige Russenreich den Georgiern zugefügt hatte, anerkennt sie würdig ganz sorgfältig gepflegt zu werden. Sie meint: die Sprache, Territorien und nationalen Charakter beizubehalten, muß jede Nation bestrebt sein, und dazu eine kulturelle Autonomie verlangen. Die Autonomisten haben einen Mittelweg zwischen Sozialdemokraten und Separatisten ausgewählt; sie verlangen eine georgische politisch-kulturelle Autonomie, wonach die Autonomie zwischen den historischen Grenzen des alten Königreiches hergestellt werden muß, die im Vertrag des Jahres 1793 zwischen Katharina II. und Irakli II. beschlossen wurde.

Zwischen oben erwähnten einflußreichen Parteien gibt es einen ewigen Kampf. Im Kaukasus haben diese vier Parteien das Volk 1905 zur Revolution vorbereitet. Aber sie waren nicht solidarisch. Z. B. 1905 haben die Japaner an georgische Separatisten eine Million Franken gegeben, um die Waffen für die Bevölkerung anzuschaffen. Man hat sie gekauft und über das Schwarze Meer aus Konstantinopel nach Photi gebracht. Hier aber haben die Separatisten und Sozialdemokraten gegeneinander gekämpft, da die Sozialdemokraten auch auf die Waffen prätendierten; die damals schon geschwächte Regierung hat zuerst zugeschaut und nachher eingegriffen und einen Teil von diesen Gewehren beschlagnahmt, die die Separatisten in Photi gelandet haben. Unsolidarität war die Ursache, daß die Regierung nach der Revolution 1905 im Kaukasus die Oberhand gewann. (Wenn man eine einzige, eine von mehreren Ursachen nimmt.) Außerdem waren die Führer ungebildete und unerfahrene Leute. In dieser Zeit waren die Russen fast vertrieben; im Gouvernement Kutais wurden ganze Bezirke ausgerottet. In Tiflis, Baku, Batum, Kutais waren auf den Straßen Barrikaden gebaut, einige Kosakendivisionen wurden fast als eingesperrt in Kasernen gehalten; sie durften nur ohne Waffen die Pferde zum Fluß bringen. Dann kam die Schlächterei zwischen Mohammedanern und Armeniern; die Regierung hat sie verursacht, die immer strebt, die Völker gegeneinander aufzuhetzen und dadurch zu schwächen. Wir sind damals während einer Reise von Petersburg nach Persien in einer kleinen Hafenstadt im Kaukasus gewesen und haben zugeschaut, wie das Volk die Barrikaden baute, Versammlungen, Demonstrationen verursachte. Auf mehreren Versammlungen wurden die Zarenbilder verbrannt, mit Füßen getreten, Drohungstele-

Digitized by Google

gramme nach Petersburg geschickt; später haben wir gesehen, wie die Armenier und Mohammedaner gegeneinander kämpften. Die Regierung hat es so angefangen. In Baku wurde ein Armenier von einem Mohammedaner getötet, dann verbreiteten (wahrscheinlich die Polizisten) die Nachricht, daß die Armenier die Mohammedaner ausrotten wollten; dann fing dieser fürchterliche Brudermord an. Es wurden sogar Weiber und Kinder nicht geschont. Die Polizisten durften nicht einschreiten, aber die georgischen Autonomisten und Sozialdemokraten kamen dazwischen, und nachdem sehr viel Blut in Tiflis, Eriwan, Baku vergossen wurde, war der Kampf aus[1]).

1907 hat das kaukasische Volk schwer gebüßt, mehrere Galgen wurden von der Regierung errichtet. Tausende verbannt, erschossen; in der Provinz Guria und im Regierungskreis Batum wurden Weiber und Kinder getötet, vergewaltigt. In Tiflis hielt das Volk im Rathaus eine Beratung, die Kosaken drangen ein und schossen durch die Korridore. In gleicher Stadt hat aus dem georgischen Adligen-Gymnasium ein Revolutionärer eine Bombe auf den Polizeipräsidenten geworfen. Die Kosaken drangen in Hof und Säle ein und haben die Fußball spielenden oder frei herumlaufenden Kinder erschossen. Zu gleicher Zeit verbrannte und bombardierte die Straferpedition von General Alichonof, der später aus Revanche von einem georgischen Revolutionär in Alexandropol getötet wurde, Tiflis teilweise, Kutais, Choropani, Chevirilla, Batum, Senaki. (Dieselben Leute schwätzen über Völkerrechte, nach welchen die freien Städte nicht bombardiert werden dürfen [sic!]). Dieser tüchtige russische General hat sich nur durch die Unterdrückung der Bevölkerung ausgezeichnet, obschon er im Russisch-Japanischen Krieg beteiligt war, aber das ist so die Laufbahn der russischen Generäle. Wenn die römischen Heerführer auswärts tapfer waren, sind es die russischen zu Hause. Was die mohammedanische Bevölkerung während der Revolution betrifft, von sozialen Bewegungen unter dieser darf keine Rede sein. Und diese Revolution trug meistens den sozialen Charakter, zugleich den politischen auch. In der Umgebung von Batum haben einige mohammedanische Völker an dem Aufstand sich beteiligt.

Unwillkürlich will man fragen: „Und was denken sie jetzt?" Wir sind ein paar Monate nach dem Kriegsausbruch zufällig im Kaukasus gewesen. Die georgische Sozialdemokratie fühlt sich teils solidarisch mit der russischen sozialdemokratischen Partei, die ihrerseits auch auf zwei Lager verteilt sein soll. Der berühmte Führer der russischen Sozialdemokratie, Plechanof, hat einen Brief an den Burzef gerichtet (siehe „Rjetsch", 14. September 1915.)

[1]) Solche Schlächterei wollte die russische Regierung zuletzt, als sie dem Kaukasus die Eröffnung des Polytechnikums in Tiflis gestattete, zwischen Armeniern und Georgiern erwirken, nämlich die ersten wollten die Hochschule in ihrem Stadtviertel haben, die Georgier in ihrem. Nachher erfüllte die Regierung die Wünsche der Armenier, weil die armenische Bourgoisie bis jetzt sehr russophil gesinnt gewesen ist. Werden sie zur Besinnung kommen und aufhören, Stütze der Regierung zu sein? Das wird uns die Zukunft zeigen. Ali-A-an.

Digitized by Google

Wo er ihn ersucht, daß er die sozialdemokratische Partei bewegen soll, um die Mitarbeit im Landesverteidigungs-Komitee unter den Genossen zu erwirken. „Wir sollen", schreibt Plechunof, „unbedingt, in dieser Frage sogar der Regierung die Hand reichen" (auch ein Sozialist!). Autonomisten sind angeblich die armenische Daschnukziutunen, auch fast neutral; die glauben an die Türkei nicht, und betrachten sie als Erbfeind.

Die separatistische Partei aber, wie es aus ihrem Communiqué (siehe M. N. Nachrichten 511) hervorgeht, richtet hoffnungsvolle Augen auf die Zentralmächte, und es ist vorauszusetzen, daß die ganze kaukasische Bevölkerung, die christliche und auch die mohammedanische, die Deutschen freundlich begrüßen wird, weil sie die Deutschen als tapfere Krieger und tüchtige Leute kennt.

Von der Tüchtigkeit der Deutschen ist sie schon in Friedenszeiten überzeugt worden. Ein Teil von georgisch-armenischer Intelligenz schätzt Deutschland sehr hoch. Nachdem sie seine Literatur, Philosophie und die ganze Kultur schon in Deutschland kennen gelernt haben, kehren sie sich zurück nach der Heimat und vertreten meistens die deutschen Ideen, richten die ganze Wirtschaft zu Hause, wie sie es in Deutschland gesehen haben; als eine nächste fremde Sprache, die man gern spricht, wird anstatt Russisch Deutsch in der Gesellschaft eingeführt. An uns haben sich oft Frauenvereine gewendet in Baku, Tiflis, Batum, wegen deutschen Stunden.

Das Volk im Kaukasus kennt Deutschland weniger. Nur nach den Kolonisten, die schon seit Katharinas Zeiten da sind und außer jargonhafter Sprache und deutscher Tüchtigkeit nichts Deutsches mehr haben. Man erzählt da als ob die Deutschen karg seien, nicht gastfreundlich. Wir haben Gelegenheit in Tiflis gehabt, solch ein Geschwätz in einem Restaurant zu hören, man behauptete da, wenn ein Deutscher einen andern zu Hause besucht, abends oder mittags, nimmt er einen Korb mit, voll von Würsten und Brot.

Wie gesagt, auf die Türkei bauen die Kaukasier neue Hoffnungen, wir meinen die christliche Bevölkerung; was die Mohammedaner betrifft, ist es selbstverständlich, daß die ihren Glaubensgenossen gern helfen wollen, und daß sie dazu bereit sind, geht aus diesen Meldungen hervor, die aus Batum in den Zeitungen berichtet wurden. Daß die mohammedanischen Georgier, Adjarier einen Aufstand veranstaltet haben. Dieser Krieg hat sicher unter Tschetschenen, Kumiken, Lesgen die alte Rache erweckt, die seit 1864, der Adler der kaukasischen Berge, Schamil, dem Bariatinsky auf dem Berge Gunis (in Dagestan) freiwillig sein Schwert übergab. Damals mit dem Schamib verschwand die Freiheitssonne des Kaukasus zum letztenmal hinter dem umwölkten majestätischen Haupt des Kasbek, und ob sie aufgehen wird oder nicht, das hängt ab von dem Solidaritätsgefühl des Kaukasus, das jeder aus diesen Völkerschaften in seinem Herz wägen soll.

Digitized by Google

Die Aktivisten in Schweden.

Die politische Stimmung in Schweden hat seit Beginn des Weltkrieges verschiedene Wandlungen durchgemacht. Gleich zu Anfang waren die meisten im Lande, besonders die Gebildeten, auf Deutschlands Seite. Dazu bestimmte nicht nur das Bewußtsein gemeinsamer germanischer Abstammung, sondern mehr noch das Gefühl einer gleichen von Rußland her drohenden Gefahr. Gewisse Ereignisse vor der großen Weltkrise hatten die Einsichtigen zur Überzeugung gebracht, daß der gewaltige slawische Nachbar — außer Norwegen der einzige Nachbar, den Schweden zu Lande hat — Dinge im Schilde führe, die mit Recht Beunruhigung erregen konnten. Das erste war, daß Finnland die Freiheit geraubt wurde und damit das „europäische Asien" immer näher rückte. Das zweite war, daß man in Schweden selbst russische Spione in wachsender Zahl entdeckte, die unscheinbar, oft als Sägeschleifer verkleidet, von Bauernhof zu Bauernhof zogen und die Wege, Verpflegungsmöglichkeiten und Bodenverhältnisse des Landes genau ausforschten. Die Fäden dieses heimlichen Netzes führten schließlich sogar hinauf bis zur russischen Gesandtschaft in Stockholm. Das mußte bedenklich machen und, sicher im Zusammenhang hiemit, setzte bald eine lebhafte Wehrreformbewegung ein, die das Heer vermehrte und verbesserte. Über dieser Bewegung stürzte das damalige liberale Ministerium, weil es für militärische Rüstungen keinen Sinn hatte. Der berühmte Bauernzug nach Stockholm, der vor dem König den Willen des Volkes zu bewaffneter Kraft bekundete, gab hiebei den Ausschlag. Kurz vorher war es geschehen, daß ein Panzerschiff, das die Regierung abgeschlagen hatte, aus allgemeinen Mitteln aufgebracht und gestiftet wurde. Man kann nach allen diesen Vorfällen begreifen, daß die schwedische Nation zu Beginn des Krieges nicht blind war und instinktiv genau empfand, wo der verborgene Feind zu suchen sei. Gerade anfangs wurde ein Eingreifen auf unserer Seite vielfach erörtert und gewünscht.

Bald aber trat aus innerpolitischen Gründen, die ihre Erklärung zum Teil auch in der eben skizzierten Vorgeschichte haben, eine neue Wendung ein. Die Liberalen, an ihrer Spitze der kürzlich gestürzte Minister Karl Staaff und die Sozialdemokraten, geführt von Hjalmar Branting, begannen von sich aus vor allem gegen die deutschfreundliche Rechte zu agitieren. Für die Neuwahlen, die stattfinden sollten, wurde die populäre Parole ausgegeben: Gegen die Rechte, die den Krieg will. Die Rechte hüllte sich nun, um dieses billige Agitationsmittel zu entkräften, in Schweigen und die Regierung entschloß sich schon allein um des inneren Friedens willen zu der bekannten strikten Neutralität. Die ganze Frage der außerpolitischen Stellung Schwedens war also an einem toten Punkt angelangt. Während draußen der Weltkrieg tobte, hielten sich hier die

Digitized by Google

inneren Kräfte das Gleichgewicht. Die Radikalen und Sozialdemokraten vermieden um ihres parteipolitischen Urteils willen jede Erörterung der außerpolitischen Ziele und Pflichten ihres Landes, während sie in ihren Hauptblättern: „Sozialdemokraten" und „Dagens Nyheter" ziemlich unverhohlen ihre Vorliebe für das „Frankreich der Revolution" und das „parlamentarische England" aussprachen. Hierbei sei nur im Vorübergehen an die Äußerungen einer Ellen Key erinnert, die sich nicht scheute öffentlich zuzugeben, daß nach ihrer Meinung Schweden die größere Gefahr von „Potsdam", nicht von „Moskau" her drohe. Hjalmar Branting erhitzte auf einer Automobilfahrt an der französischen Front entlang seine Begeisterung für die Westmächte noch mehr.

Da erschien im Sommer 1915 ein anonymes Buch, das sofort großes Aufsehen erregte, denn es verlangte gleich in der Vorrede „eine mutige Waffenbrüderschaft" Schwedens mit Deutschland. Eine kleine Gruppe von Männern, denen das Schicksal ihrer Heimat wirklich am Herzen lag, hatte sich zusammengetan, um in ernsten Untersuchungen die Lage des Landes zu erwägen und ihrer innersten Überzeugung Ausdruck zu verleihen. „Sveriges Utriketspolitik i världskrigeds belysning" heißt das Buch. Es erlebte in kurzer Zeit sechs Auflagen. Ehe wir auf seinen Inhalt näher eingehen, mag noch etwas über seine äußere Geschichte erwähnt werden. Die anonymen Verfasser und alle, die ihnen zustimmten, wurden als „Aktivisten" lebhaft bekämpft. Rasch waren die Gegner bei der Hand, die ernste, aus reinem Patriotismus heraus entstandene Schrift als „Kriegshetzbuch" zu verschreien, also mit den gleichen Waffen zu bekämpfen, wie etwas vorher die Politik der Rechten. Wie weit das berechtigt ist, mag nachher aus der kurzen Inhaltsangabe erhellen. Von wirklicher Kriegshetzerei kann gar keine Rede sein. Es wird nur nachgewiesen, daß Schwedens Interessen einzig und allein an der Seite der Zentralmächte wirklich vertreten werden können. Die Kritik gegen uns fehlt keineswegs. Aber trotzdem war es Herrn Hjalmar Branting zu deutschfreundlich und auf sein Betreiben hin geschah vor kurzer Zeit das Unglaubliche, daß drei schwedische Sozialdemokraten: Professor Gustaf F. Steffen, Dr. Yngve Larsson und Dr. Otto Järte aus der Partei ausgeschlossen wurden, weil sie in dem Verdacht standen, an dem Buch mitgearbeitet zu haben. Dabei hat der erste der genannten Herren schon öffentlich erklärt, daß er nichts mit der Sache zu tun habe. Aber infolge seiner früheren Schriften: „Krieg und Kultur" und „Imperialismus und Weltkrieg", war seine politische Stellungnahme schon zu offenbar geworden, als daß man ihn weiter dulden wollte. Die einzig dastehende Tatsache, daß in Schweden drei Männer wegen Deutschfreundlichkeit aus der sozialdemokratischen Partei ausgestoßen wurden, verdient wirklich bei uns festgenagelt zu werden. Wie verträgt sich das mit den allgemeinen Grundsätzen der Neutralität, wie mit den besonderen der Sozialdemokratie? Wir

Digitized by Google

möchten es anderen überlassen, diese Frage zu beantworten und nur auf das Faktum als solches hinweisen.

Es sei im folgenden nun noch der Inhalt des Buches in großen Zügen angedeutet. Die Fülle von interessanten Einzelheiten muß dabei leider übergangen werden. Es sei nur ganz allgemein bemerkt, daß die Arbeit auf genauen Vorarbeiten und tiefer Sachkenntnis beruht und daher reich an wichtigen Aufschlüssen in politischer Hinsicht ist. Sie gehört zu den ganz wenigen Erscheinungen, die die Gründe und Umstände des Weltkrieges durchaus objektiv prüfen und darstellen und schon dadurch seltenen Wert beanspruchen können.

Das erste Kapitel: „Vorspiel" behandelt die russische Gefahr. Gleich einem Pendel hat sich die Eroberungsgier des Moskowiterreiches in gewissen Zeitabständen abwechselnd gegen Osten und dann wieder gegen Westen gewendet. Ein Verlangen hat vor allem treibend gewirkt: Das Verlangen des Riesenreiches nach einem offenen Meer. Dies Verlangen kann entweder im fernen Asien, am Stillen Ozean oder in Konstantinopel befriedigt werden. Es gibt aber noch eine dritte Möglichkeit: das ist der Vorstoß über Nordskandinavien nach dem eisfreien Hafen in Narvik. Da nun der erste Weg durch Japan, der zweite durch die Zentralmächte verlegt wird, bleibt der letzte und kürzeste noch als lockendes Ziel. Er aber führt durch Schwedens zukunftsreichste Provinzen und es liegt nahe, daß die Neigung ihn zu betreten von Stunde zu Stunde wächst. Die Bedrohung besteht also im höchsten Grade, wenn sie auch von Rußland geflissentlich abgeleugnet wird. Wie ernst sie aber zu nehmen ist, zeigt das zweite Kapitel, „Schwedens Aufgabe", durch den Hinweis auf Finnlands Geschick. Dieses einstmals freie Land hat in den letzten Jahren aufgehört ein selbständiger „Pufferstaat" zwischen Schweden und dem slawischen Weltreich zu sein. Denn es wurde geknechtet, die Macht des Zaren rückte bis unmittelbar an die Grenzen heran. Das ist schon allein deshalb unerträglich, weil in Finnland schwedisches Blut und schwedische Kultur unterdrückt werden. „Die Sache Finnlands ist die Schwedens." Erst wenn diese brennende Frage gelöst ist, kann auch der Zukunftstraum des Skandinavismus erfüllt werden, kann unter der Führung eines siegreichen und befreienden Schweden eine Vereinigung der nordischen Staaten stattfinden.

Nachdem so die eigene Stellung klargelegt ist, wird nun die allgemeine politische Lage in einem dritten Kapitel: „Die Linien unserer politischen Beziehungen", untersucht. Wohin kann man sich wenden, um in der gefährdeten Lage Unterstützung zu finden? In Norwegen fehlt das politische Verständnis, zumal dies Land seit dem Unionsbruch zur englischen „Dependency" geworden ist. Wie weit geht das Interesse der Westmächte für ein intaktes Schweden? Von Frankreich ist seit dessen Bündnis mit Rußland nichts mehr zu hoffen. Von England erwarten viele, daß es getreu seinen früheren Bestrebungen einen Vorstoß des slawischen Weltkonkurrenten

Digitized by Google

verhindern würde. Aber durch König Eduard VII. ist eine Verschiebung in der Machtbalance eingetreten. Das Hauptziel des Briten ist seitdem die Niederzwingung Deutschlands. Die Ereignisse in den letzten Jahren vor dem Weltkrieg beweisen das klar genug. Und sogar in Skandinavien fühlte man die Wirkung dieser neuen Richtung, am deutlichsten zur Zeit des Unionsbruches, zur Zeit der Trennung Norwegens von Schweden. Denn womit endete dieser Vorgang? Ein Engländer wurde König von Norwegen. Britannia arbeitete zum Vorteil des Zarenreiches. Schon aus rein militärischen Gründen hätte England sicherlich nicht so viel gegen einen atlantischen Hafen Rußlands im Norden zu sagen. Wie steht es nun mit Deutschland? Deutschland beherrscht, wie der Krieg bewiesen hat, durch seine Flotte die Ostsee. Es hat schon früher während des japanischen Krieges gezeigt, daß es die Moskowitergewalt lieber nach Osten wenden würde, anstatt ihrem Druck im Westen ausgesetzt zu sein. Schweden begriff damals noch nicht, worum es sich handelte. Aber allmählich gingen ihm durch die erwähnten Tatsachen die Augen auf. Jetzt ist es klar geworden, daß Deutschland der Vorkämpfer gegen das Slawentum ist. Von ihm allein kann also Schweden Unterstützung erwarten, wenn sich dieses entschließt auf die Seite der Zentralmächte überzugehen, bevor es zu spät geworden ist. Deutschland hat hieran selbst ein Interesse, denn der nordische Bundesgenosse würde ihm seine Aufgabe bedeutend erleichtern. Somit zwingen alle politischen Vernunftsgründe zu einem Verlassen des neutralen Bodens, der die Gefahr nur täglich vergrößert und zu einem Anschluß eben an die Zentralmächte, zumal Schweden dadurch die Möglichkeit geboten wird, an seine alten historischen Traditionen wieder anzuknüpfen, die alle gegen Rußland gerichtet waren.

Das vierte Kapitel, „Der Weltkrieg als Kulturkampf" behandelt, wenn man so sagen darf, die geistige Seite des ganzen Problems. Auf welcher Seite werden im gegenwärtigen Weltkrieg die höheren menschlichen Werte verfochten? Ist die populäre Meinung, daß Frankreich und England die freien und fortschrittlichen Staaten seien, Deutschland aber Reaktion und rohe Kraft bedeute, wirklich berechtigt? In erschöpfender Untersuchung wird der innere Durchschnitt der drei Länder einander gegenübergestellt und aneinander gemessen. Die Franzosen sind das Volk, das in der Revolution den modernen Militarismus der Volksheere geschaffen und begründet hat. Und sie taten mit Napoleon auch gleich den zweiten Schritt zum modernen Imperialismus. Seitdem ist beides bestimmend für ihr politisches Leben geblieben. Ihre außergewöhnliche Finanzkraft hat das Ausdehnungsgelüste niemals einschlummern lassen, so daß sie trotz ihrer geringen Geburtenüberschüsse immer mehr Kolonien erwarben. In Europa aber beherrschte sie ganz in Übereinstimmung hiemit der Revanchegedanke, der nichts anderes als die gewaltsame Rückeroberung des zu 90 Prozent deutschen Elsaß-

Digitized by Google

Lothringen begehrte. Im Innern herrscht einförmige Zentralisation, die mit eigentlicher Demokratie wenig zu tun hat. Die kommunale Selbstregierung fehlt ganz. Der gesamte Staat ist ein Beamtenstaat, dessen Beamtenchor von den Deputierten abhängig ist. Mit der gepriesenen Liberté ist es also mager bestellt.

Dem gegenüber regiert in England nicht, wie man gemeinhin annimmt, das Parlament, sondern die Ministergewalt. Das erhellt besonders aus der Art, wie das Unterhaus über die wichtigsten außerpolitischen Schritte im Unklaren, ja in völliger Unwissenheit gelassen wird. Was wußte dort die Gesamtheit der Nation von dem Bündnis mit Frankreich, was von den Abmachungen mit Rußland? Dabei ist die auswärtige Politik, ganz gleichgültig, ob ein liberales oder ein konservatives Ministerium herrscht, immer imperialistisch. Das Prinzip der Kontinuität ist gerade hier vollständig durchgeführt. Die Sorge um das Weltreich überwiegt unbedingt die Rücksicht auf das britische Volk. Und sie allein bestimmt auch das berühmte Eintreten Englands „für das Recht der kleinen Nationen". Solange diese kleinen Nationen als Bollwerke gegen große Rivalen benützt werden können, wirft man sich zu ihrem Beschützer auf. Ist das nicht mehr der Fall, so blüht ihnen das Schicksal — Aegyptens. Immer ist das letzte Ziel „the expansion of England". Und dies wird skrupellos, aber mit erstaunlichem diplomatischen Geschick verfolgt. Im Innern bietet England das Bild einer „Oligarchie mit starken nationalistischen und kriegerischen Instinkten". Die an Zahl geringe Kaste der Reichen herrscht, ohne daß die ungeheure und beispiellose Armut der unteren Klassen durch deren Gewinne gelindert wird. Mit Staunen frägt sich der Fremde, wie dieses Weltreich noch zusammenhält. Die Antwort hierauf lautet interessant genug. Der Gentleman-Begriff, das britische Kulturideal, bildet den geistigen Grundpfeiler des Ganzen. Nur schade, daß dieses hohe Ideal wirklich tiefen ethischen Anforderungen nicht genügen kann. Besonders der parlamentarische Gentleman, der meist Laie ist, verfügt nicht über die nötige wissenschaftliche Gründlichkeit und auch das Verantwortungsgefühl gegenüber dem Vaterland ist ihm ziemlich fremd. So kommt es denn, daß eine innere Erstarrung eingetreten ist, ein allgemeines Sinken des politischen Niveaus. Die Bildung der Massen ist zurückgeblieben. Auch sie ist, wie alle Vorteile des Imperiums, ein Geldvorrecht der Reichen. Wenn nicht von innen her und in erster Linie aus der Quelle der Religion eine Erfrischung quillt, so wird Englands Schicksal das von „Atlantis — Babylon und Rom."

Auf diese glänzend geschriebenen Ausführungen eines Kenners folgt eine kurze Wertung Deutschlands. Auch hier wird ganz sachlich abgewogen: der Tadel fehlt nicht. Aber das ganze Urteil gipfelt doch in folgenden Sätzen: „Über dem ganzen Deutschland der Gegenwart liegt ein ausgesprochen männlicher Geist. Deutschlands starkes Militärwesen, seine Großindustrie mit Eisen, Kohle,

Digitized by Google

Elektrizität und chemischer Industrie als ihren Grundpfeilern, sein junger Welthandel und seine überseeische Schiffahrt, der ganze harte Kampf ums Dasein, den die nahezu 70 Millionen Deutschen um ihr tägliches Brot auskämpfen müssen, und der bittere Klassenstreit, der sich daraus ergibt — mit einem Wort: die technisch-militärischen und bürokratisch-disziplinären Züge, die das neue Deutschland auszeichnen, sind alles Kraftausstrahlungen des männlichen Poles". Dieser allgemeinen Würdigung schließt sich eine eingehende Anerkennung im einzelnen an, die von erstaunlich tiefem Begreifen zeugt.

Das letzte Kapitel: „Schweden vor der Wahl", ermuntert noch einmal zum Entschluß. Nur eine Rücksicht darf bestimmend sein: „Was fördert das Wohl des Vaterlandes?" Eine Neutralität, die die günstige Gelegenheit verpaßt, kann nur verderblich sein. Schon ist Rußland zur Befestigung des nahen Aland vorgeschritten. Stündlich verschlechtert sich Finnlands Los. Die Pflicht befiehlt, lieber zu wagen, als tatenlos zuzusehen.

Das also ist das Programm der sogenannten Aktivisten. Das Buch fesselt uns nicht nur durch den starken politischen Willen, der aus ihm spricht, sondern vielleicht ebenso sehr durch die scharfe Erkenntnis, die jeden, der sich darein vertieft, bereichern kann. Hier haben berufene Männer, ungetrübt durch den Zorn des Kampfes oder gar durch Haß, die schweren Probleme unserer Gegenwart erwogen. Die Ergebnisse ihrer Untersuchung gipfeln, wie schon gesagt, in der Forderung, daß Schweden auf unsere Seite übertreten soll. Uns ist aus der Kriegsliteratur der Neutralen kein ähnliches Buch bekannt, das zugleich Urteil und Tat bedeutet. Wir haben allen Anlaß, diesem Werk unsere Aufmerksamkeit zu schenken.

Es ist soeben auf deutsch erschienen. (Unter dem Titel: Schwedische Stimmen zum Weltkrieg, übersetzt von Friedrich Stieve, bei B. G. Teubner in Leipzig.) Nicht zu früh, denn wir sahen, daß es schon eine gewisse Vergangenheit hat, die aber gewiß auch nur dazu beiträgt, es in unserem Lande weiter zu empfehlen.

Kriegsgreuel unserer Feinde.

„...Andererseits kann ich Ihnen mit voller Bestimmtheit versichern, daß das Berliner Auswärtige Amt über Kriegsgreuel, die von Deutschlands Feinden begangen sind, große Stöße von beeidigten Zeugenaussagen verwahrt, aber aus vernünftigen Bedenken gegen die am Ende doch unnütze Beunruhigung der Öffentlichkeit auf deren Publikation und propagandistische Ausbeutung verzichtet." (Herm. Hesse, Offener Brief an Bernt Lie, Frankfurter Zeitung Nr. 307 vom 5. November 1915.)

Digitized by Google

Das Idyll Oberberghausen.

Von Josef Hofmiller.

Anderthalb Bahnstunden von München liegt die geistliche Stadt Freising und anderthalb Gehstunden von Freising liegt das Idyll Oberberghausen. Man geht in Freising bei der obern Hauptstraße hinaus, folgt der Thalhauser Landstraße, bis beim fünften Kilometerstein eine gefurchte schmale Forststraße links abzweigt, durch eine schöne Reihe alter Bäume auf einen erhöhten Platz zu. Drei Pappeln stehen um ein Wegkreuz, moosige Holzstufen leiten zu einem kleinen verwilderten Friedhof mit einer hellen Dorfkirche, eine zerbröckelnde Ziegelmauer führt herum, in rostigen Angeln knarrt eine rostige Gitterpforte, geschmiedete Grabkreuze zerblättern über Gräbern, deren Namen bis zur Unleserlichkeit verwittert sind. Es ist ein einsamer Fleck zum Ausruhen und zum Träumen. Ringsum breiten sich dunkle Nadelwälder, weiße Birkenstämme leuchten, Rehe wechseln über die Lichtung und äsen.

Das ist das Idyll Oberberghausen, und der es geschaffen hat, ist kein Geringerer als der Staat.

Jetzt läuten die alten Glocken dieses Kirchleins einmal im Jahr, am Klementitag, wenn dem Kirchenpatron zu Ehren eine stille Messe gelesen wird. Vor fünfzig Jahren haben sie noch täglich geläutet. Sie läuteten, wann in Oberberghausen ein Bub auf die Welt kam oder ein Mädel. Sie läuteten, wann ein alter Austragvater seine müden Glieder in der kühlen Erde des Gottesackers ausstreckte, der damals auch nicht verwildert war, sondern von den buntesten Bauernblumen leuchtete. Sie läuteten jeden Tag zu den heiligen drei Zeiten, wann die Christenheit daran denkt, daß der Heiland eine Mutter gehabt hat. Läuteten über Acker, die schwarz und glänzend dalagen im nassen Frühjahr, über weiche Wiesen, auf denen Kühe weideten in glasklaren Herbsttagen, über die Kirschbäume mit ihrer dunkeln, schönen Rinde, über Brunnen mit fließendem Wasser und den Abendfrieden eines kleinen Dorfes.

Denn ein kleines Dorf war es, wenn auch nur vier Höfe: der Kelhammerhof, der Mayerhof, der Meßnerhof und noch einer, dessen Name — vierzig Jahre sind eine lange Zeit — schon in der Erinnerung verwittert ist wie Friedhofsmauer und Friedhofskreuze. Bauern haben da gehaust mit ihren Bäuerinnen und der lustigen Schar ihrer Kinder, mit Knecht und Mägden, Ochsen und Rössern, Kühen und Schweinen und allerlei Hühnervolk. Bloß vier Bauern, wenn gleich Platz dagewesen wäre für mehr. Vielleicht wären mehr gekommen, und wäre Oberberghausen ein richtiges Dorf geworden, sauber und freundlich, wie die Dörfer in der

Digitized by Google

Gegend allesamt sind. Aber es scheint, sogar bloß die vier Bauern waren dem Freisinger Forstamt schon zu viel, denn auf einmal wurden die vier Höfe dem Erdboden gleich gemacht, als ob der umgebende Wald sie immer enger umkreist hätte, wie die Schafe des alten Schäfers Galli einen Hasen. Es muß einer schon einen Blick für so etwas haben, um aus der Reihe Obstbäume, am Jungholz oder der geraden dunklen Narbe des Grases zu erkennen, wie die Häuser gestanden sind.

Es war im Jahre 1883, da fiel dem Forstmeister Bierdimpfl auf einmal ein, hier ließe sich eine Weidenkultur anlegen. Es war ein Einfall, wie er einem Menschen, der nicht viel zu tun hat, kommen kann: harmlos, so lang er nicht ausgeführt wird. Aber je größer die Dummheit, desto gewisser wird sie gemacht. Die Bauern mußten weg auf Ja und Nein. Es ist immer ein kleines Königreich, wenn man sagt Bauernhof, und wenn ein Hof verschwindet, müssen mehr Menschen und Vieh dran glauben, als sich der Städter vorstellt. Der Bauer zählt seine Taler und meint wunder was er hat; zieht in die Stadt Freising und schaut wie ein Schwalberl, wenn er hört, wieviel der Wohnungszins von dem bissel Gerstl wegreißt. Er und sie gehen in die Meß, und am Nachmittag in den Rosenkranz oder in den Kreuzweg. Zu mehr langt das Gerstl nicht. Die erwachsenen Kinder schauen sich um einen Dienst, die kleinen gehen in die Schule, bis sie alt genug sind für die Fabrik. Die Ehehalten müssen sich einen anderen Platz suchen, und das Vieh kauft der Jud. Wenn der Bauer alt genug wird, kann man ihn auf einmal mit einem irdenen Haferl an der Pforte des Klerikalseminars stehen sehen: ob nichts übrig geblieben sei von Mittag her.

Abgebrochen war geschwind. Abgebrochen ist immer geschwind, und wenn der Staat abbricht, schon gleich gar. Die Weidensetzlinge kamen aus der Rheinpfalz. Weil bekanntlich das Klima der Rheinpfalz und das Klima von Oberberghausen so ähnlich sind. Die Pflanzung wurde Weidenbusch getauft und ist der Champagner nicht gespart worden bei der Taufe. Ein Scheibenschießen war auch, und auf der Festscheibe war der Forstmeister Bierdimpfl gemalt und der Assessor Striegl von Kranzberg, wie sie im Schweiß ihres Angesichts Körbe flochten; ihre Gewehre lehnten daneben und ihre Hunde weinten Bäche. Alle, die es sahen, haben lachen müssen, und Alle, die dabei saßen, haben es ordentlich gefühlt, wie nützlich sie seien, weil zuerst bloß vier Bauern da waren und jetzt ein paar tausend Weidenstöcklinge. Sie hatten auch allerhand dunkle Vorstellungen von Heimarbeit und fröhlicher Konkurrenz gegen die Lichtenfelser Korbweidenindustrie.

Leider war die pfälzische Weide ein rechtes Luder und mochte nicht ge-

Digitized by Google

deihen. Der Untergrund war schlecht, und das Oberberghauser Klima scheints für Bauernhöfe geeigneter als für die Weiden des Forstmeisters Bierdimpfl. Die Luder entarteten. Das hätte man schließlich vorher, wenn man die Sache in kleinem Umfang ausprobiert hätte, auch herauskriegen können, aber dann hätte ja die Geschichte dem Staat kein Geld gekostet und die vier Bauern wären dageblieben, und der Forstmeister Bierdimpfl hätte nicht zeigen können, wie ein gescheidter Beamter den Karren aus dem Dreck zieht: er baute Exportnadelhölzer an und sonstiges Koniferenzeug. Weil in der Gegend ohnehin nicht genug Nadelwald ist: bloß fünf Stund lang. Von der ganzen Weidenkultur verblieb nur ein einziger Hektar, mit verschiedenen Weidensorten, dreihundert an der Zahl, japanesische, chinesische, australische, was nur an Weiden da ist, damit alle Jahr einmal die Hochschulstudenten herfahren und sehen, wie sich dreihundert verschiedene Weidensorten auf einem Boden entwickeln, der für Weiden nicht paßt. Das gehört zur Forstwissenschaft.

Die anderen Weiden wurden alle wieder herausgerissen und an die Stelle Nadelholz gepflanzt. Der Wald steht jetzt dreißig Jahre. Die Ertragsfähigkeit eines Waldes beginnt nach fünfzig Jahren. Wers nicht glaubt, soll den Grafen Törring fragen. Aber was will der Einwand besagen gegenüber dem Fortschritt, daß ein Dorf zerstört worden ist, um Weiden zu pflanzen, die herausgerissen werden mußten, um Nadelbäume zu pflanzen, die sich erst in zwanzig Jahren rentieren, zwar nicht so gut wie Bauernhöfe, aber doch besser als japanesische Weiden?

Solche Oberberghausen liegen hunderte im schönen Land Bayern: Wald, wo vorher ein Dorf war. Rehe und Hasen, wo vorher Kühe waren und Rösser. Kirchhofstille, wo vorher Kinder in der Sonne spielten, aus denen Bauern und Bäuerinnen geworden wären, die wieder Kinder gehabt hätten: Mädeln für die Buben, und Buben für den König, wann er Soldaten braucht. Denn der Wald frißt nicht nur Bauernhöfe, er frißt auch dem König seine Soldaten.

Das ist die Geschichte des Idylls Oberberghausen.

Digitized by Google

Die Landnot.

Von Dr. Georg Vogel.

Es soll hier nicht von alten Kulturvölkern gesprochen und nicht die Frage aufgeworfen werden, warum der Prophet Jesaias ausrief: „Wehe denen, die Haus an Haus reihen und einen Acker zum andern bringen, bis daß kein Raum mehr bleibt und sie allein das Land besitzen“ (5,8.), sondern von deutschen Bodenfragen und deutschen Lebensfragen. Noch besitzt zwar das Deutsche Reich eine in der Landwirtschaft tätige Bevölkerung von achtunggebietender Zahl, einen Volksteil, dessen Bedeutung für die Wehrhaftigkeit des Reiches und für die Ernährung der Bevölkerung sich während unseres gegenwärtigen Existenzkampfes in so glänzendem Lichte gezeigt hat, daß sie gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Diese Bedeutung macht es zur Pflicht, auf die Gefahren hinzuweisen, die diesem Volksteil drohen, und die Mittel zu prüfen, durch welche er erhalten und verstärkt werden kann.

Wenn auch die Verhältnisse in den einzelnen Teilen des Deutschen Reiches sehr verschieden sind, so zeigen sich doch, wenigstens in den Anfängen, zwei Mißstände, welche beim Untergang alter Kulturvölker deutlich zutage traten: einerseits ein teilweise hoher Grad der Verschuldung, ein Uebelstand, der mit der freien Verschuldbarkeit des Bodens zusammenhängt, andererseits das Streben der Kapitalisten nach Grundbesitzanhäufung. Den gegenwärtigen Stand der Dinge in Preußen beleuchten aufs klarste die Verhandlungen im Kgl. Landes-Oekonomie-Kollegium. (Berlin. Parey 1913.) Dort sprach Professor Sering davon (S. 293 ff.), daß „eine sehr starke Kaufinvasion des Großkapitals auf dem Lande stattfindet . . . . . Es kommt den Käufern nur darauf an, einen vornehmen Herrensitz zu gewinnen. Diese Entwicklung verläuft sehr analog derjenigen, die in England das Land in immer weniger Händen zusammengeballt hat; sie erschwert ungemein den Ankauf sowohl größeren, praktischen Landwirten, als auch . . . . den kleinen Leuten. Wollen wir also eine Gesundung auf dem Gütermarkte herbeiführen, so müssen wir darauf Bedacht nehmen, diejenigen Motive abzuschwächen, aus denen sich so viele reiche Leute auf dem Lande ankaufen. Ich kenne eine Reihe von Fällen, in denen sie durch die Hoffnung angezogen wurden, aus ihrem Landgut ein Fideikommiß machen zu können, und man hat diese Bewegung noch weiter dadurch gefördert, daß man den neuen Fideikommißbesitzern den Adel dazu gab. Ich meine, daß diese Uebung in schroffem Widerspruche steht zu dem Bestreben, die Ansiedlung vieler kleiner Leute auf dem Lande zu begünstigen“.

Der Redner stellte fest, daß jährlich nur halb soviel Land, als zur Fideikommißgründung verwendet werde, für Rentengutsbildung zur Verfügung stehe. Er fuhr dann fort: „Die Gelegenheiten zur Begründung neuer Ansiedelungen . . . werden in dem Maße geringer, als jene kaufkräftigsten Leute sich des heimischen Boden bemächtigen. Es werden Latifundien zusammengebracht . . . . um des gesellschaftlichen Ansehens willen.“ Genaue Angaben über den großen Umfang der Fideikommisse in Preußen teilt Professor Brentano mit (Familienfideikommisse und ihre Wirkungen. Berlin. Simion 1911.). Er weist darauf hin, „daß die Gefahr der Latifundienbildung um so größer wird, je mehr sich Deutschland industrialisiert. (S. 23.)

Digitized by Google

In Bayern sind die Verhältnisse günstiger, aber „auch hier fallen in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts doppelt soviel Fideikommisse wie in dessen erste Hälfte; und wenn es an bayerischen Industriellen, die zur Fideikommißgründung reich genug sind, fehlt, kommen Industrielle aus anderen deutschen Staaten herein, um den Adel, damit das Recht der Fideikommißgründung und damit die Aussicht auf Erlangung der erblichen Reichsratswürde zu erwerben". (Brentano, S. 23.) Allerdings könnte man die Fläche der Großbetriebe in Bayern im Verhältnis zur übrigen Fläche nach den letzten statistischen Angaben noch als gering bezeichnen und Schmelzle (Zeitschrift des K. Statist. Landesamts 1910, Heft 1, Sonderabdruck S. 8) sagt, daß „nachteilige Veränderungen, die durch den Großgrundbesitz herbeigeführt worden wären, für die bayerische Landwirtschaft im ganzen aus der landwirtschaftlichen Betriebsstatistik nicht nachweisbar sind; dies schließt jedoch nicht aus, daß allenfalls in einzelnen Gegenden solche wahrzunehmen sind".

So beruhigend diese Angaben klingen, wir dürfen uns doch nicht in Sicherheit wiegen lassen. In der Kammersitzung vom 9. Februar 1910 wurde amtlich festgestellt, daß in 40 Bezirken vom Großgrundbesitz nicht bloß bäuerliche Anwesen, sondern ganze Ortschaften aufgekauft wurden und daß aus 53 Bezirken Aufforstungen von Böden gemeldet wurden, die früher landwirtschaftlicher Kultur dienten.[1]) In den letzten Jahren brachten die Zeitungen Mitteilungen über die Zunahme der Fideikommisse, so die „Münch. Mieterzeitung" (Jahrg. 1912, Nr. 23) über Bauernhäuser und Dörfer, die verschwunden sind, und über die Namen derer, welche sie zum Verschwinden gebracht haben. Vertreter verschiedener Parteien in der Kammer der Abgeordneten brachten bewegliche Klagen vor über Grundbesitzanhäufung, z. B. im Bezirksamt Hilpoltstein, in der Gegend am Chiemsee und bei Traunstein. Es wurde darauf hingewiesen, daß die Bauern aus Besitzern zu Pächtern würden (145. Sitzung, 1912). Zeitweise verkünden lange Verzeichnisse in amtlichen Bekanntmachungen, daß immer wieder Bauernland in Herrenland verwandelt wird; dies geschieht sogar während des Krieges, wie die Bekanntmachung über die zu einem Familien-Fideikommisse von Karl Freiherrn von Thüngen bestimmten Grundstücke beweist. („Würzburger General-Anzeiger" vom 15. Februar 1915). Die Augen gehen dem Leser über, wenn er das Gewimmel von Plannummern, Gebäuden, Gärten, Wiesen, Aeckern und Wäldern in dem Verzeichnisse vor sich sieht, und das Herz krampft sich zusammen bei dem Gedanken, daß der landwirtschaftlich tätigen Bevölkerung, während sie draußen ihr Blut fürs Vaterland vergießt, der Boden eben dieses Landes wiederum eingeengt worden ist. Wie lange soll diese Entwicklung noch weiter gehen? Und wohin soll sie führen?[2])

Die erste in die Augen fallende Wirkung der Zunahme des Großgrundbesitzes ist die, daß sie die Abwanderung vom Lande begünstigt. So leben z. B. in Schlesien da, wo in den Jahren 1850 bis 1880 mehr als 100 000 Hektar Bauernland von Großbetrieben aufgekauft wurden, heute weniger Menschen als im Jahre

[1]) Vgl. Bericht des Wirtschaftsausschusses der Abgeordnetenkammer. Augsburger Abendzeitung, 1912, Nr. 162. — [2]) Soeben wird mitgeteilt, daß ein Fideikommißbesitzer bei Eggenfelden wieder drei Anwesen mit ziemlich umfangreichem Grundbesitz gekauft hat. (Münchener Zeitung, 1915, Nr. 294.)

Digitized by Google

1871 (Damaschke, Bodenreform S. 212). Besonders bezeichnend sind in dieser Hinsicht die Folgen der Grundbesitzanhäufung, die ein reicher Herr bei Glonn, östlich von München, vorgenommen hat. Es wurden dort etwa 28 Bauernanwesen aufgekauft, wodurch eine Abwanderung von ungefähr 300 Menschen herbeigeführt wurde. (Kraft, Volksgesundheit und Bodenreform. S. 14.) Ein anschauliches Bild von der „Tätigkeit" mancher Kapitalisten auf dem Lande bietet ein Ausflug nach Mammhofen bei Starnberg, eine kleine Stunde westlich von der Station Mühlthal entfernt: Das auf der Karte verzeichnete Dörfchen ist verschwunden, ein einziger Gutshof an seine Stelle getreten. Die Bauern haben ihren Besitz an einen reichen Herrn verkauft. Ihre Häuser wurden niedergerissen, die schönen Wiesen rings um den Ort sind fast gänzlich aufgeforstet. Wo früher eine fleißige Bevölkerung gearbeitet hatte, wo eine kräftige Jugend aufgewachsen war, da ist Verödung und Stille. Kirchlein und Friedhof sind noch vorhanden und die Leichensteine künden die Namen derer, die, vom Gold geblendet, ihre Heimat verkauften.

Mögen auch in manchen Fällen ausgekaufte Bauern sich auf dem Lande wieder ansiedeln, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß durch die Zunahme des Großgrundbesitzes gerade der für die Erhaltung der Volkskraft wertvollste Teil des Volkes, die in der Landwirtschaft tätige Bevölkerung, vermindert wird.

Die Abwanderung ist auch sehr begreiflich; denn da, wo das Land in die Hand von Fideikommißbesitzern bezw. Kapitalisten kommt, besteht für jüngere Bauernsöhne oder Landarbeiter, wenn sie auch noch so tüchtig sind, wenig oder gar keine Möglichkeit, ihr Verlangen nach einer eigenen Scholle zu befriedigen. Wo gar Kulturland aufgeforstet wird, werden die Landarbeiter fast zur Abwanderung gedrängt, weil ihnen die Gelegenheit zum Verdienst auf dem Lande weggenommen wird.

An und für sich ist diese Abwanderung schon deshalb bedenklich, weil die landwirtschaftliche Bevölkerung Deutschlands von 1895—1907, in welchem Jahre die letzte Berufszählung stattfand, überhaupt zurückgegangen ist — von 18½ auf 17,6 Millionen. Die Sache erheischt aber deshalb noch eine ernstere Beachtung, weil durch diese Entwicklung die Landflucht gesteigert und der Geburtenrückgang gefördert wird. Denn auf dem Lande sind die Verhältnisse für das Heranwachsen einer zahlreichen Nachkommenschaft aus naheliegenden Gründen immer noch viel günstiger als in den größeren Städten. Wenn nun die Landbevölkerung in gewissen Bezirken sich dadurch mindert, daß Anwesen, ja, ganze Dörfer verschwinden, dann muß natürlich dort auch die Geburtenzahl abnehmen. — Generalleutnant Rohne führte auf dem kürzlich abgehaltenen Kriegerheimstättentag des Bundes deutscher Bodenreformer aus, daß durch die Geburtenabnahme die Heeresstärke im Frieden in elf Jahren um etwa zwei Armeekorps herabgesetzt wird. („M. N. Nachr." 1915. Nr. 510.) Es handelt sich also bei dem Kampf gegen die Grundbesitzanhäufung auf dem Lande um die Erhaltung unserer Wehrkraft für künftige Kriege, um die Sicherung dessen, was gegenwärtig unter so gewaltigen Opfern errungen wird!

Eine ganz bedenkliche Erscheinung ist es, daß in manchen Fällen sogar ein Druck ausgeübt worden ist, um Bauern von der heimat-

Digitized by Google

lichen Scholle zu verdrängen. Bezeichnend dafür ist die Petition der Bürgermeister von Mörmoosen und Polling („Bayerischer Kurier". 1911. Nr. 265). Es heißt dort: „Ist es schon von Nachteil für eine Gemeinde, wenn ein ländliches Anwesen, von einem Großgrundbesitzer aufgekauft, seine Selbständigkeit verloren hat und von einem Dritten . . . bewirtschaftet wird, so ist der Uebelstand noch weit bedauerlicher . . . . . ., wenn dann ein solches Anwesen dem Abbruche unterstellt wird und die schönsten Flächen von gut kultiviertem Ackerlande und Wiesengrunde aufgeforstet werden. Die Folge davon ist, daß in einer solchen Gemeinde die Seelenzahl zurückgeht, das Steuersoll herabsinkt, der Viehstand vermindert wird und Arbeiter wie Gewerbetreibende, sowohl Taglöhner und Handwerker, als auch Wirte und Krämer der Gemeinde und Umgebung eine Kundschaft verlieren, die ihnen niemals mehr ersetzt wird. Diese traurigen Erfahrungen müssen seit einigen Jahren die Gemeinden Mörmoosen und Polling erleben. Dr. Freiherr von Michel in Tüßling kauft die schönsten Bauerngüter zusammen, läßt die Hofstätten abbrechen und die besten Aecker und Wiesen aufforsten. Will der Herr Baron zur Arrondierung seines Grundbesitzes ein Anwesen kaufen und der Betreffende will sein ererbtes oder erworbenes Gut nicht veräußern, so wird er umforstet, so daß dasselbe in einigen Jahren entwertet ist und der Besitzer dann noch froh sein muß, wenn er es überhaupt noch absetzen kann . . ." usw.

Daß es sich hier leider nicht um einen vereinzelten Fall handelt, ergibt sich aus den erwähnten Verhandlungen des Wirtschaftsausschusses der Abgeordnetenkammer. In anerkennenswerter Weise hat die bayerische Staatsregierung einen Gesetzentwurf über die Aufforstung landwirtschaftlicher Grundstücke ausgearbeitet. Doch bildet ein solches Gesetz für die Bauern nur dann einen wirksamen Schutz, wenn die Bestimmungen über den unbegründeten Einspruch bestimmte Aenderungen erfahren, deren Erörterung hier zu weit führen würde.

Auch bezüglich der Erzeugung der Lebensmittel hat die Grundbesitzanhäufung empfindliche Folgen für die Allgemeinheit. So ergab sich allein infolge der erwähnten Vorgänge bei Glonn ein jährlicher Produktionsverlust von 966 Zentnern Fleisch, 25,000 Litern Milch, 26000 Eiern (nach Kraft, a. a. O. S. 14). In den verschwundenen Anwesen Mammhofens haben sich über 100 Stück Großvieh befunden, des zahlreichen Geflügels nicht zu gedenken. Es ist sehr auffallend, daß in den öffentlichen Erörterungen über die Lebensmittelteuerung diese Tatsachen keine Erwähnung finden; insbesondere hätten die Vertreter der Städte die Pflicht, gegen diese absichtliche Einschränkung der Lebensmittelerzeugung Schritte zu tun und alle Konsumenten, namentlich die Hausfrauen, müßten sich um diese Vorgänge kümmern.

Auch die Wirkungen der Grundbesitzanhäufung auf die Steuerkraft des Landes sollen nicht übergangen werden. Insbesondere da, wo Kulturland aufgeforstet wurde, ergibt sich eine Minderung der Staatseinkünfte; es wäre interessant, zu erfahren, in welchem Grade dies z. B. in Mammhofen der Fall war. Dazu kommt noch, daß auch die Steuerkraft der Gewerbetreibenden in solchen Gegenden beeinträchtigt wird und daß infolge der vermehrten Abwanderung vom Lande

Digitized by Google

die Armenlasten in den Städten gesteigert werden, so daß die an jenen Veränderungen scheinbar ganz unbeteiligten Steuerzahler in letzter Linie die Verminderung der Staatseinkünfte eben doch am eigenen Geldbeutel verspüren und so buchstäblich in Wahrung berechtigter Interessen handeln, wenn sie gegen jene offenkundigen Schäden entschiedene Einsprache erheben. Es wäre Pflicht der Volksvertreter, die Regierung um Auskunft zu bitten, welche Wirkung die Zunahme des Großgrundbesitzes auf die Steuerkraft der betreffenden Bezirke ausgeübt hat.

Daß in sozialer Hinsicht mit der Grundbesitzanhäufung Nachteile verbunden sind, dürfte jedem tiefer Blickenden klar sein. Freilich hat die sogenannte Landflucht, eine der Hauptquellen der sozialen Not, verschiedene Ursachen: die lockende Anziehungskraft des städtischen Lebens, der Druck der Schulden, die Aussicht auf höhere Löhne und manches andere wirkt zusammen. Aber die Bestrebungen der Kapitalisten nach Grundbesitzerwerb auf dem Lande tragen zur Landflucht sehr viel bei. Welch traurige Folgen sich für die ausgekauften Bauern ergeben können, davon entwirft Dr. Fischer in seinen „Landwirtschaftlichen Zeitfragen" (München 1910, S. 16) auf Grund persönlicher Erfahrungen ein ergreifendes Bild. Er erzählt, wie ein solcher Mann in die Stadt gezogen war, wie seine Hoffnung privatisieren zu können, sich nicht erfüllte, wie er in Geldverlegenheiten geriet und wie es seiner Familie schließlich erging: . . . „Die Bäuerin . . . . findet den verlorenen Frieden erst in einem . . . . Winkel des Großstadtfriedhofs. Die Kinder, einst freie Bauernbuben und -Mädel, gehen in die Fabrik . . . oder verderben, gar oft finden sie sich in derselben . . . Vorstadtkneipe wieder, wo der Vater den . . . Reden eines Agitators lauscht . . . . Dies Bild habe ich mit eigenen Augen geschaut und mir von dem alten Manne, den ich als stolzen „Roßbauern" gekannt, die Geschichte von seinem Glück und seinem Ende erzählen lassen." — Wenn auch das Schicksal der ausgekauften Bauern in den meisten Fällen sich nicht so traurig gestaltet, so besteht doch die Gefahr, daß sie oder ihre Kinder ihr Vermögen aufbrauchen und schließlich in irgend einer Weise ihren Volksgenossen zur Last fallen, während sie draußen, auf dem Lande, wertvolle Arbeit hätten leisten können. Welche Fülle von wirtschaftlichen und sittlichen Kräften wird durch die Loslösung von Bauern vom Boden ihrer Heimat vernichtet! Roseggers überaus lesenswerte Schriften „Jakob der Letzte" und „Das zugrunde gegangene Dorf" sprechen eine furchtbare Sprache. Möchten doch Geistliche und Lehrer auf dem Lande den Bauern, die durch Geldangebote von Kapitalisten in Versuchung gebracht werden, zu Gemüte führen, daß keine Geldsumme ihnen und besonders ihren Kindern den Wert der eigenen Scholle in der Heimat ersetzen kann! Möchten alle, die das Anwachsen der städtischen Armenlasten verhüten wollen, alle, die in der sozialen Wohlfahrtspflege tätig sind, auch die Vereine der Frauen, den Landfragen die Beachtung schenken, die sie verdienen! Alle, welche zur Linderung der sozialen Not persönliche Opfer bringen, haben aber auch schon deshalb das Recht, zu verlangen, daß diejenigen Ursachen durch die Gesetzgebung beseitigt werden, welche tatsächlich beseitigt werden können.

Endlich sei noch darauf hingewiesen, daß die Grundbesitzanhäufung auch zur Verwendung zahlreicher ausländischer, meist slawischer

Digitized by Google

Feldarbeiter Anlaß gegeben hat. So spricht Brenning (Innere Kolonisation. Teubner 1909, S. 23) davon, wie in Preußen die Großgrundbesitzer durch das Auskaufen der Instleute sich ihren seßhaften Arbeiterstamm selbst entfremdet haben, und Sering (Die Verteilung des Grundbesitzes und die Abwanderung vom Lande. Berlin. Parey 1910. S. 27) macht auf die Schäden aufmerksam, welche die Anwesenheit jener zahlreichen fremden Landarbeiter (im Jahre 1909 waren es in Preußen über 335 000!) in nationaler Hinsicht mit sich bringt. Nach den Erfahrungen dieses Krieges muß es den deutschen Grundbesitzern als eine Ehrenpflicht gegen ihr Vaterland erscheinen, den deutschen Boden durch deutsche Arbeiter bebauen zu lassen; sie hätten allen Grund, um diese Ehrenpflicht erfüllen zu können, die innere Kolonisation, das beste Mittel zur Bekämpfung der Leutenot, nach Kräften zu fördern.

Dies führt uns zu den Maßnahmen, die ergriffen werden sollen. Zunächst sei die genannt, die (wenigstens in Bayern) als ganz besonders dringlich erscheint. Eine edle Dame, Gräfin Butler-Haimhausen, machte vor Jahren der bayerischen Regierung den Vorschlag, die landwirtschaftlichen Besitzungen, die in Zwangsversteigerung gerieten, zu erwerben, um sie dann wieder arbeitsfähigen und arbeitswilligen Landeskindern zur Verfügung zu stellen. Der Vorschlag wurde damals nicht angenommen. Jetzt drängen die Verhältnisse ihn auszuführen. Es sollten wenigstens die bäuerlichen Betriebe, deren Besitzer ohne Verschulden, vielleicht sogar infolge eines durch den Krieg verursachten Mangels an eigenen Arbeitskräften, nach dem Kriege von Zwangsversteigerung bedroht sind, vom Staate übernommen und in Rentengüter verwandelt werden. Dann bliebe den Kindern jener Leute die Heimat erhalten und dem Staat eine dauernde Rente gesichert. Ein solches Verfahren sollte auch in späteren Jahren eingeschlagen werden. Zunächst würden dem Staat freilich Ausgaben erwachsen, aber diese würden sich mit der Zeit reichlich lohnen, zumal ja nur fleißigen und tüchtigen Leuten in dieser Weise geholfen werden soll.

Andere Maßnahmen müssen ergänzend zur Seite treten: Vor allem eine baldige Aenderung der Fideikommißgesetzgebung, außerdem eine Besteuerung der großen Güter nach dem Verkaufswert, um der Neigung zur Latifundienbildung entgegenzuarbeiten. Ganz besonders müssen solche Flächen in dieser Weise besteuert werden, die früher Kulturland waren und aufgeforstet wurden. Sehr beachtenswert erscheint auch eine Maßregel in Oesterreich. Dort wurde durch Kaiserliche Verordnung vom 9. August 1915 die Erwerbung von Bauerngütern oder von wirtschaftlich belangreichen Teilen derselben zum Zweck der Bildung oder Vergrößerung von Großgrundbesitz überhaupt von der Zustimmung einer Kommission abhängig gemacht, die nur in Ausnahmefällen erteilt werden darf. („Bodenreform". Jahrgang 26. Nr. 17. S. 509.) Natürlich sind auch Maßnahmen zur Verhütung der Ueberschuldung ins Auge zu fassen, so Lebensversicherungen und Hypothekarreform, endlich gemeinnützige staatliche Landbanken.

Es genügt nicht, die noch vorhandenen landwirtschaftlichen Betriebe zu erhalten, es müssen vielmehr neue, sowohl für Landarbeiter als auch, soweit irgend möglich, für Bauern geschaffen werden und zwar, was die Hauptsache ist, unter solchen Voraussetzungen, daß sie vor der

Digitized by Google

Aufsaugung durch den Großgrundbesitz gesichert sind. Wie könnte dies aber besser erreicht werden als durch Gründung von Kriegerheimstätten für entsprechend vorgebildete Bewerber?

Kriegerheimstätten zu empfehlen ist der letzte Zweck dieser Ausführungen. Auf die Einzelheiten der Vorschläge und den gegenwärtigen Stand der Sache kann im Rahmen dieser Darstellung nicht eingegangen werden. Der Hauptausschuß für Kriegerheimstätten (Berlin, Lessingstraße 11) ist gerne bereit, Auskunft zu erteilen, und die „Deutsche Warte", das Organ des Ausschusses, bringt eingehende Berichte. Hier soll nur über die Notwendigkeit der Bewegung und über die Vorbereitung zur Durchführung der Aufgabe gesprochen werden.

Die Notwendigkeit der Begründung von Wirtschaftsheimstätten auf dem Lande geht schon aus dem ersten Teil dieser Erörterungen hervor; sie erscheint noch klarer, wenn wir die voraussichtliche Entwicklung Deutschlands nach dem Kriege ins Auge fassen.

Wenn wir über England, was wir alle hoffen, siegen, dann wird mit der Zeit ein Aufschwung des Handels und der Industrie eintreten, der sehr bedeutende Kapitalien ins Land bringt. Dann wird aber auch das deutsche Volk vor einer ähnlichen Schicksalswende angelangt sein, wie im Altertum das römische nach der Besiegung Karthagos. Das Verlangen der Reichen, durch den Erwerb großer Güter es dem alten Adel gleichzutun, wird dann noch viel dringender werden und dem Bauernstand droht in noch viel höherem Grade die Aufsaugung als bisher. Unter solchen Umständen ist es für ganz Deutschland eine Lebensfrage, viele landwirtschaftliche Betriebe zu besitzen, die nicht aufgesogen werden könnten. Diese Gefahr besteht bei den geplanten Krieger-Wirtschaftsheimstätten deswegen nicht, weil eine Ueberschuldung durch Hypotheken von vorneherein ausgeschlossen ist und weil der Staat bezw. die Gemeinden bei allen Verkäufen das Vorkaufsrecht haben.

Welchen Segen die Begründung zahlreicher gesicherter bäuerlicher Betriebe für unser ganzes Volk mit sich brächte, läßt sich kaum in Worte fassen. Die Erfahrungen bei der inneren Kolonisation in Preußen haben gezeigt, daß die männliche Jugend vom Lande gern in der Heimat bleibt, wenn sie nur die Möglichkeit bekommt, zu einem eigenen Besitz zu gelangen. (Brenning, a. a. O. S. 58.) Gleichzeitig erhielte ein größerer Teil der weiblichen Jugend Gelegenheit zur Verheiratung auf dem Lande. Die Landflucht würde vermindert; der Konkurrenzkampf für die in den Städten tätige Arbeiterschaft erleichtert; eine Quelle der sozialen Mißstände — man denke nur an die Prostitution! — wirksam zurückgedrängt. — Neue Kräftequellen würden dem Lande erstehen. Die Steuerkraft würde sich ganz von selbst heben, wie dies in den Bezirken Preußens geschah, in denen innere Kolonisation durchgeführt wurde. (Nach Brenning, a. a. O. S. 51.) Gibt es ein besseres Mittel, die Einkünfte des Staates zu mehren und zugleich allen Steuerzahlern Erleichterung zu verschaffen? Die ausländischen Landarbeiter, meist slawischer Herkunft, würden allmählich überflüssig. Die Geburtenzahl würde zunehmen, die Heeresergänzung gesichert werden. Letzteres ist unbedingt notwendig, um das zu behaupten, was jetzt unter blutigen Kämpfen errungen wird.

Damit aber Deutschland all dieser Segnungen teilhaftig werde, müssen

Digitized by Google

jetzt schon Vorbereitungen zum Erwerb des Bodens für Heimstätten getroffen werden. Die vom Hauptausschuß aufgestellten „Grundsätze" enthalten die erforderlichen Angaben. Was Bayern anlangt, so wäre es sehr empfehlenswert, möglichst viel Oedland bezw. Moorgründe in Staatsbesitz zu bringen, nötigenfalls auf dem Wege der Enteignung, natürlich gegen entsprechende Entschädigung. Schon die Verordnungen der kurfürstlichen Regierung vom 18. Jahrhundert befahlen, daß alle öden Gründe und Sümpfe in Bayern angebaut, und daß jene, an welchen dies unterlassen würde, als öde und herrenlos eingezogen werden sollen (vgl. Brenning, a. a. O. S. 12). Diese Bestrebungen, die damals nur zum geringsten Teile verwirklicht wurden, müssen heute wieder aufgenommen werden; es befinden sich über 80 000 Hektar Moor in Privatbesitz! Daß Ausgaben für diesen Zweck sich in hohem Maße lohnen würden, beweist die Tatsache, daß die vor mehr als 100 Jahren erfolgte Uebernahme des Donaumooses durch den Staat, dessen Kultivierung und Besiedelung reiche Früchte getragen hat. Man denke nur daran, welche Werte die 5000 Menschen, die dort leben, für unser Land geschaffen haben! (Vgl. Doeberl, Entwickelungsgeschichte Bayerns. II. S. 306.) Die Mithilfe des Staates zu privaten Bodenkulturunternehmungen allein genügt keineswegs; denn es kommt vielmehr darauf an, Land für neue Ansiedelungen zu gewinnen. Wer könnte auch dafür bürgen, daß der mit Staatshilfe kultivierte Privatbesitz nicht von Kapitalisten aufgekauft bezw. aufgeforstet wird?

Sollen endlich in unseren Städten nach diesem Kriege wieder Zustände eintreten, wie nach dem von 1870/71, als in Berlin heimgekehrten Kriegern die Miete gesteigert oder, weil sie mit großer Familie gesegnet waren, die Wohnung gekündigt wurde, so daß viele obdachlos auf der Straße lagen? Oder wie in München im Jahre 1909, wo ungefähr 17 000 Einwohner kein Bett hatten? Wäre es erträglich, wenn unter ähnlichen Zuständen diejenigen leiden sollten, deren Todesmut im Felde dazu beitrug, daß unsere Häuser überhaupt noch stehen, daß wir überhaupt noch in einem Bette schlafen können? — Auch hier lautet das Losungswort: Kriegerheimstätten! Die Gründung von Wohnheimstätten, Kleinhäusern mit Nutzgärten, ist ein ausgezeichnetes Mittel, einer Wohnungsnot entgegenzuwirken und auch in den Städten geeignete Verhältnisse für zahlreicheren Nachwuchs zu schaffen. Jetzt schon müssen die Stadtgemeinden daran gehen, Land für solche Heimstätten zu erwerben, damit sie, wenn das erhoffte Reichsgesetz zustande kommt, gerüstet sind. Eine verständige Ansiedelungspolitik kommt den Gemeindefinanzen nur zugute, da die Zahl der steuerkräftigen Einwohner mit gesicherter Existenz dadurch vermehrt wird.

Bodenfragen sind Lebensfragen. Noch lebt im deutschen Volk die angestammte Tüchtigkeit und die kriegerische Kraft der Ahnen. Aber das größte Vermögen kann erschöpft werden. Vergessen wir nicht, daß erst kurze Zeit verstrichen ist, seitdem ein großer Teil des Volkes sich vom Boden losgelöst hat! Wie wird es sein, wenn unser Volk eine längere Zeit hochentwickelter Geldwirtschaft zurücklegt? Diejenigen, welche die Verantwortung für die öffentlichen Angelegenheiten tragen, müssen dahin wirken, daß die Lebensnotwendigkeiten des deutschen Volkes den Sieg davontragen über alle anderen Interessen.

Digitized by Google

Die Hypothekennot.

Von Hofrat Friedrich Bonschab.

Mehr denn je sind die Spalten der Tages- und Fachpresse gefüllt von den Klagen über die Not des städtischen Grundbesitzes; diese Klagen bewegen sich hauptsächlich in der Richtung der Kündbarkeit der Hypothek und dann der Schwierigkeit der Hypothekbeschaffung auf zweite Stelle.

Die Vorschläge, welche diese Nöten beheben sollen, verdichten sich immer eindringlicher in dem Vorschlag auf Schaffung von Hypothekenanstalten auf genossenschaftlicher Grundlage oder von solchen nach Muster der preußischen Landschaften.

Es erscheint an der Zeit, einmal lediglich auf tatsächlichen und den bestehenden rechtlichen Grundlagen aufbauend die Zweckmäßigkeit dieser Vorschläge zu prüfen; dies um so mehr, als im Zusammenhang mit den vorstehenden Fragen bereits einmal der Ansicht Ausdruck gegeben wurde, daß die bestehenden Aktienhypothekenbanken sich überlebt haben.

Diese Ansicht gründet sich darauf, daß neben den Hypothekinstituten durch die Lebensversicherungsgesellschaften, durch die durch die Sozialgesetzgebung geschaffenen Anstalten, durch Distriktskassen usw. das Angebot von Kapital reichlich gedeckt werde; dieses Angebot sei günstiger, weil hiebei die großen Spesen wegfallen, welche die Hypothekenbanken mit Rücksicht auf das Disagio ihrer Pfandbriefe erheben müssen; besonders gegenwärtig würden die Hypothekeninstitute zinssteigend wirken; denn um der Konkurrenz der Reichskriegsanleihe wirksam zu begegnen, müßten die Hypothekenbanken an die Ausgabe mindestens 4½%iger Pfandbriefe denken, ein Umstand, der bei den anderen Geldgebern wegfalle.

Ein näheres Eingehen auf diese Gesichtspunkte würde den Rahmen dieses Aufsatzes überschreiten.

Jedenfalls muß aber festgestellt werden, daß z. B. die bayerischen Hypothekeninstitute im allgemeinen der Tilgungshypothek nicht nur keine Schwierigkeit in den Weg gelegt, diese vielmehr mehr oder minder nachhaltig gepflegt und immer wieder anempfohlen haben. Die größten Schwierigkeiten liegen im Süden wie im Norden in der Beschaffung der zweiten Hypothek.

Als Allheilmittel hiegegen hat man in Bayern in Gewerbe- und Handwerkerkreisen neuerdings die Form der Genossenschaft empfohlen, obwohl schon im Jahre 1912 der Allgemeine Genossenschaftstag zu München eine Resolution dahin gefaßt hat, daß die Genossenschaften nicht geeignet sind, das Immobiliarbedürfnis zu befriedigen und obwohl auch ein Beschluß des Straßburger Genossenschaftstages des Hauptverbandes der deutschen gewerblichen Genossenschaften vom Jahre 1912 sich auf den gleichen Standpunkt stellte.

Die Forderung nach genossenschaftlicher Kredithilfe hat namentlich für Bayern Interesse; in der Generalversammlung der bayerischen Landesgewerbebank hat

Digitized by Google

Reichstagsabgeordneter Irl, der auch der Ansicht ist, „daß eine einzelne Genossenschaft sich grundsätzlich nicht eignet, dauernde Hypotheken zu gewähren" — ein Referat hierüber erstattet, das zur Annahme folgender Resolution führte: „Die Bayerische Landesgewerbebank wird von der Generalversammlung beauftragt, bei allen Staatsbehörden und öffentlichen Kassen, die Gelder anzulegen haben, für ihre dritte Abteilung „Hypotheken-Darlehen an Gewerbetreibende" um Geld nachzusuchen (!) und dieses Geld nach festzulegenden Grundsätzen an die Mitglieder der angeschlossenen Genossenschaften auszuleihen." Diese Gelder sollen nicht direkt an die Kreditsucher abgegeben werden, sondern an die angegliederten Kreditgenossenschaften, die sie gegen ihre Haftung ihren Mitgliedern gegen Hypothekbestellung ausreichen. Die Beschlußfassung der Generalversammlung ging aber hierüber hinaus; das Statut wurde dahin geändert, daß Zweck des Unternehmens ist . . . d) Gewährung von Hypothekarkredit an Handwerker- und Gewerbegenossenschaften für deren Mitglieder.

Aus den eigenen Reihen ist hiegegen Widerspruch erhoben worden. Auf dem Verbandstag pfälzischer Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften vom 11. Juli 1915 in Neustadt a. H. ist der Verbandsdirektor Schuler dagegen aufgetreten.

Die Gewährung von Immobiliarkredit durch Genossenschaften ist nun in der Tat ein Geschäft, das für Genossenschaften in keiner Weise paßt und deren Betrieb aufs höchste gefährdet, sie ist ihr wesensfremd.

Der ganze Aufbau einer Genossenschaft ist nur für Gewährung laufenden Kredits berechnet; bestehende Ausnahmen bestätigen nachdrücklichst die Regel. Die Gewährung von Hypothekarkredit legt Mittel auf eine so lange Zeit fest, daß dadurch die Liquidität der Genossenschaft vollständig in Frage gestellt wird; fremde (Staats-) Gelder belasten aber die Bilanz in einer für deren Entwicklung höchst nachteiligen Weise. Die Genossenschaft ist eine Gesellschaft von nicht geschlossener Mitgliederzahl; sie darf ihre Mitglieder nicht länger als höchstens zwei Jahre an sich binden; jede Erschwerung des Austritts, wozu auch eine Fälligkeitsbestimmung für den Fall früheren Austritts zu zählen ist, ist unwirksam (Gen.-Ges. § 65 Abs. 3; Entsch. d. R.-G. 71, 388; 85, 304).

Die Genossenschaft, bei der die Gewährung von Darlehen Zweck des Unternehmens ist, darf aber Darlehen nur an Mitglieder (Gen.-Ges. § 8 Abs. 2) gewähren; darin liegt, daß der Darlehensnehmer für die Dauer des Schuldverhältnisses Genosse bleiben muß; hieraus aber in Verbindung mit dem vorerwähnten § 65 Abs. 3 Gen.-Ges. folgt unwiderleglich, daß die Genossenschaft einen längeren als zweijährigen Kredit gar nicht gewähren kann, weil eben die Genossenschaft nach der Tendenz des Genossenschaftsgesetzes nur für den laufenden, kurzfristigen Kredit geschaffen ist. Indirekt folgert das auch aus § 66 Gen.-Ges., nach welchem einem Gläubiger unter bestimmten Voraussetzungen das Recht zusteht, die Kündigung der Mitgliedschaft an Stelle des Genossen auszu-

Digitized by Google

üben. Ein langjähriger Immobiliarkredit steht daher in völligem Widerspruch mit der Tendenz und den speziellen Vorschriften des Gesetzes. Gewährt die Genossenschaft trotzdem einen solchen Kredit, so muß sie dulden, daß der Genosse von seinem Austrittsrecht Gebrauch macht und verstößt somit gegen § 8 Abs. 2, da sie dann das Darlehen an einen Nichtgenossen weiterhin ausleiht.

Daß, von der Frage der Zulässigkeit überhaupt abgesehen, die Genossenschaft den Kreditnehmer in die schlimmste Lage bringt, wenn sie ihr Kapital aus Anlaß des Austritts kündigt, ist ohne weiters einleuchtend. Somit verbieten wirtschaftliche und rechtliche Gründe die Gewährung von Hypothekarkredit durch Genossenschaften.

In Nord- und Mitteldeutschland wird die Hypothekennot durch die Errichtung von öffentlich-rechtlichen Pfandbriefanstalten nach dem Muster der preußischen Landschaften gefordert, wie solches zuletzt auf der Kriegstagung der deutschen Hausbesitzervereine geschehen ist. Hiefür setzt sich auch ein Artikel in Nr. 414 der „Deutschen Tageszeitung" vom 18. August 1915 ein; diese Anstalten werden insbesondere als das beste Mittel für die Einführung der unkündbaren Tilgungshypothek erachtet.

Bei Prüfung dieses Verlangens ist nicht außer acht zu lassen, daß die Landschaften mit einer Reihe von Privilegien ausgestattet sind, welche heute an neue Institute nicht mehr verliehen werden würden; dazu gehören Verleihung eines besonderen Zwangsvollstreckungsrechts, Urkundfähigkeit der Syndici usw. usw.

Die Errichtung solcher Institute wird gefordert, weil sie angeblich die Gewähr für die Einführung und Durchführung der Tilgungshypothek bilden sollen; daran ist nur soviel richtig, daß ihre Satzungen die staatliche Genehmigung nur erhalten würden, wenn dieselben die Gewährung nur amortisabler Darlehen vorschreiben.

Solange aber nicht ein Zwang zum Beitritt zu einer solchen Anstalt für die Kreise, denen sie Hypothekarkredit gewähren soll, vorgeschrieben wird — und das dürfte sich als unmöglich erweisen — ist eine solche Anstalt keineswegs das Allheilmittel, als welches sie gedacht ist.

Wenn ein Darlehenssucher sich der Amortisation nicht unterwerfen will, geht er eben zu einem Institut, das kündbare Darlehen gibt.

Abgesehen davon, daß die süddeutschen Hypothekeninstitute auch in Norddeutschland beleihen, gibt es auch dort Hypothekenbanken, welche amortisable Darlehen gewähren.

Die Möglichkeit, Amortisationsdarlehen bei den notwendigen und ausreichenden Unterlagen zu erhalten, besteht in genügendem Maße. Für neue Institute wird das Moment viel zu wenig gewürdigt, daß auch öffentlich-rechtliche Institute, welche gegen die Darlehen Pfandbriefe ausreichen, vom Geldmarkt und der Börse abhängig sind und namentlich als junge Anstalten nicht gegen den Strom schwimmen können. Lehrreich ist hiefür der Bericht des Branden-

Digitized by Google

burgischen Pfandbriefamts für Hausgrundstücke — eine Kreditanstalt mit juristischer Persönlichkeit — für 1912, der bemerkt, daß „leider der Pfandbriefabsatz infolge der schlechten Marktverhältnisse wenig zufriedenstellend ist, so daß den herantretenden Anforderungen nicht sofort Genüge geleistet werden kann."

Die Aufnahme amortisabler Darlehen auf Hausbesitz wurde bisher mehr oder minder schroff abgelehnt, trotz der entgegentretenden Versuche gerade bayerischer Hypothekenbanken, hauptsächlich deshalb, weil damit die Zinslast zu sehr erhöht werde und die Verkäuflichkeit der Anwesen darunter leide. Gegen diese früheren Sünden sollen jetzt öffentlich-rechtliche Institute helfen; wenn aber einmal die Lehren dieses Krieges wieder vergessen sein werden, wird je nach den Konjunkturen des Bau- und Geldmarktes das alte Lied doch wieder von vorne beginnen; schon die Art der Geldgeber hiebei bringt es mit sich, daß auf dem Gebiete des städtischen Kredits die Amortisation sich nie so einleben wird wie es auf dem Gebiete des ländlichen Kredits glücklicherweise der Fall ist. Aber selbst auf dem Gebiete des landwirtschaftlichen Kredits hat die Amortisation das bisher nicht geleistet, was deren Förderer von ihr erwartet haben und was deren heutige Verfechter von ihr verlangen. Um das einzusehen, muß man sich einmal vor allem den Unterschied klar machen, was die Amortisation bei den Landschaften bedeutet und welche Bewandtnis es mit den landläufigen Amortisationsdarlehen hat.

Nehmen wir die statutarischen Vorschriften des Kur- und Neumärkischen Ritterschaftlichen Kreditinstituts; im Prinzip sind sie bei allen Landschaften gleich.

Hienach werden die Tilgungsbeiträge und sonst hiefür in Betracht kommende Zahlungen in einem besonderen Amortisationsfond aufgesammelt und derart verwaltet, daß über das Guthaben eines jeden einzelnen Guts besondere Rechnung geführt wird.

„Das Guthaben eines jeden Gutsbesitzers am Amortisationsfond ist untrennbares Zubehör des Guts, welches mit diesem auf jeden neuen Erwerber übergeht und ohne das Gut weder abgetreten noch sonst Gegenstand einer Disposition des Gutsbesitzers werden kann. Ebensowenig kann jener Anteil aus irgendeinem Titel von einem Dritten in Anspruch genommen noch durch richterliche Verfügung mit Beschlag belegt oder einem Dritten überwiesen werden!" Durch diese Vorschriften ist gewährleistet, daß das Tilgungsguthaben seinem eigentlichen Zweck erhalten bleibt, wenngleich in der Praxis durch die Abhebung der Tilgungsguthaben seitens des Schuldners die eigentliche Entschuldung in Frage gestellt wurde; aber es bleibt doch die Hauptsache, daß der Tilgungsfond nicht durch Dritte, nicht durch Pfändungen usw. seinem Zwecke überhaupt entfremdet wird;

Digitized by Google

im Prinzip wird damit die allmähliche Befreiung von der Hypothekschuld und damit auch eine Verbesserung der Lage der Nachhypothekare erreicht. Diese Bestimmungen gelten für diese Institute auch heute.

Wie ist es aber mit den Amortisationsdarlehen nach den Bestimmungen der sonstigen Kreditinstitute und des heutigen Immobiliarrechts?

Für diese ist bestimmend das Institut der Eigentümerhypothek.

Die jeweils durch Amortisation erfolgte Tilgung bringt eine Eigentümergrundschuld zur Entstehung in den Fällen, in denen dem Eigentümer nicht auch die Forderung zusteht. Diese Grundschuld kann vom Eigentümer beliebig abgetreten, aber auch von jedem Dritten gepfändet werden; und wenn auch der Eigentümer sich — im besonderen Nachhypothekaren gegenüber — verpflichtet, die Hypothek, soweit sie sich mit dem Eigentum in einer Person vereinigt, löschen zu lassen, so hindert dies doch nicht die Pfändung durch dritte Gläubiger. Die Auslegung dieser Bestimmung durch die Rechtsprechung macht aber auch dieses Löschungsrecht in vielen Fällen hinfällig.

Auch für den, der nicht alltäglich mit diesem Gespenst der Eigentümerhypothek zu tun hat, leuchtet ohne weiteres ein, daß sie die Verschuldung recht eigentlich immobilisiert; verschiedene Pfändungen, mehrfache Pfändungen derselben Eigentümerhypothek schaffen unübersichtliche und wirkliche „Belastungen" der Hypothek selbst.

Gerade dieses Institut der Eigentümerhypothek ist es, welches, was bisher viel zu wenig beachtet wurde, dem Ruf nach amortisablen Darlehen im Wege steht, aber auch ganz besonders den Nachhypothekarkredit unterbindet. Zwar kommen gewiß noch mancherlei anderweitige wirtschaftliche und rechtliche, insbesondere steuerrechtliche Momente in Betracht, aber für den Praktiker ist es keine Frage, daß sowohl die Schwierigkeiten und Fußangeln des Zwangsversteigerungsgesetzes als die Eigentümerhypothek einen Hauptgrund bilden, um die Geldgeber für Nachhypotheken abzuschrecken und überhaupt die Nachfrage des Privatkapitals nach Anlage in Hypotheken zu vermindern.

Darum wird auch das Verlangen nach Tilgungshypotheken hier keine Besserung erzielen, solange nicht wenigstens die Grundsätze für die Tilgung zweckentsprechend geändert sind.

Hierin ist die Anpassung an die Landschaften zu erstreben.

Das Institut der Eigentümerhypothek verdankt seine Entstehung der Reform des preußischen Hypothekenrechts, welche in den Jahren 1868 bis 1872 unter dem Widerspruch der Staatsregierung durchgesetzt wurde und damals von dem Abgeordneten Reichensperger nicht als Heilmittel, sondern als Reizmittel bezeichnet wurde und eine Erleichterung und Vermehrung des Immobiliarkredits und vor allem eine leichte Übertragbarkeit der Hypothek im Auge hatte (vgl.

Digitized by Google

hiezu Weyermann, Zur Geschichte des Immobiliarkreditwesens in Preußen, Seite 180 ff.).

Die weitere Ausgestaltung im BGB. beruht auf dem Gedanken, „der Eigentümer habe einen Anspruch darauf, daß ihm der Rang einer frei gewordenen Hypothekenstelle gesichert werde"; er soll einerseits die Möglichkeit haben, die Hypothek allein als ein selbständiges Gut für sich weiter zu verwerten, anderseits soll hiedurch das Vorrücken der Nachhypothekare (das bisher als Begriffselement der Hypothek mit galt) als Regel definitiv ausgeschlossen sein (Staudinger, Sachenrecht § 1163, I 2).

Der Entwurf zum BGB. hatte die Eigentümerhypothek nur als Ausnahme aufgenommen; es wurde in der Kommission hiezu geltend gemacht, es entspreche den Volksanschauungen, jedenfalls in großen Teilen Deutschlands, daß die nachstehenden Hypotheken aufrücken, wenn eine Hypothek fortfalle. Wer sein Geld für eine zweite und dritte Hypothek hergebe, rechne darauf, daß der Schuldner allmählich die vorstehenden Schulden abzahle und daß dadurch die folgenden Hypotheken an Sicherheit gewinnen.

Die Mehrheit stellte sich jedoch auf einen anderen Standpunkt: „Die Entwicklung des deutschen Hypothekenrechts habe dazu geführt, daß in einer Reihe von Fällen die Hypothek ihren akzessorischen Charakter abgestreift habe und es sei nur konsequent, dieser Strömung durch eine allgemeine Vorschrift Ausdruck zu geben. Man werde als Regel aufzustellen haben, daß die Hypothek nicht mit der Forderung, für welche sie bestellt ist, erlöschen soll, sondern dem Eigentümer erhalten werde."

„Wer auf zweite oder dritte Hypothek Geld ausleihe, könne regelmäßig nicht damit rechnen, daß die vorstehende Hypothek zu seinen Gunsten abbezahlt werde oder sonst wie wegfalle. Die Möglichkeit möge bestehen bei einfachen und unentwickelten Kreditverhältnissen. Im größeren Hypothekenverkehr, besonders in Norddeutschland, entspreche dies aber nicht den Anschauungen der Beteiligten. Beim Aufrücken würden die nachstehenden Gläubiger einen unverdienten (!) beim Abschlusse nicht in Betracht gezogenen Vorteil haben." Diese in das geltende Recht übergegangenen Anschauungen stellen lediglich eine konsequente Fortentwicklung der früher kurz erwähnten preußischen Reformbestrebungen dar. „Der Immobiliarkredit ist", wie Weyermann a. a. O., S. 215, treffend hervorhebt, „vor allem dadurch, daß die Unbeweglichkeit des Bodens durch das Grund- und Hypothekenbuchsystem künstlich beseitigt ist und das Bodenpfand den mobilen Pfändern an Zirkulationsfähigkeit überlegen ist, zum nicht tilgungsbedürftigen Dauerkredit geworden."

Für das bayerische Hypothekenrecht waren diese eben entwickelten Grundsätze fremd; es hatte das Prinzip des Vorrückens der nachstehenden Hypotheken beim

Digitized by Google

Erlöschen einer vorgehenden Hypothek festgestellt; man kann sicher nicht behaupten, daß der Realkredit dabei schlecht gefahren wäre.

Allerdings kannte auch das bayerische Hypothekenrecht eine Durchbrechung dieses Grundsatzes durch das Institut der Hypothekerneuerung, welches dem Eigentümer das Recht gab, an die Stelle einer ganz oder teilweise erloschenen Hypothek eine andere jedoch nicht für eine größere Summe zu bestellen, wodurch das Vorrücken der Nachhypothekare verhindert wurde. Zwar haben die Hypothekenbanken und größere private Privatgeldgeber die Geltendmachung dieses Rechts ausgeschlossen; den Nachhypothekaren entstand aber hiedurch keinerlei Nachteil, diese hatten im Zusammenhang mit dem Fehlen einer Eigentümerhypothek viel eher die Gewißheit, daß kein dritter sich zwischen sie und die Bank schieben konnte. Darin bestand ein wichtiges Sicherungsmoment für den Nachhypothekar.

Wenn heute gesagt wird, „die Tilgungshypothek ist geradezu das wirtschaftliche Evangelium, weil es das einzige Mittel zur Gesundung des Realkredits ist," „auf der Tilgungshypothek beruht die ganze Zukunft des deutschen Realkredits" (vgl. Dr. Meyer in „Zeitschrift des Deutschen Notarvereins" 1915, Seite 504 und 509), so sind das Schlagworte, welche wohl nur geeignet sind, zu zünden, aber nicht zu überzeugen.

Denn sie verkennen ganz und gar, daß die Tilgungshypothek behaftet mit dem „Bleigewicht" der Eigentümerhypothek in keiner Weise ihren Zweck erfüllt, schuldentlastend zu wirken, vielmehr die Schuld in eine unendliche Anzahl von kleinen und kleinsten Teilschuldbeträgen verwandelt, welche jederzeit dem Zugriff aller Gläubiger des Hypothekschuldners ausgesetzt ist; treten dann verschiedene Besitzwechsel ein, so „verzettelt sich die Eigentümerhypothek in lauter kleine Beträge, an denen der einzelne Eigentümer kaum Interesse hat, die aber eine Neuregelung des Hypothekenstandes aufs äußerste erschweren" (so Siméon, Die löschungspflichtige Eigentümergrundschuld, S. 5). Der genannte Schriftsteller schildert a. a. O. so anschaulich die Folgen „der Überspannung des Eigentümerpfandrechts", daß es zur Klärung der Sach- und Rechtslage angezeigt erscheint, seine dort weiter gemachten Ausführungen auszugsweise hier wiederzugeben.

„Im Normalfall pflegt der zahlungsunfähig gewordene Bauunternehmer neben einer großen Schuldenmasse nur ein einziges Vermögensstück zu besitzen, eben die Eigentümergrundschuld, die ihm der Gesetzgeber des neuen Rechts weniger aus volkswirtschaftlichen Gründen als aus solchen theoretischer Folgerichtigkeit zugewendet hat. Um die Pfändung dieses einzigen Vermögensstücks beginnt daher alsbald ein förmlicher Wettlauf unter den persönlichen Gläubigern. Der nachstehende Hypothekgläubiger muß es sich gefallen lassen, daß ihm alle diese persönlichen Pfändungsgläubiger ebenso vorgehen, wie ihm der Eigentümer selbst als Inhaber der Eigentumsgrundschuld vorgegangen sein würde."

Digitized by Google

Der § 1179 BGB. bietet hiegegen nur „eine dürftige Handhabe". Siméon bemerkt als Schlußbetrachtung: „daß der Gesetzgeber, als er den § 1179 schuf, die merkwürdigen, schwierigen und zum Teil geradezu ungerechten Folgen seiner Vorschrift vorausgesehen und gebilligt habe, ist schwer zu glauben. Es steht auch außer Zweifel, daß bei der von uns gefundenen Auslegung der gesetzgeberische Zweck des § 1179 nicht erreicht wird. Aber nicht nur die Art der Auslegung, sondern der Inhalt des Gesetzes selbst, verkümmert diesen Zweck. Der Gesetzgeber hat sich hier eines Versuches mit untauglichen Mitteln schuldig gemacht. Sein Auge war nur auf das Ziel gerichtet, die Eigentümerhypothek in den Rechtsverkehr möglichst einzubürgern und eine dingliche Ausschließung dieses Rechtsinstituts zu hindern. Die praktische Gangbarkeit des Weges, den er dem Verkehr eröffnete, stand für den Gesetzgeber erst in zweiter Linie. Zu helfen ist nur auf dem Wege der Gesetzgebung. Will man nicht so weit gehen, die im BGB. unleugbar vorhandene Überspannung des Prinzips der Eigentümerhypothek zu beseitigen . . ., so ist zum mindesten die Möglichkeit zu schaffen, daß die Entstehung einer Eigentümergrundschuld sei es in allen, sei es in gewissen Fällen mit dinglicher Wirkung ausgeschlossen werden kann."

Aus diesen Ausführungen eines genauen Kenners der Materie geht wohl zur Genüge hervor, daß unsere Behauptung, die Eigentümerhypothek habe ihren Zweck verfehlt und stehe der beabsichtigten Dauertilgung eines Darlehens hindernd im Wege, zutrifft.

Das Verlangen nach einer unkündbaren Amortisationshypothek und deren beabsichtigte Wirkung einer allmählichen Entlastung des Grundbesitzes ist unerfüllbar, solange das Institut der Eigentümerhypothek besteht.

Die Not des Hausbesitzes führte nun in neuerer Zeit zu einzelnen Gründungen im Königreich Preußen, welche als juristische Personen gegründet den Versuch machen, die Tilgung der Darlehen obligatorisch einzuführen; zu nennen ist der „Berlin-Schöneberger Hypothekenbankverein" (rechtsfähiger Verein) und das „Brandenburgische Pfandbriefamt für Hausgrundstücke" (Körperschaft des öffentlichen Rechts). Ersterer hat zum Gegenstand die Beleihung von Hausgrundstücken des Stadtbezirks Berlin-Schöneberg mit Nachhypotheken; letzteres hat den Zweck, den Hausbesitzern in der Provinz Brandenburg einen dauernden Realkredit durch Gewährung von Hypothekendarlehen mittels Ausgabe von Pfandbriefen zu beschaffen.

Beide Statuten sehen u. a. eine „Tilgungsmasse" vor, in welche bestimmte Teile der Amortisation und hier nicht näher interessierende Beiträge fließen. Bei einem Wechsel des Eigentümers des beliehenen Grundstückes geht das Tilgungsguthaben auf den die Mitgliedschaft erwerbenden neuen Eigentümer über.

Die Tilgungsmasse bildet zunächst einen Teil der Geldmittel des Instituts,

Digitized by Google

mit welchem die Pfandbriefe desjenigen Zinsfußes eingelöst werden, in welchem das auf das Grundstück eingetragene Darlehen gegeben ist; im übrigen bildet dasselbe ein Guthaben des Darlehensschuldners. Ähnlich sind die Bestimmungen bei der Deutschen Pfandbriefanstalt in Posen, einer Körperschaft des öffentlichen Rechts, zu dem Zwecke errichtet, unter Ausschluß des Erwerbszwecks den Realkredit für die Hausgrundstücke der Mitglieder zu ermitteln und zu erleichtern. Auch hier bildet das Tilgungskonto ein Guthaben des Schuldners. Das Darlehen wird getilgt, wenn der Bestand des Tilgungskontos dem Darlehensbetrage gleichkommt. Sind auf Tilgungskonto 10 Prozent des Darlehensbetrages angesammelt, so findet auf Verlangen des Schuldners gleichfalls Tilgung statt.

Ähnlich bezeichnet und behandelt das Statut des Brandenburgischen Pfandbriefamtes die Zuführung zur Tilgungsmasse als Guthaben des einzelnen Grundstücks, welches, solange das Pfandbriefdarlehen nicht vollständig getilgt ist, mit der Veräußerung auf den Erwerber übergeht, wenn dieser die Mitgliedschaft erwirbt, jedoch zugunsten der Sicherheitsmasse verfällt, falls die Mitgliedschaft nicht erworben wird.

Bei einem Vergleich dieser Bestimmungen mit denen der Landschaften scheint zunächst eine Gleichheit in der Richtung zu bestehen, daß überall die Tilgungsquoten einer besonderen Tilgungsmasse zufließen; es ist auch tatsächlich zuzugeben, daß nach den Statuten der beiden Arten von Instituten die Amortisationsbeiträge nicht sofort zur Tilgung der Hypotheken verwendet werden, vielmehr ein besonderes Guthaben des Schuldners bilden, daß sohin in beiden Fällen eine Eigentümerhypothek zunächst nicht entsteht; die Tilgung der Hypothek erfolgt erst mit dem Moment der Abrechnung.

Immerhin besteht ein wesentlicher Unterschied. Das Guthaben am Tilgungsfond bei den Landschaften ist „untrennbares Zubehör" und kann kraft landschaftlichen, durch Art. 176 EG. zum BGB. aufrecht erhaltenen Sonderrechts (vgl. auch Art. 21 preuß. AG. zum BGB.) von Dritten nicht in Anspruch genommen, nicht verpfändet und nicht gepfändet werden.

Bei den vorgenannten öffentlich-rechtlichen Körperschaften aber ist es zwar Bestandteil des Grundstücks gemäß § 96 BGB., aber kein wesentlicher Bestandteil; es kann hienach Gegenstand besonderer rechtsgeschäftlicher Verfügung sein, es kann verpfändet und im Wege der Zwangsvollstreckung gepfändet werden.

Bedeuten diese Bestimmungen hinsichtlich der Bildung eines Tilgungsfonds immerhin einen gewissen Fortschritt gegenüber dem Institut der Eigentümerhypothek, so weisen sie zugleich den Weg, der hinsichtlich der Wirkung einer wirklichen Tilgung der Schuld zu beschreiten wäre; da mit der allgemeinen Aufhebung des Instituts der Eigentümerhypothek nicht gerechnet werden kann, so wäre wenigstens zu fordern, daß für Anstalten, welche sich satzungsgemäß mit der Gewährung von Amortisationsdarlehen befassen, das Recht der Landschaften

Digitized by Google

auf Grund Reichsgesetzes in sachgemäßem Ausbau und mit rückwirkender Kraft zur Anwendung gebracht wird.

Nur auf diesem Wege kann ernstlich an eine wirkliche Schuldentlastung gedacht werden, nicht aber lediglich mit dem noch so lebhaften Schrei nach der Tilgungshypothek, die mit dem unglücklichen Anhängsel der Eigentümerhypothek belastet ist; das Verlangen nach Tilgung und wirklicher Schuldentlastung prallt an den gesetzlichen Vorschriften ab, nach welchen das Ergebnis einer jeden einzelnen Zahlung dem Zugriff eines jeden Dritten jederzeit ausgesetzt ist. Das Verlangen lediglich nach Tilgung ist, solange die heutigen Vorschriften maßgebend sind, eine Utopie.

Für die Zukunft dürfte aber ein Gesichtspunkt in Betracht kommen, der unmittelbar aus dem gegenwärtigen Kriege herzuleiten ist.

Vaterländische Notwendigkeit und Pflicht bringen es mit sich, daß gegenwärtig eine tiefgreifende Verschiebung der Anlagen zugunsten der deutschen Kriegsanleihen stattfindet. Zu dem gewaltigen Ergebnis der bisherigen Anleihen hat der Umstand wesentlich beigetragen, daß die Hypothekeninstitute teilweise zu höheren Kursen als zu dem heute sonst üblichen Ankaufskurs ihre Pfandbriefe schlank gegen Zeichnung von Kriegsanleihen aufnahmen.

Ist dadurch die einzelne Bank mit ihren Pfandbriefen reichlich gesättigt, so kommt dieses Verhalten doch wieder der Beurteilung des Pfandbriefs als jederzeit realisierbarer Kapitalsanlage zugute. Immerhin bringt diese Besitzesverschiebung einmal mit sich, daß der Markt für Pfandbriefe überhaupt sehr eingeengt ist; weiterhin kommt aber zu bedenken, daß angesichts der fünfprozentigen Verzinsung der Kriegsanleihen die Konkurrenz der bisher ausgegebenen Pfandbriefe ganz wesentlich leiden muß und daß gerade für neu zu gründende Institute eine nennenswerte Absatzmöglichkeit für Pfandbriefe überhaupt nicht bestehen, für sämtliche Institute aber die Frage des Pfandbriefzinsfußes eine brennende werden wird. Sollen solche neue Institute auf einen Absatz ihrer Pfandbriefe und damit auf die Möglichkeit der Befriedigung der an sie herantretenden Kreditansprüche rechnen, so müssen sie von vornherein ihren Zinsfuß dem der Kriegsanleihen anpassen; damit entstünde aber eine Verteuerung des Realkredits, die jedes erfolgreiche Wirken in Hinsicht auf Schulderleichterung und Schuldentlastung von vornherein ausschalten würde.

Es ist mithin nicht ausgeschlossen, daß nach dem Kriege die Art und Weise der Befriedigung des Realkredits überhaupt in andere, neue Bahnen gelenkt werden wird. Ein solcher Weg dürfte einer kurzen Betrachtung wert sein.

Bekanntlich verfügen die Versicherungsträger der verschiedenen Reichsversicherungen über namhafte Vermögen; die einzelnen Gesetze sehen die Anlagen der Gelder u. a. in Forderungen, für die eine sichere Hypothek an einem inländischen Grundstück besteht, vor. (Die Beleihungsgrenze ist nach den Reichsgesetzen drei

Digitized by Google

Fünftel des Werts der Grundstücke.) Solche Darlehensgewährungen sind als kündbare Darlehen auch in bedeutender Zahl erfolgt, natürlich seitens jeden Versicherungsträgers für sich.

Es liegt nun der Gedanke nahe, eine Stelle zu schaffen, von der aus die Beleihungen vorgenommen werden.

Das ließe sich in der Form denken, daß ein besonderes öffentlich-rechtliches Institut errichtet wird, dessen Aufgabe die Gewährung tilgbarer Darlehen ist.

Sollte allerdings eine Anstalt als Beleihungsinstitut für das Gebiet des Deutschen Reichs erklärt werden, so würde hiegegen zunächst das Bedenken hinsichtlich des Umfangs und der Schwerfälligkeit des Verwaltungsapparats entstehen und diesem eine gewisse Berechtigung nicht abzusprechen sein.

Aber es ließen sich, wenn dieses Bedenken nicht zu beseitigen wäre, zweckmäßig solche besondere öffentlich-rechtliche Beleihungsämter für die größeren Bundesstaaten Preußen, Bayern, Sachsen, Württemberg und Baden bestellen.

Die Mittel für die Darlehensgewährung erhalten die einzelnen Körperschaften, unter Abänderung der bisher bestehenden gesetzlichen Vorschriften, durch besonders zu regelnde Zuweisungen, teils seitens der bestehenden Landesversicherungsämter, teils seitens der Reichsversicherungsanstalten, für welche die Beleihungsämter unmittelbar und zunächst Schuldner sind. Aber auch die Heranziehung der öffentlichen Sparkassen dürfte auf diesem Wege sich ermöglichen lassen. Die Betriebsmittel werden beschafft durch entsprechende Leistungen der Darlehensnehmer und durch zu schaffende Rücklagen. Die Geschäftsführung hätte in kaufmännischer Art und Weise zu erfolgen, während im übrigen natürlich die staatliche Leitung und Beaufsichtigung in den Vordergrund treten würde.

Die Beleihung erfolgt auf Grund von Schätzungen. Für diese wäre in jedem Regierungsbezirke (bzw. Bezirk der höheren Verwaltungsbehörde) ein aus landwirtschaftlichen und städtischen Sachverständigen berufsmäßig gebildetes Taxamt zu bilden (öffentliche Taxämter!).

Die Gemeindebehörden und andere in Betracht kommende Ämter wären verpflichtet, Auskünfte über die Kreditwürdigkeit und Kreditfähigkeit der Person und der Sache zu geben (vgl. Hessische Landeshypothekenbank). Die Tilgung der Darlehen ist obligatorisch; die Anlage und Ansammlung des Tilgungsfonds wäre nach den Grundsätzen der Landschaften einzurichten unter Berücksichtigung der Tilgung des Schuldverhältnisses wieder zwischen Beleihungsamt und seinem Geldgeber.

Die Herausgabe der Tilgungsfonds ist auf die Fälle des Besitzwechsels (Tod oder Veräußerung) und die Abstoßung von höher verzinslichen und kündbaren Nachhypotheken zu beschränken (vgl. hiezu Archiv des Deutschen Landwirtschaftsrats 1901).

Digitized by Google

Auf diesem Wege dürfte folgendes erreicht werden:

1. Die Darlehensgewährung ist unabhängig von Kursschwankungen.
2. Auch bei höherem Geldmarktzinsfuß könnten die Darlehen zu günstigeren Bedingungen zur Verfügung gestellt werden; auch wenn das Geld am Markte knapp ist oder sonst andauernde Pfandbriefrückflüsse einen allgemeinen Stillstand der Beleihungen bedingen, wären die Beleihungsämter in der Lage, dem in diesen Zeiten besonders dringenden Kreditbedürfnis gerecht zu werden.
3. Erzielt wird eine einheitliche Abschätzung und eine größere Sicherheit derselben; die Gefahr einer Schablonisierung derselben ist leicht zu vermeiden.
4. Die Art und Weise der Tilgung gewährleistet einen wesentlichen Schritt auf dem Wege der Entschuldung.

Es war hier nur möglich, in großen Zügen die Art und Tätigkeit solcher Beleihungsämter zu umschreiben; immerhin dürfte eine nähere Prüfung und Durcharbeitung dieser Vorschläge ergeben, daß dieselben sich ohne allzu große Schwierigkeiten in die Tat umsetzen lassen könnten, ohne daß den bestehenden Hypothekenbanken das Feld ihrer Tätigkeit allzusehr eingeengt werden würde, was im allgemeinen Interesse auch nicht zu wünschen wäre.

Ein langsameres Fortschreiten in deren Entwicklung bzw. in deren Neuemissionen wird ja ohnehin die notwendige Folge der gegenwärtigen Vorgänge am heimischen Geldmarkt sein, deren Wirkung für die Konkurrenz der Staatspapiere heute noch nicht übersehen werden kann.

Zur Jahrhundertfeier der Vereinigung der Rheinlande mit Preußen.

Am 5. April sind es hundert Jahre gewesen, daß die Rheinlande aus französischem wieder in deutschen, in preußischen Besitz übergegangen sind: aus den Händen der Zivilisation und der Kultur also wieder in die der Roheit und Barbarei. Die Entwicklung im vergangnen Jahrhundert liefert dafür den Beweis. Keine deutsche Landschaft hat in diesen drei Menschenaltern eine gewaltigere und für ganz Deutschland bedeutsamere Entwicklung durchgemacht; wirtschaftlich und sozial, politisch und kirchlich entfaltet sich, oft in schwerem innerem Ringen, die Fülle reichsten Lebens auf diesem alten gesegneten deutschen Boden; auf all den genannten Gebieten sind die Rheinlande im jüngsten Deutschland führend gewesen; wie sie auch heute im Mittelpunkt der Entscheidungen stehen, sagt ein Wort: Belgien.

Im Auftrag eines Kreises leitender rheinischer Persönlichkeiten hat Julius Bachem eine Reihe wertvoller Einzeldarstellungen „Zur Jahrhundertfeier der Vereinigung der Rheinlande mit Preußen" zusammengefaßt und herausgegeben (Köln, Verl. J. P. Bachem. 268 S. brosch. M. 3.—). Wir behalten uns vor, im Zusammenhang unsrer Hefte gelegentlich ausführlicher auf diese dankenswerte Veröffentlichung zurückzukommen und machen unsre Leser heute nur auf ihren reichen Inhalt aufmerksam: Die Rheinlande in der Geschichte von A. Huyskens und W. Schellberg; Politische Entwicklung von Fr. Schmidt; Kirchliche Entwicklung von A. Lauscher und W. Köhler; Wirtschaftliche Entwicklung von P. A. Clasen; Unterrichts- und Bildungswesen von Schnitzler; Justizwesen von H. Kausen; Kunst von F. C. Heimann; Heerwesen von Freiherr von Steinaecker; Soziale Kultur von A. Pieper; Einführung und Ausblick vom Herausgeber. v. M.

Digitized by Google

Die Fleischnot.

Von Dr. Gustav Schläger in Cassel.

Wie nie ein Krieg zuvor, hat uns der Weltkrieg die Frage nach einer zweckmäßigen Ernährung aufgedrängt. Beim Brot hat die Hand des Staates eingegriffen und uns allen das K-Brot vorgesetzt, und in zahllosen Artikeln ist die Geringwertigkeit des früher üblichen Weißbrotes und der Nutzen eines kräftigen Schwarzbrotes auseinandergesetzt worden. Auch in bezug auf andere Nahrungsmittel hat es nicht an guten Ratschlägen und Ermahnungen gefehlt, und da nach der bei hoch und niedrig herrschenden Anschauung vor allem Fleisch das unumgänglich notwendige Nahrungsmittel ist, so ist in allen Kriegskochbüchern, in allen Merkblättern und Aufsätzen zur Ernährungsfrage dem Fleisch ein besonderer Abschnitt gewidmet worden. Da ist nun von allen Seiten unumwunden zugestanden worden, daß unser Fleischverbrauch eine übertriebene, für die Volksgesundheit nicht ganz unbedenkliche Höhe erreicht hatte. Mancher las mit Erstaunen, daß der Deutsche durchschnittlich mehr Fleisch verzehrte, als der beefsteakessende Engländer. Zwar war auch schon früher in ärztlichen Zeitschriften davor gewarnt worden, das Fleisch zu überschätzen. Aber in den Zeiten der Fleischteuerung oder, wie man gern sagte, der Fleischnot wurden die Stimmen überhört, die nicht gleich von Unterernährung des Volkes redeten, wenn infolge der hohen Fleischpreise nicht so häufig und nicht so reichlich Fleischgerichte auf dem Tisch erschienen. Aber ernst ist der Anblick der Notwendigkeit. Der Krieg, der große Lehrmeister, hat uns gezwungen, die Frage der Fleischbeschränkung ernst ins Auge zu fassen. Eßt weniger Fleisch, lautet eines der weitverbreiteten, überall angeschlagenen Kriegsgebote. Mit dieser auch sonst vielfach ausgesprochenen Forderung wollte man natürlich nicht den reinen Vegetarismus empfehlen, im Gegenteil, man rückte mit gewisser Absichtlichkeit von dieser in weiten Volkskreisen geringgeschätzten und mit leichtem Spott behandelten Bewegung ab. Aber immerhin bedeutet die Forderung der Fleischbeschränkung ein gewisses Entgegenkommen. Die Vegetarier hatten in ihrer Literatur und in ihren Zeitschriften schon seit Jahrzehnten darauf hingewiesen, daß die Fleischkost vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus betrachtet Verschwendung, Luxusnahrung ist. Gern angeführt wurde ein Satz Alexanders von Humboldt, wonach auf einer Bodenfläche, wo zehn Menschen von Zerealien leben, nur *einer* von Fleisch leben kann. Der russische Professor der Nationalökonomie Beketoff kam zu dem Ergebnis: „Die Zahl der Menschen steht zu der Zahl der Haustiere in einem umgekehrten Verhältnis. Mit der Ausbreitung des Ackerbaues, der Industrie und der Zivilisation bei entsprechender Vermehrung der Bevölkerung wird zuerst die relative, aber hernach auch die absolute Zahl der Haustiere sich vermindern. Der Mensch wird durch die Umstände zu vegetarischer Nahrung gezwungen."

Die Notwendigkeit, infolge der englischen Aushungerungspolitik sparsam zu wirtschaften, hat uns gezwungen, die Anschauungen über den Wert der Fleischnahrung einer Revision zu unterziehen, und eine große Anzahl von Aufsätzen hat eine Fülle von Material in Erinnerung gebracht oder neu beigebracht. Das Schwein, sonst oft gern die Sparkasse des kleinen Mannes genannt, weil er zur Fütterung auch die Küchenabfälle verwertete, erlebte eine merkwürdige Umwertung. Es wurde nun zum neunten Feind erklärt, als man einsah, welche ungeheure

Digitized by Google

Mengen Kartoffeln es verschlang, die wir selbst uns sehr gut hätten einverleiben können. Schon lange vor dem Kriege, im Jahre 1908, hat im Novemberheft der Preußischen Jahrbücher Dr. W. Berend einen Aufsatz über „Die Kartoffeln im Kriege" veröffentlicht. Nach seiner Angabe werden von einer durchschnittlichen Ernte von 430 Millionen Doppelzentnern Kartoffeln zur menschlichen Ernährung nur 120 Millionen, zur Verfütterung 176 Millionen Doppelzentner verwendet. Die übrige Verwendung zur Branntweinbereitung, die nebenbei gesagt im Verhältnis zur Viehfütterung erstaunlich gering ist — 25 Millionen Doppelzentner —, zur Stärkeerzeugung, zur Saat, können wir außer Betracht lassen. Aehnliche Angaben über die Kartoffelernte und ihre Verwendung machte ein Landwirt in der „Frankfurter Zeitung" vom 13. März 1915: „Die deutsche Kartoffelernte wurde 1913 auf rund 56 Millionen Tonnen, 1914 auf 45 Millionen Tonnen beziffert. Nur 18 Prozent der Kartoffelernte dienten seither zur menschlichen Ernährung, während 47 Prozent als Viehfutter Verwendung fanden." Aber auch andere, unmittelbar für menschliche Ernährung verwendbare Nahrungsmittel werden dauernd in großem Umfange an die Schweine verfüttert. So führte der Direktor des Statistischen Amtes der Stadt Berlin-Schöneberg Dr. R. Kurzynski aus: „Vor dem Kriege wurden 1/20 unserer Roggenernte, ⅓ unserer Gerstenernte und ¾ der eingeführten Gerste und des eingeführten Maises an die Schweine verfüttert. So werden jährlich etwa ½ Millionen Tonnen Roggen, annähernd 3 Millionen Tonnen Gerste und fast 1 Million Tonnen Mais von den Schweinen verzehrt." Dann werden noch viele Aecker mit Futterrüben, Futterkohl und andern Kräutern bestellt, mancher kleine Bauer und Ackerbürger baut mehr Futter fürs liebe Vieh als Nahrungsmittel für sich selbst. Nun sind natürlich weite Kreise in allen Bevölkerungsschichten fest davon überzeugt, daß diese ans Vieh verfütterten Stoffe uns im Fleisch doch wieder zugute kommen, daß dieser Prozeß der Umwandlung von pflanzlichen Stoffen in Tierfleisch rentabel sei. Aber es ist festgestellt, wieviel an Nährwerten bei diesem komplizierten Umwandelungsprozeß verloren geht. Wieder war es noch vor dem Kriege, am 27. März 1913, als auf dem Kongreß für Volksernährung in Berlin Oekonomierat Dr. Lothar Meyer einen Vortrag über „Ernährungsmöglichkeiten vom land- und volkswirtschaftlichen Standpunkte" hielt. Er führte darin an: „2000 Kilogramm Gerste liefern verfüttert 420 Kilogramm Lebendgewicht Schwein, gleichbedeutend mit 330 Kilogramm Schweinefleisch; darin 50 Kilogramm Eiweiß, 122 Kilogramm Fett." Der Redner legte dann seinen Zuhörern *ans Herz*: „Und nun sehen sie sich's recht genau an und halten fest, *wieviel bei der* Umwandlung von Pflanzensubstanz in Fleisch verloren geht. Darin haben wir den Schwerpunkt des ganzen Problems: es ergibt sich, daß etwa 80 % an Nährwerten verloren gehen." Als in der Anfangszeit des Krieges die Notwendigkeit des Abschlachtens der Schweine begründet werden sollte, machte die Anhaltische Landwirtschaftskammer folgende Angaben: „Das wachsende Schwein, das in etwa neun Monaten von 30 Pfund auf 230 Pfund Lebendgewicht gebracht wird, verzehrt in dieser Zeit, wenn es ausschließlich mit Gerste gefüttert wird, reichlich 1000 Pfund Gerste. Aus 5 Pfund Gerste wird demnach 1 Pfund Lebendgewicht des Schweines oder 0,80 Pfund des geschlachteten Schweins. Werden die Eiweißmengen des Futters und des erzielten Schlachtgewichtes verglichen, so ergibt sich, daß in dem geschlachteten Schweine etwas

Digitized by Google

weniger als ¼ des in dem Futter enthaltenen Eiweißes wieder erscheint. Da nun aber auch die Gerste direkt zur menschlichen Nahrung hätte dienen können, so sehen wir, daß die Umwandelung des pflanzlichen Eiweißes in das tierische Eiweiß durch den Schweinekörper einen Verlust von mehr als 75 Prozent bedingt."

Von den Konsumenten wird meistens angenommen, das tierische Eiweiß sei für den menschlichen Organismus besser und leichter ausnutzbar als das pflanzliche Eiweiß. Die Mehrzahl der Physiologen teilt diese Ansicht nicht mehr. Deshalb sollte eine vernünftige Volkswirtschaftslehre, gestützt auf die Ergebnisse der physiologischen Forschung, mit aller Macht den tief wurzelnden Aberglauben von der Unentbehrlichkeit des Fleischgenusses bekämpfen. Pflanzliche Stoffe, die sich unmittelbar zur menschlichen Ernährung eignen, in Tierfleisch sich umsetzen zu lassen, ist Energievergeudung. Es ist so, als wenn man erst mit viel Mühe und Sorgfalt aus Holz einen Schrank verfertigen wollte, ihn dann zerschlüge und sich dann eine größere Heizkraft von den Schrankteilen verspräche, als wenn man gleich mit dem Holz den Ofen feuerte. Ist die Fleischerzeugung eine volkswirtschaftliche Verschwendung, dann ist sie es natürlich im Frieden so gut wie im Kriege. Auch wenn wir in Friedenszeiten genügend Getreide einführen können, bleibt doch die Tatsache bestehen, daß jedes Stück Vieh, und vor allem das Schwein, ein kostspieliger Mitesser ist. Eine starke Herabminderung des Viehbestandes ist notwendig, wenn die stetig zunehmende Volksmenge mit billigem Brotgetreide versorgt werden soll. Aber es scheint so, als ob man davor zurückschrecke, eine dauernde Verminderung des Viehbestandes ins Auge zu fassen. Zaghaft, gewissermaßen auf eine bessere Zukunft vertröstend, hat man erklärt, daß die Zahl der Schweine, der Konkurrenten menschlicher Nahrungsstoffe, „in gegenwärtiger Zeit" auf ein entsprechendes Maß vermindert werden müsse. In landwirtschaftlichen Blättern wird auch schon die Bremse angezogen. Die Schweinezüchter haben natürlich ein besonderes Interesse daran, daß die Sehnsucht nach den Fleischtöpfen nicht schwindet. Sie werden sich alle Mühe geben, das Volk im Wahn zu erhalten, daß Fleisch Kraft gibt, wie denn auch Exzellenz von Podbielski in einer Generalversammlung der Vereinigung deutscher Schweinezüchter darauf hinwies, „daß unsere starken Schweinebestände im Krieg ein wertvoller Rückhalt auf die kräftige Ernährung unseres Heeres sein würden", und bemerkte, „daß ein pommerscher Grenadier mit einem tüchtigen Stück Schweinefleisch im Magen sich vor Tod und Teufel nicht fürchten würde". Natürlich, wer im Glauben an die unbedingte Notwendigkeit eines Stücks Fleisch groß geworden ist, wird glauben, viel entbehren zu müssen, und auch wirklich entbehren, wenn er kein Fleisch bekommt. So ist vielleicht aus psychologischem Grunde wertvoll, ihm Fleisch zu verschaffen, aber eine physiologische Notwendigkeit liegt nicht vor. Den Fleischwahn, die Fleischgier der großen Menge sollte man mit allen Mitteln im Frieden bekämpfen. Die Landwirtschaft betreibe vor allem das, was ihr Name sagt, Landwirtschaft, Agrikultur, nicht Viehzucht. Dieser Zweig, der im letzten Jahrhundert zu großer Blüte gelangt ist, muß zurücktreten zugunsten von Ackerbau, Gemüsebau, Obst- und Gemüsezucht. Es gilt, daß wir die Lehren, die uns die Kriegszeit gebracht hat, in ihrer Tragweite für die gesamte Volkswirtschaft erkennen und nicht gleich nach dem Kriege in die alte Praxis zurückfallen. In mancherlei Beziehungen heißt die Parole nicht nur durchhalten, sondern auch stetig durchführen.

Digitized by Google

Der Bauernstand der Grundpfeiler des Volks*).

Von Carl Cesar Eiffe in Berlin.

Ein jedes Großstadtkind, das noch Anspruch darauf macht, zu der Gattung „normaler Mensch" zu gehören, strebt im Sommer hinaus ins Freie, aufs Land. Die einen suchen des Sonntags auf Schusters Rappen, auf dem Rade, mit dem Kinderwagen, mit „Kind und Kegel" oder auf der Bahn dem Häusermeer und der Benzin geschwängerten Luft sowie der Asphaltwelt zu entgehen. Draußen wieder einmal „Himmel und Erde" zu sehen und die Lungen mit frischer Luft zu füllen, ist aller Begehr. „Mutter Grün" ist der Kosename, mit dem der Großstadtmensch in Dank und Liebe der erfrischenden Natur seine Anhänglichkeit zum Ausdruck bringt. Glücklicheren bietet sich die Möglichkeit, während der Ferien die „Sommerfrische" aufzusuchen. Dabei denke ich nicht an die vielen Badeplätze, in denen es große Gasthäuser mit aller Bequemlichkeit der Stadt, Musik in Hülle und Fülle, Tanzgelegenheit und sonst noch allerlei „unentbehrliche Kurzweil" gibt, nur nicht Zeit, in einfacher Kleidung in der stillen Natur einmal Mensch zu sein, — sondern an wirklichen Landaufenthalt im Pfarrhaus eines Dorfes, beim Landarzt oder als Gutsgäste. Die wertvollsten Städter sind vielleicht diejenigen, die vorlieb nehmen mit einer einfachen, niedrigen Bauernstube. Sie wollen ungehemmt mitten in der Natur einige Wochen leben und fern von Menschen und ihrer Qual Kräfte sammeln am Busen der großen, herrlichen Schöpfung, in einsamer Heide oder oben im Gebirge, nahe sich fühlen dem großen Schöpfer. Allerdings, wer so auf dem Lande und unter der ländlichen Bevölkerung einige Wochen zubringt, der denkt sich, zumal wenn das Erntewetter günstig ist, das Landleben ideal von Anfang bis zu Ende. Nur wenige der Städter dringen tiefer in die Wirklichkeit des Lebens auf dem Lande ein, in die Sorgen, Mühen und das oft enttäuschte Hoffen des Landmannes. Man freut sich an der ländlichen Art und Natur, in dem Bewußtsein, sie jederzeit mit der Stadt wieder vertauschen zu können; hält dann ein Unwetter eine Zeitlang an, so flieht man zurück — ins Häusermeer und fühlt sich bald auch dort wieder wohl auf glattem Asphalt und in Benzin durchtränkter Luft.

So ist es gekommen, daß Land und Stadt immer mehr einander entfremdet worden sind. So geschah es, daß dem Großstädter jedes Verständnis abhanden kam für den Landmann — nicht nur und dessen Eigenart, sondern auch dafür, daß das Ergehen der Landbevölkerung, deren gesunde Entwicklung oder beängstigende Abnahme von einschneidendster Bedeutung für die Zukunft des gesamten Volkes ist.

Der Krieg nun hat mit einem Schlage dem Unachtsamen die Augen darüber geöffnet, welchen Wert eine leistungsfähige Landwirtschaft für Deutschland hat. — „Wohl um die „eigenen" Nahrungsmittel zu vermehren, den Bauernstand zu heben, gebrauchen wir Neuland" — rief

*) Abdruck in der Tagespresse auch auszugsweise nicht gestattet. D. R.

Digitized by Google

richtig ein feldgraues Großstadtkind in seinem Brief aus dem Schützengraben, ein Arbeiter. [1])

Not aber tut es, daß die große Bedeutung der immer gesund sich vermehrenden ländlichen Bevölkerung nicht nur einigen, sondern allen weitesten Kreisen bewußt wird. Nicht einmal in erster Linie wegen der Nahrungsmittelfrage, als vielmehr, was viel wichtiger ist, um die notwendige Volksvermehrung sicher zu stellen. Nur das Leben und Vorwärtskommen vieler auf eigener Scholle kann eine Wiederbelebung der Geburtenfreudigkeit bewirken. Ohne diese geht unser Volk trotz allen äußeren Glanzes, trotz aller Machtentfaltung der Gegenwart, trotz seiner zum Staunen der Welt sich heute immer wieder ergänzenden Millionen-Heere, der Machtlosigkeit und dem Untergang entgegen.

Bei den Vorzügen des Landlebens denken wir neben Luft und Licht noch an anderes. Vor allem lebt die Familie, selbst des ärmsten Arbeiters, für sich, sie kennt nicht das verderbliche Schlafburschenunwesen, kein Wirt kündigt ihr, weil sie zu kinderreich wäre. Es fehlt im kalten Winter nicht an hinreichender Feuerung.

Die Ernährung ist einfach, aber reichlich und kräftig. Das Wichtigste, Milch, Mehl, Eier, Speck, Kartoffeln, Gemüse erzeugt man selbst, es braucht nicht gekauft zu werden. Daher kommt es auch den Eltern nicht darauf an, wenn ein paar hungrige Mäuler mehr an den Tisch kommen. Hier ist im allgemeinen noch jeder Familienzuwachs herzlich willkommen, bei den Eltern wie den Geschwistern. Man achtet nicht der vermehrten Arbeit der Mutter und der älteren heranwachsenden Schwestern und Brüder. Das ist das Hochbedeutsame am Bauernleben, daß die Kinder früh in die Arbeit hineinwachsen, ganz im Gegensatz zum Großstadtkind. Beim einfachen städtischen Arbeiter und Handwerker wird manches Kind der Mutter im Haushalt ja auch schon etwas an die Hand gehen müssen. Aber bei solchem Haushalt mit Wasserleitung usw. ist doch wenig Bedürfnis für Kinderhilfe vorhanden, sie gehen zur Schule und tummeln sich in der Freizeit im Hof oder auf der Straße. Noch ungünstiger aber verschiebt sich das Verhältnis von Arbeit und Spiel bei dem Großstadtkind der wohlhabenderen Kreise. Gerade hier braucht es nicht so zu sein, es ist aber fast nirgend anders: auf der einen Seite die Schule und ihre häusliche Aufgabe, die — oft gehaßte — „Arbeit". Auf der anderen Seite das „Spiel", das Vergnügen, beides ohne Uebergang dazwischen liegender kleinerer Pflichten schroff nebeneinander. Dieser Gegensatz setzt sich bei vielen oft das ganze Leben hindurch fort! Das Kind des wohlhabenden Städters hätte viel Gelegenheit, sich im Haus und Garten nützlich zu machen, Pflichten zu übernehmen, die es, von den Eltern dazu angeleitet, als Vergnügen betrachten und gern erfüllen könnte, aber — „man hat die Dienstboten". Man kommt gar nicht auf den Gedanken, welchen Segen man dem Kinde vorenthält.

Anders beim Bauernkind. Kaum kann der kleine Knirps laufen, so

[1]) Englands abschreckendes Beispiel warnt; von dessen Gesamtbevölkerung entfallen auf die landwirtschaftliche nur noch 12 %, die kaum den vierten Teil des Nationalbedarfes an Brotfrucht erzeugen.

Digitized by Google

folgt er seinem Vater ins Feld, in den Stall, überallhin, ist stolz, wenn er ihm dies und jenes bringen und sonst Handreichung leisten darf, wenn er ihm ein klein wenig schon „Gehilfe„ sein kann; er lauscht mit Andacht seinen Unterweisungen und achtet begierig der Handgriffe, die er ihn lehrt. Dies alles ist dem Bauernbub zunächst Vergnügen und höchste Seligkeit. Ganz unbewußt wächst er so vom Spiel hinein in die Arbeit, die ihm lieb von Anfang an und gewohnt ist. Und ähnlich geht's dem Mädel und ihrer Mutter in Haus und Hof und im Garten. Und wie bald werden ihnen die nachgeborenen Geschwister anvertraut, wie wächst da das Verantwortlichkeitsgefühl, wie selbstverständlich erscheinen alle Naturvorgänge beim Menschen und beim Tier und wie zieht alles sie auf eine naturgemäße, gesunde und frühzeitige Eheschließung, — sobald nur die Möglichkeit dazu vorhanden ist.

Wie abwechslungsreich ist aber auch die landwirtschaftliche Arbeit für den Erwachsenen ebenso wie für das Kind, man ermüdet nicht so leicht, man braucht nicht den ganzen Tag nur ein Ding stumpfsinnig in tausendfacher Wiederholung zu verrichten. Die Abwechslung in der landwirtschaftlichen Arbeit ist ein unvergleichlicher Vorzug vor fast aller Tätigkeit des städtischen Arbeiters.

Wie kräftigend die frühzeitige Beschäftigung unter gesunden Daseinsbedingungen des Landes auf den Körper des heranwachsenden Burschen wirkt, geht unter anderem daraus hervor, daß die Ergebnisse des Heeresergänzungsgeschäfts zeigen, daß die Rekruten des platten Landes zwar durchschnittlich etwas kleiner, dafür aber robuster gewachsen und mit größerem Brustumfang versehen sind. Hier möge gleich eingeschaltet sein, daß auch die Zahl der aus dem Lande ausgehobenen Rekruten verhältnismäßig nicht unerheblich höher ist als in den Städten, und ganz besonders in den Großstädten. Es wurden nach Auhagen von je 100 abgefertigten deutschen Militärpflichtigen tauglich befunden bei den

	Landgeborenen und in Landwirtschaft Beschäftigten	Stadtgeborenen, nicht in Landwirtschaft Beschäftigten
1905	60,21	51,34
1906	60,18	50,49
1907	58,73	49,87
1908	58,69	49,60

Reich ist die soziale Gliederung der Landbevölkerung. Vom Tagelöhner und Knecht ohne Land zum kleinen Grundeigentümer, der seinen Verdienst teils in der Arbeit für andere, teils im Verein mit Frau und Kindern aus seinem Lande herauswirtschaftet, in mehr oder weniger allmählichem Uebergang zum Großbauern, an den sich nach oben der Gutsbesitzer, der Rittergutsbesitzer und der Latifundien-Inhaber anschließen.

Leider erfolgte im letzten Menschenalter eine immer größere Schwächung des Landvolkes, der besten Rekrutenquelle, durch Abwanderung in die Großstadt. Zu dieser Landflucht haben bekanntlich manche staatlichen Maßnahmen im vorigen Jahrhundert wesentlich beigetragen, die wieder gut zu machen der Gegenwart als eine der höchsten Pflichten überkommen ist.

Immer stärker hat sich die Neigung zum Stadtleben entwickelt, immer größer sind die Reize geworden, die insonderheit die Großstadt aus-

Digitized by Google

zuüben vermocht hat. Nur der winkende Gewinn der väterlichen Scholle, oder der Glaube, aus eigener Kraft zum Landbesitz einmal gelangen zu können, hat auf diese Steigerung zur Landflucht nachhaltigen, hemmenden Einfluß ausgeübt.

Ganz abgesehen von den Vergnügungen, die die Großstadt der Jugend bietet, üben wirtschaftliche Beweggründe eine starke Anziehungskraft aus. Bei kürzerer Arbeitsdauer, bei größerer persönlicher Freiheit, erscheint der Verdienst viel höher. Er ist es auch in bar, nicht aber in seiner Wirkung. Man bedenkt nicht, daß in der Stadt Wohnung, Feuerung, Lebensmittel viel teurer sind, man merkt zu spät, daß das Sonntagszeug vom Lande für die Stadt nicht ausreicht. Es muß „feiner" sein und ist von geringerer Haltbarkeit. Die Gelegenheit zu Geldausgaben häuft sich in der Stadt in ungeahnter Weise. Ersparnisse sind schwer zu machen. Sind sie aber vorhanden, so greift man sie viel leichter in vermeintlichem Notfall an. Was der Landmann aus dem „Land" „erwirtschaftet", legt er meist in Land wieder an, es wird wertvoller durch seine Arbeit, und seine Ersparnisse sind so auf das sicherste angelegt. Bei diesen Vergleichen zwischen Stadt- und Landleben denken wir in erster Linie an den ländlichen Bevölkerungsteil, der, sei es im eigenen Besitz, sei es in Pacht, genügendes Land zur Selbstbearbeitung hat, das ihm die Haltung einer Kuh und eines oder mehrerer Schweine gestattet. Wir denken aber dabei auch an die Möglichkeit, daß seine Kinder zu gleichem Landbesitz kommen können, ohne dazu über See und ins Land fremder (englischer, amerikanischer, brasilianischer u. a.) Regierungen wandern zu müssen.

Diese ländliche Bevölkerung nun bis zum kleinsten Landeigner hinab ist wirtschaftlicher Erzeuger (Produzent) und Verbraucher (Konsument) zugleich. Was das ärmste und geringste Stückchen Erde noch wert sein kann, hat der Krieg uns gelehrt, wer es sein eigen nennt, nimmt nicht oder weniger Teil an den Sorgen und Schwierigkeiten der Ernährung in den Städten, bleibt von der Preissteigerung der Nahrungsmittel durch den Krieg so gut wie unberührt.

Dasselbe gilt vom kleinsten Landbesitzer in Land und Stadt. Deshalb ist eine Dezentralisation des Wohnungswesens in den Städten mit allen Mitteln anzustreben und damit auch die allmähliche Zuteilung an einen großen Teil der städtischen Arbeiterbevölkerung von, sagen wir, einem halben Morgen Landbesitz.

Eine solche Landzuteilung würde auch dem industriellen Bevölkerungsteil die so notwendige Verbindung mit der Natur zurückgeben.

Die Industrie wird aus diesen Gründen zweifellos im Interesse der Allgemeinheit und Volksgesundheit den Staatskredit zur Schaffung halbmorgiger Rentengüter für ihre Arbeiter in Zukunft ebenso in Anspruch nehmen dürfen und müssen, wie es der Landwirtschaft heute in Preußen schon möglich ist. Manches Kind auf einem solchen Industriearbeiter-Rentengut wird bei seiner Berufswahl wieder aufs Land zurück wollen. Die Stadtflucht, die in den letzten Jahren schüchtern hervorzutreten begann, wird dann mehr als bisher ein Gegengewicht gegen die überwuchernde Landflucht bilden.

Digitized by Google

Das „Sehnen nach Land“ hat schon bei vielen Feldgrauen eingesetzt, die, obwohl vielfach Städter, ihre germanische Liebe zur Natur, zum Erdgeruch durch das freiwillige Schmücken und Bepflanzen ihrer Schützengräben und Unterstände eindringlich bewiesen haben!

Man sucht hier anzuknüpfen und Wege zu finden, die solchen Wünschen die Möglichkeit der Erfüllung geben. So haben die Gesellschaft zur Förderung der inneren Kolonisation und die ihr angeschlossenen Siedlungsgesellschaften am 7. Mai d. J. den Reichstag aufgefordert, den Kriegsinvaliden und Kriegswitwen durch Kapitalisierung eines Teils ihrer Rentenbezüge Geld zu beschaffen zur Anzahlung für kleine und größere Rentengutsstellen. Dazu ist von sachkundiger Seite der Vorschlag gemacht worden, „auch gegenüber unverwundeten Kriegern, die draußen in der Front, unter Einsetzen des Lebens ihre Schuldigkeit fürs Vaterland getan haben, ein besonderes Entgegenkommen zu zeigen“, mit vollstem Recht. Die Rückgewinnung weiter Kreise des deutschen Volkes zum Landleben auf eigener Scholle ist eine der allerwichtigsten Gegenwartsaufgaben.[1])

Den Beweis hierfür erbringt der Geburten-Rückgang. Er ruft geradezu mit elementarer Gewalt nach Schaffung einer besseren „Geburtenfreudigkeit“.

Neben diesem Ideal sind aber auch seßhafte, also mit Eigentum, in guten Verhältnissen versehene Arbeiterfamilien für die Volksvermehrung wie überhaupt wichtig.

Diese aber steht und fällt, wir wiederholen es, mit der Pflege und Vermehrung des deutschen Landvolkes, eines selbständigen Bauernstandes auf eigener ihn und seine Familie selbständig und auskömmlich ernährenden freien Scholle. Sie steht und fällt ferner mit einem genügenden Vorrat an gutem und billigem Siedlungsland für die jüngeren Kinder und für deren Nachkommen.

Wie aber steht es schon heute bei uns mit der Zahl der Geburten, „trotz unseres Millionenheeres und seiner von unendlicher Kraft und Gesundheit zeugenden Leistungen?“ Ueber diese Frage muß Klarheit geschaffen werden.

Die Statistik zeigt uns, wie Geh. R. Prof. Dr. v. Gruber in einem Vortrag[2]) eingehend nachwies, daß die Eheschließungen, auf 1000 Einwohner bezogen, seit der Reichsgründung bis auf die Gegenwart ziemlich beständig geblieben sind, daß die Todesfälle ebenso beständig gesunken sind. Dieser Rückgang der Todesfälle ist es hauptsächlich, welcher den Geburtenüberschuß, dessen wir uns vorläufig noch zu erfreuen haben, bedingt. Nach einem ganz naturgemäßen starken Geburten-Abfall 1871, stieg die Geburtenzahl bis zur Höchstzahl von 426 auf je 10 000 Einwohner im Jahre 1876, nach einem dann folgenden starken Abstieg hielt sich die Geburtenzahl zwei Jahrzehnte hindurch, nur wenig, wenn auch stetig sinkend. Dann erfolgt mit Anfang dieses Jahrhunderts ein starkes und schnelles Absinken der Geburtenziffer (1902 nur 206,

[1]) Sachkundige Berechnungen ergeben allerdings, daß eine Ansiedlung von Kriegsteilnehmern ohne jegliches Eigenvermögen in Altdeutschland im Allgemeinen nicht möglich ist.

[2]) Ursache und Bekämpfung des Geburtenrückgangs (J. F. Lehmann, München).

Digitized by Google

1906 — 192, 1911 — 182 Geburten gegen 401 im Jahre 1870!). Und seit 1911 hat — von einem Jahr zum anderen — die Zahl der Geburten absolut um etwa 50 000, also um 4 % abgenommen.

Naturgemäß ist der Geburtenrückgang in den verschiedenen Bundesstaaten verschieden groß. An der Spitze schreitet das einst so kinderreiche Sachsen mit einem Geburtenrückgang von 40 % auf 1000 Einwohner.

Neben den Städten und den Industriezentren macht sich der Rückgang langsam auch auf dem flachen Lande bemerkbar.

Der begreifliche Grund dafür ist darin zu suchen, daß gerade die Menschen beiderlei Geschlechtes im kräftigsten Alter am meisten vom Lande abwandern und daß damit die Zahl der Männer im zeugungsfähigen Alter und der gebärfähigen Frauen auf dem Lande erheblich verringert wird. So standen nach Mombert von 1000 Personen zwischen 16 und 30 Jahren:

	bei der Geburtsbevölkerung	bei den Zugezogenen
in Westfalen	244	378
in der Rheinprovinz . . .	246	382

Deutlich macht sich der Einfluß der Großstädte auf ihre nächste Umgebung geltend beim Geburtenrückgang, hierbei steht, wie in der ganzen Frage, Berlin mit seinem Einfluß auf den Regierungsbezirk Potsdam an der Spitze, dessen Geburtenrückgang in 10 Jahren 21 % betrug.

In Berlin selbst verhält sich der Geburtenrückgang so, daß nach den Berechnungen des Preußischen Statistischen Landesamtes Berlins Wachstum nur noch auf dem Zuzug von außen beruht. In Berlin ist auf 1000 Frauen von 15—45 Jahren die gesamte Zahl der Geburten von 1876/80 bis 1912 von 149 auf 73, also auf unter die Hälfte, die eheliche Fruchtbarkeit von 240 auf 80, also auf ein Drittel, in wenig mehr als 30 Jahren zurückgegangen! Ganz ähnlich verhält es sich mit anderen Großstädten in Deutschland, die doch einen großen Bruchteil der Gesamtbevölkerung Deutschlands bilden. In Berlin sind neuerdings am größten die Rückgänge in den arbeiterreichen Bezirken.

Die Kaiserliche Reichspost hat 1911 folgendes festgestellt: 15% der Postbeamten in den höheren Klassen waren unverheiratet, in den untersten Klassen nicht ganz 4 %. Von den verheirateten höheren Beamten lebten 19 % in kinderlosen Ehen, von den unteren Beamten nur 13 %, gering war bei beiden Beamtenkategorien die Kinderzahl: 1,8 Kinder in den Ehen der höheren Beamten, zwei Drittel so viel wie in denen der unteren Beamten mit einem Durchschnitt von auch nur 2,4 Kindern. Also auf 100 höhere Beamte nur 123, auf 100 untere Beamte auch nur 200 Kinder.

Ja, wendet man ein, das alles dürfte dann doch nicht so schlimm sein, denn Preußens Bevölkerung ist in den letzten 5 Jahren von 37 293 593 auf 40 157 573 gestiegen, eine Zunahme um 7,68 %.[1])

Nahezu der gesamte Osten unseres Vaterlandes hat an dieser Bevölkerungszunahme jedoch nur einen geringen Anteil, ja die Bevölkerung geht sogar in weiten Bezirken desselben, trotz des noch vorhandenen Geburtenüberschusses relativ, und wie vielfach auf dem platten

[1]) Die Stellung der Städte zu der inneren Kolonisation. Vortrag von Reg.-Präs. von Schwerin, Berlin SW. 11, Deutsche Landbuchhandlung.

Digitized by Google

Lande und in den kleinen Städten auch absolut zurück. In den Jahren 1895 bis 1900 haben 416 preußische Landkreise mehr als 1 Million Menschen an die Städte und Industriegebiete abgegeben; 1886 bis 1905 haben die Ostprovinzen einschließlich des Bezirks Frankfurt a. O., jedoch ausschließlich Schlesiens und des Bezirkes Potsdam durch Abwanderung 940 000 Menschen verloren.

Der Rückgang der ländlichen Bevölkerung trägt, wie bereits ausgeführt, eine große Gefahr für unsere Wehrfähigkeit in sich. Stellt doch das ausgesprochene ländliche Ost- und Westpreußen an Mannschaften im Verhältnis am meisten, während Berlin den größten Fehlbetrag von 61 % aufweist, d. h. auf je 100 Rekruten, die es nach dem Gesamtdurchschnitt Preußens stellen müßte, liefert es nur 39! Die nächste größte Großstadt: Hamburg, weist einen Fehlbetrag von 58% auf. „Für die Unteroffiziere, das Rückgrat unserer Armee, stellen sich die Verhältnisse noch erheblich günstiger fürs Land. Auf hundert, die es liefern müßte, liefert Pommern 110, Westpreußen 79, die Provinz Sachsen 116, Brandenburg 70. Die Handelszentren und die Industriegegenden weisen einen entsprechenden Fehlbetrag auf:

Hamburg	68 %
Rheinprovinz	58 %
Westfalen	52 %
Berlin	43 %.

Diese Zahlen bedürfen einer weiteren Erklärung nicht."

Die Unterschiede zwischen den Zahlen für Stadt und Land sind so groß, daß sie durch eine verschiedene Art der Handhabung bei der Aushebung nicht zu erklären sind. Der Hauptgrund muß in der verschiedenen Tauglichkeit der städtischen und ländlichen Bevölkerung gesucht werden.

In der jetzigen Kriegszeit dürfte wohl ohne weiteres die schwerwiegende Bedeutung der Abnahme und Verdünnung der ländlichen Bevölkerung jedermann klar geworden sein. Und doch sei noch auf zwei Punkte besonders hingewiesen. Sie hat ein allmähliches aber ständiges Vordringen des Slawentums, der einheimischen Polen nach dem Westen und Zuwanderung ausländischer Slawen zur Folge gehabt. Es ist der wesentliche Teil der Landbewohner, der früher nur für Monate Gastrecht genoß, von dem aber neuerdings ein beträchtlicher und immer zunehmender Teil, entgegen den gesetzlichen Bestimmungen, — es ist dies kein Geheimnis — auch für die vorgeschriebenen wenigen Wochen im Winter nicht mehr die deutschen Grenzen verläßt: Das Heer der fremdstämmigen Wanderarbeiter aus Polen, Rußland, Galizien, Ungarn, Rumänien usw.

Der andere Punkt ist wirtschaftlicher Art. So naturgemäß eine in Grenzen sich haltende Abwanderung vom Lande, ein Auffüllen des städtischen Behälters mit gesunderem Bevölkerungszuwachs ist, so bedenklich ist die rasch zunehmende Entvölkerung des platten Landes.

Der ausländische Landarbeiter bildet deswegen für den verschwindenden deutschen Kleinbauern, Gutstaglöhner, Häusler usw. keinen auch nur annähernden Ersatz als Käufer in der Kleinstadt, weil er einmal sehr viel anspruchsloser lebt, zum anderen seine Ersparnisse nicht auf

Digitized by Google

die Sparkasse trägt, die zur Belebung von Handel und Wandel lebhaft beiträgt, sondern sie möglichst in bar in die Heimat abführt. Es handelt sich hier jährlich um Summen, die aus Deutschland ins Ausland wandern, die nach Wohltmann 1911 schon hundertfünfzig Millionen betrugen.

Was nun das Mittel einer zu erstrebenden Herabsetzung der Säuglingssterblichkeit auf etwa 7 % (wie sie in Neuseeland und Norwegen besteht) anbetrifft, so ist es an und für sich unzulänglich, es muß aber völlig versagen, wenn es den Rückgang der Bevölkerung durch das Zweikinder-System ausgleichen soll. Schon ein weiterer Geburtenrückgang um nur zwei vom Tausend würde den Zuwachs von Lebenden, der durch die Herabsetzung der Säuglingssterblichkeit erreicht werden würde, ausgleichen, wobei fraglich bleibt, ob sie bei uns auf 7 % überhaupt herabgedrückt werden wird.

Wie aber können wir das große Ziel erreichen: „Daß die Fruchtbarkeit sich auf eine für das dauernde Gedeihen unseres Volkes genügende Höhe wieder einstellt und auf ihr erhalten bleibt?“

Eine Umstimmung der Gesinnung, die gerade die kriegerische Gegenwart stark zu fördern geeignet sein dürfte, ist überall dahingehend erforderlich, daß das Vertrauen auf unsere Zukunft als Volk fest gegründet, daß für den Einzelmenschen schon als Spielraum seiner Existenz der Boden gewonnen werde, damit fortan eine jede Geschlechterfolge die Aufzucht einer zahlreichen gesunden und tüchtigen Nachkommenschaft als ihre höchste Pflicht erkennt. Eine Verringerung der wirtschaftlichen Vorteile der Kinderlosigkeit ist vorgeschlagen worden und sicherlich durchführbar. Diese und alle anderen Vorschläge stehen aber in gar keinem Verhältnis zu der Forderung, „für die breiten Schichten des Arbeiter- und Mittelstandes Familienheimstätten zu schaffen, welche der Kinderaufzucht günstig sind“.

Das Land aber und seine nationale Bevölkerung wird und muß für ein jedes Volk, das entwicklungsfähig bleiben will, der ewige Erneuerungsborn, der Urquell der physischen Kraft für alle Volksklassen bleiben.

Diese Quelle also muß nicht nur vor dem Versiegen geschützt, sondern entsprechend den Zukunftsaufgaben der Nation ergiebiger gestaltet werden.

Die Forderungen zur Schaffung von Familienheimstätten (gemeinnütziger Kleinwohnungsbau, bei weiträumiger Verbauung, Bau von Einfamilienhäusern, Dezentralisation der städtischen Bevölkerung durch die bereits erwähnten Arbeiter-Rentengüter, durch gartenstädtische Siedlungen u. a. m.) deckt sich letzten Endes mit der Förderung weitgehendster „innerer Kolonisation“.

Was verstehen wir unter „innerer Kolonisation“?

„Die planmäßige Begründung von kleinen Bauerngütern und von Arbeiterstellen auf dem Lande und im Umkreis der Städte.“

Welche Verhältnisse führten — in der Hauptsache in Preußen und in Mecklenburg — zur Inangriffnahme dieser bevölkerungspolitischen Aufgabe? Abgesehen von den nationalen Beweggründen, Stärkung des

Digitized by Google

deutschen Elementes, war es die Landflucht der besitzlosen Arbeiter, in erster Linie die brennend gewordene Landarbeiterfrage. Parlament und Regierung erkannten mehr und mehr die Notwendigkeit, die Zahl der freien Landarbeiter zu vermehren, wenn die ausländischen Wanderarbeiter entbehrlich werden sollten. Diese Vermehrung hoffte man durch die Ansiedlung zu erreichen. Man mußte jedoch die Erfahrung machen, daß die überwiegende Mehrzahl der Kleinsiedler nicht aus landwirtschaftlichen Arbeitern bestand oder doch bei dieser Arbeit nicht blieb. (v. Oertzen.) Andererseits behandelte die landwirtschaftliche Praxis die ganze Landarbeiterfrage fast ausschließlich vom augenblicklichen Betriebsstandpunkte. Solange man die durch die deutsche Landflucht gerissenen Lücken mit ausländischen Wanderarbeitern ersetzen konnte, machte man sich keine schweren Gedanken. Vor allem blieb weitesten Berufskreisen der Gedanke ganz fern, der den über die ureigensten persönlichen und Berufsinteressen Hinaussehenden so natürlich war und ist, daß nämlich einmal die immer stärker anschwellende Zahl von fremdstämmigen Slawen unweigerlich zu einer Verdrängung des Deutschtums,zu einer zwar allmählichen, aber zu einer mit tödlicher Sicherheit erfolgenden Slawisierung führen muß, zum andern, daß — im Krieg und seinen Folgezeiten die Grenze gesperrt werden und gesperrt bleiben kann —, endlich aber als das wichtigste, daß die Landbevölkerung und ihre gesunde Vermehrung noch ganz anderen Aufgaben zu dienen hat, als „den Zwecken landwirtschaftlicher Produktion", nämlich der Erhaltung, der Vermehrung und der Wehrfähigkeit des gesamten Volkes.

Bezeichnend für die Verständnislosigkeit gegenüber dieser wichtigen, die Zukunft unseres Gesamtvolkes so einschneidend berührenden Frage ist folgende Tatsache: Ein Jahr vor Kriegsausbruch wurde ein Vortrag gehalten über die Notwendigkeit der Rückgewinnung der deutschen Bauern und Landarbeiter aus Rußland, über die Möglichkeit der Grenzsperre für ausländische Wanderarbeiter in Kriegszeiten, über die schwarzen Zukunftsaussichten für das deutsche Volk bei weiter zunehmender Landflucht. In der anschließenden Besprechung stellten um die Landwirtschaft in Preußen hochverdiente Männer die baldige Notwendigkeit der Heranziehung von chinesischen Kulis nach Deutschland in Aussicht.

Die Not der Gegenwart dürfte auch hier augenöffnend gewirkt haben.

Aber in diesen selben Kreisen ist andererseits das Verständnis für die nationale Gefahr der Landflucht erwacht und im Verein mit Männern der Wissenschaft wie mit der Staatsregierung haben, wie so oft, Großgrundbesitzer im wohlverstandenen eigenen Interesse wie dem der Gesamtheit Deutschlands die Führung übernommen in den Bestrebungen, der Landflucht durch wünschenswerte zahlreiche und erfolgreiche Landbesiedlung entgegenzuwirken.

Vereinten Kräften ist es gerade in den letzten Jahren gelungen, über die richtigen Mittel und Wege, die zum Ziele führen, sich Klarheit zu verschaffen. Der Kampf der Meinungen über Ausmaß und Bedeutung der inneren Kolonisation hat lange hin- und hergewogt. Die einen

Digitized by Google

vertraten die Ansicht, der Großgrundbesitz muß im Interesse des Staatswohles in seinem jetzigen Bestand unberührt bleiben, jede auch nur teilweise Aufteilung ist vom Uebel. Die andern wiederum sahen alles Heil in der restlosen Aufteilung alles Großgrundbesitzes, des Verschwindens aller Großagrarier und in deren Ersatz ausschließlich durch Bauern und Kleinbauern. „Bauerndorf an Bauerndorf" soll sich reihen vom Rhein bis hinauf zur Memel. Wie so oft, liegt die Wahrheit auch hier in der Mitte.

Welche staatliche Berechtigung, welche Pflichten hat der Großgrundbesitz? In welcher Einschränkung muß er zum Wohle der Allgemeinheit erhalten bleiben? Zunächst bedenke man, daß der ostelbische Großgrundbesitz genau wie der in den baltischen Provinzen auf geschichtlicher Entwicklung beruht. Eine solche geschichtliche Entwicklung aber läßt sich nicht von heute auf morgen durch gesetzliche Maßnahmen aus der Welt schaffen. Aber selbst wenn dies möglich wäre, würde ein vollständiges Verschwinden des Großgrundbesitzes ein Unglück für Deutschland sein. Roscher sagt: „Die großen Eigentümer sind . . . die natürlichen Stützpunkte der landwirtschaftlichen, überhaupt der ländlichen Interessen gegen städtische Neuerungssucht und bürokratischen Hochmut. Man sieht in der jüngsten französischen Geschichte, wie wenig ein bloßes Bauerntum sich gegen das eine dieser Uebel wehren kann, ohne dem andern zur Beute zu werden." Aus meiner eigenen Erfahrung als Farmer im Westen der Vereinigten Staaten weiß ich, wie die Interessen des Rückgrates: der Farmerbevölkerung der Vereinigten Staaten mangels gebildeter Führer unter ihnen, vielfach von Nicht-Landwirten, vor allem von Städtern, von Rechtsanwälten wahrgenommen oder vielmehr nicht wahrgenommen werden. Und wie ist in Frankreich politisch die friedliebende, bäuerliche Bevölkerung ganz ausgeschaltet, die, ohne politische Vertretung aus ihren Berufskreisen, in Paris sich kein Gehör zu verschaffen vermag. Der ostelbische Gutsbesitzer aber bildet, heute wie vormals, das Rückgrat des ländlichen, sozialen Bevölkerungsaufbaues. Die Landbevölkerung ist es, trotz aller Verhetzung, gewohnt, auf ihn als auf ihren wirtschaftlichen, geistigen und politischen Führer zu sehen. So ist es nicht nur in Ostelbien, so ist es auch in den westlichen Provinzen der Fall.

Wenn Unverstand oder Böswilligkeit es z. B. dem baltischen Adel zum Vorwurf macht, daß aus seinen Reihen so viele tüchtige Beamte, Diplomaten, Offiziere für den Dienst der russischen Regierung hervorgegangen sind, so ist das, sozialgeschichtlich betrachtet, doch der gleiche Hergang, dem Preußen so viele tüchtige, seinem Großgrundbesitzerstande entstammende Beamte und Offiziere verdankt, gerade so wie so viele tüchtige Unteroffiziere seines Heeres aus der bäuerlichen Bevölkerung hervorgehen.

Einer der vorhin erwähnten landwirtschaftlichen Führer hat es einmal ausgesprochen, nur der Großgrundbesitz habe eine Berechtigung, der von seinem Besitzer selbst bewirtschaftet werde. Und wenn wir dem hinzusetzen, und dessen Arbeiterschaft in der Hauptsache aus einer seßhaften deutschen Landbevölkerung besteht, nicht aber aus vorwiegend

Digitized by Google

polnischen und ruthenischen Zeitarbeitern (Saisonarbeitern) oder gar etwa aus Kulis, dann haben wir wohl den Kern in bezug auf den Großgrundbesitz getroffen. Dann ergibt sich aber auch ohne weiteres, daß — Ausnahmen bestätigen auch hier nur die Regel — 1) nur der Großgrundbesitz seiner hohen wirtschaftlichen, vor allem aber seiner bedeutungsvollen nationalen Aufgabe gerecht wird, dessen Besitzer die Bebauung des Landes als seine Lebensaufgabe betrachtet und dies Erbteil und vielleicht ein zweites Gut, das er durch erfolgreiche „Bewirtschaftung" für einen zweiten Sohn hinzuerworben hat, in verbessertem Zustand den folgenden Geschlechtern seiner Familie zu überliefern trachtet. Daß 2) ein solcher Großgrundbesitzer nicht wünschenswert ist, der das Gut nur als „Ware" betrachtet. Ebensowenig wünschenswert ist der Großgrundbesitzer, der anderweitig erworbenes Vermögen zum Gutsankauf verwendet und auf diesem seinem Sommersitz in die „Landwirtschaft" Unsummen als „Sport" hineinsteckt, die er auf sein „Vergnügungskonto" bucht. Diese Art Gutsbesitzer sind aus mancherlei Gründen für die ganze Gegend ein Schade und werden selten das notwendige Zusammengehörigkeitsgefühl mit der übrigen Landbevölkerung finden, das den durch viele Geschlechtsfolgen auf dem Lande ansässigen Familien angeboren und selbstverständlich ist.

Das sind mögliche Schädlichkeiten der Latifundienbesitzer für die Allgemeinheit. Mit allem Nachdruck aber ist zu betonen, daß ein großgrundbesitzliches wie auch ein bäuerliches Fideikommißwesen innerhalb bestimmter Grenzen durchaus wünschenswert und berechtigt erscheint, das Gegenteil aber ist bei solchen großen Fideikommissen der Fall, die alle Anzeichen der übertriebenen Latifundienbildungen in sich tragen, deren Inhaber sich höchstens auf Tage oder Wochen zur Jagd und ähnlichen Zwecken auf den Gütern zeigen und denen vielleicht außerdem der Fideikommißbesitz in erster Linie die Folie für eine gesellschaftliche Stellung abgeben soll.

Der Großgrundbesitz muß also in der erwähnten Beschränkung erhalten werden. Er ist aber nicht imstande, die nationale Aufgabe der Landbevölkerung zu lösen, wie sie einmal in der Fernhaltung der slawischen Flut, und zum andern in der Beseitigung des sonst zur Volksvernichtung führenden Geburtenrückgangs und in der notwendigen Schaffung und Wiedererstehung einer Geburtenfreudigkeit im deutschen Volke besteht.

„Es ist falsch", betont Sering, „wenn man öfter schlechthin sagt, der landwirtschaftliche Großbetrieb wirke entvölkernd. Wo der landwirtschaftliche Großbetrieb nicht in kurzsichtig kapitalistischem Geiste gehandhabt wird, ist er auch keineswegs antisozial, treibt nicht etwa durch billige Löhne, schlechte Behandlung und schlechte Behausung die Leute fort. Fälle der Art sind Ausnahmen, die durchaus nicht als entscheidend anzusehen sind.

Aber die Vorherrschaft des landwirtschaftlichen Großbetriebes wirkt entvölkernd und zwar in doppeltem Sinne. Erstens hält sie das Land menschenleer, zweitens aber drängt die Vorherrschaft des Großbetriebes im Zeitalter der freiheitlichen Ideen den Nachwuchs vom Lande fort.

Digitized by Google

Denn sie verhindert aller Regel nach die tüchtigen Leute aus der Landarbeiterschaft, in ihrem Berufe durch Fleiß und Sparsamkeit vorwärtszukommen und sozial unabhängig zu werden.

Ein Abverkauf von den großen Gütern ist durch die Verschuldung und das geltende Hypothekenrecht aufs äußerste erschwert. Daher auch eine z. T. noch größere Bevölkerungsabnahme der Landgemeinden in den Großgüterdistrikten.

Also das Vorherrschen der großen Güter entvölkert das Land. Das westliche Deutschland erhält seine Landbevölkerung und vermehrt sie deshalb, weil es Bauernland ist, welches in den meisten Teilen neben die größeren Wirtschaften auch zahlreiche Kleinbauern stellt, während der Osten seinen gesamten ländlichen Nachwuchs verliert, den Stamm der Bevölkerung verringert, weil dort der Großgrundbesitz zu stark, der bäuerliche Familienbetrieb zu schwach vertreten ist."

Fast ebenso ungünstig liegen die Verhältnisse der Bevölkerungsabnahme in Großbauerngegenden. Denn auch hier ist die große Schwierigkeit die Beschaffung von an Zahl und Güte genügendem Gesinde, das nach größerer Freiheit strebt, und von Mietsleuten in den Dörfern, die bei den Großbauern kaum Aussicht der Verbesserung ihrer Lebenslage haben.

Dazu kommt, daß für den Großbauern die Beschaffung von fremden Wanderarbeitern schwieriger ist als für den Großgrundbesitzer.

„Eine wirklich günstige Bevölkerungsbewegung findet man nur da, wo der kleinbäuerliche Familienbetrieb in den Vordergrund tritt, das heißt, der Betrieb, dessen Besitzer alle Arbeiten in der Hauptsache mit der eigenen Familie erledigen kann. Dort finden wir überall eine kräftige Zunahme: in den Städten, in den Landgemeinden und nicht weniger in den Gutsbezirken, ein Zeichen dafür, wie sehr eine starke Kleinbauernschaft für alle Klassen in Stadt und Land von Wichtigkeit ist."

In Pommern zeigen nur ganz wenige Kreise ein Wachstum. Und hier finden wir in einem Kreise (Pyritz), daß die Nettozunahme des „Landvolkes (um 700 Köpfe) um das Doppelte durch die Anzahl der polnisch sprechenden Einwohnerschaft übertroffen wird. Das Wachstum wurde also durch Heranziehung von polnischen Wanderarbeitern erzielt, die im Lande bleiben". Wo die Verhältnisse in Pommern günstiger liegen, sind es genau die Kreise, in denen die Pommersche Ansiedlungsgesellschaft und die Generalkommission zu Frankfurt a. O. ihre Rentengutskolonien gegründet haben, — überall sonst ist ausnahmslos eine Abnahme der Bevölkerung festzustellen. Die Kolonisten haben eine Kulturarbeit ersten Ranges vollbracht.

Und zuletzt noch ins polnische Sprachgebiet! In ihm finden sich die verschiedensten Produktions- und Besitzverhältnisse. Das Außerordentliche und Auffallende dieses weitgestreckten Sprachgebietes liegt in dem Umstand, daß trotz der Mannigfaltigkeit der genannten Verhältnisse überall, Kreis für Kreis, ja in allen Landgemeinden und Gutsbezirken, Bevölkerungszuwachs zu verzeichnen ist. Der wichtigste der verschiedenen Gründe ist der: „Es gibt kein anderes Gebiet, in dem so

Digitized by Google

planmäßig und zielbewußt neue Ansiedlungen begründet, menschenleere Gutsbezirke in volkreiche Gemeinden umgewandelt werden." Und warum dies?

Auf beiden Seiten, auf polnischer wie auch auf deutscher Seite, hat man erkannt, wichtiger als die Nationalität der Großgrundbesitzer ist die Nationalität des mehr oder minder seßhaften, das Land bearbeitenden Volkes. Beide Nationalitäten haben diese Erkenntnis in den Dienst ihres Daseinskampfes gestellt. Und noch will es auf den ersten Blick scheinen, als wenn das Polentum hierbei den Sieg davontragen werde, haben doch die Polen seit 1886 81 100 Hektar mehr aus deutscher Hand als umgekehrt erworben. Dabei ist noch zu bedenken, daß das Land der deutschen Großgrundbesitzer fast ausschließlich mit polnischen Leuten bearbeitet wird.

In nationaler Hinsicht ist jedoch die Hauptfrage, um wieviel ist der deutsche Bauernstand gewachsen? Zum erstenmal seit langer Zeit war in den Jahren 1900—1905 der Verdrängung der Deutschen in Posen Einhalt getan. Die Vermehrung der deutschen Bevölkerung hatte in dieser Zeitspanne 5,99 %, die der Polen 5,08 % betragen. In Westpreußen aber war die Vermehrung der deutschen Bevölkerung nur 5,39 %, die der polnischen 5,53 %. Der absoluten Zahl nach wächst freilich die polnische Bevölkerung auch in Posen schneller als die deutsche! In der letzten Volkszählungsperiode von 1900—1905 nahmen die Deutschen in Posen um 43 000, die Polen um 59 000; in Westpreußen die Deutschen um 54 000, die Polen um 129 000 Köpfe zu!

Trotzdem und — trotz des „nunquam retrorsum" wurde seitdem — aus Gründen der äußeren Politik — die Tätigkeit der Ansiedlungskommission erheblich eingeschränkt, um nicht zu sagen, fast aufgehoben. Der „Westdeutschen Korrespondenz" zufolge wurden im Jahre 1911 noch 1443 Ansiedlerstellen vergeben, 1913 waren es nur noch 864, — ein Rückgang von 40 %. Hiervon sind noch 59 schon vorhandene, aber bisher nur vermietete Häuslerstellen und 244 Arbeiterstellen abzuziehen, so daß nur 561 Bauernwirtschaften neu ausgegeben waren. Der Ansiedlerstrom mußte zum größten Teil zurückgewiesen werden, nur die zehnte Meldung konnte Berücksichtigung finden.

Es scheint ein Abschweifen vom Thema, hier die deutsch-polnischen Siedelungskämpfe zu erwähnen. Aber es scheint nur. Sie tragen eine große Beweiskraft für die Notwendigkeit der inneren Kolonisation in sich. Die Polen haben erkannt: Die national-kulturelle Eroberung eines Landes steht und fällt mit der Nationalität der das Land besitzenden und bebauenden Bevölkerung. Deshalb suchen sie möglichst viel Land in polnische Hand zu bekommen, das dann im Besitz von und immer in Bearbeitung durch Polen sich befindet.

Dann aber gehört diese Frage auch an diese Stelle im Hinblick auf die oben dargelegten Ausführungen, daß die innere Kolonisation neben der deutschen Volksvermehrung der anderen Hauptaufgabe zu dienen hat: Das deutsche Volk zu erneuern und die Verdrängung des Deutschtums durch Slawen zu verhüten.

Digitized by Google

Die vorstehenden Hinweise dürften genügen, um alle diejenigen, die sich vorher mit diesen Fragen wenig oder gar nicht beschäftigt haben, inne werden zu lassen, daß es für die Zukunftsentwickelung unseres Volkes keine wichtigere, die Gesamtheit des deutschen Volkes gleichermaßen berührende Angelegenheit geben kann, als die restlose Lösung dieser Aufgabe der inneren Kolonisation.

Wir haben erfahren, daß das Geheimnis in einer richtigen Grundbesitzverteilung liegt. Wir haben festgestellt, daß ein völliges Aufteilen allen Großgrundbesitzes weder möglich noch erstrebenswert ist. Aber selbst, wenn dies möglich wäre, würde das für Kleinsiedelungen zur Verfügung stehende Land nicht ausreichen und zu teuer sein, um die erwähnten Gefahren des Geburtenrückganges und der Verdrängung des Deutschtums dauernd von der Schwelle des deutschen Hauses zu bannen.

Dazu brauchen wir billiges und gutes Siedelungsland, und zwar viel und auf lange ausreichenden Vorrat, und dies an unseren Grenzen.

Was nun die jetzt besetzten Gebiete betrifft, so käme Belgien für Zwecke der inneren Kolonisation nicht in Betracht und scheidet deshalb hier aus. Ein aus strategischen Gründen von Frankreich abzutrennender Streifen Landes dagegen würde die südliche und westliche Bevölkerung Deutschlands nicht ganz unberührt lassen. In diesem einen Fall, aber auch nur in diesem, wird eine Großmut unsererseits unserem unheilvollen westlichen Nachbarn gegenüber nur deswegen am Platze und berechtigt sein, weil sie unseren ureigensten Interessen durchaus nicht widerspricht. Unsere Großmut soll darin bestehen, daß wir Frankreich gestatten, die ländliche Bevölkerung aus in deutschen Besitz übergehenden Teilen aus- und in die menschenleeren, Frankreich verbleibenden Gebiete überzusiedeln.

Aber dies verhältnismäßig nur kleine Gebiet kann höchstens der augenblicklichen Ueberbevölkerung mancher westlichen und südwestlichen Gegenden abhelfen.

Von der Zukunft unseres Volkes aber sang vor Jahrhunderten das Lied eines deutschen Stammes, der Vlamen:

Nitwijkelingslied
Naer Oostland willen wie ryden,
naer Oostland willen wy mê,
al over die groene Heiden,
frisch over die Heiden,
daer is er een betere stê.

Nach Osten muß unser Sinnen auch heute trachten, viel Land für deutsche Bauern muß unsere Losung sein.

Wenn Rußland die vom Reichs-Schatzsekretär uns in sichere Aussicht gestellte Kriegsentschädigung zu zahlen imstande sein soll, so wird ihm das in erster Linie nur durch Abtretung großer, fruchtbarer, zukunftsreicher Länderstriche möglich sein.

Wenn wir bei der enormen Bevölkerungszunahme[1]) Rußlands und bei

[1]) Während in den letzten 30 Jahren der Geburtenrückgang in Frankreich und Belgien 21 %, in England 25 %, in Deutschland 18 % betrug, lautet die Ziffer für Rußland nur 1 %. Nun bedenke man, wie mit der Agrarreform zweifellos auch die Sterblichkeitsziffer in Rußland abnehmen wird; man wird sich dann ein Bild machen können von Rußlands überwältigendem Menschenreichtum und der darin dauernd für West-Europa liegenden Gefahr.

Digitized by Google

der durch seine großzügige Agrarreform[1]) in sicherer Aussicht stehenden inneren Erstarkung vor der Gefahr bewahrt bleiben sollen, von seinen Heeren und Horden überfallen und überschwemmt zu werden, wenn wir je hoffen wollen, mit diesem asiatischen Nachbar in ein erträgliches und verträgliches Verhältnis zu kommen — darin herrscht völlige Uebereinstimmung unter allen wirklichen Kennern der Moskowiter und ihrer Geschichte —, so wird dies nur dadurch möglich sein, daß wir das Moskowitertum von seiner jetzigen Uebermacht, von den Fremdstämmigen[2]), entbinden, indem wir Finnland, die baltischen Provinzen, Polen, die Ukraine von der moskowitischen Herrschaft auf die eine oder andere Art befreien und somit Rußland gegenüber uns nachdrücklichst als die Sieger beweisen. . . . Nicht aber, indem wir dem — dann ach nur kurzen — „Wahn" nachjagen, es durch Großmut, durch Nachgeben, durch ein baldiges „Bündnis" auf anderer als der obigen Grundlage, zur Freundschaft bringen zu wollen. Dies wäre ohnehin nicht auf die Dauer möglich, solange wir Rußland durch unser Bündnis mit der Türkei von der Besitzergreifung Konstantinopels abhalten, und das eisfreie Danzig wird für Rußland stets ein erstrebenswerter Besitz sein.

In dieser Arbeit beschäftigt uns also nur die Notwendigkeit des Landerwerbs aus Selbsterhaltungstrieb.

Dabei ist nicht zu vergessen, daß Rußland in den Balten und in deutschen Kolonistenbauern 2 Millionen unserer Brüder beherrscht, deren Deutschtum zu vernichten, es lange vor Kriegsausbruch mit Erfolg begonnen hatte. Wollen wir sie retten, so wird dies nur durch ihre Ansiedlung auf Neuland möglich sein, da in Alt-Deutschland der Platz fehlt. Wir könnten uns aber als Pioniere für das Neuland gar kein besseres Material wünschen, als die Sturmerprobten und in ihrer völkischen Treue und Tüchtigkeit Bewährten!

Heute aber wird ein jeder Reichsdeutsche, einerlei welcher Stellung und welcher Partei, vor die Frage gestellt: „Sollen die zwei Millionen bodenständiger Deutschen in Rußland vernichtet werden?" Hier gibt es kein Ausweichen, die Frage kann nur mit ja oder nein beantwortet werden!

Die Augen der ganzen Welt werden auf die Beantwortung dieser Frage gerichtet sein. Das Maß von Achtung, dessen sich Deutschland in Zukunft bei anderen Nationen erfreuen wird, wird zum großen Teil bei der Entscheidung dieser Frage festgelegt werden. Treue um Treue.

---

[1]) Im Jahre 1914 ist in 13 331 Dörfern mit kommunistischer Landnutzung der Einzelhofbesitz eingeführt worden, es sind im ganzen 551 484 Eigenbesitzhöfe auf 5 194 039 Deßjatinen Land (0,915 Deßjatin = 1 ha) geschaffen worden!

[2]) Sie machen über 50 % von Rußlands Bevölkerung aus.

Digitized by Google

Die gegenwärtigen Deutschen.

Endlich einmal erhalten wir aus Frankreich eine während des Kriegs entstandene psychologische Arbeit. In der Zeitschrift der Ecole d'Anthropologie (Paris, Felix Alcan), veröffentlicht Dr. Capitan[1]) seine Eröffnungsvorlesung aus dem vorigen Wintersemester, „Die Psychologie der gegenwärtigen Deutschen. Alkoholiker, Narren und Verbrecher" (Alcooliques, fous et criminels). Wir trugen einiges Bedenken, über diese Forschungen zu berichten, weil wir uns sagen mußten, daß weder Narren noch Verbrecher geeignet sind, wissenschaftliche Arbeiten exakt wiederzugeben; wir hoffen aber, daß die Leser wie Professor Bovet in Zürich eine freundlichere Auffassung haben und uns nur für betrunken halten, so daß die Möglichkeit besteht, zwischen einem Rausch und dem nächsten objektive Referate über französische Wissenschaft abzufassen.

Der französische Forscher verwahrt sich zunächst dagegen, daß seine Darstellung nur auf einzelne Schichten des deutschen Volkes, etwa das Militär, passe; sie passe auf das ganze deutsche Volk, die Ausnahmen seien so selten, daß man sie seiner These nicht entgegenstellen könne. Als ehemaliger Professor der „pathologischen Anthropologie" sieht er das erste Kennzeichen der Deutschen in krankhaftem Stolz; sie behaupten, daß es nur eine Kultur gibt, die deutsche, und wollen durch sie alle anderen Kulturen verdrängen (Narren). Beweis: 1. Beim Hydrologenkongreß 1909 (dies erzählt mon éminent maître et collègue le prof. Albert Robin) sollte Professor Rosenthal an dritter Stelle sprechen, aber er sagte „Deutschland muß überall zuerst kommen". 2. Beim Kongreß 1913 sagte Professor Jakob, Deutschland habe ein Herrschaftsrecht über alle Völker Europas. (Soweit der éminent maître, den man, ohne ihm zu nah zu treten, wohl als alten Lügenbeutel ansprechen darf; das Folgende hat der pathologische Anthropolog selbst beobachtet.) 3. Bei den Amerikanistenkongressen machten die Deutschen stets ein unzufriedenes Gesicht und hielten es nicht der Mühe wert zu antworten.

Die Ursachen dieser Geistesstörung sieht der Forscher in der übermäßigen Entwicklung gewisser Elemente des deutschen Geistes und im Alkohol.

Jene einseitige Entwicklung des Geistes beruht auf der rein materiellen und rücksichtslos praktischen Richtung des Deutschen. Die sozialen Kräfte sind verkümmert; Gewissensbedenken, Zartheit, Lebensart sind bei ihnen unbekannt. Beweis: 1. Als Hauser und Klaatsch Ausgrabungen machten, kam unser Capitan zufällig in die Gegend — glaubt man wohl, daß die Deutschen ihn eingeladen hätten, ihren Grabungen beizuwohnen? Nicht die Spur von feinerer Lebensart war zu bemerken. 2. Einige Tage später lud Professor Klaatsch unsern Gewährsmann ein, seine Funde zu besichtigen. 3. In der Höhle von Combarelles hat Klaatsch die dort befindlichen Zeichnungen kopieren lassen und solche Kopieen verkauft. 4. Im Berliner Völkerkunde-Museum ist ein aus Frankreich gestohlenes Stück („spezifische Amoralität der Deutschen"). — So sind die deutschen Gehirne, weit entfernt davon, harmonisch ausgebildet zu sein, monströs in einzelnen Partien entwickelt; alles Praktische, Materielle ist stark ausgebildet; die Gefühlssphäre, das Nichtmaterielle ist verkümmert; manchmal fehlt es ganz. Man kann sich nicht wundern, daß solche Gehirne Delirien des Größenwahns hervorbringen.

[1]) Nach der „Minerva" Professor am Collège de France, an der Ecole d'Anthropologie, Sekretär der Société des Americanistes de Paris.

Digitized by Google

Um noch mehr in die Tiefe zu gehen, müssen wir uns fragen, wodurch diese Gehirne so ramponiert worden sind. Alkohol. Nicht Alkoholismus der Massen, sondern der Regierenden und besonders der Militärs. Egal besoffen. Einige zuverlässige Freunde (très sûrs) haben dem Forscher schon Anfang 1913 signalisiert, daß bei der Mehrzahl der Offiziere in Berlin die quasi tägliche Betrunkenheit ungeheuer zunehme. Wenn es Abend wird, betrinken sich fast alle. Die Offiziere eines Militärgerichts (der General auch) waren bei der Rückfahrt so betrunken, daß sie nicht mehr stehn konnten. Bei den Studenten und Professoren und vielen andern gebildeten Deutschen herrscht gleichfalls Trunksucht. So ist es, insbesondere weil das Militär alles regiert, verständlich, daß der Alkoholismus auf die ganze deutsche Psychologie ausstrahlt. Klinisch ist uns aber die Eitelkeit und Anmaßung des Alkoholikers bekannt. Die Kluft zwischen Anmaßung und Leistung ist so groß, daß sie nur auf alkoholischer Grundlage verstanden werden kann.

In der Kriegsführung bemerkt man an den Deutschen so unglaubliche Fehler, mitten zwischen Anzeichen menschlicher Vernunft, ganz unsinniges Schießen auf einen Radler (hat der Professor selbst beobachtet) — jetzt ist alles klar: Zeitvertreib von Alkoholikern; die unnötige Zerstörung der Kathedrale von Rheims ist verbrecherische Narrheit von Alkoholikern. Oft beobachtet man, daß militärische Befehle plötzlich geändert werden, daß die Soldaten auf ihre eigenen Kameraden schießen — alles charakteristische Alkoholerscheinungen. Auch daß Deutschland den Krieg angefangen hat, wie alle Grausamkeiten, Verbrechen, Wortbrüchigkeiten, erklären sich mühelos aus dem Wahnsinn alkoholischen Verbrechertums.

Wenn aber der eine oder andre unserer Leser sich für seine Verbrechen auf den Alkohol hinausreden möchte, so würde er bei unserm Forscher wenig Glück haben: „Diese Narren haben bemerkenswerte Verstandeseigenschaften, technisches Geschick, Organisation, Tollkühnheit, Kraft. Sie sind daher verantwortlich." Als Charakteristik der Deutschen ergibt sich also: „Aliénés criminels alcooliques à responsabilité suffisante pour pouvoir et devoir les condamner." Befriedigt schließt der Vortragende: „Telle est la conception que, en anthropologiste s'occupant de pathologie, nous pouvons nous faire des Allemands. Elle est basée, on le voit, sur des faits d'observation. Je tenais à vous la communiquer au début du cours de cette année." In einem Nachwort vom März 1915 sagt er, daß er nichts wegzunehmen, sondern nur zu unterstreichen habe. In einem weiteren Nachwort vom Juni 1915 erzählt er noch einige gut beglaubigte Fälle von Unmäßigkeit und Verbrechen, durch die die Deutschen den Krieg, der früher etwas Großes hatte, zum Straßenraub von Meuchelmördern gemacht haben.

Diese gediegene

Es scheint, daß unser Mitarbeiter seinem eben abgeschlossenen Referat noch einige kritische Bemerkungen hinzufügen wollte, als er von einem heftigen Husten am Weiterschreiben verhindert wurde; dem hinzueilenden Redaktionsdiener bot sich ein schrecklicher Anblick: eines der Kinder, die unser Freund auf dem Weg zur Redaktion vergewaltigt hatte, hatte unvermerkt in die Schnapsflasche, aus der er während des Schreibens zu trinken pflegte, Blausäure gegossen, mit der es im Auftrag der Mutter seine Schwesterchen hätte töten sollen. Unser Mitarbeiter, in die Schrift von Professor Capitan vertieft, muß den Zusatz nicht bemerkt haben — kurz, ohne es zu bemerken, hatte er sich so schwer vergiftet, daß er einen auf dem Redaktionstisch liegenden Kinderfinger statt der Zigarre in den Mund nahm, verschluckte und daran erstickte. Wir werden ihm, dem Urbild eines echten Deutschen, stets ein ehrendes Andenken bewahren. D. R.

Digitized by Google

Chamberlain.

Von Josef Hofmiller.

Tief und tiefer sinkt die Schale, bis zum Zerreißen ihrer Ketten beladen mit dem giftigen Geifer feindlichen und neutral die Augen verdrehenden Deutschenhasses, und schnellt dennoch federleicht erledigt in die Höhe, sobald wir drei ausländische Namen in die andre legen: Gustaf Steffen, Rudolf Kjellen, Houston Stewart Chamberlain.

Als die erste Reihe der Kriegsaufsätze Chamberlains hinausflog, ging es wie ein Rauschen durchs Land. Der Mann stellte sich in dem grauenhaften Kampf auf Deutschlands Seite so überzeugt, so vorbehaltlos, daß die Kaffeehausunabkömmlichen, die ihre Weisheit aus der Neuen Zürcher und dem Corriere bezogen, ordentlich nervös wurden, weil der verdammte Engländer zeigte, was ihnen von je am konträrsten war: Gesinnung. Denn wer etwa geglaubt hätte, das allermindeste, was die Deutschen täten, wäre, sich über den Sekundanten, der so tapfer beisprang, aus stolzem und dankbarem Herzen zu freuen, sich zu dem Mann, der sich so rücksichtslos zum Deutschtum bekannte, ebenfalls zu bekennen, hätte seine Rechnung ohne die Leisetrippler mit dem Objektivitätsmikrometer in der Westentasche gemacht, gegen welche ehrenwerte Bruderschaft man, so wunderlich es klingt, den Schriftsteller verteidigen muß, dessen Überzeugung Tausenden unserer Frontkämpfer das Herz gelabt hat. Das geht so weit, daß Berliner Spezialistenborniertheit in jenem drolligen Esperanto, das die Mitarbeiter der Lausanner Revue politique internationale anscheinend für Französisch halten, den Satz von sich gibt: „ses fréquentes publications depuis le commencement de la guerre qui, du reste, ne font que répéter éternellement les mêmes tirades et qui finissent par énerver le public", wobei sie sich nicht nur auf den Kunst- und Spittelerwart, sondern auch aufs Literarische Zentralblatt als prima Referenzen berufen darf.[1])

[1]) Erst im letzten Heft hat Fritz Endres, leider sehr mit Recht, betont, „wie die Deutschen in ihrem Urteil über hervorragende Volksgenossen auch jetzt noch von der Ansicht des Auslands abhängig geblieben sind. England brauchte nur das Dreigestirn Treitschke, Nietzsche, Bernhardi für den Krieg verantwortlich zu machen, und sofort rückte ein Teil der lieben Deutschen hörbar von den drei Großen ab. Jede andere große Nation wäre, ohne zu prüfen, bei solcher Verdächtigung schon deshalb für die Angegriffenen eingetreten, weil es doch der Landesfeind war, der die Vorwürfe erhoben hatte". Das erbärmliche Schauspiel wiederholt sich jetzt aus Anlaß der Rede Professor Sanarellis an der römischen Universität. Er greift den verstorbenen Ludwig Woltmann an — sofort schreibt eine große deutsche Zeitung: „Die geschmacklosen Übertreibungen Woltmanns hat kein Ernsthafter in Deutschland je ernsthaft genommen." Woltmanns Werke „Die Germanen und die Renaissance in Italien" (Thüringische Verlagsanstalt, Leipzig) und „Die Germanen in Frankreich" (Eugen Diederichs, Jena) sind, trotz allen zänkischen Wissenschaftlichkeitspächtern, von denen wiederum jeder Einzelne jeden Fachgenossen mit abweichenden Absichten sofort einen Dilettanten und Phantasten schilt, ungeheuer anregend, und wer sich ernstlich fragt, warum

Digitized by Google

Aber hatte sich Chamberlain nicht durch die Gegenstände seiner Werke allein schon längst vor dem Krieg auf die deutsche Seite gestellt? Konnte der Mann, der durch Wagner in die Herrlichkeit deutscher Kunst, durch Kant in die Tiefen der deutschen Philosophie, durch Goethe in den weltumspannenden deutschen Erkenntnisdrang eingedrungen war, konnte er anders, als mit Schwert und Schild im Geisterkampf das ringsumdräute deutsche Wesen schirmen? Hatte er nicht durch die Tatsache, daß er, der Engländer, seit 1888 seine Aufsätze und Bücher in deutscher Sprache schrieb, offen genug bekannt, wo er seine geistige Heimat wußte?

Für den Verfasser der „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts" vollends war der Krieg die letzte, die entscheidende Probe. Die Probe für den Mann: ob er Farbe bekannte. Die Probe für sein Werk: ob es standhielt. Wenn von diesem seinem Werk vor einiger Zeit das hundertste Tausend als Jubiläumsausgabe gedruckt werden konnte, so muß man auch das unter die notwendigen und gewissermaßen symbolischen Erscheinungen des geistigen Lebens in Deutschland während dieses Kriegs rechnen. Wir verstehen vieles darin jetzt erst ganz, seit er uns die Augen geöffnet hat. Durch die furchtbare Bestätigung, die es durch ihn erfuhr, bis zur Bestürzung überrascht, hat der Verfasser selbst vieles in neuer, unheimlich scharfer Beleuchtung erblickt, und so entstanden seine Kriegsaufsätze, denen sich eben der Band „Politische Ideale" ebenbürtig, wenn nicht noch glänzender, anreiht, gleichsam als natürliche Fortsetzung des großen Werks, wie er schon früher dazu Nachträge geschrieben hatte, so aus einem Guß und Geist mit den „Grundlagen", daß der Blindeste erkennt, Chamberlain hätte von sich selbst abfallen müssen, um in der Stunde der Not zu schweigen. Farbe bekennen ist am Ende doch das Kostbarste im Leben, vorausgesetzt, daß man überhaupt Farbe hat und nicht modegrau durchs Dasein schleicht.

Wie dieser geborene Engländer für Deutsches Wesen gewonnen wurde, darüber hat er selbst durch seinen Verleger den fremdsprachlichen Ausgaben seiner Kriegsaufsätze fürs neutrale Ausland ein fliegendes Blatt beigelegt, das, weil in Deutschland kaum bekannt geworden, als wertvolle Urkunde hier unverkürzt abgedruckt und für die Zukunft aufbewahrt sei:

„Der Verfasser entstammt einer rein englischen Familie; in seinen Adern fließt englisches, schottisches und gälisches Blut — kein anderes; er kennt sein Vaterland, er liebt es, er gehört ihm an, namentlich aber lebt er umringt von den geistigen Schätzen, die wir seiner tausendjährigen Literatur und seiner halbtausendjährigen Wissenschaft verdanken. Läßt er das Herz frei sprechen, so emp-

z. B. die französische Literatur und die italienische Architektur mit zunehmender Klassizität immer langweiliger werden, findet in diesen Büchern Stoff übergenug zum Nachdenken, zum Zustimmen, zum Widersprechen. Natürlich verhaut sich Woltmann manchmal, wie sich jeder verhaut, der sich mit der Axt einen neuen Weg durch einen zugewachsenen Urwald erzwingt. Wer zehn Jahre später den markierten Weg nachtappt, kann dann vornehm das Maul verziehen und hat wohlfeil von „geschmacklosen Übertreibungen" reden.

Digitized by Google

findet er für Frankreich mehr Zärtlichkeit; das Schicksal brachte ihn im ersten Lebensjahr von seinem Geburtsland England dorthin, dort erwachte er zum Bewußtsein, dort ging er in die Schule, französisch sprach er früher als englisch; noch heute überkommt ihn ein heimatliches Gefühl, wenn er die Grenze überschreitet und mit dem ihm so wohlvertrauten Volke verkehrt; die französischen Denker und Dichter — von Jugend auf ihm befreundet — sind sein täglicher Umgang. Erst als reifer Jüngling begannen seine Beziehungen zu deutscher Sprache und deutschem Wesen; es kostete ihm viel Mühe, die eine zu erlernen und in das andere sich hineinzufinden. Welche Welt tat sich ihm aber da auf! Deutsches Denken, weltumfassend, Hellas und Indien vereinend und über beide hinausgehend; deutsches Dichten in Worten und in Tönen, an Mannigfaltigkeit, an Ausdruckskraft, an Vollendung alles übertreffend, was je ein einziges Volk hervorgebracht; deutsche bildende Kunst, unerwartet reich, originell, genial; deutsche Wissenschaft, an Methodik, Gründlichkeit, Zuverlässigkeit, unerreicht in der Erforschung der Natur — von der Entwicklung der Spektrallinien bis zu der der elektrischen Wellen — fast überall voran, in der Philologie bahnbrechend, in der Theologie allen Schulen den Weg weisend, in der Jurisprudenz epochemachend, nicht weniger in Geschichte, Geographie, Mathematik; dazu aber dann noch der Höhenstand deutscher Technik, der Wagegeist deutscher Industrie, der Unternehmungsmut deutschen Handels, die Genialität deutscher Finanz! Kam er auch — er, der Westeuropäer aus einer anderen Welt, er konnte nicht anders, er mußte nach und nach, wenn auch widerstrebend, anerkennen: diese steht höher, hier ist mehr Kultur, hier ist weit mehr Bildung und gründlichere, diese Deutschen sind — wenn man sie im großen und ganzen nimmt — dem Ideal des „Menschen" um ein ganzes Stück näher als die Engländer und die Franzosen. Als der Verfasser mit dreißig Jahren Deutschland zum erstenmal zu längerem Aufenthalt betrat, war es das öffentliche Leben, was ihm zuerst wenig gefallen wollte; ihm fehlte die Leichtigkeit des französischen Verkehrs, die Vornehmheit und Reserve der englischen Sitten; auch war er „Antimilitarist" und mochte die vielen Uniformen und das Rasseln der Säbel auf dem Pflaster nicht leiden. Unterdessen lernte er aber die Menschen kennen, einen nach dem andern, einzeln und ganze Familien; der Deutsche ist nicht leicht zu kennen, er gibt sich nicht günstig, er kehrt die borstige Seite nach außen und wird manchmal aus Schüchternheit und Befangenheit laut und eckig und hart. Er lernte Offiziere kennen und fand — namentlich auch unter den preußischen — einen so hohen vielseitigen Bildungsgrad, einen solchen sittlichen Ernst, eine so stolze Bescheidenheit, daß er nach und nach seine Meinung ganz änderte und einsah: diese Armee ist die große Bildungsanstalt für Leib und Seele; die Männer, die diese Schule durchgemacht haben, sind bessere und tüchtigere Leute. Er lernte deutsche Fürsten kennen; an Begabung sehr verschieden, an humaner Gesinnung, an Bildung und Gewissenhaftigkeit alle verehrenswert. Der Kaiser namentlich ist der spontanste, edelste, beste Mensch, dem man begegnen kann. Und so wandelte sich allmählich im Laufe weiterer dreißig Jahre des Verfassers Urteil. Innerhalb dieser Zeit sah er England und Frankreich immer tiefer sinken, indem sie immer mehr dem rohen Materialismus, der gewissenlosen Plutokratie, der Faustrechtpolitik verfielen; auch in Deutschland regten sich derartige Elemente, doch ohne jemals die Oberhand gewinnen zu können, weil die ganze Struktur des nationalen Lebens — unendlich reicher und mannigfaltiger als die irgend eines anderen europäischen Staates — jener Degeneration starken Widerstand leistet.

Wer fähig ist, wirklich unparteiisch und besonnen zu urteilen, wird erkennen, daß Deutschland in dem gegenwärtigen Kampfe die Sache einer höheren Zivilisation, der höheren Kultur, des höheren Menschheitsideals vertritt; die Deutschen fechten für Recht gegen Verschwörung, für Wahrheit gegen Lüge, für menschenwürdige Freiheit gegen die schlimmste Despotie, die die Geschichte kennt, die des Geldsacks."

Wenn schon Engländer und Amerikaner Nietzsche, Treitschke und Bernhardi für die geistige Strömung verantwortlich machen, durch die Deutschland zum Krieg getrieben worden sei, so sollten sie ihren angelsächsischen Landsmann

Digitized by Google

nicht vergessen, der, wie kein anderer vor ihm, den Gegensatz des Germanentums zur ganzen übrigen Welt aufgezeigt und gelehrt hat, zu allem, was jetzt gegen uns auf seine Kultur pocht und sie gegen uns ausspielt. In dem lesenswerten Heft „Kritische Urteile" über die „Grundlagen", das Chamberlains Verleger zusammenstellen ließ, ist eine der Besprechungen, die am meisten zum Nachdenken anregen, die des Freiherrn Ernst von Wolzogen. Es heißt darin unter anderm: „Es will mir scheinen, als ob die natürliche Entwickelung der Dinge einem zweiten Völkerchaos entgegentriebe, einem zweiten Verfall der Sittlichkeit und der Religion, und als ob dann die slawischen Völker das Erbe des Germanentums antreten sollten. Und fern im Osten sehe ich Jung-Japan lauern mit seiner erstaunlichen Kulturfähigkeit und sich mit dem erweckten China, mit allen den fernen Inselreichen, vielleicht sogar mit dem ihm heute schon sinnverwandten chaotischen Amerikanertum zu einem neuen Bunde zusammentun." Rascher, als der Verfasser sich träumen ließ, hat sich das Völkerchaos zu diesem neuen Bunde gegen das Germanentum zusammengefunden, kaum eines hat gefehlt: nicht Jung-Japan mit seiner erstaunlichen Kulturfähigkeit, noch die fernen Inselreiche, noch das verwandte chaotische Amerikanertum. Alle fühlen sie sich verbündet und verpflichtet zu einem heiligen Kampf im Namen der Zivilisation gegen die europäische Macht, die immer wieder anders ist und anders will, immer wieder sich sträubt, in dieser internationalen Zivilisation aufzugehen. Alles, was selber Chaos ist, will wieder Chaos, strebt sich zu, strömt sich entgegen, will Versöhnung aller Gegensätze, will Mischung, Trübung, Niveau, Verschwinden von Größe, Tiefe, Eigenart. Alle sind gleich, alle müssen gleich sein, wer sich weigert, gleich zu sein, wer anders ist als alle Welt, ist der Barbar. Das Individuum ist der Feind, darum Verpönung des Individuellen: sich anpassen, nicht auffallen, die Moden mitmachen, denn Moden sind Gesetze. Talente sind hübsch, gehen in Gesellschaft, gedeihen in Gesellschaft, schmücken die Gesellschaft, ein Talent hat schließlich jeder, ist schließlich jeder. Darum lieben wir die Talente und hassen die großen einsamen Individuen, die Genies. Hassen auch „jene großen Individuen, die man Nationen nennt" (Frau von Staël). Internationalität und Größe sind Todfeinde. Das Ideal des Internationalismus ist und bleibt das Niveau, das angenehme Mittelmaß, Anpassung aller an Alle, Urbanität ohne Herzenswärme, Geisteskultur ohne Seelenpflege. Jene Verschmelzung aller Menschen in eine Einheit, die noch einem so feinen Kopf wie dem Ethnographen Ratzel als „Ziel und Aufgabe, Hoffnung und Wunsch" vorschwebte (Ch. S. 263), und die uns als ein überhaupt nicht diskutabler Witz erscheint, als ein Ziel, ungefähr so wünschenswert wie für den Jäger die Ineinanderzüchtung aller Hunderassen. Es nutzt alles nichts, nur Rassen schaffen Nationen, nur Nationen schaffen Persönlichkeiten, nur Persönlichkeiten schaffen

Digitized by Google

Kultur. Wer gegen die Nationen ist, ist damit auch gegen die großen Individuen, scheidet sie als Fremdkörper aus. Das zu verkennen, ist schlechte Ideologie, schlechtes achtzehntes Jahrhundert. „Heute gibt es keine Franzosen mehr", frohlockte Rousseau vor hundertfünfzig Jahren, „keine Deutschen, Spanier, und Engländer mehr, was man auch darüber denke; es gibt nur noch Europäer, die alle denselben Geschmack, dieselben Leidenschaften, dieselben Sitten haben, weil keiner durch besondere Institutionen ein nationales Gepräge erhielt." Hören wir ihn nicht abermals im neunzehnten Jahrhundert, diesen frohlockenden Ruf nach dem „guten Europäer", ausgestoßen wunderlich genug vom stärksten Gegner Rousseaus, von dem nämlichen Nietzsche, der in seinem Zarathustra verächtlich das laue, matte Winkelglück des letzten Menschen malt, als ob er nicht eben in diesem letzten Menschen den guten Europäer beschriebe?

„Was ist Liebe? Was ist Schöpfung? Was ist Sehnsucht? Was ist Stern?", so fragt der letzte Mensch und blinzelt.

Die Erde ist dann klein geworden, und auf ihr hüpft der letzte Mensch, der alles klein macht. Sein Geschlecht ist unaustilgbar wie der Erdfloh; der letzte Mensch lebt am längsten.

„Wir haben das Glück erfunden", sagen die letzten Menschen und blinzeln.

Sie haben die Gegenden verlassen, wo es hart war zu leben: denn man braucht Wärme. Man liebt noch den Nachbar und reibt sich an ihm: denn man braucht Wärme.

Ein wenig Gift ab und zu: das macht angenehme Träume. Und viel Gift zuletzt, zu einem angenehmen Sterben.

Man arbeitet noch, denn Arbeit ist eine Unterhaltung. Aber man sorgt, daß die Unterhaltung nicht angreife.

Man wird nicht mehr arm und reich: Beides ist zu beschwerlich. Wer will noch regieren? Wer gehorchen? Beides ist zu beschwerlich.

Kein Hirt und Eine Herde! Jeder will das gleiche, jeder ist gleich: wer anders fühlt, geht freiwillig ins Irrenhaus.

Unsere Feinde werden nicht müde, unserer Kultur die ihre höhnend entgegenzusetzen, und sie haben recht. Wir können einander nicht verstehen, sogar wenn wir scheinbar dieselben Wörter gebrauchen, und wann wir erst soweit sein werden, es auch nicht mehr zu wollen, ist jene reinliche Scheidung erreicht, auf welche das große Ringen letzten Endes hinausläuft. Es hat gar keinen Sinn, einer widerstrebenden Welt nach Art zudringlicher Missionäre unsere Anschauung von Bildung, Größe, Freiheit, Kunst aufzunötigen. Versuchen wir dagegen, immer mehr das zu werden, was wir in unserer geheimsten Sehnsucht und Anlage sind, so wird das deutsche Wesen von selbst edle und erkenntnisbedürftige Ausländer magnetisch anziehen, wie es Frau von Staël und Chamberlain angezogen hat. Wenn nur wir uns die freudige

Digitized by Google

Aufnahmefähigkeit für alles Bedeutende, Wahrhaftige, Förderliche bewahren, gleichviel wo es gewachsen ist; wenn wir unsern Blick immer mehr schärfen, damit uns nicht Schein- und Modegrößen als wirkliche aufgeredet werden, — dann mag das Ausland mit seiner Abwehr alles Deutschen es halten wie es will, der Gewinn wird auf unserer Seite sein. Was uns seit dem Krieg vorwurfsvoll als westeuropäische Zivilisation entgegengehalten wird, an der wir kein Teil hätten, erscheint uns als äußerlich, mechanisch, technisch; nur als die letzte Formel jenes „beständig höher potenzierten, zunehmend emsigeren, bequemeren und unfreieren Ameisendaseins, gewiß reich an Segen und insofern wünschenswert, eine Gabe der Zeiten jedoch, bei welcher es häufig überaus fraglich bleibt, ob das Menschengeschlecht nicht mehr dafür bezahlt als erhält" (Chamberlain). Wenn Deutschland ein Stück Sparta ist, so ist es ebenso ein Stück Athen. Wogegen es sich wehrt, ist Karthago zu werden oder Rom. Denn — haben wir es nicht vor dem Ausbruch des Kriegs dumpf und lähmend gefühlt? kämpfen die Gegner nicht in unserer eigenen Brust, in unserm Volk, unseren Ständen, in uns allen? Verkaufen wir nicht täglich mit Esau die Erstgeburt unserer Bestimmung für das Linsengericht der Zivilisation? Bietet uns nicht täglich der Versucher allen Glanz der Welt, wofern wir nur niederknien und ihn anbeten? Täglich aber sagt die innere Stimme: „Das ist es nicht. Das alles ist nicht Glück, nicht Freiheit, nicht Kunst." Die andern wissen es immer genau, was Glück, Kunst, Freiheit ist. Wer das Künstlerische außerhalb seiner selbst sucht, findet es geschwind und beschreibt es flink und schön, daß man wähnt, man brauche nur die Hand zu schließen und schon habe man's gefaßt. Wer weiß, daß es innen ist, redet sich schwer. „Im bewußten oder unbewußten Suchen nach jenem Punkt, dessen Wesen nie benannt, dessen Existenz nie bewiesen werden kann, liegt das Geheimnisvolle, Reizvolle aller Kunstübung." Das tiefe Wort steht in Pfitzners wunderschönem Buch Vom musikalischen Drama. Kunst ist schöpferischer Überschwang der Seele, der Künstler ein Mensch innerlich „voller Figur", wie Dürer es ausdrückt, nicht der geschmackvolle Lieferant des augenblicklich Erfolgreichen, nicht der Virtuose, der seiner Figurlosigkeit schuldbewußt, der Kunst von außen beikommen will. Kunstgenuß ist uns ein innerliches Erlebnis, Hingabe an ein Schöpferisches, das an uns schafft und die Seele weitet, wie uns Bildung etwas Grundverschiedenes ist von internationaler Gebildetheit und Esprit, ein unablässiges Streben zu sich selbst, Seele ihr Feld und ihre Frucht zugleich, wie da, wo westeuropäischer common sense von der hübschen Fernsicht befriedigt umkehrt, das beginnt, was wir Philosophie nennen, wie wir uns endlich mit dem Gläubigen an die Dogmen von 1789 über keinen Punkt des staatlichen und politischen Lebens verständigen können.

Was das mit Chamberlain zu tun habe? Lest ihn, und ihr werdet es er-

Digitized by Google

kennen. Man nennt augenblicklich viel die Namen von Männern, die vor dem Krieg schrieben, und recht behielten. Chamberlain gehört zu den Autoren, die am meisten recht behalten haben. Was vorher manchem nur geistreiche Konstruktion schien, zeigte sich auf einmal als furchtbarste Wirklichkeit. Es war immer eine wohltätige Inventur der eigenen Ansichten, sein großes Werk von Zeit zu Zeit wieder durchzuarbeiten, aber noch nie sprangen die Erkenntnisse so auf jeder Seite auf und redeten wie mit Feuerzungen, als wenn wir ihn jetzt lesen.

Das Dardanellenunternehmen.

Von Winston Churchill.

Wir bringen diesen Hauptteil der großen Verteidigungsrede W. Churchills vom 15. November den Lesern dieser Hefte in unverkürztem Wortlaut — als einen, wie uns scheint, wichtigen Beitrag erster Hand zur Geschichte einer großen und, wie wir hoffen, nun bald vollends abgeschlossenen Unternehmung unsrer Feinde; als einen nicht minder wichtigen und authentischen Einblick in das Räderwerk der englischen Kriegsleitung (Gegensätze zwischen Kriegsamt und Admiralität und innerhalb der Admiralität selbst) wie in die englische Kriegsstimmung und Kriegsbeurteilung überhaupt; wir bringen ihn ferner zum Preis und Dank für die heldenhafte Tapferkeit unsrer türkischen Bundesgenossen; und schließlich zur Beschämung der traurigen Schreibersgesellen, in deren trüben Tintenfässern sich eine Gestalt wie die W. Churchills — der mit 37 Jahren die Leitung der größten Flotte der Welt übernahm — nie anders als in der Karikatur eines Clowns oder Scharlatans gespiegelt hat.

Zum Verständnis für Fernerstehende darf kurz beigefügt werden, daß an der Spitze der englischen Admiralität der „1. Lord der Admiralität" steht, der als solcher Kabinettsminister ist; er trägt gegenüber dem Unterhaus die Verantwortung; meist ist er Zivilist. In der Admiralität (Board of Admiralty) selbst hat er jedoch nur den Vorsitz in dem Kollegium, das außer ihm, noch aus 6 Lords Commissioners (4 Seelords und 2 Zivillords) besteht und dem in seiner Gesamtheit die Verwaltung des ganzen Flottenwesens obliegt. Die Stelle des 1. Seelords haben während des Krieges bekleidet: Prinz Ludwig von Battenberg (bis November 1914), Lord John Fisher (bis Mai 1915), Sir Henry Jackson. 1. Lord der Admiralität war zuerst W. Churchill, dann seit Mai 1915, im Koalitionsministerium, A. Balfour. K. A. v. Müller.

Was werde ich beweisen oder versuchen zu beweisen? Ich werde nicht versuchen zu beweisen, daß wir die Dardanellen bezwungen haben; keine Summe von Schlußfolgerungen, und wären sie noch so ausgezeichnet, ist dazu imstande. Noch werde ich versuchen zu beweisen, daß der Weg, den wir einschlugen, der beste Weg war, den man einschlagen konnte. Am allerwenigsten werde ich versuchen zu beweisen, daß meine Verantwortlichkeit in der Angelegenheit keine große ist. Ich habe das Interesse, es dem Hause, und nicht nur dem Hause, sondern der Flotte klarzustellen, daß dies Unternehmen gründlich, methodisch und sorgfältig überlegt war, daß eine starke Deckung von sachverständiger Überzeugung hinter ihm stand, daß es durchaus von sachverständigen und technischen Köpfen entworfen war und daß man unter keinen Umständen sagen kann, es sei sorglos oder leichtfertig unternommen worden. Dies habe ich das Interesse zu beweisen. Es ist wichtig für mich, daß ich es tue, und es ist auch wichtig im Interesse der Regierung.

Digitized by Google

Im letzten Dezember war die politische Lage im Südosten Europas stockend und flau, und die gewaltigen Ströme der öffentlichen Meinung, die damals der Sache der Verbündeten günstig waren, flossen träge, ja begannen zu ebben. In Italien machten unsre Verhandlungen wenig Fortschritt. Zur gleichen Zeit fragte die russische Regierung das Auswärtige Amt an, ob nicht irgend eine Aktion gegen die Türkei im Mittelmeer möglich wäre, um den Druck auf die Russen im Kaukasus abzuschwächen. Infolge dieser Mitteilungen vom Auswärtigen Amt und vom Kriegsamt begann ich die Aufmerksamkeit des 1. Seelords und andrer Marineratgeber auf die Aktionsmöglichkeiten in türkischen Gewässern zu lenken. Die Dardanellen ragten als das unvergleichlich entscheidendste Unternehmen hervor, das offen stand. Natürlich erkannten wir alle von Anfang an, daß eine gemeinsame, überraschende Operation von Flotte und Heer der beste Weg war, die Dardanellen anzugreifen. Schon am 3. November erhielten wir vom Kriegsamt eine Schätzung, wieviel Truppen man für notwendig halte, um die Gallipoli-Halbinsel durch einen gemeinsamen amphibischen Handstreich zu nehmen.

Am 30. November sandte ich eine Mitteilung an meinen edlen Freund Lord Kitchener und erbot mich, Transportschiffe für 40000 Mann, d. h. für den ersten échelon eines Heeres zu diesem Zweck, in Ägypten für den Bedarfsfall zu sammeln, da ich sehen konnte, daß sich die Lage in der Richtung eines Angriffs auf das türkische Reich im östlichen Mittelmeer entwickelte. Wir wurden benachrichtigt, daß kein Heer verfügbar sei, und in den ersten Besprechungen, die unter uns und auch im Kriegsrat stattfanden, herrschte auch offensichtlich die Meinung vor, selbst wenn Kräfte verfügbar wären, sollte man sie nicht dazu verwenden, die Gallipoli-Halbinsel anzugreifen. Andrerseits wurden wir immer wieder von vielen Seiten dringend auf die Notwendigkeit eines Unternehmens im östlichen Mittelmeer hingewiesen.

Als Ergebnis all dieser Vorstellungen und Erörterungen telegraphierte ich am 3. Januar an Admiral Carden, der seit der türkischen Kriegserklärung die Blockade der Dardanellen leitete, und legte ihm diese besondere Frage vor — es sind nicht die tatsächlichen Worte, sondern eine Umschreibung: Halten Sie es für ausführbar, die Dardanellen nur mit Schiffen zu erobern? Der Admiral antwortete dahin, die Dardanellen könnten nicht im Sturm genommen, aber durch eine regelmäßige und anhaltende Beschießung durch die Flotte bezwungen werden. Ich stellte dieselbe Frage gleichzeitig an Sir Henry Jackson, den gegenwärtigen ersten Seelord, und erhielt von ihm eine nahezu gleichartige Antwort.

Die Übereinstimmung zwischen diesen zwei Offizieren, beide von den tiefsten Kenntnissen und in so verschiedener äußerer Lage, der eine an Ort und Stelle, der andre als Sachverständiger in der Admiralität, der den östlichen Schauplatz mit dem Kriegsstab studierte — die Übereinstimmung zwischen diesen zwei machte einen starken Eindruck auf mich.

Ich bin sehr gut daran gewöhnt, Sachverständigen-Urteile gegeneinander abzuwägen, und die meisten wichtigen Entscheidungen, die in den letzten drei oder vier Jahren in der Admiralität getroffen wurden, sind von mir getroffen worden auf Grund von einander abweichenden Sachverständigen-Urteilen. Ich habe ab-

Digitized by Google

weichende Empfehlungen bekommen in wichtigen Fragen wie z. B. den 15-Zoll-Geschützen, den Ölschiffen, der Größe der Arethusa-Kreuzer, und die Entscheidung mußte dann wirklich dem politischen Führer zufallen. Ich habe keinen Zweifel, mein hochehrenwerter Freund, der mir in der Admiralität folgte, wird manchmal eine ähnliche Erfahrung gemacht haben. Diese Übereinstimmung fiel mir als etwas sehr Bemerkenswertes auf. Admiral Carden wurde darauf gebeten, seinen Plan zu formulieren und seine Anforderungen festzustellen. Er tat dies in voller Ausführlichkeit in seinem Telegramm vom 11. Januar. Wir waren in der Lage, diese Anforderungen zu erfüllen. Der Sieg bei den Falklandinseln hatte die deutsche Flagge aus den Meeren weggefegt und eine starke Flottenreserve freigemacht. Die Stärke, die tatsächliche und die verhältnismäßige, der Flotten in den Heimgewässern befand sich in jenem ständigen Wachstum, das seit dem Beginn des Krieges immer im Fortschreiten gewesen ist; und das Gefecht an der Doggerbank am 24. Januar — das Unternehmen Admiral Beattys — hatte gezeigt, daß wir Schiff für Schiff und Mann für Mann und Geschütz für Geschütz eine offenbare Überlegenheit hatten. Unter diesen Umständen waren wir in der Lage, die sehr großen Anforderungen, die Admiral Carden stellte, zu erfüllen. Sein Plan wurde dann vom Admiralitäts-Kriegsstab geprüft, und Sir Henry Jackson drückte seine volle Zustimmung aus und riet in einem Schreiben, den Angriff auf die äußeren Forts so frühzeitig als möglich zu machen.

Lord Fisher war selbstverständlich von allem, was vorging, unterrichtet. Er gab nie irgend einem Widerspruch gegen dieses besondere Unternehmen, noch auch, in diesem Zeitpunkt, gegen das Unternehmen überhaupt, Ausdruck. Es machte auf ihn einen starken Eindruck, daß der Admiralitäts-Kriegsstab vorschlug, die Beschießungsflotte durch die „Königin Elisabeth" zu verstärken. Wir hatten gesehen, — es war damals frisch in jedem Gedächtnis — wie große Festungen, die als die stärksten in Europa galten, Fort auf Fort unter fünf oder zehn Geschossen von 15-Zoll-Haubitzen zusammenbrachen. Hier war die „Königin Elisabeth" mit acht 15-Zoll-Geschützen auf der Breitseite. Lord Fisher war gleichfalls entschieden für ein Unternehmen in türkischen Gewässern und schrieb mir wiederholt über diesen Gegenstand — insbesondere eine gemeinsame Operation von Flotte und Heer an den Dardanellen.

Seine Pläne umschlossen die Mitwirkung von Mächten, die neutral waren und eines Heeres, das nicht verfügbar war; aber sie alle führten auch zu dem entscheidenden Punkt, die Dardanellen mit den alten Schlachtschiffen der Majestic- und Canopus-Klasse zu forcieren. Sir Arthur Wilson war dafür, die äußeren Forts anzugreifen, aber er fühlte, daß der spätere Fortschritt dann von der Stärke des türkischen Widerstandes abhängen müsse.

Ich stelle alle diese Punkte fest, nicht um mich selbst vor der Verantwortung zu schützen, aber um dem Hauszu zeigen, daß das Geschäft der Admiralität ordentlich geführt worden ist. Nach diesen vorbereitenden Erörterungen brachte ich Admiral Cardens Plan vor den Kriegsrat, am 13. Januar. Diese Zusammenkunft war besucht von den Hauptmitgliedern des Kabinetts, von verschiedenen hohen militärischen Ratgebern, vom 1. Seelord und von Sir Arthur Wilson. Die politischen

Digitized by Google

Vorteile des Plans, wenn er ausgeführt werden konnte, machten auf den Kriegsrat einen ungeheuren Eindruck, und man trieb die Admiralität an, es möglich zu machen, ihn auszuführen. Niemand sprach gegen die vorgeschlagene Methode; kein sachverständiger Berater deutete irgend eine abweichende Meinung an. Das Kriegsamt hat in seinen Stabspapieren immer angenommen, daß der Beschluß, einen reinen Flottenangriff auf die Dardanellen zu unternehmen, von der Sitzung des Kriegsrats am 13. Januar datiere. Ich habe es nicht so ausgelegt. Ich hielt dafür, es sei beschlossen worden, die Admiralität solle fortfahren diese Pläne zu vervollkommnen und diese Vorbereitungen zu treffen, ohne aber noch endgültig zum Handeln ermächtigt zu sein. Und daran haben wir uns auch gehalten. Der ganze Plan Admiral Cardens wurde noch einmal eindringlich vom Admiralitäts-Kriegsstab und von verschiedenen artilleristischen Sachverständigen, die uns zur Verfügung standen — den ersten und besten der Welt — geprüft. Alle stimmten zu seinen Gunsten überein.

Am 25. Januar sandte mir Lord Fisher eine Denkschrift über Flottenpolitik. Diese Denkschrift stellte nicht die Ratsamkeit des besondern Unternehmens, das man eben erwog, in Frage, sondern sie wandte sich dagegen, daß wir unsere Flottenstärke in den heimischen Gewässern verminderten oder Schlachtschiffe zu Beschießungszwecken verwendeten außer in Verbindung mit militärischen Operationen. Es war eine Denkschrift, die nicht nur gegen das Dardanellenunternehmen gerichtet war, sondern gegen andre, die uns zu jener Zeit sehr dringend nahe gelegt wurden. Ich sandte die Denkschrift an den Premierminister, mit einer Darlegung, die ich selbst aufsetzte, über die Flottenstärken, die zurzeit verfügbar waren. Ich glaube, ich darf in diesem Punkt geltend machen, daß meine Ansicht durch die Ereignisse gerechtfertigt worden ist, denn die Admiralität hat nicht nur all die Schiffe, die damals in Betracht gezogen wurden, ins östliche Mittelmeer gesandt, sondern recht viele mehr, und trotzdem hat sich in den heimischen Gewässern nicht nur kein Mißgeschick ereignet, sondern im Gegenteil ist unsere Lage, wie gut bekannt ist, immer sicherer geworden.

Ich lege Gewicht auf die Tatsache, daß ich niemals von Lord Fisher irgendeine Kritik der bestimmten vorgeschlagenen Methode des Angriffs erhielt. Grundsätzlich hatte er Zweifel und Einwände; aber in den besonderen technischen und sachlichen Punkten, die in Betracht kamen, erhielt ich von ihm niemals irgendeinen Ausdruck gegnerischer Kritik. Am frühen Morgen des 28. Januar hatte ich eine Besprechung mit Lord Fisher in Gegenwart des Premierministers und wir erörterten die ganze Lage. Der Eindruck, den ich mitnahm, war, daß Lord Fisher zustimmte und einwilligte, daß ein reiner Flottenangriff auf die Dardanellen gemacht werde. Die ganze Sache kam dann noch einmal zur endgültigen Entscheidung vor den Kriegsrat, der später am selben Tag stattfand. Die Zusammenkunft war wieder voll besucht. Lord Fisher und Sir Arthur Wilson waren beide zugegen. Als Ergebnis längerer Erörterung, in der wiederum keine gegenteiligen Meinungen ausgesprochen wurden und in der Lord Fisher sich damit begnügte zu sagen, er habe seine Meinung dem Premierminister ausgesprochen, wurde das Unternehmen endgültig gutgeheißen, und wir wurden beauftragt, es auszuführen.

Digitized by Google

Inzwischen hatte der Kriegsstab seine Arbeit auf Grund von Admiral Cardens Plan vollendet und hatte die notwendigen Befehle entworfen. Das Projekt wurde nun auch dem französischen Marineminister vorgelegt. Herr Augagneur kam nach London herüber, und die Grundsätze und Methoden wurden ausführlich besprochen. Das Projekt wurde eingehend vom französischen Generalstab geprüft. Dieser hatte einen sehr günstigen Eindruck von dem Plan und kündigte seine Zustimmung an und sagte, es sei ein Plan, entworfen in einem Geist, der prudent et prévoyant sei. Er wies darauf hin, daß dieser Plan uns erlaube, ihn in jedem Zeitpunkt wieder aufzugeben, wenn die artilleristischen Erfolge nicht so sein sollten wie wir annahmen. Was geschah? Die Franzosen sandten ihre Schiffe und haben das Unternehmen seitdem immer unterstützt mit einer Loyalität und einem Nachdruck, die alle Beschreibung übersteigen.

Mittlerweile schritt die Handlung fort. Schiffe in weit größerer Anzahl als Admiral Carden verlangt hatte, wurden in Eile aus allen Teilen der Welt zusammengezogen. Am 18. Februar begann der Angriff auf die äußeren Forts. Der erste Abschnitt des Unternehmens war über unsre Hoffnungen erfolgreich. Die äußern Forts wurden zerstört; die Flotte war imstande, in die Straße einzudringen und die Forts in der Enge anzugreifen.

Bis zur Zeit, daß dies geschah, hatten wir immer die Möglichkeit im Auge behalten, für den Fall dies Unternehmen, dessen Erfolg notwendigerweise von einer Anzahl unberechenbarer Faktoren abhing, sich nicht so entwickeln sollte, wie wir hofften, und für den Fall die Hindernisse sich als viel größer erweisen sollten, als vorhergesehen war, daß wir es dann in eine bloße Demonstration verwandeln und unsre Aufmerksamkeit auf irgendeinen andern Punkt des Mittelmeeres lenken konnten. Wir hatten eine amphibische Operation im Auge behalten und vorbereitet, die uns als Alternative dienen sollte im Fall wir uns zurückzuziehen wünschten, so daß unser Prestige gesichert war. Aber der Erfolg, den wir an den äußern Forts erreicht hatten, übte eine elektrische Wirkung auf dem ganzen Balkan aus. Vom ersten Augenblick an war der Rückstoß in Italien offensichtlich. Wir hatten das große strategische Nervenzentrum des Weltkriegs von 1915, des diesjährigen Feldzugs, berührt. Innerhalb einer Woche hatte der griechische Premierminister, Herr Venizelos, die Entscheidung getroffen, die zu seinem ersten Rücktritt vom Amt führte. Innerhalb zweier Wochen sahen sich die Türken gezwungen, nach Adrianopel zurückzugehen und ihre Verteidigung gegen Bulgarien zu entwickeln. Die Bewegung in Italien war gleichfalls höchst auffallend. Eine Panik entstand in Konstantinopel. Jedermann glaubte, daß das Unternehmen gelingen werde. Tag für Tag hielt ich Stabsbesprechungen in der Admiralität ab, in denen ich die Würdigung der besten Autoritäten erhielt, die einstimmig darin waren, daß die Bewegung in der günstigsten Weise fortschreite, günstiger selbst als wir erwartet hatten, obgleich wir vollkommen einsahen, daß die größten Schwierigkeiten erst noch kommen sollten. Niemand wünschte jetzt, daß wir uns zurückziehen oder zu irgend einem andren alternativen Unternehmen übergehen sollten. Die Augen der ganzen Welt waren auf die Dardanellen geheftet. Alle Interessen, militärische, Marine-Interessen, politische

Digitized by Google

und wirtschaftliche, verlangten dringend seine Vollendung. Mittlerweile jedoch, in den ersten Märztagen, wurde der Fortschritt der Flottenoperationen langsamer. Ich möchte betonen — weil man behauptet hat, daß diese Unternehmungen in ihren ersten Abschnitten ungebührlich aufgebauscht worden seien — daß nichts über sie veröffentlicht wurde, als was vom Admiral an Ort und Stelle berichtet und von den Sachverständigen in der Admiralität als eine richtige Beurteilung der Lage gebilligt worden war.

Aber am Ende der ersten Märzwoche begann sich über die Aussicht der Operationen ein Schatten zu legen. Die Schwierigkeiten, die Minenfelder auszufegen, vermehrten sich, und obwohl die Schiffe großen Erfolg hatten, indem sie die Forts zum Schweigen brachten, waren sie doch in diesem Abschnitt nicht imstand, entscheidenden und nachhaltigen Schaden anzurichten. Die bewegliche Kriegsflotte des Feindes begann sich zu entwickeln und mehr und mehr lästig zu werden. Es wurde deshalb beschlossen, das schrittweise Vorrücken durch kräftigere Maßregeln zu ersetzen. Admiral Carden wurde aufgefordert, mit Nachdruck eine Entscheidung zu erzwingen und sich durch die unvermeidlichen Verluste nicht abschrecken zu lassen. Diese Telegramme der Admiralität gaben dem Offizier an Ort und Stelle das Gefühl, und waren dazu bestimmt ihm das Gefühl zu geben, daß er in der Richtung energischer Maßregeln tun dürfe, wozu immer er sich geneigt fühle, mit der Sicherheit, daß er dabei unterstützt werde.

Diese Telegramme der Admiralität waren das Ergebnis gründlicher Beratungen zwischen dem 1. Seelord und mir, und sie tragen, wie jeder andere wichtige Befehl, der während meiner Amtszeit, in Frieden oder Krieg, aus der Admiralität ergangen ist, die schriftliche Vollmacht des 1. Seelords. Ich wünsche diesen Punkt ganz klarzustellen. Ich kann ihn noch weiter fassen und sagen, es gibt keine wichtigen Akte der Politik, keinen Entwurf der Flottenverteilung oder von Schiffsbewegungen oder von Kriegsplänen, nach denen man sich während meiner Amtszeit in der Admiralität gerichtet hat, an denen der 1. Seelord nicht schriftlich mitgewirkt hat.

Der Admiral an Ort und Stelle, Admiral Carden, drückte sein vollkommenes Einverständnis mit dem Geist der Telegramme der Admiralität aus und kündigte seine Absicht an, den Angriff nachdrücklich zu beschleunigen — auf der Grundlage, über die man übereingekommen und mit der er, wie er sagte, völlig einverstanden war. Der Zeitpunkt des Angriffs wurde auf den 17. März festgesetzt, wenn das Wetter es erlaube. Am 16. brach Admiral Carden krank zusammen und wurde durch ärztliche Autorität für invalid erklärt. Auf den Rat des 1. Seelords, der durchaus mitwirkte, ernannte ich Admiral de Robeck, den 2. Befehlshaber, der bei den Unternehmungen sehr tätig gewesen war, zu seinem Nachfolger. Ich hielt es für unerläßlich, festzustellen, am Vorabend dieses schwierigen Angriffs, ob der neue Admiral die Ansicht seines Vorgängers teile, und ich sandte ihm deshalb ein Telegramm, das in der Umschreibung folgendermaßen lautet: „Persönlich und geheim. Vom 1. Lord. Indem ich Ihnen, mit großem Vertrauen, den Befehl der abgesonderten Mittelmeerflotte übertrage, nehme ich an, daß Sie in voller Übereinstimmung mit den Telegrammen 101 und 109 der Admiralität und mit Vizeadmiral Cardens Antwort hierauf sind, und daß Sie, nach persönlichem

Digitized by Google

und unabhängigem Urteil, dafür halten, daß die vorgeschlagenen augenblicklichen Operationen vernünftig und durchführbar sind. Wenn nicht, so zögern Sie nicht, es zu sagen. Wenn ja, führen Sie sie ohne Verzug und ohne weitere Verweisung aus, bei der ersten günstigen Gelegenheit."

Admiral de Robeck erwiderte, daß er sich in voller Übereinstimmung mit den Telegrammen der Admiralität befinde, die seine eigene Meinung genau wiedergäben. Er wolle am 18. angreifen. — Dem Haus ist vollständig bekannt, was folgte.[1])

Ich möchte darauf hinweisen, daß die britischen Gesamtverluste bei diesem furchtbaren Ereignis kaum die Zahl 100 überschritten. Die Franzosen hatten allerdings das Unglück, daß sie die Besatzung des Bouvet nicht retten konnten. Wir verloren zwei alte Fahrzeuge von einer Klasse, von der wir ungefähr 30 hatten, und die nutzlos in unsern südlichen Häfen verrostet wären, wenn wir sie nicht bei den Dardanellen verwendet hätten. Ich glaube deshalb nicht, daß wir einen verhängnisvollen Einsatz aufs Spiel gesetzt oder verloren haben, indem wir diesen Angriff machten, von dem soviel abhing und dessen Ergebnisse, im Falle des Erfolges, so weitreichend gewesen wären. Inzwischen war wiederum Zeit vergangen. Das Heer, das früher im Jahr, wie uns gesagt worden war, nicht verfügbar gewesen wäre, kam allmählich zusammen, und Sir Ian Hamilton war mit den ersten Abteilungen seiner Macht angekommen. Der Admiral beschloß, nach dem Angriff des 18., ihn bei der ersten Gelegenheit zu erneuern und telegraphierte dementsprechend.

Aber nach einer Beratung mit dem General wurde entschieden, an Stelle der reinen Flottenoperation einen gemeinsamen Angriff durch Flotte und Heer zu setzen Ich bedauerte dies damals und suchte den 1. Seelord zu überreden, einen telegraphischen Befehl zur Wiederaufnahme des Flottenangriffs zu geben. Aber wir konnten zu keiner Verständigung kommen und im Hinblick auf die Übereinstimmung zwischen den Flotten- und Heeresbefehlshabern an Ort und Stelle ergab ich mich in die Alternative, aber ich ergab mich in sie mit großer Besorgnis. Jeden Tag schien die Gefahr der Ankunft deutscher Unterseeboote — eine Gefahr die wir sehr übertrieben haben — drohender zu werden. Jeden Tag schien die Möglichkeit eines erneuten deutschen Angriffs auf Serbien näher zu rücken. Jeden Tag, wußte ich, gruben die Türken sich besser ein; jeden Tag, wußte ich, zogen sie Verstärkungen aus allen Teilen ihres Reiches heran; und ich kann das Haus versichern, der Monat, der offensichtlich zwischen dem Einstellen des Flottenangriffs am 18. März und dem Beginn des militärischen Landangriffes am 25. April verstreichen mußte, war einer der wenigst erfreulichen, die ich in meinem Leben durchgemacht habe.

Ich habe diese Geschichte im einzelnen verfolgt, um das Haus zu überzeugen, daß der Flottenangriff auf die Dardanellen ein Flottenplan war, entworfen von Flottenautoritäten an Ort und Stelle, gebilligt von Flottensachverständigen in der Admiralität, genehmigt vom 1. Seelord, ausgeführt an Ort und Stelle durch Admirale, die in jedem Abschnitt an das Gelingen des Unternehmens glaubten.

[1]) Bei dem Angriff am 18. März wurden die Linienschiffe Bouvet, Irresistible und Ocean versenkt, die Linienschiffe Gaulois und Invincible schwer beschädigt.

Digitized by Google

Ich bin verpflichtet, dies klarzustellen, nicht nur meiner selbst wegen, sondern der Flotte wegen, die wissen will, daß die Befehle, die ihr von der Admiralität zugehen, immer die höchste fachliche Autorität besitzen. Ich dulde nicht, daß man sagt, dies sei ein Zivilistenplan gewesen, den ein politischer Amateur widerstrebenden Offizieren und Sachverständigen untergeschoben habe.

Nein, mein Herr! Ich werde mich heute Nachmittag nicht auf irgendwelche Vorwürfe einlassen, aber ich muß sagen, daß ich vom 1. Seelord weder die klare Führung vor dem Ereignis erhielt, noch die starke Unterstützung nachher, die ich zu erwarten berechtigt war. Wenn er die Unternehmungen nicht gebilligt hat, dann hätte er im Kriegsrat offen sprechen müssen. Der Krieg ist ein hartes und brutales Geschäft und da gibt es keinen Platz für Besorgnisse und Einschränkungen. Niemand hat je einen Angriff losgelassen, ohne vorher Besorgnisse zu haben — man muß Besorgnisse vorher haben — aber wenn der Augenblick des Handelns gekommen ist, dann ist die Stunde der Besorgnisse vorbei. Es ist im Krieg oft nicht möglich, aus einer Bahn zurückzutreten, die man einmal eingeschlagen hat. Ein Mann muß auf die großen Fragen, die gestellt werden, mit Ja oder Nein antworten; durch diese Entscheidung muß er gebunden sein. Wenn der 1. Seelord die Unternehmungen nicht gebilligt hat, wenn er es für unwahrscheinlich hielt, daß sie den Gang nähmen, den man von ihnen erwartete, wenn er dachte, sie würden zu unverhältnismäßigen Verlusten führen, so war es seine Pflicht, die Zustimmung zu verweigern. Niemand hätte gegen eine solche Ablehnung aufkommen können; das Unternehmen wäre nie begonnen worden. Damals war der Zeitpunkt zurückzutreten. Er hat diesen Weg nicht eingeschlagen; er hoffte, wie ich, wie die französische Admiralität, wie der Kriegsrat, auf einen raschen Erfolg. Wäre dieser eingetreten, er würde, glaube ich, einiges von der Ehre davon geerntet haben.

Auf der andern Seite möchte ich betonen, daß ich keineswegs bedauere, daß ich, angesichts einer großen Opposition, im November 1914 auf der Rückkehr Lord Fishers in die Admiralität bestanden habe. Niemand ist je so fähig gewesen, Kriegsabsichten in die Risse von Schiffen umzusetzen wie Lord Fisher. Am Anfang dieses Krieges war Größenwahn die einzige Form der Gesundheit. Prinz Ludwig [von Battenberg] und ich hatten bei Kriegsausbruch große Kriegsprogramme in Bestellung gegeben, und von einigen Gesichtspunkten aus mögen sie vielleicht im Augenblick als ausreichend betrachtet worden sein; aber Lord Fisher kam daher mit einer neuen Welle von Impuls und Begeisterung. Er war imstande, gewaltige Pläne von Schiffskonstruktionen aller Art hervorzubringen, mit neuen Entwürfen und Verbesserungen an den alten. Kaum ein Tag verging, ohne daß er neue Projekte zu mir brachte, die ich mit Freuden ermutigte, und die ich, infolge der Abwesenheit der Kontrolle des Schatzamtes, so glücklich war, finanzieren zu können, und wenn mein hochehrenwerter Freund, der 1. Lord der Admiralität [Balfour] sich jetzt, wie es der Fall ist, Woche für Woche, emporgetragen fühlt auf einer immer anschwellenden Flut von Ablieferungen aus den Werften, Ablieferungen von jeder Art und von der Art, wie sie am besten den Zielen dieses Krieges entspricht, so ist das die Folge von Lord Fishers Rückkehr

Digitized by Google

in die Admiralität im November 1914. Ich bin vollständig bereit, mich hiermit über alle Schwierigkeiten zu trösten, die in einem späteren Zeitpunkt entstanden sind.

Für die Flottenunternehmungen trage ich, vorbehaltlich dessen, was ich gesagt habe, die vollste persönliche Verantwortung. Ich erhebe keinerlei Klage. Nicht eine Linie, nicht ein Wort, nicht eine Silbe, die von seemännischen und sachverständigen Köpfen kam, habe ich bekämpft, es hat nicht die mindeste Einmischung von Nichtsachverständigen gegeben, aber ich billigte den Plan, ich unterstützte den Plan, ich war zufrieden damit, daß es unter allen Umständen, die mir bekannt waren, militärischen, wirtschaftlichen und diplomatischen, ein Plan war, der versucht werden mußte, und dann versuchte ich ihn.

Nachdem ich erst die Sachverständigenurteile mit Hilfe meiner persönlichen Kenntnis aller beteiligten Offiziere abgewogen und gesichtet hatte, empfahl ich ihn dem Premierminister und dem Kriegsrat in Gegenwart meiner ersten Marineberater, indem ich, wie jedermann damals, glaubte, daß ich sie alle auf meiner Seite hätte, und ich beschleunigte ihn mit allen Mitteln, die mir zu Gebote standen. Ich empfahl ihn dem Kriegsrat, ich empfahl ihn der französischen Regierung — nicht als etwas völlig Sicheres, aber als ein berechtigtes Kriegsspiel, mit Einsätzen, die wir uns leisten konnten zu verlieren, um einen Preis von unschätzbarem Wert, einen Preis, den wir, nach der Überzeugung der ersten Sachverständigen, gerechte und vernünftige Aussicht hatten zu gewinnen, einen Preis, der zu jener Zeit mit keinen anderen Mitteln gewonnen werden konnte. Auf dieser Grundlage, die klar erkannt war, wurde der Plan von allen Beteiligten angenommen. Auf dieser Grundlage übernahm ich die vollste Verantwortung.

Ich brauche keinen Schutzschild. Ich wünsche meine Bürde nicht im mindesten zu verringern oder zu teilen. Für die militärischen Unternehmungen zu der Zeit, wo man sich darauf einließ, für die Methoden, mit denen man sie ausführte, für die Truppenzahlen, die man für notwendig hielt, für ihre Güte und Befehlshaber übernehme ich keine Verantwortung, — außer derjenigen, die darin liegt, daß ich Mitglied der Regierung geblieben bin. Diese allgemeine ministerielle Verantwortung übernehme ich natürlich, aber ich übernehme sie nur vorbehaltlich meiner schriftlichen und protokollierten Ansichten, die ich in jedem Fall vor und nicht erst nach dem Ereignis ausgesprochen habe. Glücklicherweise besteht darüber kein Streit.

In den ersten Märztagen, als es klar wurde, daß vielleicht militärische Operationen notwendig würden und daß militärische Unterstützung bereit wäre, suchte ich, im Hinblick auf meine Erfahrungen in Antwerpen, eine Unterredung mit dem Premierminister, bei der ich Lord Kitchener direkt fragte, ob es als ausgemacht gelte, daß er die Verantwortung für die militärischen Operationen übernehme — damit meinte ich und sprach aus, daß ich es so meinte, das Maß der für den Erfolg nötigen Kräfte, — und nachdem er dies bejaht hatte, unterstellte ich die Marine-Division[1]) am 12. März dem militärischen Befehl. Mein hochehrenwerter Freund sagte mir neulich, er erinnere sich an dieses Gespräch

[1]) Oder Flotten-Division? „Naval-Division".

Digitized by Google

noch lebhaft und deshalb ist es jetzt für mich nicht nötig, auf eine Darlegung der militärischen Bewegungen einzugehen. Ich freue mich, daß dies so ist.

Aber ich muß noch diese Frage prüfen: Zwang die Tatsache, daß die Flottenoperationen begonnen worden waren, notwendig und unvermeidlich dazu, die militärischen Operationen zu beginnen und auf ihnen dann zu beharren? Ich habe gezeigt, wie wir uns beim Beginn des Flottenangriffs ein alternatives Unternehmen von amphibischem Charakter offen hielten, mittelst dessen wir uns jederzeit herausziehen konnten. Aber wäre es noch möglich gewesen, nachdem der Flottenangriff vom 18. März abgebrochen worden war, abzusegeln und den Schaden abzuschneiden? Eine sorgfältige Prüfung der Tatsachen, wie wir sie heute kennen, zeigt, daß es zweifellos möglich gewesen wäre. Der Flottenangriff endete am Abend des 18. März, der militärische Angriff begann erst am 25. April. Hätten wir zu jener Zeit vom Verlauf der militärischen Operationen das schon gewußt, was wir jetzt wissen, so glaube ich nicht, daß irgend jemand gezögert hätte, den Verlust an Prestige, den wir durch den Abbruch des Dardanellenangriffs erleiden mußten, ruhig ins Auge zu fassen.

Ich halte nicht dafür, daß die Flottenoperationen, begonnen wie sie waren, notwendig die militärischen Operationen, begonnen wie sie waren, in sich schlossen. Dies war ein besonderer Entschluß, der nicht bei mir oder der Admiralität stand, weder im Grundsatz noch in der Methode; aber ich möchte es ganz klar stellen, daß ich mich sehr freute, daß die Autoritäten des Kriegsamts willens waren, das Unternehmen mit militärischen Mitteln fortzuführen und ich habe sicher mein Bestes getan, sie dazu zu bewegen und sie dabei zu unterstützen.

Ich möchte aber zwei Bemerkungen allgemeinen Charakters über diese militärischen Operationen machen. Einmal, das Wesentliche eines Angriffes auf die Gallipoli-Halbinsel war Raschheit und Kraft. Wir konnten uns von der See her schneller verstärken als die Türken zu Land, und wir konnten deshalb unsern Angriff erneuern, bis eine Entscheidung erreicht war. Andrerseits, langsam vorzugehen, lange Zwischenräume zwischen den Angriffen zu lassen, so daß die Türken in der Lage waren, Verstärkungen aus ihrem ganzen Reich heranzuziehen und ihre Truppen immer und immer wieder aufzufrischen und zu ersetzen, das bot eine große Gefahr. Zweitens, unser Heer auf der Gallipoli-Halbinsel ist den ganzen Sommer nur wenige Meilen von einem entscheidenden Sieg entfernt gewesen. Es hat keinen andern Punkt auf irgend einer der Kriegsfronten, die sich über Hunderte von Meilen erstrecken, gegeben, wo ein gleich großer Fortschritt in gleich großes, ja nur ein vergleichbares strategisches Ergebnis gehabt hätte. Es ist in diesem Krieg bewiesen worden, daß gute Truppen, die richtig von Artillerie unterstützt werden, gegenüber jeder Verteidigung einen unmittelbaren Fortschritt von zwei oder drei Meilen machen können. Der Fortschritt z. B., der uns Neuve Chapelle einbrachte, oder Loos, oder Souchez — auf der Gallipoli-Halbinsel gemacht, hätte er das Schicksal der türkischen Armee auf dem Vorgebirge erledigt, hätte vermutlich die ganzen Operationen entschieden, hätte vielleicht die Haltung der Balkanstaaten bestimmt, hätte vielleicht Deutschland vom Osten abgeschnitten und hätte vielleicht Serbien gerettet.

Digitized by Google

Das ganze Jahr hindurch habe ich der Regierung immer einen und denselben Rat gegeben: keine Operation im Westen zu unternehmen, die für uns kostspieliger ist als für den Feind; aber im Osten, Konstantinopel zu nehmen, es zu nehmen mit Schiffen, wenn möglich, es zu nehmen mit Soldaten, wenn notwendig, es zu nehmen durch welchen Plan immer, sei's des Heeres oder der Flotte, aber es zu nehmen und es bald zu nehmen und es zu nehmen, solange noch Zeit dazu bleibt.

Jetzt ist die Lage vollständig verändert, und ich bin nicht berufen, irgend einen Rat auf Grund dieser neuen Aspekte anzubieten. Aber es scheint mir, wenn es je Unternehmungen in der Weltgeschichte gegeben hat, die es wert waren, einmal begonnen, mit der äußersten Kraft und Wut durchgeführt zu werden, mit einem unaufhaltsamen Strom von Verstärkungen und einer äußersten Geringschätzung des Lebens — dann war es das Unternehmen, das so wagemutig und so glänzend begonnen wurde von Sir Jan Hamilton mit der unsterblichen Landung vom 25. April. Das ist alles, was ich über die Dardanellen zu sagen habe.

Die Ideen von 1914.

Als kurz vor diesem Weltkriege das Buch des schwedischen Professors Rudolf Kjellén über die Großmächte der Gegenwart erschien, da hat wohl jeder von uns das Gefühl gehabt, daß hier ein eigenartig selbständiger Geist zu Worte gekommen sei; ein Mann, der nicht aus zwanzig Büchern ein einundzwanzigstes herausdestillieren und nicht durch „Vollständigkeit der Literatur" und „strenge Wissenschaftlichkeit" dem Laien imponieren wollte; ein Mann vielmehr, der, selbstdenkend und selbsturteilend, mit sicherer Hand aus der ungeheueren Fülle der Tatsachen die wesentlichen herausgriff und, statt breite Bettelsuppen zu kochen, in gehämmerten Sätzen Gedanken an Gedanken fügte. Wir alle haben gehofft, daß diese ernste und klare Stimme auch während des Krieges zu uns sprechen werde. Das ist jetzt geschehen.[1]) Auf nur 46 Seiten entwickelt Kjellén „die Ideen von 1914". Leipzig, S. Hirzel. 1915. 46 Seiten. 80 Pfennig.) Er sieht hinter dem Kampf der Heere den Kampf der Weltanschauungen; den Kampf zwischen 1789 und 1914, zwischen Freiheit und Gleichheit auf der einen, Ordnung und Gerechtigkeit auf der anderen Seite. Er prophezeit den Sieg der neuen Gedanken; er preist die Not, die die Herzen reinigen und stählen werde. Er steht vor uns wie ein gewappneter Mann, unerbittlich und unüberwindbar; eine furchtbar ernste, großartige Erscheinung. Keine Phrase in dem ganzen Buche, kein überflüssiger Satz, kein unausgereifter Gedanke: „Hammerschlag auf Hammerschlag". In keinem Werk unserer ganzen Kriegsliteratur dokumentiert sich so erschütternd die gewaltige Überlegenheit des Germanentums. Ich kann das Buch nicht besprechen; ich würde mich scheuen, auch nur einen Edelstein aus der prachtvollen Fassung loszubrechen. Vor 40 Jahren hat Henrik Ibsen vom „Geist des Jahrhunderts" das „Losungswort" gefordert, „das uns der Dumpfheit entreiße"; heute danken wir es Kjellén, daß er, mitten im Brausen des Weltkrieges, den Flammenstoß entfachte, der die tote Vergangenheit verzehren möge; erst wenn der Scheiterhaufen in Funken und Asche zusammengesunken ist, wird man über neuen Wegen die neuen Sterne leuchten sehen.

Fritz Endres.

[1]) Zu unserer Freude wird Kjellén auch in unserem Heft „Skandinavien" mit einem Beitrag vertreten sein. D. R.

Digitized by Google

Die Madonna von Lourdes in unseren Kirchen.

Eine Anregung.

Von Alfred Freiherrn Mensi v. Klarbach.

Im Einvernehmen mit der kirchlichen Behörde hat unlängst das Generalkommando eine Verlautbarung erlassen, die den dringenden Wunsch ausspricht, der Verbrauch von Öl und Wachskerzen möge sich in den katholischen Kirchen auf die notwendigen liturgischen Erfordernisse beschränken. Die Militärbehörde hat seit Kriegsausbruch schon wiederholt in die Ressorts der Zivilverwaltung eingegriffen, aber stets mit glücklicher Hand und niemals, wo es nicht notwendig gewesen; ja man hätte vielleicht sogar wünschen können, sie hätte in einzelnen Fällen, wie z. B. auf dem weiten Gebiete des Lebensmittelwuchers, früher und noch energischer eingegriffen, oder sie wäre in der Lage gewesen, gerade diese tief in unser Volksleben einschneidende Angelegenheit selbst durchzuführen und sie nicht den städtischen Behörden zu überlassen. Es stünde dann wohl vieles anders und besser.

Jedenfalls aber darf man annehmen, daß die von ihr veranlaßte Öl- und Wachseinschränkung nur einem Gebote innerer Notwendigkeit entsprungen ist. Ich wohne in der Nähe einer Kirche, die ich oft, auch außerhalb der Stunden des Gottesdienstes, besuche, ja dann mit besonderer Vorliebe, denn dann ist's leer und still in ihr und stört mich nicht der Lärm gedankenloser Schulkinder, die sonst meist in den Morgenstunden da sind. Wie so viele andere Kirchen hat auch diese eine künstliche Lourdesgrotte; und wenn nun bei jetzt früh hereinbrechender Dämmerung die ganze Kirche in völlige Dunkelheit getaucht und jedes Licht, sogar das sogenannte „ewige Licht" vor dem Hochaltar, gelöscht ist — vor der Lourdesgrotte brennen doch immer eine Menge Kerzen, auch jetzt noch nach der oben erwähnten Verfügung. Brennende Kerzen vor einer Lourdesgrotte, die ja fast immer nur von frommen Beterinnen angezündet werden, gehören nun gewiß ebensowenig zu den gebotenen liturgischen Einrichtungen der katholischen Kirche wie die am Allerseelentage auf den Gräbern brennenden Kerzen, weshalb denn auch letztere in diesem Kriegsjahre verboten worden sind.

Als ich neulich nun so vor der Statue der französischen Unbefleckten Empfängnis stand und in die vielen Kerzen starrte, die ein unsicheres Licht in dem Dunkel des weiten Kirchenraumes verbreiteten, irrten meine Gedanken weitab an die fernen Grenzen im Westen, wo unsere Tapferen uns vor dem infernalischen Haß der Landsleute der Madonna von Lourdes beschützen, und da fiel mir ein, daß zur Stunde wie schon seit Jahren viele tausend Kerzen in deutschen Kirchen und Landen vor den zahlreichen Lourdesgrotten in und vor deutschen Kirchen und Kapellen brennen. Viel tausend deutsche Landsmänninen, die den direkten Weg zu unserem Herrgott als minder sicher ansehen, knien davor und senden zur Madonna von Lourdes Gebete empor für ihre in Frankreich kämpfenden Söhne, Brüder und Gatten. Man mißverstehe mich nicht. Als Katholik bin ich in der Verehrung der Muttergottes aufgewachsen und erzogen worden, in der Verehrung, wie sie die Kirche lehrt, nicht in der Anbetung und Vergötterung, die, vielleicht

Digitized by Google

mehr als andere Glaubenssätze, uns von unsern protestantischen Brüdern trennt. Fast jede katholische Kirche in Deutschland hat ihren eigenen Marienaltar, ihr Marienbild. Manche davon sind Kunstwerke, zu denen nicht nur der gläubige Kunstverständige verehrend aufschaut. Außerdem gibt es zahlreiche Wallfahrtsorte in Deutschland und Österreich, deren Marienbildnisse durch besonders fromme Erlebnisse und Legenden ausgezeichnet sind. Wir in Bayern haben z. B. unsere Muttergottes in Altötting, die Österreicher ihre in Maria-Zell usw. Sollten wir damit nicht genug haben? Sind die Fürbitten der Altöttinger Gottesmutter etwa minder kräftig und aussichtsreich als jener in Lourdes? Kein guter Katholik wird das zu behaupten wagen. Und doch hat die Einrichtung sogenannter Lourdesgrotten in den letzten Jahrzehnten in und an deutschen Kirchen einen geradezu verblüffenden Umfang angenommen. Keine Kirche glaubt bald ohne eine solche auskommen zu können; ein harmonisches Kircheninnere ist oft durch recht geschmacklos aufgeputzte Lourdesgrotten für immer gestört worden.

Ist es eine in unserm Unterbewußtsein fortwuchernde Auslandssucht, auch auf diesem Gebiete, oder der zufällige Umstand, daß die Erscheinung der Muttergottes zu Lourdes die letzte und jüngste der Legenden ist? Am 11. Februar 1858 erschien in der Grotte Massabieille in dem alten Städtchen der Gascogne Lourdes Maria der armen Müllerstochter Bernadette Soubirous, die 1879 als Barmherzige Schwester Marie Bernard zu Nevers starb, zum ersten Male. Am 24. Februar sprudelte die Quelle, deren Wasser später weit und breit versandt wurde. Einen Monat später sprach Maria „ich bin die Unbefleckte Empfängnis", und am 16. Juli fand die 18. und letzte Erscheinung statt. Die Statistik der Pilger und Prozessionen, die zur Grotte zogen, zählte zuletzt über 200 000; die Zahl der wunderbaren Heilungen ist mir nicht bekannt. Ein unter ärztlicher Leitung stehendes Bureau de contestation untersucht sie. Es fällt mir nicht im Traume ein, mich in den bekannten, zeitweise sehr erregten, unentschiedenen, weil auch kaum zu entscheidenden Streit zwischen deutscher und katholisch-französischer Wissenschaft zu mischen. Am 4. April 1864 wurde die geweihte Statue aus karrarischem Marmor, die von dem Lyoner Bildhauer Fabisch (ein merkwürdig deutsch klingender Name) stammt, aufgestellt. Seit 1876 erhebt sich über derselben eine prachtvolle Kirche, der Pius IX. den Rang einer Basilika verlieh; in demselben Jahre wurde die Statue im päpstlichen Auftrag vom Pariser Nuntius gekrönt. Bald darauf begann langsam aber fortschreitend der Einzug und die Verehrung der Muttergottes von Lourdes in Deutschland — in jenes Deutschland, das die Madonna des Freiburger Münsters, von Lochner, Memling, Pacher, Dürer, Steinle und das herrliche Bildnis von Blutenburg bei München besitzt — Bildnisse, gegen welche die süßliche, echt französische Auffassung Fabischs, noch weit weniger aber die nichtssagende Dutzendware der mehr oder weniger mißlungenen Nachbildungen in unsern Dorf- und Stadtkirchen nicht aufkommen kann.

Nun ist ja freilich wahr: nicht der Kunstwert ist für die fromme Verehrung eines Muttergottesbildes maßgebend, sondern die Legende, die Tradition und meist auch sein Alter. Es gibt aber kaum eine ältere christliche Kultusstätte als unser Altötting: sie ist gerade um tausend Jahre älter als Lourdes. Dieses

Digitized by Google

stammt aus dem 19., jenes aus dem 9. Jahrhundert, wo schon die erste christliche Niederlassung und Verehrung der Muttergottes mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen ist, wenn auch die Wallfahrten dahin natürlich von weit später datieren. Aber nicht darum handelt es sich, sondern um die Frage, ob wir deutsche Katholiken nicht endlich jetzt, wo seit fast zwei Jahren ein unerhörter Kampf um die ganze Existenz des Deutschtums überhaupt tobt, wo sich das Bestreben, deutsch zu sein oder wieder deutsch zu werden in allen möglichen Erscheinungen bis herunter auf die oft mehr gut gemeinten als gelungenen Ausmerzungen jedes Fremdworts auszuleben sucht, ob wir jetzt uns nicht auch eines Besseren besinnen und nicht lieber wie bis vor etwa 20 bis 30 Jahren zu unserer deutschen Muttergottes beten wollen: sie wird uns gewiß nicht weniger erhören als die Madonna von Lourdes, wenn wir schon einen Umweg zu unserm deutschen Herrgott machen wollen, der so sichtlich das Gebet unseres protestantischen Kaisers und der Deutschen aller Bekenntnisse gehört und gesegnet hat.

Das weibliche Dienstjahr.

Eine Antwort an Fritz Behn.

Sehr geehrter Herr Professor!

Gerade hat die deutsche Frauenbewegung das Jubiläumsfest ihres fünfzigjährigen Bestehens gefeiert. Da kommt Ihre Anregung aus dem Feld wie gerufen. — „Ein ganz neues Problem hat sich in der Stunde der Not aufgetan und entwickelt, die Selbständigkeit der Frau." — O, Herr Professor! Die Stunde der Not, die die Selbständigkeit der deutschen Frau entwickelte, hat für Millionen von deutschen Frauen geschlagen, lange ehe dieser Krieg mit eiserner Faust an unsere Tür gepocht hat. Tausende von Frauen waren an andere Arbeit gewöhnt als die, „ohne Verantwortlichkeit nach außen für Haus und Kinder zu sorgen".

Sind Sie wirklich der Meinung, daß nur das Talent und die natürliche Energie der einzelnen Frau so gute Erfolge erzielte? — Ohne längst bestehende, planvoll geleitete und geschulte Organisationen wären diese Leistungen nicht möglich gewesen. Ein Dienstzwang, der alle weiblichen Staatsbürger zu solchen Leistungen heranzieht, ist allerdings noch nicht eingeführt — aber die Idee ist sehr alt und der Plan dazu wird seit 20 Jahren in der Frauenbewegung erwogen und in Wort und Schrift erörtert.

Ich empfehle Ihnen — um nur eine aus der Fülle der Veröffentlichungen herauszugreifen — die Schrift von Helene Lange, „Das weibliche Dienstjahr", Berlin 1913. Jetzt steht diese Forderung natürlich an erster Stelle zur Diskussion, mit Für und Wider. Das Wider mit der Begründung, daß diese Pflicht für die Frau ohne die staatsbürgerlichen Rechte als Grundlage einen Akt der Ungerechtigkeit und Willkür bedeuten würde und daß bei Einführung eines so einschneidenden Gesetzes für die Frau ihre gleichberechtigte Mitwirkung bei der Schaffung desselben Bedingung sein müßte. — Wir begegnen dem Fall immer wieder, daß Männer, die zur deutschen Intelligenz zählen, Künstler, Gelehrte, auf dem Gebiet der Frauenfrage und demgegenüber, was Frauen auch in Friedenszeiten in Deutschlands öffentlichem Leben geleistet haben und täglich leisten, sich eine erstaunliche Unberührtheit bewahrt haben, während sie jeder anderen, auf der Tagesordnung stehenden Frage auf den Grund zu gehen suchen. Aber wir begrüßen es mit Freuden, daß wir nun auch in ihren Reihen — wenn auch erst sehend gemacht durch die bitterste Notwendigkeit — Mitkämpfer finden in unserem Ringen um die Befreiung der Frau, das vor fünfzig Jahren einsetzte mit dem Wahlspruch: „Die Arbeit ist das Recht, die Pflicht und die Ehre der Frau."

Mit vorzüglicher Hochachtung

München, Oktober 1915. Constanze Hallgarten

Digitized by Google

Die feste Grundlage.[1]

Von Spectator Germanicus.

„Δός μοι ποῦ στῶ, καὶ τὴν γῆν κινήσω.“

Die Auffindung eines mathematischen Gesetzes ließ Archimedes diesen Satz prägen, der mutatis mutandis, wie so manches klassische Wort, zugleich den Schlüssel zu Problemen enthält, die zunächst auf einem ganz anderen Gebiet zu liegen scheinen.

„Gebt mir einen festen Standpunkt, und ich will die Welt aus ihren Angeln heben.“ Die Fragen, auf die wir diesen Satz angewendet wissen wollen, liegen auf diplomatischem Gebiet und gehören damit einer Welt an, die wir allerdings nicht gewohnt sind, mit der Schärfe mathematischer Beweisführung zu betrachten.

Wiederholt wurde bereits darauf hingewiesen, wie das Fehlen eines bestimmten Standpunktes unsrer Politik nach außen hin die nötige Festigkeit nahm, so daß uns nichts Rechtes gelang, wir mochten anpacken, was wir wollten.

„Wenn unsre, der allgemeinen Stimmung entsprechende defensive Politik den Zusammenbruch herbeigeführt hat, dann gilt es jetzt, uns hinüberzuretten zu der Politik der Offensive mit ihrer sieghaft werbenden Kraft.“[2] Lag nicht hier eine Forderung ausgesprochen, die nun zum erstenmal nachgeprüft werden kann?

Es wurde bereits zu zeigen versucht, wie es erst durch den Ausbruch des Weltkrieges, der uns zu einer eindeutigen Stellungnahme den Großmächten gegenüber zwang, der Türkei ermöglicht wurde, sich als Bundesgenosse auf unsere Seite zu stellen, ohne daß die Bedeutung dieser Tatsache in ihrem vollen Umfange von der breiten Masse des deutschen Volkes seinerzeit entsprechend erfaßt worden wäre. Der Orient lag dem allgemeinen Empfinden noch zu fern, und immer noch spielte man mit dem Gedanken eines baldigen Ausgleiches, sei es mit Frankreich oder Rußland. Langsam aber sicher gewann dann die Erkenntnis der wahren Bedeutung des Orientproblems mehr und mehr an Boden.

Der Bericht unsrer Obersten Heeresleitung, der besagte, daß von unsrer Seite der Artilleriekampf gegen Serbien auf der ganzen Front aufgenommen worden sei, gab dann die freudige Gewißheit, daß wir die Gestaltung des Balkanproblems und damit den Schlüssel zum Orientproblem in die Schmiede unsrer siegreichen Heere gegeben hatten. Ein Aufatmen auf unserer Seite, endlich schien das ersehnte feste Programm am Kriegshori-

[1] Abdruck in der Tagespresse auch auszugsweise nicht gestattet. D. R.
[2] Siehe den Köhlerschen Aufsatz „Friedensziele“ im „Italien“-Heft.

Digitized by Google

zont aufzutauchen, Verblüffung und Bestürzung auf Seite unserer Gegner, nicht nur Konstantinopel sah man bereits entsetzt, sondern Ägypten und Indien bereits bedroht, und als wichtigstes Resultat: das offene Einschwenken Bulgariens in unser Lager. Mochte dieses auch schon längst auf unsrer Seite gestanden sein, erst unser aktives Vorgehen gab ihm die Möglichkeit, nach außen hin die letzten Konsequenzen zu ziehen.

Auf jeden Fall erleben wir hier den vollen Erfolg einer zielbewußten offensiven Politik, wie sie mit jenem obigen Satz verfochten wurde, und man kann nur hoffen, daß ein derartig aktiver Geist uns auch noch über die Kriegsjahre hinaus leiten und zu noch manchen diplomatischen Erfolgen führen möge.

In diesem Sinne wollen wir uns immer wieder des Satzes erinnern: „Gebt mir einen festen Standpunkt, und ich will die Welt aus ihren Angeln heben".

Hier liegt eigentlich alles ausgedrückt, was zu dem Rüstzeug staatsmännischen Gestaltungsvermögens gehört. Mit dem Sicheinstellen auf ein klares, eindeutiges politisches Programm gilt es, den nötigen festen Standpunkt zu gewinnen, von dem aus es einem starken Willen möglich ist, die Welt der Feinde in ihren Grundfesten zu erschüttern.

Gibt es nun endlich ein solches politisches Programm? Eigentlich gab es ein solches schon seit geraumer Zeit, aber immer noch wurde es vielfach nicht ernst genommen, es wurde angefeindet und vor allem totgeschwiegen, und erst dann konnte es zur allgemeinen Losung erhoben werden, als man den Zusammenbruch aller anderen Bestrebungen erlebt hatte und unser wahres Verhältnis zu den anderen Mächten endlich klar vor aller Augen stand.

Wenn man sich nun zur Kennzeichnung jenes Programms des Schlagwortes „Berlin—Bagdad" bedient, so offenbaren sich höchst charakteristisch in diesen kurzen Worten gewisse Schwächen, die zu einem weiteren Ausbau führen mußten.

Läßt sich in den Ländern, die durch die Symbole Berlin—Bagdad gegeben sind, die Kette, die von dem einen zum andern gespannt werden soll, genügend fest verankern und schwankt diese Kette, je weiter sie sich von ihren Fixpunkten entfernt, nicht allzu unbestimmt hin und her? Verschieden schwierig gestaltet sich die Lösung dieser sich immer mehr aufdrängenden Fragen.

Mehr und mehr sehen wir und andere in Deutschland den natürlichen Kristallisationspunkt der germanischen Welt, und erst wenn wir den letzteren Begriff einführen, erhält unsere Kettenbrücke auf unserem Ufer den ihrer Größe und Bedeutung entsprechenden gewaltigen festen Brücken-

Digitized by Google

kopf. Was wir auf der anderen Seite brauchen, ist ein genügend weites Ausfallstor, ein Gebiet, das unserer Schaffenskraft den nötigen Spielraum eröffnet. Erhält dieses erst durch Angliederung der übrigen mohammedanischen Länder und Völker an die islamitische Zentralmacht die genügende Weite, so erhält es damit auch erst die nötige Festigung.

Mag nun damit die Kette an beiden Enden so fest gegründet sein, daß die stärksten Belastungsproben sie hier nicht zu lösen vermögen, so schien immer noch das Mittelstück selbst gefährdet, da es mitten durch die brandenden Wellen des slawischen Meeres führte, in dem man nichts anderes als eine feindliche Naturmacht zu erblicken vermochte. Man hat letzterem früher schon dadurch abzuhelfen versucht, daß man eine etwas andere Linienführung anstrebte, die gewisse festere Anhaltspunkte zu bieten schien. Man glaubte den Umstand, daß über Ungarn und Rumänien ein Weg gegeben war, der uns ohne Berührung slawischen Gebietes einen Ausweg nach dem Orient öffnete, als besonders bedeutungsvoll hinstellen und diesen Weg besonders empfehlen zu dürfen.

Was Ungarn betrifft, so hat sich dieses im jetzigen Völkerringen tatsächlich als einer unserer festesten Stützpunkte bewährt und eine über jedes Lob erhabene Haltung eingenommen. Anders steht es mit Rumänien. Alle Hoffnungen, die man gerade auf dieses, weil nicht slawische Land setzte, erwiesen sich als trügerisch, und heute noch ist Rumäniens Haltung eine durchaus unsichere.

Dafür aber hat sich Bulgarien, welches bisher nur ein Vorposten der slawischen Vormacht Rußland zu sein schien, offen auf unsere Seite gestellt. Die unendliche Bedeutung dieser Tatsache liegt darin, daß sie uns gestattet, unsere Kette Berlin—Bagdad auf kürzestem Wege mitten durch westslawisches Gebiet hindurchzuführen, welches sich wie ein Keil zwischen die Welt der Germanen und des Islam einschiebt, da wir nun erkennen, dieses nicht mehr wie bisher immer wieder als unüberwindliches und uns feindliches Hindernis zu betrachten.

Ex oriente lux! Das gilt nun auch in der westslawischen Frage.

Damit haben wir aber schon an Stelle des noch allzu unbestimmten und unsicheren Begriffes „Berlin—Bagdad" das breite feste, in sich geschlossene und abgerundete Gefüge des neuen Dreibundes gesetzt, welches die Stellungnahme Bulgariens auf unserer Seite bereits in sich enthält und überall unserer Kettenbrücke die nötige Sicherheit gewährt. Es ist das einzige Programm, das die einzelnen Staaten vollkommen selbständig als Teile größerer Faktoren nebeneinander bestehen läßt, und das die weitesten Entwicklungsmöglichkeiten in sich schließt.

Daß die westslawische Frage die schwierigste sein wird, soll dabei gar

Digitized by Google

nicht in Abrede gestellt werden, auch nicht, daß sie nicht immer nur auf friedlichem Wege zu lösen sein wird. Gerade hiefür liefert uns ja der in diesen Tagen gegen Serbien geführte Vernichtungskampf einen sprechenden Beweis. Bereits wurde aber auch für diesen Fall das versöhnende Moment in dem Satz ausgesprochen: „Wenn etwas den selbstverschuldeten Untergang der Serben verklären kann, so ist es das, daß sie, als irregeleitetes Opfer, für die Einigung ihrer westslawischen Brüder fallen." [1])

Ist es nicht bedeutungsvoll, daß zu derselben Zeit, da hier der Vollzug höherer Ideen sich mit Gewalt durchsetzen muß, da Serben und Bulgaren sich gegenseitig bekämpfen, hoch droben im Norden ein anderer westslawischer Stamm, der polnische, die Morgenröte einer neuen Zeit erlebt, für die ihm in den neugegründeten polnischen Hochschulen zu Warschau so gewichtige Unterpfänder freiwillig aus der Hand des deutschen Siegers, seines angeblichen unversöhnlichen Widersachers, gewährt wurden?

Man mag diese Tatsache mit besonderer Genugtuung begrüßen, denn hier liegt eine neue Gewähr, daß der neue Dreibund im Werden ist, der die Welt der Germanen und des Islam durch das bisher in seiner Bedeutung nicht erkannte Zwischenglied der Westslawen zu einem geschlossenen Ganzen verbindet.

Auf ihn und seinen Aufbau sollte nun immer der Blick gerichtet sein, wenn es gilt, zu den Fragen des Tages Stellung zu nehmen.

Als Hüter des Ausganges der in ihrer vollen Wichtigkeit wiedererkannten Wasserstraße der Donau wird Rumänien für uns immer von größter Bedeutung sein, und von seinem weiteren Verhalten wird es abhängen, ob es aus dieser natürlichen Gunst seiner Lage die richtigen Folgerungen und den richtigen Vorteil zu ziehen wissen wird. Auch die Lösung der Frage nach einem weiteren Zugang nach dem Südosten, die für den neuen Dreibund von der größten Bedeutung sein wird, wird ganz von dem ferneren Verhalten Rumäniens abhängen. Je nachdem wird der erforderliche direkte Zugang zum Schwarzen Meer im Interesse Rumäniens über die Ukraine sich ermöglichen lassen, oder aber er wird infolge des fehlenden rumänischen Verständnisses auf dem kürzeren und leichter erreichbaren Weg über Podolien und Beßarabien anzustreben sein. Liegt hier eine Frage, die sich mit wichtigen Dreibundsinteressen berührt, und die daher im aktiven Sinne einer schnellen, glücklichen Lösung zugeführt werden muß, so ist unser Interesse in der griechischen Frage kein unmittelbares. Griechenland steht zunächst außerhalb unserer Belange, und doch dürfen wir an der griechischen Frage nicht achtlos vorübergehen.

Man wird zunächst ohne weiteres zugeben müssen, daß die Lage Griechen-

[1]) Siehe „Der neue Dreibund" von Franz Köhler, J. F. Lehmanns Verlag, München.

Digitized by Google

lands eine außerordentlich schwierige ist, zum Teil allerdings aus eigenem Verschulden. Man ist leicht geneigt, Venizelos allein verantwortlich machen zu wollen, wobei man aber übersieht, daß er sein Spiel nicht hätte durchführen können, wenn er nicht einen großen Teil des Volkes hinter sich gehabt hätte. Wenn sich auch jetzt wieder, was bei uns vielfach sehr überraschend kam, gezeigt hat, daß Venizelos immer noch die Majorität für sich hatte, dann wird das durch die nun einmal nicht von heute auf morgen zu ändernde Tatsache erklärt, daß die Sympathien des griechischen Volkes in erster Linie Frankreich und damit der Entente zuneigen. Man tut gut, sich das immer vor Augen zu halten.

Wenn andrerseits die Anhänger des Königs und des Generalstabs mehr und mehr an Boden gewinnen, so hat das weniger mit Sympathien und Antipathien zu tun, auch nicht in diesem Sinn mit einem Stimmungsumschwung, sondern es ist eine natürliche Folge der Ereignisse und der zunehmenden Einsicht in die wahre Lage.

Die Haltung der Neutralen, soweit diese sich nicht einem bitteren Zwang folgend, sondern nur aus dem Bestreben heraus, sich das allgemeine Chaos irgendwie nutzbar zu machen, zu einer aktiven Rolle angeregt fühlen, wird in erster Linie von ihrem Glauben an den Sieg der einen oder anderen Partei abhängen. So mußten die Sympathieäußerungen notgedrungen mehr und mehr nüchternen Erwägungen Platz machen, und es wird stets das Verdienst des griechischen Königs bleiben, seinem Land die hierzu nötige Zeit des Abwartens verschafft zu haben. Er und sein Generalstab mochten von vornherein die Siegesaussichten der Zentralmächte höher bewertet haben als Venizelos, der von dem Sieg der Entente überzeugt war. Nach dem verblüffend verschwindenden Einfluß des Eingreifens Italiens gegen die Mittelmächte, den gewaltigen Erfolgen Deutschlands im Osten, der Erfolglosigkeit der englisch-französischen Offensive im Westen, der überraschenden Offensive gegen Serbien und endlich dem Eintreten Bulgariens für die Mittelmächte mußte dieser Glaube und auch der Wunsch nach einem Sieg der Entente mehr und mehr ins Wanken geraten.

Der nächste Schritt führte zur kritischen Beurteilung der Folgen des Sieges auf beiden Seiten. Hier zeigte sich der König als der weiterblickende Staatsmann. Während Venizelos' Blick stets auf die alte Feindschaft mit Bulgarien und der Türkei eingestellt blieb, wies der König darauf hin, daß ein Sieg der Entente das Festsetzen Rußlands in Konstantinopel und auf dem kleinasiatischen Festlande, Italiens auf dem Dodekanes und der gegenüberliegenden Küste, sowie in Nordepirus und Südalbanien, endlich Englands auf den kleinasiatischen Inseln bedeuten würde, was ganz der auch von unserer Seite vertretenen Ansicht entsprach.

Digitized by Google

Ungemein interessant ist hier der Vergleich mit Italien. Die Verhältnisse lagen dort ganz ähnlich, nur daß der weitblickende königliche Staatsmann fehlte, und die Interessen des Tages und damit der Masse die Oberhand behielten. Dort hatte man auch geglaubt, die Entscheidung des Krieges selbst beeinflussen zu können.

Schließlich mußte auch die Gegenüberstellung der Mittel, mit denen hier und dort für Griechenland etwas erreichbar schien, für die Haltung des Volkes von bestimmendem Einfluß sein. Die Entente forderte vom Lande schwere Opfer an Gut und Blut, die doch hauptsächlich dann nur ihr selbst zugute kommen konnten, während die Mittelmächte nichts weiter verlangten als die Neutralität.

Nun blieb immer noch das schwerwiegendste Argument der Venizelos-Partei der Hinweis darauf, daß Griechenland der englischen Flotte schutzlos ausgeliefert sei. Hier liegt tatsächlich für Griechenland eine große Gefahr, denn man kann nicht daran zweifeln, daß England kalten Blutes das Zerstörungswerk selbst an der Akropolis vollenden würde, das es früher schon durch Lord Elgin so unselig begonnen hatte.

Wird von Venizelos und damit vom griechischen Volk der Gegensatz zu Bulgarien und zur Türkei immer wieder betont und auch von der Gegenpartei nicht bestritten, nur daß diese darauf hinweist, daß Rußland, Italien und England die noch gefährlicheren Gegner seien, so geht daraus hervor, daß Griechenland, in den Rahmen der Dreibundspolitik unmittelbar eingestellt, keine Stärkung bedeuten würde, da es uns in unsrer Bewegungsfreiheit, die gerade durch den Abfall Italiens eine so vollkommene geworden ist, wieder beschränken und neue Reibungsflächen innerhalb des eigenen Lagers schaffen würde, was wir bisher im Gegensatz zum Vierverband glücklich vermieden hatten.

Auch Bulgarien und die Türkei mußten sich erst über strittige Fragen gütlich auseinandersetzen, bevor ersteres sich uns anschließen konnte. Durfte Venizelos bereits Abtretungen an Bulgarien ins Auge fassen und protestlos in die Besetzung des (noch strittigen) griechischen Inselbesitzes durch England willigen, die, wie wir sahen, ein Sieg des Vierverbandes nur bestätigen würde, dann ist die Möglichkeit mit Bulgarien und der Türkei zu einem friedlichen Ausgleich zu kommen, bereits angedeutet. Auf der einen Seite winkt die Vergrößerung des griechischen Festlandbesitzes, die ungleich wichtiger ist als alle losgelösten Erwerbungen, auf der anderen Seite die Sicherstellung der wirtschaftlichen Interessen des Landes und der Zukunft des kleinasiatischen Griechentums.

Hier stoßen wir auf gemeinsame Interessen; auf der einen Seite auf solche politischer Natur gegen Italien, auf der anderen auf solche wirt-

Digitized by Google

schaftlicher Natur in der Türkei, da die Griechen dort wohl noch auf lange Zeit hinaus als nicht zu entbehrendes wichtiges kulturelles und wirtschaftliches Element betrachtet werden müssen.

Es wären also tatsächlich gewaltige Werte, die Griechenland durch die Zentralmächte sichergestellt bekäme, wozu es nichts weiter zu leisten hätte, als eine neutrale Haltung. Hat es dem Vierverband die Benutzung seines Landes gegen die Mittelmächte zugestanden, was unter anderen Verhältnissen schon als feindselige Handlung aufgefaßt werden müßte, so könnte es nun nur dankbar sein, wenn es diesen gelänge, das Land wieder zu säubern. Damit könnte es Saloniki wieder zurückerhalten, das England als wertvolle Flottenbasis und als Angriffspunkt gegen die Berlin-Bagdad-Verbindung für seine Zwecke auszugestalten bestrebt sein wird. Erblickt aber Griechenland in den fremden Gästen ein Faustpfand, das es gegen Übergriffe der englischen Flotte schützt, so wären die Mittelmächte in der Lage, nötigenfalls auch hierfür Ersatz zu schaffen.

Sich den Mächten offen anzuschließen, läge kaum genügende Veranlassung vor, da man sich dann zu Opfern verpflichten würde, ohne daß damit die Verhältnisse eine wesentlich andere Gestaltung erfahren würden.

Ist durch das Eingreifen Italiens der Gegensatz zwischen Griechenland und dem Vierverband erst richtig akut geworden, der jetzt nur mühsam durch die künstliche Zurückhaltung Italiens verschleiert wird, so wird der kluge griechische Geschäftssinn auch hier vorerst keine Änderung herbeizuführen wünschen. Man kann daher schwer glauben, daß Griechenland nicht alles aufbieten wird, eine möglichst neutrale Haltung zu bewahren, ohne daß freilich Überraschungen damit als ausgeschlossen betrachtet werden dürfen. Wie weit Deutschlands und damit der Mittelmächte Interessen berührt werden, kann nur in obigen größeren Zusammenhängen beurteilt werden.

Conrad Ferdinand Meyer über das Verhältnis der Schweiz zu Deutschland.

Ende November 1888 wurde Conrad Ferdinand Meyer zum Ritter des bayerischen Maximiliansordens für Wissenschaft und Kunst ernannt. Auf einen Glückwunsch des Germanisten Mathias Lexer, eines gebornen Kärntners, damals Universitätsprofessor in Würzburg, gab C. F. Meyer, folgende, unseres Wissens bisher ungedruckte Antwort:

„Ihre Karte vom 9., verehrter Herr, gab mir die erste Nachricht von der mir zu Theil gewordenen Auszeichnung, die mir — aufrichtig — Freude macht, wie mich auch mein durch Sie vermittelter Eintritt in das Grimm'sche Wörterbuch, dessen erschienene Hefte ich besitze, höchlich erfreut hat. Beides bezeugt die geistige Zugehörigkeit der deutschen Schweiz zu Deutschland, die für mich ein Glaubensartikel ist.

In diesem Geiste Ihr C. F. Meyer.

Kilchberg bei Zürich, 17 Dec. 1888"

Digitized by Google

Vorschläge zum Schutze unseres Nachwuchses.

Von Prof. Dr. med. Trumpp in München.

Die Geburtsrate im Deutschen Reich ist seit dem Jahre 1876 in ununterbrochenem Sinken begriffen und in dieser Zeit von 42 °/oo auf 27 °/oo gefallen. Während des Krieges hat begreiflicherweise die Zahl der Geburten noch weiter abgenommen. Diese Sachlage wäre weniger bedenklich, wenn es uns gelungen wäre, bei dem spärlicher werdenden Nachwuchse die Sterblichkeit entsprechend herabzumindern. Nun ist ja wohl durch die seit dem Jahre 1904 lebhaft entfaltete öffentliche Säuglingsfürsorge die Säuglingssterblichkeit von 20.5 Prozent auf 15 Prozent abgesunken, allein diese Abnahme genügt durchaus nicht als Ausgleich für den großen Ausfall an Geburten. Auch ist bei uns die Säuglingssterblichkeit immer noch viel höher als bei unseren Feinden; sie betrug nach den letzten statistischen Erhebungen in Italien 12.8 Prozent, in Frankreich 10.4 Prozent und in Großbritannien gar nur 9.8 Prozent. Daß auch in diesen Staaten ein Geburtenrückgang zu verzeichnen ist, kann uns schon deshalb nur ein geringer Trost sein, da der Rückgang (ausgenommen in Frankreich) nicht so beträchtlich ist als bei uns, und Rußland, das freilich eine höhere Säuglingssterblichkeit hat, noch immer über eine Geburtsrate von 43 °/oo verfügt, die also fast doppelt so groß ist wie die unsere.

Unter diesen Umständen erfüllt die Frage des Nachwuchses bei uns alle verantwortlichen Kreise mit um so größerer Sorge, je länger der Krieg dauert, je mehr zeugungsfähige Kräfte wir durch ihn verlieren. In einträchtiger Arbeit von Behörden und dazu berufenen Privaten setzt eine rege Propaganda ein mit dem Ziel einer Vermehrung und Kräftigung unseres Nachwuchses.

Diese Bestrebungen müssen von jedem einsichtigen und vaterlandsliebenden Deutschen mit allen Kräften unterstützt werden, denn die Stellung Deutschlands im Rate der Völker wird in Zukunft davon abhängen, ob unser Nachwuchs zahlreich, leistungsfähig und widerstandsfähig genug sein wird, um die Errungenschaften der Väter festzuhalten und auszubauen.

Für eine Vermehrung unserer Volkszahl bestehen drei Möglichkeiten. Sie kann erreicht werden entweder durch Einverleibung fremdländischer Bevölkerung (der eroberten Gebiete); oder durch Rückberufung ausgewanderter deutscher Kolonisten, wie sie die Balten zur Verdeutschung ihres Landes mit gutem Erfolge schon in die Wege leiteten, und wie sie Sering und Eisse für unser Vaterland ganz allgemein empfehlen. Sie kann drittens erreicht werden durch Vermehrung der einheimischen Bevölkerung. In letzterem Falle wird der Erfolg wahrscheinlich von der Finanzkraft des

Digitized by Google

Staates abhängig sein. Denn ebenso, wie trotz aller Bemühungen unserer Stillpropaganda die Zahl der stillenden Frauen erst mit der Einsetzung von Stillprämien stieg, dürfte eine bedeutende Hebung der Geburtszahl nur durch die Gewährung von Geburtsprämien zu erzielen sein. — Selbstverständlich richten sich die Bemühungen in erster Linie auf eine Vermehrung der einheimischen Bevölkerung. Da erhebt sich aber eine bisher viel zu wenig betonte Frage: ist unser Nachwuchs durchgehends so gesund, daß man seine Vermehrung ohne jede Einschränkung wünschen kann? Wäre es nicht vielmehr gerade jetzt an der Zeit, Sorge dafür zu treffen, daß uns künftig weniger schwächliche und kränkliche Kinder geboren werden, die ja dem Staate keine Hilfe, sondern nur eine Last sind?

Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein. Unser Volk, und zwar in allen Kreisen, muß dazu erzogen werden, bei Eheschließungen künftig mehr Wert auf körperliche Tüchtigkeit zu legen als auf Namen, Stand und Geld.

Mit Ermahnungen allein ist aber wenig gedient. Es muß den Heiratslustigen auch die Möglichkeit geboten werden, sich vor Mißgriffen mit all den schweren Folgen für sie selbst und ihre Nachkommen zu bewahren. Nun sind bisher alle Vorschläge, die auch nur einigermaßen an das Problem der Zuchtwahl erinnerten, als zu sehr in die persönliche Freiheit des Staatsbürgers eingreifend abgewiesen worden. Die Zeiten sind aber so ernst, daß man sich jetzt wohl oder übel zu energischen Maßnahmen wird entschließen müssen.

Eine solche Maßregel die wohl durchführbar wäre, ist die amtsärztliche Untersuchung aller Ehekandidaten auf ihren Gesundheitszustand. Da wir heutzutage schon über eine genügend große Zahl von vorzüglichen Ärztinnen verfügen, so käme für die Bräute eine Verletzung des Schamgefühls nicht mehr in Frage. Die Untersuchung wäre in der gleich genauen Weise vorzunehmen wie für die Aufnahme in eine Lebensversicherung. Auch wären Angaben über vorausgegangene schwerere Erkrankungen sowohl der Ehekandidaten wie ihrer Eltern und Geschwister zu erheben. Wissentlich falsche Angaben sollten strafbar sein. Wird das Bestehen einer Krankheit festgestellt, die eine ernstliche Schädigung des Nachwuchses bewirken könnte, so soll der Kranke eine entsprechende mündliche oder gedruckte Belehrung erhalten, und soll außerdem in das Gesundheitszeugnis der Vermerk eingetragen werden: „Eine Verehelichung wird ärztlich widerraten" oder „... wird vor Ablauf von .... Jahren widerraten". Das Zeugnis des Bräutigams soll von Amtswegen der Braut, dasjenige der Braut dem Bräutigam zugestellt werden. Beide haben das Recht, ja die Pflicht, sich über den Gesundheitszustand des Partners und seiner Familie unterrichten zu lassen. Wer nichts zu verheimlichen hat, dem wird

Digitized by Google

die Untersuchung und die Kundgabe des Untersuchungsbefundes nicht peinlich sein. Kommt andernfalls durch dieses Vorgehen eine Ehe nicht zustande, so wird dadurch nicht nur kein Schaden angerichtet, sondern im Gegenteil viel Elend und Not verhütet. Ein Eheverbot kann nicht ausgesprochen werden. Wenn sich zwei Leute trotz vorliegender bedenklicher Krankheiten heiraten wollen, so ist das ihre eigenste Sache; aber man muß sie darauf hinweisen, daß sie ein schweres Unrecht begehen, wenn sie ihre Krankheiten auf unschuldige Dritte, auf Kinder, vererben und diese dadurch von Geburt an zu einem siechen, freudlosen Dasein verurteilen.

Um wenigstens eine allzu starke Ausbreitung der Syphilis zu verhindern, die neben der Tuberkulose und der Trunksucht am meisten die Volkskraft unterwühlt, soll eine weitere Einrichtung getroffen werden. Es soll künftig jedes Kind, gleichviel ob ehelich oder unehelich, reich oder arm, zwischen der 6. und 12. Lebenswoche (der Zeit, in der sich die ererbte Syphilis zu offenbaren beginnt), von einem amtlichen Kinderarzt auf Syphilis untersucht werden.[1]) Wird bei ihm die Seuche festgestellt, so erhalten Vater wie Mutter ein Merkblatt, das die nötige Aufklärung über die Krankheit gibt und auf ihre Heilbarkeit, aber auch auf die Notwendigkeit gründlicher, sachverständiger Behandlung sowohl der Eltern wie des Kindes aufmerksam macht. Der Empfang dieses Merkblattes ist zu bescheinigen. Erzeugt der kranke Vater oder die kranke Mutter ehelich oder außerehelich ein zweites syphilitisches Kind, ohne sich über eine vorausgegangene Behandlung ihres Leidens ausweisen zu können, so machen sie sich wissentlich eines schweren Vergehens schuldig und soll gegen sie in irgend einer Weise mit den derzeitigen oder neu zu schaffenden Gesetzen (Zwangsbehandlung?) wirksam vorgegangen werden.

Nur derjenige, der keinen Einblick in all den Familienjammer und schweren Volksschaden hat, den die durch Unkenntnis, Leichtsinn oder verbrecherische Gleichgültigkeit verschuldete, große Verbreitung der Lustseuche hat, wird sich gegen die Einführung durchgreifender Maßnahmen zur Bekämpfung dieser Volksgefahr sträuben. Dabei tut Eile not, denn wie nach jedem Kriege so droht uns auch diesmal, und wohl noch in erhöhtem Maße, eine starke Zunahme der Geschlechtskrankheiten, zumal die von unseren Truppen besetzten feindlichen Gebiete stark durchseucht sein sollen und die nicht immer selbst verschuldete Ansteckung den Betroffenen oft längere Zeit unbewußt bleiben kann. Man könnte sich übrigens von den vorgeschlagenen Einrichtungen nebenbei versprechen,

[1]) Die Untersuchung bräuchte keineswegs auf Erbsyphilis beschränkt zu bleiben. Die anzulegenden Zählkarten könnten auch Vermerke über andere wichtige Krankheiten sowohl des Säuglings wie seiner Anverwandten enthalten und uns so die wünschenswerte Kenntnis der tatsächlichen Verbreitung der Volksseuchen vermitteln.

Digitized by Google

daß sie besser wie alle bisherigen Ermahnungen und Belehrungen viele jungen Leute im Feld und in der Heimat zur Einhaltung der keineswegs schädlichen sexuellen Abstinenz bis zum Eingang einer Ehe bewegen werden.

Für spätere Zeiten sei der Vorschlag gemacht, daß Eheleute, die für Familienzuwachs der geplanten staatlichen Unterstützung bedürfen, diese nur dann erhalten sollen, wenn sie bei der amtsärztlichen Untersuchung gesund befunden wurden, und auch jeweilen nur solange, als sie gesunde Kinder zeugen.

Es ist vorauszusehen, daß diese Vorschläge manche Einwendung erfahren werden. Man kann vor allem über die Form ihrer etwaigen Ausführung verschiedener Meinung sein, so etwa über die beste Art und Weise, wie den Verlobten der Untersuchungsbefund mitzuteilen ist. Allein die Bestimmung der Ausführbarkeit dieser und ähnlicher Vorschläge und die Festlegung aller Einzelheiten wird niemals Sache eines Einzelnen, sondern beratender Kommissionen aus allen einschlägigen Kreisen sein. Der Zweck dieser Zeilen kann und soll deshalb nur der sein, Anregungen in der gewiesenen Richtung zu geben. Mögen sie freundliches Gehör finden!

Weihnachtsrundschau.

Deutsche Reiseziele nachher, deutsche Weihnachtsbücher jetzt.

Der Aufsatz, der unter dieser Überschrift im Novemberheft stand, wird durch Veröffentlichungen des deutschen und österreichischen Buchhandels bestätigt. Die Zukunftsziele des deutschen Reiseverkehrs werden gerade durch die Gleichzeitigkeit des Erscheinens der Werke besonders deutlich. Begonnen sei mit zweien der bekannten Blauen Bücher des Düsseldorfer Verlags Langewiesche: Große Bürgerbauten deutscher Vergangenheit heißt der erste, Unsere schöne Heimat der zweite (je 1 M. 80). Wie ein gereckter Zeigefinger mahnt auf dem Umschlag des einen der Turm des Thorner Rathauses: Ostpreußen! An großen Bauten wie an landschaftlicher Schönheit überreich, wartet Deutschland darauf, von den Deutschen entdeckt zu werden. Galerien können wir durch photographische Wiedergaben ins Haus kommen lassen, Bauten und Landschaften müssen wir an Ort und Stelle aufsuchen. Das schöne Ostpreußen heißt der neue Band von R. Piper (2 M. 80), den Baurat Dethleffsen besorgt und dem Generalfeldmarschall Hindenburg gewidmet hat und der sich den drei Bänden der Schönen Deutschen Stadt trefflich anreiht. Abermals sei das Werk des Dachauer Roland-Verlages über Altbayern und Bayrisch Schwaben (25 M.) als Prachtgeschenk empfohlen. In Österreich rührt sich das nämliche Streben. Der Wiener Kunstverlag Anton Schroll hat zwei kaufenswerte, schöne Darstellungen gebracht, die eine Denkmäler der Kunst in den südlichen Kriegsgebieten (Isonzoebene, Istrien, Dalmatien, Südtirol, 2 M.) betitelt, die andere einer einzigen Stadt gewidmet: dem herrlichen Salzburg (5 M.),

Digitized by Google

beides Bücher zum Lust- und Plänemachen für nachher. Denn Tausende werden es sich nicht nehmen lassen wollen, die Orte nach dem Krieg aufzusuchen, von denen sie jetzt alle Tage im Abendbericht lesen. Zwei der bemerkenswertesten Erscheinungen sind Belgien gewidmet: der Band Belgien sonst und jetzt des Verlags Hermann Montanus (2 M.) mit seinen vier Abteilungen: Belgien als Staat, Belgiens Kunst, der Krieg in Belgien, die deutsche Verwaltung, die durch über 200 Bilder erläutert werden; und der mit 96 ganzseitigen Abbildungen geschmückte Band Belgische Baudenkmäler des Inselverlags (3 M.), der die Baugeschichte des Landes in zeitlicher Folge illustriert. Von unserem Mitarbeiter Major Franz C. Endres erscheint soeben bei Beck ein staatlicher Band „Die Türken, Bilder und Skizzen von Land und Volk" (5 M.). Es gibt wenige so schöne Zeichen des deutschen Besinnens auf den eigenen Reichtum und der verständnisvollen Einstellung unseres Buchhandels auf die Bedürfnisse der Zeit, wie die genannten Bücher. Wenn uns nach dem bekannten Worte Bismarcks kein Volk den deutschen Leutnant nachmacht, so macht uns ebensowenig eines den deutschen Buchhändler nach, diesen fast gleichmäßig hochstehenden, glänzend organisierten Stand, dem unser Volk viel mehr verdankt, als es ahnt.

Biologische Bücher.

In der gegenwärtigen Zeit, in der wir — gezwungen durch die Weltereignisse — uns auf all das besinnen, was unser Volk Hervorragendes geschaffen hat, ziemt es sich, auch einen Blick auf die Wissenschaft von den lebenden Wesen zu werfen. Deutsche Gelehrte sind an ihrer Entwicklung besonders stark beteiligt gewesen, ganze Zweige der Biologie gehen auf deutsche Gedanken zurück. Deutsche Arbeit hat überall mitgewirkt, beim Studium der Mikroorganismen wie bei der Aufklärung der Rätsel, die das menschliche Gehirn uns aufgibt, bei der Erforschung der Tier- und Pflanzenwelt fremder Länder und des Ozeans, bei der Enthüllung der Lebensgesetze der Pflanzen und Tiere; kurz, in allen Gebieten der Biologie waren Deutsche nicht nur Förderer und Erweiterer des Wissensgebietes, sondern sie haben neue Schächte in unbekannte Tiefen gebohrt und der Menschheit eine Fülle ungeahnter Erkenntnisse erschlossen. Die Bakteriologie, die Lehre von den Urtieren und Urpflanzen, Entwicklungsgeschichte und Entwicklungsmechanik ein großer Teil der vergleichenden Anatomie, die Physiologie der Pflanzen und Tiere und viele andere Zweige der biologischen Wissenschaften haben ihre Begründung und erste Entwicklung in Deutschland erfahren. So ist es denn kein Wunder, daß viele deutsche Fachausdrücke in der wissenschaftlichen Literatur fremder Länder als Fremdwörter benützt werden.

Im Verlauf der letzten Jahrzehnte ist biologisches Wissen in unserem Vaterland auch immer tiefer in breite Kreise des Volkes eingedrungen. Eine Menge guter Zeitschriften sorgt dafür, daß auch der Nichtfachmann stets Gelegenheit hat, die Fortschritte der biologischen Wissenschaften zu verfolgen und gute allgemeine Darstellungen, gemeinverständliche Bücher helfen dazu, daß die Ergebnisse neuer Forschungen bald zum Gemeingut der Nation werden. Die große allgemeine Bildung in naturwissenschaftlichen Dingen, das offene Auge für alle Vorgänge

Digitized by Google

in der umgebenden Natur ist eine der Eigenschaften unseres Volkes, welche ihm auch jetzt im Feld seine Überlegenheit über viele unserer Gegner sichern.

An diesem Stück allgemeiner Bildung haben eine Anzahl Bücher ihren Anteil, die zum Teil schon seit vielen Jahren vorliegen und, ohne zu altern, weiter wirken, so daß sie in gewissem Sinn zu den Klassikern unserer Literatur gerechnet werden können. Auf solche will ich in der nachfolgenden Übersicht neben einigen neuen Werken hinweisen. Gerade in der gemeinverständlichen naturwissenschaftlichen Literatur versinken oft die besten Bücher in halbe Vergessenheit, weil sie durch neue Unternehmungen der Verleger künstlich zurückgedrängt werden. Bücher ersten Ranges tauchen oft nach wenig Jahren in die Versenkung des Antiquariatsbuchhandels, weil mit aller Kraft der Reklame neue, oft weniger wertvolle Bücher ähnlichen Inhalts auf den Markt geworfen werden, welche die Augen des Publikums blenden und von jenen ablenken.

So wollen wir denn unsere Übersicht gerade mit solch einem alten, wertvollen Werk beginnen, welches seit 40 Jahren schon jedem Naturforscher und Naturliebhaber die größte Anregung gebracht und die wertvollsten Dienste geleistet hat. Vor mir liegen die drei bisher erschienenen Säugetierbände von Brehms Tierleben, in 4. Auflage bearbeitet von Ludwig Heck und Max Hilzheimer.[1])

Der Name Hecks, des so erfahrenen und wissenschaftlich durchgebildeten Direktors des Berliner zoologischen Gartens, bürgt dafür, daß alle Verbesserungen, die in dem Werk vorgenommen wurden, auf den Errungenschaften neuester Forschungen beruhen. Dabei wurde der Charakter des alten, guten Buchs in seinen Grundzügen unverändert gelassen. Gerade für Säugetiere ist ja seit altersher der Brehm das inhaltsreichste Nachschlagebuch. Trotz des angehäuften Stoffreichtums ist es die anregende Lektüre geblieben, die es immer war. Die Menge von mehr anekdotischen Tiergeschichten, die dem Brehm seine Eigenart verliehen, ist etwas eingeschränkt worden zugunsten wichtigerer Erörterungen über den Bau, die Verwandtschaft, die geographische Verbreitung der Arten. Aber die vielen Beobachtungen von Sammlern, Jägern, Naturfreunden stellen immer noch, nur jetzt etwas kritischer gesichtet, ein unabsehbares, vielfach noch unausgenütztes Material für viele Fragen der Säugetierbiologie dar. Auf einige Kapitel möchte ich besonders hinweisen, so auf die Bearbeitung der Nagetiere im zweiten Säugetierband. Viel außerordentlich Interessantes findet sich in der kritischen Monographie des Feldhasen; überhaupt ist die ausführliche Darstellung der Biologie unserer jagdbaren einheimischen Tiere sehr zu rühmen. Hervorhebung verdient auch die Berücksichtigung der wichtigen Säugetiere unserer Kolonien. Im dritten Band ist auf die sehr gute Darstellung der Waltiere, die vollkommen auf der Höhe moderner Forschung steht, besonders hinzuweisen.

Über die Ausstattung des Werkes kann man verschiedener Meinung sein; Druckart und Illustrationen stimmen nicht ganz gut zusammen. Die alten Holzschnitte harmonieren mit der Druckweise, dazu passen aber die neuen Farbtafeln und die zahlreichen Photographien nicht so ganz. Ich weiß aus eigener Erfahrung, wie schwer es ist, ein solches Werk harmonisch und schön zu illustrieren. Manche der Farbtafeln sind hervorragende Leistungen von Tierbeobachtung. Vor allen Dingen wertvoll sind die Photographien nach dem Leben, besonders diejenigen von jungen Tieren, Nestern, Lagerstätten sowie die Bewegungsbilder.

[1]) Verlag: Bibliographisches Institut.

Digitized by Google

Wie im Text, so ist auch in der Illustration eine Vereinigung der Vorzüge des alten Brehm mit einem neuen Zukunftsbrehm angestrebt, den wohl spätere Auflagen bringen werden.

Der gegenwärtigen Auflage können wir mit gutem Gewissen Glück auf den Weg wünschen. Sie wird wiederum vielen Menschen Freude und Anregung den Wissenschaftlern direkten Nutzen bringen und den Jägern, Tierzüchtern, Tierliebhabern den Weg zur Vertiefung ihrer Kenntnisse weisen. Wenige Bücher können sich rühmen, wie der Brehm, gleichzeitig Werkzeug des Gelehrten und bestes Volksbuch zu sein.

Bei der Erwähnung der Illustration fällt mir ein neues Werk ein, welches kurz vor Ausbruch des Krieges zu erscheinen begann: Tier- und Pflanzenleben der Nordsee, nach Aquarienaufnahmen von F. Schensky, herausgegeben von der Kgl. biologischen Anstalt auf Helgoland [1]). Medusen, Pflanzentiere, Krebse, Haie, Fische nach wundervollen Aufnahmen nach dem Leben in Kupferdruck wiedergegeben, lassen uns einen Blick in die Tiefe des Meeres tun. Es gab bisher noch keine Abbildungen, welche die zarten, hinfälligen Geschöpfe des Meeres dem Binnenländer so naturgetreu vor Augen führten. Sie werden ebensosehr dem Naturforscher und Naturfreund als auch dem Auge des Künstlers Anregung und Freude bringen.

Nie tritt uns das Leben und Wesen der Tiere eindrucksvoller entgegen, als wenn gute Naturbeobachter nach eigenen Erfahrungen sie uns in ihrem eigenen Lebensraum, in ihrer natürlichen Umgebung schildern. Eines der liebsten naturwissenschaftlichen Reisebücher, welches nicht in Vergessenheit geraten sollte, ist mir Semons Werk über Australien: Richard Semon, Im Australischen Busch und an den Küsten des Korallenmeeres. [2]) Fast zwei Jahre verlebte der Verfasser in den Steppen und Urwäldern Australiens und in der Inselwelt Papuasiens und Indonasiens, dort die eigenartige Tierwelt jener Gegenden und vor allem ihre Fortpflanzungsweise und Embryonalentwicklung studierend. Es gibt wenig Bücher, in denen man einen solchen Eindruck vom Leben der Tiere in seiner Abhängigkeit von der Natur und der Vorgeschichte des von ihnen bewohnten Landes erhält, als in der frischen, anschaulichen Schilderung Semons. Eine der seltsamsten Faunen ist es ja, die er sich zum Forschungsobjekt erwählt hatte, die Tierwelt Australiens mit ihren eierlegenden Säugetieren, ihren zahlreichen Beuteltierarten, welche für alle Gruppen höherer Säugetiere in der Anpassung an die Lebensweise sozusagen die noch nicht vollkommen gelungenen Modelle liefert, ihren Tanzhäuschen bauenden Laubenvögeln, ihren phantastischen Paradiesvögeln und lungenatmenden Fischen. Es war auch eine der erfolgreichsten Forschungsreisen, die je unternommen wurden und vor allem unsere Kenntnisse der vergleichenden Anatomie und Embryologie der seltsamen australischen Tiere haben durch ihre Ausbeute sehr gewonnen; wir erfahren viel über all diese Dinge und ihre Bedeutung für die Abstammungslehre in dem reizvollen Buch, welches auch prachtvolle Schilderungen der Landschaft und Pflanzenwelt enthält. Nicht weniger anziehend sind die Darstellungen des Lebens und Treibens der Australneger, mit denen Semon lange zusammenlebte und die Erörterung ihrer Bedeutung für die Menschheitsgeschichte. So ist eine Fülle wichtiger Probleme im natürlichsten Zusammenhang mit den Erlebnissen des Naturforschers im fernsten Weltteil geschildert.

[1]) Werner Klinkhardt, Leipzig. — [2]) Wilh. Engelmann, Leipzig.

Digitized by Google

Ein weiteres naturwissenschaftliches Reisebuch in deutscher Sprache, das zu dem bleibenden Besitz unserer Literatur gehören wird, ist das Buch über Celebes der Schweizer Zoologen Paul und Fritz Sarasin (Reisen in Celebes. 2 Bände) [1]. Es ist ein ganz anderes Buch als dasjenige Semons; die Ziele der Reisen der Schweizer Vettern in dem üppigen Tropenland der großen Sundainsel Celebes waren nicht auf solch große einheitliche Probleme gerichtet wie sie Semon in Australien verfolgte. Sie zogen aus mit offenen Entdeckeraugen, um alles zu sehen und festzuhalten, was ihnen von Neuem und Eigenartigem begegnete. Vielseitig ausgerüstet, durch ihre Vereinigung auch mit Arbeitsteilung vorgehend, zogen sie außer biologischen und tiergeographischen Problemen auch geologische, rein geographische, ethnographische und anthropologische in den Kreis ihrer Absichten. Da sie Jahre auf ihre Forschungsarbeiten verwandten, so kam ein vielseitiges Buch voll interessantester Schilderungen des Landes, seines Aufbaus, seiner geologischen Geschichte, seiner bunten Bevölkerung, seines Tier- und Pflanzenlebens zustande. Mancherlei Abenteuer hatten die beiden Naturforscher zu bestehen, während sie die großen Binnenseen des Innern, die mächtigen Gebirgsketten, die eigenartige Malaienbevölkerung der lange Zeit so rätselreichen Insel erforschten. Die beiden schönen Bände sind vortrefflich ausgestattet und mit Bilderschmuck nach hervorragend guten Aufnahmen versehen.

Unvergessen bleiben sollte auch das prachtvolle Buch des leider zu früh verstorbenen Leipziger Zoologen Karl Chun, Aus den Tiefen des Weltmeeres. [2] Gerade jetzt, während bei uns Landheer und Marine ihre volle Kraft einsetzen, um unsere Seegeltung zu schützen und auszudehnen, sollte man wieder zu diesem Buch greifen, in welchem sich so schön Seemannsgeist, der Drang in die weite Welt und deutsche tiefgründige Forschung miteinander vereinigen. Das Werk gibt eine Darstellung des Verlaufs und der Ergebnisse der deutschen Tiefsee-Expedition, welche in den Jahren 1898—1899 vom Reich ausgesandt worden war. Unser Tirpitz war einer der Förderer der Expedition, welche, wenn es noch nötig gewesen wäre, der Welt in glänzendster Weise zeigen mußte, wie unser Drang in die Welt hinaus von einem echten Idealismus getragen wurde. Chun schildert in schönem frischen Ton die Fahrt um Afrika bis tief in die Antarktis, an den Küsten Sumatras, Indiens und Afrikas. Wie prächtig kommt das Leben während der Seereise, das Zusammenwirken der Mannschaften und Offiziere der Handelsmarine mit den Gelehrten an Bord zur Geltung. Die bunten Szenerien der Tropenküsten und Korallenriffe, die Bilder exotischer Völkerschaften, die große Einsamkeit des hohen Ozeans und der südpolaren Gegenden werden uns in einem berauschenden Gemälde vorgeführt. Und Chun, dessen weitblickender Geist die Expedition nach großen Gesichtspunkten organisiert hat, gibt uns in den einzelnen Kapiteln eine sehr eindringliche verständliche Darstellung der großen verfolgten Absichten und der erzielten Entdeckungen auf dem Gebiet der Erforschung des Meeres und seiner lebenden Bevölkerung. Die Tiefsee enthüllt vor unseren Augen die bizarre Welt ihrer Bewohner und wir erfahren die Gesetze, nach denen diese in den Abgrundtiefen der Ozeane leben und gedeihen können wie andere Tiere. Überhaupt die allgemeinen Gesichtspunkte der Meeresbiologie sind in dem Werk in leicht faßlicher Form dargestellt und viele gute Bilder tragen dazu bei, den Blick für die weite Welt und ihre Bewohner zu öffnen und zu belehren.

Vielleicht ist es nicht allzu unbescheiden wenn ich an dieser Stelle auf zwei

[1] C. W. Kreidel, Wiesbaden. — [2] G. Fischer, Jena.

Digitized by Google

Werke hinweise, an denen ich selbst beteiligt bin. Sie streben durch ihren Inhalt nach demselben Ziel, welches ich durch diese Zeilen in der Kriegszeit bei weiten Kreisen unserer Gebildeten erreichen möchte. Wissen und Verständnis von den großen, für Menschenleben und Menschentun so wichtigen Gesetzmäßigkeiten der Biologie möchten sie verbreiten. Das eine Buch ist auch ein Reisebuch: Franz Doflein, Ostasienfahrt [1]: Erlebnisse sind darin geschildert, die ich im fernen Osten, in Japan, China und Ceylon zur Zeit des russisch-japanischen Kriegs hatte, als ich draußen Meeresforschungen und biologischen Studien nachging. Das zweite Werk R. Hesse und F. Doflein, Tierbau und Tierleben [2]), sucht in zwei Bänden die wundersamen Geschehnisse des Tierlebens nebst ihrer Grundlage, dem Bau der Tiere, dem Verständnis gebildeter Deutscher nahe zu führen.

Seit jeher haben sich Deutsche aus allen Kreisen sehr für das Leben der staatenbildenden Insekten, der Bienen, Hummeln, Wespen, Ameisen und Termiten interessiert. In den letzten Jahren sind denn nun einige Bücher erschienen, welche von diesen Tiervölkern handeln, und so anregend sind, daß sie manchen Gebildeten veranlassen sollten, sich mit den uns Menschen so nahe berührenden Problemen, welche von ihnen ausgehen, zu beschäftigen.

Ganz neuerdings erschien H. v. Buttel-Reepen, Leben und Wesen der Bienen [3]), ein wissenschaftlich gediegenes Buch, welches in gemeinverständlicher Sprache die Rätsel und Seltsamkeiten des Bienenlebens behandelt und uns die Wege zu ihrem Verständnis weist. Das ganze Leben der Bienen wird uns geschildert, die Wege dargelegt, auf denen wohl im Lauf der Jahrtausende der heute so komplizierte Staat der Bienen sich aus dem einsamen Leben entwickelt hat, das die meisten niederen Tiere führen. Wie sie die Blumen, und in ihnen Honig und Blütenstaub aufsuchen und wie sie wieder heim finden, wie sie ihre Königin hegen und ihre Jungen pflegen und welche eigenartigen Kräfte des Körpers und der Seele sie dabei aufwenden, wird uns alles dargestellt. Besonders interessant sind die Kapitel zur „Geschichtsphilosophie des Bienenstaates" und über die Sinnesorgane und Instinkte der Bienen. v. Buttel-Reepen nimmt in den Fragen der Tierpsychologie einen wohlbegründeten Standpunkt ein; es ist von großem Interesse, zu verfolgen, wie ihm die Handlungen der Bienen die Grundlagen zu seinen Gedankengängen bieten.

Eine wichtige Ergänzung zu diesem Buch liefern die schon früher erschienenen trefflichen Werke von Escherich, Die Ameise [4]) und ein weiteres Die Termiten oder weißen Ameisen [5]). Beides sind Bücher, die sehr gut und gemeinverständlich geschrieben sind und sehr geeignet, Kenntnisse über die wirtschaftlich so wichtigen und zoologisch so interessanten Tiergruppen in weiten Kreisen zu verbreiten.

Ein Überblick über biologische Bücher darf nicht schließen, ohne auch auf Werke über Abstammungslehre und Vererbungswissenschaft hinzuweisen. Wer sich über die Deszendenztheorie unterrichten will, wird — nachdem er sich etwa in dem kleinen Büchlein von R. Hesse, Abstammungslehre [6]) orientiert hat — nichts besseres tun können, als die prachtvollen „Vorträge über die Deszendenztheorie" von August Weismann [7]) vorzunehmen. Weismann war der größte Nachfolger Darwins und in diesen Vorträgen hat er in glänzender Sprache die Anschauungen dargestellt, welche er sich über die Abstammung der modernen

[1]) u. [2]) B. G. Teubner, Leipzig. — [3]) u. [4]) Vieweg, Braunschweig. — [5]) Werner Klinkhardt, Leipzig. — [6]) B. G. Teubner, Leipzig. — [7]) G. Fischer, Jena.

Digitized by Google

Tier- und Pflanzenwelt und die ihre Entstehung bedingenden Gesetze gebildet hat. Weismanns Werk ist so sehr als klassisches Buch angesehen, daß es genügt, hier auf seinen Wert hinzuweisen.

Wer es gelesen hat, wird wohl das Bedürfnis empfinden, sich genauer über die neuerdings zu so hoher Entwicklung gelangte Vererbungslehre zu unterrichten. Auch das ist eine Wissenschaft, welche ihre experimentellen Grundlagen zuerst durch deutsche Arbeit gefunden hat. Auf den Arbeiten des österreichischen Abtes Gregor von Mendel beruhen die Anfänge der wissenschaftlichen Erforschung dessen, was sich heute schon in Gestalt von Vererbungsgesetzen darzustellen beginnt. Wie wichtig für die Zukunft eines Volkes die Erkenntnis dieser Gesetze werden kann, darüber wird sich kein Einsichtiger im Unklaren sein. Drum können wir Deutsche zufrieden sein, daß eine Reihe vortrefflicher Bücher über diesen Gegenstand zur Verfügung stehen. Ich nenne nur Erwin Baur, Einführung in die experimentelle Vererbungslehre 2. Aufl. [1]); Rich. Goldschmidt, Einführung in die Vererbungswissenschaft, 2. Aufl. [2]) und Val. Häcker, Allgemeine Vererbungslehre, 2. Aufl. [3]). Daß alle drei Bücher in kürzester Zeit je eine neue Auflage erlebten, beweist, daß jedes seine besonderen, nicht geringen Vorzüge haben muß. Hier kann ich diese Werke nur kurz erwähnen, vielleicht wird sich ein andermal die Gelegenheit ergeben, auf sie zurückzukommen.

Die Bücher, die ich hier zusammengestellt habe, stellen eine ganze kleine Bibliothek dar, aus der ein deutscher Leser sich ein gut Stück biologische Bildung verschaffen kann. Biologische Kenntnisse sind Vorbedingung für rationelles Leben, für Medizin und Hygiene, für manches Stück der Wirtschafts- und Sozialpolitik und nicht weniger der Kolonisation. Wir wollen hoffen, daß im neuen Deutschland gründlich biologisch gebildete Menschen an die großen Zukunftsprobleme herantreten werden. Möge von den Zukunftsmännern der eine oder der andere aus den hier genannten Büchern sich ein Stück Anregung holen. Die ich hier nannte, sind willkürlich nach meinem Geschmack ausgesuchte deutsche Bücher. Wer sie liest, wird durch ihre Anregung auf manches andere gute Buch kommen, das ebenso wert ist, gelesen zu werden, wie sie.

Freiburg i. Br. Franz Doflein.

Geschichtliche Bücher.

Ungeheuer ist dieser Krieg, ungeheuerlich ist seine Literatur. Was heute in der weiten Welt geschieht und geschehen könnte, in Flandern und in der Champagne, in Kurland und in Polen, auf dem Balkan und in den Kolonien, im Reichskanzlerpalais und am Ballplatz, all das wird fast gleichzeitig von wenigen Berufenen und von unzähligen Unberufenen beschrieben, besprochen, beurteilt. Die Politik Deutschlands und Oesterreichs und Englands und Frankreichs; die Strategie Hindenburgs und Joffres und Mackensens; die lange Reihe wirtschaftlicher und kultureller Fragen; alles, alles; wieder und immer wieder dieselben Gedanken und oft sogar dieselben Worte. Es mag manchmal scheinen, als habe ein großer Teil der Daheimgebliebenen nichts Wichtigeres zu tun, als zu schreiben, nicht über das, was sie verstehen, das wäre altmodisch und uninteressant, sondern am liebsten über das, was sie nicht verstehen. Da

[1]) Bornträger, Berlin. — [2]) W. Engelmann, Leipzig. — [3]) W. Vieweg, Braunschweig.

Digitized by Google

kann man denn mancher komischen Figur begegnen, dem sanften Dichter etwa, der jetzt plötzlich im Donnerton des Barden von Handgranatenkämpfen und Sturmangriffen schwärmt, oder dem ach so geistreichen Feuilletonisten, der bisher über Staat und Heer nur spotten konnte und jetzt in kriegerischen Lobgesängen mit Tyrtäus wetteifert; wie prachtvoll steht ihm der nickende Helmbusch und das breite Schwert an der Linken. Auch der Krieg ist eben für viele ein Geschäft, und im Augenblicke steht die Vaterlandsliebe, mit der sonst wenig Geld zu verdienen war, hoch im Kurse. Morgen, wenn's Frieden ist, kann das alte Stück ja wieder gespielt werden.

Aber wird das alte Stück noch volle Häuser machen? Ich glaube kaum, daß sich in Zukunft weite Kreise des Volkes, wie vor dem Kriege, für leeres Aesthetengeschwätz, für Skandale oder Sensationen dauernd interessieren werden. Wir sind doch alle tief innerlich erschüttert und verwandelt worden; wir haben Großes erlebt, Großes erlitten und viele haben auch Großes getan. Wir sind ihrer kaum bewußt geworden, der Fülle der Ereignisse, die sich in dem engen Zeitraum von 16 Monaten zusammendrängten; wir glauben uns an ferne Vergangenheit erinnert, wenn wir in dem „Großen Bilderatlas des Weltkrieges“[1]) die Eroberung Lüttichs oder Namurs finden. Das ist ein herrliches Buch, Kampflieder ohne Worte; sieben stattliche Hefte, die, ohne Text, nur durch ihre Photographien uns erzählen von der Mobilmachung und dem Einmarsch in Belgien und Frankreich, von dem großen Schützengraben im Westen, von der treuen Mitarbeit der Daheimgebliebenen und von den herzerschütternden, sieghaften Kämpfen im Osten. Und wir greifen uns ein Heft heraus und schauen die mächtigen Köpfe Hindenburgs und Ludendorffs an und Litzmanns und Belows und Eichhorns und betrachten die sinnlosen Verwüstungen, die die Russen in Tilsit und Ortelsburg und Trakehnen und Soldau angerichtet haben; wir sehen mit Stolz auf das Schlachtfeld von Tannenberg und ohne viel Mitgefühl auf die langen Reihen der Gefangenen; wir jubeln fröhlich unserm Kaiser entgegen und blicken ernst und bewegt auf die Gräber, in denen so viele schlafen, die für die Heimat gefallen sind. Das sind Erinnerungen, diese großen, blauen Hefte, Erinnerungen für die, die draußen waren, stille Mahner für die, die daheim bleiben mußten. Wie sind sie uns alle lieb und vertraut geworden, die merkwürdigen ostpreußischen und die schwierigen französischen Namen; wem sagten sie nichts, die reizenden elsässischen Dörfer, wer grüßte nicht den Schatten eines lieben Freundes, wenn die Namen Arras und Verdun oder Angerburg und Suwalki an unser Ohr klingen! Manches Lächeln freudigen Stolzes werden diese Seiten auf harten Soldatengesichtern hervorrufen und manche Träne wird auf diese Bilder fallen. Das sind Bücher, die man schenken sollte; das sind Bücher, mit denen man einst wird erziehen können. Berufenere werden uns gewiß später erzählen, was die Photographie in diesem Kriege und für diesen Krieg bedeutet hat; werden die Dienste schildern, die sie der Obersten Heeresleitung leisten durfte. Was sie

[1]) Großer Bilderatlas des Weltkrieges. Mit über 2500 Abbildungen; 20 Lieferungen zu 2 M. Bisher erschienen: Lief. 1: Deutschland: Mobilmachung und Verwundetenfürsorge; Lief. 2: Frankreich: Bis zum Beginn der Stellungskämpfe; Lief. 3: Belgien: Einmarsch und Durchbruch; Lief. 4: Deutschland: Die Mitarbeit des Volkes; Lief. 5: Frankreich: Die Stellungskämpfe; Lief. 6/7: Ostpreußen: Tannenberg, Angerburg, Winterschlacht in Masuren. München 1915 (Bruckmann).

Digitized by Google

uns bedeutet, das wissen wir allein; sie ist zu einer echten und rechten Volkskunst geworden. Nicht der Feuilletonist, sondern der Photograph hat uns den Krieg geschildert, den wirklichen Krieg mit seiner Schönheit und mit seinen Schrecken. Es ist für manchen, der mit dem Wort die Tat zu erfassen sucht, recht heilsam, wenn er hier sieht, wie unendlich viel größer die Tat im Bilde erscheint. Leeres Geschwätz sind sie, die larmoyanten Schilderungen der Verwüstung Ostpreußens neben der unerbittlichen, grausamen Photographie, und kläglich verhallen die schwülstigen Tiraden unserer Kriegsberichterstatter in dem fortreißenden Rhythmus einer marschierenden und kämpfenden Truppe. Nur Einfachheit kann das Große schildern; allezeit haben nicht Literaten, sondern nur ganze Männer die Geschichte einer gewaltigen Zeit nicht nur gemacht, sondern auch beschrieben.

Einfachheit ist das Signum der klassischen „Berichte aus dem Großen Hauptquartier“[1]); Einfachheit kennzeichnet auch die „Oesterreichisch-ungarischen Kriegsberichte“). Es ist doch von unvergleichlichem Werte, daß in allen Darstellungen unserer Generalstäbe die Verfasser nicht genannt werden dürfen. Denn nur dadurch wird das Menschliche-Allzumenschliche auf ein Minimum zurückgedrängt; über der Kunst vergessen wir gerne den Künstler. Wir lesen und lesen, von den Argonnen und von unserem Hindenburg, von Galizien und den Vogesen; wir lesen, und wir leben und kämpfen mit und fluchen manchmal grimmig dazwischen, daß nicht auch wir mittun oder, noch schlimmer, daß wir nicht mehr mittun dürfen. Aber trotz dieses Aergers hat der Historiker doch schon seine stille Freude, wenn er die knappen deutschen Berichte durch die ausführlicheren österreichischen ergänzen kann; wenn er sieht, wie sich aus Armeen und Korps langsam das Gerippe der militärischen Operationen, die ordre de bataille, zusammenfügt. Noch ist es nicht an der Zeit, zu kritisieren; das mag und wird im Frieden geschehen. Noch haben wir das Recht und die Pflicht, zu bewundern, und wir können nicht nur das bewundern, was unsere Heere getan; wir werden und müssen auch der Kunst Anerkennung zollen, mit der unsere Generalstäbe diese Taten beschrieben haben. Der rechte Soldat taugt — das hat dieser Krieg bewiesen — wirklich zu allem: er kann nicht nur organisieren und kämpfen, er kann auch schreiben, und man entdeckt manchmal mit Beschämung, daß unsere Offiziere besser und wirksamer schreiben können als die Männer von der Feder. Mancher dieser Kriegsberichte sollte

---

[1]) Kriegsberichte aus dem Großen Hauptquartier. Stuttgart-Berlin 1915 (Deutsche Verlagsanstalt). 1. Maubeuge; Soissons; Hurtebise; Oberelsaß. 2. Die Kämpfe im Argonnerwald. 3. Die Ereignisse im Osten; die Winterschlacht in Masuren; die Kämpfe bei Wirballen. 4. Die deutschen Truppen in den Karpathen. Die Kämpfe bei Münster. 5. Aus den Kämpfen im Osten: Schulter an Schulter mit unseren Verbündeten. Aus den Karpathen. Der Rückzug der neuen 10. russischen Armee. Der geplante russische Einfall in Tilsit. 6. Die Kämpfe zwischen Maas und Mosel. 7. Die Durchbruchsschlacht in Galizien bis zur Einnahme von Przemysl. 8. Die Schlacht in Galizien: Von Przemysl bis Lemberg. 9. Ypern; Les Eparges; Ban de Sapt. 10. Neues vom Feldmarschall Hindenburg.

[2]) Oesterreichisch-ungarische Kriegsberichte aus Streffleurs Militärblatt. Wien 1915 (L. W. Seidel). 1. Die Kriegsereignisse im Norden von der Mobilisierung bis einschließlich der Schlacht bei Lemberg. 2. Die Schlacht bei Limanowa-Lapanow. 3. Der Krieg gegen Rußland. Einleitungsfeldzug (4. August bis 11. September 1914). 4. Das österreichisch-ungarische Nordheer im Frühjahrsfeldzug in Galizien (2. Mai bis 22. Juni 1915).

Digitized by Google

in unsere Schullesebücher übergehen, die Winterschlacht etwa oder die Argonnenkämpfe. Nur eine einzige Beanstandung möge man gestatten: es ist viel zu wenig, was man uns bietet; warum ist in diesen vorzüglich ausgestatteten Heften nicht auch die Lothringer Schlacht zu finden; warum nicht die ihr folgenden schweren Kämpfe; wo bleibt Lüttich und Namur; wo Tannenberg und Lodz; auch die Weichselkämpfe könnten wohl schon geschildert werden. Wir müssen gebieterisch verlangen, daß unsere Generalstäbe uns nicht zu knapp halten; sie haben uns mit Form und Inhalt ihrer bisherigen Darstellungen verwöhnt; nun müssen sie die Folgen tragen.

Von diesen offiziellen Darstellungen zu den unoffiziellen ist ein tiefer Abstieg. Das Buch von Immanuel über das erste Kriegsjahr[1]) hat zwar den Vorzug einer übersichtlichen Zusammenfassung, kann aber weder durch Gliederung noch durch Inhalt sehr befriedigen. Selbstverständlich ist manches schon überholt; das ist bei einem Gegenwartsbuch gar nicht anders zu erwarten; leider aber erregen auch in den nicht überholten Partien einige Stellen starkes Bedenken. Während die Operationen im Osten hübsch und mit guten Karten geschildert sind, sind die Kämpfe im Westen viel zu kurz behandelt; vermutlich wußte Immanuel nur, was wir alle wissen; dann war es aber noch nicht nötig, ein Buch über den Krieg herauszugeben. Jedenfalls hätte Immanuel uns die Marnelegende nicht oder wenigstens nicht in dieser Form vortragen sollen; es gibt doch zahlreiche Deutsche, die zu reif und zu kritisch veranlagt sind, um sich mit Sätzen, wie wir sie etwa auf Seite 15 finden, abspeisen zu lassen. Es fällt gewiß keinem Menschen ein, jetzt eine eingehende Geschichte dieses Vorstoßes auf Paris zu verlangen und ebensowenig würde, auch wenn die Zensur nicht bestände, irgend ein Einsichtiger es versuchen, mitten im Kriege und nur gestützt auf das vollkommen unzureichende oder verdächtige Material, die Maßnahmen unserer Obersten Heeresleitung zu bemängeln. Eine Rechtfertigung war und ist also unnötig; wenn sie aber doch erfolgen sollte, dann wäre es besser gewesen, die Urteilsfähigkeit des Lesers nicht zu sehr zu unterschätzen. Es ist überdies höchst unerfreulich, wenn die Planmäßigkeit der Joffreschen Septemberoperationen bezweifelt wird; wir wissen doch heutzutage alle, daß uns ein hervorragender Feldherr gegenübersteht. Ich meine, wir verlieren nichts, wir gewinnen eher an kriegerischer und menschlicher Größe, wenn wir dem Gegner lassen, was dem Gegner gebührt.

Auch mit den beiden Hindenburgbüchern Hans Niemanns[2]) weiß ich nicht allzuviel anzufangen. Es ist zwar interessant, einmal eine zusammenfassende Darstellung von Tannenberg und der Winterschlacht zu lesen, aber man hätte sie doch lieber von einem Fachmann erhalten. Denn Niemann kann kein Fachmann sein; was er an strategischer Weisheit verzapft, ist fast durchweg von Uebel, und wenn er Hindenburg zu vergrößern glaubt, indem er Napoleon I. herunterſetzt, so wird er zwar kaum den beiden großen Feldherrn, wohl aber sich selbst Schaden tun. Ueberhaupt ist nicht recht ersichtlich, warum jetzt

[1]) Immanuel, Ein Jahr Krieg. Volkstümliche Darstellung des Weltkrieges. Berlin 1915 (Mittler).

[2]) Hans Niemann, Hindenburgs Siege bei Tannenberg und Angerburg. August-September 1914. Das Cannae und Leuthen der Gegenwart. Berlin 1915 (Mittler).

Hans Niemann, Hindenburgs Winterschlacht in Masuren. Berlin 1915 (Mittler).

Digitized by Google

schon schematisiert, schablonisiert und dogmatisiert werden muß; man lasse unseren gewaltigen Feldmarschall siegen und freue sich seiner Siege; sein Geist ist viel zu überragend, um ein System zu ertragen; gottlob haben wir endlich statt erstarrender Lehre schöpferisches Leben.

Das Buch von Jurinek[1]) weigere ich mich, in einer ernsten Zeitschrift zu besprechen; wer Humor genug hat, um diese Art von „Patriotismus" zu ertragen, der wird sich aus dem Geschreibsel ein paar neue Tatsachen über die Lothringer Schlacht notieren und sich außerdem einen bunten Strauß von Stilblüten zur beliebigen Verwendung zusammenbinden können.

Wenn der Laie das Wort Kriegsberichterstatter hört, dann stellt er sich wohl in seiner Einfalt einen alten, gescheiten Offizier vor, der sich seit geraumer Zeit journalistisch betätigt hat und nun zu den Truppen hinausfährt, um mit dem geschulten Auge des Kenners zu beobachten und das Gesehene dann frisch, lebendig und anschaulich zu erzählen. Tatsächlich ist die Sache fast umgekehrt. Der moderne Kriegsberichterstatter ist sehr selten Offizier, ist nicht einmal immer Journalist; das größte, für sie nicht immer schmeichelhafte Aufsehen haben Amateure auf militärischem und journalistischem Gebiete erregt, brave Leute, die vom ersten bis zum letzten Augenblicke gleichmäßig begeistert waren, für alles und jedes, für den Kaiser ebenso wie für den neueingetroffenen Schipper; Dilettanten, die augenscheinlich das Wort Nuance noch nie gehört haben, die uns von der ersten bis zur letzten Seite im Fortissimo anspektakeln, so daß man sich von dem bei ihnen so beliebten französischen Trommelfeuer zwar nicht nach der Form, wohl aber nach dem Inhalt ihrer Berichte mühelos eine lebhafte und unerfreuliche Vorstellung machen könnte. All diese Berichterstatter, mit deren Namen und Werken ich den Leser verschonen möchte, haben keine Ahnung, wie schwer es ist, dem Daheimgebliebenen auch nur einen Begriff von dem wirklichen kriegerischen Geschehen beizubringen, von der wirklichen Stimmung unserer Heere, von der wirklichen Leistung, deren Größe in der dauernden, gleichförmigen, langweiligen Arbeit, nicht nur in den erregenden Momenten wilder Kämpfe liegt. Ich möchte die künftigen Historiker des Weltkriegs nachdrücklich vor der langen Reihe dieser neuen Skalden warnen; jeder Ueberschwang möge in Zukunft sofort als verdächtig erscheinen; nur der einfache Erzähler gelte als vertrauenswürdig. Leider hat sich auch die feine Begabung Bernhard Kellermanns[2]) unter die Kriegsberichterstatter gewagt, und es für nötig gefunden, uns den „Krieg im Westen" zu schildern. Selbstverständlich finden sich in Kellermanns Buch gute Partien, trefflich gesehene Bilder, manchmal überraschend hübsche Wendungen. Aber trotzdem wird man das Gefühl des Unbehagens nie recht los; es ist eben leider der Ton des Buches vollkommen verfehlt. Sicher ist es erfreulich und nachahmungswert, daß Kellermann auch von unseren Gegnern mit hoher Achtung spricht; aber es ist zugleich höchst unerfreulich, daß er die armen Verwundeten und Gefangenen immer wieder mit Ansprachen beehrt und es für nötig hält, uns diese Ansprachen mitzuteilen; einem Feldsoldaten wäre das nie eingefallen. Es ist auch sehr schön, daß Kellermann die Leistungen unserer tapferen Truppen an der Lorettohöhe in allen Tonarten preist, aber er gesteht selbst, es sei zwar möglich, ein nächt-

[1]) Josef M. Jurinek, Bayernsiege und Heldengräber. Die Lothringer Schlacht am 19./20. August 1914. München und Berlin 1915 (Drei-Maskenverlag).
[2]) B. Kellermann, Der Krieg im Westen. Berlin 1915 (S. Fischer).

Digitized by Google

liches Gefecht mitzumachen, aber unmöglich, es mitanzusehen; er hätte hinzusetzen können, es sei am unmöglichsten, es zu beschreiben, ohne es mitgemacht zu haben. Kellermann trägt, wie fast alle Kriegsberichterstatter, in Arbeit und Kampf und Tod die Stimmung des Gastes hinein, der jederzeit wieder weggehen kann; die Stimmung des literarischen Beschauers, der überall nicht nur an die Sache, sondern zunächst an die schriftstellerische Wirkung denkt. Unerträglich ist vor allem die unaufhörliche nervöse und nervösmachende Bilderjagd. Da werden die neuen Kanonen zu Jungfrauen „drall, massiv, die Haut glatt und kalt, in ihre ehernen Hüften gestützt, harmlos und unschuldig wie junge Raubtiere"; da wird aus einem niedergebrochenen Haus „ein gefallener Elefant, der sich auf die Stoßzähne stützt"; da hat ein Verwundeter „dem Tod ein Bein hingeworfen, wie einem Haifisch". Solche Vergleiche mögen in einem Roman, einer Novelle, einer Skizze ganz hübsch sein, wenn sie einmal vorkommen; hier, wo es sich um größtes und noch nicht vollendetes Geschehen, also um bitteren Ernst handelt, hier sind diese Gedankenspiele unerträglich. Sie gehen eben nicht unmittelbar aus dem Gesehenen hervor, sie ergreifen und erschüttern deshalb nicht, sondern sie irritieren. Sie werden niemand an Erlebtes erinnern können; ich glaube das beurteilen zu dürfen, da ich gerade die Gegend, die Kellermann beschreibt, etwas genauer kenne. Es ist ganz charakteristisch, daß man über die literarischen Prunkstellen des Kellermannschen Buches gleichgültig hinwegliest, um plötzlich von einem kleinen Satz gepackt zu werden; so heißt es in der Schilderung der monatelangen Kämpfe in Loretto, es sei so gewesen, daß „man sich in jeder Sekunde sagen mußte: Diesmal". Dieser schlichte, einfache Satz ist mehr wert als die Seiten vorher und die Seiten nachher.

Wesentlich Besseres als der hochbegabte Dichter bietet uns ein so gescheiter und vielerfahrener Journalist wie Fritz Wertheimer[1]). Zwar kommt auch er immer nur bis an den Punkt hin, an dem das kriegerische Erlebnis, das äußere und innere, eigentlich erst beginnt; zwar erzählt auch er manchmal recht viel von sich selbst; aber er gibt daneben doch wieder hübsche und scharfgesehene Stimmungsbilder; er schildert besonders — und das ist für den Historiker sehr erfreulich — eingehend die polnische und galizische Landschaft, die doch nicht jeder von uns später wird bereisen können. Wertheimer schafft keine Ewigkeitswerte und will auch keine schaffen; er gibt nur Momentaufnahmen, aber als geschickter Photograph weiß er für diese immer den charakteristischsten Augenblick auszuwählen. Und er gibt uns — das hebt sein Buch vom polnischen Winterfeldzug weit über alle ähnlichen Produkte hinaus — nach der Erzählung von Kriegsteilnehmern, die man möchte fast sagen klassische Schilderung des Durchbruchs von Brzeziny; man sollte dies Kapitel, vielleicht etwas gekürzt, in alle Lesebücher Deutschlands aufnehmen; denn General Litzmann an der Spitze seiner Gardedivision, das ist ein Held nicht nur für uns, sondern auch für unsere Buben und Mädel.

Schon die Darstellung dieser unvergleichlichen Waffentat könnte uns beweisen, daß Kriegsteilnehmer anders und Anderes zu erzählen wissen, als Kriegsberichterstatter. Der Soldat hat eben wirklich etwas erlebt, und das große Erlebnis hat ihn einfach und bescheiden gemacht. Auch der Soldat wird für

[1]) Fritz Wertheimer, Im polnischen Winterfeldzug mit der Armee Mackensen. Stuttgart-Berlin (Deutsche Verlagsanstalt).
Fritz Wertheimer, Von der Weichsel bis zum Dnjestr. Stuttgart-Berlin 1915 (Deutsche Verlagsanstalt).

Digitized by Google

das, was er uns zu sagen hat, nicht immer die schönste, das heißt, die vollkommen passende Form finden; nicht jeder Soldat ist Schriftsteller; aber jeder Soldat hat uns immer etwas zu sagen, das unterscheidet ihn wesentlich vom Schlachtenbummler. Es sind oft recht knappe, schlichte, unansehnliche Bücher, die Offiziere und Soldaten in diesem Feldzug und über diesen Feldzug geschrieben haben, und doch habe ich noch keines gefunden, das gelesen zu haben man bedauern müßte. Da berichtet zum Beispiel ein sächsischer Offizier, augenscheinlich ein Major, von dem Vormarsch bis zur Marne[1]), von dem kampfreichen Eindringen in Frankreich über die Maas und Aisne bis südlich von Chalons; viel Tatsachen, frisch und harmlos erzählt, nicht sehr tief ins Psychologische eindringend, aber mit gutem Blick für Land und Volk und Wirtschaft und Kunst. Da schreibt der inzwischen gefallene Vizefeldwebel Kerler[2]) aus den Unterständen in den Vogesen und in der Champagne und aus einem Antwerpener Fort Tag für Tag an seine Mutter; Briefe, wie man sie eben aus dem Felde schreibt, Gleichgültiges und Wichtiges, Ereignisse und Beobachtungen, Empfindungen und Erinnerungen. Manchmal ein überraschend hübsches Wort, manchmal Alltägliches; immer ungesucht und immer unliterarisch. Aber gerade das packt und erschüttert. Gewiß, es ist nur einer von vielen, aber es ist zugleich einer für viele, ein Stück des großen, kämpfenden, leidenden, siegenden Deutschland, ein guter Sohn, ein tapferer Soldat. Ein anderer, augenscheinlich ein Regimentskommandeur, hat achtzig Schlachten und Gefechte mitgemacht[3]), Gumbinnen, Tannenberg, Gerdauen, Kalwarja; hat an den Kämpfen an der Sejmena und bei Suwalki — prachtvoll ist der Sturm auf Höhe 223 geschildert — hervorragenden Anteil gehabt; ist dann bei Wloclawek, an der Bzura und Rawka und schließlich noch in der Champagne dabeigewesen und hat trotz der großen Leistungen ein ganz und gar nicht eitles, sachliches, schlichtes und vornehmes Buch geschrieben; es scheint wirklich, als ob nur die Fanfarons renommieren, während die Leute, die etwas erlebt haben, bescheiden bleiben. Höhere kriegsgeschichtliche Ziele steckt sich und erreicht das Büchlein des Generals von Moser[4]), das von Bleid und Allondrelle, von den Kämpfen bei Montmédy, an der Maas und in den Argonnen bis Anfang September 1914 zu erzählen weiß. Obwohl das Bücherkaufen sonst dem Deutschen tiefinnerlich widerstrebt, so wäre doch sehr zu wünschen, daß recht viele Daheimgebliebene für sich und ihre Kinder sich eines dieser Werkchen anschaffen würden.

Zwei Bücher aber möchte ich noch besonders hervorheben und empfehlen, weil sie selbst das hohe Niveau dieser Kriegserinnerungen überragen. Das eine, das Kriegstagebuch von Artur Kutscher[5]), ist nicht nur sachlich, sondern auch psychologisch außerordentlich interessant. Es zeigt, wie ein geistig fein und tief empfindender Gelehrter den Krieg auffaßt und fast unbewußt

[1]) Unser Vormarsch bis zur Marne. Aus dem Kriegstagebuch eines sächsischen Offiziers. 8. Aufl. Berlin 1915 (Mittler).
[2]) Otto Kerler, Sieben Monate in den Vogesen, in Flandern und in der Champagne. Briefe aus dem Felde an seine Mutter. München 1916 (C.H. Beck).
[3]) Was ich in mehr als 80 Schlachten und Gefechten erlebte. Schilderungen von den Kriegsschauplätzen im Osten und Westen. Von einem Mitkämpfer. 3. Aufl. Berlin 1915 (Mittler).
[4]) Moser, Kampf- und Siegestage 1914. 9. Aufl. Berlin 1915 (Mittler).
[5]) Artur Kutscher, Kriegstagebuch. Namur, St. Quentin, Petit Morin, Reims, Winterschlacht in der Champagne. München 1915 (Beck).

Digitized by Google

vom Kriege gewandelt wird. Die ersten Seiten hat noch der Literaturhistoriker geschrieben, etwas preziös im Denken und im Aussprechen der Gedanken; die letzten Seiten schreibt der einfache Soldat, dessen Empfinden fast nur mehr durch die beiden großen Gegensätze, Tod und Leben, beeinflußt wird.

Die Champagneschlacht hat auch diese komplizierte Seele straffer, einheitlicher und daher eindrucksvoller gemacht. Die junge Generation mag sich glücklich schätzen, daß ihre Lehrer den Krieg nicht nur gesehen, sondern auch mit Herz und Kopf erlebt haben. Das beste aber von allen Büchern, eine sachlich und künstlerisch gleich vollendete Leistung, ist die kleine Schrift von Walther Reinhardt[1]) über seine Erlebnisse in Belgien, Flandern und der Champagne. Das sollten alle unsere Kriegsberichterstatter lesen, bevor sie ins Feld gehen; mancher würde dann dem undankbaren Handwerk entsagen. Denn dagegen kann einer, der nicht selbst im Unterstand und im Schützengraben zu Hause ist, ganz und gar nicht aufkommen. Wie beobachtet dieser Artillerieoffizier und wie weiß er zu erzählen; wie genau fühlt er, wann Ernst am Platze ist und wann Humor; wie wird uns Namur lebendig und der Kampf um Lille! Man kann kaum der Versuchung widerstehen, Sätze, ja ganze Seiten zu zitieren. Wie scheußlich der Augenblick im Gefecht vom 4. Oktober 1914, wo die Truppen in einem Vorort von Lille unvermutet ins Feuer kommen und es ein paar Minuten lang aussieht, als sei alles verloren. Und wie wundervoll groß und doch entsetzlich entwickelt sich vor unsern Augen die Champagneschlacht; wie würdig und ritterlich klingt die Anerkennung des todesmutigen Gegners; wie grauenhaft ist die Verschüttung und Verwundung des Erzählers im Unterstand. Und wie klar und ruhig urteilt der Heimgekehrte über die Daheimgebliebenen, nicht immer schmeichelhaft, aber immer gerecht. Denn das trifft zweifellos zu: den Pulsschlag der großen Zeit fühlt man nur im Kampfe, nur dort erkennt man, was sie uns schenkt.

München. Fritz Endres.

Chronik des deutschen Krieges.

Gleich zu Beginn kamen eine ganze Reihe Kriegschroniken heraus, von denen inzwischen eine Anzahl in aller Stille eingeschlafen sind, da ihr Umfang und ihre Ausstattung offenbar auf eine wesentlich kürzere Dauer des Kriegs zugeschnitten war. Von den wenigen, die sich gehalten haben, ist die bei C. H. Beck erscheinende die empfehlenswerteste. Sie bringt nur Dokumente, diese aber in geschickter Auswahl, vollständig und genau. Die Ausstattung ist vorzüglich. Der Preis erstaunlich niedrig: jeder Band kostet gebunden 2,80 Mark; ungefähr 500 Seiten mit Bildnissen und Kartenskizzen.

Es werden manche von dem Versuch, die Zeitungen aufzubewahren, zurückgekommen sein und dabei doch das Bedürfnis empfinden, frühere Ereignisse nachzusehen. Für sie ist die Becksche Kriegschronik wie geschaffen. Sie gehört wegen ihres rein dokumentarischen Inhalts vor allem in die oberen Klassen der höheren Lehranstalten. Eine kleine Übersicht des Allerbemerkenswertesten mag zeigen, was sie enthält an Dokumenten, die das deutsche Volk niemals vergessen darf. Aus

[1]) Walther Reinhardt, Sechs Monate Westfront. Feldzugserlebnisse eines Artillerie-Offiziers in Belgien, Flandern und der Champagne. 2. Aufl. Berlin 1915 (Mittler).

Digitized by Google

dem ersten Bande: die Ansprache des Kaisers; die denkwürdige Reichstagstagung; die Monarchen-Briefwechsel; die Tagesberichte des Generals von Stein; die Dum-Dum-Geschosse; die Versenkung des Lloyddampfers „Kaiser Wilhelm der Große" durch einen englischen Kreuzer in neutralen (spanischen) Gewässern; die Berichte des englischen Botschafters über die letzten Stunden seines Aufenthaltes in Berlin (aus dem englischen Weißbuch); das Telegramm Kaiser Wilhelms an Wilson; Kundgebungen englischer Politiker gegen Englands Stellungnahme; russischer Befehl zur Erschießung deutscher Förster; französische Greueltaten; Wilsons Antwort („ich bete zu Gott" usw.); Geheimberichte über die gegnerischen Kriegsvorbereitungen von langer Hand; Denkschrift der deutschen Regierung über Verletzung der Genfer Konvention durch die Franzosen.

Aus dem zweiten Bande: Zusammenfassender Bericht über den Krieg in den deutschen Kolonien; Geheimberichte über Belgiens Neutralitätsbruch; Verurteilungen deutscher Militärärzte und Krankenpfleger durch französische Kriegsgerichte wegen Diebstahls; Unterredung mit Großadmiral v. Tirpitz; das englische Geheimbuch über Belgiens Wege und Flüsse; Erklärung der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung zur Rede Salandras („bei den Verbündeten Italiens besteht volles Verständnis dafür, daß das apenninische Königreich sich bei europäischen Entscheidungen nicht ausschalten lassen kann"); Kriegsschäden in Ostpreußen; die Norddeutsche Allgemeine Zeitung über den Seekrieg mit England („möge das Bekenntnis Lord Fishers allen Deutschen als Denkspruch im Gedächtnis haften!"); die deutschen Fürsten im Kriege; Amerikas Gewinn und Verlust am Kriege; Abg. Heydebrand über das Kriegsziel.

Aus dem dritten Bande: Amerikas Waffenlieferungen; Hinrichtung verurteilter Deutscher in Marokko; der Unterseebootkrieg; Auszug aus dem österreichischen Rotbuch; Englands Geheimbefehl zur Hissung neutraler Flaggen; Deutschland erklärt englische Gewässer als Kriegsgebiet; Englands und Frankreichs Kriegsführung in Deutschlands Kolonien; der Reichskanzler über den englischen Aushungerungskrieg („Glauben die Engländer wirklich, daß wir uns auch nur im geringsten scheuen werden, im günstigsten Zeitpunkt die energischsten Gegenmaßregeln zu ergreifen?"); der Vortrag Karl Spittelers; Paul Wernles Antwort; englische Kriegshetze gegen Deutschland im Jahre 1912; Notenwechsel mit Amerika; Mordanschlag Englands gegen Sir Roger Casement; die Norddeutsche Allgemeine Zeitung über das Kriegsziel („dann sei dem freien Volk die Rede frei!").

Aus dem vierten Bande: Bernard Shaw über die belgische Neutralität; Crowley über englische Heuchelei; Behandlung deutscher Missionare durch die Engländer; Eingeständnis der Times über die wahren Gründe der englischen Kriegserklärung; Kriegstagungen des Reichstags; Amerikas Kriegsausfuhr in den ersten sieben Kriegsmonaten; der russische Raubzug nach Memel; die Morning Post über die Unterseeboote („die Unterseeboote und Minen haben tatsächlich jetzt unsere Flotte zwischen Wind und Wasser gefaßt"); Fabrikation deutscher Greuel-Films in Frankreich; Paasche und Dernburg über die Kriegsziele; alphabetisches Namen- und Sachregister zu Band 1—4.

Aus dem fünften Bande: Kitcheners Verleumdungen des deutschen Heeres; Behandlung der deutschen Konsuln in Rußland und Zerstörung der deutschen Botschaft in Petersburg; Garibaldifeier in Quarto; Durchbruchsschlacht in Westgalizien; vierte Kriegstagung des Reichstags; Bekanntgabe des österreichi-

Digitized by Google

schen Anerbietens an Italien; Forderungen Italiens an Oesterreich; das Weißbuch über den belgischen Volkskrieg; das italienische Grünbuch; Rede des Reichskanzlers über Italien.

Es konnte, wie gesagt, vom Wichtigen nur das Allerwichtigste genannt werden. Der Reichtum dieser Bände ist so groß, daß man sie mit Recht die beste Kriegschronik genannt hat. Sie enthalten nicht nur alle amtlichen Tagesberichte, sondern auch sonst eine Menge zeitgeschichtlicher Dokumente von größter Bedeutung.

Ein Kriegskochbuch

endet uns der hochverdiente Verlag G. Fischer in Jena. Wir sind für alles was die Einheit im Reich stärkt, gegen Reservatrechte und gegen dynastische Sonderbestrebungen, aber hier haben wir, zum erstenmal seit Juli 1914, eine Kluft zwischen Nord und Süd empfunden. Wir protestieren von unserem bayerischen Standpunkt aus gegen

Linsen mit Backpflaumen und Speck

200 Gramm Linsen
1 Eßlöffel Salz
1 Stückchen Soda
1/4 Liter Backpflaumen
1/5 Pfund fetten geräucherten Speck
1 kleine Zwiebel
2 Eßlöffel Mehl
3—4 Eßlöffel Essig
1 Prise Pfeffer und Salz

Ferner gegen folgende

Brotsuppe

1/2 Pfund Brotreste
1 1/2 Liter heißes Wasser
3 Eßlöffel Zucker
25 Gramm Margarinebutter
50 Gramm Korinthen
1 reichliche Messerspitze Zimt

Auch gegen

Bratwurst mit Milchreis

Wir bitten, auch fernerhin, die Bratwurst zu den Linsen, die Backpflaumen zum Milchreis und das Soda zum Waschen verwenden zu dürfen und laden die Verfasserinnen ein, wenn sie in Friedenszeiten einmal nach München kommen, sich zu weiterer Aussprache im Hofbräuhauskeller zu melden.

Unsere kleinen Handbücher.

Als Studenten waren wir geradezu neidisch auf die Engländer mit ihren vielen Sammlungen kleiner Handbücher, die in alle möglichen Gebiete einführten, und sahen in diesen Bibliotheken von primers einen Vorsprung, den wir nicht so rasch einholen würden: war es nicht bezeichnend, daß die gute Sammlung naturwissenschaftlicher Elementarbücher, die damals Trübner in Straßburg herausgab, fast aus lauter übersetzten Engländern bestand? Um eben die Zeit, Ende der achtziger Jahre, begann in die bis dahin unbeachtete Sammlung Göschen ein rascheres Tempo zu kommen. Inzwischen sind über 700 Bände von ihr erschienen, und es gibt wenige Gebiete menschlichen Wissens, die nicht vertreten wären. Aber nicht nur, daß Deutschland mit Göschen den englischen Vorsprung systematisch eingeholt hat, es entstanden bald Unternehmungen von ähnlicher Billigkeit, deren Bände

Digitized by Google

aufs glücklichste irgend einen Ausschnitt wissenschaftlicher Erkenntnis behandeln. Teubners Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" ist mit Valentins Bismarck bis zum 500. Bändchen gekommen. Beide Bibliotheken haben auch in ihrer Ausstattung große Fortschritte gemacht, und übertreffen jeden englischen primer gleicher Preislage. Das jüngste Unternehmen dieser Art, die bei Quelle & Meyer erscheinende Sammlung „Aus Wissenschaft und Bildung" geht ähnliche, und doch wieder ganz eigene Wege. An Bänden wie Griechische (und Römische) Kultur im Bilde von Lamer, oder Kulturgeschichte Roms von Birt, oder Georg Holz' Sagenkreis der Nibelungen oder Fritz Lienhards Klassischem Weimar wird jeder, der sie erwirbt, dauernde Freude haben. Bruiniers Minnesang und Deutsches Volkslied, die der Teubnerschen Sammlung angehören, sind nicht minder gut in ihrer Art. Es wäre ungerecht, in diesem Zusammenhang der in manchem vortrefflichen Sammlung Kösel zu vergessen, von der wir weder Welters französische, noch Lohrs englische Literaturgeschichte missen möchten, so wenig wie Dreves' „Kirche der Lateiner in ihren Liedern", und die nur des planmäßigen Ausbaus bedarf, um auch außerhalb katholischer Kreise nach Gebühr gewürdigt zu werden. Wenn man nur solche Unternehmungen bedenkt, ihren fast völligen Mangel vor 25 Jahren, ihren systematischen Ausbau, ihre von Jahr zu Jahr sich steigernde Gediegenheit und Vielseitigkeit, dann begreift man die Wut der Engländer über deutsche Organisation; denn das, was hier geleistet worden ist, an sich nur ein kleiner Teil unserer Organisation geistiger Arbeit, ist außerordentlich bezeichnend für die Schnelligkeit, Tatkraft und Gründlichkeit, mit welcher Deutschland auf allen Gebieten angefangen hat, den Weltmarkt zu erobern, und ihn immer mehr erobert. Es ist jetzt wie ein leerer Raum in der Welt, den man in Australien ebenso spürt wie überm Kanal: Deutschland fehlt. Es fehlt den Gegnern nicht minder als den Neutralen. Der Faktor, den die Feinde ausscheiden wollten, hat sich als unentbehrlich, weil unersetzbar, erwiesen. Man könnte das Wort Voltaires anwenden: Si elle n'existait pas, il faudrait l'inventer. Nach dem Krieg wird das Bedürfnis nach der geistigen Arbeit Deutschlands auf allen Gebieten doppelt und dreifach fühlbar werden und die Völker werden manches einzuholen haben. Die Stetigkeit aber, mit der während des Kriegs bei uns weitergearbeitet wird, überall, wo es nur geht, auf den verschiedensten Gebieten menschlichen Suchens, ist etwas Achtunggebietendes und Gewaltiges, das uns stolz und froh macht.

Karl Theodor von Heigels Deutsche Reden[1]).

Ein neues — das letzte Buch von Heigel! Vielen, die es in die Hand nehmen, wird es gehen wie mir: Mit wehmütigen Erinnerungsgedanken habe ich es aufgeschlagen und angeblättert, und mich mittendrin mit frischer Freude über die lebendig fortwirkende Gegenwart des Trefflichen wiedergefunden. — Was ist's eigentlich, was einen guten Redner macht? Vielerlei pflegt in dem einen Eindruck zusammenzufließen: Das Aeußere von Erscheinung und Stimme; alles Formelle der Rede; ihr Inhalt; schließlich das unmeßbare Fluidum der gesam-

[1]) München 1916, Oskar Beck, XX u. 305 S. M. 5.— geb.

Digitized by Google

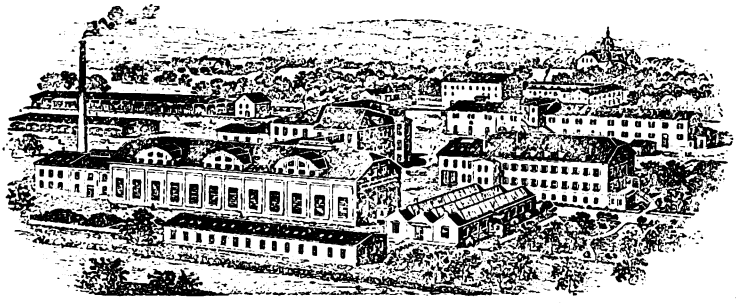
ten geistig-menschlichen Kraft, die sich in ihr ausdrückt, die oft mehr fühlbar als ausgesprochen hinter ihr steht. Uns Münchnern tritt beim Lesen dieser Heigelschen Reden — der kürzeren akademischen Ansprachen insbesondere — noch der ganze leibhaftige Eindruck des gesprochenen Wortes wieder in die Erinnerung, so daß wir uns schwer tun, das Einzelne daraus loszulösen. Aber wir glauben uns nicht zu täuschen: Die Persönlichkeit, die sich hier ausprägte, war so einheitlich und von so ruhiger Stärke, daß auch wer diese Reden erst jetzt im Druck kennen lernt, dieselbe eigentümliche, kräftig harmonische Wirkung empfindet, die einst den Hörer erquickte und erhob, beruhigte und stärkte. Denn das war doch das eigentliche Geheimnis auch von Heigels rednerischem Einfluß, jene seltene, ganz persönliche Verbindung von Kraft und Anmut, von Wärme und Klugheit, von Ernst und Schalkhaftigkeit, von Wissenschaft und Kunst, von Männlichkeit und Menschlichkeit, die sein Inneres wie sein Aeußeres durchdrang: Inmitten des allgemeinen lärmenden Wechselstreites der Meinungen und Interessen, war sie in ihrem treuen, tapferen und wohlwollenden Geradsinn immer des rechten Wegs zum Guten und Natürlichen gewiß.

Die vorliegende Sammlung enthält zehn Hauptstücke, die der Verstorbene noch selbst für den Druck ausgewählt und durchgesehen hat (Einheitsstaat oder Bundesstaat; 1813—1913; Die Münchener Akademie von 1759—1909; Zu Schillers Gedächtnis; Zum 80. Geburtstag des Prinzregenten Luitpold von Bayern; Nachruf auf Prinzregent Luitpold; Ueber Akademien und „Akademisch"; Zur Erinnerung an die Erhebung Bayerns zum Königreich; Die Anfänge des Weltbundes der Akademien; Wert und Berechtigung der völkischen Bewegung). Seine Witwe, der wir diesen Band verdanken, hat im Anhang noch neun Kriegsaufsätze — Heigels letzte Arbeiten — beigefügt (An die Akademische Jugend; Ruhig Blut; Der Ursprung des gegenwärtigen Krieges; 1870 und 1914; Warum haben die Deutschen so wenig Freunde; Die Berechtigung des Volkskrieges; Eine Auflehnung Europas gegen England vor hundert Jahren; Der Krieg und die Kunst; Krieg und Wissenschaft). Ein schöner, gehaltvoller Nachruf von Ivo Striedinger, ein Bildnis Heigels nach Lenbach und ein kurzes, in seiner Schlichtheit ergreifendes Vorwort der Herausgeberin lenken uns wieder zu den Gedanken der Erinnerung zurück. Multi pertransibunt et augebitur scientia.

K. A. v. Müller.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes — soweit nicht durch Fußnote zum Titel ausdrücklich verboten — den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie, Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google



Papierfabrik
Bohnenberger & Cie.
Niefern bei Pforzheim

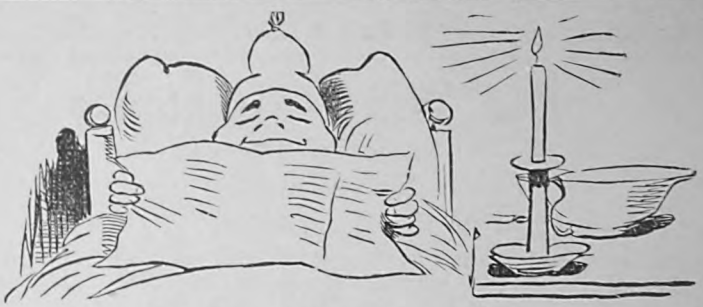
Seit Kriegsbeginn mit
der neuerstellten Fabrik
wieder im vollen Betrieb

Alle Arten von Werkdruck-,
Post- und Normalpapieren

Kunstdruckpapier

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger



Das schönste Geschenk für Leute mit Humor ist das

Wilhelm-Busch-Album

Humoristischer Hausschatz / 193.—202. Tausend /

enthaltend: 13 der besten Schriften des Humoristen mit 1500 Bildern, die Selbstbiographie „Von mir über mich" und das Gedicht „Der Nöckergreis" sowie das Porträt Wilhelm Buschs nach Franz von Lenbach. Preis in Dürerleinwand mit Kopfgoldschnitt M. 20.—. Luxusausgabe auf Elfenbeinpapier gedruckt und in einen vornehmen Pergamentband gebunden Preis M. 30.—

Der Inhalt des Busch-Albums kann auch in einzelnen Bändchen bezogen werden.

	gebunden	geheftet
Die fromme Helene . . .	M. 1.80	M. 1.50
Abenteuer eines Junggesellen	„ 1.80	„ 1.50
Fipps, der Affe	„ 1.80	„ 1.50
Herr und Frau Knopp .	„ 1.25	„ 1.—
Julchen	„ 1.25	„ 1.—
Die Haarbeutel	„ 1.25	„ 1.—
Bilder zur Jobsiade . . .	„ 1.25	„ 1.—

	gebunden	geheftet
Der Geburtstag (Partikularisten)	M. 1.25	M. 1.—
Didel dum!	„ 1.25	„ 1.—
Plisch und Plum	„ 1.25	„ 1.—
Balduin Bählamm	„ 1.25	„ 1.—
Maler Klecksel	„ 1.25	„ 1.—
Pater Filucius m. Porträt u. Selbstbiographie, sowie d. Gedicht „Der Nöckergreis"	„ 1.25	„ 1.—

Für die Kinderwelt

haben wir in besonders sorgfält. Ausstattung eine prächtige Weihnachtsgabe herausgebracht.

Busch, Lustige Bildergeschichten für Kinder

Ein stattlicher Band von 194 Seiten 4° im Format des „Humoristischen Hausschatz" mit 185 farbigen und 278 schwarzen Abbildungen. Preis in Leinwand gebunden M. 10.—, in Pappband . . . . . M. 9.—

Das neue Kinderalbum wird in schöner, sorgfältiger Ausstattung vorgelegt, der kolorierte Teil in feinstem Farbendruck. Es enthält folgende 15 Bildergeschichten: Der Eispeter / Katze und Maus / Krischan mit der Piepe / Hänsel und Gretel / Der Fuchs / Die Drachen / Das Häschen / Das brave Lenchen / Der Sack und die Mäuse / Die beiden Schwestern / Hänschen Däumeling / Der weise Schulze / Plisch und Plum / Fipps, der Affe / Der Maulwurf. Die ersten zwölf Geschichten haben farbige, die drei letzten schwarze Bilder.

Was der „Humoristische Hausschatz" dem Erwachsenen ist, das sollen die „Lustigen Bilder-Geschichten" dem Kinde werden: ein Lieblingsbuch, eine nie versiegende, noch veraltende Quelle gesunden Genusses.

Verlag von Fr. Bassermann in München.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Der Pilger Kamanita

Ein Legendenroman von

Karl Gjellerup

Geheftet M. 5.—; gebunden M. 6.50

Dieses Buch führt aus irdischen Gefilden in ein künstlerisch geschautes Jenseits unendlichen Friedens und Trostes. Kein Wunder daher, daß „Der Pilger Kamanita" seit Beginn des Krieges noch stärker begehrt wird als zuvor.

Lily Braun

Lebenssucher

Roman. 1.—20. Tausend

Geh. M. 5.—, geb. in Leinen M. 6.50, Halbfr. M. 9.—

In diesem Werk ersteht die Gegenwart lebendig, und wir können in ihm den ersten Zeitroman von wirklich innerer Größe erblicken und willkommen heißen.

Verlag von Albert Langen in München

Adolf Paul

Die Tänzerin Barbarina

Roman aus der Zeit Friedrichs d. Gr.

Geh. M. 5.—, geb. in Leinen M. 6.50, Leder M. 15.—

Fast mehr noch als die schillernde Gestalt der Heldin fesselt einen die des großen Königs, den der Dichter stark und lebendig darzustellen verstanden hat.

Verlag von Albert Langen in München

Die Österreichische Bibliothek

Preis jedes Bandes 60 Pfennig

Bisher sind erschienen:

1. **Grillparzers politisches Testament.** Zusammengestellt von H. v. Hofmannsthal.
2. **Heldentaten der Deutschmeister 1697 bis 1914** von Max Mell.
3. **Custoza und Lissa.** Von Heinrich Friedjung.
4. **Bismarck und Österreich.** Von Franz Zweybrück
5. **Audienzen bei Kaiser Josef.** Nach zeitgenössischen Quellen.
6. **Achtzehnhundertneunn.** Dokumente aus dem Krieg gegen Napoleon.
7. **Fürst Friedrich zu Schwarzenberg, der „Landsknecht": Bilder aus Alt-Österreich.**
8. **Abraham a Sancta Clara.** Ausgewählt von Richard von Kralik.
9. **Beethoven im Gespräch.**
10. **Radetzky: Sein Leben und Wirken.**
11. **Auf der Südostbastion unseres Reiches.** Herausg. von Hauptmann R. Michel.
12. **Österreichische Gedichte 1914/15.** Von Anton Wildgans.
13. **Amos Comenius und die böhm. Brüder.**

Insel-Verlag zu Leipzig

Bücher für Bibliophile, Jahreskatalog 1915

auf Verlangen gratis, ebenso mein soeben erschienenes antiquarisches Verzeichnis.

A. Ackermann's Nachf.
(Karl Schüler)
München, Maximilianstr. 2. Tel. 21379.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

Führer und Helden

Federzeichnungen von Karl Bauer

1. Kaiser Wilhelm II.
2. Der Reichskanzler
3. Der deutsche Kronprinz
4. Der Kronprinz v. Bayern
5. Herzog Albrecht von Württemberg
6. Generaloberst von Moltke
7. Generalfeldmarschall von Hindenburg
8. General von Emmich
9. Großadmiral von Tirpitz
10. Graf von Zeppelin
11. Kaiser Franz Josef
12. Generalstabschef Conrad von Hötzendorf
13. Generalleutn. v. Ludendorff
14. Admiral Graf von Spee †
15. Kapitän von Müller
16. Generalstabsch. v. Falkenhayn
17. General von Beseler
18. Generaloberst von Kluck
19. Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern
20. Generalfeldmarschall von Mackensen
21. General v. Linsingen
22. Generalfeldmarschall von Bülow
23. Kap.-Lt. Weddigen †
24. Feldmarschall Erzherzog Friedrich

Einzelne Blätter (28 × 36 cm) M. —.50. D. Liebhaberausg. (auf Karton aufgekl.) M. 1.—. **2 Mappen**, enth. je 12 Blätt. je M. 2.50. **Liebhaberausgabe** in 2 Geschenkmappen, enthaltend je 12 Blätter (auf Karton aufgekl.) je M. 5.—. **Postkarten** mit verklein. Wiederg. d. Bildn. M. —.10. 2 Reih., enth. je 12 Kart. in künstl. Umschl. je M. 1.— **Rahmen** zu den Blättern passend von M. 1.50 bis M. 3.50

„Auf der Wacht". A. d. Mappe „Aus der Kriegszeit", 6 Blätt. Scherenschnitte v. Rolf Winkler wiedergebd.

Scherenschnitte von Rolf Winkler

I. Reihe: Aus der Kriegszeit

6 Blätter, Scherenschnitte des Künstlers wiedergebend

1. Abschied des Landwehrmannes. 2. Auf der Wacht. 3. Feuerstellung. 4. Skipatrouille. 5. Treue Kameradschaft. 6. Am Grabe des Kameraden.

Mit diesem einfachsten aller Ausdrucksmittel der darstellenden Kunst erzielt Winkler, dieser Meister seiner Technik, verblüffende Wirkungen und weiß uns dabei Stimmungen voll feinsten Zaubers zu übermitteln, ein Stück Leben unserer Tapferen draußen im Feindesland wiederzugeben.

Auf Karton mit verschiedenfarbig. Tonunterdruck:
Einzeln M. 1.—, 6 Blätter in Mappe M. 4.—

Auf getönter Seide:
Einzeln M. 3.—, 6 Blätter in Geschenkmappe M. 10.—

Unter Glas in Leinwandeinfassung mit Seidenschnur:
Auf Karton M. 2.50, Ausgabe auf Seide M. 4.50

In Nußbaumrähmchen:
Auf Kart. M. 5.—, auf Seide M. 7.—

Postkartenausgabe:
Preis der Karte M. —.10.

Vollständ. Katalog über künstlerischen Wandschmuck mit 200 farb. Abb. geg. Einsendung von 50 Pf. (Ausl. 60 Pf.).

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Zu beziehen durch den Verlag B. G. Teubner, Leipzig, Poststraße 3/5.

Sammler und Freunde künstlerischer Graphik

werden um jährlich M. 30.— Mitglieder der Gesellschaft f. vervielfältigende Kunst und erhalten 4 Hefte „Graphische Künste" reich illustriert im Text und durch wertvolle Tafeln, ferner als Prämien-Beigaben im Dezember graphische Original-Arbeiten von ersten Künstlern, sowohl als Wandschmuck als in Buch- oder Mappenform.

Prospekte und Anmeldungen durch jede Kunst- und Buchhandlung oder den

Verlag der Gesellschaft Wien VI/I, Luftbadgasse 17.

Kriegsgedichte und **Lieder,** Feldpostbriefe und sonstige aktuelle **Zeitungsausschnitte**

liefert

Adolf Schustermann

Größtes Zeitungs-Nachrichten-Büro, Berlin SO 16 (Manoli-Haus).

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

Ganz selten wird etwas so Köstliches zu so bescheidenem Preise dargeboten wie die soeben bei Wilhelm Langewiesche-Brandt in Ebenhausen bei München erschienene Autobiographie des Feldschers, Schiffsarztes, Chirurgen und Hofbarbiers **Johann Dietz**, der von 1665 bis 1738 sein tüchtiges und an Abenteuern reiches Leben gelebt hat. Das Buch, die Erstveröffentlichung einer alten Handschrift in der Königlichen Bibliothek zu Berlin, ist von Dr. Ernst Consentius herausgegeben. Mit alten Bildern **1 80 MK.**

Alfred Kröner Verlag in Leipzig

Soeben erschienen!

Dante und seine Zeit

Von Karl Federn

Zweite neubearbeitete Auflage

Mit 26 Abbildungen

In Halb-Pergament gebunden 6 Mark

Diese Neu-Ausgabe ist die erste Dante-Biographie, in welcher die neuen Forschungen von Robert Davidsohn in Florenz benützt sind. Durch ihn wurden neue Dokumente entdeckt und neue Tatsachen aus Dantes Leben festgestellt. Insbesondere seine Verbannung und seine politische Tätigkeit überhaupt sind erst jetzt klar.

Federns Buch ist die erste Biographie, welche die neuen Tatsachen aus Dantes Leben mitteilt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Das schönste Bilderwerk, das köstlichste Erinnerungsbuch der Biedermeierzeit ist

Spitzweg, der Altmeister Münchener Kunst

von Professor Hermann Uhde-Bernays

Billige Ausgabe mit 155 Bildern

Ein stattlicher Quartband mit 160 Seiten

In biegsamem Pappband M 4.—

in hübschem Geschenkband M 5.50

„Jetzt können breitere und weitere Kreise erproben, ob sie den alten Lustigmacher verstehen, denn der Delphin-Verlag hat den Zeitverhältnissen Rechnung getragen und eine billige Ausgabe herausgebracht, die trotzdem in Text und Bild sehr reichen Stoff bietet. Gerade in den jetzigen schweren Zeiten kann der urwüchsige und so durchaus gesunde Humor Spitzwegs für viele ein Labsal werden. Hier kann man die lauten Aufregungen der Gegenwart für einige Stunden vergessen." (Gothaisches Tagblatt.)

Man verlange den illustrierten Prospekt

Gleichzeitig ist erschienen:

Spitzweg, Reime und Bilder

Ein hübsches Büchelchen mit 24 Bildern

Kartoniert 50 Pfennig

Delphin-Verlag, München

Die Verwundetenbücherei München

ittet, sie durch Zusendung geeigneter Bücher und Zeitschriften freundlichst zu unterstützen. Zusendungen nd erbeten an die Verwundetenbücherei München, Prinzregentenstraße 2. Auf briefliche oder telephoische Benachrichtigung werden die Bücher innerhalb des Stadtbezirks München abgeholt. Die Bahn efördert umsonst, wenn vermerkt wird: Frachtfrei! Liebesgabe für das Rote Kreuz!

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

Billiger künstlerischer Wandschmuck

für das bürgerliche Haus, für Kasernen, Lazarette, Baracken, Unterstände usw. sind die

Kunstblätter der „Jugend".

Die Sammlung umfaßt mehrere tausend Nummern und birgt für jeden Geschmack Passendes. Die Preise der Kunstblätter bewegen sich je nach Größe für halbseitige Blätter (im Format der „Jugend") 50 Pfg., für ganz- und doppelseitige 1 M., für einwandfreie Vierfarbendrucke jedenfalls beispiellos billig.

Die Auswahl der Kunstblätter erleichtert der große illustrierte

Katalog der farbigen Kunstblätter der „Jugend"

mit tausenden verkleinerten Abbildungen, der elegant gebunden 3 Mark kostet.

Bestellungen auf Kunstblätter und Katalog nehmen alle Buch- und Kunsthandlungen an, bei Voreinsendung des Geldes auch der unterzeichnete Verlag.

München, Lessingstraße 1. Verlag der „Jugend".

Volksvereinsverlag GmbH. M. Gladbach

Neue Bücher

Spahn, Dr. Martin, Bismarck. Zweite, vermehrte Auflage. Brosch. M 3.—, geb. M 4.—
— — **Im Kampf um unsere Zukunft** . M —.60
Kriegslieder. I. Band . . . . . M 1.50
Ritter, Lina, Frauenbriefe ins Feld . M —.80
Wagener, Dr. Cl., Kinder untereinander M 1.20
— — (Feldausgabe, Ein Gruß von kleinen Mädchen und Knaben den großen Jungens im Schützengraben) . . . . . M —.80

Wehberg, Dr. Hans, Das Papsttum und der Weltfriede. 8° (128) 1915. Preis M 1.80
Schmidlin, Die christliche Weltmission im Weltkrieg. 8° (116) 1915. Preis M 1.20
Mumbauer, Vaterland. Gedanken eines katholischen Deutschen über Volk, Staat, Rasse und Nation. 8° (36) 1915. Preis M —.60

Empfehlenswerte Berlin-Charlottenburger Buchhandlungen

Kant-Buchhandlung (Singer)
Berlin-Charlottenburg, Kantstraße 124.
Telephon: Amt Steinplatz 8681.
Spezialität: Wissenschaftliche Literatur; Luxus-Ausgaben und Herstellung von Luxuseinbänden für Bibliophilen.
Einrichtung und Katalogisierung von Privat- und öffentlichen Bibliotheken.

Dieses Feld kostet bei 12maliger Aufgabe M 4.— pro Einschaltung.

Dieses Feld ist noch zu vergeben.

Insel-Verlag in Leipzig und Süddeutsche Monatshefte in München:
Karl Stauffer-Bern
Familienbriefe und Gedichte
In Leinen gebunden M. 6.—

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

Rankes Meisterwerke

Klassikerausgabe in 10 Bänden

Deutsche Geschichte — Die römischen Päpste — Wallenstein
Kleinere Schriften

Wohlfeile Ausgabe in 10 modernen Pappbänden 36 Mk., in 10 Leinenbänden 46 Mk.

Vorzugsausgabe in 10 Bänden, kartonniert der Band 10 Mk., Halbfranz je 24 Mk., Ganzmaroquin je 30 Mk.

Ausführlicher Prospekt
von jeder Buchhandlung oder unmittelbar vom Verlag zu beziehen.

Aus den Besprechungen:

„... Nun habe ich, während unsere Heere draußen eine neue Weltgeschichte machen, den ersten Band der Deutschen Geschichte im Reformationszeitalter gelesen, und nach der Nervenerregung, unter der wir alle unbewußt leiden, nach den bleistiftgroßen Buchstaben, mit denen Morgen-, Mittag- und Abendzeitungen uns Nachrichten einhämmern, war das wie ein Tauchen in eine stille, kühle, kristallklare Flut."
Dr. Carl Busse in Velhagen und Klasings Monatsheften.

„... Hat man sich durch eifrige und hingebende Lektüre zum Verständnis dieser Erzeugnisse des Genies durchgearbeitet, so wird man oft stille stehen mit Herzklopfen, als ob man in die Geheimnisse der Vorsehung selbst einen Blick getan hätte. — Heute, wo wir alle die großen Fragen der Völkergeschichte vor Augen haben, ist es ein unendliches Glück des deutschen Volkes, diesen Lehrmeister zu haben, und es ist ein schöner Zufall, daß gerade in diesem Moment der Verlag eine wohlfeile Ausgabe eines Teiles des großen Rankeschen Lebenswerkes veranstaltet."
Hans Soldan in der Deutschen Rechtsanwaltszeitung.

„... Es war ein außerordentlich glücklicher Gedanke der alten, rühmlich bewährten Verlagsbuchhandlung Duncker & Humblot in München und Leipzig, Rankes Meisterwerke dem deutschen Volk in einer guten, schlichten, erfreulich lesbaren Ausgabe von zehn Bänden wiederzuschenken; ja ein vorahnender Gedanke: ... Ein Werk, dem ruhigen Genusse in Friedenszeiten bestimmt, kommt jetzt mit rechter Pünktlichkeit, um einen ernsten Zweck zu erfüllen in der Zeit, da die Weltgeschichte in Waffenklang ihre eherne Sprache redet."
Hamburger Nachrichten.

„... Jetzt ist die Zeit, Geschichtswerke zu lesen! Also vor allen andern Ranke! Druck und Ausstattung sind überaus sauber und wohltuend. Prof. Dr. theol. Rade.

„... Braucht zum Ruhme des Fürsten unter den Geschichtschreibern auch nur ein Wort gesagt zu werden? Diese prächtigen Bände werden jeder Bücherei zur Zierde gereichen."
Neue Freie Presse.

Ausführlicher Prospekt über „Bücher für die Zeit" von jeder Buchhandlung oder direkt vom **Verlag Duncker & Humblot, München.**

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

Der Weltkrieg

Dietrich Reimer's
Landkarten-Verzeichnis
zum Weltkrieg 1914-15
mit vielen Übersichts-Blättern.

Generalstabskarten / Übersichtskarten / Atlanten / Über das Kartenlesen / Kompasse / Dietrich Reimer's Kartenschutz-Taschen / Maßstabzirkel / Militärische Dienstvorschriften / Wichtige Bücher für die militärische Ausbildung

Auf Wunsch erfolgt kostenlose Zusendung von der

Landkartenhandlung
Dietrich Reimer (Ernst Vohsen)
Berlin SW 48, Wilhelmstraße 29.
Fernsprecher: Amt Nollendorf, Nr. 2046, 2047.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

Bismarck in Geschichte Karikatur und Anekdote

Ein großes Leben in bunten Bildern
von Dr. Paul Liman.
Mit 242 Abbildungen und 20 Kunstbeilagen
In künstlerischem Leinenband M. 14.—.

„Das Buch wird immer eine Perle bleiben in der großen Bismarck-Literatur aller Zeiten."
Rheinisch-Westfäl. Zeitung.

Verlag von Strecker & Schröder, Stuttgart

Ausführl. Prospekt umsonst.

Heinrich Heine
Deutschland
Ein Wintermärchen

Faksimile-Steindruck

nach der Handschrift des Dichters nebst vier Blättern des Brouillons aus dem Nachlaß der Kaiserin Elisabeth von Österreich

Mit einem Nachwort herausgegeben von Professor Dr. Friedrich Hirth

Quartband in Halbpergament mit Pergamentschließen

Auflage: 600 numerierte Exemplare
Preis: M. 25.—

Heinz Herald
Max Reinhardt
Ein Versuch über das Wesen der modernen Regie

Mit elf ganzseitigen Bildern in Kupfer-Doppeltondruck nach Entwürfen von Munch, Orlik, Roller, Stern und Walser, sowie einem Porträt.

Großoktav kartoniert . . . . . M. 3.80
In Halbpergament . . . . . M. 5.50

Zum erstenmal wird uns hier von einem Berufenen genauer Einblick in Max Reinhardts besondere Schaffensart gewährt.

Felix Lehmann Verlag, Berlin-Charlottenburg 2, Kantstr. 6

Insel-Verlag in Leipzig und Süddeutsche Monatshefte in München:

Karl Voll

Entwicklungsgeschichte der Malerei

Altniederländische und Altdeutsche Meister | **Italienische Meister**

Jeder Band gebunden M. 10.—.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

In keinem deutschen Hause sollte fehlen:

Im Herbste des Lebens

Gesammelte Erinnerungsblätter von **Hans Thoma**,
mit reichem Buchschmucke von der Hand des Meisters.

Dieses Werk, die einzige umfangreiche Buchveröffentlichung des großen deutschen Künstlers, enthält u. a. seine eigene Lebensgeschichte bis zur Übersiedelung nach Frankfurt.
Durch alle Buchhandlungen zum Preise von M 5.— (in echtes Pergament gebunden M 8.—) zu beziehen.
Von einer Ausgabe auf echtem Bütten in Leder gebunden, deren Exemplare durch den Verfasser eigenhändig signiert sind, sind noch eine Anzahl zum Preise von M 50.— erhältlich.

München und Leipzig, Süddeutsche Monatshefte.

Wer die Kunstanschauung des großen deutschen Meisters kennen lernen will, der lese

Albrecht Dürers
Unterweisung der Messung

Neu herausgegeben auf Veranlassung und mit einem Vorwort von Hans Thoma
Durch alle Buchhandlungen zum Preis von M 6.— (gebunden M 7.—) zu beziehen.
Von einer Ausgabe auf echtem Bütten in Leder gebunden sind noch eine Anzahl Exemplare zum Preise von M 40.— erhältlich.

München und Leipzig, Süddeutsche Monatshefte.

Kriegshefte der Süddeutschen Monatshefte
Oktober 1914—September 1915
in 2 Bänden gebunden, jeder Band Mk. 10.—

Das neue Deutschland (Oktober 1914)
Das neue Deutschland (November 1914)
Das alte Deutschland (Dezember 1914)
England (Januar 1915)
Rußland (Februar 1915)
Frankreich (März 1915)
Belgien (April 1915)
England und Amerika (Mai 1915)
Italien (Juni 1915)
Rußland von Innen (Juli 1915)
Die deutschen Kolonien (August 1915)
Der Balkan (September 1915)

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

Roland-Verlag

Vom Totentanz
anno 1915
10 Bilder in Holz geschnitten von Otto Wirsching. **20** M. Signiert **150** M.

Sepp Frank: Exlibris
10 Radierungen. **30** M. Signiert **40** M.

Alt-Flandern
200 Photos von Baudenkmälern mit Text von Prof. R. Graul. **1.90** M.

Alt-Bayern
Bilderwerk mit 365 Photos, Einleitung und eingehenden Anmerkungen von Dr. Hans Karlinger. Geb. **25** M.

Freiheitskriege in Bildern
Offiz. Jubiläumswerk des Leipz. Geschichtsvereins. Mit über 200 nur zeitgenöss. Abbildungen und Textbeiträgen. Geb. **8** M.

Rundschreiben über jedes Werk kostenlos.

Dachau

Erster Teil
In Leinen M. 1.50
In Leder M. 3.—

Faust

Zweiter Teil
In Leinen M. 1.80
In Leder M. 3.50

„Die schönste billige Faust-Ausgabe"

Ausstattung v. Rudolf Koch. Zweifarbiger Druck
Beide Teile der Dichtung in einem Bande
In Leinen M. 3.—, in Leder M. 4.—, in Pergament M. 6.—

Verlag Fritz Heyder, Berlin-Zehlendorf

Empfehlenswerte Münchener Buchhandlungen

Chr. Kaiser, Buchhandlung
im Rathaus
München, Marienplatz 8 — Fernruf 25039
liefert jedes Buch schnellstens

Dieses Feld ist noch zu vergeben zum Preise von M 4.— pro Einschaltung.

Hochschulbuchhandlung Max Hueber
Wissenschaftliches Antiquariat
Amalienstraße 43 — Telephon 26705
Ankauf von besseren Werken und Bibliotheken.
Kataloge bitte zu verlangen.

Max Kellerer's Hofbuch- und Kunsthandlung
Herzogspitalstraße 1 — Telephon 7394
Spezialität: Unterrichtswesen und alpine Literatur

Horst Stobbe's Bücherstube
Schwanthalerstr. 2 — Telephon 9588
Moderne Literatur — Bibliophilie — Graphik — Kunstgeschichte — Kunstgewerbe

Otto Schmidt-Bertsch G. m. b. H. Teleph. 1656
Buchhandlung und Antiquariat — Modernes Bücherverleihinstitut — Amalien-, Ecke Schellingstraße 9
Spezialität: Universitätswissenschaften, Kunst und schöne Literatur
Ständige Ausstellung für Graphik und Buchgewerbe — Lesezimmer. Buchhandlung — Spezialität: Kunst und schöne Literatur — Ludwigstraße 26

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

Im Karst

Von

Anna Hilaria von Eckhel.

Dritte Auflage.

Geheftet M 3.—; gebunden M 4.—.

(Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H., München und Leipzig.)

Maria Janitschek, Prager Bohemia: Selten habe ich ein Buch gelesen, wie dieses, in dem jede Zeile Gehalt besitzt, jede Seite spannend ist, jedes Wort Schönheit und Seele atmet ...

Neues Wiener Tagblatt: Diese Dichtung, die unzweifelhaft zu den schönsten Werken österreichischer Poetinnen zu zählen ist ....

Adam Müller-Guttenbrunn in Deutsch-Österreich: Ein Lebensroman, der aufgelöst ist in Duft und Stimmung, der in uns nachklingt, wie eine schöne Melodie ...

Feldmarschalleutnant Franz Rieger in der Reichspost: .... aber wer dieses Büchlein zu lesen beginnt, wird von seinem Inhalt und der schönen Sprache so gefangen genommen, daß er es erst wieder aus der Hand legt, wenn es zu Ende gelesen ist.

Rudolf Hörler in Deutsch-Ungarn: Weit entfernt von jeder poetischen Phrase, ungesucht und einfach, wurden diese Verse nicht geschrieben, um „Gedichte zu machen", sind sie nicht im Hinblick auf ein „Publikum" geschaffen worden, sondern aus Freude an den eigenen Seelenregungen, aus Freude am Gefühl, am Gedanken, am Klang ....

Hans Lienert, Akademische Blätter: Durch die Gedichte sieht man hinein in die Seele einer Frau, einer Werdenden, die voll ist von Sehnsucht und Sonne, Leid und Liebe, Wehmut und Wahrheit .....

Karl Schoßleitner, Ostdeutsche Rundschau: Das ist die Sprache und die Empfindungsweise der echten, unverbildeten Menschlichkeit. Im Menschlichen vor allem ist der Wert dieses Buches verwurzelt.

Grazer Tagblatt: .... und so mag sie gelten als Kämpferin für gefährdetes Deutschtum und ganz besonders für schlichtes, wahrhaftiges Menschentum.

Alfred Ullendorf, Die Wage: Ich habe aber auch ihren Sturm und Drang, ihre Resignation gegenüber Gott und Welt und Krückenmoral gefühlt: ihre aufgeklärte Gedankenpoesie. Und ich bewundere sie darob.

Sil-Vara in der Neuen Freien Presse: Eine Dichterin, in Triest zu Hause, die, auch bildlich gesprochen, eine rauhe Gebirgswelt von der Literatur unserer modernen Weibchen trennt, singt hier aus tiefster Seele in rührend einfachen Worten typisches Leid ihrer Schwestern. In so keuschen Akzenten, ohne schwüle Sinnlichkeit, ohne Brunstgestöhne ist der Schrei nach dem Kinde noch selten erklungen, so rein und so erbarmungswürdig ..... Es sind viel Tränen in diesem Buche, aber sie wurden zu Perlen.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Ein neues Keller-Werk!

Gottfried Kellers
Leben, Briefe und Tagebücher

Auf Grund der Biographie **Jakob Baechtolds** dargestellt und herausgegeben von

Emil Ermatinger

Erster Band: **Gottfried Kellers Leben**

Mit einem Bildnis
Geheftet M. 17.—, in Leinenband M. 19.50,
in Ganzlederband M. 29.—

Dieses monumentale Keller-Werk tritt als völlig neue Bearbeitung an die Stelle des weitverbreiteten Buches von Jakob Baechtold. Dem ersten Bande, der eine nach innen vertiefte, nach außen abgerundete Darstellung der gesamten Entwicklung des Dichters enthält, werden die Briefe und Tagebücher in zwei Schlußbänden folgen, die sich schon in Vorbereitung befinden. — Jeder Band ist einzeln käuflich.

Prospekt unberechnet

PAUL CLAUDEL

Thomas Mann: Das stärkste dichterische, überhaupt künstlerische Erlebnis, das mir seit Jahren beschieden war.

Verkündigung. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—, auf Bütt. in Perg. M. 6.50

Goldhaupt. Geh. M 3.50, geb. M. 4.50

Der Ruhetag. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—, in Halbleder M. 5.50

Bitte Prospekt zu verlangen

HELLERAUER VERLAG
DRESDEN-HELLERAU

Bissing
Belgien unter deutscher Verwaltung

60 Pfennig

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H.

Traum und Leben
Gedichte einer Frühvollendeten

Siebte Auflage

Geheftet M 4.50. In Leinen M 5.50. In Leder M 7.50.

Süddeutsche Monatshefte, G. m. b. H., München

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

Vossische Zeitung

Gegründet 1704

Maßgebende Tageszeitung für Politik, Kunst und Wissenschaft

*

Täglich zwei Ausgaben. Abonnementspreis in Groß-Berlin monatlich 2.70 M frei ins Haus; auswärts monatlich 2.50 M, ausschließlich Bestellgeld.

*

Anzeigen in der Vossischen Zeitung finden weiteste Verbreitung

Kürzlich erschienen:

Hundert Tage Gefangene in Frankreich

Von **Fanny Hoessl**

(Die beeidigten Aufzeichnungen, die zuerst im Frankreichheft der S. M. veröffentlicht wurden, sind in dieser Broschüre vermehrt durch Briefe, welche die Verfasserin in den letzten Monaten aus französischen Gefangenenlagern erhalten hat.)

Durch alle Buchhandlungen zum Preis von 60 Pfg. zu beziehen.

München und Leipzig, Süddeutsche Monatshefte.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

Vor kurzem erschien:

Hans Pfitzner

Vom musikalischen Drama

Gesammelte Aufsätze

Inhaltsverzeichnis:

Vorwort.

Zur Grundfrage der Operndichtung.
- Teil I: Allgemeine Betrachtung.
- Teil II: Anwendung auf bekannte Werke.
- Teil III: Eigene Werke: a) Der arme Heinrich, das Epos und das Drama.
  b) Die „Symbolik" der Rose vom Liebesgarten.

Bühnentradition.
- Teil I: Einleitung.
- Teil II: Melot der Verruchte.
- Teil III: Bart und Bühne.

E. T. A. Hoffmanns Undine.

Der Freischütz.

Der Parsifalstoff und seine Gestaltungen.

Geheftet M 3.—. Gebunden M 4.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H., München und Leipzig.

Josef Hofmiller

Versuche:

Nietzsches Testament.
Nietzsche und Rhode.
Fogazzaro, Der Heilige.
Katarina von Siena.
Emerson.
Thoreau.
Maeterlinck.
Die Briefe des Abbé Galiani.

Zeitgenossen:

G. Hauptmann.
Frank Wedekind.
Ibsen.
Wilh. Busch.
Pontoppidan.
Widmann.
Ruederer.
Bartsch.
Hofmannsthal.
Rud. Alexander Schröder.

Zwei Bände in gleicher Ausstattung
Geheftet je M. 2.—, gebunden je M. 3.—

Süddeutsche Monatshefte, München und Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

Josef Ruederer †

Ein Verrückter. Kampf und Ende eines Lehrers
Geh. 3.50. Geb. 4.50

Die Fahnenweihe. Komödie
Geh. 2.50. Geb. 3.50

Höllischer Spuk
Geh. 0.80

Wolkenkuckucksheim. Komödie
Geh. 2.50. Geb. 3.50

Der Schmied von Kochel. Trauerspiel
Geh. 2.50. Geb. 3.50

Das Grab des Herrn Schefbeck. Erzählung
Geh. 2.—. Geb. 2.60

Die Morgenröte. Komödie aus dem Jahre 1848
Geh. 2.50. Geb. 3.50

Tragikomödien. Novellen
a) Von Lovis Corinth illustrierte Ausgabe. Geh. 8.—. Geb. 9.—
b) Textausgabe.
Geh. 5.—. Geb. 6.50

Wallfahrer-, Maler- und Mördergeschichten. Novellen
Geh. 2.50. Geb. 3.50

Gesammelte Dichtungen
7 Bände in Leinen geb. in Karton 28.50

Süddeutsche Monatshefte, G. m. b. H., München und Leipzig.

Anzeigenverwaltung der Süddeutschen Monatshefte: München, Königinstraße 103. Telephon: 30692. Postscheck: 339. Telegramme: Monatshefte, München.

Digitized by Google

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien

Allgemeine Wirtschaftskunde

Wohlfeile Ausgabe von „Natur und Arbeit". Von Prof. Dr. Alwin Oppel

Mit 218 Abbildungen im Text, 23 Karten und 24 Tafeln in Farbendruck, Ätzung und Holzschnitt

2 Bände in Leinen gebunden 9 Mark

Technischer Modellatlas.

15 zerlegbare Modelle aus den Gebieten der Maschinen- und Verkehrstechnik mit gemeinverständlichen Erläuterungen. Herausgegeben von Ingenieur H. Blücher. Neue, wohlfeile Ausgabe. In Pappband 9 M. (Enthält u. a. „Unterseeboot", „Etrich-Rumpler-Taube", „Parseval-Luftschiff".)

Meyers Geographischer Handatlas.

121 Haupt- und 126 Nebenkarten nebst 5 Textbeilagen und alphabetischem Register aller auf den Karten und Plänen vorkommenden Namen. Vierte Auflage, revidierte Ausgabe. In Leinen geb. 15 M.

Brehms Tierleben.

Kleine Ausgabe für Volk und Schule. Dritte, neubearbeitete Auflage von Dr. W. Kahle. Mit etwa 500 Abbildungen im Text und 150 Tafeln in Farbendruck, Ätzung und Holzschnitt. 4 Bände in Leinen gebunden zu je 12 M. (Band II [Fische, Lurche und Kriechtiere] und Band III [Vögel] sind bereits erschienen.)

Meyers Kleines Konversations-Lexikon.

Siebente Auflage, durch einen Ergänzungsband erneuerte Ausgabe. Mehr als 155000 Artikel und Nachweise auf 6800 Seiten Text mit über 7000 Abbildungen im Text und auf 684 Illustrationstafeln (darunter 91 Farbendrucktafeln und 153 mehrfarbige Karten und Pläne), sowie 137 selbständige Textbeilagen. 7 Bände in Halblederneinband zu 86 M. oder in Liebhaber-Halblederneinband zu 100 M.

Fremdwort und Verdeutschung.

Ein Wörterbuch für den täglichen Gebrauch von Prof. Dr. Albert Tesch. In Leinen gebunden 2 M.

Helmolts Weltgeschichte.

Zweite, neubearbeitete Auflage, unter Mitarbeit hervorragender Historiker herausgegeben von Dr. Armin Tille. Mit etwa 1200 Abbildungen im Text, 300 Tafeln in Farbendruck, Ätzung usw., sowie 60 Karten. 10 Bände in Halbleder gebunden zu je 12 M. 50 Pf. (Band I—III ist erschienen.)

Meyers Historischer Hand-Atlas.

62 Hauptkarten mit vielen Nebenkärtchen nebst einem Geschichtsabriß in tabellarischer Form und 10 Registerblättern. In Leinen gebunden 6 M.

Geschichte der Deutschen Kultur.

Von Prof. Dr. G. Steinhausen. Zweite Auflage. Mit 213 Abbildungen im Text und 22 Tafeln in Farbendruck usw. Zwei Bände in Leinen gebunden zu je 10 M.

Meyers Historisch-Geographischer Kalender

für das Jahr 1916. Als Abreißkalender eingerichtet. Mit 366 erläuterten, die Geschichte des Weltkriegs chronologisch begleitenden Abbildungen, historisch und geographisch denkwürdigen Landschafts- und Städtebildern, Porträten usw. Gedenktagen, Zitaten, sowie einer Jahresübersicht mit astronomischen Notizen. 2 M.

Meyers Klassiker-Ausgaben

Kritische Bearbeitung — Gediegene Ausstattung — Eleganter Leinwandeinband

Arnim	1 Band,	2 M.	Hauff	4 Bände,	8 M.	Mörike	3 Bände,	6 M.
Brentano	3 Bände,	6 „	Hebbel	4 „	8 „	Nibelungenlied	1 Band,	2 „
Bürger	1 Band,	2 „	Hebbel	6 „	12 „	Novalis u. Fouqué	1 „	2 „
Byron	4 Bände,	8 „	Heine	7 „	16 „	Platen	2 Bände,	4 „
Chamisso	3 „	6 „	Herder	5 „	10 „	Reuter	5 „	10 „
Eichendorff	2 „	4 „	Hoffmann	4 „	8 „	Reuter	7 „	14 „
Freiligrath	2 „	4 „	Immermann	5 „	10 „	Rückert	2 „	4 „
Gellert	1 Band,	2 „	Jean Paul	4 „	8 „	Schiller	8 „	16 „
Goethe	15 Bände,	30 „	Kleist	5 „	10 „	Schiller	14 „	28 „
Goethe	30 „	60 „	Körner	2 „	4 „	Shakespeare	10 „	20 „
Grabbe	3 „	6 „	Lenau	2 „	4 „	Tieck	3 „	6 „
Grillparzer	5 „	10 „	Lessing	7 „	14 „	Uhland	2 „	4 „
Gutzkow	4 „	8 „	Ludwig	3 „	6 „	Wieland	4 „	8 „

Verlagsankündigungen mit Text- u. Bilderproben kostenfrei durch jede Buchhandlung

Digitized by Google

Auch ohne Milchzusatz

ist ein nicht zu starker Aufguß von

Marco Polo Tee

ein vortrefflich mundendes, wohlbekömmliches und dabei sehr billiges Getränk.

Sonstige Zutaten, wie Zitrone, Arrak, Rum etc. sind überflüssig und nachteilig für Geschmack und Aroma.

Franz Kathreiners Nachfolger, G. m. b. H.,
München und Hamburg.

Digitized by Google

Skandinavien

udolf Kjellén / Das Reich Schweden
athan Söderblom / Die schwedische Kirche
li Heckscher / Die schwedische Volkswirtschaft in ihren auswärtigen Beziehungen
drian Molin / Die schwedische Auswanderung
italis Norström / Deutsches und schwedisches Denken
redrik Böök / Deutscher Geist und schwedische Literatur
er Hallström / Der Volksfeind
arald Hjärne / Patriotische Stimmungen in Rußland
erner v. Heidenstam / Anrufung und Gelübde
engt Berg / Wie kleine Leute in Schweden über die großen Nachbarn denken können
arl Thalbitzer / Das dänische Erwerbsleben
lorten Pontoppidan / Die dänischen Volkshochschulen
eorg Brandes / Berliner Erinnerungen
arl Brummer / Dänische Baukultur
oul Levin / Dänische Literatur
ohannes V. Jensen / Fräulein Kopenhagen.
redo Morgenstierne / Die norwegische Staatsverfassung
icolai Rygg / Die norwegische Volkswirtschaft
ilhelm Krag / Das unbekannte Norwegen
ens Thiis / Die moderne Kunst in Norwegen
erhard Gran / Hundert Jahre norwegischen Geistesleb ens.
ohannes Ohquist / Die Geisteskultur Finnlands.

Isolde Kurz / Die neuen Sterne
Josef Hofmiller / Eine deutsche Jedermanns-Bücherei
Rudolf Einhauser / Die „Deutsche Tageszeitung"
Martin Breslauer / Der englische Buchhandel auf dem Kriegspfad
Adolf Theilhaber / Aus Gerste Bier oder Brotmehl?
Karl Alexander v. Müller / Zwiesprach

München und Leipzig, Süddeutsche Monatshefte, Januar 1916
Vierteljahr 4 M Einzeln 1.50 M
Digitized by Google

Bayerische Vereinsbank

Hauptniederlassung: München

Zweigstellen:

Augsburg	Garmisch	Nürnberg	Schwandorf
Bad Kissingen	Hersbruck	Partenkirchen	Straubing
Bayreuth	Kempten	Passau	Weiden
Erlangen	Landsberg a. L.	Regensburg	Würzburg
Fürth	Landshut	Schwabach	

Aktienkapital . . 51.000,000 Mark
Reservefonds . . . 27.500,000 Mark
Pfandbriefumlauf . 500.000,000 Mark
Hypothekenbestand 510.000,000 Mark

Graphische Kunstanstalten F. Brückmann AG. München

LOTHSTRASSE 1

Buch- und Illustrationsdruck

Farbendruck

Ein- u. mehrfarbige Künstlerpostkarten

Netzätzungen / Strichätzungen

Albert-Galvanos

Preisangebote und Proben auf Verlangen

Digitized by Google

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

13. Jahrgang Januar 1916 Heft 4

Inhaltsverzeichnis:

Seite

Ausländische Patrioten 481
Das Reich Schweden. Eine geographische Konturenzeichnung / Von Rudolf Kjellén, Professor der Staatswissenschaft an der Universität Gotenburg 482
Der Konservativismus in den Formen der schwedischen Kirche / Von Dr. Nathan Söderblom, Erzbischof von Upsala . . . 487
Die schwedische Volkswirtschaft in ihren auswärtigen Beziehungen / Von Eli F. Heckscher, Professor an der Hochschule in Stockholm 497
Die schwedische Auswanderungsfrage / Von Dr. Adrian Molin in Stockholm . . 503
Deutsches und schwedisches Denken / Von Vitalis Norström, Professor an der Hochschule in Gotenburg 509
Deutscher Geist und schwedische Literatur / Von Dozent Fredrik Böök in Stockholm 513
„Der Volksfeind" / Von Per Hallström, Mitglied der Schwedischen Akademie in Stockholm 522
Patriotische Stimmungen in Rußland / Von Harald Hjärne, Professor an der Universität Upsala 528
Anrufung und Gelübde / Von Verner von Heidenstam 534
Wie kleine Leute in Schweden über die großen Nachbarn denken können / Von Bengt Berg in Stockholm 536
Das dänische Erwerbsleben / Von Dr Carl Thalbitzer, Redakteur an „Politiken" in Kopenhagen 539
Die dänischen Volkshochschulen / Von Morten Pontoppidan, Pastor in Stenloese 549
Berliner Erinnerungen / Von Professor Georg Brandes in Kopenhagen 559
Züge der dänischen Baukultur / Von Architekt Carl Brummer in Kopenhagen . . . 565
Die dänische Literatur der Gegenwart / Von Poul Levin 569
Fräulein Kopenhagen / Von Johannes V. Jensen in Kopenhagen 578

Seite

Die norwegische Staatsverfassung / Von Dr. Bredo Munthe af Morgenstierne, Professor u. Rektor der Universität Kristiania 58
Die norwegische Volkswirtschaft / Von Professor Nicolai Rygg, Direktor des Norwegischen Statistischen Zentralbureaus in Kristiania 59
Das unbekannte Norwegen / Von Verlagsdirektor Vilhelm Krag in Kristiania . . 60
Die moderne Kunst in Norwegen / Von Jens Thiis, Direktor der Nationalgalerie in Kristiania 60
Hundert Jahre norwegischen Geisteslebens / Von Gerhard Gran, Professor an der Universität in Kristiania 61
Die Geisteskultur Finnlands / Von Professor Johannes Öhquist 63

Von diesen Beiträgen sind der von Per Hallström durch Marie Franzos, der von Georg Brandes durch Emy v. Holstein, die von Gerhard Gran, Johannes V. Jensen, Poul Levin, Bredo von Morgenstierne und Morten Pontoppidan durch Johanna Kjelland, die von Nico ai Rygg und Vilhelm Krag durch Walter Schmidt, die von Fredrik Böök, Verner von Heidenstam, Harald Hjärne, Rudolf Kjellén, Adrian Molin und Nathan Söderblom durch Friedrich Stieve übersetzt, die übrigen wurden von den Verfassern gleich auf deutsch geschrieben.

Die neuen Sterne / Von Isolde Kurz . . 64
Eine deutsche Jedermanns-Bücherei / Von Josef Hofmiller 64
Die „Deutsche Tageszeitung" / Von Rudolf Einhauser 65
Der englische Buchhandel auf dem Kriegspfad / Von Martin Breslauer 65
Eine neue teuflische List der Deutschen / Von Fr. W. v. Bissing 66
Aus Gerste Bier oder Brotmehl? / Von A. Theiheber 66
Erziehung zur Wehrfähigkeit / Von Hermann Kerschensteiner 66
Zwiesprach / Von Karl Alexander v. Müller 67

Kriegsrisikoversicherung ohne Untersuchung.

Deutscher Anker

Pensions- und Lebensversicherungs-Aktiengesellschaft in Berlin.
Grundkapital: M. 8 Millionen.

Lebensversicherung. **Kriegsversicherung.**

Jeder der Wehrmacht angehörende Deutsche, auch wenn er schon im Felde steht, findet Aufnahme in unserer Kriegsrisikoversicherung.

Keine ärztliche Untersuchung.

Sofortige Auszahlung der vollen Versicherungs-Summe im Todesfalle.

Näheres durch die Direktion: **Berlin W**, Eichhornstr. 9
und die **Subdirektion in München**, Kaufingerstr. 23

Digitized by Google

HYGIAMA

Altbewährtes Stärkungsmittel.

Vorzügliches **Frühstücks-** und **Abendgetränk** für Gesunde und Kranke, sowie für alle Berufsarten, besonders für **geistig angestrengt Arbeitende.**

Preis der Büchse mit 500 Gramm Inhalt Mk. **2.50.**

Vorrätig in den Apotheken und Drogerien.

Allgemeine Elektricitäts-Gesellschaft.

Bilanz per 30. Juni 1915.

Aktiva.	M.	pf.
An Kassa-Konto	225 993	87
„ Wechsel-Konto	2 518 624	47
„ Guthaben bei den Banken	90 618 734	71
„ Kautions-Konto	9 120 098	36
„ Konsortial-Konto	9 185 545	80
„ Effekten-Konto	90 043 676	48
„ Elektricitäts-Werke und elektrische Bahnen	933 329	80
„ Debitoren	126 446 087	15
„ Hypotheken	760 000	—
„ Patente-Konto	1	—
„ Inventarium-Konto	1	—
„ Geschäftshaus Friedrich-Karl-Ufer 2-4	2 375 912	—
„ Fabriken: Grundstücke, Gebäude, Maschinen, Werkzeuge und Modelle	60 392 994	18
„ Inventur	93 406 143	54
	486 027 142	36

Passiva.		M.	pf.
Per Aktienkapital		155 000 000	—
„ Obligationen		107 292 000	—
„ Reservefonds-Konto		73 564 679	27
„ Rückstellungs-Konto		19 640 808	68
„ Rückstellungs-Konto für Wehrsteuer		471 633	—
„ Hypotheken		4 683 300	—
„ Wohlfahrts-Einrichtungen		15 159 609	71
„ Geloste Obligationen		217 500	—
„ Obligations-Zinsen		1 625 697	50
„ Fällige Dividenden		281 080	—
„ Aval-Akzepte		296 900	—
„ Kreditoren		86 465 818	97
„ Reingewinn		21 298 115	23
Hiervon:			
11% Dividende auf M. 155 000 000,— Aktienkapital	M. 17 050 000,—		
Tantieme des Aufsichtsrats einschließlich Steuer	„ 542 500,—		
Gratifikationen an Beamte	„ 1 500 000,—		
Zuweisung an den Unterstützungsfonds	„ 1 500 000,—		
Vortrag für 1915/16	„ 705 615,23		
	M. 21 298 115,23	486 027 142	36

Digitized by Google

Münchener Rückversicherungs-Gesellschaft.

A. Aktiva. Bilanz für den Schluß des Geschäftsjahres 1914/15. *B. Passiva*

	M.	₰	M.	₰
I. Haftung d. Aktionäre			22,500,000	—
II. Grundbesitz			2,614,052	25
III. Hypotheken			1,529,100	—
IV. Wertpapiere			69,156,288	55
V. Guthaben:				
1. bei Banken und Bankhäusern	11,138,260	55		
2. b. Versicherungsunternehmungen	67,833,187	35	78,971,447	90
VI. Zinsen, im folg. Jahre fällige, anteilig a. d. Rechnungsjahr entfallende			1,148,445	62
VII. Prämienreserv. in Händen d. Zedent.:				
1. Lebensversichg.	116,059,286	15		
2. Unfall- u. Haftpflichtversicherung	4,732,755	78	120,792,041	93
VIII. Prämienüberträge in Händen der Zedenten			13,689,122	41
IX. Gestundete Prämien			1,563,188	03
			311,963,686	69

	M.	₰	M	₰
I. Aktienkapital			30,000,000	—
II. Reservefonds (§ 262 H. G. B.)			16,857,755	2
III. Prämienreserven für eigene Rechnung:				
1. Lebensversicherung	117,337,934	44		
2. Unfall- u Haftpflichtversicherung	4,741,448	23	122,079,382	6
IV. Prämienüberträge für eigene Rechnung:				
1. Unfall- u. Haftpflichtversicherung	7,749,354	41		
2. Transportversicherg.	1,972,845	96		
3. Sachversicherung	39,316,692	19	49,038,892	5
V. Reserven f. schwebende Versicherungsfälle für eigne Rechnung:				
1. Lebensversicherung	2,450,731	84		
2. Unfall- u Haftpflichtversicherung	9,867.990	23		
3 Transportversicherg.	8,588,246	4		
4. Sachversicherung	27,331,882	9	48,238,851	4
VI. Sonstige Reserven:				
1. Reserve für unvorhergesehene Ereignisse außerord Prämienreserve)			14,000,000	
2. Gewinnreserve	3,000,000	—		
3. Sicherheitsfonds für Kapitalbeteiligungen an Versicherungsunternehmungen	1 000,000	—	4,000,000	—
VII Guthaben anderer Versicherungsunternehmung.			9,865,204	6
VIII. Guthaben d. Agenturen			25,474	6
IX. Guthaben der Retrozessionäre für einbehaltene Prämienreserven			9,667,656	8
X. Sonstige Passiva			562,602	8
XI. Gewinn und dessen Verwendung:				
a) Reserve f. unvorhergesehene Ereignisse	1,000,000	—		
b) Rücklage für Kriegsfürsorge	150,000	—		
c) Zuwendung an d. Nationalstiftg. f. d. Hinterbliebenen d. i Kr. Gef.	300,000	—		
d) an die Aktionäre	3,000,000	—		
e) Tantieme des Aufsichtsrats	164,245	12		
f) Vortrag a. neue Rechnung	3,013 620	66	7,627,865	7
			311,963,686	6

Der Vorstand: C. von Thieme, Vorsitzender.

Die Richtigkeit des Abschlusses bescheinigen wir hiermit auf Grund der Bücher:

Wilh. von Finck. Dr. von Pemsel. Freiherr von Cramer-Klett. Gruner. Kaempf. Hugo von Maffei. Dr. von Miltner.

Digitized by Google

ktienbrauerei zum Löwenbräu in München

Vermögen. **Jahresrechnung am 30. September 1915.** **Verbindlichkeiten.**

	M.	₰		M.	₰
aderwerb	3,278,849	53	Aktien-Kapital	9,300,000	—
äude	4,003,377	72	4 % Schuldverschreibungen	4,250,000	—
hinen	171,993	10	Hypothek. auf d Mathäserbrauerei	1,491,547	04
ntar	532,253	40	Hypothek. auf Wirtschaftsanwesen	6,857,140	04
räte	1,196,014	80	Sicherheits- und Spareinlagen	1,943,428	73
estand und Bankguthaben	6,192,042	70	Malzaufschl. u. sonst. Verbindlichk.	1,767,701	78
enstände	943,204	5	Nicht erhob. Gewinn-Anteilscheine	1,080	—
hsel	66,270	19	Schuldverschreibungs-Zinsen	55,940	—
tpapiere	3,419,952	45	Gesetzliche Rücklage	4,831,393	27
tschaftsanwesen u. Grundbesitz	11,816,479	—	Spezial-Rücklage	2,400,000	—
schank-Einrichtungen	297,077	60	Delkredere-Rücklage	1,000,000	—
.-Darlehen u. sonstige Schuldner	8,385,161	78	Rücklage f Stempelersatz-Abgabe	111,037	—
iligungen	81,24	56	Rücklage für Kriegsschäden	272,367	47
gschaften	336,746	28	Rücklage für Arbeiterwohnungen	100 000	—
			Rücklage für Neubauten	100,000	—
			Rücklage für Ruhegehaltsversicherung der Angestellten	116,171	23
			Alters- und Unterstützungs-Rücklage für Arbeiter	1,466,307	54
			Desgl. der Mathäserbrauerei	117,257	64
			Bürgschaften	336,746	28
			Gewinn- und Verlust-Rechnung:		
			Rohgewinn . . . M. 4,095,490.36		
			Übertr. a. d. Vorjahre „ 538,215.83		
			M. 4,633,706.19		
			ab: satzungsgemäße Abschreibung . . „ 431,152.59	4,202,553	60
	40,720,671	62		10,720,671	62

In der heute stattgehabten Generalversammlung ist auf Grund des Rechnungsabschlusses n 30. September 1915 die Verteilung einer Gesamt-Dividende von 18 % beschlossen und deren ortige Auszahlung genehmigt worden. — Es wird demgemäß von heute an

der Dividende-Schein Nr. 43 unserer Aktien I. Emission mit M. 54.—
„ „ „ „ 28 „ „ II. „ „ „ 216.—
„ „ „ „ 21 „ „ III. „ „ „ 216.—
„ „ „ „ 16 „ „ IV. „ „ „ 216.—
„ „ „ „ 15 „ „ V. „ „ „ 216.—
und „ „ „ „ 9 „ „ VI. „ „ „ 216.—

bei der **Bayerischen Vereinsbank in München** und dem **Bankhause Anton Kohn in Nürnberg** zur Einlösung gelangen.

München, 20. Dezember 1915.

Aktienbrauerei zum Löwenbräu in München.

Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer

Erprobt und bewährt bei

Schlaflosigkeit und Nervosität

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer.
Einzelgabe 75 ccm = 1 gr Bromsalze, Diese 2 bis 3mal täglich.
Größere Gaben auf ärztliche Verordnung.

Dr. Carbach & Cie. in Bendorf am Rhein.

Digitized by Google

Empfohlene Heilanstalten

In denen die „Süddeutschen Monatshefte" aufliegen.

Sanatorium St. Blasien

für **Lungenkranke** im südlich. Schwarzwald. 800 m über dem Meere.
Modernste Einrichtungen. Herrliche Gebirgslage inmitten Tannenwälder. Bewährtes Heilverfahren. Viele Dauererfolge. Ill. Prosp. frei. Dir. Arzt: Privatdozent **Dr. Bacmeister**

Dr. Möller's Sanatorium in Dresden-Loschwitz — **Diätet. Kuren nach Schroth** — Herrliche Lage. Wirks. Heilverf. i. chron. Krankh. Prosp. u. Brosch. fr.

Sanatorium Schönbuch

bei **Böblingen** (Württemberg), 510 m ü. M.

für Lungen- und Kehlkopfkranke

klimatisch vorzügl. staubfreie Lage in **grossem Park**; dicht an ausgedehntem Hochwald. In Bau und Einrichtungen **strengste Hygiene** bei **vollkommenem Komfort. Nur 40 Patienten.** Prospekte auf Wunsch.

Dirig. Arzt **Dr. Brühl**

Orthopäd. Heilanstalt von Hofrat Fr. v. Hessing, Göggingen-Augsburg.

Außergewöhnliche Erfolge in der Behandlung von Schußfrakturen, Gelenkentzündungen aller Art, Rückenverletzungen usw. vermittelst heiltechnischer Apparate ohne Bettruhe.

Neu erbaute

Kuranstalt Stillachhaus.

Oberstdorf, 870 m.

Höchstgelegenes u. sonnigstes Sanatorium der bayer. Alpen.
Für alle inneren und Nervenkrankheiten.
Prospekt. **DR. SAATHOFF.**

Dieses Feld
kostet
bei einem Jahresauftrag von 12 Einschaltungen M. 5.— pro Aufnahme

---

Kuranstalt Dr. Honigmann

Wiesbaden

Telephon 869 Gartenstr. 15/17

Für innerlich Kranke und Nervöse,

Störungen des Stoffwechsels, der Verdauung, organische und funktionelle Herzleiden, rheumatische Erkrankungen. — Individualisierende diätetische Behandlung. Moderner Komfort. Elektrisches Licht. Zentralheizung. Lift. Schattiger Garten. Das ganze Jahr geöffnet.

Dr. Teuscher's Sanatorium

Oberloschwitz-Weißer Hirsch bei Dresden.

für Nerven-, Herz-, Stoffwechsel-, Magen-, Darmkranke u. Erhol.-Bedürftige.

Wasserbeh., Massage, Kohlens., arom., elektr. Bäder u. Behdlg., Diathermie, d'Arsonvalisat., Bergonié. Eingehende Diät bei Mastkuren, Entfettung, Diabetes, harns. Diathese, chron. Magen- und Darmstörungen, Arteriosklerose, Anämie usw. Streng individuelle Pflege. — **Während des Krieges offen.**

Auch während des Krieges besucht

Sommerstein

Biologische Regenerations- und Schroth'sche Kuren*

Kurbad bei Saalfeld, Thüringen.

Prospekt E 54 und neue Broschüre über vorzügliche Heilwirkung frei.

* Sommersteiner biologische Regenerationskuren sind wissenschaftlich begründet u. beruhen auf der Grundlage einer individuellen Körperreinigung (Beseitigung der Krankheitsursachen) u. Blut- u. Säfteerneuerung.

Föhr, einzige freigegebene Nordseeinsel

Nordsee-Sanatorium Südstrand-Föhr

Zweiganstalt: **Jugendheim** und **Pädagogium.** **San.-Rat Dr. Gmelin.**

Digitized by Google

Waldsanatorium

Höchster Komfort **DAVOS** Höchste Hygiene

Lungenheilanstalt ersten Ranges

Leitender Arzt Prof. Dr. **F. Jessen.**

100 Meter oberhalb Davos-Platz. — Unmittelbar am Walde gelegen.

Deutsche Leitung. Prospekt auf Verlangen.

Sanatorium Am Goldberg

Von Prof. u. Ärzten empfohlen. **Bad Blankenburg — Thüringer Wald.** Winter-Kurort. Prosp. frei.

Spezialheh. v. Magen-, Darm-, Stoffwechsel-, nervös., Herz-, inn. u. Frauenkr.

Höchstz. **50** Kurgäste. — Tel. 44. Dr. K. Schulze, Arzt u. Besitzer.

Empfohlene Hotels

In denen die „Süddeutschen Monatshefte" aufliegen.

Baden-Baden. **„Frankfurter Hof"** vormals Französischer Hof in schönster Lage, am Kurhause. Bekannt als angenehmer Aufenthalt. Neuester Komfort • Mäßige Preise. — Das ganze Jahr geöffnet. —

WIESBADEN

Hessischer Hof vormals **Englischer Hof**

Bekanntes Kochbrunnenbadhaus, Kur- und Familienhotel. Modernste Einrichtung bei mäßigen Preisen. Prospekte frei.

St.-Moritz-Dorf

Engadin

Das Land der Sonne

Schweizerhof-Château

Bekanntes vornehmes Familienhaus

Wintersaison 1. Dezember bis 15. März

Bedeutend ermäßigte Preise. Ad. Angst.

Dresden Hotel Europäischer Hof

Hervorragendes Haus allerbesten Rufes.

Zeitgemässe Einrichtungen □ □ □ Kriegst-Inehmer Vorzugspreise. □ □ □ Telegramm: Sendig.

Partenkirchen

Familien-Pension Hager

Sonnige Lage, herrliche Aussicht

Pension von 7 Mark an

Zentralheizung. — Telephon 217.

Heilanstalten, Hotels, Kurorte usw. finden in den Süddeutschen Monatsheften die beste Ankündigung.

Digitized by Google

Erziehungs- und Unterrichtsanstalten

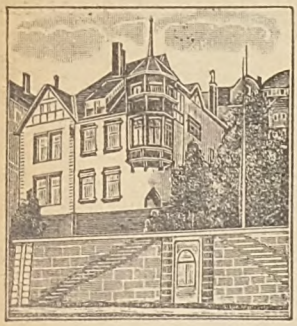
Landschulheim Am Solling bei Holzminden a. d. Weser.

Reformschule in schöner gesunder Lage auf dem Lande für Knaben vom 7. Jahre an. Individuelle Erziehung in Gruppen von höchstens 10 Knaben. Unterricht in kleinen Klassen. Lehrplan der Oberrealschule. Beste Referenzen. Ausführlicher Prospekt durch den Direktor A. Kramer.

Das Evang. Pädagogium Godesberg am Rhein

(Gymnasium, Realgymnasium und Realschule mit Binj.-Berechtigung) ist mit seiner **Zweiganstalt in Herchen (Sieg)** infolge günstiger Bedingungen, Stamm alter Lehrkräfte usw., imstande, die Anstalt auch während der Kriegszeit ohne Einschränkung weiterzuführen Es bietet seinen Schülern gediegenen Unterricht, Förderung ihres geistigen und leiblichen Wohles durch eine familienhafte Erziehung in Gruppen von je 10—18 Knaben in den 15 Alumnaten der Anstalt. **Jugendsanatorium in Verbindung mit Dr. med. Sexauers ärztlich-pädagogischem Institut.**

Drucksachen durch den Direktor **Prof. O. Kühne, Godesberg a. Rh.**



Studienheim Inst. Sonnenberg
mit Schülerheim
Stuttgart, Rotenwaldstr. 31—33, dem Leipziger Platz gegenüber (herrliche städtische Parkanlagen)
für begabte Schüler, die schnell :: zum Ziele gelangen wollen ::
Vollständiger Ersatz für jede höhere Schule, Einjährigen-Prüfung a. d. Schulen u. vor d. Kommission, Fähnrich, Seekadetten und alle Reifeprüfungen ohne vorher. Besuch einer staatlichen Schule.
Spez. Vorbereitung für Leute ohne höhere Schulbildung.
Prospekt und Auskunft gegen Angabe des Zweckes.

Kunstschrift-Mappe-G-M 4.00 Ly-Mappe-M 1.50

Kunst-Schrift

Ly To

Heintze & Blanckertz

GW Berlin NO. 43

Technikum Konstanz a. Bodensee
Ingenieurschule
für Maschinenbau, Elektrotechnik, Hoch- und Tiefbau.

Ausbildung von Ingenieuren, Architekten, Technikern und Werkführern.

Semesterbeginn: Mitte April und Mitte Oktober.

Unsere S. M.-Leser bitten wir bei Anbahnungen auf die **Süddeutschen Monatshefte** Bezug zu nehmen.

Töchterheim u. Lyzeum Neuenheim/Heidelberg

von Herrn u. Frau Direktor Steinkellner. Überwindung von Schulschwierigkeiten in kleinen Klassen. Fortbildungsklassen.

Pädagogium Neuenheim eidelber

Seit 895: 312 Einjährige, 198 Pr maner (7./8. Kl.). Einzelbehandlung Arbeitsstunden. Sport. Spiel. War dern. Familienheim.

Odenwaldschule
Oberhambach b. Heppenheim (Bergstr.)

Leitung: **Paul Geheeb.**

Erziehungsschule für Knaben und Mädchen vom zartesten Alter an. Familienartiges Zusammenleben in Landhäusern. Ernährung, Sport u. Spiel nach gesunden Grundsätzen. Werkstatt u. Garten. — Fachkurse u. sorgfältig fördernder Einzelunterricht. Sichere Vorbereitung auf Einjährigen- und Reifeprüfungen. — Pflege der Kunst.

Höhere Mädchenschule mit Erziehungsinstitut

v. Anna Roscher, vorm. Hermine Ilgen, **München,** Karlstr. 45/2

(Externat und Internat; Garten; nur Vormittagsunterricht.)

a) Vor- oder Elementarschule (1.—4. Volksschulklasse);

b) 6klassige höh. Mädchenschule;

c) Fortbildungskurs u. Vorbereit. f. d. Erzieherinnenprüfung.

Prospekte gratis und franko. Anmeldungen jederzeit. Sprechstunden an Werktagen von 11—12 Uhr.

Digitized by Google

Ausländische Patrioten.

In diesem Heft behandeln Schweden, Dänen und Norweger die Verhältnisse ihres Landes — natürlich vom Standpunkte ihres Landes aus. Wir haben den Wunsch, diesen Standpunkt kennen zu lernen, wie die Patrioten in jedem Land den Wunsch haben müssen, die anderen Länder so zu kennen, wie sie wirklich sind, und nur das internationale Literatentum, sowohl das bürgerliche wie das sozialistische, den Wunsch hat, über die fremden Länder zu täuschen, um die Lage des eigenen als gefahrlos erscheinen zu lassen. Und gefahrvoll ist die Lage jedes europäischen Landes, das wissen die Patrioten in allen. Die Witze Bernard Shaws über die englische Kriegsführung sind uns kaum weniger verächtlich als die Liebknechts über die deutsche.

In der Verwirrung der Gefühle, die in dem friedlichsten Volk durch den größten Krieg entstanden ist, haben die in Deutschland lebenden internationalen Intellektuellen es fertig gebracht, die Stimmung des deutschen Volkes so darzustellen, als ob es für nichts in der Welt Verständnis habe als für Deutschland. Leider ist fast das Gegenteil die Wahrheit. Wenn nicht ein feindlicher Verleumder, ein treuloser Freund oder gar ein verräterischer Landsmann das Blut des Deutschen in Wallung bringt, ist er nur allzusehr geneigt, sich auf jeden Standpunkt zu versetzen, der ihm nahegebracht wird. So bedürfen die Mitarbeiter dieses Heftes, die keine Intellektuellen, sondern Patrioten sind, keines schützenden Geleits.

Man nennt uns Chauvinisten, weil wir die Stärke des deutschen Landes wollen; Unwissende und Böswillige stellen diesen Willen so dar, als ob er gleichbedeutend wäre mit dem Wunsch, die fremden Völker und Kulturen zu vernichten. Man könnte fast das Gegenteil behaupten, daß es nämlich nur die Patrioten sind, die die Patrioten der anderen Länder verstehen, und daß das internationale Literatengesindel des einen Landes auch in andern Ländern nichts versteht als wiederum das internationale Literatengesindel.

In der Tat: Wir haben Achtung vor jeder Überzeugung, nicht nur vor der neutralen, auch vor der feindlichen, wenn sie verbunden ist mit dem Streben nach Wahrheit; Verachtung nur für jene internationalen Intellektuellen, die in jedem Land die Geschäfte der übrigen Länder besorgen; teils, weil sie das für originell halten und Originalität ein Bestandteil ihres Geschäftes ist, teils, weil alles, was elementare Sittlichkeit auslöst — und das tut gemeinsame Gefahr — ihnen zuwider ist.

Uns andern, zumal in den kriegführenden, aber auch in den übrigen europäischen Ländern, ist neben dem schrecklichen doch auch ein befreiendes Erlebnis zuteil geworden; eine Welle des Idealismus hat die Geldmacher, die vor dem Krieg überall geherrscht haben, zwar nicht hinweggefegt, aber doch ins Wanken gebracht; durch die Sorge um die Erhaltung des Landes und die Ehre des Volkes sind Gedanken aufgewühlt worden wie seit langem nicht, und zwar nicht nur in den kriegführenden, auch in den neutralen Staaten. Wir danken den hervorragenden Männern der nordischen Länder, von denen jedes wie seine besondere Geschichte, auch seine besonderen Interessen und seine besonderen Hoffnungen hat, für ihre Mitwirkung. Daß sie keine internationalen Intellektuellen sind, sondern ausländische Patrioten, bedarf bei uns keiner Entschuldigung, sondern ist der beste Titel, mit dem wir sie willkommen heißen können.

Digitized by Google

Das Reich Schweden.

Eine geographische Konturenzeichnung.

Von Rudolf Kjellén, Professor der Staatswissenschaft an der Universität Gotenburg.

Das Reich ist mehr als Heimat und Grund des Staates. Es ist der Körper des Staates, also der Staat selbst in seinen Beziehungen zur Erde, der Staat als geographisches Individuum. Diese Individualität äußert sich teils nach innen als organischer Zusammenhang zwischen den einzelnen Landschaften, teils nach außen hin als natürliche Abgeschlossenheit gegen andere Reiche. Das erstere wird in dem Begriff Autarkie zusammengefaßt, das letztere mit dem Schlagwort natürliche Grenzen bezeichnet. Je stärker die innere Fähigkeit sich selbst zu versorgen und die äußere Isolierung ausgeprägt sind, desto mehr erhöhen sich die Eigenart des Reiches und das selbständige Wesen des Staates.

Die Autarkie ist eine Eigenschaft des Staates und nicht des Reiches. Sie ist das Resultat der Arbeit des Volkes, die die natürlichen Quellen zu (relativer) wirtschaftlicher Unabhängigkeit entwickelt hat; das Reich kann nicht mehr tun, als hierfür die Voraussetzung zu bieten. Die Anlage zur Autarkie bildet neben dem äußeren Grenzenproblem das innere Problem der Geopolitik.

Dem schwedischen Reich fehlen solche Anlagen gewiß nicht. Seine Lage unter hohen Breitengraden scheint von Anfang an eine große Verminderung des Kulturwertes zu bedingen; wohl die Hälfte des Reiches erstreckt sich oberhalb des Polarkreises, ein gutes Viertel oberhalb der Jahresisotherme von ±0. Dank der Nähe des Golfstromes trifft aber eine Sommerisotherme von +10° auf das große Reich, was zur Folge hat, daß es ganz innerhalb der Waldgrenze und fast ganz innerhalb der Ackerbaugrenze liegt. Ziemlich bedeutende Kalkgründe in den südlichen Teilen des Landes belohnen die Mühe des Ackerers reichlich. Doch nehmen die kultivierten Strecken nicht mehr als ein Zehntel des Areales ein; während sich der Wald über die volle Hälfte erstreckt.

Dieser Waldreichtum ist die eine Eigentümlichkeit des Landes. Die andere liegt in der Ausdehnung reiner Ödmarken, über ein Drittel des ganzen Raumes. Aber innerhalb dieser Zone befinden sich einige der reichsten Eisenerz-Lager der Erde, vor allem der Berg Kirunavara im hohen Norden. Dort gibt es auch Torfmoore in großer Ausdehnung. Rechnen wir hierzu noch die reichsten und kräftigsten Wasserfälle des Weltteiles, — von denen jetzt die Industrie in steigendem Maße Besitz ergreift — so gelangen wir zu dem Schlußresultat, daß das Reich sowohl mit den wertvollsten Rohpro-

Digitized by Google

dukten (Holz und Eisen), wie auch mit Naturkräften, um diese zu bearbeiten, außerordentlich gut versehen ist. Nur um das Brot selbst ist es etwas knapp bestellt.

Das schwedische Reich verlockt also nicht zur „Monokultur", wenn auch die Waldwirtschaft eine gewisse beherrschende Stellung eingenommen hat. Es bietet seinem Volk einen besonders harmonischen Ausgleich natürlicher Gegensätze, nur daß das eigentliche Anbauland etwas zu kurz kommt und dadurch der Bevölkerungszuwachs gehemmt ist. Es besitzt großartige Voraussetzungen für eine industrielle Entwicklung und im Zusammenhang damit gute Aussichten auf eine Verdichtung der Bevölkerung; aber die Vielseitigkeit der Natur gewährt zugleich eine gewisse Bürgschaft gegen eine übertriebene Industrialisierung. So wie die Verhältnisse jetzt liegen, steht das Stadtleben im Vergleich zum Landleben noch immer tief im Schatten (nicht ganz 27 Prozent der Gesamtheit).

Wir lenken jetzt unsere Aufmerksamkeit auf die peripherische Anlage der geographischen Individualität. Der erste Eindruck, den wir von der Karte gewinnen, ist der, daß es damit schlecht bestellt ist. Wenn die Ostsee die natürliche Grenze auf der einen Seite bildet, bildet dann nicht der Atlantische Ozean die andere? Ist nicht Schweden eine unnatürliche Reichsbildung auf der wohl abgetrennten und klar begrenzten skandinavischen Halbinsel, eine künstliche Aussonderung im Vergleich zu Norwegen, noch mehr wie Spanien auf seiner Halbinsel gegen das maritimere Portugal?

Betrachtet man die Sache auf der Karte näher, wird dieser Eindruck in doppelter Hinsicht abgeschwächt. Der Vergleich mit der Pyrenäischen Halbinsel veranlaßt zunächst die Bemerkung: hier sehen wir eine der am festesten begrenzten Einheiten der Erde, die durch die Mauer der Pyrenäen klar vom Kontinent getrennt ist. Die skandinavische Halbinsel wird nicht durch ein Gebirge wie die Pyrenäen oder Alpen abgeschlossen; gleich der Balkanhalbinsel schließt sie sich ohne eine Spur von natürlicher Grenze an den Rumpf des Weltteiles an. Wenn also Skandinavien eine natürliche Einheit ist, so besteht dieser Zusammenhang über Skandinaviens Grenzen hinaus. Gibt es denn einen andern organischen Abschluß? Die physische und die geographische Karte erzählen einstimmig davon: die große Senkung Finnische Bucht—Ladoga—Onega—Weißes Meer ist eine der ausgeprägtesten Scheidezonen der Erde, und durch sie wird als eine klar zusammengehörige Provinz um das baltische Becken herum Fennoskandia von dem rein kontinentalen Zentrum des Weltteiles abgesondert. Auch nach innen hin zeigt dieses größere Reich seinen natürlichen Zusammenhang durch eine noch stärkere Ausprägung des schwedischen Typus: eine große

Digitized by Google

„Abdomene" von Wald und Ödmark um einen kleinen Kern von Ackerbauland und schwach entwickelten Stadtwesen.

Schweden gehört also als ein Teil zu der höheren und durchaus organischen Einheit Fennoskandias. Es zeigt sich auch bei einem direkten Studium der Grenzen auf dieser Seite, daß es hier keine Andeutung von einer Scheidewand gegen Osten gibt. In diesen öden Gebieten sind die Flüsse die einzigen natürlichen Kulturträger und nur ihre Täler geben bestellbaren Grund ab; aber gerade durch ein solches Flußtal: Torne-Muonio hat man 1809, als Finnland in Rußlands Hand überging, die Grenze zwischen den beiden Reichen gezogen. Dazu kommt für Schweden noch die ganz besondere Unannehmlichkeit, daß die Stadt Torneå am Hauptweg zwischen den beiden Reichen Rußland angegliedert wurde, obwohl sie auf dem westlichen Ufer des Flusses liegt; das bedeutet, daß Rußland schon auf der schwedischen Seite festen Fuß gefaßt hat.

Einen noch größeren Schaden mußte Schweden im selben Friedensschluß erleiden, indem Åland Rußland zufiel. Durch ihre Lage bildet diese Insel nämlich eine natürliche Sperrfestung für die ganze bottnische Bucht und eine Bedrohung der schwedischen Hauptstadt. Erst 1856 wurde dieser Übelstand etwas gebessert, als die Sieger im Krimkriege Rußland als eine Friedensbestimmung auferlegten, daß es keine permanenten Befestigungen auf der Insel anlegen durfte. Aber diese Kontrahenten sind jetzt Bundesbrüder und das Servitut hat Rußland nicht daran gehindert, die Insel während des Weltkrieges zu einer Seebasis auszubauen.

Ein Zeuge für den natürlichen Zusammenhang im Osten ist ganz besonders der Kranz von schwedischen Ansiedlungen, die sich seit den Tagen der schwedischen Herrschaft noch auf der andern Seite des bottnischen Meeres befinden. Schweden hat hier eine „Irredenta". Darauf entfällt jedoch nur ein Achtel der finnischen Bevölkerung und dieses wohnt nicht in geographischem Zusammenhange an der Festlandsküste entlang, sondern meist im gegenüberliegenden Land (Åland und dem Land davor), auch wird es auf keiner Seite sehr lebhaft im Geiste wachgehalten.

Wir wenden den Blick nach Westen und machen da die zweite Beobachtung, die den ersten Eindruck von Skandinaviens natürlicher Einheit abschwächt: der Berg Kölen mit seiner breiten Anökumene zieht sich gerade durch. Dies läßt an das südlichste Amerika denken, wo die Kette der Anden die allernatürlichste Grenze zwischen Argentinien und Chile bildet. Die Kölen ist kein Hochgebirge wie die Anden, aber man darf sich nicht verhehlen, daß sie im Norden eine besonders natürliche Scheidewand zwischen Schweden und Norwegen bildet: im Westen die breite Wald- und Sumpflandschaft, im Osten die Fjordküste des Atlantischen Ozeans. Nur die

Digitized by Google

40 Kilometer tiefe Sörlierna-Bucht auf dem 64. Grad nördlicher Breite bildet hier oben einen bemerkenswerten Zug der Grenze, sowohl formell wie auch reell zum Nachteil Schwedens, da sie einen norwegischen Vorsprung über die Wasserscheide bildet, der 3—4000 Quadratkilometer schwedisches Flußgebiet in das norwegische Reich hinüberzieht.

In diesen Gebieten besitzt das schwedische Reich also eine natürliche Peripherie und klare Abgeschlossenheit. Jedoch hat die Halbinsel nicht hier, sondern weiter im Süden ihren kulturellen Schwerpunkt; und je mehr wir uns diesem nähern, desto schwächer wird die Grenze. Die Sache verhält sich nämlich so, daß die Kölen nicht weiter als bis gegen den 62. Grad nördlicher Breite herabreicht, (zum Rutefjeld); danach biegt sie nach Norwegen ein und teilt dieses in das „sönderfjeldske" und das „nordenfjeldske", während Waldkomplexe und einzelne Wasserlinien die Rolle der Grundlage zu einer Reichsgrenze übernehmen müssen. Es dauert jetzt nicht mehr lange, so begegnen wir wieder einer politischen Einbuchtung Norwegens nach Schweden hinein, die einen schwedischen Flußlauf abschneidet, nämlich den Tryfsil-Elf auf dem 61°, einer starken Bucht von bloß 20 Kilometern, die aber Schweden 5—6000 Quadratkilometer raubt. Solche Eingriffe in das Grenzprinzip der Wasserscheiden kommen nachher noch auf Schritt und Tritt vor und erreichen ihren Höhepunkt beim Ausmünden der Grenzlinie in den dritten norwegischen Grenzkeil, der schärfer ausgeprägt ist als einer der vorhergehenden — das 25 Kilometer breite Enningdal — worauf die Grenze in die schmale Wasserfurche des Svinesundes ausläuft.

Zur Charakteristik dieser Südgrenze zwischen den beiden skandinavischen Reichen gehört, daß es hier überhaupt keine geographische Stütze für eine starke Reichsgrenze gibt. Berge fehlen ganz und die Wasserscheide zwischen dem Väner und dem Glommen ist so schwach ausgeprägt, daß wir hier sogar den Fall einer periodischen Flußvermischung haben (am scharfen Knie des Glommen in der Gegend von Kingsvingen). Die Natur selbst hat hier alle Trennungsmauern niedergelegt. Diese Tatsache erfuhr ihre volksrechtliche Bestätigung bei der Trennung der Reiche im Jahre 1905, wo man sich veranlaßt sah, hier eine neutrale Zone (von ungefähr 30 Kilometer Breite) bis hinauf zum 61° zu errichten, und dabei traf man besondere Abmachungen in bezug auf die gemeinsamen Wasserläufe und die daraus folgende Möglichkeit zum Zwist.

Die detaillierte Analyse der Grenze hat also bedeutende Schwächen im Rahmen des Reiches auch nach Westen hin aufgedeckt. In Wirklichkeit haben sie doch zu schwereren Zusammenstößen zwischen den Nachbarn keinen Anlaß gegeben. Um Tryfsil wurde nach dem Frieden von 1645

Digitized by Google

gestritten, um Sörlierna und Enningdal bei der Grenzlegung nach dem Übereinkommen des Jahres 1751; daraufhin hat man sich auf der schwedischen Seite, auf der ja Gründe zur Unzufriedenheit vorhanden sind, zufrieden gegeben. Nur außerhalb des fest zusammenhängenden Landes im Schärgården ist in der letzten Zeit ein ernsterer Grenzstreit entstanden, in dem Norwegen auf den Fischgrund Grisbådarne Anspruch erhob; ein Streit, der erst 1909, nach zwölf Jahren entschieden wurde, und zwar durch ein für Schweden günstiges Schiedsgericht.

Der Rest vom Rahmen des Reiches, ungefähr die Hälfte hat die klare Demarkation des Meeres. Das Reich bildet somit die Gestalt eines Rhomboiden, mit Schmalseiten von 500 und Breitseiten von 1600 Kilometern und jede zweite Seite läuft im Wasser. Aber wir haben gesehen, daß es in den beiden Stumpfwinkeln, gerade da, wo die Reibung am größten ist, geographisch gegenüber den Nachbarn offen daliegt. Rein geographisch ist Schwedens Territorium unzertrennlich, sowohl mit Norwegen, wie auch mit Finnland verbunden, die geopolitische Einheit Fennoskandias wird kaum durch das Zwischengebirge der Kölen mehr als durch das Zwischenwasser der Ostsee gestört.

Auf der andern Seite soll hier nicht übersehen werden, daß die Öden und die dünnbesiedelten Strecken, die sich auch über die offenen Grenzen erstrecken, — sowohl an der Landseste mit Finnland, wie auch im nördlichen Grenzbezirk gegen Norwegen hin — in gewisser Hinsicht isolierend wirken. Wenn wir alles zusammenfassen, so müssen wir Schwedens Reich eine geographische Individualität zweiten Ranges zuerkennen, und Fennoskandia nimmt den ersten Platz ein. Und der Geopolitiker darf nie aus dem Auge lassen, daß eine starke Staatsorganisation, die sich auf einem langen und ehrenvollen historischen Zusammenleben aufbaut, einem Reich viel Kraft verleihen kann, wenn ihm auch die Natur einen völlig harmonischen Ausbau einer festen und ausgeprägten Peripherie versagt hat. Das Reich ist der Staat selbst, aber nur aus einem Gesichtspunkte heraus; was hier möglicherweise fehlt, kann aus andern Quellen im reichen Wesen des Staates ersetzt werden.

Digitized by Google

Der Konservativismus in den Formen der schwedischen Kirche.

Von Dr. Nathan Söderblom, Erzbischof von Upsala.

Bei allem Lebenden unterscheiden wir Seele und Körper. Man kann darüber im Zweifel sein, wie tief man in der Hierarchie der Wesen und Dinge die Spuren der Seele zu erkennen vermag. Wo endet der beseelende Einfluß des Geistes, wo beginnt die tote Materie? Ist ein Körper endgültig tot? Wird er nicht früher oder später wieder für die Zwecke des Geistes in Anspruch genommen? Geformter Stoff, aus dem das Leben floh, kann wieder Organ für die Seele werden, genau wie ein altes, verrostetes Horn, das irgend jemand von der Wand herunternimmt. Versteht er die Kunst, so entlockt er ihm Töne, die vor hundert Jahren von Mensch zu Mensch gesprochen haben, dann aber verstummt sind. Die Grenze des Körpers, der organisierten Materie nach unten hin ist unbestimmt. Je nach seiner Intensität verwandelt ein Geist die Dinge und Geschehnisse in seine Organe und Ausdrucksmittel, weit außerhalb jenes Organismus, der sein Körper genannt zu werden pflegt. Aber auch nach oben hin ist die Grenze des Körpers selten mit Sicherheit zu ziehen. Wo läuft die Grenze zwischen der Seele und dem, was sie beseelt? Und doch machen wir einen Unterschied zwischen dem Gestalteten und dem Geist, der darin lebt. Auch bei dem lebendigen Organismus, den die religiöse Gemeinschaft von ihrem primitiven Stadium bis zu ihren höchsten Formen bildete, bei der Kirche, liegt der Unterschied auf der Hand, zwischen dem festgeformten Körper, der in der Frühzeit durch Gebräuche und Organisation und späterhin auch durch festgelegte Dogmen und Symbole gebildet wird, und der Seele von Gefühlen, Gedanken, persönlichen und allgemeinen Erfahrungen, die in größerem oder kleinerem Umfang sich selbst einen Körper zu formen vermag oder eine schon vorhandene Umgestaltung zu ihrem Organ macht, oder bedrängt und gehemmt in einer bedrückenden, aber doch auf ihre Art zu Erziehung und Prüfung heilsamen Hülle steckt.

Der Seele nach ist die schwedische Kirche eine evangelisch-lutherische Glaubensgemeinschaft. Nachdem sich Schweden 1527 der Reformation angeschlossen hatte, hat sich die Nation während der Gegenreformation, auf der Tagung zu Upsala im Jahre 1593 zum evangelisch-lutherischen Glauben in seiner vollen Ausprägung bekannt. Der

Digitized by Google

König Sigismund, ein Vetter Gustav Adolfs, der auch König von Polen war, war damals römisch-katholisch, und der Regent, sein Oheim Karl, der spätere Karl XI. und Vater Gustavs II. Adolf, neigte stark zum Kalvinismus.

Im folgenden sollen nun einige Züge des „Körpers" der schwedischen Kirche beschrieben werden. Zu der Originalität der schwedischen Kirche gehört die allzeit bewährte Dauerhaftigkeit und das Anpassungsvermögen des „Körpers", des gestalteten Organismus.

Als die Heilsbotschaft von Gottes Reich und Christi und der Glaubensgenossen Einheit im Geiste allmählich zu einer Religion und Kirche organisiert wurde, gewann diese durch die Einrichtung der Bischoftümer ihre Festigkeit und Universalität. Zu seiner Zeit wurde auch Schweden durch das Episkopat der allgemeinen Kirche einverleibt. Von Missionsbischöfen, die in der Art des um 831 von Ebo in Reims geweihten Gauzbert im Lande herumreisten, ging die Entwicklung aus und führte dann, seitdem der Christenglauben festeren Fuß faßte, zur Gründung von Stiften und zusammenhängenden Bischofssprengeln. Lange aber waren die Inhaber dieser Stifte und Sprengel Ausländer, Engländer und Deutsche. Erst im 11. Jahrhundert scheint Skara einheimische Bischöfe gehabt zu haben. Die Anknüpfung an die große Christengemeinschaft geschah zuerst durch die Zugehörigkeit zu Ansgars Erzbischofsstuhl in Hamburg, der bald mit Bremen vereinigt und nach dieser Stadt verlegt wurde. Im Jahre 1104 erhielten die nordischen Länder einen Erzbischofsstuhl in Lund, das damals ja noch zu Dänemark gehörte. Als der Erzbischof Eskil von Lund im Auftrag und in Gegenwart des Papstes Alexander III. den Alvastramönch Stephan, der der Geburt nach wahrscheinlich auch Ausländer war, zum ersten Bischof in Upsala weihte, wurden in der päpstlichen Bulle vom 5. August 1164, die Schweden zu einer Provinz unter dem Erzbischof in Upsala machte, ausdrücklich vier andere Bischofssitze genannt: Skara, Linköping, Strängnäs und Västerås. Die Weihe geschah im August 1164 in Sens.

Sie war ein Glied in der Kette der päpstlichen Politik, die es darauf abgesehen hatte, durch Zerstückelung der großen Kirchenprovinzen die Entwicklung kirchlicher Machtzentren, die für Rom gefährlich werden konnten, zu verhindern, die allzu umfassenden Pläne der kirchlichen Prälaten zu unterbinden und die ihnen unterstellten Kreise unmittelbarer und inniger mit Rom zu verknüpfen. In dieser Hinsicht bedeutete das Geschehene auch Schwedens engere Verschmelzung mit der päpstlichen Kirche. Die Kirchenversammlung in Linköping

Digitized by Google

hatte den Peterspfennig bewilligt, und dies war eine Äußerung des gleichen Bestrebens. Aber die fremde Oberhoheit des Papstes über die Christenheit in Schweden konnte dort weder jetzt noch später so gründlich wie in näher gelegenen Ländern durchgeführt werden.

Schon der Abstand war ein Hindernis für die vollständige Romanisierung der schwedischen Kirche, wenn auch noch so bedeutungsvolle Impulse und großartige Gedanken von Rom kamen. Das kanonische Recht gab dem Rechtsleben festere Formen und ein bestimmtes Gepräge, wobei seine Bestimmungen durch einheimische germanische Gepflogenheiten durchsetzt oder ersetzt wurden. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der christliche Gottesglauben selbst wenigstens in gewissen Landschaften vom Ting förmlich zum Beschluß erhoben wurde. Dann übertrug das Volk die Selbstregierung, die es im Ting ausübte, auch auf die kirchlichen Angelegenheiten. Die frühschwedischen Landschaftsgesetze, unsere älteste, noch erhaltene große Literatur, können hiervon erzählen. Im Kirchspiel wählte das Volk seinen eignen Priester. Die bischöflichen Ansprüche auf das Recht, ihn einzusetzen, drangen niemals ganz durch. Die Abstimmung im Kirchspiel wurde eine durch die Reformationszeit sanktionierte Fortsetzung der alten Selbstverwaltung der Gemeinde. Wie auch die Zeiten und Gewohnheiten in Hinsicht auf die Priesterwahl gewechselt haben, behält sich auch heute noch die Gemeinde bei uns das Recht vor, ihren Pfarrer aus dreien, die das Domkapitel vorschlägt, auszusuchen und in gewissen Fällen diese Vorschläge auch zu umgehen.

Auch bei der Bischofswahl hatte das Volk ein Wort mitzureden. Nach dem älteren Västgötarecht mußte der König das Landting fragen, bevor er dem so Erwählten Ring und Stab überreichte. Als später die Domkirchen allmählich Domherren erhielten und die Domkapitel aufkamen, ging auf diese eine größere oder geringere Befugnis bei der Bischofswahl über. Die Entwicklung, welche das Domkapitel in Schweden nach der Reformation nahm, hat bei der Bischofswahl ein Laienelement beibehalten. Nichts hindert daran, daß ein Laie auch zum Bischof ernannt wird. Jetzt wird ja ein Laie bei der Bischofswahl nicht mehr so häufig mit Stimmen bedacht, aber man begegnet nicht selten der Erwägung, daß Laien, die auf diese Weise geehrt werden, in der Regel ausgezeichnete Bischöfe werden könnten.

Ein Beweis für den engen Zusammenhang zwischen Priester und Volk in unsrem früheren Mittelalter war auch das von einem gesunden Instinkt eigensinnig beibehaltene Recht des Priesters, sich zu verheiraten. Die Versammlung in Linköping nahm charakteristischerweise

Digitized by Google

keine Stellung hierzu. Als ein päpstlicher Legat, Wilhelm von Sabina, 1248, also fast hundert Jahre später, in Skenninge eine Versammlung abhielt, befaßte man sich ernstlich mit dieser Angelegenheit. Über die Hälfte des Sendbriefes, den er in Gegenwart des Erzbischofs ausfertigte, befaßte sich mit der Ehe und den Kindern der Priester. „Beinah alle Priester sind Priestersöhne, und diese dem heiligen Priesterstand Geweihten schreiten in der Spur ihrer Väter, gehen förmliche Ehen ein und halten sich öffentlich Konkubinen." Als Olaus Petri im Jahre 1525 eine ehrsame Ehe einging und nach ihm viele Priester, als sie dadurch die Institution des Pfarrhauses begründeten, die nicht nur für die Rekrutierung des Kirchendienstes sondern auch für unsre allgemeine Kultur so unschätzbar viel bedeutet hat — als auf dem Reichstag in Västerås (1527) festgesetzt wurde, daß die Testamente der Pfarrer genau so wie die der gewöhnlichen Bauern nach dem Gesetzbuch beurteilt werden sollten, wurde eine nicht allzu lang unterbrochene sittliche und rechtliche Überlieferung wieder aufgenommen.

Wenn also das römische System zum Nutzen oder Nachteil in unsrem nordischen Reich erst spät oder niemals ganz durchgeführt wurde, so schlug die Kirchenordnung in Verfassung und Kultus so tiefe Wurzeln im Staats- und Gefühlsleben des Volks, daß sie im großen und ganzen die eingreifendste Neuschöpfung in der Geschichte der abendländischen Christenheit überlebt hat.

Nicht aus Zufall wurde in Schweden bei der Verbesserung der Kirche im 16. Jahrhundert das Amt des Bischofs beibehalten, sondern mit bewußter Absicht, die besonders den ersten Führer der königlichen Kirchenpolitik, den Gönner und Förderer der Reformation, den königlichen Kanzler Laurentius Andreä leitete. Seine für die Organisation unsrer Kirche bestimmenden Gedanken wurden durch Laurentius, den Bruder Olaus Petris, durchgeführt. Für Olaus bedeutete die Predigt des Wortes alles, und die alten Ordnungen waren ihm, soweit sie nicht mit dem Evangelium in Widerspruch standen, mehr oder weniger gleichgültig. Der König aber ließ sich die ununterbrochene Fortsetzung des Bischoftums wirklich angelegen sein und wurde erst später schwankend und ergrimmt, als die Kirche und die Bischöfe sich nicht wie gehorsame Werkzeuge behandeln ließen. Sommar und zwei andere neuerwählte Bischöfe erhielten am Epiphaniastag 1528 in Strängnäs die Weihe durch den in Rom geweihten Bischof von Västerås, Petrus Magni. Und diese beiden, Magni und Sommar, waren es, die am 22. September 1531 in der großen Kirche von Stockholm Laurentius Petri die Berufung zum Bischof übermittelten.

Digitized by Google

Dieser denkwürdige 22. September war mehr als eine pietätvolle Formalität. Der Reformationsreichstag in Västerås (1527) bewahrte den Bischöfen ausdrücklich ihre selbständige Autorität, nur sollte diese nicht mehr durch den Papst in Rom, sondern durch das Oberhaupt des Reiches bestätigt werden. „Die Bischofswürde blieb als leitende Macht der Kirche." In der Kirchenordnung des Jahres 1571, in dem Erbe des Laurentius Petri, das er durch göttliche Gnade seiner Kirche vor seinem Hinscheiden hinterlassen durfte, lesen wir über die Berufung der Bischöfe: „Weil diese Ordnung nützlich und ohne Zweifel durch den Heiligen Geist eingesetzt war, wurde sie allgemein in der ganzen Christenheit anerkannt und angewandt, und somit blieb sie auch weiterhin erhalten und muß ferner erhalten bleiben, solange die Welt steht".

Der Gegensatz zwischen der Kontinuität und Autorität der Bischofswürde und den Ansprüchen des Reiches auf die Oberhoheit drohte unter Gustav Vasa, dem Schöpfer des neuen schwedischen Reiches, schicksalsvoll zu werden. Aber diese Spannung war nicht neu. Wir haben sie im ganzen Mittelalter gefühlt. Und sie hat in unsrer Kirche niemals aufgehört. Sie hat sich manchmal unnötig zugespitzt und in der einen oder andern Richtung bedenkliche Formen angenommen. Aber wenn sie in irgendeiner Zeit vollständig beseitigt schien, so war das kein gesundes Zeichen. Sie gehört vielmehr zum Wesen der Kirche. Ebenso wie der Glaube nicht von dieser Welt ist und zugleich mit der himmlischen Gewißheit eine ewige Unruhe in die Welt bringt, so kann die Kirche, solange sie der Übernatürlichkeit des Christentums getreu bleibt, nie in einer noch so vollendeten Organisation ihr Wesen verwirklichen oder ein dauerndes Wohlbehagen empfinden.

Die Spannung zwischen Kirche und weltlicher Oberhoheit erreichte unter Karl IX. ihren Höhepunkt. Die gewaltsame Art des Erzbischofs Abraham Angermanni trug dazu bei. Aber unter seinem Nachfolger zeigte es sich, daß Karls Sympathien für den Kalvinismus tieferen Grund hatten. Ihre monumentalsten Formen nahm die Spannung unter seinem Sohn, dem größten König des schwedischen Reiches, an, dessen Regierungszeit zugleich die stolzeste Epoche des schwedischen Episkopates bezeichnet und einleitet. Da waren beide Parteien durch überlegene Persönlichkeiten vertreten, wodurch das eigentliche Wesen der Sache zur Erscheinung kam. Von der Seite des Königs lag im Jahre 1623 der wohlvorbereitete Vorschlag zu einem nach deutschem Muster eingerichteten Consistorium generale mixtum vor, das regelmäßig in Stockholm zusammentreten sollte. Viele Gründe sprachen

Digitized by Google

für eine größere Einheitlichkeit und leichtere Beweglichkeit im Kirchenregiment. Die Selbständigkeit der Bischöfe war gewiß nicht immer von Nutzen. Aber die Bedenken gingen tiefer. Man wollte nicht für einige, verhältnismäßig äußerliche Vorteile das Palladium der Freiheit opfern. Die Priesterschaft äußerte auf dem Reichstag des Jahres 1624, daß es bei dem vorgeschlagenen System leicht geschehen könne, „daß die höchsten Stellen in der Gottesgemeinde politischen Personen in die Hände fielen, so daß diese die höchsten Leiter und Richter der Gemeinde Gottes würden, ganz entgegen der Ordnung Gottes und dem rechten Brauch der Gemeinde". Man fürchtete, wie es später hieß, den „Cäsaropapismus der neuen politici". Sicherlich standen große Interessen auf dem Spiel. Der Kirche tut es nicht gut, wenn sie durch ein Oberkonsistorium in irgendeiner Form in ein noch so wohl gestelltes Beamtentum verwandelt wird.

Die prälatinischen Tendenzen konnten keinen gewaltigeren Verfechter finden als Johannes Rudbeckius, den Professor in Upsala, der im russischen Krieg (1614 bis 1616) der Hofprediger des Königs und von 1619 bis 1645 Bischof in Västerås war. Der gleiche Mann war aber nicht ganz blind dafür, daß das Gegengewicht der weltlichen Obrigkeit für die Kirche von Nutzen, ja notwendig sei. Von ihm stammt jene oft angeführte Äußerung, die der obengenannten Spannung eine gewisse Gerechtigkeit verleiht. Im Jahre 1636 sagte Johannes Rudbeckius vor dem Reichsrat: „In Deutschland ist man seit der Reformation mit der Religion schlecht daran gewesen. Die Provinzen haben sich nach ihren Fürsten geändert. Aber bei uns stand es hierin, Gott sei Dank, gut. Wollte die Obrigkeit etwas tun, was ihr nicht zustand, haben wir sie zurückgehalten, und die Obrigkeit hat den Klerus in diesen hundert Jahren auch in Schach gehalten."

Ihren klassischen Ausdruck erhielt die Stellung der schwedischen Kirche zum Reich in Gustav Adolfs eignem Wort zu Oxenstjerna (am 18. Februar 1629), das lautete: „Die Majestät unsres Vaterlandes und unsrer Kirche, die darin beruht, und wohl wert ist, daß man für sie leidet, ja selbst den Tod für sie erträgt." Die kernige Knappheit dieser Formulierung ist deutlich genug, um jeden Gedanken an Beamtentum oder an eine Seite des Staatslebens auszuschließen. Der König rechnete mit der Christenheit auf Erden, die der Geist beruft und versammelt. Der Satz drückte genau das Gefühl des Königs für Staat und Kirche aus. Unsre Kirche war ihrerseits damals durchdrungen von der historischen Sendung des Reiches, zumal es den Anschein haben konnte, als bestehe Schwedens tiefster Daseinszweck

Digitized by Google

in seinem Kampf für das Bestehen und die Hebung der evangelischen Frömmigkeit. Für Rudbeckius und seine Gesinnungsgenossen war das große Ziel der schwedischen Politik eine von Gott verliehene Aufgabe zu wohlverstandener Förderung des Glaubens.

In Wirklichkeit waren die Ansätze zu einem königlichen Kirchenregiment zu andern Zeiten gefährlicher. Aber kein schwedischer König hat, soviel ich weiß, offiziell das Oberepiskopat für sich beansprucht. Das ist eine ausländische Irrlehre, die bei einer Kirche mit ununterbrochener Kontinuität sinnlos ist, aber gedankenlos übernommen wurde, und während des vorigen Jahrhunderts huldigte ihr eine Zeitlang der allgemeine Sprachgebrauch.

Zu der eigentümlichen Geschichte unsres Bischoftums gehört die Fortsetzung der Domkapitel, die Professor Holmquist klargelegt hat. Die Reformation behielt diese bei. Aber ihre Aufgabe und Zusammensetzung wurden während der nächsten Jahrzehnte verringert. Unsre erste Kirchenordnung nach der Reformation aus dem Jahre 1571 errichtete sie wieder neu. Daß sie kein totes Überbleibsel waren, zeigte sich am besten, als gerade auf der Versammlung in Upsala (1593), die die Reformation bei uns ganz durchführte, die Wünsche der Priesterschaft die Domkapitel mit umschlossen. Zugleich wurde deren Wesen verändert, so daß an die Stelle der Prälatenkapitel mit ihren hauptsächlich liturgischen Aufgaben Lehrerkapitel mit wirklich beschließender Macht traten, die dem Bischof als Wortführer in der Leitung der kirchlichen Angelegenheiten und der Bildungsarbeiten im Stift und auch im Richterstuhl unterstanden. Auf diese Weise haben die Domkapitel in Schweden eine größere Selbständigkeit und Bedeutung erlangt wie anderswo. Wenn der Volksunterricht zu den schönsten und ehrenvollsten Erinnerungen der schwedischen Kirche gehört, so gebührt den Domkapiteln ein rechtmäßiger Anteil hieran.

Mit der bischöflichen Verfassung gingen auch die Stiftsynoden der Priesterschaft in die reformierte Kirche über. Diese ehrwürdige Einrichtung lebt unter dem Namen der Priesterversammlungen (prästmöte) fort. Die Konzile der mittelalterlichen Kirchenprovinzen bekamen eine Reihe von Nachfolgern, von denen hier die Priesterversammlung zu Orebro (1529), die in Upsala (1571) und die schicksalsreiche Versammlung in Upsala aus dem Jahre 1593 genannt werden mögen. Während der Ständeverfassung bildete der Priesterstand bekanntlich auch eine kirchliche Repräsentation. Nach der Abschaffung der Ständetage im Jahre 1865 trat die neue, unabhängig von den Repräsentationsvereinbarungen eingesetzte Priesterversammlung im

Digitized by Google

Jahre 1868 in Wirksamkeit. Diese hat eine eigenartige Doppelstellung erhalten, indem sie einerseits die kirchliche Repräsentation der Nation, anderseits die kirchliche Autorität und Garantie an der Seite des Reichstags darstellt. Sie tritt in der Regel alle 5 Jahre zusammen und besteht aus 60 Mitgliedern, von denen die Hälfte Priester, die Hälfte Laien sind. Die zwölf Bischöfe sind eo ipso dabei, der Erzbischof in Upsala ist Wortführer[1]).

Der gleiche Konservativismus, den wir bei der Organisation der Kirche feststellen konnten, kennzeichnet auch das äußere Gewand, in das der Verkehr der Gemeinde mit Gott, die gemeinsame Anbetung, eingekleidet ist. Die schwedische Kirche hat die liturgische Überlieferung treuer bewahrt als irgendeine andere evangelische Gemeinschaft. Wohl ist Olaus Petri auf dem Gebiete der Liturgie genau wie Luther mit genialen und kernigen Neuschöpfungen sowohl in der Psalmdichtung wie in Gebeten und anderen Dingen hervorgetreten. Das Konfiteor, das zu Anfang unsrer hohen Messe gesprochen wird, bevor die Gemeinde es mit Absingen des alten Kyrie bekräftigt, legt den späteren Geschlechtern ein Zeugnis für die Gefühlsinnigkeit unsres Reformators und seine ergreifende Einfachheit im Ausdruck ab. Ein Symbol für die Kontinuität ist die Bezeichnung „Hohe Messe", die im 18. Jahrhundert auch in gewissen evangelischen Kirchen in Deutschland angewendet wurde, bei uns aber noch heute der offizielle Name für den Hauptgottesdienst ist. Laurentius Petri verteidigte den Namen im Vorwort zur Kirchenordnung des Jahres 1571 gegen seine Widersacher, indem er schrieb: „Auch machen wir uns kein Gewissen daraus, daß wir das Abendmahl des Herrn Messe nennen, was sie für eine große Sünde halten."

Den Eigensinn des Ritus kann man verschieden einschätzen. Der eine beklagt, daß die neuschaffenden Epochen in der Geschichte der Offenbarung keine neuen Formen für den Kultus zustande bringen wollten oder konnten, sondern wie das Urchristentum und die Reformation in überraschend hohem Maße die gegebenen Riten und Ausdrucksmittel übernahmen. Ein andrer fühlt sich dadurch erbaut, daß ihn die Liturgie mit vergangenen Geschlechtern verbindet. Gewisse Riten und Worte greifen bis zur Zeit der heidnischen Urgeschichte zurück. Neue Einsichten über Gott und die Erlösung haben den alten Formen neuen Inhalt verliehen und sie notdürftig verändert. Der Ritus ist das verhältnismäßig Dauerhafte durch alle Zeiten hindurch, während der Glaube und die Offenbarung alle Formen sprengen und

[1]) Diese Kirchenversammlung hat zuletzt im Oktober und November 1915 getagt.

Digitized by Google

mit heiliger Unruhe über das Irdische hinausverlangen. Eine gewisse Gleichgültigkeit und Improduktivität in Beziehung auf die Formen des Kultus ist für das geistige Wesen des Evangeliums charakteristisch. Vielleicht ist es am Platz, hier noch ein paar Worte über die rein äußere Ausstattung des Kultus hinzuzufügen. Unsre Kirche hat viel vom Alten beibehalten ohne abergläubischen Respekt, aber auch ohne unfreie Respektlosigkeit. In meiner Jugend wurden Meßhemden und Meßgewänder selten angelegt. Jetzt kommen sie allgemein in Gebrauch. Das mürrische Wahrheitsideal, das von der Reaktion gegen allerart loses und unechtes Formelwesen ins Feld geführt wurde, befahl uns als alleinseligmachende Lebensform: das Leben im Schlafrock an. Das steckte auch in gewissem Grade die Gottesdienst feiernde Gemeinde an, aber das Gefühl für „die Freude und Feierlichkeit des Gottesdienstes" gebot der Trivialität Halt. Jetzt herrscht hier völlige Freiheit. Niemand wird gezwungen. Sitte und Takt bestimmen. Ein stilles Übereinkommen ordnet die Dinge. Keine Gesetzesparagraphen bestehen. Im Kirchenhandbuch stehen hierüber nur wenige Worte. Die Kirche hat keine Zeit, Toilettenfragen zu diskutieren. Wir haben über andres und Wichtigeres zu streiten.

Aber das Fortbestehen des Kultusgewandes beruhte doch nicht nur auf Trägheit. Das neu erwachende Interesse in dieser Hinsicht ist nicht allein ästhetisch. Dahinter lag und liegt dasselbe Gefühl für die Feierlichkeit und Schönheit des Gottesdienstes, das uns in letzter Zeit nach einer langen Periode von phantasielosen Kirchen nach Modejournalen oder dem Bethaustypus einige wunderbare neue Tempel geschenkt hat. Die Religion ist das Persönlichste von allem. Aber die heiligen, göttlichen Worte in der Hohen Messe besitzen ihren Schwung in sich selbst und wirken als Sakrament ganz unabhängig von der Welt, die sie verkündet. Kann man sich darüber wundern, wenn diese ihr geringes Individuum im Gewand der Kirche verbergen und das Wort allein hervortreten lassen will?

Vielleicht hat die schwedische Eigenart in der Geschichte unsrer Liturgie eines ihrer Geheimnisse verraten. Wie leicht mißbilligt man nicht eine gewisse Achtung vor pompösen Formen, eine gewisse Steifheit und einen Formalismus, den die Ausländer in Schweden bald entdecken. Wie oft haben wir nicht unsre Nachbarn um ihre Natürlichkeit und Leichtigkeit beneidet. Es ist vielleicht manchmal eine gewisse Schüchternheit, die sich gerne hinter steifen und feierlichen Gebärden versteckt. Man will nicht alles offenbaren. Innerhalb der Kirche hat diese Eigenschaft unsres Gemütes in zweifacher Hinsicht einen mächtigen

Digitized by Google

Ausdruck gefunden: Einmal in den Gebieten im südlichen und westlichen Schweden, die unter der Einwirkung von Henrik Schartau († 1825 im Lund) standen und den am strengsten religiös und kirchlich disziplinierten Teil unsrer Kirche ausmachen; hier herrscht eine scharfe Scheidung von Weltlichem und Geistigem; das letztere wird für seine besonderen Stunden zurückbehalten und dann außerordentlich ernst und gründlich genommen, darf sich aber in der Zwischenzeit nicht auf poetische Art in Reden und Mienen äußern und dadurch die frische Natürlichkeit beeinträchtigen. Ferner offenbarte sich der gleiche Wesenszug in den Psalmen Olaf Wallins († 1839 als Erzbischof), die sich durch eine gerade, manchmal prachtvolle Feierlichkeit und eine anerzogene Rhetorik auszeichnen. Wallin verkündet die alten, ewig jungen Wahrheiten des Christentums mit einem schweren innerlichen Trost, der nur selten von einer himmlischen Verklärung durchleuchtet wird, dann aber doppelt ergreift. Aber der Klang ist eigenartig. Daß Wallins Psalmen in unsrem Kultus Eingang fanden, zeugt von einem Geschmack, der sich vielleicht auch hinter der konservativen Pflege des Reichtums der Liturgie verbirgt. Daß nicht ein Konservativismus quand même zugrunde liegt, beweist die starke Bereitwilligkeit, mit der die schwedische Kirche Änderungen ehrwürdiger Ausdrücke vollzog, die irreleitend waren, wie die Auferstehung „der Toten“ anstatt der des „Fleisches“ und das „Totenreich“ an Stelle der „Hölle“ im Apostolischen Glaubensbekenntnis.

Auch gegen die Feierlichkeit des Kultus und der Psalmen hat eine volkstümliche Reaktion eingesetzt. Die Kreise, die manchmal mit Recht, gewöhnlich aber mit Unrecht Sektierer genannt werden, haben ein Bedürfnis nach unmittelbarer Weichheit und Herzlichkeit im Ausdruck verspürt und sind dabei häufig zu vergnügter Alltäglichkeit oder ungesunder Gefühlsduselei gekommen. Aber sie haben sich geirrt. Der Schwede kehrt wieder zum Feiertagsgewand zurück. Man erzählt von einem Priester in Dalarma, der vor einigen hundert Jahren so volkstümlich sein wollte, daß er vor den Solleröbauern in ihrem eigenen Dialekt predigte. Das ging schlecht aus. Sie hätten ihn beinah erschlagen. In der Hohen Messe wollten sie mit ihrem Gott auf Hochschwedisch verkehren.

Digitized by Google

Die schwedische Volkswirtschaft in ihren auswärtigen Beziehungen.

Von Eli F. Heckscher, Professor an der Hochschule in Stockholm.

Von alters her hat Schweden für gewisse Hauptprodukte des europäischen Verkehrs eine bedeutende Rolle gespielt; und die wichtigste Veränderung in dem wirtschaftlichen Verhältnisse zwischen Schweden und der übrigen Welt während des letzten Menschenalters besteht in der steigenden Bedeutung dieser alten Gegenstände des Handelsumsatzes.

Schon zur Blütezeit der deutschen Hanse war das schwedische „Osmund-Eisen" in ganz Mitteleuropa eine wichtige Handelsware, und nach Einführung des „Wallon-Eisens" während der Zeit Gustav Adolfs und Axel Oxenstiernas wurde Schweden anderthalb Jahrhunderte hindurch beinahe das führende Land der Eisenindustrie. Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert hat Schweden (einschließlich Finnlands) auch eine maßgebende Stellung im Handel mit Holz und anderen Schiffsmaterialien (Teer, Seil usw.) eingenommen, zum Verdruß der damaligen großen Schiffahrtsnationen, Hollands und Englands, teilweise auch Frankreichs. Drittens hat Schweden auf dem landwirtschaftlichen Gebiete im 17. Jahrhundert zeitweise eine große internationale Bedeutung gehabt, obwohl nicht auf Grund der Erzeugnisse des eigentlichen Schwedens, sondern vielmehr durch die Herrschaft über die baltischen Provinzen und die preußischen Häfen sowie im ganzen über die Ostsee. Im 19. Jahrhundert, nach dem Verlust von Finnland und den baltischen Provinzen, trat ein großer Aufschwung im Getreidebau des eigentlichen Schwedens ein; und eine Ausfuhr von Getreide, besonders Hafer, begann und ging bis in die achtziger Jahre fort.

Diese in ihren wichtigeren Zügen tiefliegenden Merkmale der schwedischen Volkswirtschaft finden wir noch heute, obwohl in etwas veränderter Gestalt. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts ist die schwedische Holzausfuhr allen anderen Exportzweigen vorangeeilt, hat sich aber in den letzten Jahrzehnten wieder verändert, indem an die Seite der stillstehenden Ausfuhr von gesägtem und gehobeltem Holze eine außerordentlich schnell herangewachsene große Ausfuhr von Holzstoff getreten ist. Und von den verschiedenen Gewerben, die auf Holz fußen, kommen ebenfalls seit Mitte des vorigen Jahrhunderts in Betracht die über die ganze Welt bekannte schwedische Zündholzindustrie sowie die jetzt noch umfassendere Tischlerei. Die Eisenindustrie hat

Digitized by Google

viel mehr als die Holzindustrie von ihren alten Zügen bewahrt. Die Fortschritte der Technik auf dem metallurgischen Gebiete sind gewiß immer außerordentlich sorgfältig in Schweden geprüft worden — das Problem der „Herstellung von Eisen ohne Brennstoff", d. h. das Bessemerverfahren, wurde erst von G. F. Göransson bei Edsken (später Sandviken) in Schweden endgültig gelöst; und im elektrischen Hochofenbetrieb ist Schweden bekanntlich allen anderen Ländern vorangegangen — aber die Eisenprodukte, die auf den Weltmarkt gebracht werden, haben sich in den letzten drei Jahrhunderten überraschend wenig verändert. Die bemerkenswerteste Veränderung hat hier die Maschinenindustrie gebracht, vorwiegend die Herstellung von Separatoren und landwirtschaftlichen Maschinen sowie telephonischen Apparaten; in der eigentlichen Eisenindustrie ist keine entsprechende Änderung in der Ausfuhr vorhanden, obwohl in der letzten Zeit eine Steigerung in der Ausfuhr von Roheisen eingetreten ist, die von den schwedischen Eisenindustriellen ziemlich ungünstig beurteilt wird, weil sie eine Entwicklung einer ausländischen Eisenindustrie auf Grund von schwedischem Roheisen ermöglicht. Aber an die Seite der Ausfuhr von Eisenprodukten ist in den letzten dreißig Jahren ein sehr großer Export von Eisenerz getreten, der mit der Ausfuhr von Holzstoff die größte Veränderung in der Stellung der schwedischen Volkswirtschaft zum Weltmarkte darstellt. Schließlich ist auf dem Gebiete der landwirtschaftlichen Erzeugnisse die Ausfuhr von Getreide durch eine weit größere Ausfuhr von Produkten der Viehzucht (Butter, Vieh, Häute, Fleisch usw.) gänzlich ersetzt worden.

Hand in Hand mit dieser Entwicklung der Ausfuhr geht selbstverständlich eine starke Erweiterung der Einfuhr, die sich auf eine ungleich größere Zahl von Waren erstreckt. Während in der Ausfuhr Holz und Holzwaren (Papier nicht eingeschlossen) schon mehr als ein Drittel vom Ganzen ausmachen und Eisenerz, Eisen und Maschinen zusammen mehr als ein Sechstel, so daß diese Gruppen sich bis auf die Hälfte der Ausfuhr erstrecken, ist die Einfuhr außerordentlich mannigfaltig und von keiner besonderen Warengruppe beherrscht. Steinkohlen und Getreide stehen in der ersten Reihe, Kunstdünger und Futtermittel sind von sehr großer Bedeutung sowie die Rohstoffe der Textilindustrie; aber hinzu kommen noch Fabrikate aller Art, und auch sonst erstreckt sich die Einfuhr auf fast alle Erzeugnisse der Welt, einschließlich solcher, die von Schweden selbst ausgeführt werden, wie Maschinen, Roheisen, Eisenwaren, in der letzten Zeit unverarbeitetes Holz (aus Finnland), und Eier.

Digitized by Google

Die Handelsbilanz hat sich in den letzten paar Jahren überraschend „verbessert", d. h. die Ausfuhr beträgt nach den Werten der Handelsstatistik nur etwa 3 Prozent weniger als die Einfuhr, was einen Ausfuhrüberschuß von etwa 10 Prozent bedeutet, wenn Frachten usw., die in der Handelsstatistik nicht mitgerechnet werden, noch hinzukommen.

In diesem Handelsumsatze nimmt Deutschland den ersten beziehungsweise zweiten Platz ein, und zwar steht es am besten in der Einfuhr Schwedens. Der Anteil Deutschlands hat sich, mit Ausnahme der letzten Zeit, fast unausgesetzt gehoben, von 22,55 Prozent in den Jahren 1871 bis 1875 bis auf 34,24 Prozent im Jahre 1913; Großbritannien kommt an zweiter Stelle mit 24,43 Prozent. Noch mehr ist der Anteil Deutschlands in der Ausfuhr Schwedens gestiegen, von nur 7,01 Prozent, 1871 bis 1875, bis auf 21,91 im Jahre 1913, während die Zahl Großbritanniens 29,10 Prozent ausmacht[1]). Wird der ganze Handelsumsatz zusammengerechnet, kommt daher Deutschland der erste Platz zu, mit 28,19 Prozent, gegen 26,73 für Großbritannien.

Wenn wir von diesen trockenen Tatsachen und Zahlen dazu übergehen, die charakteristischen Merkmale der schwedischen Volkswirtschaft mit besonderer Rücksicht auf ihre Stellung im auswärtigen Handel festzustellen, steht eines von Anfang an fest. Die schwedische Industrie sowie die Produktion im allgemeinen ist eine Qualitäts-Produktion in größerem Umfange als das bei den meisten Ländern der Fall ist. Dies bedeutet keineswegs, daß Schweden sich vorwiegend auf die Herstellung von Fertigprodukten eingerichtet hat; im Gegenteil bezieht sich die Produktion, was die Ausfuhr anbetrifft, in erster Reihe (etwa zu drei Fünftel) auf Rohstoffe und Halbzeug. Gemeint ist aber wörtlich, daß die schwedischen Waren zum größten Teil nicht Massenprodukte darstellen, sondern zu den hochwertigsten ihrer Art gehören und dadurch, nicht durch Preisbilligkeit, einen Markt finden. Man kann dies auf den verschiedensten Gebieten feststellen.

Das schwedische Ausfuhr-Eisenerz hat einen außerordentlich hohen Eisengehalt, zwischen 62 und 67 Prozent, während z. B. das deutsche Erz im Durchschnitt nur 35 Prozent Eisen enthält, was unter anderem ein großes Ersparnis an Brennstoff bei der Verwendung von schwedischen Erzen bedeutet. Von hochwertigen Erzen besitzt Schweden fast alles was überhaupt auf der Welt zu finden ist; nicht weniger als vier Fünftel der reichen Eisenerze der Erde werden Schweden zugerechnet.

[1]) Die Statistik ist vom Jahre 1905 ab verändert worden, die Zahlen haben aber anscheinend wenig von ihrer Vergleichbarkeit eingebüßt.

Digitized by Google

Die schwedischen Erze, die innerhalb des Landes auch geschmolzen werden, haben noch dazu einen sehr niedrigen Gehalt an Phosphor (unter 0,01 Prozent) und an Schwefel (0,02); und da bei den meisten Hütten noch Holzkohle beim Schmelzen gebraucht wird und der Prozeß überhaupt fast wie ein Laboratoriumsversuch überwacht wird, stellt sich ein Roheisen heraus, das an Reinheit seinesgleichen nicht hat. Auch der elektrische Hochofenbetrieb sichert den hohen Wert des Produktes dadurch, daß Holzkohle und nicht Steinkohle als Reduktionsmittel neben der Elektrizität als Brennstoff gebraucht wird. Was in dieser Weise für den Rohstoff und das erste Produkt zutrifft, findet man ebenfalls bei der fortgesetzten Verarbeitung. Das Frischungsverfahren, d. h. die Herstellung von schmiedbarem Eisen, arbeitet noch in ziemlich großem Umfange, fast ausschließlich für die Ausfuhr, auf dem alten Wege, indem Schweißeisen mit Hilfe von Holzkohle hergestellt wird, gewiß mit einer langen Reihe von Verbesserungen seit dem 17. Jahrhundert, aber grundsätzlich ebenso wie damals. Und ein Eisen, das sich besser als dieses zu den feinsten Zwecken eignet, gibt es nicht. Aber auch schwedischer Martin- und Bessemerstahl, also Flußeisen nach den Methoden der letzten zwei Menschenalter, stellt ein sehr hochwertiges Produkt dar. Einige von den weiter verarbeiteten Stahlerzeugnissen gehören zum kostbarsten Eisen der Welt. Um nur ein einziges Beispiel herauszugreifen: bei Sandviken werden aus eigenen Erzen Uhrfedern hergestellt, die einen Wert von etwa 1790 Mark pro Kilogramm, also $1^4/_5$ Million Mark pro Tonne, haben, während das Erz, woher sie stammen, zwischen $5^1/_2$ und 9 Mark pro Tonne kostet. Auch die in allen Ländern verbreiteten und berühmten Eskilstunaer Messer und künstlich verarbeiteten Stahlwaren sind hierher zu rechnen.

Was jetzt von der Eisenindustrie in fast allen ihren Teilen gesagt ist, trifft ebenfalls auf die übrigen Hauptgegenstände der schwedischen Ausfuhr zu. Die schwedischen Zündhölzer haben ihre Stellung auf dem Weltmarkte nicht nur behauptet sondern in den letzten zehn Jahren sogar sehr bedeutend gestärkt, dadurch daß sie das Allerbeste darstellen. Schwedisches Holz und schwedischer Holzstoff sind nicht billiger als die entsprechenden Produkte anderer Länder, eher noch teurer, aber sie sind besser. Auch die Erzeugnisse der Viehzucht Dänemarks und Schwedens behaupten ihre Stellung auf den englischen und deutschen Märkten durch Hochwertigkeit, nicht durch Preisbilligkeit. Schwedisches Saatgetreide, hergestellt auf Grund der bahnbrechenden pflanzenbiologischen Arbeiten bei Svalöf, ist auf der ganzen Welt gesucht,

Digitized by Google

und ausländische Saatkulturen fußen in großem Umfange auf Svalöfer Saatzucht.

Woher kommt das alles? Verschiedene Ursachen haben zusammengewirkt. Die Hochwertigkeit der schwedischen Erze ist gewiß ein Zufall der Natur; auch bei der hohen Güte des Holzes und des Holzstoffes wirken Naturverhältnisse mit, besonders das langsame Wachsen der Bäume, das die Festigkeit des Holzes verstärkt; schließlich wirkt die niedrige Temperatur stärkend auf die Widerstandsfähigkeit des Saatgetreides. Aber die Naturverhältnisse erklären doch, hoch gegriffen, nur die Hälfte der Wirklichkeit. Weder der eine noch der andere Erwerbszweig kann einen hohen Standpunkt einfach durch Hochwertigkeit des Rohstoffes oder die Gunst der äußeren Verhältnisse erreichen; dazu ist auch eine hohe Fähigkeit des Volkes selbst erforderlich, und zwar, wenn es sich um besonders hochwertige Produkte handelt, eine Fähigkeit in technischer Hinsicht. Es kann als unzweifelhaft betrachtet werden, daß die Tüchtigkeit des schwedischen Volkes in erster Reihe in dieser Richtung liegt, und darin besteht die andere Hälfte der Erklärung der Eigentümlichkeit der schwedischen Volkswirtschaft. Nicht wirtschaftlich ist das schwedische Volk in erster Reihe orientiert, sondern technisch; sein Können besteht nicht vorwiegend darin, Massenprodukte zum niedrigen Preise herzustellen und vorteilhaft zu verkaufen, sondern darin, das Allerbeste zu einem dem Allerbesten entsprechenden Preise auf den Weltmarkt zu bringen.

Aus diesem Merkmale folgt die große Bedeutung des Außenhandels für viele von den bedeutendsten schwedischen Erwerbszweigen. Was z. B. die Eisenindustrie anbetrifft, habe ich festgestellt, daß die Ausfuhr bedeutend größer, vielleicht doppelt so groß als der Absatz auf dem inneren Markt ist; etwa zwei Drittel der Produktion umfaßt ebenfalls die Ausfuhr von gesägtem und gehobeltem Holze, und der ganz überwiegende Teil des Holzstoffes (etwa 70 Prozent) gelangt zur Ausfuhr. Die Ursache liegt auf der Hand. Wenn eine Produktion sich ausschließlich oder sogar überwiegend auf den heimischen Verbrauch einrichtet, müssen nämlich weniger hochwertige Waren hergestellt werden, oder auch werden hochwertige Fabrikate zu Zwecken gebraucht, denen mit weniger gutem Material gedient werden könnte. Schon jetzt hört man nicht selten Klagen, die auf das letztere ausgehen und die wahrscheinlich nicht unbegründet sind. Im allgemeinen geht aber die Sache in anderer Weise vor sich, und daraus erklärt sich das schon oben Hervorgehobene, daß Schweden Waren derselben Gattung ein- und ausführt. Die hochwertigen Qualitäten werden nämlich auf den

Digitized by Google

Weltmarkt gebracht, und der inländische Bedarf wird durch billigere Erzeugnisse ausländischen Ursprungs gedeckt; dies ist mit dem Eisen sowohl als mit landwirtschaftlichen Produkten der Fall. Was Eisen anbetrifft, werden sowohl Roheisen (Gußeisen) als Fertigprodukte, besonders Schienen, eingeführt, weil das einheimische Material einfach zu wertvoll ist, um mit wirtschaftlichem Erfolge für Zwecke dieser Art verwendet zu werden.

Aber noch eins folgt aus der Hochwertigkeit der schwedischen Erzeugnisse. Nicht nur im eigenen Lande sondern überall liegt die Sache so, daß die wertvollsten Qualitäten nur für begrenzte Zwecke gebraucht werden, weil man sich für den Massenbedarf mit anderen behelfen kann. In erster Reihe trifft dies auf das Eisen zu, weil die neueren Methoden für die meisten Zwecke genügen, das Allerbeste jedoch immer für besondere kleine Stücke in den Maschinen usw. notwendig ist. Eine Volkswirtschaft, die sich in der Richtung der schwedischen entwickelt hat, muß sich daher darauf einrichten, nicht einen Markt oder einige wenige Märkte als aufnahmefähig für die Gesamtausfuhr von irgendeiner wichtigen Ware zu betrachten, sondern im Gegenteil fast alle Märkte der Welt aufsuchen, um eine im ganzen große Ausfuhr auf Grund einer Menge von kleinen Verkäufen zu erzielen.

Es folgt daraus, daß Schweden nie ohne große Verluste einem Zollbunde oder Zollverein angehören kann, der darauf aufgebaut ist, sich gegen andere große Märkte der Welt abzuschließen. Meines Erachtens würde es für Schweden nur nützlich sein, wenn eine teilweise Abbröckelung des Industriezollsystems dadurch durchgeführt werden könnte, daß seine wichtigsten ausländischen Märkte auch ihrerseits große Zollermäßigungen darböten. Aber dies wäre durchaus unannehmbar, wenn es damit verkettet würde, die Verbindungen zwischen Schweden und aller Herren Ländern abzubrechen oder nur zu erschweren. Eine Erweiterung und nicht eine Einengung des schwedischen Außenhandels ist eine Folgerung des eigentümlichen Charakters der schwedischen Volkswirtschaft. Wenn nach glücklichem Ende des Weltkrieges „das Bestreben der Völker neuerer Zeit, einander in ihrem Recht weh zu tun“ (um mit dem alten Hamburger Johann Georg Büsch zu sprechen), fortgesetzt wird, muß es das Bestreben Schwedens werden, soviel als möglich von den Voraussetzungen seines Gedeihens auch unter diesen ungünstigen Bedingungen zu retten. Und bei dieser Arbeit knüpfen sich die schwedischen Hoffnungen an das große stammverwandte deutsche Volk, das auch im Kriege gezeigt hat, wie gut es versteht, den Aufgaben des Friedens gerecht zu werden.

Stockholm, den 19. November 1915.

Digitized by Google

Die schwedische Auswanderungsfrage.

Von Dr. Adrian Molin in Stockholm.

Genau wie Deutschland hat auch Schweden im Laufe der Jahrzehnte mit einem bedeutenden Teile seines Bevölkerungszuwachses dazu beigetragen, die große amerikanische Republik aufzubauen. Aber während das Deutsche Reich, das seine nationalen Kräfte sammelte und an wirtschaftlicher und sozialer Entwicklung, ebenso wie an politischem Machtgefühl kräftig wuchs, schon nach ein paar Jahrzehnten mit der deutschen Auswanderung zurecht gekommen ist, kämpft Schweden mit seinen kaum sechs Millionen Einwohnern noch immer gegen eine jährliche Auswanderung, die an Umfang nicht weit hinter der Deutschlands mit seiner mehr als zehnmal so großen Bevölkerung zurücksteht.

Erst im letzten Jahrzehnt begann die schicksalsvolle Bedeutung der Auswanderungsfrage in gewissem Grad dem schwedischen Volk klar zu werden. Und auch in Schweden ist dies im Lichte einer während der letzten Jahrzehnte neu entfachten nationalen Flamme geschehen, die freilich noch immer in der Zugluft von Kräften flackert, die auf der einen Seite das Volk im toten Wasser des 19. Jahrhunderts halten wollen und es auf der anderen Seite in den kosmopolitischen Strom des modernen Radikalismus hinausstoßen möchten.

Die schwedische Auswanderung kann man von der Mitte des vorigen Jahrhunderts ab datieren. Zur selben Zeit tritt auch der Übergang zur modernen Volkswirtschaft in Schweden ein, noch besonders erschwert durch die natürliche Trägheit und den Mangel an Unternehmungslust des Volkes, durch die Armut an Kapital und das Freihandelssystem, das unser schwaches Gewerbe auf Gnade und Ungnade der Konkurrenz auslieferte und die Nutzbarmachung der reichen natürlichen Quellen des Landes durch eine Industrie im modernen Stile jahrzehntelang hintanhielt. In vollem Maße setzte die Auswanderung erst während der sechziger Jahre ein, die vielerorts äußerst schwere Mißernten mit sich führten und in die Hütten der Armen Hunger und Not, in die Häuser der Wohlhabenden ökonomische Schwierigkeiten für lange Zeit hinaus brachten. Seit den achtziger Jahren arbeitet außerdem die Landwirtschaft mit in der Regel schlechten Konjunkturen: geringe Absatzmöglichkeit und niedere Preise, aber immer teuerere Arbeitskraft. Der schon lange schwere Steuerdruck

Digitized by Google

wurde dadurch immer beschwerlicher. Schließlich hatte man frühzeitig begonnen, in großem Umfang die Erde zu beleihen, teils um Modernisierungen im Betrieb durchzuführen, wie den Einkauf von Ackerbaumaschinen usw., teils um leichter über die lästigen Erbteilungen wegzukommen, teils und vielleicht am häufigsten bloß um die Geschäfte in den schlechten Zeiten in Gang zu halten. Dies gelang aber selten. Die Anleihen mußten verzinst werden, und wenn die Zinsen nicht bezahlt wurden, mußte der Hof verkauft werden — und der Besitzer wanderte aus.

Solche Grundbesitzer leiteten die Auswanderung ein. Sie waren es, die weite Strecken von Amerikas Erde aufgeackert haben, und sie und ihre Nachkommen haben sich dort draußen gut durchgeschlagen und bilden jetzt den Kern der schwedischen Bevölkerung in Amerika. Aber mit der raschen Entwicklung der Verkehrsmittel und der durch sie gebotenen Möglichkeit zu billigeren Überfahrten griff die Bewegung immer mehr um sich. Jetzt kam die Reihe an die Landarbeiter, an die Handwerker der Städte und die Frauen. Den Hauseigentümern folgten bald genug die Söhne des Hauses, die immer einen sehr großen Teil der Auswanderer ausmachen. Auch für sie lag der Grund zur Auswanderung in den gedrückten Verhältnissen und der geringen Einträglichkeit der Landwirtschaft, doch außerdem auch und nicht zum mindesten in der Schwierigkeit für die jüngeren Söhne des Bauernhofes, überhaupt Boden zum Beackern und Bebauen in der Heimat zu erhalten, nachdem das Gut nicht weiter gespalten werden konnte und der Älteste den heimischen Grund übernommen hatte. Die staatlichen Behörden versäumten es, für eine normale Verteilung des Grundes zu sorgen, ja die Gesetzgebung hatte noch obendrein die Erwerbung von Land durch langwierige und hindernde Bestimmungen verstellt. Hier bot wiederum Amerika offene Möglichkeiten zu nahezu kostenlosem Landerwerb und einer Besitzergreifung von Boden ohne unnötige Formalitäten.

Aber nicht genug damit! Für einen, der sich keinen eigenen Ackergrund schaffen wollte oder konnte und der nur ein paar frische, starke Arme besaß, bot Amerika Arbeitslöhne, mit denen das damalige Schweden nicht im entfernten wetteifern konnte. Und mit fortschreitender Zeit wurden die hohen Arbeitslöhne dort draußen vielleicht die hauptsächlichste Verlockung zur Auswanderung. Der schwedische Bauernsohn oder Knecht konnte als Grubenarbeiter in Amerika in einem Jahrzehnt ein Kapital zusammensparen, mit dem er dann in Schweden einen Hof zu erstehen vermochte, den durch Arbeit hier bei

Digitized by Google

uns zu erwerben er keine Möglichkeit gesehen hatte. Auch dem Berufsarbeiter bot die amerikanische Großindustrie mit ihrer entwickelten Technik und Arbeitsintensität weit höhere Löhne als das Handwerk und die Kleinindustrie daheim, und schließlich konnte Amerika auch den Frauen als Dienstmädchen in den größeren Städten ein Dasein verschaffen, das der Haustochter oder der Magd aus irgendeinem entlegenen schwedischen Dorf nicht nur durch die hohe Bezahlung sondern auch durch den verführerischen Glanz, der über „der großen Welt" liegt, verlockend erschien.

Aber es waren nicht nur wirtschaftliche und verkehrstechnische Faktoren, die auf diese Weise am Anfang bei der Auswanderung mitspielten.

Das Schweden der Glanzzeit war ein Staat von überwiegend militärischer Struktur, ein Staat, der, mit seiner straffen Konzentration auf bestimmte allgemeine Aufgaben, mit dem Glück des einzelnen und seinen Wünschen und Hoffnungen auf das Leben ziemlich hart verfuhr. Solange die Anforderungen für die Bedürfnisse des Reiches wirklich ein starkes Staatsleben und eine äußere Großmachtstellung ermöglichten, und vor allem solange mit dem Staatsgedanken ein religiöses Pathos verknüpft war, das das ganze Volk durchdrang, trug das Volk die Lasten geduldig, nicht zum mindesten deshalb, weil das Volk, solange auch der schwedische Herrenstand die Bürde der Verantwortung männlich auf sich nahm, willig folgte. Aber aus dem Militärstaat der Glanzzeit entwickelte sich durch eine Verfallsperiode nach der anderen der schwedische Bureaukratenstaat der Freiheitszeit und des neunzehnten Jahrhunderts. Auf das starke Leben der Glanzzeit mit seinem Grundton von Gottvertrauen und hohem Patriotismus folgte nach den Unglücksjahren die dumpfe Resignation. Der Staat artete in ein einziges großes Beamtenwerk mit „behördlicher Ordnung" aus, und das Volk, das früher ein oft mit harter Hand angewandtes Mittel für große staatliche Ziele war, wurde zur Milchkuh für diese behördliche Verwaltung und überhaupt für eine Oberklasse, die in moralischer Hinsicht im wesentlichen von den Verdiensten ihrer Ahnen lebte. Nun sah das Volk im Ganzen keinen Sinn mehr, es litt nicht für eine große Sache, aber es mußte durch rücksichtslose Beamte Unrecht erdulden und reichliche Steuern an eine Kirche bezahlen, deren lebendiger Geist nur mehr flackerte, und an die „Krone", von der es nicht viel mehr wußte, als was das Gerücht über ihre oft unwürdigen Träger erzählte, und mit deren oftmals unwürdigen Repräsentanten draußen auf dem Land es nur allzu traurige Erfahrungen machte.

Digitized by Google

So wirkten die Konjunkturen auf dem Weltmarkt, die Entwicklung des Verkehrswesens, die wirtschaftliche Schwachheit des Landes und tiefgehende Mißstände im schwedischen Staatsleben zusammen, um die Triebfedern zu jener Auswanderung zu bilden, die in wenig mehr als fünf Jahrzehnten Schweden mehr als eine Million Menschen, und zwar im ganzen von den unternehmungslustigsten, gesundesten und lebenstauglichsten Elementen des Volkes, geraubt hatte.

Und Regierung und Reichstag und überhaupt die leitenden Klassen des Landes sahen die Verödung mit an, ohne einen Finger dafür zu rühren, um sich deren Grund klarzumachen und sie womöglich zu hemmen.

Die schwedische Auswanderung geht auch immer noch fort, wenn auch nicht im selben heftigen Tempo wie in den sechziger und achtziger Jahren. Die ersten Jahre unseres Jahrhunderts brachten jedoch eine neue Auswanderungswelle von einer solchen Stärke mit sich, daß man unter der damals kräftigen wirtschaftlichen Entwicklungsarbeit anfing zu erwachen. Man begann ernstlich den Mangel an frischen Armen und Köpfen im Erwerbsleben des Landes, in Landwirtschaft und Industrie zu spüren. Schweden bekam zum erstenmal eine Auswanderungsfrage. Sie wurde von warmherzigen Patrioten als eine der wichtigsten Angelegenheiten im neuen Schweden gegriffen und verfolgt. Die Einsicht der Auswanderungsgefahr und das Bestreben, ihr zu begegnen, wurde, wie schon anfangs angedeutet, ein wichtiger Teil der nationalen Wiedergeburtsarbeit.

Unterdessen hatte sich der Schwerpunkt im Ursachenkomplex der Auswanderung in gewisser Hinsicht verschoben. Daß die Auswanderung fortdauert, obwohl die Nachfrage nach Arbeitskräften innerhalb des Landes zeitweise wenigstens größer als das Angebot ist, deutet darauf hin, daß die treibenden Gründe jetzt in gewisser Hinsicht andere sein müssen als während der Mißernte in den sechziger und der gedrückten Zeiten in den achtziger Jahren.

Wenn es auch im großen und ganzen allgemein richtig ist, daß die Entwicklung des Ernährungslebens in einem Lande nicht einer normalen Volksvermehrung entspricht, können die Gründe zu der starken Auswanderung kaum im selben Grad wie früher im Mangel an Erwerbsmöglichkeiten liegen; sie müssen in teilweise neuen Faktoren gesucht werden. Und in der Tat ist es auch so.

Die Auswanderung hat in Amerika eine Bevölkerung geschaffen, deren Zahl sich dem Drittel derer in der Heimat nähert. Von den schwedischen Heimen dort draußen gehen Tausende von Fäden zu den

Digitized by Google

Höfen und Häusern im alten Lande. Besonders die, die Glück gehabt haben, sind darauf aus, die Verbindung mit den Angehörigen und Freunden daheim aufrechtzuerhalten. Und diese Schwedisch-Amerikaner sind ein zufriedenes und tüchtiges Geschlecht, sie sind zufrieden mit sich selbst und ihrem neuen Land — zufrieden damit, nein, stolz darauf, Mitbürger der großen, freien Republik zu sein. So finden die daheimgebliebenen Schweden in ihren Reden, Briefen, Schilderungen und Zeitungen etwas ganz anderes als das, was sie selbst haben oder von daheim her kennen: Glauben und Liebe zu einem großen und mächtigen Land, das Bewußtsein unbegrenzter Möglichkeiten, Sicherheit und Selbstvertrauen.

Das ist eine Stimmung, die ein schwedisches Gemüt zu ergreifen vermag. Der Schwede lechzt bewußt oder unbewußt nach großen und freien Verhältnissen, wogegen er in kleinen und engen versauert. Der Schwede daheim ist oft mürrisch, unzufrieden und arbeitsscheu und das aus vielen Gründen, aber nicht zum mindesten deshalb, weil es im schwedischen Staat keine beherrschende geistige Macht gibt, die ihn ergreift und trägt, nichts, für das er außer seines Unterhaltes arbeiten kann — in Amerika arbeitet er für Kraft, Wohlergehen und Zukunft eines großen Volkes. Er ist sich dessen nicht bewußt, aber er arbeitet beeindruckt und getrieben von jener Macht im tiefsten Innern, die das Leben des Volkes erhält und eine ebenso große, entscheidende Bedeutung hat, wie sie für alle, die sie nicht fühlen, unbegreiflich ist.

Hieraus folgt, daß die schwedische Auswanderungsfrage nicht allein durch soziale Reformen und eine Hebung der wirtschaftlichen Stellung des niederen Volkes gelöst werden kann. Neue und bessere Arbeitsmöglichkeiten in der Industrie, eine Lösung der schwedischen Bodenfrage, die dem Sohne des schwedischen Bauern sein eigenes Land an die Hand gibt, das er jetzt in den Prärien Kanadas sucht, eine umsichtige Lösung der Sozialversicherungsfragen, die Ausgleichung der Klassenunterschiede usw. — all das sind entscheidende Voraussetzungen für die Hemmung der Auswanderung, und es muß rücksichtslos vorgegangen werden, wenn man in gewissen Kreisen der schwedischen Oberklasse das niedere Volk in dieser Sache pharisäisch mit Steinen statt mit Brot abspeisen will. Aber all dies ist doch noch nicht ausreichend. Es gilt von einem Volk wie vom einzelnen, daß er essen muß, um zu leben, und nicht leben darf, um zu essen. Das ist kein würdiges Dasein. Aber seit jener Zeit, da das schwedische Volk für die Lehre des reinen Evangeliums stritt, hat es keine großen und in

Digitized by Google

Wahrheit zusammenraffenden Ideale mehr gehabt, um dafür zu arbeiten, zu kämpfen und zu leben. Innere materielle und kulturelle Verbesserung kann nie die Lebensaufgabe eines Volkes sein. Und eine Lebensaufgabe fordert das schwedische Volk. Für sie soll es nach innen und außen hin wachsen. Glaubt man an das Aufhören der schwedischen Auswanderung, so ist das letzten Endes dasselbe, wie wenn man an eine Zukunft des schwedischen Volkes glaubt, an Schwedens glücklichen Stern — und Größe. Nur ein starkes Schweden oder ein Schweden, das stark werden will, kann seine Kinder an sich fesseln. Es ist schwer, einem kleinen Volk anzugehören; es ist ein Fluch, einem Volk anzugehören, das klein sein will.

Die Lösung der Auswanderungsfrage ist im Grunde Willenssache des Volkes. Hat das schwedische Volk den Willen zu Leben und Größe? Mit der Antwort auf diese Frage ist auch die Antwort auf die Auswanderungsfrage gegeben. Und diese Antwort kann und darf keine andere werden als nur eine.

Digitized by Google

Deutsches und schwedisches Denken.

Von Vitalis Norström, Professor an der Hochschule in Gotenburg.

Deutschem und schwedischem Seelenleben gemeinsam ist die unablässige Arbeit des Menschen an seiner eigenen Seele, sie zu erweitern, zu vertiefen und zu erhöhen. Bei dieser Arbeit schließen sich Denkkraft und Wille so innig zusammen, daß sie nicht voneinander geschieden werden können. Und ihre Wurzeln erstrecken sie hinab in ein Gefühl, das in allen Zweigen des bewußten Lebens emporsteigt, ihnen reichliche Nahrung spendet und sie grünen und schwellen macht. Der Engländer dagegen ist denkträge, der Franzose trocken, und das Denken des Russen ermangelt des Rückgrats und fester Umrisse. Den Russen eignet herzlich wenig von Verstand und Willen, um so mehr aber unfruchtbares Träumen und weithin schweifendes Stimmungsleben. Ihr Gefühl ist ein unendlicher, bodenloser Sumpf, der hinabsaugt, nicht aber trägt.

Deutsche und Schweden fassen beide die Kultur in erster Linie als Geistesbildung, während die Engländer darin vorzugsweise körperliche Ausbildung und materielle Vervollkommnung erblicken, die Franzosen Verfeinerung und die Russen Weichheit und Empfindsamkeit, so gepaart diese weiche Empfindsamkeit auch mit Barbarei ist. Das unerhörte, rastlose Streben der Deutschen und Schweden nach Fortschritt und Ausbildung in innerer und dann auch in äußerer Beziehung droht aber sich selbst die Spitze abzubrechen und in eine rettungslose Unbefriedigtheit und Disharmonie auszumünden. Was ist, opfern sie dem, was wird oder werden soll, das Gegenwärtige dem Kommenden.

Diese Völker vermögen nicht im Jetzt zu leben und sich glücklich zu fühlen, wenn es nicht gesalzen und gepfeffert wird mit Zukunftsplänen und Zukunftsaussichten oder verschleiert wird durch Genußnarkotika. Ihnen ist das Los zugefallen, die letzten Konsequenzen der Kultur zu ziehen, und zu Menschenglück führen ganz sicher diese Konsequenzen nicht, denn Glück bedeutet vor allem Ruhe und Frieden. Daher ist es ihr Schicksal, die abendländische Kultur selbst zu widerlegen. Zu einem Nein gegen ihr eigenes Leben werden sie mehr und mehr hingeführt. Schopenhauer, Hartmann und Nietzsche haben dies bereits, wenngleich wohl sehr generell, ausgesprochen. Bei uns predigen es die Steine auf den Gassen, wenn auch keine Bahnbrecher des Gedankens es verkündigen.

Digitized by Google

Die Frage ist nun die, ob das Lebensnein der Germanen ein neues Ja in seinem Schoße trägt.

Kein Volk in der Weltgeschichte war oder ist hochragender als das deutsche in unseren Tagen, aber der Deutsche ist unglücklich dadurch, daß er das Segel eines klareren Bewußtseins und eines stärkeren Strebens führt, als selbst sein Schiff es zu tragen vermag. Gegenwärtig hat er ein nationales Pathos, das den Schmerz der unsäglichen Kraftanspannung seines Ichs betäubt. Aber nach dem siegreichen Kriege? Da werden die Leere des Ichs und die Besinnung auf das Leben im Verein mit dem unausbleiblichen Nervenzusammenbruch jeglichen gebildeten und denkenden Deutschen zu einem Nietzsche im kleinen machen. Der Deutsche ist an Kultur dahin gekommen, daß nur die große Heimsuchung seinen Glauben an Fortschritt und Glück aufrechterhalten kann. Niemals entfaltet der Deutsche eine solche Stärke wie in der Stunde der Not, und niemals schließt er die Augen feige vor seiner wirklichen Lage, sondern er hat den Mut, allen Schwierigkeiten, aller Gefahr und allem Elend gerade ins Antlitz zu blicken, ohne mit den Wimpern zu zucken. Es ist dies ein bewundernswerter moralischer Mut. Und auch wir haben ihn, obwohl wir uns etwas mehr betäuben. Aber selig sind die Herdenmenschen, die, welche nicht denken, und die Sumpfmenschen des Gefühls.

Wir Schweden von heute haben keine Größe irgendwelcher Art, deren wir uns rühmen könnten, aber wir teilen vollständig mit unseren Stammverwandten die rasende Leidenschaft, nach dem Anderen zu greifen und dem Unbekannten entgegenzustürmen. Leider haben wir nicht wie die Deutschen die nationale Organisation, die Sammlung und die Begeisterung, die Leere unseres hungernden Ichs damit zu füllen. Wir sind Individualisten schlankweg. Wir haben Parteien und Vereine in reichlicher Menge, aber ein starkes Volksgefühl entbehren wir. Unser Vaterland lebt nicht in uns. Es trägt den kalten Namen Gesetz und Recht, und vielleicht bedeutet für die große Masse unseres Volks der schwedische Staat eben niemals etwas Wärmeres und Innigeres als das schwedische Gesetz.

Gegen diesen, dürftig skizzierten, Hintergrund treten deutsches und schwedisches Denken, ich meine deutsche und schwedische Philosophie, in gemeinsamen und verschiedenartigen Grundzügen hervor. Die Übereinstimmungen übergehe ich hier, als eine Folge der gleichartigen psychischen Anlage im allgemeinen, und halte mich nur an das Abweichende.

In Übereinstimmung mit seiner methodischen, organisatorischen,

Digitized by Google

breiten und gründlichen Natur, ja, vielleicht eben mit der tiefen Innigkeit seines Gemüts treibt der Deutsche liebevoll seine Philosophie mittels einer überwältigenden Analyse auf den Gebieten der Natur wie der Kultur. Er stellt heutzutage nicht vorschnell Prinzipien auf, sondern entnimmt sie in mühsamer Arbeit, mit unsäglicher Gelehrsamkeit und einem Übermaß an Scharfsinn und Kritik allen Gebieten der Sonderforschung, deren Beherrschung zur unumgänglichen Vorbereitung und Ausbildung des Philosophen gehört. Das Ergebnis dieser eingehenden und allseitigen Analyse sind dann abstrakte Prinzipien in der Form von Gesetzen und Ideen, aus denen er, in gewaltigen Versuchen einer Systematik, eine synthetische und deduktive Erklärung der Erfahrung durchführt. Hier aber lauert eine Gefahr, der das deutsche Denken ganz besonders ausgesetzt ist: die Gefahr, die Wirklichkeit durch die Analyse abstrakt zu zerstückeln und sie dann konstruktiv zusammenzusynthetisieren. Die Methode der modernen deutschen Philosophie ist zweifellos naturwissenschaftlich, es fragt sich aber, ob der Gegenstand der Philosophie eine solche Methode verträgt, ohne durch sie entstellt zu werden.

Hiermit hängt nun eng zusammen, daß die deutsche Philosophie, in ihrer stark abstrakten Veranlagung, dazu neigt, ja, dem gar nicht entgehen kann, Abstraktionen zu verselbständigen oder zu hypostasieren und Gesetze und Ideen an die Stelle geistiger Realitäten zu setzen. Auch dort, wo diese Philosophie idealistisch ist, bleibt sie gern bei solchem Abstraktismus stehen. Daher ein stark hervortretender *pantheistischer* Zug, der wohl letzthin seine Wurzel in dem deutschen Gemüt hat mit seiner ausgesprochenen Neigung, sich in All-Einheitsstimmungen in die Natureinheit und das Alleben einzuwiegen.

Wir beklagen die Abwesenheit einer persönlichen Grundstimmung in der deutschen Philosophie, den Mangel an Sinn für das Transzendente — aber eben deshalb echtwirklich Geistige. Ideen an die Stelle der Persönlichkeit zu setzen, heißt gehen zu wollen ohne Füße.

Die schwedische Philosophie gleicht dem Schweden. Impulsiv und rasch darauf aus, ans Ende zu kommen ohne Anwendung eines allzugroßen Apparates, und ohne sich allzu große Mühe zu machen. Der schwedische Philosoph haut sich direkt und intuitiv zu den Prinzipien hindurch, von religiös-theistischen Ausgangspunkten aus, die vor der Philosophie fertig in seinem Gemüte liegen, das nicht viel übrig hat für das lange, geduldige Sichten und Sieben von Tatsachen oder für den großen Pan. In seiner charakteristischen Form ist der schwedische Philosoph eine religiöse Persönlichkeit, die von vornherein

Digitized by Google

ihren Ankerpunkt in Gottes realer Persönlichkeit hat und seine Welterklärung aus ihm als Prinzip durchführt. Das Prinzip ist hier konkret, und die Philosophie trägt ein entschieden theistisches Gepräge. Der Deutsche will zur Überzeugung durch das Denken kommen, der Schwede aber sucht eigentlich nur seine Überzeugung durch Gedanken auszudrücken. Für jenen ist die Losung der Philosophie „Geist", sie deckt sich aber keineswegs mit der unserigen, die Persönlichkeit heißt.

Unsere Methode ist nicht die, zuerst die Erfahrung zu zeranalysieren, um ihr dann eine abstrakte Einheit in zweiter Hand durch Synthesen zu schenken, bei der Gesetze und Ideen (= Geist) als Bindemittel angewendet werden. Sondern sie besteht darin, definitorisch zu sagen, was unser Gegenstand ist und dann um denselben rings herum zu gehen, um ihn von verschiedenen Seiten zu betrachten und damit der Philosophie einen Inhalt zu gewinnen. Auf diese Weise glauben wir rascher zu einem reellen Ergebnis zu gelangen. Aber es ist klar, daß die eigentliche Wissenschaftlichkeit bei uns niedriger steht, während wir anderseits völlig davon überzeugt sind, daß wir mit unserer unmittelbaren und theistischen Persönlichkeitsphilosophie tiefer in die wahre Natur der Dinge hineingelangen als der strebsame, gelehrte, scharfsinnige, methodische, aber die Abstraktionen hypostasierende Pantheismus der Deutschen. Der Standpunkt ist bei den Deutschen entschieden immanent.

Ich will mich nicht weiter mit summarischen und flüchtigen Charakteristiken abgeben, die stets den Fehler haben, über einen Kamm zu scheren und über das Ziel hinauszuschießen. Sondern in Übereinstimmung mit der alten Regel: exempla optime docent, will ich diesen kleinen Aufsatz damit abschließen, daß ich einige Kardinalsätze von unserem anerkannt bedeutendsten philosophischen Systematiker, Christopher Jacob Boström, anführe, ihm, der den schwedischen Gedanken reiner als irgendein anderer gedacht hat, und der Jahrzehnte hindurch unserer höheren schwedischen Bildung ihr Rückgrat gab, ja, dessen Lehren vielen Juristen, Ärzten, Lehrern, Journalisten, ja Geistlichen, gleichsam eine Religion wurden. In ihnen tritt sozusagen in lesbarer Schrift der Grundcharakter der schwedischen Philosophie in Erscheinung.

Ich verweise für das Allerwesentlichste der Lehre Boströms auf Professor Reinhold Geijers Darstellung in Überwegs Grundriß der Geschichte der Philosophie (4. Teil).

Digitized by Google

Deutscher Geist und schwedische Literatur.

Von Dozent Fredrik Böök in Stockholm.

Anzugeben, was deutscher Geist und schwedische Literatur miteinander gemeinsam haben, ist beinah unmöglich: es handelt sich hier um eine Verwandtschaft, die ihre Wurzel im Grunde der Natur selbst hat und die allein durch eine geniale Analyse an die Oberfläche des Bewußtseins gebracht werden könnte. Woher kommt es, daß uns Albrecht Dürer und Martin Luther auf ganz besondere Art am Herzen liegen, daß wir uns ihnen nicht nur mit Bewunderung und Ehrfurcht, sondern mit einem Gefühl der Vertrautheit und des Zutrauens nahen, das dem Gefühl verwandt ist, wie es ein Sohn seinem Vater entgegenbringt? Will man diese Fragen beantworten, so läßt man sich leicht zu willkürlicher Verallgemeinerung, zu mehr oder weniger äußerlicher Systematik verleiten; und so kommt man dazu, Anhänger der Rassenphilosophie, des Pangermanismus und ähnlicher religiöser Sekten zu werden. Denn in der Tat haben diese Anschauungen einen religiösen Charakter, weil sie versuchen, eine übermächtige innere Erfahrung, ein tiefes und dunkles Gefühl in Formen und Dogmen einzuzwängen. Das gelingt niemals ganz — und daraus entspringen dann Sophistik, Brutalität und dogmatischer Eifer.

Wie kritisch man sich aber auch gegen die Rassenphilosophen und Pangermanisten stellen, ein wie scharfes Auge man auch für ihren Hochmut, ihr Pharisäertum und ihre geistige Sterilität, die sie oft genug auszeichnen, haben mag, so kann man doch die empirische Tatsache nicht bestreiten, die ihrer ganzen Dogmatik zugrunde liegt. Genau so sicher wie das Nationale besteht, obwohl es sich nicht in Begriffe fassen läßt, ebenso sicher besteht das germanische Gemeinschaftsgefühl. Dem Schweden ist es wohl immer bewußt. Es kann ihm gehen, wie es oft einem Individuum innerhalb des Familienkreises geht: lange Zeiten hindurch kann es ihm als Notwendigkeit erscheinen, das zu betonen, was ihn von zahlreichen und mächtigen Verwandten trennt, um nicht in seinem eigenen persönlichen Wesen beeinträchtigt zu werden. Früher oder später kommt aber doch die Stunde, da er die Stärke jener Bande verspürt, die ihn trotz aller Differenzen, trotz aller sich kreuzenden Sympathien und Antipathien mit seinen Blutsbrüdern vereinigen. Dieses Gefühl ist desto stärker, je mehr er von dem

Digitized by Google

zufälligen, durch äußere Faktoren bestimmten, reflektierten Dasein zurück zum essentiellen, intuitiven Leben gezwungen wird. Es ist stärker beim Denker und beim Dichter als beim Politiker.

Das Verhältnis der schwedischen Literatur zur deutschen Kultur ist unvergleichlich viel komplizierter als ihr Verhältnis zur französischen und englischen, vor allem deshalb, weil es so unvergleichlich viel intimer ist. Hier können natürlich nur einzelne Punkte in der Geschichte des letzten Jahrhunderts berührt werden.

Die klassische Glanzzeit unserer Literatur wie auch unserer geistigen Kultur, fällt mit dem Eindringen des deutschen Geistes bei uns zusammen und ist eine unmittelbare Frucht davon — es sind die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts, die durch die Namen: Tegnér, Geijer, Wallin, Atterbom und Almquist bezeichnet werden. Bei ihnen entwickelt sich zum erstenmal in der schwedischen Literatur die schwedische Eigenart in voller Freiheit und Selbständigkeit. Solange französische Ästhetik und französischer Rationalismus herrschten, war eine derartige Blüte unmöglich: unsere tiefsten Instinkte und vornehmsten Wesenszüge wurden verneint und lahmgelegt. Der deutsche Einfluß wirkte auf ganz entgegengesetzte Art: er führte zu einer nationalen Wiedergeburt, er entfesselte alle die schlummernden Kräfte. Frankreichs Einfluß gab uns eine Literatur mit französischem Gepräge, Deutschlands Einfluß gab uns eine schwedische. Dies ist eine für die rechte Auffassung unseres Verhältnisses zu Deutschland zentrale Tatsache.

Allerdings fehlte nicht eine Richtung, bei der die unselbständige Nachahmung des Deutschen eine große Rolle spielte; das ist die romantische Schule von Atterbom, die sich in ein direktes Abhängigkeitsverhältnis von der Tieck-Schlegelschen Romantik begab. Aber bei den stärkeren und bedeutenderen Persönlichkeiten war der Verlauf ein ganz anderer. Was auf sie den tiefsten Einfluß gewann, war nicht die neue Ästhetik, wie sie von Goethe-Schiller und den romantischen Generationen geschaffen wurde, so bedeutungsvoll diese auch für ihre poetische Produktion war. Das Entscheidende war vielmehr die Bekanntschaft mit dem deutschen Idealismus und Humanismus. Das was Wallin von dem älteren Typus schwedischer Prälaten und Theologen unterscheidet, ist der Umstand, daß seine Moral sich bei Kant und Fichte neue Stärke und Spannkraft geholt hatte und sich dadurch über den nüchtern-positiven Utilitarismus des 18. Jahrhunderts erhob. Und vor allem gilt dies von den beiden größten Vertretern unserer Kultur, von den schwedischen Dioskuren: Tegnér-Geijer.

Digitized by Google

Tegnérs Verhältnis zum deutschen Geist ist der Gegenstand grober Mißverständnisse gewesen. In Wirklichkeit ist es verwandt mit dem Nietzsches. Genau wie Nietzsche spricht er bei jedem Anlaß seine Bewunderung für französischen Esprit, französische Klarheit und Leichtigkeit und französische Formenkultur aus und versäumt niemals eine Gelegenheit, die Schalen seines Zornes über deutsche Metaphysik, deutsche Grübelei, deutsche Sentimentalität und deutsche Schwerfälligkeit auszugießen. Aber ebenso wenig wie man sich deshalb einbilden darf, daß Nietzsche seinem Wesen nach mehr französisch als deutsch gewesen sei, ebenso sehr muß man sich in acht nehmen, Tegnér beim Wort zu nehmen. Bei beiden bedeuten die Sympathien für das Französische ein Streben nach etwas, dessen sie sich bedürftig fühlen, ein Streben gegen ein übermächtiges Element in ihrer Brust anzukämpfen. In Wirklichkeit verhält es sich so, daß Tegnérs ganze Gedankenwelt, seine ganze ästhetische und moralische Anschauung von Schiller, Kant und Fichte durchsetzt war. Es gibt in der Literaturgeschichte kaum ein Beispiel für eine treuere Jüngerschaft als die Tegnérs Schiller gegenüber. Gedanken, stilistische Mittel, ja Worte und die Art sich auszudrücken hat er sich angeeignet. Aber das Eigentümliche ist, daß es trotzdem unmöglich ist, von unselbständiger Nachahmung zu sprechen. Es gibt keine Poesie, die echter, gediegener und persönlicher inspiriert wäre als die Tegnérs. Schillers intellektuelles Macht- und Freiheitsgefühl, seine stolze Unabhängigkeit von der materiellen Wirklichkeit, seine strahlende Tapferkeit — all' diese Eigenschaften findet man als Tegnérs allereigenste und innerste wieder. Der deutsche Idealismus bildet den Hintergrund zu der ganzen patriotischen Dichtung Tegnérs, zu seiner Begeisterung für Karl XII., für den unbeugsamen Trotz, für den tragischen Kampf gegen die Übermacht und die abenteuerliche und ritterliche Wikingerart. Die ganze gotische Poesie, in der das schwedische Volk vollständiger als in irgendeiner anderen Dichtung seine Eigenart und sein Wesen wiedererkannt hat, ist bloß eine historische Projektion desselben moralischen Pathos, das von Schiller, Kant und Fichte verkündet wird. Die Bedeutung der schwedischen Geschichte hat sich im Lichte des deutschen Idealismus geklärt. Die tiefsten Adern des schwedischen Charakters sind an den Tag getreten, befreit durch den Bergbohrer der deutschen Transzendentalphilosophie.

Bei Geijer ist das Verhältnis genau das gleiche. Er bekam seine intellektuelle Erziehung durch Benjamin Hoijer, Kants und Fichtes genialen schwedischen Schüler, ein selbständiger und durchaus würdiger Schüler, der des Meisters würdig war. Geijers eigene Persönlichkeit

Digitized by Google

brach durch, als er sich nach seiner englischen Reise in unüberbrückbarem Gegensatz zum englischen Wesen fühlte: der Empirismus in der Philosophie, der Utilitarismus in der moralischen Betrachtungsweise, der Widerwille gegen streng wissenschaftliche Methode und spekulative Vertiefung — all diese englischen Charakterzüge stießen ihn ab. Auch bei Geijer wirkte der deutsche Einfluß als ein befruchtender, anregender Faktor; er löste seine Kräfte und gab ihm das Bewußtsein seines eigenen Wesens. Auch für ihn hatte Schiller während seiner Jugendzeit unerhört viel bedeutet, aber sein gegensätzliches Verhältnis zu Tegnér tat sich am klarsten darin kund, daß für ihn nachher Goethe das alles beherrschende Prinzip wird. Geijers Auffassung der Wirklichkeit ist ein Realismus in Goethes Geist, und dieser Realismus hat etwas von der allseitigen Objektivität, ruhigen Tiefe und stillen Kraft des Meisters.

Als Geschichtschreiber und Staatsforscher stand Geijer dem historischen Geschehen näher als Tegnér; er war in seiner Generation wohl der einzige, der ein waches Interesse und ein feines Ohr für die großen inneren Fragen der Zeit und für die politische Entwicklung besaß. Für Tegnér genau wie für die meisten anderen war Deutschland nichts anderes als das gelobte Land der Spekulation und Poesie; und der deutsche Geist war wie der Poet in Schillers Gedicht der Beherrscher der Luft. Was in Wirklichkeit in Deutschland während des Befreiungskrieges geschehen war, die Regeneration des preußischen Staates, das Emporkommen eines neuen kraftsprudelnden Organismus inmitten Europas, das waren Dinge, deren Bedeutung ihnen nicht aufgegangen war. Geijer allein hat es verstanden. Im Jahre 1825 machte er in Deutschland eine Reise von ein paar Monaten und hielt sich dabei 10 Tage in Berlin auf. Dank seiner alten Freundschaft mit Amalie von Helvig traf er mit einem großen Teil der leitenden Kreise des preußischen Staates zusammen; und als der geniale Beobachter, der er war, empfing er von dem Milieu einen äußerst starken und konkreten Eindruck. Die Seiten, in denen er diesen Eindruck wiedergibt, verdienen ganz angeführt zu werden. Es ist das erste Mal, daß modernes preußisches Wesen vom Bewußtsein eines Schweden begriffen wird.

„Hierher, nach Berlin, kam ich am 9. September um die Mittagszeit. Was soll ich Dir nach einem Aufenthalt von 10 Tagen über die Physiognomie dieser Residenzstadt sagen können? Vielleicht sieht sie aus wie eine Kaserne, in der die Zivilisation auf den Tagesbefehlen steht? Einem flüchtigen Betrachter mag man ein flüchtiges Wort verzeihen. Aber wahr ist, daß die Stadt alle Züge aufweist, die verraten, daß sie das Haupt einer zugleich neuen und militärischen Mon-

Digitized by Google

archie ist, deren antiquité die Epoche Friedrichs des Großen und deren Theseus oder Herakles der Große Kurfürst ist, dessen Heldenbild Du auf der Langen Brücke sehen kannst; genau wie Du auf dem Paradeplatz, auf dem Wilhelmsplatz und an der Hauptwache die andern Heroen Preußens siehst — den alten Leopold von Dessau, Schwerin, Winterfeld, Seidlitz, Keith, Ziethen, Scharnhorst, Bülow. Die beiden letzgenannten sind herrliche Statuen von Rauch, einem vortrefflichen Künstler, dessen Basreliefs auf dem Piedestal zur Statue Blüchers, die ich, noch unvollendet in seiner Werkstatt besichtigen durfte, mich besonders entzückt haben. Alles Szenen aus dem letzten Krieg! Das Naivste und Genialischeste, das ich an moderner Skulptur gesehen! Man kann dem Krieg nicht mehr Angenehmes entlocken. Das sind die schönsten Blumen, die aus dem Soldatenleben in dieser Monarchie emporgeschossen sind. — Der militärische Geist durchdringt hier übrigens alles, aber auf eine große Art. Jeder Soldat hat Haltung, wie ein Offizier, die jungen Leute im allgemeinen haben militärische Haltung. In einer Volksversammlung erstaunt man über die Menge von Bändern in den Knopflöchern. Aber das ist keine Eitelkeit, sondern ein Beweis von wirklicher Anteilnahme an den letzten Kämpfen. Jeder Dekorierte ist mit dabeigewesen, ob es nun nachher Professoren, Zivilisten, Kaufleute, Handwerker, Diener, Pedelle oder Lohnkutscher sind. Es ist im allgemeinen die Verschmelzung des Soldaten und des Bürgers, die seit den Revolutionskriegen das Kriegshandwerk veredelt hat. Das gilt im hohen Grade vom preußischen Soldaten, der noch zur Zeit Friedrichs II. ein disziplinierter Räuber war, der außerhalb des Dienstes oft, wie früher unsere Gardisten, Dieb und Schelm war. Auch wird der Soldat als solcher geachtet. Ein Soldat mit dem Eisernen Kreuz zweiter Klasse geht in einer Prozession vor dem General, der diese Auszeichnung nicht hat, und jeder Posten präsentiert vor ihm. Im übrigen ist die Subordination äußerst streng. Auch Prinzen aus dem königlichen Hause nehmen bei Präsentationen mit anderem Militär nur ihren militärischen Rang ein. Prinz Albert, der jüngste von den Söhnen des Königs und noch Subaltern setzt sich, wie man mir sagt, nicht vor einem General, der noch steht. Es ist nicht wie bei uns, wo man den Fähnrich und den Leutnant eine bedeutende Rolle in der Sozietät spielen sieht. Hier gehören eigentlich erst die Regimentsoffiziere dazu, die Subalternen weniger, und zwar aus keinem anderen Grunde, als daß man der Ansicht ist, daß sie noch zu viel zu tun haben. Auch füllt ihre Zeit nicht allein der Dienst, sondern ernstes Studium auch von solchen Gegenständen, die nicht unmittelbar zu ihrem Beruf ge-

Digitized by Google

hören. Es ist keine Seltenheit, einen jungen preußischen Offizier mit Plato oder Thukydides in der Hand zu sehen. — Die Achtung vor der Tüchtigkeit ist das Gleichheitselement in der preußischen Monarchie. Die Höhe der wissenschaftlichen Bildung bildet bei den Beamten, die Ehre des letzten Krieges bei der Armee ein demokratisches Prinzip in dieser militärischen Autokratie. Der König ist ein höchst ehrenwerter Charakter und ebenso beliebt wie geachtet — auch persönlich, wie man sagt, nicht geneigt zu demagogischen Umtrieben und den damit zusammenhängenden Prozessen. Das ist in Kürze das, was mir Augen und Ohren in Berlin gelehrt haben."

Wer Geijers knappe und ruhige Art sich auszudrücken kennt, sieht leicht ein, wie tief er ergriffen war. Er hat in der Tat die wesentlichen Züge des modernen Deutschland herausgeschält. Er hat die gewaltige intellektuelle Anspannung in dieser Kaserne, in der die Zivilisation auf dem Tagesbefehl steht, gesehen; in der Fortsetzung seiner Reiseerinnerungen fügt er über Berlin noch hinzu: „Ich bewundere die hier herrschende höchste intellektuelle Ausbildung. Hier wird nach allen möglichen Richtungen getan was getan werden kann: ich möchte nur das eine aussetzen, daß alles zu sehr gemacht ist". Er hat die herbe Poesie verstanden, die auf den Sandflächen Mark Brandenburgs wächst; wie er sich für die Reliefs am Blücherdenkmal begeistert, hätte er sich ganz zweifellos auch für Kleists Prinz Homburg und Michael Kohlhaas begeistert, wenn er sie kennen gelernt hätte. Mit seinem intuitiven Scharfblick hat er, ohne sich durch den äußeren Schein irreführen zu lassen, in der preußischen Militärmonarchie die lebendigen demokratischen Prinzipien entdeckt.

Der tiefe Eindruck, den Geijer von der Verschmelzung zwischen Soldat und Bürger in Preußen empfing, wurde bei ihm ein bleibender. In seinen späteren Schriften kommt er immer wieder zu diesem Thema zurück und ist überall ein enthusiastischer Verteidiger der allgemeinen Wehrpflichtsidee. Der Bürger muß Soldat sein, denn „die Rechnung des Lebens kann niemand ein Saldo bringen, der nicht mit seiner Person bezahlt". „Die bequeme Ruhe des Kapitalisten nach wohl verrichtetem irdischen Geschäft ist nicht das Ziel der Menschheit," schreibt er, und mit einem Hinweis auf das englische Werbesystem: „Der Bürger muß lernen, daß er nicht dazu da ist, um sich gegen eine Miete in aller Bequemlichkeit seine Verteidigung verwalten zu lassen". Geijers Stellung zur deutschen Kultur wurde gegen das Ende seines Lebens immer ausgesprochener. Im Jahre 1844 gab er in einer Rede in der Schwedischen Akademie dem Gefühl der Zusammengehörigkeit mit den „germanischen Stammesbrüdern" Ausdruck und

Digitized by Google

unterstrich dabei selbst, daß der Einfluß der deutschen Literatur zu Anfang des Jahrhunderts gleichbedeutend mit einer Rückkehr zu uns selbst war. In seiner letzten Arbeit, „Die religiöse Frage der Zeit" (1846) vertritt er die Ansicht, daß die Zukunft aus der „allseitigen Bewegung" in Deutschland hervorgehen soll, und daß das religiöse Problem, wie in früheren Zeiten im „Herzen Europas", in Deutschland gelöst werden wird.

Der schwedische Liberalismus, der Geijer als seinen vornehmsten Stammvater ansieht, steht also in seinen Ursprüngen deutscher Geisteskultur näher als französischer und englischer. Nicht in seiner höchsten Ausgestaltung, sondern nur in seinen niedrigeren journalistischen und literarischen Abarten steht er in einem Abhängigkeitsverhältnis zu dem westeuropäischen Liberalismus und im Gegensatz zum deutschen Wesen. Und diese Geijersche Linie setzt sich in Victor Rydberg fort, dem hauptsächlichsten geistigen Vertreter des schwedischen Liberalismus während der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts, dem einzigen der großen Dichter des 19. Jahrhunderts, der mit Tegnér und Geijer in eine Linie gestellt werden kann.

Victor Rydbergs Bedeutung kann am einfachsten folgendermaßen definiert werden: bei ihm erreicht der Liberalismus eine höhere Stufe, wird dem deutschen Idealismus, der tieferen und strengeren moralischen Auffassung, die von Kant und Fichte durchgeführt worden ist, gegenübergestellt und verschmilzt mit dem universellen deutschen Humanismus, der von Goethe und Schiller verkündigt worden ist. Dieser ganze Prozeß findet bei Rydberg seinen Ausdruck in seiner glänzenden Faust-Übersetzung und Faust-Übertragung ins Schwedische. In gewissem Grade dichtet er das Drama um: das Problem löst sich bei ihm in der Verherrlichung der uneigennützigen, heldenmütigen Arbeit zum Besten der Menschheit. Die utilitaristische Glücksmoral wird bei ihm von einer energetischen und kriegerischen Pflichtmoral zurückgedrängt, die in Aufopferung und selbstloser Hingebung den höchsten Wert des Daseins erblickt. Die Poesie des Gotenbundes erblüht bei Victor Rydberg aufs neue, genau unter derselben Konstellation deutscher Ideen wie bei Tegnér und Geijer.

Victor Rydberg nimmt die religiöse Frage an dem Punkt wieder auf, an dem Geijer sie verlassen hat. Sein Versuch, eine Lösung des Problemes zu formulieren, ist ganz und gar im Geiste des deutschen Idealismus: freie Unabhängigkeit von kirchlicher Autorität und Dogmatik, das religiöse Empfinden und Abhängigkeitsbedürfnis aber als Ausdruck für die tiefste und heiligste aller menschlichen Kräfte begriffen. Seine Anschauung deckt sich fast mit der philosophischen

Digitized by Google

Religiosität, die Friedrich Paulsen entwickelt hat, und wie dieser würde auch Rydberg mit einem dankbaren Hinblick auf die Heroen des Gedankens und der Dichtung haben anführen können:

Das Wahre war schon längst gefunden,
hat edle Geisterschaft verbunden,
das alte Wahre, faß es an!

Während des Krieges 1870/71 bekam Victor Rydberg Gelegenheit, eine Probe seiner Gesinnung gegen deutsche Kultur und deutsches Wesen abzulegen. Die Welthetze gegen Deutschland war ja schon damals vollkommen organisiert, und die schwedische Presse stellte sich zu jener Zeit so gut wie einstimmig auf die Seite der „Weltmeinung". Zeitungen aller Färbungen wetteiferten darin, Preußen als die Macht hinzustellen, die alle Rechte mit den Füßen tritt, als Barbarenvolk und Eroberervolk, das eine ständige Gefahr für die Zivilisation bedeutet; es wurde festgenagelt, daß Frankreich für ganz Europa kämpfte, für Sicherheit und Ruhe und Gerechtigkeit, während „Preußens Siege dagegen den Triumph der Ungerechtigkeit, der Willkür und Gewalt darstellen". Es gibt keine von den Phrasen, die heute von der Ententepresse verwendet werden und die nicht damals schon fleißig im Gebrauch war. Victor Rydberg war in Schweden so gut wie der einzige, der all diese elende Sophistik bekämpfte — unus, sed leo. Mit Schärfe und Kraft trat er dafür ein, daß Deutschland das formelle Recht auf seiner Seite hatte, daß es nicht nur das Land der Zivilisation sondern auch der wahren religiösen und bürgerlichen Freiheit sei; daß der skandinavische Norden mit ihm eng verbunden sei, „nicht nur durch das Band des Blutes sondern auch durch das der gemeinsamen Interessen, der historischen Erinnerungen und der unzähligen Freundschaftsverhältnisse". Er legte es fest, daß, wenn wir unsre Neutralität aufgeben müssen, „unsre einzige natürliche und richtige Stellung an Deutschlands Seite sei". Er verfocht die Meinung, daß das Interesse der Menschheit den Fortbestand der germanischen Rasse verlange und fügte hinzu: „Bloß in der Freundschaft und Eintracht der Mitglieder der großen skandinavisch-germanischen Völkerfamilie besteht eine Sicherheit gegen das Vordringen des slavischen Rußland in Westeuropa".

Will man einen Maßstab für die Veränderung haben, die sich allmählich in Schweden vollzogen hat, so kann man darauf hinweisen, daß dieser Standpunkt, den Victor Rydberg 1871 nahezu allein vertrat, und der nahezu als paradox angesehen wird, heutzutage von der überragenden Majorität der gebildeten Klassen Schwedens eingenommen wird. Und dies trotz der Tatsache, daß der Liberalismus,

Digitized by Google

der während der letzten Jahrzehnte im politischen Leben und in der Presse hervorgetreten ist, so gut wie nichts mit Geijer und Victor Rydberg gemeinsam hatte, sondern sich ganz und gar nach französischen und englischen Idealen und Sympathien orientierte (S. A. Hedin und Karl Staaff). Auch die moderne Literatur hat durchgehends der Anknüpfungspunkte mit deutscher Dichtung entbehrt, während die französische Literatur in mehrfacher Hinsicht ihren Einfluß ausgeübt hat. In Wirklichkeit ist dieser Einfluß, wenn man tiefer gehen will, unfruchtbar geblieben. Es scheint in der eigenen Natur der Sache zu liegen, daß das wirklich Große in französischer Literatur und Eigenart für das schwedische Wesen verhältnismäßig schwer erfaßbar ist; was man sich anzueignen versteht, ist im allgemeinen bloß das äußerlich Frivole und das leer Elegante. Das Gallische wird in Schweden selten mehr als Halbherren-Erotik und haltlose Anatole France-Nachahmung. Das ganze Verhältnis hat seine Analogie in Deutschland, wo das Französische meist mit seinen schlimmsten Seiten gewirkt hat. Ein intimes Verhältnis zur englischen Kultur kann ganz anders fruchtbar werden; man braucht nur zu vergleichen, welche Kräfte Shakespeare im Vergleich mit Racine oder Voltaire in Deutschland befreit hat. Mit Schweden ist ganz das gleiche der Fall.

Die enge Verwandtschaft, die deutschen Geist und schwedische Literatur miteinander vereint, hat sich vor allem bei den wirklich großen Persönlichkeiten bemerkbar gemacht. Sie ist weniger im Artistischen zum Ausdruck gekommen, als in der Wahlverwandtschaft mit dem ernsten und tiefen Pathos, der das vornehmste Merkmal deutschen Geistes ist. Das deutsche Volk besitzt die Fähigkeit, das Heilige, das rein religiöse Moment in der Pflichterfüllung zu fühlen, und dies bildet das rein praktische Gegenstück zu dem ethischen Idealismus der deutschen Spekulation. Bei den größten unserer lebenden Dichter ist diese Wahlverwandtschaft auch zum Ausdruck gekommen. Verner von Heidenstam, der gleich Tegnér und Nietzsche in seinem Innern den Bürgerkrieg zwischen „Klassizität“ und „Germanismus“ erlebt hat und in seiner Kindheit bei der Nachricht von Sedan den Ausruf: Barbaren! vernahm, hat in seiner späteren Periode das germanische Stammesempfinden immer stärker wachsen fühlen. Per Hallström, bei uns wohl der feinste Kenner englischer Literatur und Kultur, hat in seinen außergewöhnlichen Aufsätzen während des Krieges den Gefühlen der Bewunderung, die das kämpfende deutsche Volk bei uns erweckt, einen ergreifenden und wahren Ausdruck verliehen.

Digitized by Google

„Der Volksfeind".

Von Per Hallström, Mitglied der Schwedischen Akademie (Stockholm).

Eines der Phänomene, das mich in dem, was wir jetzt erleben, am meisten frappiert hat, ist die Haltung der „neutralen Welt" Deutschland gegenüber. Es gibt nicht viele Länder, wo ein „Ablauschen der Volksstimmung" nach allen Regeln der Kunst, d. h. nach entsprechender Bearbeitung — und an solcher hat es nicht gefehlt — etwas anderes ergeben würde als ein Votum gegen die große Nation. Glücklicherweise ist bei unserer eigenen der Ausgang zweifelhaft, trotz so mancher beharrlichen Anstrengung, unseren Blick zu trüben.

Auch wer durchaus nicht geneigt ist, sich seine Meinung durch Majoritätsbeschlüsse diktieren zu lassen, kann sich veranlaßt sehen, darüber nachzudenken, wie eine solche Lage möglich geworden ist. Es gibt doch einen sehr starken Instinkt, der dem entgegen hätte wirken müssen: das natürliche Ritterlichkeitsgefühl, die Sympathie für den von Übermacht Umzingelten und die Bewunderung für den Mut und die Kraft, die trotz allem, was die Welt gegen sie auftürmt, ihr die Spitze bieten. Sollten diese Gefühle heute verdorrt sein, oder was fesselt sie zu Unwirksamkeit?

Deutschland war nie populär — das wußten wir schon. Es trat deutlich genug angesichts des großen Einheitswerks des vorigen Jahrhunderts zutage, und mit geradezu grotesker Schärfe, wenn man dagegen die so ganz andere Behandlung hält, die Italien zuteil wurde. Im letzteren Fall Hilfe von außen, die der eigenen Anstrengung verhältnismäßig wenig zu leisten übrigließ, der Applaus der Welt, der Garibaldikult und das allgemeine Gefühl, daß es jetzt vorwärts zum Ideal ging. In bezug auf das deutsche Volk — eine sauertöpfische Mürrischkeit — worauf wollte man denn eigentlich hinaus? War man nicht mehr zufrieden mit seiner Zersplitterung, die doch zum europäischen Gleichgewichtssystem gehörte? Wollte man geradezu den Kopf neben Frankreich hochrecken, sich neben den wirklich Großen aufplustern, tapfer und stark sein? Als 1870 endlich das brachte, was schon 1814 und 1815 ehrlich und teuer bezahlt worden war, die sichere Grenze gegen den Erbfeind und Friedensstörer und die Zurückgewinnung geraubter Erde, da feuchteten sich die Augen der Welt mit dem französischen Schmerz, und es war, als hätte alle Gerechtig-

Digitized by Google

keit einen unheilbaren Knacks bekommen. Bismarck, die gewaltigste historische Gestalt des Jahrhunderts, wurde, populär genommen, eine antipathische, lächerliche Figur mit drei Haaren — und darunter nicht *ein* ehrliches — mit einem leeren Raum an Stelle des Herzens und einem Sinn voll tyrannischer Eroberungspläne. Er eroberte zwar nichts, er streckte nicht einmal die Hand aus, aber das war nur List — „wartet nur, man wird schon sehen". Und diese Zwangsvorstellung hielt sich. Es half nichts, daß Deutschland über dreiundvierzig Jahre Frieden hielt, indes seine Nebenbuhler Krieg auf Krieg führten und große Beute heimbrachten, es war doch Deutschland, das die Welt mit napoleonischem Druck bedrohte, während die anderen die Volksfreiheit schirmten!

Woher kam das? Daher, daß Deutschland wirklich stark war und nicht um Popularität buhlte, daher, daß es sich offen zu seinem sonnenklaren Recht bekannte, zu den Mächtigen dieser Erde zu gehören. Auch noch aus einem anderen Grunde. Die Schule, die Preußen durchmachen mußte, um Deutschland neu zu schaffen, war so hart und streng, daß sie Spuren hinterließ. Das Gepräge, das Deutschland auf solche Art bekam und in seiner fortdauernd schwierigen Lage beibehalten mußte, konnte nicht das der Liebenswürdigkeit sein, wenn wir darunter weiche Verbindlichkeit und geschmeidige Anmut verstehen. Aber betont man das Wort, und das soll man wohl, wenn man Völker danach beurteilen will, dann dürfte es in Deutschland zum mindesten ebensogut wie anderswo um Wärme, Güte, Ehrlichkeit und Treue bestellt sein — wenn auch vielleicht die Formen des Ausdrucks weniger leicht und glatt sein mögen.

Nun kämpft Deutschland noch einmal für seine Einheit und ungefähr unter den äußeren Bedingungen des Siebenjährigen Kriegs; aber während zu Friedrichs Zeiten sogar der Feind den Hut ziehen mußte, steht heute die Mehrzahl der Zuschauer verständnislos da. Das muß auf etwas anderem beruhen als einer bloßen Abneigung gegen deutsches Wesen.

Hauptsächlich beruht es wohl auf der Furcht. Deutschlands Überlegenheit, die jetzt allen Völkern in die Augen springt und zuweilen wie ein rotes Tuch auf den Stier wirkt, war auch früher deutlich genug, um um ihren Besitzer jene frostige Atmosphäre zu verbreiten, die die Reaktion des beunruhigten Selbstgefühls ist. Man war ängstlich vor dem Ausgang eines fortgesetzten friedlichen Wettbewerbs, ja bei den zunächst bedrohten Nationen stellte sich der Gedanke ein, diesen durch eine Kombination zu unterbrechen, die Qualität durch

Digitized by Google

Quantität ersetzte und dafür sorgte, daß die allzuviel versprechende Saat gemäht wurde, bevor sie reif war. Auch für viele der anderen nahm sich die Zukunft unruhig aus, wenn sie diese stets wachsende Energie beobachteten, geleitet von einem Organisationsvermögen, das jede Schwierigkeit beherrschen zu können schien. Aber der Konkurrenzneid, wie natürlich er auch sein mag, kann nicht zu einem kompakten Volkshaß anschwellen, zur Vernichtungsbegierde, dazu ist das Volk überall zu gut. Wenigstens ist dies der Fall, solange nicht das geweissagte tausendjährige Reich der Sozialisten das Gefühlsleben allgemein zu jenem blinden Fanatismus hypnotisiert hat, der im Streikbrecherhaß seine unverhüllten Züge gezeigt hat. Diese Klimax menschlicher Entwicklung steht uns noch bevor. Nein, das Volk muß glauben, daß ideale Werte auf dem Spiele stehen, und es hat auch nicht an Deutern und Propheten gefehlt, die auf die Gefährdung dieser von seiten Deutschlands hingewiesen haben.

Deutschland ist den Geboten der Mode nicht gefolgt. Es hat gewagt, sich ohne Parlamentarismus wohl zu befinden, es hat reformiert und verbessert, ohne sein Schicksal freudig und demutsvoll in die Hände derer zu legen, die Patentmedizinen annonciert hatten und also am Kopfkissen des Patienten hätten stehen müssen. Die Staatsmacht hat sich auf ihr Doktordiplom berufen und ihre Autorität gewahrt; der Fachmann, der am meisten weiß, hat sich nicht dem Redner untergeordnet, der genug weiß — um die zu überreden, die gar nichts wissen — alles ist eine offenkundig ganz verkehrte Welt gewesen, um so unleidlicher, als ihr Gleichgewicht sich erlaubt hat, ungewöhnlich stabil zu sein. Ja, dieser Aristokrat und Volksfeind hat in dem heiligsten Quell der Demokratie Mikroben entdeckt und kalt und entschlossen sanitäre Maßregeln getroffen. Kein Wunder, daß Redakteur Hovstad und Redakteur Billing das Wort ergreifen mußten und Schiffer Evensen das Sprechrohr, um ihren Gefühlen Luft zu machen. Kein Wunder, daß der Doktor recht einsam geworden ist und sein Haus danach bestellen mußte.

Die Parallele ist ja durchaus nicht vollständig. Ibsens naiver Held mit seinem lichten, einnehmenden Temperament und seinem ziemlich oberflächlichen Gedankenleben ist kein Bismarcktypus. Die historische Bühne ist strenger als die des Dramas und stellt andere Ansprüche an ihren Protagonisten, sie ist auch, wenn auch nicht so dankbar, so doch unvergleichlich größer. Aber die Ähnlichkeit der Situation verdient doch angemerkt zu werden, und es ist ein besonderes Vergnügen, dies den Herren Hovstad und Billing gegenüber zu tun.

Digitized by Google

Sie haben sich mit den Stockmanns identifiziert und tun es vielleicht noch immer — an der Spitze ihrer Massen.

„Die Majorität hat nie recht", so lautete das seinerzeit, auch von den genannten Herren heftig applaudierte Wort. Es hält nicht immer stand, aber es ist doch ganz nützlich und gut, sich daran zu erinnern. Es gilt angesichts von historischen Phänomenen, wo der Überblick auf die Entwirrung der Geschichte warten muß, um sich zu klären, und wo selbst die provisorische Auffassung, die sich niemand kalt vom Leibe halten kann, ein bißchen Großzügigkeit und Vorurteilslosigkeit verlangt, um ihren begrenzten Wert zu haben.

„Der Einsame ist der Stärkste" — ja, in gewissem Sinne, wenn es sich darum handelt, ungehemmt seine Denkkraft zu gebrauchen und unerschrocken ein moralisches Urteil abzuwägen. Soll die Stärke durch äußere Siege bewiesen werden, gilt das Wort nicht. Aber drehen wir es zu einem Satze um, den, wie ich glaube, auch Ibsen gutgeheißen hätte: „Der Starke ist einsam." Ja, so ist es, wenigstens wenn er dazu g r o ß ist. Es fällt den Menschen schwer, sich an solche Gesellschaft zu gewöhnen, sie flößt kein Behagen ein, und man kann es um so viel gemütlicher haben, wenn man sich an andere hält. Aber mit der Zeit, wenn nicht früher, so bis die Klarheit der Vergangenheit über der Bühne liegt, kehrt man dazu zurück, denn schlimmer ist der Mensch nicht beschaffen. — Er will gerne bewundern, wenn das Eigene den Blick nicht mehr trübt und der Lärm verklungen ist, der ihn gehindert hat, überhaupt zu denken.

Das unerhörte und großartige Schauspiel, das uns mitten in unserer, wie wir glaubten, durchaus nicht sublimen Zeit der Kampf des deutschen Volkes um sein Wesen und seine Zukunft bietet, es wird noch nach Gebühr gewürdigt werden. Es ist ja vielleicht auf allen Seiten gut um den Mut bestellt, und man geht furchtbareren Toden denn je, wie es scheint, mit weniger Zaudern entgegen denn je. Die Menschheit ist nicht alt und verbraucht, sie verschwendet sich, wie nur die Jugendkraft es will und kann. Es ist furchtbar, daß es dahin kommen mußte, aber es ist so groß, daß die Probe so bestanden wird.

Und ohne allen Vergleich am gewaltigsten ist der d e u t s c h e Mut, mit der Übermacht von Anfang an gegen sich, mit stets neuen Feinden, mit Lug und Trug im Rücken und ringsum in der Welt nicht dem staunenden frohen Beifall über Heldentaten ohnegleichen, sondern die zuwartende, drohende Berechnung, die blinde Annahme aller Mißdeutungen und Lügen. Nicht leichtfertig, aber fest nahm Deutschland sein Los auf sich, den Schein gegen sich zu haben, als der An-

Digitized by Google

greifer dazustehen, wo es dem fertigen Anfall begegnete, und der wahnsinnige Schrei, der sich erhob, vermochte nicht einmal seine Farbe zu verdunkeln. Auf das moralische Erwürgungsattentat folgte das physische, und es sah aus, als stünde der Hunger vor der Tür. Ebenso unerschütterlich stand Deutschland da, ebenso rasch, gelassen und still tat jeder Mann seine Pflicht. Es kam zu Episoden, die einmal für die Erinnerung den Glanz der Sage haben werden; aber alltäglich und einfach gestalteten sie sich aus der praktischen Notwendigkeit: hier ist noch eine Forderung des Äußersten, das Kraft und Pflichtgefühl vermag, erfülle sie! Und die Forderung wurde erfüllt, von jenen, die am nächsten dazu waren — daß es zu glänzenden Taten wurde, daran zu denken hatte wohl niemand Zeit und Sinn.

Eine Nation geht nicht unverändert durch solche Erlebnisse hindurch — was wird mit dem deutschen Wesen geschehen? Wird der Heroismus gegenüber einer feindlichen oder gleichgültigen Welt düster, trotzig und ein wenig verachtungsvoll werden? Es wäre menschlich, aber ich glaube es nicht, wenn Erfolg den Kampf krönt. Daß er nicht zu leicht erkauft ist, dafür ist schon gesorgt. Das Volk, das nun gewogen und vollgewichtig an Opfermut und Waffenbrüdersinn befunden worden ist, muß von einer freudigen und hoffnungsvollen Stimmung ergriffen werden, die es enger als früher in Brüderlichkeit zusammenschließt, jener demokratischen Tugend, von der es nie zuviel geben kann. Für die Freiheit muß die Luft mit dem äußeren Drucke leichter werden, wenn nur mehr die Forderungen der inneren Wohlfahrt die notwendige Begrenzung des Ideals zu behüten haben. Und was die Gleichheit betrifft, so hat diese in der Schule der Wirklichkeit die beste Gelegenheit gehabt, zu erproben, wie weit sie vernünftig ist und wo sie resignieren muß. Ich prophezeie nicht das tausendjährige Reich, aber ich sehe hoffnungsfreudig die großen Möglichkeiten zu etwas Besserem als dem, das ist. Und sollte ich recht behalten, würde das Deutschland des Humanismus, das als der Traum und das Ziel der Feinde proklamiert wurde, als eine Folge ihrer etwas wunderlich verkleideten Liebestätigkeit seinem Werden näher gebracht, dann wäre es auch mit der Abrechnung über das, was geschehen ist, nicht so schlimm. Die Feinde wollten dieses Deutschland schwach haben, und man kann annehmen, daß dies die Hauptsache für sie war; aber es wäre wohl die Möglichkeit vorhanden, besser als bisher auch an der Seite eines starken Deutschland zu leben, wenn sie ihrerseits daheim bei sich den Humanismus mehr betonten.

Zum Schluß noch einige Worte über unsere Deutschenfeinde. Ich

Digitized by Google

gestehe, daß die Heftigkeit ihrer Gefühle mich zuerst überraschte. Was steckte dahinter? Spielte etwas von gekränkter Selbstsicherheit bei den weisen Männern hinein, die von einer immer friedlicheren Welt gepredigt hatten, von der effektiven Kulturverteidigung, der noch effektiveren Verteidigung auf dem Papier und dem siegreichen Kongreßgeschwätz? Sie standen da und sahen die Zeichen der Unruhe sich mehren, sie sahen die Kriegsfurie das Haupt erheben, und sie sagten wie die Magd in der Menagerie: „Ach was, solche Tiere gibt's doch gar nicht!" Das Dementi war brutal, so wie das Ereignis an sich unendlich traurig. Bei ihren Voraussetzungen konnten die Betroffenen natürlich nicht beurteilen, wer die Schuld daran trug. Sie verlegten sie dahin, wo es am einfachsten war, den Zusammenhang zu sehen. Wie der Taube im Theater verstanden sie nur, wer das Schwert zog, und nicht, was den Kampf hervorgezwungen hatte. Und dazu spielte auch die schon berührte Abneigung mit, die Deutschland sich durch sein unmodernes Wesen zugezogen hatte.

Ein besserer Grund gesellte sich hinzu: Belgiens Unglücksschicksal. Niemand kann diesem kalt gegenüberstehen, und hat man auch seine Zweifel an der vollkommenen Unschuld des Staates, so kann man sie nicht an dem Recht des Volkes haben, sich grundlos überfallen zu fühlen. Von diesem kann man nicht verlangen, daß es Deutschlands Notwehrrecht einsehe, ebensowenig daß es die Grenzen seines eigenen ruhig beobachte. Die Schuld dieser Szene ist schwer abzuwägen, aber in der ganzen Tragödie ist nicht sie der Herzpunkt.

Wer ruhig außerhalb steht, muß sehen können, daß es sich hier um das Leben und Glück mehrerer Staaten handelte, darunter eines, der seine Einheit teurer erkauft hat als irgendein anderer und seinen Platz mit dem höchsten Recht zu verteidigen hatte, dem Recht der großen Vergangenheit und der großen, verheißungsvollen Zukunft.

Digitized by Google

Patriotische Stimmungen in Rußland.

Von Harald Hjärne, Professor an der Universität Upsala.

Rußland ist der fruchtbare Grund für politische und soziale Stimmungen. Die autokratische Regierungsform gestattet keine ausgeprägten Parteien im westeuropäischen Sinn. Und der Volkscharakter selbst eignet sich auch für solche exotische Pflanzen nicht. Die leichtbeweglichen Gefühle, die weitfliegenden Phantasien verdichten sich selten zu harten und kantigen Grundsätzen. Es widerspricht diesem Volkscharakter, eigensinnig methodische Pläne durchzuführen, was natürlich bei den Einzelheiten der Ausführung eine Menge ermüdende und prosaische Schwierigkeiten verursachen muß. Man muß wirklich imstande sein, an Zar Peters sogenanntes Testament zu glauben (eine der frechesten Fälschungen, die die neuere Geschichte kennt), um sogar der russischen Regierung lang im voraus gesteckte Ziele und Arbeitswege zuschreiben zu können.

Genau wie es in Wirklichkeit für Rußlands offizielle Politik viel eher charakteristisch ist, viele Eisen im Feuer zu haben, um sie nach Wunsch und Gelegenheit zu wechseln, so gedeihen auch innerhalb der russischen Gesellschaft vielerlei Stimmungen zu gleicher Zeit, indem sie auf den Höhen an Stärke wechseln wie die Windstöße über der weiten Steppe. In den Volksmassen sind es die elementaren und naiven Instinkte, die sich mehr oder weniger bewußt oder dunkel in krassen oder phantastischen Formen äußern: die Sehnsucht nach neuem Ackerland und der Neid auf die Gutsherren, kühne Hoffnungen auf die allmächtige Hilfe des Zaren und zugleich tiefeingewurzeltes Mißtrauen gegen seine Beamten, gottesfürchtiger Wunderglauben und Fremdenhaß aus Religionseifer und Raubgier, die Verzweiflung des Hungers und die Vorspiegelungen des Arbeitsleiters über die unbegreiflichen Wechselfälle des Schicksals, Wanderlust ins Blaue hinein und hartnäckige Treue gegen ererbte Gewohnheiten und Mißbräuche, das Zittern vor dem leibhaftigen Antichrist in Kirche und Staat und anarchistische Hoffnungen auf den Untergang der sündigen Gesellschaft.

Der Gegensatz zwischen „Volk“ und „Intelligenz“ ist ein stehendes Diskussionsthema in der russischen Literatur und Presse. Aber auch die Intelligenz, mögen ihre Vertreter sich noch so „europäische“ Gebärden beilegen, ist im Grunde doch „volkstümlicher“, als ihre Lobpreiser oder Nörgler es zugeben wollen. Der Unterschied ist eigentlich der, daß sich

Digitized by Google

die nationalen Instinkte hier zu einer Art nachdenklicher Neigungen verfeinert und verdünnt haben, die sich hinter der Nomenklatur der modernen Publizistik verstecken. Der Glaubenseifer ist zum nationalen Fanatismus geworden, der Zarenkultus zur Vergötterung der Staatsmacht, die Sektiererschwärmerei zum Reformutopismus, der Unwille gegen oder die Neigung zu Neuerungen zu sogenanntem Konservativismus oder Radikalismus, das blinde Mißtrauen zu politischem Skeptizismus oder Pessimismus.

Aber in beiden Gesellschaftsschichten ist die unberechenbare Veränderlichkeit die gleiche. Anstatt einer stetigen Entwicklung ein schroffes Hin und Her zwischen Äußerlichkeiten, statt bewußter Überzeugungstreue störrische Meinungen und Phantastereien. Solche Stimmungen lassen sich nicht in unsre verstandesmäßigen Theorien eingliedern. Wer kann unter den sanften oder überspannten Träumern und Phantasten eines Turgeniew und Gontjarow oder unter Dostojewskis und Tolstois Egoisten und Asketen einen Charakter entdecken?

Rußlands öffentliches Leben bietet das gleiche Schauspiel irrationeller Impulse und unerwarteter Stimmungsumschläge, womit förmliche Regierungswechsel Hand in Hand gehen oder auch nicht. Unter den beiden Alexander, die reformierten, wechseln unvermittelte Kontraste nach innen und außen; unter Paul und den beiden Nikolaus geht die krampfhafte innere Reaktion mit überraschenden und beinahe revolutionären Coups der Regierung Hand in Hand. Die Namen der Herrscher und Staatsmänner bedeuten weniger als die Konjunkturen und vergebens sucht man nach bestimmten Richtungen, die durch konsequente und logische Persönlichkeiten vertreten werden. Die Ukasse selbst gleichen oft sentimentalen Ergüssen und die politischen Gewaltmaßnahmen erinnern an sensationelle Inspirationen.

Für Europa muß Rußland daher immer eine schwer berechenbare Größe bleiben. Die Abmachungen, die auf unsrem allgemein gültigen Volksrecht beruhen, sind gewiß gut dazu, um sie als Ausgangspunkte für einen klugen und vorsichtigen Verkehr mit der slavischen Weltmacht zu benutzen. Aber es empfiehlt sich, nicht zu fest auf die überzeugende Kraft der diplomatischen Argumentationen zu bauen und auf alles bereit zu sein, auch auf die unsinnigsten Umschläge und Unternehmungen.

Die eigentlichen Gefahren kommen jedoch von den inneren Umwälzungen und werden nicht von einem verantwortungsvollen Willen kontrolliert, sondern beruhen in höchstem Grade auf einem unbeständigen Nervenleben und auf Masseneinflüssen von unten her. Die

Digitized by Google

Symptome in den höheren Regionen verdienen alle Aufmerksamkeit, hauptsächlich in Beziehung darauf, was sie in Hinsicht auf die eigentümlichen Lebensprozesse unter der äußeren Schale offenbaren. Auf jeden Fall lassen sie sich mit staatsrechtlichen Begriffen nicht messen, um von Widerlegungen im konstitutionellen Sinn oder einer Berufung auf Europas allgemeine Meinung gar nicht zu sprechen.

Im Augenblick scheint es, als ob es einer Schar auserwählter und ausgeprägter Vaterlandsfreunde geglückt sei, das Gehör der Regierung zu gewinnen und als ob sie sich zugleich dessen bemächtigt haben, was als Sprachrohr der einflußreichen Gesellschaftskreise gilt. Sie haben um so freiere Hände für ihre Bestrebungen, als der veraltete Liberalismus aus den Tagen des „Befreier- und Märtyrer-Zaren" sich unter dessen Enkels Szepter recht in acht nehmen muß, Lebenszeichen von sich zu geben.

Eines der hohen Ziele, das dem herrschenden Enthusiasmus vorgaukelt, ist die absolute Macht der russischen Sprache innerhalb aller Gebiete, die für administrative Bestimmungen erreichbar sind.

Rußland ist wie die Balkanhalbinsel ein ungeheures ethnographisches Museum, bietet aber nach außen hin kein so buntes Bild, da sich die Mannigfaltigkeit der Stämme unter einem Schleier allgemeiner Unbildung verbirgt. Das gleichmäßige und einheitliche Äußere wird eigentlich nur von den höher entwickelten Völkern durchbrochen, die sich bemühen, wenn auch innerhalb schüchternen Grenzen, etwas für sich selbst zu sein, um nicht unbedingt mit dem „großrussischen Meer", wie die Phrase lautet, zu verschmelzen.

Gerade solche widerspenstige Kulturelemente scheinen dem brennenden Uniformierungseifer widerwärtig zu sein. Die rein barbarischen Horden kann man in Frieden und Vergessenheit vegetieren lassen und man frägt sogar nicht viel danach, ob hinten in Sibirien die russischen Ansiedler sich infolge von Isolierung und Verwahrlosung in irgendein barbarisches Volk verwandeln. Aber es sticht zu sehr in die Augen, wenn fremde Literaturen neben der offiziellen aufblühen.

Der europäische Orient ist überhaupt der klassische Boden für Nationalitätsdogmen. Diese modernen Zankobjekte bilden für die halbasiatischen Sinne teils Surrogate, teils neue Nahrung für den einstigen Glaubensfanatismus. Es kommt ja nicht so viel auf wirkliche Gedanken und Gefühle an wie auf die linguistische Form, also eine neue Äußerung uralter ritualistischer Neigungen und Gewohnheiten. Die Sprache wird nicht so sehr als Verkehrsmittel wie als Machtwerkzeug angesehen. Hat man keine selbständige und kraftvolle Kultur, die sich

Digitized by Google

ohne Zwang durchsetzen kann, so begnügt man sich damit, den rivalisierenden Individualitäten ein Schloß vor den Mund zu legen. Eine sprachliche Toleranz, wie sie in den Vereinigten Staaten oder in Indien herrscht, ist für diese Anschauungsweise ebenso unbegreiflich wie die Freiheit der religiösen Propaganda.

Nirgends ruht die Hand der Macht so schwer auf unbefriedigten Nationalitäten wie in Rußland. Und während man ständig über die Bedrückung der slavischen Brüder unter deutschem und magyarischem Joche klagt, bekommt man nie genug daran, daheim die Polizeikontrolle zu Ehre und Sicherheit der eignen Staatssprache zu erhöhen.

Die Armenier und Georgier sind von muhammedanischer Verfolgungssucht befreit worden. Aber sie fangen an, durch ihr eigensinniges Festhalten an uralten Erinnerungen und Institutionen lästig zu fallen. Was weiß Europa von den königlichen Schatten der armenischen Bagratiden oder von der wunderbaren Königin Tamar, der Heldin der georgischen Geschichte und Volksdichtung? Aber die Korrespondenten der Moskauer Presse wittern in den Nationaldramen auf den Theatern von Tiflis einen für das Reich gefährlichen „Separatismus", genau wie sie in den Zeitungsredaktionen Südrußlands nach armenisch-jüdischen Intrigen spüren. Die georgische Kirche, die ihre Ahnen bis dreihundert Jahren vor der Taufe Vladimirs des Heiligen zurückdatiert, ist seit lange der russischen eingegliedert. Die heilige Synode hat auch die armenische Kirche mit Beschlag belegt, die als die älteste Volkskirche der Christenheit ein halbes Jahrhundert vor dem Siege Konstantins über das Heidentum gegründet wurde. Die russische Sprache im Unterricht wird den Schulen der armenischen Gemeinden oder Mäzenaten aufgedrungen, und erst kürzlich entrüstete man sich in Petersburg über Eidesformeln in der armenischen Mundart, die national gesinnte Bischöfe zu autorisieren wagten.

In ganz Kaukasien arbeitet die Lokalverwaltung unter dem Druck der Patrioten in den beiden Hauptstädten daran, die alten historischen Stammesriten zu beseitigen und die einheimischen Traditionen auszurotten. Es bedeutet in dieser Hinsicht nicht so viel, wenn in den abgeschlossenen Bergtälern Beamtenkorruption und Polizeigewalt wuchern und die wirkliche Russifizierung sich auf bevorzugte Abtrünnige beschränkt, die von ihren Stammesbrüdern verachtet und gehaßt werden. Die Nachrichten, die über diese Mißstände vor nicht allzu langer Zeit von erschreckten Beobachtern gemeldet wurden, wurden von den Verfechtern der Machtpolitik ausschließlich der illoyalen Opposition auf Rechnung geschrieben.

Digitized by Google

Fast die schlimmsten Sorgen aber bereitet den Vorkämpfern der nationalen Einheit die Widerspenstigkeit der Kleinrussen. Bei uns weiß man nicht viel von diesem interessanten Nationalitätsstreit, der mit der Tatsache zusammenhängt, daß 15 Millionen Russen im Süden, und zwar nicht bloß innerhalb der Grenzen des Kaiserreichs, sondern auch im östlichen Galizien, in der Bukowina und einer Ecke Ungarns eine besondere Sprache sprechen, die sich vom offiziellen Großrussisch ebenso wie das Dänische vom Schwedischen oder sogar wie das Holländische vom Deutschen unterscheidet. Es gibt noch einen dritten russischen Sprachzweig, das weißrussische (mit mehreren Millionen in Westrußland), aber seine Entwicklung ist wegen der tiefen Entwicklungsstufe der dortigen Bevölkerung noch mehr gehemmt.

Im eigentlichen Rußland ist der Gebrauch des Kleinrussischen, außer bei religiösen und schöngeistigen Schriften, verboten. Aber nichtsdestoweniger wurde gerade jetzt die Drucklegung einer Übersetzung des „allrussischen" Nationaldichters Pusjkin verboten, dessen Gedichte ein wohlmeinender Literaturfreund aus Anlaß des großen Jahrhundertfestes dem Volk am Strande des Dnjeper zugänglich machen wollte. Es ist besser, daß die Allgemeinheit in diesen Gegenden die Bekanntschaft mit solchen Werken eines Genies gar nicht macht, als daß ihre Ohren durch den verpönten Tonfall der Muttersprache in hochgestimmter Poesie verwöhnt werde. Volkslieder dürfen herausgegeben werden, aber nur in durchgesiebter Auswahl. Ein Professor hat sich durch seinen Sammeleifer in dieser Hinsicht unglücklich gemacht. Er beschloß seine Laufbahn als Landesflüchtiger in der Schweiz.

Die kleinrussische Intelligenz bedient sich natürlich mit der nötigen Einsicht und Leichtigkeit der Staatssprache. Aber die Universitäten in Kiew und Charkow sind Herde eines starken Provinzialismus, der bei den Beschützern der großen vaterländischen Interessen Unruhe erweckt. Als in diesen Tagen das Komitee eines geplanten Archäologentages in Kiew auf einen Antrag hin beschloß, daß kleinrussische Forscher ihre Vorträge in ihrer eignen Sprache halten sollten, erhoben sich in der tonangebenden Presse zornige Stimmen gegen diese unstatthafte Freiheit, die man einem russischen „Jargon" gewährte.

Es mag wohl sein, daß sich der „Ukrainophilismus" hier und da auf eine verdächtigere Art offenbart. Trotz aller vorsichtigen Zurückhaltung werden die besonderen Erinnerungen in den Farben romantischer Sehnsucht gefeiert. Der Vertrag zwischen dem Zaren und Kleinrußland war der erste jener Unionen, die die großrussische Staatsmacht abgeschlossen und gebrochen haben. Der vollständige Verfall der Selbst-

Digitized by Google

regierung der Kosaken datiert von den Tagen Katharinas II. her. Aber noch leben die Traditionen der alten Eigengewalt unter dem Gewande moderner Freiheitsbewegungen weiter. Kiew war die Brutstätte des stürmischsten Nihilismus und von dort kam auch, nach einer öffentlichen Erklärung der Regierung, der Anstoß zu den letzten Studentenunruhen, die die Petersburger Demokratie so peinlich berührten.

Es ist daher nicht so verwunderlich, daß gerade diese „Mutter der russischen Städte", diese Wiege des russischen Christentums dort unten am Dnjeper der Überwachung eines besonderen Generalgouverneurs, der mit diktatorischen Vollmachten ausgestattet ist, unterstellt wurde. Und mit gespannter Aufmerksamkeit wurden die Lebensäußerungen des leichtbeweglichen Brudervolkes beobachtet, die dem moskowitischen Amalgamierungswerk widerstrebten.

Wenn der Fortschritt der Kultur durch die möglichst reiche Ausprägung der persönlichen Anlagen bei Individuen und Menschengruppen bedingt wird, so ist es der russischen Reichseinheit kaum gegeben, unter diesem Zeichen zu siegen. Aber die Einförmigkeit ist ja auch eine Art Macht für sich selbst, jedenfalls solange die Ehrfurcht mit den nötigen Mitteln erzwungen werden kann. Der heilige Name des Vaterlandes läßt sich ungefähr zu allem verwenden, besonders wenn es sich um etwas so leicht Faßbares handelt wie Unterdrückung und Ausrottung.

Was macht es denn, wenn die Zügel der Regierung etwas ungleich angezogen werden? Auch eine zufällige Müdigkeit, die selbst die unumschränktesten Machthaber befallen kann, bildet keine Sicherheit gegen neue Gewaltsgriffe, die mit vermehrtem Nachdruck wieder aufgenommen und verstärkt werden, wenn das Versuchsobjekt es am wenigsten ahnt.

Digitized by Google

Anrufung und Gelübde.

Von Verner von Heidenstam.

Und sagten drei Nachbarn: vergiß nur ganz
Deine Größe, verscharrt in der Erde!
So rief ich: Erwache du Traum voll Glanz,
Daß die Herrschaft im Norden mir werde.
Noch lockt uns der Traum von Größe und Pracht
Nach kühnen Wünschen zu streben.
Steht auf, ihr Toten! — Nein, neue Macht
Sei in Wissen und Kunst uns gegeben.

Ja, führ unser Volk an des Abgrundes Rand,
Da sich Toren zerschmettern die Köpfe!
Mein Volk, es gibt Schönres für deine Hand
Als volle ägyptische Töpfe.
Viel besser, die Fleischtöpfe brechen entzwei,
Als daß lebende Herzen verrosten.
Daß kein Volk in der Welt überlegen dir sei,
Ist das Ziel, mag es alles auch kosten.

Viel besser ein Rächer, der hart um uns wirbt,
Als Jahre, die nichts begehren.
Viel besser, daß unser Volk verdirbt
Und Flammen die Städte verzehren.
Viel stolzer ein letzter Wurf, als bang
Zu flackern wie sterbende Gluten,
Viel schöner klingt eine Saite, die sprang,
Als Bogen, die kraftlos ruhten.

Digitized by Google

Ich durchwache die Nacht. Doch alles iſt ſtill,
Nur die Waſſer rauſchen Vergehen.
Die Sehnſucht zwingt mich aufs Knie, ich will
Wie ein Streiter Iſraels flehen.
Nicht will ich betteln um ſonnige Zeit,
Um Fülle an Gold und Garben.
Entzünde den Blitz, der mein Volk befreit,
Barmherziges Schickſal, zum Darben!

Ja, treib es zuſammen mit Geißeln und
Der Himmel wird lichtblau und offen.
Du lächelſt, mein Volk, doch ſtarr iſt dein Mund,
Du ſingſt, doch ohne zu hoffen.
Du tanzeſt lieber im Seidenkleid,
Als das Rätſel in dir zu befragen.
Mein Volk, du erwachſt zur Herrlichkeit,
In der Nacht der Tränen und Klagen.

Dann heb' dich empor, du Tochter der Not,
Dann lüfte die dunklen Decken!
Wir lieben dich! Ach, und wäreſt du tot:
Unſre Liebe würde dich wecken.
Iſt ſchlaflos die Nacht und das Lager hart,
Nie wollen wir untreu dir werden.
Du Volk, du Sprache, du Land, das uns ward.
Unſres Geiſtes Stimme auf Erden!

Digitized by Google

Wie kleine Leute in Schweden über die große Nachbarn denken können.

Von Bengt Berg in Stockholm.

Man möchte glauben, daß es den kleinen Leuten in einem Lande wie Schweden nicht allzu leicht ist, mit den umliegenden Völkern Fühlung zu haben; ist doch Schweden fast auf allen Seiten von den Nachbarländern durch Meere getrennt. Eine solche Vermutung trifft aber nicht zu. Im Gegenteil scheint es, als sei das trennende Meer nicht nur für den materiellen Austausch und den Fremdenverkehr günstiger als eine Festlandsgrenze, sondern auch als gewähre es den breiten Massen des Volkes einen freieren Ausblick auf die Nachbarländer, und dies ist insofern von Wichtigkeit, als es wahrscheinlich eines der Grundrätsel zu dem unbedingten und wirklich ehrlichen Neutralitätswillen des breiten schwedischen Volkes im heutigen Kriege erschließt.

Auf die Stellung der Völker einander gegenüber, nicht nur in tagespolitischer Hinsicht sondern auch in der für die Nationen sehr verschiedenen Begabung der kleinen Leute, ihre großen Nachbarn richtig zu sehen und zu verstehen, haben immer die rein geographischen Verhältnisse einen großen Einfluß ausgeübt und sind in verschiedenen Richtungen primäre Ursachen zu den gegensätzlichsten Resultaten gewesen. Es liegt auf der Hand, daß innerhalb einer kontinentalen Staatenbildung der starke politische Druck auf mehrere Festlandsgrenzen auch die kleinen Leute zu einer entschiedeneren Parteinahme treiben muß, als es dem Bedürfnis dieser kleinen Leute in einem Land wie Schweden entspricht, wo die einzige Festlandsgrenze, auf der ein politischer Druck von außen verspürt werden kann, auffallend abseits von den eigentlichen Lebensorganen des Reiches liegt..

Wie vorausgeschickt wurde, will ich hier nur die Stellung eines Mannes aus den kleinen Leuten und seine Art zu denken berühren. Für die in der Bildung Höhergekommenen wird die Anschauungsweise eine ganz andere, und das politische Fühlen nach außen hin folgt bei ihnen ganz anderen und viel unregelmäßigeren Linien. Für einen von den kleinen Leuten ist der Gesichtskreis enger, seine Bewegungsfreiheit ist geringer, seine politische Meinung nach außen wurzelt in ein wenig Tradition, in dem natürlich spontanen Einfluß einer engen Umgebung, bei der sich besonders an Küsten mit Schiffahrt verschiedene fremde Elemente leicht einmischen können, und in den Dogmen, die politische Einpauker und ihre Presse unter der Maske eines ideellen Strebens ihm beibringen. Dabei könnte man leicht annehmen, daß

Digitized by Google

gerade die letztgenannten Faktoren den stärksten Druck ausüben, und in gewissen Volkskreisen, besonders unter Industriearbeitern, trifft das wohl auch zu; es ist aber erstaunlich, wie fest und vorsichtig das breite Volk germanischer Rasse an seiner natürlich entwickelten Meinung gegenüber neuen, zweifelhaften Ansichten festhält. Dies wird gewiß keine Eigenart der kleinen Leute gerade in Schweden sein, sondern kommt mehr als Rasseeigenschaft im Gegensatz zu anderen impulsiven und deshalb leicht irregeführten Volkselementen in Betracht. Ich möchte nur ein charakteristisches Beispiel geben.

Im Herbst auf der Jagd fragte mich ganz unerwartet mein Träger, ein guter Bauernknecht, ob es wirklich wahr sei — die Deutschen wollten Schweden nehmen.

— Nanu, hab' ich gesagt, wo hast du denn das her?

Ja — er sei bei der Rede eines „sozialdemokratischen Politikus", wie er sich schön ausdrückte, dabei gewesen, und der habe ganz ausführlich erklärt: das schwedische Volk habe von den Russen gar nichts zu befürchten, das sei alles Mache von den hohen Herren; die Russen wollten nichts von Schweden, da wären die Deutschen viel gefährlicher — was ich nun dazu meine?

Selbstverständlich konnte ich mich der Wahrheit halber nicht ganz gegen seine Meinung auflehnen.

— Gefährlicher wären sie schon, mußte ich antworten, aber was glaubst du selbst?

— Ach, Herr, sagte er, mir leuchtet das mit den Deutschen nicht recht ein, ich weiß nicht, daß die Deutschen uns je was Böses anhaben wollten.

Um seine Meinung nicht allzu stark zu beeinflussen, habe ich ihn nicht mit der meinigen unterstützt, sondern nur weitergefragt, was er dann von den Russen denke. Ich erwartete jetzt eine schärfere Ansicht. Zu meinem Erstaunen führte dieser einfache Knecht, der sich sonst von Morgen bis Abend mit Vieh und Ernte beschäftigt, eingehend und breit aus:

Es sei zwar richtig, wenn die Leute überall sagten, die Russen seien oftmals Schwedens Feinde gewesen. Er habe es in der Schule als Kind eingeprägt bekommen, und es sei wohl nicht zu leugnen, aber seines Erachtens seien die Russen nicht jedesmal die Argwöhner gewesen. Übrigens wie könne man nun eigentlich so bestimmt wissen, was vor hundert und mehr Jahren wirklich passiert sei?[1]) Im heutigen Kriege schon lögen ja die Leute von allen Seiten durcheinander, so daß man weder aus noch ein wisse; wie viel von der Wahrheit werde wohl

[1]) (ganz richtig).

Digitized by Google

nach hundert Jahren übrigbleiben, und — fügte er entschieden hinzu — wenn es nun wirklich wahr sei, daß jene Russen, die damals lebten, unsere Feinde waren, so sei das doch keineswegs ein Beweis dafür, daß die Russen von heute ebenfalls unsere Feinde seien.

Ich dachte im stillen an andere Mächte, die in einem kürzeren Zeitraum ein paarmal bald Feinde bald Freunde waren, und konnte im allgemeinen nicht umhin, dem lieben Mann recht zu geben. Gegen seine Bauernvernunft konnten allem Anschein nach weder ich noch der „sozialdemokratische Politikus" an.

Um noch mehr zu lernen, fragte ich, ob er wisse, wie Rußland in den letzten Jahren das uns abgenommene Finnland, wo viele Schweden leben, immer mehr unterdrücke, um es ganz russisch zu machen, wodurch Rußland uns drohend näher komme.

Er begriff sofort, daß dies ein „j'accuse" gegen die Russen war, und unterbrach mich mit der Behauptung — es sei sehr natürlich, daß die Russen das Land russisch haben wollten, da sie es nun einmal besäßen; man spreche dabei immer von Gewalttaten, „wer weiß, was wahr ist"? Die Deutschen sollen ja ebenfalls gegen das von ihnen genommene dänische Land nicht mit allzu zarten Fingern vorgegangen sein.

Der Mann hatte sich warm gesprochen — verflucht — es guckte mich ganz gegnerisch an, und als ich ihn fragte, ob ihm der „Politikus" das letzte von den Deutschen auch zurechtgelegt habe, erwiderte er mit einer gewissen Würde — er habe es in einem Buch gelesen.

Jetzt war mir der Mann zu schlau, und es berührte mich ganz angenehm, daß mein Hund bereits Hühner aufgespürt hatte. — — —

Einige Tage später sollte er wieder zur Stelle sein, um mich zu begleiten. Er kam ganz atemlos an und erzählte mir eine lange Geschichte von einem englischen Unterseeboot, das ein deutsches Frachtschiff gerade an unserer Küste beschossen habe. Der sonst so stille Mann war ganz außer sich.

Ich wollte ihn beruhigen und hielt ihm vor, die Engländer hätten ja auf ihre Feinde geschossen. Das war ihm aber nicht recht.

In seinem Eifer hätte er mir die zur Geste geballte Faust bald unter die Nase gestoßen. Er wurde laut:

— Auf Feinde geschossen, jawohl Herr, aber über unser Land!

Dann habe ich vor mich hingeschmunzelt und mir gedacht:

Aha — gefährlicher war dir also der „Politikus" nicht — verfluchter Junge — dich und noch ein paar Hunderttausend solche wie du an der Grenze, dann möchte ich mal den Siegeszug der Italiener aufgeführt sehen.

Digitized by Google

Das dänische Erwerbsleben.

Von Dr. Carl Thalbitzer, Redakteur an „Politiken" in Kopenhagen.

I.

Dänemark und Holland mögen für das europäische Festland scheinbar zahlreiche Vergleichspunkte haben. Wie die Sprachen der beiden Bevölkerungen in vielem aneinander erinnern, so auch ihre geographische Lage, ihre demokratische Verfassung und ihr ökonomisches Leben. Beide sind kleine fruchtbare Flachländer, vom Meere zergliedert, dessen Winde ihnen nützliche Triebkraft spenden und die Feuchtigkeit bringen, die Wiesenwirtschaft und Rübenzucht und damit ihre besondere Form der Landwirtschaft, Viehzucht und Milchwirtschaft, bedingen. Beide haben auch dieselben Absatzmärkte, in erster Linie England, dessen Frühstückstisch, selbst wenn er nicht mit holländischer Fayence oder Kopenhagener Porzellan geschmückt ist, doch mit dänischem Bacon, dänischen oder holländischen Eiern und Butter sowie mit holländischem Käse aufwartet. Dann erst Deutschland, das jedoch bisher, d. h. vor dem Kriege, der Einführung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse der Nachbarländer Hindernisse in den Weg gelegt hat.

Aber die beiden Länder weisen natürlich bei näherer Betrachtung auch große Abweichungen auf. Holland hat seine mächtigen Kolonien und seine Jahrhunderte alte Seefahrt, die eine Anzahl bevölkerter Handelsstädte geschaffen und ihm bedeutende Reichtümer zugeführt hat. Dänemark besitzt nur eine einzige große Stadt, Kopenhagen, die in einer Ecke des Landes liegt, mit dem einen Fuß beinahe schon in Schweden. Die übrigen Teile Dänemarks haben nur zwei Städte von ungefähr 50 000 Einwohnern, Aarhus und Odense. Doch verfügt Dänemark, das praktisch genommen keine Kolonien hat (Grönland und die drei westindischen Inseln haben ökonomisch nur sehr wenig Bedeutung für das Mutterland), über eine Verknüpfung mit seinen Nachbarländern, die Holland fehlt. Jenseits Dänemark liegen Schweden und Norwegen mit ihren weitgestreckten, dünnbevölkerten Gebieten, Island, das durch eine Union mit Dänemark verbunden ist, und Finnland. An Jütlands südlicher Grenze liegt Nordschleswig, dessen Landwirtschaft ganz nach dänischem Muster eingerichtet ist.

Die 38 971 qkm des dänischen Territoriums werden von einer Volksmenge von 2 830 000 Individuen, also 73 Individuen auf den

Digitized by Google

Quadratkilometer, bewohnt. Die entsprechenden Zahlen sind für Deutschland 124, für Holland 182, für Schweden 13 und für Norwegen 8. Von der Bevölkerung wohnen etwa 600 000 in Kopenhagen und Umgegend, 1 600 000 auf dem Lande. Gut 1 Million Menschen leben von der Landwirtschaft, 750 000 von Handwerk und Industrie, 460 000 von Handel und Seefahrt.

Aber nicht allein der dänische Boden soll diese Menschenmenge ernähren. Daneben wimmelt ein üppiges Tierleben, und kaum ein anderes Land der Welt hat einen so zahlreichen Viehbestand wie Dänemark.

Während des Krieges haben sich darin große Veränderungen vollzogen; wie in andern Ländern wurde er etwas durch Schlachtung und Ausfuhr verringert; doch gibt die, zwei Wochen vor Kriegsausbruch vorgenommene Viehzählung einen lehrreichen Überblick. Danach gab es 568 000 Pferde, 2 463 000 Stück Hornvieh, 2 497 000 Schweine und über 15 Millionen Hühner im Lande. Zum Vergleiche diene, daß die entsprechenden Zahlen in Holland 327 000 Pferde, 2 027 000 Stück Hornvieh, 1 260 000 Schweine waren.

Diese Zahlen geben einen Eindruck von der agrikulturellen Großindustrie, die Dänemark treibt, und da diese so entscheidend für das Verständnis des ganzen ökonomischen Lebens des dänischen Volkes ist, so will ich versuchen, die Hauptlinien der Entwicklung und jetzigen Organisation dieser Industrie nachzuziehen.

Die Anfänge liegen in der Zeit vor der Französischen Revolution, im Zeitalter der Physiokratie, als der Sinn für die Bedeutung der Landwirtschaft erwachte. Da gab der Regent, Kronprinz Friedrich, als König Friedrich VI., von einem Kreise hervorragender dänischer Staatsmänner beeinflußt, den Bauernstand frei, erließ eine Anzahl freisinniger Landbaugesetze und befahl ein Zollgesetz auszuarbeiten, das der monopolisierten, staatlich unterstützten Industrie Luft schaffte. Das leibeigene Bauernproletariat wurde zu freien Männern, und als gleichzeitig die Konjunktur für Handel und Seefahrt goldene Chancen brachte, stand Dänemark vor einem Aufschwung, der weitreichende politische Folgen hätte haben können.

Da wurde das schöne Werk durch den Krieg mit England vernichtet. Nach dem Bombardement von Kopenhagen im Jahre 1807 führte das Reich einen hoffnungslosen und erbitterten Kampf gegen die Übermacht, der 1814 mit dem Frieden von Kiel beendet wurde, in dem Dänemark Norwegen an Schweden abtreten mußte. Das ganze Land war da ruiniert, die Handelsflotte zerstört, die Industrie stockte

Digitized by Google

fast ganz, die Landwirtschaft infolge Mangels an Arbeitskraft und der schweren Steuerlasten gelähmt, und im Jahre 1813 mußte sich der Staat für bankerott erklären.

Nun folgten einige Jahre der Stagnation, in denen die Bevölkerung in geduldiger Arbeit langsam einen Wohlstand aufsammelte. In den Jahren 1830 bis 1840 wurde die unterbrochene Reformarbeit wieder aufgenommen; in den Freiheitsjahren nach 1848 ist Dänemark imstande, aus der aufsteigenden Konjunktur Vorteil zu ziehen. Die im Jahre 1818 errichtete Nationalbank konnte im Jahre 1845 ihre Noten für einlösbar erklären, und gleichzeitig erfolgte eine wichtige Verbesserung der Handelsbalance durch die Abschaffung des englischen Kornzolls. Damals wurde der Grund zu dem engen Handelsverkehr zwischen Dänemark und England gelegt, der unsern ökonomischen Fortschritt in den folgenden Jahren bedingte.

Der Krieg 1848 bis 1850 mit den Herzogtümern und Preußen hatte das nationale Selbständigkeitsgefühl gestärkt und namentlich zu einem engeren Anschluß an Schweden und Norwegen beigetragen. Zwei Ereignisse sollten den handelspolitischen Kurs weiter befestigen: die Krise im Jahre 1857 und die Kriege 1864 bis 1871.

Die Weltkrise von 1857 traf Hamburg hart und zog damit weitere Kreise Dänemarks in den Fall hinein. Hamburg hatte sich einen beherrschenden ökonomischen Einfluß sowohl auf Kopenhagen wie auf die jütländische Landwirtschaft erworben. Durch diese Krise wurden zahlreiche dieser Bande gesprengt, und es gelang Kopenhagen, den größten Teil der finanziellen Rolle Hamburgs nördlich der Landesgrenze zu übernehmen. Hierbei half die politische Spannung zwischen Dänemark und Deutschland mit, die sich im Kriege von 1864 entlud.

Dieser Krieg und der Verlust des dänischen Nordschleswig übte einen lastenden Druck auf die Nation aus und hat zweifellos ihre Wirkungslust weit mehr gehemmt, als man sich für gewöhnlich klarmacht. Wenn trotz allen Unglücks der Fortschritt nicht aufgehalten wurde, so beruhte das auf den gesunden ökonomischen Bedingungen, die in Dänemark geschaffen waren, ganz besonders auf der mächtigen Arbeit der Landwirtschaft und der bäuerlichen Bevölkerung, aber auch auf der Weltkonjunktur, die das Land nach Möglichkeit auszunutzen suchte. Bedeutende Geldmittel standen zur Verfügung, teils durch Ablösung des Öresundszolls, teils durch den Friedensschluß mit Preußen und Österreich. Deshalb konnte man, ohne die Staatsschuld zu vermehren, das Land mit einem, nach den damaligen Verhältnissen ausgedehnten Eisenbahnnetz versehen.

Digitized by Google

Der eigentliche große Aufschwung erfolgte doch erst nach 1871, als die Errichtung des Deutschen Reiches die Umsatzbedingungen für Dänemark ganz veränderte. Da entstand nun im Süden von uns ein übermächtiges Reich in raschester Entwicklung, mit einem Handel und einer Industrie, die unser Erwerbsleben bedrohten, und mit einer Landwirtschaft, die durch Zollmauern geschützt wurde. Trotz des durch den Krieg geschaffenen nationalen Gegensatzes zwang uns jedoch der Selbsterhaltungstrieb, von den neuen bahnbrechenden Methoden zu lernen, die das deutsche Bankwesen und übrige Erwerbsleben geschaffen, und unsre Handelsverbindungen auch nach Süden hin auszudehnen.

Die gefährlichste Krise für die dänische Landwirtschaft traf uns nach 1884, als Amerikas Kornausfuhr nach Europa hochkam. Nur durch die Entschlossenheit und das Organisationsvermögen, in deren Besitz sich die dänischen Bauern zeigten, gelang es, die Landwirtschaft vor ökonomischem Untergang zu retten. In diesem Jahre, gerade 100 Jahre nach der Geburt der landwirtschaftlichen Reformen, bestand das damals geplante Werk seine Probe. Die Landwirtschaft gab entschlossen den Getreidebau auf, legte sich auf Viehzucht und Milchwirtschaft und konnte dadurch sogar Vorteil aus dem Fallen der Getreidepreise und den niedrigen Preisen für Futtermittel ziehen. Dieser Übergang wurde durch die Vernichtung der englischen Landwirtschaft erleichtert, indem sich dort ein reiches und sicheres Absatzgebiet darbot. Aber wenn der Sieg ein vollständiger wurde, beruhte das nicht nur auf der Entschlossenheit, die die Landwirtschaft bewies, sondern auch auf der gewaltigen Genossenschaftsorganisation, die sie ins Leben gerufen hatte. Im ganzen Lande entstand eine Genossenschaftsmeierei nach der andern, Sameneinkauf-Vereine, Genossenschafts-Schlächtereien, Wirtschaftszentren, Geldinstitute, die es selbst dem Kapitalschwachen und selbst dem kleinsten Häusler ermöglichten, mitzutun.

Die Organisation der Landwirtschaft selbst stellt sich folgendermaßen dar. Es gibt im ganzen 289 130 Besitzungen im Lande mit einem Bodenareal von 3720000 Hektar; doch davon sind nur 919 Besitzungen größer als 200 Hektar und die allermeisten (212 520) kleiner als 10 Hektar. Wie man sieht, ist die Bodenverteilung außerordentlich demokratisch, und das Bestreben ist stets gewesen, die großen Betriebe in kleine auszustücken. Die ganze landwirtschaftliche Gesetzgebung seit 1781 hat in dieser Richtung gearbeitet, und unter anderm hat der Staat zurzeit 34 Millionen Kronen zur Errichtung von staatlichen

Digitized by Google

Häuslerbetrieben beigetragen, wovon es 7117 mit einer Durchschnittsgröße von 1,1 bis 4,4 Hektar gibt.

Der Hauptbestandteil der dänischen Landwirtschaft wird jedoch von der Mittelklasse gebildet, nämlich 75 691 größeren und kleineren Bauern, deren Höfe einen Gesamtbesitz von 2 887 000 Hektar haben und die sowohl ökonomisch wie politisch einen überwiegenden Einfluß haben. Auf den Hochschulen ausgebildet, politisch in Gemeinden und Kreisen, ökonomisch in Konsumvereinen, Kreditvereinen, Genossenschaftsmeiereien organisiert, bilden sie eine mächtige Industriegruppe. So ziemlich sämtliche dänischen Landwirte besitzen ihre Höfe selbst; kaum 5% sind Zinsbauern, kaum 10% Mieter oder Pächter.

Die Hauptproduktion dieser Industrie ist Speck, Butter und Eier. Die Rohstoffe werden teils durch Getreidebau und Wiesenwirtschaft auf dem dänischen Flachland, teils durch Einkauf von Getreide und Futtermitteln in Deutschland und Amerika beschafft. Das Absatzgebiet bildet, außer Dänemark selbst, vor allem England, wohin im Jahre 1913 für 184,7 Millionen Kronen Speck, 223,1 Millionen Kronen Butter und für 33 Millionen Kronen Eier ausgeführt wurden, sowie Deutschland, das für seinen Verkauf von Korn, Samen, Futtermitteln und Gartengewächsen im Werte von 80,4 Millionen Kronen für 114,8 Millionen Kronen landwirtschaftliche Erzeugnisse erhielt.

II.

Um die Landwirtschaft herum gruppiert sich fast das ganze übrige dänische Erwerbsleben; nicht ohne Grund heißt die größte Bank: Landmansbanken. Die in starkem Wachstum begriffene Industrie umfaßt Zuckerfabrikation, Bier- und Sprit-, Zement- und Düngerfabrikation, Gerbereien, Ziegeleien sowie Schiffsbau und etwas Maschinenfabrikation, aber alles in Verbindung mit dem Haupterwerbszweig des Landes.

Auch der Handel muß sich ganz natürlich in das übrige System einfügen, das, wie auch die Lage am Meere, die Bedingung für einen großen Transithandel und eine große Schiffahrt bildet. In dieser Beziehung ist Dänemark mit seinem Gewimmel kleiner Inseln, mit seinen Föhrden und Belten, mit seinen Küstenstrecken an der Nordsee, am Kattegat und an der Ostsee ganz von selbst dazu bestimmt, Verbindung mit der Umwelt zu unterhalten, die die Möglichkeit für einen bedeutenden Unternehmungsgeist bietet. Unter den europäischen Ländern hatten im Jahre 1912 nur Holland, Belgien, die Schweiz und England einen größeren Umsatz ihres Außenhandels, auf den

Digitized by Google

Einwohner berechnet, als Dänemark, und nur Norwegen, England und Griechenland eine größere Handelsflotte, auf den Einwohner berechnet, als Dänemark. Selbst die ausländische Schiffahrt nach Dänemark überstieg, auf den Einwohner berechnet, die sämtlicher Nachbarländer.

Das dänische Bankwesen datiert seinen Ursprung aus dem Jahre 1736, da eine Aktienbank mit dem Recht der Notenausgabe in Kopenhagen errichtet wurde. Eine direkte Fortsetzung von ihr ist die jetzige Notenbank, die Nationalbank, die ihre Privilegien im Jahre 1818 erhielt und seit damals das Alleinrecht auf Notenausgabe im Lande besaß. Vor dem Weltkriege konnte sie nach ihrer Bewilligung vom 12. Juli 1907 eine unbeschränkte Anzahl von Noten bei einer Deckung von mindestens 50% in Metall ausgeben. Der Metallfonds soll hauptsächlich aus Gold bestehen (nach Gesetz vom 23. Mai 1873 hat Dänemark Goldmünzfuß), aber auch skandinavische Scheidemünze und die zinsfreien Guthaben der Bank bei der Reichsbank in Berlin, der Schwedischen Reichsbank in Stockholm und Norwegens Bank in Kristiania können hinzugerechnet werden. Durch Gesetz vom 31. März 1915 erhielt die Bank gewisse Erleichterungen in ihren Fundierungsbestimmungen. Der Notenumlauf in Dänemark ist, ebenso wie in Schweden und Norwegen, sehr groß; namentlich zirkulieren eine Menge kleiner Noten bis herab zu 5 Kronen. Im Durchschnitt betrug der Notenumlauf in dem Zeitabschnitt vom 1. August 1914 bis 31. Juli 1915 207 Millionen Kronen, denen ein Goldbestand von etwa 108 Millionen Kronen am 31. Juli 1915 gegenüberstand.

Es besteht kein Giroverkehr im Lande, aber die drei Notenbanken in Kopenhagen, Stockholm und Kristiania haben seit 1885 ein Girosystem untereinander eingerichtet, wodurch Goldversendungen zwischen den drei Ländern in gewissem Umfange erspart werden. Doch hat das System in den letzten Jahren wegen der regelmäßigen Unterbalance des dänischen Handels gegenüber Schweden und Norwegen verschiedene Mängel gezeigt. Seit 1875 besteht eine Münzunion zwischen den drei Ländern, derart, daß auch Scheidemünze und Noten bisher frei von Land zu Land zirkulieren.

Ein modernes privates Bankwesen entwickelte sich in Dänemark ungefähr gleichzeitig mit dem deutschen, also in den Jahren 1840 bis 1850. Im Jahre 1857 wurde die Privatbank in Kopenhagen gegründet, deren Direktor C. F. Tietgen wurde, der geniale Schöpfer der führenden Unternehmungen des jetzigen dänischen Erwerbslebens und einer der hervorragendsten Finanzleute Nordeuropas.

Digitized by Google

Unter seinen Hauptwerken kann besonders Die große nordische Telegraphengesellschaft hervorgehoben werden, deren Linien den ganzen Erdball umspannen, und die immer noch als die vornehmste und reichste dänische Aktiengesellschaft (Aktienkapital 27 Millionen Kronen, Reservefonds 54,4 Millionen Kronen) dasteht. Von seinen anderen Unternehmungen können Die dänischen Zuckerfabriken genannt werden, die trotz großer Schwierigkeiten eine hervorragende Stellung erlangt haben (Aktienkapital 22,5 Millionen Kronen) und Die vereinigte Dampfschiffsgesellschaft (Aktienkapital 30 Millionen Kronen), die 131 Schiffe mit einer Bruttotonnage von 184000 Registertonnen besitzt und die Verbindung zwischen den Küstenorten des Inlands, andern europäischen Ländern und Amerika unterhält.

Zu Anfang der 1870er Jahre wurden die beiden bedeutendsten Privatbanken gegründet, die Landmansbank, deren Aktienkapital und Reservefonds 96 Millionen Kronen betragen, sich also an Größe mit den deutschen Banken mißt, und Kopenhagens Handelsbank (eignes Kapital 38 Millionen Kronen). In Verbindung mit der Privatbank (eignes Kapital 40 Millionen Kronen) und der Nationalbank (eignes Kapital 35 Millionen Kronen) bilden sie die Hauptbanken des Landes, die über mindestens zwei Drittel des Kapitals sämtlicher dänischer Banken verfügen.

Zu ihrer Wirkungsart haben sie sich hauptsächlich die deutschen Systeme als Vorbild genommen und finanzieren Industrie und Handel, teilweise durch ein ausgedehntes Kreditsystem. Nach der ernsten Krise im Jahre 1908 wurde der Entwurf eines Bank- und Sparkassengesetzes dem Reichstage mehrmals vorgelegt und dürfte demnächst angenommen werden. Es beabsichtigt nach schwedischem Muster eine strenge Staatsaufsicht über die Banken wie Sparkassen.

Das Sparkassenwesen ist ebenfalls nach denselben Grundsätzen wie in Deutschland eingerichtet und hat eine sehr große Entwicklung genommen. In den 518 Sparkassen standen im Jahre 1913 838 Millionen Kronen. Postsparkassen gibt es nicht und auch kein Postscheksystem in deutsch-österreichischer Bedeutung.

Die Handelsflotte besteht aus 642 Schiffen mit 421 466 Registertonnen und hat ihren Hauptsitz in Kopenhagen. Hier gibt es die beiden einzigen großen, vollständig modernen Häfen, von denen der im Jahre 1894 fertiggestellte Freihafen das Ausfallstor des dänischen Handels nach der Ostsee und den überseeischen Ländern bildet. Der Bau des Nordostsee-Kanals gab den Anstoß dazu, daß man zum

Digitized by Google

Bau des Kopenhagener Freihafens schritt, da man befürchtete, der Kanal werde die Schiffahrt von den dänischen Gewässern ablenken. Der Freihafen hat seinen Erwartungen vollauf entsprochen, ja sie eher überstiegen, und die mächtige Entwicklung, die während dieses Jahrhunderts sich im ökonomischen Leben der Hauptstadt vollzogen hat, kann zum nicht geringen Teile ihm zugeschrieben werden. Von ihm gehn die Amerikalinie der Vereinigten Dampfschiffsgesellschaft und die Linien der Ostasiatischen Gesellschaft nach Ostasien, Australien, Süd- und Mittelamerika aus. Ebenso wie in den anderen großen skandinavischen Handelsplätzen wurde dieses Jahr eine umfangreiche Erweiterung der beiden Kopenhagener Häfen geplant.

Die Vereinigte Dampfschiffsgesellschaft wurde 1866 durch Zusammenschluß der drei größten damaligen dänischen Dampfergesellschaften gegründet. Von ihrem 30 Millionen Kronen betragenden Aktienkapital ist ein Teil in Deutschland untergebracht, wo auch die Aktien zur Notierung an den Börsen von Hamburg und Berlin zugelassen sind. Die Gesellschaft versieht fast den ganzen inländischen Verkehr und unterhält regelmäßig Fahrten nach Gotenburg, Kristiania und mehreren andern norwegischen Orten, nach Hamburg, Stettin, Danzig, Königsberg und den russischen Ostseehäfen, nach Frankreich und England, Italien, Spanien, Portugal, Nordafrika, der Levante, New York, Boston, Philadelphia, Baltimore, Buenos Aires, zwischen den dänischen Provinzstädten und deutsch-englischen Häfen sowie nach den Färöern und Island. Sie hat die letzten, der Seefahrt günstigen Jahre zu einer starken Befestigung ihrer Stellung benutzt und gleichzeitig eine Ausbeute von 8 % (1912 bis 1914) ausbezahlen können. Über 30 Schiffe sind zum Abtakelungswert abgeschrieben. Während des Krieges hat die Vereinigte Dampfschiffsgesellschaft, ebenso wie die übrigen dänischen Dampfergesellschaften, aus den sehr hohen Frachten Nutzen ziehen können. Ihre Aktien stehen jetzt etwa 224 %.

Die Ostasiatische Kompagnie wurde 1897 gegründet, um den Handelsverkehr zwischen Dänemark und verschiedenen überseeischen Plätzen, besonders in Ostasien, zu fördern. Die Kompagnie hat große Besitzungen und Konzessionen in Siam, woher sie Teakholz u. a. m. ausführt und wo sie eine erhebliche Küstenfahrt ausführt. Die Tätigkeit hat sich eines kolossalen Wachstums erfreut, weshalb es notwendig geworden ist, allmählich verschiedene Tochtergesellschaften abzutrennen. Auch durch Aufkauf bestehender Gesellschaften und durch Übernahme von Aktienmehrheiten hat die Ost-

Digitized by Google

asiatische Kompagnie ihre Interessensphäre erweitert. Als ihre Unternehmungen sind zu nennen: die Russisch-Ostasiatische Dampfergesellschaft, die Französisch-Ostasiatische Kompagnie, die westindische Linie, The South African Trading Company, Kopenhagens Ölfabrik, Norresundby Portland Cementfabrik, Traekompagniet (Holzgesellschaft), The Siam Navigation Cie., Dansk Soyakagefabrik (Dänische Soyakuchenfabrik), Mount Austin Rubber Estates, die Westindische Kompagnie, Schwefelsäure- und Superphosphatfabrik Limfjorden, Dampfschiffsgesellschaft Orient, Seeversicherungsgesellschaft Baltica usw. Mit der Schwedischen Ostasiatischen Kompagnie ist eine Zusammenarbeit eingerichtet.

Das Aktienkapital der Ostasiatischen Kompagnie beträgt jetzt 25 Millionen Kronen, ihre Bilanz über 85 Millionen Kronen, an Gewinn warf sie in den letzten Jahren 10 % ab, und ihre Aktien notieren jetzt einen Kurs von 260 %. Ihre Handelsflotte, die eine Größe von etwa 100 000 Brutto-Registertonnen hat, wird einer durchgreifenden Umänderung unterzogen, indem die Gesellschaft zur Anschaffung von Dieselmotorschiffen übergegangen ist.

Diese Schiffe werden auf den Werften der Aktiengesellschaft Burmeister & Wain gebaut, der größten dänischen, im Jahre 1872 gegründeten Schiffswerft, deren Aktienkapital jetzt 10 Millionen Kronen beträgt.

Von den übrigen großen Unternehmen Dänemarks könnte man noch die Carlsberg-Brauereien bei Kopenhagen nennen, deren Besitzer Carl Jacobsen und sein Vater die Brauereien der Allgemeinheit geschenkt haben, so daß ihre Überschüsse für wissenschaftliche und künstlerische Zwecke verwandt werden können, und die Tuborg-Brauereien, die Königliche Porzellanfabrik sowie die Dänischen Zuckerfabriken.

Charakteristisch für die dänische Produktion ist ihr Streben nach Selbständigkeit und künstlerischem Ausdruck. Nur die Landwirtschaft kann eine Massenproduktion bestreiten, die Einfluß auf den Weltmarkt ausüben kann, und selbst diese hat sich mit Vorliebe auf Produkte von ausgesucht feiner Qualität geworfen; die übrigen Industrien haben wegen der Kleinheit des Landes sich nicht durch die Masse ihrer Erzeugnisse, sondern durch ihre besondere Feinheit behaupten müssen. Der gutgelohnte und sozial hochentwickelte Arbeiterstand hat an dieser Entwicklung mitgeholfen. Deshalb wird auch energisch daran gearbeitet, das genossenschaftliche Prinzip der Landwirtschaft auf das Industriegebiet zu übertragen, so daß eine Kleinindustrie gezüchtet

Digitized by Google

werden kann, die unter Verwendung der ganzen modernen Technik imstande ist, die Konkurrenz mit dem Großbetrieb aufzunehmen. Das vom Staat unterstützte Technologische Institut hat dieses Ziel.

Dänischer Handel und dänische Industrie werden übrigens von der Grossierer-Sozietät in Kopenhagen und der Gemeinvertretung für Industrie und Handwerk vertreten. Während des Krieges wurde eine ausgezeichnete Zusammenarbeit zwischen ihnen und der Regierung durchgeführt, wodurch es bisher dem Lande gelungen ist, die Arbeit und den Umsatz nach außen fortzusetzen, so beschwerlich und bedroht es auch war und immer noch ist.

Im Welthaushalte bedeutet ein so kleines Land wie Dänemark wohl nicht viel. In einer Krise wie der jetzigen könnte seine Existenz unsicher erscheinen; sein Verschwinden würde nicht solche wirtschaftlichen Umwälzungen hervorrufen, wie es Deutschlands Abschließung seit dem August 1914 getan.

Trotzdem hat es, ebenso wie Norwegen und Schweden, gerade jetzt im Kriege gezeigt, welche Bedeutung es selbst für die mächtigeren Staaten hat, solche Puffer an ihren Grenzen zu besitzen, friedliche Länder, die die Arbeit aus den Tagen des Friedens fortsetzen und eine Art Reservefonds für die Lager der kriegführenden Staaten bilden. Der wirtschaftliche Vorteil, den Dänemark aus dem Kriegszustande hat ziehen können, ist nur ein geringer Ersatz für den harten Kampf, den frühere Generationen gegen den Wettbewerb der Großstaaten haben führen müssen, und nur eine Episode, die von einem noch schärferen Wettbewerb nach dem Kriege abgelöst werden wird.

Mit wachem Blick verfolgen wir Dänen die wirtschaftlichen Ereignisse. Wir spähen und warten. Die große Zoll-Neuordnung, die 1916 vorgenommen werden sollte, ist vorläufig auf unbestimmte Zeit vertagt. In diesem Ragnarok, den wir jetzt erleben, muß jeder Staat seine eigenen Interessen wohl wahrnehmen; die kleinen lernen in dieser Beziehung von den großen. Aber Dänemark lernt außerdem aus seinen geschichtlichen Erlebnissen, die bittere und brutale gewesen sind.

Digitized by Google

Die dänischen Volkshochschulen.

Von Morten Pontoppidan, Pastor in Stenloese.

Von den dänischen Volkshochschulen zu erzählen, ist eine umso zusagendere Aufgabe, als diese Bewegung in der Tat dieses Jahr ihr 50jähriges Jubiläum feiern kann. Wohl gab es schon vor 1864 einzelne Volkshochschulen, aber es waren doch eigentlich erst der unselige Krieg und die Zerstückelung des dänischen Staates, die die Nation veranlaßten, sich unter dem Losungswort: „Was nach außen verloren wurde, muß nach innen gewonnen werden", zusammenzuschließen. So wurde denn auch 1865, das Jahr nach dem Kriege, für die Volkshochschulen ein Markstein, da sie damals zuerst anfingen, sich als eine Macht im Leben des Volkes geltend zu machen.

Ich will nun gleich auf die Sache selbst lossteuern, indem ich einen jungen Kandidaten der Theologie, Ernst Trier, auf seiner Dachkammer in Kopenhagen-Westerbro aufsuche; er repräsentiert einen vortrefflichen Typus jener jungen begeisterten Leute, die in dem obengenannten Jahre aufs Land hinauszogen, um Volkshochschulen zu gründen.

Ernst Trier hatte während des Krieges als „geistlicher Hilfsprediger" gedient; dieser sonst unbekannte Posten war vom Oberkommando eigens für diesen jungen Mann eingerichtet worden, um ihm die ersehnte Gelegenheit zu geben, ohne geistliche Ordination mit den Truppen zu verkehren, ihnen aufmunternde Ansprachen zu halten und eine Art Seelsorge unter ihnen auszuüben.

Nun aber, gegen Ende des Jahres 1864 finden wir Trier, aus dem Felde zurückgekehrt, wieder auf seiner Bude auf Westerbro sitzend, niedergedrückt und kraftlos. „Diese traurige, enge und entmutigende Zeit hier in Dänemark", schreibt er an seine Braut, „fordert von allen, die noch nicht ganz und gar den Mut verloren haben, daß sie sich ordentlich aufraffen", und er fügt hinzu [1]), er selbst fange wieder an, Kraft und Arbeitsfreude zu verspüren, nachdem er ein Gespräch mit einem gleichaltrigen Freunde über die Wiedergeburt des Volkes durch eine verbesserte Jugenderziehung gehabt habe.

Zuerst trug sich Trier mit Plänen für eine Knabenschule in der Hauptstadt. Aber er war doch nicht ganz im klaren, wie er den Unterricht einer derartigen Schule anlegen sollte. Da ging er zu Grundtvig, um sich mit diesem, seinem väterlichen Freund, zu beraten und Grundtvig sagte ihm gleich, daß er nicht glauben dürfe, mit einer Knabenschule etwas auf dem

[1]) Der Briefwechsel zwischen diesen beiden, aus den Jahren 1864—67 — soeben als Jubiläumsausgabe erschienen —, gibt einen klaren Einblick in das ganze Entstehen der Volkshochschul-Bewegung in Dänemark.

Digitized by Google

Gebiete der Volkserweckung erreichen zu können. Auf die erwachsene Jugend müsse man einzuwirken versuchen. Die Volkshochschulen, sagte Grundtvig, sind die Stätten, wo gearbeitet werden muß, wenn Dänemark eine Zukunft haben soll. Diejenigen, die dort arbeiten können, haben die Verpflichtung, es dort zu tun und die Kinderschulen andern zu überlassen.

Dieser Rat wurde entscheidend für Trier. Er war schon von vornherein für Grundtvigs Hochschulgedanken begeistert. Er wußte auch, daß schon mehr als einer von seinen gleichaltrigen Freunden und Geistesverwandten im Begriffe stand, als Hochschulmann hinaus aufs Land zu gehen. Selbst hatte er bei einigen Vorträgen auf dem Seminar in Kopenhagen Begabung für die Beeinflussung der erwachsenen Jugend an den Tag gelegt. Nun gab der alte Geistesführer ihm Mut, den Schritt zu wagen und sich nach einem geeigneten Platz umzusehen, wo er eine Volkshochschule errichten könnte.

Ja, N. F. Grundtvig, der berühmte Geistliche und Dichter, war der eigentliche Schöpfer der Idee einer dänischen Volks-Hochschule. Er war jetzt ein alter Mann, aber seit langem hatte er in Gedanken und Plänen für die Wiedererhebung der dänischen Nation gelebt und geatmet. Bei ihm gingen diese Gedanken zurück bis auf die so drückenden und traurig-demütigenden Zeiten, die er (geboren 1783) miterlebt hatte, jene Zeiten, da ein siebenjähriger Krieg mit England (1807—14) Dänemark als Seemacht vernichtete, und zugleich auch Norwegens Lostrennung vom Reich herbeiführte.

Damals gebar Grundtvigs prophetischer Geist unter bitteren Schmerzen den Zukunftstraum von der herrlichen Wiedergeburt des Volkslebens in Dänemark und im ganzen Norden. Immerfort dichtete und sang er davon. Und dann, als gegen Mitte des Jahrhunderts andere Führer des Volkes anfingen, das Heil in der Einführung demokratischer Verfassungsformen zu suchen, trat Grundtvig mit seinem Volkshochschulengedanken hervor und schärfte ihnen unermüdlich ein, daß eine demokratische Regierung, falls sie eingeführt werden müsse, auf jeden Fall nur unter der einen Voraussetzung dem Land zum Segen gedeihen könne, daß durch Errichtung von Volkshochschulen den kommenden Wählern gleichzeitig Gelegenheit zu der für verantwortliche Staatsbürger nötigen Bildung gegeben werde.

Im Jahre 1847, also noch während des Absolutismus, war Grundtvig so weit gekommen, daß er König Christian VIII. für diese Sache zu interessieren vermochte, und die Errichtung einer Staatshochschule in Sorö war schon in Aussicht gestellt, als der Tod des Königs (Januar 1848) und die darauffolgenden Unruhen bewirkten, daß die Sache aufgeschoben wurde.

Die nationalliberale Professoren-Partei, die jetzt während der „Konstitution" ans Ruder kam und dauernd die dominierende Rolle während der Zeit der beiden Kriege spielte, hatte gar keine Sympathien für Grundt-

Digitized by Google

vigs Ideen über Volksaufklärung, betrachtete sie vielmehr mit ein wenig Neid als gefährlich für die klassische Bildung. Die Zeit verging, und der Plan einer Staatshochschule auf Sorö wurde in der nächsten Zeit nicht wieder aufgegriffen.

Übrigens auch späterhin nicht. Obgleich die Zeiten sich ganz verändert und die Anhänger Grundtvigs nach und nach einen ziemlich bedeutenden Einfluß gewonnen hatten, so hatte man es doch bis jetzt immer noch nicht für gut gehalten, den Lieblingsgedanken des Meisters, eine große Staatsschule bei Sorö, zu verwirklichen, sondern hatte sich von seiten der Behörden lieber damit begnügt, die vielen größeren und kleineren Privathochschulen, die nach und nach in allen Teilen des Landes entstanden waren, zu unterstützen.

Diesen Weg also — über die Errichtung kleinerer Privatschulen — nahm die Verwirklichung des Grundtvigschen Hochschulgedankens. In dieser Form griff die Bewegung 1865 nach dem Kriege ein. Und wir haben oben schon gesehen, wie der Alte Ernst Trier der weiteren Entwicklung dieser Sache seinen Segen gab.

Und Segen konnten sie wahrhaftig brauchen, diese jungen Leute, die aufs Land hinauszogen, jeder in eine andere Gegend, um durch ihre Begeisterung und ihren festen Glauben das Werk ins Leben zu rufen, ohne daß sie dabei vorläufig Aussicht hatten, auf nennenswerte Unterstützung von seiten der Behörden oder der dazu berufenen Autoritäten rechnen zu können. Wenn auch einige von ihnen private Mittel besaßen, um sie dafür zu opfern, — wie z. B. Trier, der der Sohn eines wohlhabenden Kopenhagener Holzgroßhändlers war, der ihm gerne nach Kräften in dieser Sache beistand, — so war es doch notwendig, sehr bescheiden anzufangen und sich auf die allernötigsten Lehrmittel zu beschränken. Von etwas im Stil der von Grundtvig geplanten Sorö-Schule konnte dabei freilich ganz und gar nicht die Rede sein. Man konnte nicht einmal daran denken, dieselbe Höhe wie die Hochschule in Röding zu erreichen, zu der schon im Jahre 1843 unter den Auspizien des angesehenen Professors Flor der Grund gelegt worden war, und die, in ihrer Eigenschaft als Stützpunkt für die dänische Sprache und Kultur in Schleswig, verhältnismäßig leicht die nötige pekuniäre Unterstützung finden konnte[1]).

Außerdem gab es noch eine andere Hochschule, die mehrere Jahre schon bestand und sich von bescheidenen Anfängen selbst heraufgearbeitet hatte. Das war Kristen Kolds Hochschule in Dalum auf Fünen. Hier gab es

[1]) Es waren Lehrer dieser Hochschule in Röding, die im Jahre 1865 dicht an Nord-Schleswigs Grenze eine neue „Hochschule-Flor" in Askov gründeten, mit Ludwig Schröder als Vorstand.

Digitized by Google

Gelegenheit zu lernen, wie eine Hochschule mit möglichst wenig Material und Lehrkräften betrieben werden konnte, wenn man nur als leitende Kraft eine lebendige Persönlichkeit mit dem richtigen Geist über sich hatte.

Kristen Kold war in Tracht und Aussehen ein unscheinbarer Mann aus dem Volke, aber von außerordentlich selbstsicherem Benehmen und hohem suggestivem Einfluß. Er hatte nur seminaristische Bildung und allzugroße Gelehrsamkeit hat nie seinen außergewöhnlich hellen Kopf beschwert. Auch war es nicht besonders viel, was er eigentlich seine Schüler lehrte. Aber daraus machte er sich nichts, denn nicht Kenntnisse, sondern geistige Erlebnisse waren für ihn der eigentliche Zweck der Schule. Ebenso wie man eine Uhr aufzieht, wollte er seine Schüler aufziehen, „so daß sie nie mehr stehen blieben". In diesem Gleichnis drückte er gelegentlich das Programm seiner Schule aus. Und es gelang ihm auch im Laufe der Jahre — er wirkte 20 Jahre hindurch bis zu seinem Tode (1870) als Volkshochschullehrer — dieses sein Programm in nicht geringem Grade zu verwirklichen. Überall im Lande hat man seitdem Leute antreffen können, „die bei Kold gewesen sind", und in denen durch den persönlichen Verkehr mit diesem höchst originellen Volksphilosophen ein Vorwärtsstreben für das ganze Leben erweckt worden ist, womit sich manchmal unwillkürlich eine gewisse Neigung verband, den außergewöhnlichen Mann in Art und Wesen nachzuäffen.

Es versteht sich von selbst, daß eine Hochschule, die eigentlich nur auf „Belebung" ausgeht, weder eine ganze noch eine halbe Universität zu sein braucht. Es handelt sich mehr darum, die Sache richtig anzupacken und durch Vorträge und Gespräche den Schülern nahezukommen. Die Hochschule wird dann nicht eine Stätte für angestrengte geistige Arbeit, sondern vielmehr ein freundliches Asyl, erquickend für Geist und Herz.

Ernst Trier war nicht der einzige junge Mann mit akademischer Bildung, der sich in seiner Eigenschaft als zukünftiger Hochschulmann nicht für zu gut hielt, sich von Kold angezogen zu fühlen und zu seinen Füßen niederzulassen, um von ihm zu lernen, wie man die Sache anfangen solle. Aber er war vielleicht derjenige, der von allen die stärksten Impulse von Kold empfing, obgleich man sich kaum einen größeren Gegensatz denken kann, als den still-nachdenklichen, gemessenen und glattgekämmten Kold und den Brausekopf Trier mit seinem fast überwältigenden, warm und stark ausschäumenden Wesen, das deutlich zu erkennen gab, daß er jüdischer Abstammung war [1]).

Aber Gegensätze ziehen sich ja oft an, und soviel ist gewiß, daß Trier

[1]) Trier war mit drei Jahren — bei dem Übertritt seiner Eltern zur christlichen Kirche — getauft worden.

Digitized by Google

sich zu diesem trockenen West-Jütländer stark hingezogen fühlte und ihn tief bewunderte. In wie hohem Grade diese Bewunderung gegenseitig war, ist eine andere Frage. Es lag nicht in Kolds Natur, sich leicht hinreißen zu lassen.

Als Vorbereitung für seine eigene Hochschultätigkeit besuchte Trier also die Hochschule in Dalum. Und als ein für die Entstehungszeit der Volkshochschule bezeichnender Zug mag hier erwähnt werden, daß dieses Zusammenhalten mit Kold in dem naheliegenden Pfarrhof in Dalum alles andere als gern gesehen wurde; hier ging nämlich Trier zu gleicher Zeit aus und ein, da er mit der Tochter des dort wohnenden Propstes Abel verlobt war. Diese Bekanntschaft war eine Kriegseroberung aus der Zeit, da Trier als „Feldhilfsprediger" in dieser Gegend einquartiert und dabei auch öfters in den Pfarrhof gekommen war. Als Triers Braut hatte sich die prächtige Marie Abel ganz für seine Ideen gewinnen lassen, sie war mit anderen Worten mit Leib und Seele eine Anhängerin von Grundtvigs Ansichten geworden. Aber davon durfte sie sich in diesem altmodischen Beamtenheim, unter dessen Schirm sie bis dahin so sicher und gut geborgen gelebt hatte, nicht allzuviel merken lassen. Obgleich Kolds Hochschule in der gleichen Gemeinde lag, so hätte Marie doch nie daran denken können, diese Schule, die in den Sommermonaten auch für junge Mädchen offen stand, zu besuchen. Und auch nachdem sie die Verlobte eines zukünftigen Hochschullehrers geworden war, fühlte sich der alte Propst veranlaßt, seiner Tochter gegenüber folgende Worte, die sie in einem Briefe wiedergibt, zu äußern: „Wenn du unserm jungen Freund keine Enttäuschungen bereiten willst, mußt du ihm sagen, daß für dich, so lange du noch unter meinem Dache weilst, auch nicht die geringste Annäherung an den Koldschen Kommers auf Halleseⁱ) in Frage kommen darf." Derart gestalteten sich damals in den meisten Orten die Verhältnisse zwischen Kirche und Hochschule. Mit einer solchen Mischung von Empörung und Verachtung begegneten damals alle diejenigen, die bis dahin allein die Landesbevölkerung mit geistiger Nahrung versehen hatten, der neuen volkaufklärenden Bewegung. Es war sichtlich hart für den ehrwürdigen Propst, Zeuge sein zu müssen, wie dieser „liebe junge Freund" und zukünftige Schwiegersohn sich darauf vorbereitete, anderswo im Lande einen ähnlichen „Kommers" in Szene zu setzen.

Der Ort, den Trier sich zu diesem Zwecke aussuchte, war Valekilde, ein Dorf in dem nordschleswigschen Seeland, denn dort wirkte schon vor ihm sein liebster Freund, der Grundtvigianer V. J. Hoff, als Hilfsprediger beim Pfarrherrn. Das innige Verhältnis zwischen Trier und Hoff war im Felde

ⁱ) Hallese ist ein Dorf in Dalum; auf seinem Grund lag die Hochschule.

Digitized by Google

angeknüpft worden, wo Hoff sich damals eingefunden hatte, um sich als Seelsorger nach den Soldaten aus seiner Gemeinde umzusehen. Und nun war es Hoff, der Trier in das ziemlich abseits gelegene Valekilde hinauszog. In diesem Dorfe mietete nun Trier für den kommenden Winter die „gute Stube" eines Bauern, die Platz für etwa 20 Schüler bot, nebst Kammern für sich selbst und einen Hilfslehrer. Dort sollte am 1. November 1865 seine Tätigkeit beginnen.

Aber nun galt es nur noch, daß sich auch die Schüler einstellten. Den Sommer und Herbst hindurch wanderte Trier oft, seinen Kriegstornister auf dem Rücken, wie ein Apostel in die Welt hinaus, um Menschen einzufangen; es war selbstverständlich, daß er zuerst die jungen Leute aufsuchte, die er draußen im Felde kennen gelernt und auf die er einigen Einfluß ausgeübt hatte. Dabei geschah es wohl, daß Trier von einer alten Bauernfrau einen Taler in die Hand gedrückt bekam, als er sich ihr mit dem Tornister auf dem Rücken „als guter Freund ihres Jens' aus dem Felde" vorgestellt hatte; aber im selben Augenblick kam Jens dazu und rief: „Mutter, Mutter, das ist ja der, von dem ich dir soviel erzählt habe" und dann wurde es erst ein richtiger Empfang, und man sprach nun von der neuen Hochschule.

Trier kam übrigens nicht nur zu Bauern, sondern fand sich überall ein, wo er eine Unterstützung seiner Sache erwarten konnte. Einmal schrieb er von dem Gutshof Gundersløvholm an seine Braut:

„Heute bin ich von der Reise furchtbar müde aber Du sollst doch auf alle Fälle wissen, wo ich hingekommen bin — ja, wo bin ich eigentlich? Diese ganze Reise ist so reich an wechselnden Eindrücken, daß sie mir beinahe wie ein Märchen vorkommt. Z. B. heute abend: Ein großes prachtvolles Zimmer in einem der größten Herrenhöfe Seelands, mit einem großen vergoldeten Himmelbett und mit Tapeten aus Goldbrokat, und mitten in all dieser Herrlichkeit liegt mein armseliger Torniſter. — Mit dem auf dem Rücken kam ich hier an, so daß der Verwalter mich für einen Handwerksburschen hielt .... Und gestern abend um diese Zeit saß ich in einem kleinen Bauernhof dicht bei Rönnebäk bei Nils Jensen, wohl dem aufgeklärtesten Bauern Seelands. Da war es ärmlich und dürftig, aber wie gemütlich! Und als wir dasaßen, der Mann, seine Frau, die Töchter und zwei herrliche Söhne, hübsche aufgeweckte Burschen, da wurden die Gesangbücher hervorgeholt. . Und das Gespräch war so erbaulich . . Als ich wieder fortgehen mußte, drückten sie mir alle die Hand und Nils Jensen sagte: ‚Wie ist es doch wunderbar, so kurze Zeit waren wir beisammen und doch ist es, als kennten wir uns gut und hätten uns schon lange gekannt. . . .' Dann ging ich hinaus unter den hohen blauen Himmel mit

Digitized by Google

seinen vielen Sternen... Und ich war froh, denn ich hatte Nils Jensens ältesten Sohn Jakob als Schüler angemeldet bekommen, den siebzehnten also und sicher auch den besten."

In einem anderen früheren Brief schreibt Trier: „Ist es übrigens nicht schön, daß gerade die, die sich zuerst als Schüler an meiner Hochschule anmelden werden, einige von den Verwundeten aus dem Lazarett[1]) sind."

Ebenso wie ein ganz natürlicher Übergang von Triers Tätigkeit während des Krieges zu der, die er jetzt in Angriff nahm, hinüberleitete, so wurde auch auf ganz natürliche Weise die Volkstrauer um den Verlust von Schleswig der natürliche Hintergrund für seine und seiner Kameraden Volksaufklärungsarbeit. Schleswig zurückzugewinnen, das war das lockende Zukunftsziel jener Zeit, und um das zu erreichen, sollte das junge Dänemark gestärkt werden. Dies kam weniger in Reden als im Gesang zum Ausdruck. Wo die jungen Volkshochschüler hinzogen, ließen sie ihre Gesänge hören, und eines dieser Lieder lautet folgendermaßen:

„Schleswigs Land zurückgewinnen —
ist des Kampfes Ziel."

Unter solchen Klängen hielt die Hochschulbewegung von Anfang an ihren Einzug in das dänische Land, und man darf wohl sagen, daß die schleswigsche Frage immer noch für die dänische Volkshochschule eine brennende ist, in den letzten Jahren freilich in veränderter Form, nämlich, als eine lebendige Anteilnahme an dem Schicksal der dänischen Sprache und Kultur in Nordschleswig.

Im Jahre 1865 war es etwas Neues und Unbekanntes, daß junge Leute aufs Land hinauszogen, um für die Erweckung des Volkes zu arbeiten. Bis dahin hatte man — sozusagen — außer den geistlichen Zusammenkünften der Kirchen- und Laienprediger keine anderen öffentlichen Versammlungen gekannt. Ernst Trier erlebte denn auch, daß, als er einmal eine Versammlung in einer Dorfschule abhielt, ein Schwarm von Frauen, die sich, mit ihren Gesangbüchern in den gefalteten Händen, eingefunden hatten, sich alle auf einmal erhoben und das Lokal verließen, als sie merkten, daß es nicht „Gottes Wort" war, das hier verkündet wurde.

Es waren übrigens nicht nur die alten Dorfweiber, die dieser Volksbelehrung und -belebung mißtrauisch gegenüberstanden. Trier mußte die gleiche Erfahrung auch bei der Königin Karoline-Amalie, der Witwe Christians VIII. machen, die, von Gemüt innig fromm und eine Anhängerin der grundtvigschen Richtung war, weshalb auch Trier in der Angelegenheit des Hochschulplanes bei ihr eingeführt worden war.

[1]) Dies war das Militär-Lazarett in Kopenhagen, wo Trier nach dem Kriege Erbauungsstunden für die Verwundeten abgehalten hatte.

Digitized by Google

„Glauben Sie nicht", sagte die Königin-Witwe während der Audienz zu ihm, „daß es für Sie gefährlich werden könnte, wenn Sie nun Schüler bekommen, die nicht gläubig sind? — Werden Sie dann nicht Gefahr laufen, den Wert der Volksaufklärung mit dem der Seligkeit zu verwechseln?" — Schließlich wünschte sie ihm doch Gottes Segen für sein Unternehmen.

Die fromme Königin hätte sich Trier gegenüber ihren Kummer sparen können, er wollte seine Schüler nicht dazu verleiten, Aufklärung mit dem zu verwechseln, was allein vonnöten ist. Eine Schule wie die seine konnte, von einer Seite her betrachtet, sehr gut eine Fortsetzung der geistigen Erbauungsstunden genannt werden, — oder noch besser eine Fortsetzung der Gottesdienste in der Vartov-Kirche, der kleinen Hospitalkirche der Hauptstadt, wo Grundtvig predigte, und wo sich Sonntag für Sonntag eine begeisterte Gemeinde zusammendrängte und einander die vielen und herrlichen Psalmen Grundtvig's in die Ohren sang. Eine der kräftigsten Stimmen in diesem Vartov-Chor war die Ernst Triers. Am 10. September 1865 schreibt er an seine Braut: „Wie war es heute wehmütig, als ich dieser Gemeinde, in der ich meine besten Stunden verbracht habe, Lebewohl sagen mußte", und weiter: „wo unter Sang mit beflügeltem Wort die Seele empor über Sternen sich hob. — Dem Herrn muß ich danken, der mich während dieser sechs Jugendjahre an eine so gesegnete Stätte geführt hat. Nun muß ich hinaus, fort von hier. Gott gebe mir das Glück, daß ich das Gute, das ich hier fand, in mein Leben hinaustrage!"

Das Gute aus der Vartov-Kirche anderen zu bringen, hinaus über das ganze Land zu tragen, das gehörte mit zum Bestreben aller grundtvigschen Hochschulmänner. Und diese Verschmelzung von Religiösem und Volkstümlichem — von Gesangbuchliedern und Volksweisen, die so zustande kam, wurde eines der eigentümlichsten Merkmale dieser Bewegung.

Von jeher war es diese grundtvigsche Frömmigkeit, das sogenannte „fröhliche Christentum", was das Alleinherrschende auf den Hochschulen wurde. In den letzten Jahren aber hat auch die Richtung der inneren Mission Hochschulen als Pflegestätten ihrer düstereren Art von Frömmigkeit errichtet.

Um die dänische Volkshochschulbewegung recht verstehen zu können, muß man beachten, daß sie vielmehr von der Kirche als von der Universität herkommt.

In England begann — vor zirka 25 Jahren — unter dem Namen "University-Extension" eine Arbeit für Volksaufklärung, die manchmal mit der dänischen Hochschulbewegung verglichen wurde. Diese Arbeit

Digitized by Google

wurde in einem Artikel von Charles Whibley in "The Nineteenth Century" (August 1894) scharf kritisiert, der folgendermaßen anfängt:

„Es war einmal ein flinkes Zimmermädchen, das einen Kursus besuchte, um dort Vorlesungen über die griechische Tragödie zu hören. Das hatte sie sich ausgedacht, weil es so nett war, akademisch gebildet zu sein. Sie konnte unter ihren Mitschülern 23 Privatlehrerinnen, 10 Kontoristinnen und 4 Handwerker aufzählen. — In dieser erlauchten Gesellschaft überwand sie alle Schwierigkeiten des Äschylus, fiel in Verzückung über Sophokles und wurde über Euripides zu Tränen gerührt ..... War ihr Kopf dann von einem griechischen Chorgesang erfüllt, wenn sie heimging und ihrer Herrin den Tisch deckte, oder wenn sie dalag und die Türschwelle scheuerte? Oder, um etwas noch viel Gefährlicheres zu nennen — ließ sie den braven jungen Mann, dessen Geliebte sie war, hören, daß er auf einer niedrigeren Kulturstufe als sie stehe, da er bei sich nicht den Grund zur Universitätsbildung gelegt hatte, indem er ein Interesse für eine Literatur heuchelte, die er nicht verstehen konnte."

Wie weit diese Kritik berechtigt gewesen sein mag, will ich hier nicht untersuchen. Aber im Hinblick auf die entsprechenden dänischen Verhältnisse würde sie jedenfalls am Ziel ganz vorbeigeschossen haben. Zweifellos hat ein dänisches Mädchen, die die Volkshochschule besucht hat, wenn sie den Tisch deckte, oft etwas ganz anderes in ihrem Kopf gehabt als die Teller; aber Sophokles ist es sicher nicht gewesen. Oft summte sie wohl auch vor sich hin, wenn sie die Türschwelle scheuerte; aber eine griechische Ode war das dann nicht, eher ein Gesangbuchvers oder auch ein heiteres Volkslied. Und hatte sie nach ihrer Heimkehr aus der Hochschule etwas an ihrem Verlobten auszusetzen, war es nicht, daß er nicht über „gelehrte" Dinge mitreden konnte, sondern vielleicht, daß er sich nichts daraus machte, in die Kirche zu gehen.

Mit anderen Worten, die dänische Hochschulbewegung ist nicht als eine Erweiterung der Universität, sondern eher als eine Erweiterung der Kirche entstanden. Ich meine: außer daß die Kirche eine Heilsanstalt in eigentlich christlicher Bedeutung war, ist sie zugleich zu allen Zeiten der Mittelpunkt für die allgemeine Volksaufklärung gewesen. Was also innerhalb der Mauern des Gotteshauses gekeimt hat, das wird durch die Volkshochschulen nach außen hin verpflanzt, und hat dort einen größeren Raum bekommen, um sich auszubreiten. Die Art zu belehren und zu beleben, die im Laufe der Zeit durch die Männer der Kirche entwickelt wurde, kam durch den Unterricht in den Hochschulen auf weiteren Gebieten in Gebrauch. Darum hat diese Volksaufklärung auch Glück gehabt. Darum konnte sie dem Volke in einem wohlbekannten Gewand begegnen. Darum hat selten

Digitized by Google

einer, der auf den Bänken der Volkshochſchule Platz genommen hat, dabei das Gefühl gehabt, daß er dabei aus ſeinen Fugen ging und in eine hohe, vornehm akademiſche Sphäre hinaufgehoben wurde. Die alten Frauen mit ihren Geſangbüchern hatten ſomit wahrhaft keinen Grund aufzuſtehen und die Vorträge Triers oder anderer Hochſchulmänner zu verlaſſen.

Am 1. November des Jahres 1865 konnte Ernſt Trier die Flagge hiſſen und die Valekilde-Hochſchule mit 29 Schülern eröffnen, die in der genannten „guten Stube" unterrichtet wurden und ſonſt rings im Dorfe einlogiert waren. Nach einem ſechsmonatlichen bezaubernden Zuſammenleben trennte man ſich mit großer Rührung, ja ſogar teilweiſe unter Tränen. Mittlerweile war Trier zu Geld gekommen, und im nächſten Winter konnte er ſeine Schüler im eigenen neugebauten Schulhaus empfangen, wo ſie auch Koſt und Wohnung erhielten. Das Gebäude wurde erweitert, als die Anzahl der Schüler auf ungefähr 200 im Halbjahr ſtieg,[1]) eine Zahl, die ſich auch nach dem Tode Triers (1894) unter ſeinem Schwiegerſohn und Nachfolger Pove Hanſen gehalten hat.

Mehrere andere von den ungefähr 100 däniſchen Volkshochſchulen, die es jetzt gibt, haben faſt die gleiche Schülerzahl erreicht. Und aus den Hütten, in denen man ſich zuerſt mit ſparſamer Genügſamkeit eingerichtet hatte, ſind ſchon längſt ſtolze Burgen geworden.

Es hat ſich aber hier wie immer gezeigt, daß die geiſtige Kraft eines Unternehmens nicht in gleichem Maße wächſt, wie dieſes in ſeiner äußeren Aufmachung reich und imponierend wird.

Jetzt iſt es für die Landjugend etwas Alltägliches geworden, die Hochſchule zu beſuchen; ſie übt nicht mehr den Zauber aus wie früher, aber es wird zweifellos vielfach mehr gelehrt. Die Schulen können ſich jetzt mehr Lehrkräfte und beſſere Lehrmittel leiſten. Und ein ganz ſchönes Reſultat kann von den nicht wenigen erzielt werden, die, nach einem Halbjahr auf einer der gewöhnlichen Volkshochſchulen, einen zweijährigen Kurſus auf der Schule von Askov durchmachen, die ſeit 1885 mit Erfolg als eine „erweiterte" Volkshochſchule gewirkt hat.

Es verdient noch erwähnt zu werden, daß es nach wiederholten vergeblichen Verſuchen, die Volkshochſchulbewegung vom Lande in die Hauptſtadt zu verpflanzen, ſchließlich dem cand. theol. Johann Borup mit ſeiner volkstümlichen Lehranſtalt, die am Boulevard in Kopenhagen liegt, geglückt iſt, eine den Landhochſchulen verwandte Unterrichts-Wirkſamkeit ſo weit zu fördern, daß ſie in gewiſſem Grade auf die Arbeiterbevölkerung der Hauptſtadt Einfluß gewonnen hat.

[1]) Das heißt, männliche Schüler in den fünf Wintermonaten und weibliche in den drei Sommermonaten.

Digitized by Google

Berliner Erinnerungen.

Von Professor Georg Brandes in Kopenhagen.

Wenn man nach Verlauf eines Menschenalters auf einen Abschnitt seines Lebens zurücksieht, der unter ungewöhnlichen Verhältnissen gelebt wurde und fest umrissen ist, so ist es einem, als sehe man die Gewässer eines Sees, an dessen Ufer man sich eine Zeitlang aufgehalten hat, von neuem auf sich zurollen, und die Wellen weisen hundert und aber hundertfache Menschenangesichter, viele undeutlich, viele ganz oder halb verwischt, andere mit klaren, wenn auch fernen Zügen, wieder andere vibrierend vom Leben des Augenblicks, als ob sie nicht der toten Vergangenheit sondern der Gegenwart angehörten.

Das Berlin, in das ich kam, war das Berlin Wilhelms I., Bismarcks und Moltkes. Sechs Jahre waren vergangen seit der Gründung des Reiches und seitdem die Stadt zur Hauptstadt Deutschlands aufgerückt war. Ein unermeßliches Emporblühen war die Folge gewesen; ein starker Unternehmungsgeist war erwacht, der unter dem Trieb, sich schnell bereichern zu wollen, wie er sich eine Zeitlang vieler Seelen bemächtigte, gesunde und krankhafte Formen angenommen hatte; mich persönlich aber, der ich nur einen Ausschnitt der Zustände übersah, berührte die Ungesundheit dieser Zeit, der Schwindel in den Gründungen von Aktiengesellschaften und dergleichen nicht, sondern nur der allgemeine Aufschwung, der Hauch der großen Verhältnisse, der noch dazu im Zunehmen begriffen war.

Von einem geschwächten Land, wo die herrschenden Klassen durch die Niederlage in einem Kriege demoralisiert waren, deren wahre Ursache man wegzuleugnen oder wegzudeuten suchte, eine Niederlage, die man erst langsam verwinden mußte, war ich in ein Land versetzt, dem eine ungeheure Reihenfolge von Siegen großes Selbstbewußtsein gegeben hatte, und in eine Stadt, deren Anziehungskraft durch die neue Stellung im Mittelpunkt mannigfaltig erhöht worden war ...

Bismarck stand trotz seines Urlaubs damals auf dem Höhepunkte seiner Macht, er war gerade im Begriff, sich von den Nationalliberalen zu trennen, um mit den Konservativen zu regieren und seine Freihandelspolitik zugunsten der Schutzzölle aufzugeben ... Wenn er im Reichstag sprach, herrschte Totenstille. Er strengte sich nicht an, jene Beredsamkeit zu erlangen, die in einem fließenden Vortrag besteht;

Digitized by Google

diese war ihm von der Natur versagt, und er legte augenscheinlich auch keinen Wert darauf. Er stand gern gleichsam unsicher da und spielte mit einem Bleistift, suchte nach seinen Worten und tastete sich weiter; aber seine Genialität offenbarte sich darin, daß er ab und zu eine Wendung formte, die so ausgeprägt war, so anschaulich und übersprudelnd von Leben, daß sie unvergeßlich blieb (z. B. wenn er gegen Lasker von den Stadtherrn sprach, die den Landmann nicht verstanden: „Unsre Sonne brät sie nicht, unser Regen macht sie nicht naß"). Aber selbst wenn seine Rede keine starken Lichtpunkte aufwies, so wirkte sie doch überlegen als die Rede des einzigen Mannes im Reichstag, dessen Name man noch nach 500 Jahren im Gedächtnis behalten und nennen wird. Die Ahnung hiervon, der sich die Mitglieder nicht entziehen konnten, verlieh seinen Worten eine Autorität, wie die keines andern sie hatten, selbst wenn sie wahrer und richtiger waren als die seinen.

Jeder einigermaßen angesehene Fremde, der seine Karte im Reichskanzlerpalais abgab, erhielt eine Einladung zu einem der großen „Bierabende" des Fürsten; aber es konnte mir gar nicht einfallen, Bismarcks persönliche Bekanntschaft zu suchen, ebensowenig wie ich mich in Paris bemüht hatte, diejenige Viktor Hugos zu machen. Ich sagte mir selbst, daß ich, wie interessant es auch für mich sein konnte, einen persönlichen Eindruck von solchen großen Männern zu empfangen, doch für sie nicht das entfernteste Interesse haben konnte. — Ich verfolgte jedoch mit der größten Aufmerksamkeit Bismarcks Handlungen, Reden und politische Pläne und entfernte mich dadurch nach und nach stark von der Auffassung, die die Liberalen von ihm hatten, wie sehr ich sonst auch mit ihnen sympathisierte.

Als Bismarcks entscheidender Bruch mit den Manchesterprinzipien erfolgt war, kam mir die Art, wie die Freisinnigen ihren Kampf gegen ihn führten, so widersinnig vor, daß ich vier Jahre nach meiner Ansiedelung in Deutschland einen Artikel: „Die Gegner des Staatssozialismus" veröffentlichte, in dem ich trotz sehr starker Vorbehalte ihm gegen sie Recht geben mußte. Ich schrieb darin: „Es wäre starrer Doktrinarismus, wollte man im jetzigen wirtschaftlich-politischen Streit nur auf Grund der Haltung der Regierung gegenüber der religiösen Reaktion und ihrer Benutzung alter Stammes- und Standesvorurteile sie als unbedingt reaktionär bezeichnen und glauben, daß Fortschrittler in diesem Falle Fortschritt bedeuten. Im Gegenteil! Es ist diesmal Bismarck, der den modernen Standpunkt oder, richtiger gesagt, die Umwälzung darstellt, vor allem die Initiative, das geniale Wagnis,

Digitized by Google

während die Fortschrittsparteiler den gedankenarmen und unfruchtbaren Konservatismus vertreten."

Ich hatte die Befriedigung, daß Hörup mir in dieser Ansicht recht gab; aber ich brauche kaum zu sagen, welchen Aufruhr mein Artikel im freisinnigen Lager, in dem ich selbst in Berlin mein Zelt aufgeschlagen hatte, hervorrief. Die Erbitterung war nicht gering. Ich wurde immer wieder in Bambergers Organ: „Die Tribüne", angegriffen; Mommsen schäumte; die vielen, die mir wohl wollten, gaben mir zu verstehen, daß ich mir unermeßlich geschadet habe; aber zur Ehre der deutschen Gesellschaft muß es gesagt werden, daß man nur ein halbes Jahr danach meine abweichenden politischen Grundansichten vergeben und das Ganze vergessen hatte.

Zum Dank wurde jener Artikel unter Auslassung des für Bismarcks Anhang wenig schmeichelhaften Anfanges und Schlusses abgedruckt und bis ins Unendliche von den Gegnern der Liberalen gepriesen. Bismarcks Pressebureau ließ ihn in alle in- und ausländischen Zeitungen einrücken, die ihm zur Verfügung standen. Er wurde mindestens in einer Million Exemplaren veröffentlicht und ist von allem, was ich geschrieben habe, dasjenige, was die größte Verbreitung gefunden hat. —

Den zweiten Paladin des Kaisers, des Reiches und der Stadt zweite große Berühmtheit, den Grafen Moltke, hatte ich jeden Tag vor Augen. Er hatte nämlich seine Amtswohnung in meiner unmittelbaren Nähe im Generalstabsgebäude, das am Ende der Straße „In den Zelten" liegt, in der ich mein Heim hatte. Auch er interessierte mich lebhaft. Ich bemühte mich, sein Wesen durch das Studium seiner Schriften zu verstehen. Ich sah sein Verhältnis zu Dänemark in einem milderen Lichte als früher, nachdem ich erfahren hatte, daß er deutschen Ursprungs war und vergebens nach Beförderung im dänischen Heer getrachtet hatte — was ihm überdies keine Entwicklungsmöglichkeit gegeben hätte —, und ich entwarf nach Verlauf einiger Jahre eine Schilderung von ihm. Diese wurde ihm in ihrer ursprünglichen Form, wie sie in der Dänischen Illustrierten Zeitung gestanden hatte, zugeschickt und er, der ja das Dänische vollkommen beherrschte, antwortete mit einem artigen und anerkennenden Briefe. . . .

Ich erwähnte als eifrigen Gegner Bismarcks nach dessen wirtschaftlicher Stellungsänderung Ludwig Bamberger.

Bamberger war eine tapfere, tätige Natur. Da er wegen seiner Teilnahme an den Aufruhrbewegungen des Jahres 1848 sein Vaterland hatte verlassen müssen, lebte er, 25 Jahre alt, erst in der Schweiz,

Digitized by Google

in England und den Niederlanden, danach in Paris, wo er 13 Jahre als Leiter eines großen Bankgeschäftes verblieb. Dieser lange Aufenthalt in Frankreich von seinem 30. bis zum 40. Lebensjahre wurde für seine Geistesentwicklung bestimmend. Er war einer der geistreichsten Männer, die man hören oder lesen konnte. Es gab wenige so scharfe und unterhaltende deutsche Schriftsteller und Redner. Auch im Gesellschaftsleben war er anziehend. Sein Witz war ungebunden und formvollendet; er langweilte nie.

Als er 1866 nach der Erlassung der Amnestie wieder nach Deutschland zurückkehrte, wählte seine Geburtsstadt Mainz ihn zuerst ins Zollparlament, dann in den Deutschen Reichstag, wo er gleich einer der Führer der national-liberalen Partei wurde. Später trat er wieder aus dieser aus, um immer mehr nach links abzurücken. Er war Deutschlands eifrigster Freihandelsmann, und als solcher kämpfte er sein ganzes Leben lang gegen Konservative und Sozialisten. Als sich in der letzten Zeit der Kathedersozialismus immer mehr ausbreitete, bekam er immer mehr wissenschaftliche Gegner.

Diejenigen, die in diesen Fragen sachverständig sind, mögen über den wissenschaftlichen Wert seiner Arbeiten entscheiden. Ich kann nur von seiner unzweifelhaften persönlichen Überlegenheit Zeugnis ablegen. Häßlich war er insofern, als seiner langen, hageren Gestalt und seinem unregelmäßigen Gesicht mit dem rötlichen Barte anziehende Linien und Verhältnisse fehlten; aber der geistvolle Ausdruck machte dies wieder gut. Er war ein Gentleman und Weltmann; immer beobachtete er gute Sitten und anständiges Benehmen, einsichtsvoll, ruhig und witzig war er, dabei ein Menschenkenner, der alle vorzüglichen Menschen schätzte und ohne Gemütsbewegung die jämmerlichen von ganzem Herzen verachtete.

Als er 1899 starb, hatte er seine besten Freunde überlebt, sowohl die, welche er am meisten schätzte, als auch die, welche sich mit ihm am engsten verbunden hatten. Den Dichter Moritz Hartmann, den innigsten Freund seiner Jugend, verlor er früh. Dieser war, wie Bamberger damals Revolutionär gewesen und danach ein politischer Satiriker von hohem Rang. Es ist ferner zu erwähnen, wie hoch Bamberger Friedrich Kapp schätzte und wie nahe er ihm stand. Als Schriftsteller vermochte er mehr von seinem eigentlichen Wesen in seine Schriften zu übertragen als Kapp. Mit einer Bewunderung, die so warm war, daß sie sich nicht mit weniger als beinahe täglichem Umgang begnügen konnte, hatte sich der feine Schriftsteller Heinrich Homberger an ihn angeschlossen. Homberger kannte das damalige

Digitized by Google

Italien wie kein anderer; seine italienischen Novellen waren von einer verblüffenden Echtheit. Er war ein kalter und mürrischer Beobachter der Entwicklung des Geisteslebens in Deutschland, mehr als irgendein anderer auf seinem Posten gegen übertriebenen Patriotismus, lehrreich im Gespräch, wenn er auch anderseits ziemlich viel spielte. Zu Bamberger zog ihn dessen Formvollendung hin. Nah verbunden mit Bamberger war ferner Karl Hillebrand, Deutschlands vorzüglichster Kritiker, der während seiner Ausweisung wie er in Frankreich gelebt hatte, und der wie er ein Weltbürger war und außerdem die Fähigkeit besaß, in vier Sprachen zu schreiben. Der Mann, der täglich mit Bamberger zusammen genannt wurde, sein Freund und Parteigenosse Lasker, war ihm ebenbürtig an Geist, aber Bamberger war Lasker überlegen als Charakter und besaß die Fähigkeit sich indirekter mitzuteilen, was Lasker mit seiner Aristideshaltung nicht konnte.

Bamberger war seinen Freunden eine gewissenhafte Stütze, im ganzen eine durch und durch getreue Natur. Wie großzügig er war, zeigt folgender kleiner Zug. Einer von seinen liebsten Freunden starb ohne Vermögen und hinterließ einen Sohn, dessen Vormund Bamberger war. Der junge Mann, der später eine hervorragende Tüchtigkeit an den Tag legte, entwickelte sich zu einem eifrigen Sozialisten und versperrte sich dadurch in Österreich die Universitätslaufbahn. Bamberger setzte unaufgefordert eine hohe jährliche Rente für ihn aus. Der junge Mensch nahm sie einige Jahre an, verzichtete aber dann darauf, da es gegen seine Überzeugung ging, eine jährliche Summe von einem Manne zu erhalten, der ständig die Anschauungen bekämpfte, die er teilte. Nach dem Tode Bambergers zeigte es sich, daß er dem Jüngling eine bedeutende Summe testamentarisch vermacht hatte. Dieses Verhältnis macht dem Vormund und seinem Mündel gleichviel Ehre.

Bambergers Stellung zu Bismarck war interessant. Mit seinem psychologischen Blick sah er früher als seine Gesinnungsgenossen, was Bismarck als Staatsmann bedeutete; und empört über das unsinnige Urteil der Franzosen, gab er 1866 auf französisch sein Buch: „Monsieur de Bismarck“ heraus, ein Buch, für welches Bismarck, wie er selbst in einigen seiner Reden sagte, Grund hatte, ihm dankbar zu sein. Es verrät einen scharfen Blick, der es noch heute lesenswert macht.

Als Redner im Reichstag wurde Bamberger nach 1878 Bismarcks hartnäckiger Gegner, zunächst vor allem auf dem wirtschaftlichen Gebiet, aber außerdem auch auf dem der Kolonialpolitik, indem er sich den ersten schwachen Versuchen von Erwerbungen überseeischer Ge-

Digitized by Google

biete widersetzte, mit denen Bismarck die spätere Ausdehnung des Deutschen Reiches außerhalb Europas einleitete.

Als ich eines Tages auf Grund eines gewissen Mißtrauens gegen die Ergiebigkeit der parlamentarischen Wirksamkeit Bamberger scherzend fragte, ob er glaube, daß er jemals mit einer seiner hunderte von Reichstagsreden erreicht habe, daß eine Stimme anders ausgefallen sei, als sie sonst ausgefallen wäre, antwortete er nach kurzem Besinnen: „Ich glaube, ein einziges Mal, als ich 1880 Bismarck in der Samoaaffaire angriff. Ich wußte, wie es im Wilhelm Tell heißt: „Durch diese hohle Gasse muß er kommen", und hatte mir ein erschöpfendes Material von den verkrachten Geschäften auf Samoa verschafft, die bei der Übernahme der Inseln unterstützt werden sollten. Und ich glaube wohl, daß ich damals drei bis vier Reichstagsmänner dazu brachte, anders zu stimmen, als sie vorher beschlossen hatten, und dadurch schlug ich Bismarck."

Welche Ironie des Schicksals, daß dies das einzige Resultat von Bambergers parlamentarischer Beredsamkeit war, das er selbst als sicher nachweisen zu können glaubte; denn wahrscheinlich hätte Deutschland später viel darum gegeben, daß Bismarck damals Bamberger geschlagen hätte. Später wurde es für das Reich nur schwieriger und teurer, auf Samoa festen Fuß zu fassen.

Digitized by Google

Züge der däniſchen Baukultur.

Von Architekt Carl Brummer in Kopenhagen.

Die älteſten bewahrten Bauten in Dänemark ſind unſre Tuffſteinkirchen aus der Zeit ums Jahr elfhundert. Die früheren Bauten waren von Holz.

Unſre romaniſchen Granit- und Backſteinkirchen ſtammen aus dem 12. Jahrhundert. Die in der däniſchen Architektur eine ſo große Rolle ſpielenden Backſteine wurden unter Waldemar dem Großen von Biſchof Abſalon aus Süden eingeführt. Es finden ſich noch Reſte von den drei erſten däniſchen Backſteingebäuden, es war eine Burg auf der Inſel Sprogö im Großen Belt, das Kloſter Vitsköl und die Dannewirkemauer in Schleswig.

Die charakteriſtiſchen, feſtungsähnlichen Kirchen auf der Inſel Bornholm, welche aus dem 12. Jahrhundert ſtammen, ſind in ihrer urſprünglichen Geſtalt bewahrt.

Alle unſre alten Kirchen und Schlöſſer aus dem ſpäteren Mittelalter und Frührenaiſſance ſind Backſteinbauten. — Von den prächtigen Renaiſſanceſchlöſſern, die unter Friedrich dem Zweiten und Chriſtian dem Vierten von holländiſchen Meiſtern erbaut wurden, iſt das Schloß Kronborg am Öreſund aus Sandſtein, die Schlöſſer Frederiksborg und Roſenborg ſowie die Kopenhagener Börſe aus Backſteinen, jedoch wie die niederländiſche Renaiſſance mit reicher Sandſteinausſtattung.

Allmählich, wie zu Ende des 17. Jahrhunderts der Barockſtil vordringt, wird im weſentlichen der rote Backſtein verdrängt, und der Sandſtein oder Sandſtein im Verein mit Bewurf gewinnt die Oberhand.

Auch die Empireperiode weiſt bei uns einige Beiſpiele von Backſteinbauten auf; in allem Weſentlichen wurde dieſe Periode aber von Sandſtein und namentlich vom Bewurf geprägt; das für Dänemark ſo naturgemäße Material, der Backſtein, war allmählich ganz verdrängt worden.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts ſetzt die Verfallperiode der Architektur ein, die in aller Welt ihren Siegeszug hielt und aller Überlieferung den Garaus machte.

Bald fingen aber einzelne hervorragende Kunſthiſtoriker und Architekten bei uns an, die Gefahr wahrzunehmen. Nicht nur das Neuerbaute war ja ſchlecht und hatte mit der Überlieferung nichts zu ſchaffen; die Dekadenz betraf aber nicht zum wenigſten die alten Bauten.

Digitized by Google

Bei uns in Dänemark entstand das Bedürfnis, die alten Schätze hegen und pflegen und ihren Verfall verhüten zu wollen ums Jahr 1860, und auf Grund von eingehenden Studien unsrer mittelalterlichen Backsteinarchitektur begann man mit liebevoller Hand zu restaurieren.

Der theoretische Vorkämpfer auf diesem Gebiete war der Kunsthistoriker Höyen, und hervorragende Architekten, wie Herholdt, Holm und Storck, nahmen sich dieser Aufgaben an und retteten manch alten Bau vor Untergang und Verfall.

Namentlich war Professor Storck ein hervorragender Meister darin. Nur wenige haben es — nach dem was ich rings in anderen europäischen Ländern gesehen habe — wie er verstanden, in den Geist früherer Zeiten einzudringen.

Aber auch unsre Kunstakademie nahm es unter Meldahls und namentlich Holms Leitung mit Eifer auf sich, den jungen Architekten Liebe zu unsrer alten Baukunst einzuimpfen, indem man die Schüler das Land und Nachbarländer bereisen und unsre alten charakteristischen Herrensitze und Kirchen vermessen ließ.

Dies bewirkte nun, daß die Liebe zur Backsteinarchitektur wieder ins Leben gerufen wurde, und da haben wir die Ursache dazu, daß diese Bauart zur Zeit in Dänemark auf einer so hohen Stufe steht, und daß unsre moderne Architektur und Kunsthandwerk auf einer nationalen Grundlage ruht.

Ein Mann wie Martin Nyrop, ein Jünger von Holm, hat besonders zur kräftigen Förderung unsrer modernen Architektur beigetragen. Das um 1890 begonnene neue Rathaus von Kopenhagen ist ein hervorragendes Beispiel von persönlicher und befreiter Kunst; er hat in diesem Gebäude vollständig mit dem Bauen in diesem oder jenem Stil gebrochen, und seine Durcharbeitung des Innern des Gebäudes steht in der Zeit einzig da.

Er hat durch seine Ausgestaltung der Räumlichkeiten dieses Gebäudes wohl kräftiger als irgend jemand zur Anregung des Kunsthandwerks gewirkt, das im Verfall das gleiche Geschick gehabt hatte wie die Architektur. Stufenweise konnte es sich nun zu einer besseren Lage hinarbeiten. Unser berühmtes Porzellan hatte sich unter Arnold Krogh neue Wege gebahnt. Männer wie Willumsen und andere Künstler hatten es weitergeführt. In der Keramik, der Silberarbeit, der Möbelkunst und Buchhandwerk war Bindesböll ein Vorkämpfer von Rang. Und die Kunstgattung der Monumentaldekoration hat ein hervorragender Meister wie Joakim Skovgaard durch seine

Digitized by Google

Fresken im Dom zu Viborg neu geschaffen. Was Joakim Skovgaard auf diesem Gebiete geleistet hat, steht meiner Meinung nach bisher noch unübertroffen da.

Auch die Gobelinweberei ist wieder aufgenommen worden. Ein Saal im neuen Rathaus wird mit Lorenz Frölichs Gobelins mit Motiven aus unsren alten Heldensagen geschmückt. Joakim Skovgaard hat mit unsren herrlichen alten Volksliedern als Motiv eine Reihe ausgezeichneter Gobelinkartons geschaffen, die für das Schloß „Kristiansborg" ausgeführt werden sollen. Der Rittersaal im Schlosse „Frederiksborg" wird ebenfalls mit Gobelins ausgestattet.

Auch unsre volkstümliche Kunst riß diese vorhin erwähnte Strömung der Dekadenz mit sich; die schönen alten Bauernhäuser aus Fachwerk oder Backsteinen verschwinden immer mehr; die Architekten aber arbeiten aus allen Kräften daran, der Verheerung ein Ziel zu setzen und haben ein unentgeltliches Zeichnungs-Beiratsbureau für Unbemittelte errichtet, denn die Bauten in unsrem oft so wenig kupierten Gelände sind für die Schönheit der Landschaft von so außerordentlich großer Bedeutung.

In dieser Verbindung ist zu erwähnen, daß im Laufe der letzten 10 Jahre eine soziale und ökonomische Bewegung von größter Bedeutung entstanden ist, welche die Ausstückelung des Ackerbodens bezweckt. Der Anspruch auf Ackerboden für jeden Mann und jede Frau, welche fähig sind, die Erde zu bebauen, ist gewachsen und hat an Stärke zugenommen auf Grund der für Dänemark einzigen ökonomischen, fachlichen und sozialen Zusammensetzung der Unterklasse auf dem Lande, deren Kerntruppen die kleinen Ackerbauer mit bis zu 5 und 6 Hektar Land sind.

Dank des Vereins, der sich zu dem Zwecke bildete, zu möglichst billigen Bedingungen größere Landbesitze auszustückeln, und der auf verschiedene Weise vom Staat und der Gesetzgebung unterstützt wird, sind während des letzten Dezenniums tausende kleine selbständige Heimstätten draußen auf dem Lande gegründet worden. Diese Bewegung hat bereits ihre heilsamen ökonomischen Wirkungen gezeigt, so daß zu erwarten steht, daß eine Teilung und Demokratisierung des Erdbodens stark beschleunigt werden wird.

Die dänische Landschaft wird somit allmählich vollkommen ihren Charakter verändern; auf den ausgedehnten Ackerfeldern der großen Rittergüter werden sich allmählich Tausende von neuen kleinen Heimstätten erheben. Deshalb ist es von größter Bedeutung, die stark zunehmende Bebauung auf dem Lande auf eine gesunde und gute Bahn

Digitized by Google

zu bringen, ſonſt wird binnen kurzem die Bebauung die Schönheit der däniſchen Landſchaft vollſtändig zerſtören.

In jüngſter Zeit hat ſich eine Landesorganiſation gebildet, die eine große Arbeit zur Aufklärung der Bevölkerung ausführt, und die an Hand von Lichtbildern und Vorträgen die alte Bauernkultur zu ſchätzen lehrt und zeigt, wie ſie als Grundlage für das Neue zu benutzen iſt, und wie abzuändern, um den weit komplizierteren Anſprüchen der Landwirtſchaft der Gegenwart zu entſprechen.

Dieſer neue Landverein, welcher den Namen „Beſſere Bauſitte auf dem Lande“ führt, arbeitet ſomit daran, daß die vielen neuen Heimſtätten, die gebaut werden, von Schönheit und Kultur zeugen und dadurch wieder den verlorenen Schönheitsſinn der Landbewohner wecken und beleben.

Die Hausinduſtrie, die früher ſo viele ſchöne gewebte Arbeiten und Stickereien (Hedebodſtickerei) erzeugte, ſucht man nunmehr eifrig wieder zu beleben.

Auch das däniſche Heim gewinnt allmählich jetzt wieder ſeine alte Schönheit.

Es ſind überhaupt in Dänemark viele gute Kräfte tätig, um die Baukunſt, die monumental dekorative Kunſt und das Kunſthandwerk wieder in beſſere Bahnen hineinzuleiten; noch iſt aber das rechte Verſtändnis der Kunſtwerte, um die es ſich hier handelt, nicht ganz in die Volksſeele wieder eingedrungen, noch erübrigt es viele Arbeit, und es hat ſich bewahrheitet, daß es unendlich leichter iſt, eine Kultur abzutöten, als ſie wieder ins Leben zurückzurufen.

Im großen und ganzen kann man wohl ſagen, daß wir einer ruhigen und geſunden Entwicklung entgegenſehen, einer Entwicklung, die ihren ſicheren Ausgangspunkt in unſrer eigenen uralten Kultur ſucht.

Mit einem Worte, wir knüpfen den Faden wieder dort an, wo er vor Zeiten zerriß.

Digitized by Google

Die dänische Literatur der Gegenwart.

Von Poul Levin.

Die dänischen Schriftsteller und das deutsche Lesepublikum sind nun so viele Jahre hindurch in so enger Verbindung miteinander gestanden, daß ein dänischer Kritiker ohne weitere Vorbereitung auf die neuesten Bücher aufmerksam machen kann.

Zwei wissenschaftliche Werke sollen hier zuerst genannt werden, deren Verfasser Namen von europäischem Klang haben: J. L. Heiberg und Georg Brandes. Heiberg, der für das kommende Jahr Universitätsrektor ist, hat als akademische Festschrift „Leben und Tod in griechischer Beleuchtung" herausgegeben.

Diese Schrift behandelt die Grundfrage aller Dichtungen, wie sie in der griechischen Literatur — der Grundlage des größten Teils der Weltliteratur — gestellt und gelöst wurde. Es ist eine Schrift, die jeder ohne philologische Kenntnisse lesen kann und man merkt nicht, daß die Darstellung eine mächtige Arbeit im einzelnen voraussetzt. Diese großen Linien, denen jeder mit Leichtigkeit folgen kann, sind von einem Forscher gezogen, dessen Detailstudium so sicher ist, daß seine Hand keinen Augenblick zittert. Das ist so selten bei den Übersichten, die unsere Zeit liebt, der Fall. Je mehr man sich der Gegenwart nähert, desto unmöglicher wird es für diejenigen, die einen Überblick geben wollen, auf eigner Arbeit aufzubauen, deshalb begegnet man immer wieder denselben Urteilen, denselben Fehlern und Phrasen. Man wird mehr verwirrt als belehrt. Mit Professor Heiberg dagegen wandert man sicher, man fühlt das, selbst wenn man es nicht wüßte: seine Sprache hat jene Klarheit, Ruhe und Scheu vor Phrasen, die am sichersten für wissenschaftliche Gewissenhaftigkeit zeugen.

Er weiß genau, daß die Literatur und Kunst nie erschöpfenden Bescheid darüber geben können, was eine Zeit gewollt hat, aber fürs erste war das Verhältnis zwischen Kunst und Leben in der griechischen Zeit anders als heute und die Kluft zwischen Kunst und Leben geringer, zweitens hat der auch in Deutschland so hoch geschätzte dänische Kunsthistoriker Julius Lange sicher recht, wenn er in der vor einigen Jahren auch ins Deutsche übersetzten Abhandlung: „Die Menschengestalt in der Kunstgeschichte" sagt: „Es sind die stärksten Geister, die man studieren soll, denn sie geben den charakteristischen Stoff für die Anschauungen des Zeitalters, kennt man die reinen Elemente, das ungemischte Fluidum,

Digitized by Google

dann versteht man mit Leichtigkeit auch die gemischten, abgeleiteten und verdünnten."

Deshalb wird diese Schilderung des Lebens und Todes zum Bild für den unaufhörlich wechselnden Sinn, bald lebensbekräftigend, bald tödlich bang — hin und her schwankend zwischen der edlen Lebenskraft der homerischen Dichtung und der Melancholie und dem durch sie erweckten Sinn für die Mystik der orientalischen Religionen im Jahrhundert vor Christi Geburt. Es ist nicht die Schilderung eines methodischen Fortschrittes in Klarheit und Einsicht, es ist keine Geschichte der Entwicklung und des Fortschrittes. Wenn die Zeit in Glück und Kraft vorwärts schreitet, so siegt das Leben, aber wenn die Zeit Enttäuschungen und Sorgen bringt, dann steigen die Aktien des Todes. Gedanke und Phantasie folgen nicht der geraden Linie, sie schwanken. Die Dichter und die Denker sind gerade diejenigen, die draußen in der Brandung waren, ihr Wort kann wie ein Schrei oder ein Warnungsruf klingen. Und um diese tragenden Denker herum gruppieren sich die Probleme, die sich immer aufs neue erheben, die Probleme des Aberglaubens, des Krieges, des Selbstmordes. Ein paar Jahrtausende sind vergangen und alles, was die griechischen Dichter und Denker gesagt haben, wiederholt sich noch heute. Ist es nicht gerade zu wunderbar jetzt zu lesen, was Perikles schon im Jahre 439 in seiner Leichenrede für die jungen Männer, die im Kriege gegen Samos fielen, sagte: „Dem Jahre ist der Frühling geraubt worden."

Wenn man diese Festschrift recht bedenkt, so sieht man, daß sie nicht allein die Betrachtung der Griechen über Leben und Tod enthält. Im Leben eines jeden Menschen kämpfen dieselben Gedanken und Stimmungen vom Bangen und tastenden Überlegen der Kindheit an, durch Jugend und Mannesalter hindurch, vergessen und wieder aufgetaucht, in unsren Sinn von außen hineingepreßt, in Tagen und Nächten erlebt, die wir nie vergessen, Fragen, die gelöst wurden, um aufs neue mit neuen Forderungen vor uns zu erstehen, in Furcht und Trotz und Stärke und Schwachheit bis sie endlich an jenem Tage verstummen, da wir selbst für immer schweigen.

Dies ist es, was hinter der gelehrten und geistreichen Darstellung Professor Heibergs von einem kleinen Abschnitt der Menschengeschichte liegt.

Es gibt hier in Kopenhagen eine „griechische Gesellschaft", die diejenigen vereinigt, für die der griechische Geist eine lebendige Kraft ist, und in der Vorträge und Diskussionen abgehalten werden. Willamowitz-Moellendorff ist gefeierter Gast dieser Gesellschaft gewesen und L. Heiberg ist ihre Seele. Auch Georg Brandes hat Vorträge in diesem Kreis

Digitized by Google

gehalten und sich an den Diskussionen beteiligt, als alter Grieche, der er ist. Man denkt unwillkürlich daran, wie innig Brandes' Verhältnis zu der Antike gewesen ist, wenn man in seinem neuen Werke über Goethe die vorzügliche Beschreibung von Goethes Dramen mit griechischem Stoff liest. Sie ist eine der Höhepunkte seiner Schilderung: hier hat ein Kongenialer verstanden und erklärt.

Wenn Brandes' Arbeit auf deutsch erscheint, wird es Deutschlands Sache sein, diesen neuen Beitrag zu der umfangreichen Goethe-Literatur zu bewerten. Natürlich war es nicht Brandes' Absicht, noch einen Band zu den tausend anderen zu legen, die das Detailstudium über Goethe umfaßt, er hat nur ein Ganzes und den tiefen Zusammenhang geben wollen. Deshalb hat er auch selbst die Abschnitte über Goethe als Naturforscher geschrieben und nicht, wie z. B. Bielschowsky dies einem Fachmann überlassen. Brandes erreichte dadurch, daß die Verbindung zwischen Goethes Dichtung und Wissenschaft so deutlich wie nur möglich hervortritt. Die Anordnung des Werkes ist chronologisch. Wir sehen, wie jede einzelne Dichtung auftaucht, wieder in den Hintergrund tritt, zur Seite gelegt wird und abermals auftaucht, um schließlich vollendet zu werden. Zum Beispiel den „Faust" findet man nicht nur an einer Stelle behandelt, sondern wir können verfolgen, wie das Werk von Periode zu Periode wächst. Will man einen Abschnitt herausgreifen, der das Höchste von Brandes' Kunst zeigt, so wäre dies seine Behandlung der „Wahlverwandtschaften", ein Sieg dieses großen Kritikers über einen außerordentlich schwierigen Stoff. Hat man diese Seiten des Buches gelesen, dann besitzt man auch das Buch selbst, seine Stimmung und seinen Inhalt, was dahinter liegt, wie es aus des Dichters Innerm hervorsprudelte, was es für ihn und für uns bedeutet. Man kann so weit gehen zu sagen, daß, will sich der Leser eine Arbeit ersparen, die nicht immer lohnt, er sich gut mit Brandes' Schilderung begnügen und doch das Gefühl haben kann, daß er es gelesen habe, und will er sich doch durcharbeiten, so wird der Austausch nach Brandes' Bearbeitung des Stoffes reicher und schöner sein.

Das Erscheinen dieses Buches gestaltete sich in Dänemark zu einem Ereignis. Es war, als fühle man das Bedürfnis, sich mit einem so umfassenden Thema zu beschäftigen und man bewunderte Brandes, der in der gegenwärtigen Zeit die Kraft besessen hatte, eine so große geistige Arbeit zu vollbringen. Daß sie ihm gelang, war zum Teil darin begründet, daß sie so lange vorbereitet war.

Brandes' Werke waren noch nicht vollständig, bevor dies Buch über Goethe dazu kam. Er hat all die großen Schriftsteller des 19. Jahr-

Digitized by Google

hunderts in Dänemark, Schweden, Norwegen, Deutschland, Frankreich und England verfolgt, er hat aus den vergangenen Jahrhunderten den größten Skandinavier und den größten Engländer vorgenommen, hat sie sich als Gelehrter angeeignet und nach seiner Natur als Kritiker umgeformt — nur Goethe fehlte. Es war, wie wenn alles nach ihm in der großen Brandes-Literatur gerufen hätte: in den „Hauptströmungen" steht Goethes Name wie ein Felsen, gegen den die Wellen anbranden, oder zu dessen Füßen sie sich legen, überall in Brandes' Werken — von der akademischen Abhandlung an: „Der Begriff des tragischen Schicksals" bis zum Shakespeare-Buche — taucht Goethe auf, und aus beinahe allen Perioden in Brandes' Schriftstellerlaufbahn gibt es kleinere Aufsätze über Goethe, von der durchgearbeiteten Schilderung über Goethe und Dänemark in „Menschen und Werken" (1881) bis zu den letzten Supplementsbänden. Wenn Brandes in diesen Jahren der Verbannung, die für einen Mann, der wie er ganz Europas Gast gewesen ist, doppelt schmerzlich sein müssen, wenn er in diesen Jahren seine Zuflucht zu Goethe nahm, mußte es ihm sein, als ziehe er durch die Jahre zurück und grüße seine eigene stürmische Jugend und sein Mannesalter, in dem so viel von dem, was er geliebt hatte, zerbrach.

So geht es auch den Lesern seines Buches. Wir können nicht umhin, an den jungen oder den alten Brandes zu denken, wenn wir sein Buch lesen. Es ist die Kraft eines jungen Mannes, die diese Arbeit in staunenswert kurzer Zeit vollendet hat. Die Abschnitte über Marianne von Willemer und Ulrike von Levetzow sind von einem Manne geschrieben, der selbst die Voraussetzungen des Alters besaß, um Goethe in dieser Zeit seines Lebens zu verstehen.

Brandes zitiert die schöne Lyrik, in der sich das zum letztenmal auflodernde Kraftgefühl mit einer wehmütigen Schwärmerei paart, die wie Sonnenuntergang funkelt, er führt diese unsterblichen Verse an, er erklärt und preist sie mit einer Begeisterung, die sich unmittelbar auch auf den Leser überträgt und den gleichen Zauber ausübt, wie an vielen Stellen Brandes' beste Jugendproduktion: Man glaubt eine ausführliche Schilderung zu lesen und in Wirklichkeit waren es nur wenige Seiten. In Brandes' Werk über Goethe begegnen wir nicht wenigen seiner allerbesten Eigenschaften.

Die schöne Literatur ist in diesem Herbst sehr fruchtbar gewesen. Unter den bedeutendsten Arbeiten möchte ich einen kleinen Roman in Briefen von Sven Lange erwähnen, der in den letzten Jahren fast ausschließlich für die Bühnen geschrieben hat. Das Buch heißt: „Frau Gerda und ihre Mutter". In einer Reihe von Briefen, die zwischen

Digitized by Google

einer jungen Frau in Kopenhagen, deren Mutter in einer Provinzstadt, einem alten Freund der Mutter, einem Professor und Modearzt in Kopenhagen und dessen Frau, dem Mann der jungen Frau, und dem Mann, zu dem sie in Liebe entbrennt, sowie dessen Schwester in langen Schreiben und kleinen Billetten gewechselt werden und mit einem überlegenen Sinn für den Aufbau eines Kunstwerks geordnet sind, verfolgen wir die kurze und traurige Geschichte der jungen Frau. Die junge, hübsche, liebenswürdige Frau Gerda aus der Provinz wird in den Strudel des Großstadtlebens hineingezogen. Ihr Mann, ein tüchtiger und ganz unbedeutender Geschäftsmann, der sich nur mit Not in dem Wirbel des Börsenlebens zurecht findet, überläßt sie der heiteren Gesellschaft, die mit ihr ihr Spiel treibt, sie bald vergöttert, bald verleumdet, bis sie zuletzt verwirrt und traurig flieht. Sie trifft einen jungen Mann, der einsam, abstoßend und verzweifelt über seinem Schicksal brütet, das ihn an seine Schwester wie an eine Beherrscherin kettet. Für einen Augenblick glaubt er sich befreien zu können, indem er sich in die junge Frau verliebt, aber im entscheidenden Augenblick fordert ihn die Schwester zurück, er verläßt Frau Gerda und diese stirbt, halb von Sinnen, indem sie den letzten Brief der Mutter, der nur ein Vaterunser enthielt, vor sich hinmurmelt. Ein altes Motiv aus Sven Langes Dichtung, wie in „Taten des Herzens", in „Die stillen Stuben" und „Frauenglück", vielleicht das tiefste in seiner ganzen Produktion: der Schmerz über das Leben, über den Mangel an Widerstandskraft gegenüber all dem Zufälligen, das an uns vorüberbraust und die Schwäche der verbotenen Triebe, die sich in unserer Seele regen — das alles ist in diesem kleinen Buch auf's neue vorgenommen und wird wie eine wehmütige Melodie, die still in die Dämmerung hinausgleitet, dem Leser vorgesungen; es gibt Stellen in diesen Briefen, die wie körperlose Gespinste an uns vorüberschweben.

Von ganz anderer Art ist ein Buch von Jakob Knudsen, dem Verfasser des großen Lutherromanes, der in Deutschland bekannt ist. Er ist als Dichter der absolute Gegensatz zu Sven Lange, obwohl die beiden zusammen gearbeitet haben, indem Lange einen von Knudsens Romanen dramatisiert hat. Lange vertritt die Hauptstadt, Knudsen ist ein Repräsentant der jütländischen Dichtung. Sein neues Buch heißt einfach „Jütländer" und ist eine Sammlung von Novellen über das Leben zwischen Kindern und Erwachsenen auf dem Lande. Sie sind oft leicht hingeworfen, ohne Tendenz, aber erfüllt von Leben, Gesundheit und Stärke. Vor allem die Beschreibung der Kinder ist hinreißend. Es ist ergreifend zu sehen, wie sich die Bilder der Kindheit ihren Weg durch

Digitized by Google

das schwere und harte Gemüt des Verfassers bahnen; er vermag sich zu erinnern, und er vermag auch uns zu erinnern. Das Ganze scheint so wenig, ein paar Spiele von Kindern, ihre Phantasien, ihre Schreckgespenster, ihr Lachen und ihre Sorgen, aber in Wirklichkeit ist es eine ganze Welt, die sich aus dem Nebel der Zeit erhebt und durch ein Meer von Sehnsucht, Entbehrungen und Tränen, unter dem unsere Kindheit, unser innigstes Glück, ruht, hervorbricht.

Während von diesen beiden Dichtern jeder eine andere Seite des dänischen Lebens schildert, holt ein Dichter wie Emil Rasmussen seine Motive aus Italien. Sein diesjähriges Buch heißt: „Der Teufel des Beichtstuhls" und ist ein unerbittlicher Hohn auf die Aszese der Priester, die sie dazu zwingt, mit brennenden Sinnen im Beichtstuhl zu sitzen und erotische Bekenntnisse anzuhören, was ihre Begierden nur noch aufhetzt. Es ist eine Krankheitsgeschichte, die uns Rasmussen hier gibt, aber er meint, daß sie typisch für den italienischen Priesterstand auf dem Lande sei. Als Belege für seine tiefe Kenntnis Italiens begegnen wir einer Reihe vortrefflicher Naturschilderungen, sowie einem Reichtum an Interieuren aus einem kleinen Gebirgsdorf, in dessen Häusern, Winkeln und Straßen wir uns bald ganz heimisch fühlen.

Nach zwanzigjährigem Schweigen hat Peter Nansen seine Schriftstellerei wieder aufgenommen. Den Anfang bildete eine Novelle in der Zeitschrift „Tilskueren", die großes Aufsehen erweckte. Dann folgte ein Roman „Die Gebrüder Menthe", der als Bibliophilenausgabe privat von einem Kreise von Freunden Nansens herausgegeben wurde. Bevor das Buch in der Öffentlichkeit erscheint — eine deutsche Ausgabe ist in Vorbereitung — soll nur betont werden, daß Nansen in all den Jahren, in denen er als Direktor der größten nordischen Verlagsfirma zum Nutzen der anderen Schriftsteller wirkte, nichts von den Gaben eingebüßt hat, die ihn auch in Deutschland so beliebt gemacht haben, als wäre er einer der eingeborenen Dichter. Seine Sprache hat dieselbe Klarheit und Anmut, seine Menschenschilderung die gleiche furchtlose Wahrhaftigkeit. Jetzt wie früher ist sein Thema hauptsächlich das erotische Leben zwischen modernen Menschen, dessen höchstes Glück und tiefster Schmerz, der ewige Streit zwischen Willen und Trieb; aber in dem Roman ist etwas dazugekommen, was es in Nansens früheren Büchern nicht gab. Nämlich ein Drang hinter die Kulissen der Gesellschaft zu schauen und die sozialen Verhältnisse zu entschleiern, was ihm auch mit tiefer Kenntnis und sicherer Hand gelingt. „Die Gebrüder Menthe" sind an Umfang größer als irgendeines von Nansens früheren Büchern, beim Lesen bekommt man den Eindruck, daß dieses Buch

Digitized by Google

der Anfang zu einem neuen bedeutungsvollen Abſchnitt in ſeiner Dichtung iſt.

Die früher ſo blühende Frauenliteratur hat in dieſem Jahre nur ein paar Bücher von Bedeutung aufzuweiſen. Thit Jenſen hat in ihrem Roman „Die Erde“ nicht nur ein Bild von der unverbrüchlichen Liebe eines jütländiſchen Bauerngeſchlechts zu ſeiner Scholle gegeben, ſondern ſie hat etwas in dieſe Dichtungsart hineingebracht, was früher nicht darin war: eine ſchwärmeriſche Anmut in der Schilderung eines jungen Bauern, der ſein ganzes Leben hindurch ein Traumverhältnis zu der Frau bewahrt, die er in ſeiner Jugend geliebt hat, aber aus praktiſchen Gründen nicht heiraten durfte. Das iſt mit großer Zartheit gemacht und beſonders ergreifend wirkt der Schluß, der zeigt, wie die zwei als reife Menſchen endlich vereinigt werden, aber jetzt vergeblich verſuchen, das Glück ihrer Jugend wieder zu finden. Das iſt mit einer ruhigen Wahrhaftigkeit und zugleich mit einem tiefen Gefühl geſchildert, das eine wirkliche Künſtlerin verrät.

Ein anderes Frauenbuch iſt „Der Roman eines Vagabunden“ von Aſtrid Ehrencron-Kidde. Schildert Thit Jenſen Realitäten, ſo erzählt Frau Ehrencron-Kidde Märchen. Obgleich Dänin, nimmt ſie ihren Stoff aus dem ſchwediſchen Märchenland: Värmeland. Sie hat eine tiefe und ſeltſame Gabe, die Natur nachzuempfinden, ſo daß ſie ſie mit all ihren Sinnen fühlt. Und ſie durchlebt das Leben ihrer Perſonen, erfüllt es mit tauſend Einzelheiten, die einen feſſeln, ſolange man unter dem Zauber ihrer gedämpften, verhaltenen, beinahe beſchwörenden Stimme ſteht.

Endlich ſoll hier noch die Debutantin Eliſof Fiedler genannt werden, die einen großen Roman: „Die drei Gutsherrn“ geſchrieben hat. Das Leben von drei Männern von der Geburt bis zum Grabe auf einem Herrenhof, in einer Periode, die einige Generationen zurückliegt, deren Liebe zur Heimat, zur Natur, zu Frauen, zu Menſchen, etwas von allem oder viel von allem, wenn man ſelbſt mitdichtet, aber nie etwas ganz ausgeführt, ein überſchwenglicher Reichtum, der in alle Winde ausgeſtreut wird und manchmal ungenützt fortrollt. Hier ſind die drei wilden Knaben, die in den Ferien nach dem Herrenhof zurückkehren — welches Geſchwirr von Knabenſtreichen und welches Übermaß von Weichheit! Hier iſt ein Mutterherz, eine Frauenkraft, ein wirkliches Zuſammenleben zwiſchen Mann und Frau, Liebe zur Natur, ein rein phyſiſches Verhältnis zu den wechſelnden Jahreszeiten, zu Farben und Tönen; iſt das nicht Inhalt genug? Kann man nicht verſtehen, daß ſich die Verfaſſerin kaum von ihrem Buch losreißen kann, ſondern

Digitized by Google

wieder und wieder von vorne anfängt, weil es immer wieder etwas Neues gibt, was sie mitteilen möchte und nicht ausdrücken kann und doch versuchen will!

Einige unserer bedeutendsten Schriftsteller haben in diesem Jahre ganz oder teilweise geschwiegen. Sophus Michaelis und Otto Rung haben ihre großen Erfolge vom vorigen Jahr, auf die sie zurückblicken können, Michaelis mit seinem großen Roman von Hellas, Rung mit seinem Über das moderne Ägypten, beides Weltbücher, die im Auslande ebenso viel Anerkenung gefunden haben, wie bei uns daheim. Der grunddänische Verfasser Henryk Pontoppidan, der in Dänemark den Rang eines Klassikers einnimmt, setzt mit einem Bande einen großen Gesellschaftsroman fort, der nicht beurteilt werden kann, bevor er nach Jahren als Ganzes vorliegt. Johannes V. Jensen hat mit einem kleinen Band erotischer Novellen zeigen wollen, daß er sein blendendes Sprachvermögen für größere Aufgaben noch lange nicht eingebüßt hat.

Zum Schluß soll noch ein isländischer Roman besprochen werden. Die jungen Isländer, die Dänisch schreiben, haben in den letzten Jahren das dänische Publikum immer wieder hingerissen, sowohl auf dem Theater, wie in der Romanliteratur. Diesmal ist es Gunnar Gunnarbsen, der mit seinem Roman „Der Strand des Lebens" einen großen Sieg errungen hat. Dieses Buch ist in erster Linie eine Schilderung der Jahreszeiten an einem Handelsplatz aus Island. Wir finden hier eine Beschreibung vom Schneefall, von jener schrecklichen Eiszeit, in der Schlaffheit, Hunger und Einsamkeit Menschen und Tiere lähmen; und der Leser fühlt das fast physisch mit, es legt sich erdrückend auf seinen Atem. Die paar Menschen, die an dem Handelsplatz leben, werden in deutlichen Zügen vorgeführt, man lernt sie allmählich kennen und versteht sie. In diesem Buch ist eine große und geduldige Arbeit vollzogen, es ist eine Art Beitrag zu verschiedenen isländischen Fragen in sozial-wirtschaftlicher und hygienischer Hinsicht. Es ist ein ungeheuer trauriges Buch: Armut, Krankheit und eine Natur, die ununterbrochen Opfer fordert. „Rings in dem Rad des Jahres wandern die Menschen wie Sklaven. Die Tage sind wie Stufen in einer Tretmühle — keine kann übersprungen werden. Immer im Kreise herum — und doch stets auf derselben Stelle bewegt sich die lebendige Kette der Sklaven . . . Bis sie einzeln umfallen und auf den Kehrichthaufen der Zukunft gefegt werden —". „Das Leben spielt mit uns wie eine trügerische Welle, es lächelt uns an, nur um den Fall und die Verzweiflung noch größer zu machen. Wir sind alle nur Strandgut . . . Strandgut am Strande des

Digitized by Google

Lebens — — —". Warum ist es so? Weil die Natur böse ist und weil diese Menschen, die auf jenen öden Fleck verstoßen sind, anstatt sich gegenseitig zu helfen, einander an den verwundbarsten Punkten weh zu tun suchen. Das ist aber noch nicht das ganze Buch. Wie so oft in den isländischen Romanen ist die Hauptperson ein Priester, der unter seiner religiösen Ekstase zusammenbricht. Er glaubt dem göttlichen Winke zu folgen, aber jedesmal ist das Ergebnis nur ein persönliches Unglück und er endet schließlich im Wahnsinn, nachdem er Frau und Kind verloren hat und bei seiner Gemeinde in Mißtrauen verfallen ist, für die er doch nur das Beste gewollt hat.

Dieser kleine Überblick ist mitten in der Bücherzeit geschrieben. Es kann noch manches Werk erscheinen, das die Fähigkeit hat, den Leser zu ergreifen und ihm neue Gedanken und Stimmungen zu bringen. Ich habe ins volle Leben hineingegriffen, aber mehr schildern als kritisieren wollen, damit mein Leser den Eindruck bekommen konnte, daß die dänische Literatur Kraft und Fähigkeit besitzt, die Aufgaben zu lösen, die kommende Zeiten ihr stellen werden.

Digitized by Google

Fräulein Kopenhagen

Von Johannes V. Jensen.

Kopenhagen ist die Stadt der radelnden Damen. Tausende von jungen, wohlerzogenen Damen aus der „Gesellschaft" bewegen sich so, wie sie gehen und stehen — in ihrem Hauskleide — auf ihren Rädern ringsumher in der Stadt, ohne daß irgend jemand etwas Auffallendes dabei findet, weil man es so gewöhnt ist; aber in der Tat ist dies eine Erscheinung, die sich sonst nirgends in der ganzen Welt wiederfindet.

In keinem andern Land, das ich kenne, hat das Radeln überhaupt eine derartige Verbreitung wie in Dänemark. Das Land eignet sich ganz besonders dafür, da es beinahe überall flach und mit ausgezeichneten Landstraßen versehen ist; auch etwas im Volkscharakter mit seiner Ausgeglichenheit, Gleichartigkeit und seinem gemäßigten Tempo paßt zum Radfahren, diesem so praktischen und anspruchslosen Beförderungsmittel, das innerhalb jedermanns ökonomischer Möglichkeit liegt und auch in seinem Stil demokratisch, typisch dänisch ist, obgleich es anfangs nicht dänischen Ursprungs ist (worin auch wieder etwas Dänisches liegt). — Mondäne Extreme, wie man sie von anderswoher kennt, wie die Automobilfürstlichkeit „der Spitzen der Gesellschaft" und die „Schusters Rappen" für die breite Masse wären gar nicht dänisch: hier radelt alles vom Königshaus bis herunter zum Arbeiter; die Bauern radeln, die Schulkinder, die Geistlichkeit, die Köchinnen und Handwerker, alles radelt hin und zurück von der Arbeit — werktags wie bei Feiertagsausflügen.

Aber ganz besonders sind die jungen Mädchen von Kopenhagen und ihre Räder unzertrennlich. Die Kopenhagnerin radelt, „weil sie es etwas eilig hat" und ins Geschäft muß.

Kopenhagen hat nämlich eine größere Anzahl von jungen selbständigen Mädchen, die auch wirklich arbeiten, als irgendeine andere Stadt — wohl zu merken! Mädchen der Gesellschaft, die man für gewöhnlich als „junge Damen" bezeichnet — damit soll nicht gesagt werden, daß die jungen Mädchen anderer Länder, die sich als Ladenfräuleins oder Kontoristinnen ernähren, außerhalb der „Gesellschaft" stehen, und doch behaupte ich, daß diese jungen selbständigen Mädchen Kopenhagens auf einer höheren sozialen Stufe stehen als ihre Schwestern anderswo, sie sind dabei auch freier, haben Kenntnisse, die junge Mädchen in ähnlichen Kreisen anderswo meistens nicht haben.

Ausländer, die Kopenhagen besucht haben, werden ganz sicher einen unmittelbaren Eindruck von diesem Unterschied bekommen haben; z. B.

Digitized by Google

ein Amerikaner kennt es von zu Hause her nicht, daß junge Damen allein ins Café gehen und Tabak rauchen, und ist geneigt, dieselben den Frauen der Halbwelt gleichzustellen, was aber eine sehr verkehrte Vermutung ist; denn weder Lust, herauszufordern, noch Unweiblichkeit ist der Grund, daß die Kopenhagnerin den allgemeinen Vorurteilen durch ihre persönlichen Gewohnheiten trotzt. Der Ton ist von jeher so gewesen und ist auch, soweit sich die jetzt Zwanzigjährigen zurückerinnern, nie anders gewesen. Wie aber dieser Ton entstanden ist, das ist eine Geschichte, auf die wir noch später zurückkommen werden. — Zweifellos sind die Kopenhagnerinnen zurzeit die freiesten und zugleich die am wenigsten verdorbenen aller jungen Frauen.

In Wirklichkeit steht die junge Dame, deren Instinkt und ganze Erziehung darauf ausgeht, sich nach der Vorstellung zu richten, die sich, wie man annimmt, die Männer von ihr machen, der Halbweltdame näher, obgleich sie natürlich sonst in jeder Beziehung unantastbar ist. Der weibliche Typus in der ganzen Welt steht nach meiner Erfahrung noch mehr unter dem Zeichen des Harems als die Kopenhagnerin mit ihrer scheinbar herausfordernden Haltung: man will noch halb barbarisch durch Federn, Parfüm und äußeren Aufwand, kurz durch die unter den Geschlechtern herrschenden Vorstellungen wirken. Die Kopenhagnerin dagegen wirkt allein durch ihr Wesen. Sie zieht sich nicht einmal besonders elegant an, hat dies auch nicht nötig wie andere Frauen, denn sie ist von Natur ein feines und anziehendes Geschöpf.

Quer durch Kopenhagen zieht sich eine Verkehrsader, von der bürgerlichen Vorstadt „Fredriksberg“ aus durch die innere Stadt mit ihren Geschäftsvierteln bis zu dem älteren Stadtteil rings um die Residenz herum, wo die begüterten Klassen wohnen, und geht dann von dort weiter nach den Strandpromenaden am Hafen und am Sund entlang; eine zweite Hauptader, die von der Arbeitervorstadt „Nörrebro“ über den Hafen nach „Kristianshavn“, einer Art Brooklyn, läuft, schneidet die erstere in der Mitte. Auf diesem Kreuz, das die alte Residenzstadt und zugleich die neuzeitliche, emsige und wohlhabende Handelsstadt — die an Bedeutung so ungefähr ein Mittelding zwischen Hamburg und Stockholm ist — umfaßt, trifft man überall die Kopenhagnerin. — Der mittlere Teil der alten Stadt an jener obenerwähnten Verkehrsader trägt den Namen „Ströget“ und hat einen eigenen wunderlich kopenhagnerischen, etwas provinzialen Lokalduft. Es ist Kopenhagens Salon unter freiem Himmel, wo man zusammenkommt, um zu sehen und gesehen zu werden, sozusagen ein Boulevard im Wohnstubenformat, aber leider ohne Bäume.

Jeden Morgen vor 9 Uhr ist diese schmale Straße, das Allerheiligste

Digitized by Google

des „Ströget“, wo später am Tage nicht mehr geradelt werden darf, ein ununterbrochener Strom von Rädern: die Kopenhagnerinnen fahren in ihre Bureaus. Das ist die größte Sehenswürdigkeit der Stadt.

Sie kommen in Scharen wie ganze Fischzüge, jede mit einer kleinen Flasche oder einem Butterbrotpaket an der Lenkstange, leicht und anspruchslos angezogen, aber alle miteinander hinreißend in ihren Bewegungen, dabei flink und ruhig zugleich — sie haben ja von Kindesbeinen an geradelt —, mit weichen Gesichtern und fast alle mit vollem herrlichen Haar. Ein bestimmter Typ wiederholt sich, man glaubt dasselbe junge Mädchen mehrmals zu sehen: eine schlanke, feine Gestalt, weder robust noch mager, die sich wie ein eigenartig hochaufgerichtetes Kreuz zierlich über dem Rade erhebt. Das Haar hat die eine oder andere Nuance in Blond, vom hellsten Seidengelb bis zu jener dunklen schönen Sienafarbe, die man so gut aus den Gemälden von Köbke kennt. Die Aschblonden, die man so häufig in Kopenhagen trifft, mit ihren grauen oder blauen Augen, erinnern an Nebel oder an helle Nächte. Hunderte eilen vorüber, und da ist keine einzige, die nicht ein wenig von unserem Herzen mit auf den Weg nimmt —, es ist einem, als möchte man mit jeder einzelnen von ihnen ein ganzes Leben zusammen leben —, als eile das Glück hunderte Male vorbei. Und jedes Jahr kommen mehr, immer neue Gesichter und jedes Jahr noch frischere und feinere. Wo gehen sie hin? Wo kommen sie her?

Nach 9 Uhr hat die innere Stadt die Rudel von Radlerinnen, die morgenfrisch aus allen Vorstädten hereingekommen sind, aufgesogen. Und kommt man im Laufe des Tages in die Läden, in die paar größeren Warenhäuser der Stadt, in die Kontore, in die Banken, in die Telephonzentralen (jedesmal, wenn man anruft, vernimmt man ihre hübsche, ruhige Stimme im Schallrohr), in die Apotheke, in Schuhgeschäfte oder Hutläden, so findet man sie da, immer wohl erzogen und sanft, mit ihrem vollen Haar und dem schlichten warmen Benehmen, unaufdringlich, aber auch ohne jede Spur von Unterwürfigkeit; denn sie steht ja weder über noch unter jener Frau, für die sie zu sorgen hat, alles in allem ein liebes, sanftes und frisches kleines Mädchen, das seine Häuslichkeit in ein Geschäft verlegt hat, nicht weil sie heimatlos ist, sondern weil sie, wie sie selbst sagt, sich eine Stelle gesucht hat. Geschieht es zufällig, daß man von einer Etage aus quer über die Straße nach dem gegenüberliegenden Hause hinsieht, so kann man dort hinter dem Fenster im Zimmer eine junge Dame an der Schreibmaschine mit vollem aschblonden Haar sehen, und oben im zweiten Stock sieht man gleichfalls ein volles aschblondes Haar über ein Protokoll oder über Rechnungen gebeugt, und noch eine Etage

Digitized by Google

höher sieht man bei Gott! eine junge Dame in einem Kittel und mit einem großen aschblonden Haarschopf in einer Buchbinderei oder was es sonst sein mag, und man möchte glauben, daß es immer ein und dieselbe sei, wenn man nicht gerade alle drei auf einmal gesehen hätte. Das ist „Fräulein Kopenhagen".

Bei täglicher Begegnung, wenn man ständig in der Stadt lebt, löst sich der Eindruck der Kopenhagnerin natürlich in einzelne Nuancen auf. Ist man aber längere Zeit weg gewesen, so kann man am ersten Tag, an dem man wieder durch die Stadt geht, sehen, daß es dort einen bestimmten Typus gibt. Dieser ist weniger nordisch als dänisch. Der klassischen Vorstellung von der nordisch-germanischen Frau entspricht die Kopenhagnerin nicht: jener Frau mit dem an eine Kornart erinnernden gelben Haar und mit den Sund- und Belt-blauen Augen, mit einer Fahne in der einen und einem Schwert in der andern Hand, so wie man sie von einer jetzt als Schokoladeschild von Frau Jerischau-Baumann, die übrigens gar nicht Dänin ist, verbreiteten Darstellung her kennt, also einer Touristen-Reklamefigur, die aus der Tragödie entlehnt ist, ein Stil, für den jene Frauen draußen auf den Hochschulen schwärmen, die man dort mit Torfstreu in den Haaren und den Busen mit Bernsteinschmuck beladen finden kann; dieser Typus hat wohl eigentlich nie anderswo als in der Einbildung existiert. Annäherungen an den rein nordisch-germanischen Typus trifft man dagegen selten in Deutschland, häufiger und dann besonders ausgeprägt in Norwegen und Schweden, aber bei weitem nicht so oft, wie man glauben sollte. Auch in Kopenhagen kommt dieser Typus vor, aber eigentümlich verändert, als der halb-blonde, leichte und verfeinerte Typus, den ich schon beschrieben habe. Das aschblonde Haar ist ein Übergang, im Kindesalter ist es heller, beinahe alle Schulmädchen haben gelbe Flechten, später wird es dunkel, das Individuum spiegelt eine Verwandlung innerhalb der Rasse wieder. Von den drei skandinavischen Hauptstädten ist Kopenhagen sicherlich die blondeste, wenn auch die am wenigsten nordische. Genau wie Dänemark mitten zwischen dem Norden und dem Kontinent liegt und ebenso europäisch wie skandinavisch ist, so besitzt auch die Kopenhagnerin etwas von all den angrenzenden Nationalitäten und ist trotzdem ganz sie selbst. Außer von Asen und Riesen erzählt die Mythologie von Vanen; wenn diese eine Art Wesen sind, das weder Gott noch Kobold ist, so kann man sich wohl denken, daß die Kopenhagnerin von ihnen abstammt. Als Typus nimmt sie in Kopenhagen zu, Hand in Hand mit der Ausdehnung der Stadt in den letzten 20 Jahren, teils ist sie eingeboren, teils wandert sie in großer Zahl aus den Provinzen ein.

Digitized by Google

Im jetzt laufenden Jahre, in dem das neue Grundgesetz für Dänemark angenommen wurde, erhielt die Frau das Wahlrecht und volle politische und soziale Gleichberechtigung mit dem Mann. In Wirklichkeit aber hat sie diese schon längst besessen, indem sie von innen her eine Kultur ausgearbeitet hat, die sie dem Manne gleich, ja in gewissen Beziehungen sogar über ihn stellt, auf den Gebieten innerhalb ihres Geschlechtes nämlich, wo ihr der Mann nicht folgen kann.

Was ist nun der Grund zu dieser hohen moralischen Entwicklung in einem abseits gelegenen Land, das sonst in den meisten Punkten seine Kultur durch Anleihen bei anderen größeren Staaten nährt? Man kann nicht sagen, daß es hier einen bitteren Streit, etwa der Suffragettenbewegung des Auslandes ähnlich, gegeben habe; das erste, ein wenig komische und unbehagliche Stadium der Frauenbewegung, der Reformeifer des einzelnen Individuums, das Attentat des Mannweibes auf eine Welt, die es doch nicht erobern kann, war hier rasch überwunden; es ist, als ob eine Führerschaft einfach nicht nötig gewesen sei, das Niveau der Frau hob sich durch eine große spontane, unmerkliche Bewegung, die man nachher feststellen, der man aber kaum richtig nachspüren kann.

Ein Umstand fällt in die Augen, der möglicherweise zum Teil eine Erklärung bieten kann: die Überzahl der Frauen. Von tausend Einwohnern sind in Kopenhagen 448 Männer und 552 Frauen. Ganz unmittelbar bekommt man den Eindruck dieser Überzahl, die Frau ist in der Majorität auf den Straßen, in den Theatern, in den Häusern, wohin man auch immer kommen mag. Die Erfahrung in den kriegführenden Ländern lehrt augenblicklich, daß die Frau während der Abwesenheit des Mannes oder weil er in die Minorität kommt, in die männlichen Beschäftigungen einrückt; dies ist in einem gewissen Umfang in Kopenhagen schon unter friedlichen Verhältnissen geschehen. Die Frau wird von selbst selbständig und damit frei.

Zu dieser Hauptursache kommen noch andere gesellschaftliche Strömungen hinzu, die in Kopenhagen wirksam sind: In erster und letzter Linie wurzelt doch die Kultur der Kopenhagnerin in ihrem Gemüt, in ihrer feinen dänischen Wärme, Tüchtigkeit, Genügsamkeit und in ihrem außerordentlich guten Geschmack. Trotz all dieser Eigenschaften und Tugenden könnte sie ja leicht ein trockenes Geschöpf sein, wie die freien Frauen es heutzutage wirklich sind; aber das ist sie nicht, sie ist eine junge Eva mit Leben und allem, was das Leben einer jungen Frau bietet. Denn außer daß sie Studentin und Schreibmaschinendame oder irgend etwas in einem Geschäft und in allen Dingen ihr eigner Herr ist, ist sie sehr hübsch.

Wie ist sie in der Liebe?

Digitized by Google

Die norwegische Staatsverfassung.

Von Dr. Bredo Munthe af Morgenstierne,
Professor und Rektor der Universität Kristiania.

Viele Jahrhunderte hindurch war Norwegen mit Dänemark vereinigt gewesen, als im Jahre 1814 die Brandung der großen napoleonischen Kriege auch unsere Küsten erreichte; die Verbindung zwischen den zwei genannten Staaten löste sich, und ein neues Staatsbündnis zwischen Norwegen und Schweden wurde geschlossen. Der schwedische Staat hatte sich im Laufe der Jahre 1812 und 1813 durch Verträge mit Rußland, England und Preußen die Mitwirkung und den Anschluß dieser Mächte gesichert, um Norwegen in der einen oder anderen Form zu gewinnen. Im Friedensschluß zu Kiel am 14. Januar 1814 wurde der dänisch-norwegische König Friedrich VI. gezwungen, für ewige Zeiten seine Ansprüche auf Norwegen aufzugeben und sich damit einverstanden zu erklären, daß dieses Land mit allen dazu gehörenden Rechten ein Königreich für sich bilden sollte, vereint mit dem von Schweden („formeront un Rojaume réuni à celui de Suède"). Die Hauptbedeutung des Kieler Vertrages bestand für Norwegen darin, daß das Bündnis mit Dänemark gelöst wurde, während sich das norwegische Volk dadurch nicht rechtlich verpflichtet hielt, eine Vereinigung mit Schweden einzugehen. Der Statthalter Prinz Christian Friedrich übernahm als Regent die Regierung, und es wurde eine konstituierende Versammlung zu Eidsvold zusammenberufen. Diese beschloß ein Grundgesetz, und am 17. Mai 1814 wurde Christian Friedrich zum König von Norwegen ernannt. Unter Berufung auf den Kieler Vertrag erkannte Schweden Norwegens Selbständigkeit, sowie auch dessen neue Verfassung nicht an, und im Laufe des Sommers kam es zu einem kurzen Krieg zwischen den zwei Ländern. Dieser endete mit der Konvention und dem Waffenstillstand zu Moß, am 14. August 1814, wobei sich unter anderem auch Christian Friedrich verpflichtete, dem Thron zu entsagen und die Nationalversammlung (das „Storting") einzuberufen. Der schwedische König verpflichtete sich seinerseits, das zu Eidsvold gegebene Grundgesetz ohne weitere Änderungen als den für eine Vereinigung der beiden Königreiche notwendigen anzunehmen, worüber er sich mit dem Storting verständigen sollte. Dieses trat im Oktober zusammen, und nach Verhandlungen mit den Kommissären des schwedischen und jetzt auch als norwegischer König anerkannten Karls XIII. wurde die durch die Vereinigung notwendig gewordene Verfassungs-

Digitized by Google

änderung vorgenommen und am 4. November Karl XIII. einstimmig zum König von Norwegen ernannt. Um das Bündnis nun zu schließen und eine engere Beziehung als eine Personalunion herzustellen, mußte auch die Mitwirkung der Stände des schwedischen Reiches gewonnen werden. Zu diesem Zweck nahm der schwedische Reichstag eine besondere Unionsakte (die „Reichsakte") an, welche auch mit einigen Änderungen 1815 von dem norwegischen Storting angenommen und vom König am 6. August dieses Jahres sanktioniert wurde.

Die so begründete schwedisch-norwegische Staatsvereinigung, welche von den meisten Staatsrechtslehrern zu der Gruppe der Realunionen gerechnet wird, bestand bis 1905, in welchem Jahre sie wieder aufgelöst wurde und Norwegen den dänischen Prinzen Karl zum König wählte. Dieser nannte sich Haakon VII. und nahm damit eine Tradition des mittelalterlichen Norwegen wieder auf. Es ist hier nicht der Platz, die Geschichte der Union oder ihrer Auflösung zu schreiben. Nur muß erwähnt werden, daß durch die Aufhebung der obengenannten Reichsakte im Jahre 1905 auch das norwegische Grundgesetz von den meisten Spuren gesäubert wurde, die die Vereinigung mit Schweden im Herbst 1814 ihr aufgeprägt hatte, so daß das jetzt geltende Grundgesetz dem vom Mai 1814 verwandter ist als dem im Oktober desselben Jahres revidierten.

Die im Jahre 1814 beschlossene norwegische Staatsverfassung hatte teilweise fremde Vorbilder, z. B. in der Verfassung Frankreichs von 1791, in der schwedischen Regierungsform von 1809, in der Verfassung der batavischen Republik von 1798 und in der nordamerikanischen Unionsverfassung. Aber in vielem wich sie doch von allen diesen bedeutend ab und war im ganzen eine originelle Arbeit. Sie gehörte einem ganz anderen Verfassungstypus an als die stark demokratisch und parlamentarisch geprägte Verfassung, die ihren Einzug in den meisten europäischen Kontinentalstaaten hielt, namentlich im Zeitraum von 1830 bis 1850 (nach den Juli- und Februarrevolutionen), und die teilweise auch eine stark modifizierte Nachahmung des englischen Parlamentarismus war. Da mittlerweile die norwegische Verfassung in ihrer späteren Entwicklung sich in hohem Grade diesem jüngeren Verfassungstypus genähert hat und teilweise in der Richtung des Demokratismus und der parlamentarischen Parteiregierung noch viel weiter gegangen ist, kann die Frage aufgestellt werden, ob das Grundgesetz von 1814 im wesentlichen noch immer besteht, oder ob man es im Grunde genommen als von einer neuen Verfassung abgelöst betrachten muß.

Digitized by Google

Die Antwort hierauf wird hauptsächlich davon abhängen, ob man das Hauptgewicht auf das geschriebene Wort legt oder auf die Art, wie die Verfassung im praktischen Leben durchgeführt wird. Setzt man den Fall, daß ein Ausländer, der die norwegischen politischen Verhältnisse nicht kennt, das Grundgesetz von 1814 mit einer Ausgabe von 1914 vergleicht, so würde er wahrscheinlich zu dem Resultat gelangen, daß die Verfassung zwar eine Reihe bedeutender Änderungen erlitten hat, aber in ihren Hauptzügen doch dieselbe geblieben ist. Denkt man sich anderseits, daß ein anderer Ausländer — ein Historiker oder Politiker — sich nicht viel darum kümmert, was im Grundgesetz zu lesen steht, sondern sich in das Staatsleben in der Zeit nach 1814 und in das heutige vertieft, so müßte er wahrscheinlich zu dem Schlusse kommen, daß die Verfassung von 1814 in ihrem Wesen verglichen mit der heutigen verschieden ist. Der Hauptunterschied für einen solchen Beobachter würde folgender sein: Während die Verfassung von 1814 auf einer scharfen Abgrenzung des Machtgebietes der Staatsmacht und einer bedeutenden und vollwertigen Machtfülle des Königs, und im ganzen auf einer so starken Begrenzung der Demokratie beruht, daß man bezweifeln kann, ob diese Verfassung überhaupt als demokratisch bezeichnet werden kann, so ist die jetzige Verfassung eine der am weitestgehenden demokratischen der Welt, und sie beruht, in der Art wie sie gehandhabt wird, auf der Zusammenfassung aller effektiven Staatsgewalt beim Storting.

Sicher ist jedenfalls, daß ein weit größerer Abstand zwischen der neunorwegischen ultrademokratischen und in ihrem Geiste vollständig republikanischen Verfassung und der streng monarchischen Verfassung von 1814 besteht als zwischen dieser und der dänisch-norwegischen, welche durch die Verfassung von 1814 abgelöst wurde. Der erste Wesensunterschied zwischen der Verfassung von 1814 und der jetzigen ist der Übergang des Schwergewichts der Macht vom König im Verein mit dem Storting auf das Storting und die Parteiorganisationen.

Das Grundgesetz von 1814 beruhte auf einem Machtverteilungsprinzip, das nach damaliger Anschauung die Volksfreiheit am besten sicherte und heute noch in der Verfassung der Vereinigten Staaten von Nordamerika besteht. Übereinstimmend mit diesem Prinzip verteilte das Grundgesetz auf das genaueste die gesamte Staatsgewalt unter die höchsten Staatsorgane: den König, das Storting und die obersten Gerichtshöfe. Jedes von diesen sollte innerhalb seines Gebietes mit voller Selbständigkeit handeln. Und besonders was das

Digitized by Google

Verhältnis zwischen König und Storting anbelangt, sollte das bestmögliche Resultat dadurch erreicht werden, daß beide unabhängig voneinander und jeder von seinem Standpunkt aus die Fragen überlegte, bis man sich über die beste Lösung einigen konnte. Deshalb suchte man nicht nur nach Garantien, die verhindern sollten, daß die eine Staatsmacht auf das Gebiet der andern übergreifen konnte, sondern man stellte auch starke Schranken auf, die die Gewißheit gewährten, daß jede von ihnen unabhängig von der andern arbeitete. So hatte ein Staatsrat weder das Recht, in das Storting gewählt zu werden, noch durfte er an den Verhandlungen desselben teilnehmen. Bei außergewöhnlichen Gelegenheiten konnte der König andere norwegische Bürger, aber keine Stortingsmitglieder zu seinen Beratungen zuziehen.

Auch in anderer Hinsicht führten die Grundgesetzgeber 1814 ein System ein, das von der parlamentarischen Parteiregierung wesentlich verschieden war. Sie legten besonderes Gewicht auf das Sanktionsrecht des Königs, auf sein Recht, provisorische Anordnungen zu erlassen und die Staatsmittel innerhalb der von der Bewilligungskommission gesetzten Grenze anzuwenden. In Übereinstimmung hiermit trat die Macht des Königs in diesem ersten Teil unserer konstitutionellen Praxis mit ganz anderem Gewicht und größerer Machtfülle als später auf. Da auch die konstitutionelle Verantwortung der Mitglieder des königlichen Rates mit dem abgegebenen Rat verknüpft war und nicht mit der Kontrasignatur, so gab dieser Umstand der Person des Königs ein bedeutendes Gewicht innerhalb der Regierung. Auf der anderen Seite sollte das Storting, das im wesentlichsten als e i n e Kammer organisiert war, bloß alle 3 Jahre zusammentreten und jedesmal nur das Recht haben ohne des Königs Einwilligung 3 Monate Sitzungen abzuhalten. Als Mitglieder des Stortings durften nur solche Personen gewählt werden, die im selben Wahlbezirk wohnten („Ortszwang"). Durch diese Reihe von Bestimmungen wies das Grundgesetz von 1814 diesem Staatsorgan gegenüber der beständig wirkenden Königsmacht einen ganz bescheidenen Platz im Staatsleben an und drückte ihm den Stempel einer Lokalrepräsentation auf, die im stärksten Gegensatz zu dem Gedanken des parlamentarischen Systems steht, nach welchem die hervorragendsten Männer einer Partei, gleichgültig wo sie wohnen, in der Nationalversammlung zusammentreten sollen.

Die jetzt geltende Staatsverfassung weicht in allen diesen Punkten auf das stärkste von der Verfassung von 1814 ab, und nicht am wenigsten durch die Art, wie sie in der Praxis wirkt.

Digitized by Google

Die Mitglieder des Staatsrats haben jetzt — von 1884 ab — das Recht, und im Zusammenhang damit die politische Pflicht, an den Verhandlungen des Stortings teilzunehmen und ihre Anträge zu verteidigen. Das ist die Hauptreform, durch welche die vom Grundgesetz von 1814 gegen die parlamentarische Parteiregierung aufgerichtete Schranke niedergerissen ist. Denn erst seitdem diese Reform durchgeführt worden ist, hat jene parlamentarische Doktrin festen Fuß fassen können, nach der kein Ministerium sich halten kann, das die stärkste Partei oder Parteigruppierung des Stortings gegen sich hat. Daran aber knüpft sich eine Reihe anderer Reformen, teils in den Bestimmungen des Grundgesetzes selbst, teils in der konstitutionellen Praxis. Das Storting tritt jetzt jedes Jahr zusammen (seit 1869) und bleibt versammelt, solange es selbst es für nötig hält (seit 1908). In der Tat pflegt es die Hälfte des Jahres zu tagen. Es leuchtet ein, welch außerordentliche Bedeutung diese verlängerte Tagung für den sicheren Einfluß des Stortings auf die Einzelheiten und die ganze Richtung des Staatslebens hat. Die ständig zunehmenden Interpellationen in Verwaltungsfragen sind ein Ausdruck hiefür.

Auch die Zusammensetzung erfuhr eine Änderung. Diese ist teils durch die Einführung des allgemeinen Stimmrechtes und der direkten Wahl zustande gekommen, auf die ich später noch zurückkommen werde, teils auch durch die Aufhebung des früher erwähnten „Ortszwanges", die in den Jahren 1884 und 1913 eingeführt wurde, und nach der ehemalige und gegenwärtige Staatsratsmitglieder auch außerhalb ihres Wohnungsbezirkes gewählt werden können. Auf Grund des häufigen Ministerwechsels bei uns kommt diese Regel vielfach zur Anwendung und wirkt in dem Sinn, daß hervorragende Politiker und Parteiführer im Storting zusammenkommen.

In demselben Maße wie das Storting gewonnen hat, hat die Königsgewalt an Machtfülle verloren. Am weitesten ist man dabei wohl in Beziehung auf die Sanktionsrechte des Königs den Entschlüssen des Stortings gegenüber gegangen. Nicht nur, daß die Ausübung des königlichen Vetorechtes unter der parlamentarischen Parteiregierung ganz außer Kurs gekommen ist. 1913 beschloß das Storting sogar das Sanktionsrecht des Königs bei den meisten und wichtigsten Stortingsbeschlüssen, z. B. bei Verfassungsänderungen, Steuerbeschlüssen und anderen finanziellen Bestimmungen, aufzuheben. Da die Grundgesetzbestimmungen, welche diese Reformen eingeführt haben, nicht dem König gemäß dem damals noch gültigen Recht zur Sanktion vorgelegt wurden, herrscht hier Zweifel über ihre Rechts-

Digitized by Google

gültigkeit. Ferner hat der frühere Gebrauch, daß der König provisorisch Beamtengehälter festsetzte, die erst nachher vom Storting revidiert wurden, fast aufgehört. Die Freiheit des Königs in bezug auf Verwendung von Staatsmitteln ist durch mehr und mehr detaillierte Budgetbehandlung stark eingeschränkt worden. Militärische Kommandoangelegenheiten, Verträge und andere diplomatische Handlungen sind bedeutend mehr als früher unter die Kontrolle und in die Machtsphäre des Stortings gebracht worden.

Und innerhalb der „Königsmacht" oder der „Regierung", worunter man den König im Verein mit seinem Rate versteht, ist eine entsprechende Verschiebung vorgenommen worden, indem die Macht des Königs selbst auf das Ministerium übertragen wurde. Das beruht schon allein darauf, daß die Mitglieder des Rates nicht mehr die Vertrauensmänner des Königs, sondern die der politischen Parteien sind, die in Wirklichkeit von den Organisationen und Führern ihrer Parteien gewählt werden und diesen gegenüber auch verantwortlich sind. Aber auch in anderen Beziehungen hat der König vieles von seinem Einfluß verloren. Nach dem Grundgesetz von 1814 waren die diplomatischen und die eigentlich militärischen Kommandogeschäfte von der Behandlung durch den Staatsrat ausgenommen, die letzteren auch von der Kontrasignaturregel. Nun (seit 1911) sollen die diplomatischen Geschäfte immer und die militärischen Kommandoangelegenheiten in der Regel im Staatsrat behandelt und die darin gefaßten Beschlüsse alle kontrasigniert werden. Dazu kommt, daß das Grundgesetz jetzt (seit 1911), im Gegensatz zu dem Grundgesetz von 1814, die Gültigkeit der Beschlüsse des Königs von der Kontrasignatur abhängig macht, womit die ganz gewiß viel umstrittene Doktrin in Verbindung steht, daß die Kontrasignatur die konstitutionelle Verantwortung selbst für Beschlüsse, die das betreffende Mitglied des Rats abgelehnt oder für unannehmbar erklärt hat, in sich schließt. Durch diese auf verschiedene Weise zunehmende Verantwortung ist natürlich die Macht des Ministeriums — und dadurch indirekt auch die des Stortings — dem König gegenüber gewachsen.

Auch andere Verhältnisse und Änderungen des Grundgesetzes haben hierzu beigetragen. Im Jahre 1905 gewöhnte man sich daran ein Regierungskollegium — statt eines Königs — an der Spitze der Regierung zu sehen. Für den neuen König war es unter diesen Verhältnissen schwierig, die Stellung der Königsrechte zu behaupten, die das Grundgesetz von 1814 diesem Staatsorgan zugedacht hatte. Ferner ist zu beachten, daß, da der Kronprinz noch nicht mündig ist, der

Digitized by Google

Staatsrat— während der Auslandsreisen des Königs — mit voller königlicher Macht der ganzen Reichsregierung vorsteht. Bei der Änderung des § 13 des Grundgesetzes (1911) hat man die Regierungsgewalt des Staatsrates auch auf die Zeit ausgedehnt, in der der König im Lande selbst reist.

Es wird nicht mehr viel Wert darauf gelegt, ob der König selbst oder die Mitglieder der Regierung eine königliche Resolution unterzeichnet haben.

Alles in allem ist ein himmelweiter Unterschied in der Bedeutung des Königs als wirksames Glied der Verfassung zwischen der Zeit Karl Johanns und heute.

Neben dieser Umwandlung der Verfassung vom Machtverteilungssystem zur parlamentarischen Parteiregierung und der damit verbundenen Einschränkung der Macht des Königs hat die Verfassung von 1814 auch eine andere Umwandlung in demokratischer Richtung erlitten, indem der Kreis der an der Staatsregierung teilnehmenden Bürger bedeutend erweitert ist, und diese Bürger außerdem einen unmittelbaren Einfluß auf die Zusammensetzung des Stortings gewonnen haben. Am wichtigsten in dieser Hinsicht ist die Einführung des allgemeinen Stimmrechtes für Männer (1898), während das Grundgesetz von 1814 das Stimmrecht nur gewissen Gruppen von Grundbesitzern, Landwirten, Beamten und städtischen Bürgern zuerkennt. Später wurde auch den Frauen Stimmrecht und Wählbarkeit zugestanden (1907) — zuerst mit einer Zensusbeschränkung nachher (1913) unter genau denselben Bedingungen wie bei den Männern, ganz gleich ob sie verheiratet oder unverheiratet sind. Während noch in dem Zeitraum von 1859 bis 1882 durchschnittlich kaum 7½ Prozent der Bevölkerung das Stimmrecht besaß, ist diese Prozentzahl jetzt auf mehr als das 5 fache oder bis auf ungefähr 40 Prozent angewachsen.

Während das Grundgesetz von 1814 indirekte Stortingswahl hatte (Wahl von Wahlmännern, die wieder Repräsentanten wählten), ist die Wahl nun (seit 1905) eine direkte. Im Zusammenhang hiermit steht (auch seit 1905), daß jetzt pro Bezirk nur einer gewählt wird, während nach dem Grundgesetz von 1814 in den meisten Bezirken zugleich mehrere Repräsentanten zur Wahl kamen. Auch die Zahl der Stortingsmänner ist nun anders festgesetzt als nach dem Grundgesetz von 1814. Nach diesem nämlich kam es auf die Zahl der Stimmberechtigten an, sie schwankte also hin und her — doch zwischen einem Minimum von 75 und einem Maximum von 100 Repräsentanten —

Digitized by Google

während das Grundgesetz (seit 1859) eine bestimmte Anzahl für jeden Wahlbezirk, augenblicklich im ganzen 123 Stortingsmitglieder vorsieht. Im Anschluß hieran kann man auch erwähnen, daß das jetzt geltende Grundgesetz (seit 1910) den Repräsentanten für die Teilnahme an den Stortingssitzungen ein jährliches Honorar zuerkennt, während das Grundgesetz von 1814 mit seiner einschlägigen Bestimmung ein tägliches Honorar festsetzte. Auch die Wahlordnung hat teils durch das Grundgesetz, teils durch andere Gesetze mehrere zum Teil sehr wichtige Änderungen erfahren, die hier nicht näher behandelt zu werden brauchen.

Auch in vielen anderen Einzelheiten weicht die jetzige Verfassung von dem Grundgesetz von 1814 ab. Aber die oben erwähnten Änderungen sind doch in politischer Beziehung unbedingt die wichtigsten. Sie haben, alles in allem, unsere Verfassung ungleich viel demokratischer gemacht, als sie nach dem Grundgesetz von 1814 war. Wahrscheinlich wird sie sich in dieser Richtung noch weiter durch Reformen entwickeln, die einen Teil der Macht von der Nationalversammlung auf das Volk selbst übertragen (Auflösungsrecht und Volksabstimmungen). Die Abhaltung der zwei wichtigen Volksabstimmungen im Jahre 1905 und die Einführung von Volksabstimmungen bei einzelnen lokalen Verwaltungsfragen (besonders die Abstimmung über den Verkauf von Branntwein) deuten darauf hin.

Von dieser historischen Betrachtungsweise der norwegischen Verfassung wenden wir uns nun zu einer internationalen, indem wir untersuchen wollen, was diese Verfassung von den allgemeinen Merkmalen anderer demokratischer Verfassungen unserer Zeit unterscheidet.

Aus der historischen Übersicht geht hervor, daß die norwegische Verfassung durch den Übergang zur parlamentarischen Parteiregierung und allem, was damit zusammenhängt, sich stark dem oben erwähnten jüngeren europäischen Verfassungstyp aus der Zeit von 1830 bis 1850 genähert hat, der z. B. durch die französische, holländische, belgische und italienische Verfassung repräsentiert wird. Unsere Verfassung weicht jedoch in einem besonders wichtigen Punkte von dem allgemeinen parlamentarischen Typus ab. Bei uns nämlich fehlt die überall sonst geltende Maßregel, daß das Oberhaupt des Staates die Befugnis besitzt, die Nationalversammlung aufzulösen und eine neue Wahl auszuschreiben, um auf diese Weise festzustellen ob die Majorität in der Nationalversammlung auch der Majorität der Wähler entspricht.

Ein noch wesentlicherer Unterschied zwischen der norwegischen und den genannten, ja nahezu allen fremden Verfassungen besteht darin,

Digitized by Google

daß wir ein Einkammersystem haben, während man in andern Ländern, mit seltenen Ausnahmen (so besonders bei der griechischen Verfassung) die Nationalversammlung in zwei Kammern geteilt hat. Allerdings besteht auch für das norwegische Storting eine Teilung in Odelsting und Lagting. Das aber bezieht sich nicht auf die äußere Organisation, sondern nur auf die innere Arbeitsordnung. Das Storting geht als eine Einheit aus der Hand der Wähler hervor. Für die beiden Abteilungen bestehen weder besondere Bedingungen für die Wählbarkeit noch gibt es einen Unterschied in der Ausdehnung der Wahlperiode. Das Storting konstituiert sich als einheitliche Versammlung und wird als solche eröffnet und geschlossen, und seine Kommissionen sind mit einer einzigen Ausnahme für beide Abteilungen gemeinsam. Die Teilung gilt nur für eine Art von Angelegenheiten, nämlich für Gesetzesangelegenheiten, während das Storting in allen übrigen Angelegenheiten von gleicher Wichtigkeit (wie Verfassungsänderungen, Steuern, Budget, politische Fragen usw.) nur als Einheit auftritt; selbst in Gesetzessachen ist zur Beschlußfassung nicht eine einheitliche Übereinstimmung der beiden Abteilungen nötig, der Beschluß kann vielmehr im Plenum gefaßt werden (mit $^2/_3$ Stimmenmehrheit). Die Abweichung vom reinen Einkammersystem, die unsere Abteilungsordnung darstellt, hat gegenwärtig kein Gegenstück; aber die neue finnische Landtagsordnung zeigt doch eine gewisse Ähnlichkeit.

Welch außerordentlich große politische Bedeutung es hat, daß in andern Ländern für jeden Beschluß eine Einigung zwischen den zwei selbständigen Kammern erzielt werden muß, braucht nur angedeutet zu werden.

Von anderen Eigentümlichkeiten der Organisation unseres Stortings mag noch folgendes hervorgehoben werden:

Wir haben noch immer im wesentlichen bei der Stortingswahl den früher genannten „Ortszwang" aufrecht gehalten, nach dem nur die im Wahlbezirk Wohnenden gewählt werden können, während eine solche Regel in anderen Ländern, namentlich bei der Zweikammerwahl sehr selten ist. Der „Ortszwang" in Verbindung mit der Regel, daß die Volksvertretung ein Amt ist, das der Gewählte anzunehmen verpflichtet ist, hat namentlich früher bei uns dazu geführt, daß sich die Wahlkandidaten nicht in der gleichen Ausdehnung wie anderswo selbst zur Wahl stellen und um die Gunst der Wähler buhlen. In letzter Zeit beginnt sich jedoch dieser Unterschied zu verwischen.

Was die Ausdehnung des Stimmrechtes für Männer anbelangt, steht die norwegische Verfassung im wesentlichsten auf der gleichen

Digitized by Google

Höhe wie die anderer Länder, in denen das Stimmrecht am weitesten entwickelt ist (alle 25 jährigen, die nicht Armenunterstützung beziehen). Dagegen stehen wir in Europa mit dem gleichen Stimmrecht und der gleichen Wählbarkeit für Frauen wie für Männer so ziemlich allein da. Einige Staaten der nordamerikanischen Union, Australien, Finnland und nach der letzten Verfassungsänderung auch Dänemark, stehen uns hier am nächsten.

Das Storting tritt jedes Jahr zusammen. Die Bestimmung, daß das Amt des Stortingmitgliedes bezahlt wird, sowie die direkte Wahl und die Wahl in Einzelkreisen, das sind Verfassungsregeln, die mit dem übereinstimmen, was anderswo im allgemeinen für die Nationalversammlung der zweiten Kammer gilt. Dagegen ist die Wahl von Ersatzmännern eine Eigentümlichkeit unserer Verfassung, wie auch das Recht eines Abwesenden, bei den Beschlüssen seine Stimme in die Wagschale legen zu können. Endlich kann in diesem Zusammenhang das eigentümliche Komiteesystem des Stortings mit seiner Einteilung sämtlicher Mitglieder in eine Anzahl fester Fachkomitees Erwähnung finden.

Was das Verhältnis zwischen den einzelnen Gewalten des Staates und der Ausübung ihrer Funktionen betrifft, habe ich schon auf die starke Annäherung an die jüngere parlamentarische Verfassungsgruppe hingewiesen, zu der die Entwicklung bei uns geführt hat. Dadurch haben manche früher sehr wichtige Eigentümlichkeiten unseres Grundgesetzes, so wie es noch heute lautet, viel an ihrer praktischen Bedeutung verloren. So z. B. unser zum Teil auch in unseren skandinavischen Nachbarländern geltendes Kollegialsystem im Gegensatz zu dem allgemeinen europäischen Kontrasignatursystem. Der Unterschied besteht darin, daß unser Grundgesetz die konstitutionelle Verantwortung für jeden der Beschlüsse des Königs nicht streng durchführt, und sich darum auch keine wirkliche Verantwortung mit der Kontrasignatur verknüpft, sondern daß es das Hauptgewicht darauf legt, daß alle wichtigeren Beschlüsse im versammelten Staatsrat gefaßt werden, wo jedes Mitglied verpflichtet ist, seine Meinung zu äußern, für die es dann konstitutionell verantwortlich ist. Nach dem Kontrasignatursystem trägt dagegen jeder seine Departementsgeschäfte dem Oberhaupte des Staates einzeln vor, ohne daß andere dabei sind, und kontrasigniert die Beschlüsse, wodurch er für dieselben die politische und konstitutionelle Verantwortung übernimmt. Auf der anderen Seite ist in gewisser Beziehung die konstitutionelle Verantwortung bei uns schärfer ausgeprägt als anderswo, teils weil das Grundgesetz es zuläßt, ein Ratsmitglied nicht nur für widerrecht-

Digitized by Google

liche sondern auch für offenkundig landesschädliche königliche Beschlüsse zu bestrafen, teils weil es ein Reichsgericht vorsieht, das zur Mehrzahl aus dem Storting besetzt ist und es somit der stärksten Partei im Storting möglich macht, ihre Gegner in der Regierung aus politischen Gründen zu strafen.

Durch eine durchgeführte parlamentarische Regierung werden diese Bestimmungen, wie überhaupt die konstitutionelle Kontrolle von geringerer Bedeutung, indem man erwarten kann, daß Ministerium und Mehrheit des Stortings zusammenhalten und sich gegenseitig stützen. Unter einer solchen Regierung haben, wie angedeutet, die verfassungsmäßigen Prärogativen, welche das Grundgesetz dem König zugesteht, auch keine besondere praktische Bedeutung mehr. Besonders gilt das für das Sanktionsrecht. Auf dem Papier besteht im Hinblick hierauf ein wesentlicher Unterschied zwischen der norwegischen und fremden Verfassungen. Das norwegische Grundgesetz allein gibt nämlich dem König nur das Recht, zweimal einem Gesetzesbeschluß seine Sanktion zu verweigern, und — die Rechtsgültigkeit der früher erwähnten Grundgesetzbestimmungen von 1913 vorausgesetzt — beraubt es ihn jedweden Sanktionsrechtes bei Verfassungsänderungen, Steuerbeschlüssen und anderen finanziellen und überhaupt bei allen anderen Beschlüssen, die nicht Gesetzesform erhalten haben (und das sind die meisten). Dagegen besitzt der König (oder wie im Deutschen Reich der Bundesrat) wohl in allen oder fast allen andern monarchischen Verfassungen sämtlichen Beschlüssen der Nationalversammlung gegenüber ein absolutes Sanktionsrecht. Aber die Ausübung des Sanktionsrechtes spielt heutzutage eine zu geringe Rolle, als daß diesem Unterschied eine besondere praktische Bedeutung zuzumessen wäre. Wichtiger ist der Unterschied zwischen der konstitutionellen Praxis in Norwegen und der in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, deren beider Verfassungen suspensive Begrenzung des Sanktionsrechtes aufweisen. Während die Ausübung des Sanktionsrechtes in den Vereinigten Staaten in voller Wirksamkeit ist, scheint sie in Norwegen fast außer Gebrauch gekommen zu sein.

Noch muß eine Eigentümlichkeit unserer Verfassung hier erwähnt werden, die durch die Durchführung der parlamentarischen Parteiregierung abgeschwächt worden ist. Das ist nämlich der Umstand, daß unser Staatsbudget nicht in Form eines Finanzgesetzes beschlossen wird, wie es in Ländern mit Zweikammersystem allgemein üblich ist. Das Budget erscheint in diesen Ländern in Form einer unauflöslichen Einheit, während bei uns jeder einzelne Beschluß in bezug auf Steuern oder Einkommen und jede einzelne Ausgabebewilligung

Digitized by Google

oder Gruppen von solchen einen Beschluß für sich, unabhängig von allen andern, bildet. Da jedoch dieser Unterschied die größte Bedeutung für die Vollstreckung der Beschlüsse von seiten der Königsgewalt hat, merkt man unter einer parlamentarischen Parteiregierung wenig von ihm.

Überblicken wir unsere Stimmrechtsgesetze, die Organisation und Tätigkeit des Stortings sowie das Machtverhältnis zwischen Storting und Regierung, so muß man gewiß zugeben, daß unsere Verfassung eine der demokratischsten ist, die es überhaupt gibt. Es ist wohl doch zweifelhaft, ob irgendeine andere Verfassung in dieser Richtung so weit geht wie die unsrige. Die Verfassung der Schweiz z. B., die eine der demokratischsten der Welt genannt wird, weist mehr mäßigende Elemente als die norwegische auf.

Die Machtverteilung, die die Verfasser des Grundgesetzes im Jahre 1814 durchzuführen suchten, hat in einem einzelnen Punkt noch heute ihre Bedeutung bewahrt, nämlich in dem Verhältnis zwischen den Gerichten und den übrigen Staatsorganen. Infolge dieser Machtverteilung haben die Gerichte, besonders das oberste Gericht in bezug auf Rechtsentscheidungen die höchste Gewalt erhalten. Sie müssen deshalb auch entscheiden, ob die Gesetze, auf die man sich vor ihnen beruft, auch wirklich gültige Gesetze sind und ob die Beschlüsse des Königs, des Stortings oder der öffentlichen Beamten, auf die man sich beruft oder die angefochten werden, wirklich gesetzlich sind. Sie müssen auch entscheiden, ob die betreffende Gesetzesbestimmung mit dem Grundgesetz übereinstimmt oder nicht. Findet das Gericht, daß dies nicht der Fall ist, muß es in einer solchen Kollision zwischen Grundgesetz und Gesetz dem ersteren den Vorrang geben. Dafür hat man mehrere entscheidende Urteile des obersten Gerichts. In dieser Beziehung gleicht unsere Verfassung jener anderen, die noch auf dem Machtverteilungssystem beruht, nämlich der der Vereinigten Staaten von Nordamerika, während die meisten europäischen Verfassungen die Bestimmung enthalten, daß die gesetzgebende Gewalt und die administrative ihre eigene Kompetenzen beurteilen.

Darin, daß unsere Verfassung ganz dem Vertretungs-System angehört, nach dem die Stimmberechtigten nur als Zwischenglied durch die Nationalversammlung ihre Gewalt ausüben können, stimmt sie mit den meisten konstitutionellen Verfassungen überein. Einzelne Verfassungen, besonders die der Schweiz, haben jedoch in wesentlicher Hinsicht mit diesem System gebrochen und große Teile der Staatsgewalt direkt in die Hände des Volkes gelegt (Referendum und Volksinitiative). Vieles spricht dafür, daß auch wir dieser Entwicklungslinie zur reinen Demokratie hin folgen werden.

Digitized by Google

Die wirtschaftlichen Verhältnisse Norwegens.

Von Nicolai Rygg, Direktor des Norwegischen Statistischen Zentralbureaus in Kristiania.

Jedem Fremden, der unser Land bereist, wird es auffallen, wie verstreut die Bebauung ist. Die Bevölkerungszahl ist gering. Sie beträgt jetzt 2½ Millionen. Die Ausdehnung des Landes ist groß. Es ist angefüllt mit Gebirgen. Die großen Bergweiten liegen öde, sie eignen sich nicht für menschliche Ansiedelungen. Die Bevölkerung hat sich längs der langen Küste und in den Tälern, die ins Land einschneiden, angesammelt.

Am dichtesten ist die Bevölkerung in den Strichen, die am nächsten der Küste liegen. Je höher man in den Tälern hinaufkommt, um so mehr breiten sich die Hochgebirgsebenen aus, und immer menschenleerer wird es.

Durchschnittlich kommen 8 Einwohner auf den Quadratkilometer. Aber dieses Verhältnis schwankt stark in den verschiedenen Teilen des Reichs. Die dichteste Bebauung hat man am Kristianiafjord. Am ödesten ist es in den nördlichsten Landesteilen.

Der Fremde wird auch bemerken, daß die Bebauung auf dem Lande nicht wie in anderen Ländern in Dörfer gesammelt ist. Jedes Gehöft liegt für sich, wie eine selbständige Einheit mit den Feldern ringsum.

Die großen Entfernungen zwischen den Bezirken und zwischen den einzelnen Bewohnern machen auch die wirtschaftlichen Verhältnisse schwerfälliger, und ein Zusammenschluß ist schwieriger zuwege zu bringen.

Wovon lebt nun diese Bevölkerung, und an welche Erwerbsquellen ist sie geknüpft? Das wird am klarsten aus der nachstehenden Übersicht hervorgehen, die die Verteilung der Gesamtbevölkerung auf die verschiedenen Gewerbe zeigt:

Ackerbau und Waldbau	44,03	Prozent
Fischfang	6,05	„
Industrie	27,53	„
Handel, Schiffahrt und anderer Verkehr .	17,37	„
Immaterielle Arbeit	5,02	„
zusammen	100,00	Prozent

Die Nationaleinnahmen Norwegens sind auf 1200 Millionen Kronen (1350 Mill. R.-M.), das Nationalvermögen auf 4½ Milliarden Kronen (5 Milliarden R.-M.) veranschlagt.

Vor hundert Jahren ernährte die Landwirtschaft $^4/_5$ der Bevölkerung, während die Industrie nur $^1/_{20}$ Nahrung gab. Die Entwicklung

Digitized by Google

ist in der Richtung gegangen, daß die Industrie, der Handel und Verkehr einen breiteren Platz bekommen haben. Als ein irgendwie stark ausgeprägtes Industrieland kann indessen Norwegen noch nicht gelten, wenn man Vergleiche mit anderen Ländern anstellt.

Ich will nun dazu übergehen, die verschiedenen Haupterwerbszweige anzuführen. Aber der Platz gestattet mir nur, die Hauptpunkte in größter Kürze zu berühren.

Die Landwirtschaft ist noch immer der wichtigste Erwerbszweig des Landes.

Das bebaute Land beträgt nach den letzten Angaben 750,000 Hektar. Rechnet man hierzu das natürliche Weideland, so erhält man einen Gesamtflächenraum von 1,112,000 Hektar oder 3,6 Prozent der gesamten Bodenfläche. Das sieht sehr bescheiden aus, aber man darf dabei nicht vergessen, daß ungefähr 70 Prozent wesentlich aus völlig ertragslosem Grund und Boden (Gebirge und Moorland) besteht. Und selbstverständlich gibt es bedeutende Flächen außerhalb des eigentlichen Ackerlandes, die im Dienste der Landwirtschaft Verwendung finden, wie Weideland, Bergwiesen usw.

Die norwegische Landwirtschaft besitzt große Entwicklungsmöglichkeiten. Vor allem durch eine gründlichere Bewirtschaftung des Bodens der bereits bearbeitet wird, und hierzu kommen zahlreiche Bestrebungen, die teilweise mit öffentlichen Veranstaltungen, teils mit einem genossenschaftlichen Zusammenschluß der Bauern in Verbindung stehen. Ferner auch durch Urbarmachung von Neuland. Ganz gewiß ist der größte Teil unbebaubar, aber es gibt doch bedeutende Strecken Land, die sich zur Bestellung sehr wohl eignen würden, und die Statistik zeigt auch, daß in dieser Hinsicht Fortschritte gemacht werden.

Bezeichnend ist es, daß der größte Teil des bestellten Bodens aus künstlichem Wiesenland besteht. Dagegen hat der Getreidebau nicht Schritt gehalten mit der übrigen Entwicklung der Landwirtschaft. Der Niedergang der Getreidepreise seit den siebziger Jahren machte den Getreidebau weniger einbringend, und die letzten Überbleibsel von Schutzzoll waren bereits vor dieser Zeit beseitigt. Die Folge war, daß Ackerland in Wiesenland umgewandelt wurde. Anderseits bezeichnet die Vermehrung des Flächenraumes für Wurzelgewächse und Grünfutter eine Bewegung in der Richtung gründlicherer Bodenausnutzung.

Das Ergebnis war, daß der Flächenraum des Ackerlandes eingeschränkt worden ist, und ein immer größerer Teil des Bedarfs muß durch Einfuhr aus anderen Ländern gedeckt werden. Die hiermit verbundene Gefahr trat besonders grell bei Ausbruch des Weltkriegs im

Digitized by Google

Jahre 1914 hervor. Es herrscht volle Einigkeit darüber, daß eine kräftige, zielbewußte Arbeit in Gang gesetzt werden muß, um das Land in höherem Grade unabhängig in dieser Hinsicht zu machen.

Die Ackergüter sind in Norwegen durchgehends sehr klein. Das geht deutlich aus folgenden Angaben über die behufs des Steueranschlags besonders abgeschätzten Landgrundstücke hervor:

Flächenraum bestellten Bodens

bis 2	Hektar	109 176
2—5	„	41 060
5—20	„	32 991
20—100	„	5 094
über 100	„	35
	Zusammen	188 356

Der Boden ist also stark zerstückelt. Große Wirtschaften nach ausländischem Maßstab sind verschwindend an Zahl.

Freigüter bilden die große Hauptregel. Die Entwicklung ist entschieden in dieser Richtung gegangen, die Gesetzgebung hat ebenfalls dazu beigetragen in der richtigen Erkenntnis, daß Freigüter die günstigsten Bedingungen für den Ackerbau liefern.

Die Erhaltung eines selbständigen und unabhängigen Bauernstandes ist auch gesellschaftlich von der größten Wichtigkeit. Er schafft die Kraft des Landes.

Der Staat hat ebenfalls seine Bestrebungen darauf gerichtet, die Interessen der ackerbautreibenden Bevölkerung zu fördern. Er hat unter anderem eine besondere Bank errichtet, die „Arbeider-Bruk-og Boligbank." Er hat sich hierbei von dem Wunsche leiten lassen, die Urbarmachung des Landes zu fördern. Der Zweck dieser Bank ist, Unbemittelten die Möglichkeit zu schaffen, kleine Freigüter zu erwerben.

In nahem Zusammenhang mit dem Ackerbau steht der **Waldbetrieb**. Über 22 Prozent der Gesamtbodenfläche ist mit Wald bedeckt, und er bildet folglich in großen Teilen des Landes ein bedeutungsvolles Glied in der Wirtschaft des Landmanns. Er bildet fernerhin die Grundlage für eine bedeutende industrielle Wirksamkeit und eine große Ausfuhr, die sich bis weit in vergangene Zeiten verfolgen läßt. Die Holzveredlung hat allmählich einen anderen Charakter angenommen und umfaßt Erzeugnisse in mehr veredeltem Zustand. Im Jahre 1870 begann die erste bescheidene Ausfuhr von Holzmasse, und seit dieser Zeit haben sich die Holzmasse- wie die Papierindustrie einen bedeutungsvollen Platz erobert.

Der Staat und die Gemeinden haben ebenfalls großes Interesse an

Digitized by Google

den Wäldern des Landes, ungefähr $^1/_6$ des Waldbestandes ist öffentliches oder halböffentliches Eigentum.

Der Fischfang ist eine alte Ernährungsquelle in Norwegen, und die Ausfuhr von Fischerzeugnissen reicht weit zurück in die Vorzeit. Die Ausnutzung des Reichtums des Meeres ist von sehr großer Bedeutung. Bei den Fischereien sind ganz beträchtlich mehr Leute beschäftigt, als die Volkszählung erkennen läßt, da viele Fischer nebenbei Landwirte sind oder anderen Erwerb betreiben und unter diesem aufgeführt werden.

In den letzten Jahren hat sich eine starke und rasche Entwicklung in diesem Betrieb bemerkbar gemacht. Man hat in der reinen Technik und in den verschiedenen Verfahren Fortschritte gemacht. Dampfer und Motorboote werden jetzt in großer Ausdehnung angewandt. Man ist gleichzeitig dazu übergegangen, bessere Fanggeräte zu benutzen und wirtschaftlich zweckmäßigere Fangverfahren. Die Fischerei geht mehr und mehr von einer an bestimmte Jahreszeiten gebundenen Wirksamkeit zu einem regelmäßigen Betrieb über. Größere Betriebsmittel sind erforderlich geworden, und die Betriebsunkosten haben sich gesteigert, aber dafür ist auch der Ertrag der Fischereien bedeutend gestiegen. Im Jahre 1913 betrug der Wert der Küsten- und Bankfischereien bis zu 54 Millionen Kronen.

Auch in bezug auf die Absatzverhältnisse hat eine Umbildung stattgefunden. Neben den alten Hauptwaren, wie Klippfisch, Trockenfisch, Salzheringen usw., hat sich jetzt eine bedeutende Ausfuhr von frischem Fisch, besonders Heringen, entwickelt, und ein bedeutender Teil dieser Ausfuhr findet den Weg nach dem deutschen Markt.

Der wichtigste Zweig des Fischfangs sind aber noch immer die Dorschfischereien, demnächst kommt der Heringsfang und die übrigen Fischereien. Einen wichtigen Teil der Fischindustrie bilden die Fischkonserven. Die norwegische Sardine („Brisling") ist ein Weltartikel von großer Bedeutung geworden.

Einen ganz eigentümlichen Verlauf hat der norwegische Walfischfang gehabt. In früheren Zeiten wurde er an der norwegischen Küste betrieben, aber hier wurde er verboten. Er wurde darauf auf den nördlichen Fanggebieten fortgesetzt, hat aber in den letzten Jahren hier abgenommen. Zum Entgelt hat man fernere Fahrwasser aufgesucht. Seit dem Jahre 1905 hat sich eine sehr bedeutende Fangwirksamkeit in der Südsee entwickelt. In diesem Betrieb sind ansehnliche Kapitalien niedergelegt. Der Ertrag wird für die letzten Jahre auf etwa 36 Millionen Kronen berechnet, aber es ist anzunehmen, daß er sich auf die Dauer nicht auf der gegenwärtigen Höhe wird halten können.

Digitized by Google

In der Bergwerksindustrie ist die Kupfer- und Kiserzeugung immer noch am wichtigsten, aber in den letzten Jahren hat auch die Eisenerzeugung einen bedeutenden Aufschwung genommen. Die Gewinnung von Eisenerz ist jetzt hauptsächlich an das nördliche Norwegen geknüpft. Das eisenarme Erz wird durch neue Verfahren ausgenutzt, magnetische Aussonderung. Ebenso entwickelt sich jetzt eine Eisenindustrie in Verbindung mit der Ausnutzung der billigen elektrischen Kraft, elektrische Masöfen und Stahlöfen. Auch noch eine Reihe anderer Grubenerzeugnisse wird im Lande gewonnen. Der Bergwerksbetrieb hat einen immer größeren Ertrag aufzuweisen gehabt.

Die eigentliche Fabrikindustrie kam erst spät nach Norwegen. Im Jahre 1840 faßten die Textilindustrie und mechanische Industrie in Norwegen Wurzel, und allmählich hat sich unsere Industrie zu einem wirtschaftlichen Faktor von der größten Bedeutung im Erwerbsleben unseres Landes entwickelt.

In einem Lande wie Norwegen werden die geringe Bevölkerungszahl und der dadurch bedingte beschränkte Markt Hindernisse für die Entwicklung der Industrie in den Weg stellen und besonders eine wirtschaftlich zweckmäßige Spezialisierung erschweren. Es ist deshalb nur ganz natürlich, daß die Industrie gesucht hat, sich durch Ausfuhr einen größeren Absatz zu schaffen.

Ein Sonderkennzeichen für die norwegische Industrie ist, daß sie in bedeutendem Grade über dem ganzen Lande verstreut ist. Die meisten Betriebe liegen in den Landbezirken, aber die Mehrzahl der Arbeiter entfällt doch auf die Stadtfabriken.

Die wichtigsten Industriemittelpunkte sind Kristiania, Bergen, Fredriksstad, Sarpsborg, Drammen, Drontheim und Stavanger, sämtlich mit den angrenzenden Landgemeinden.

Die industrielle Kraft ist in überwiegendem Grade das Wasser. Von den Pferdekräften der industriellen Kraftmaschinen im Jahre 1913 in der Höhe von 890 307 PK entfielen 763 060 auf Wasserkraft.

Bei den gewaltigen Wassermengen, die das Land zur Verfügung hat, ist es natürlich, daß in den letzten Jahren eine bedeutende Entwicklung auf diesem Gebiete stattgefunden hat. Die Fortschritte auf dem hydraulisch-elektrischen und dem elektrotechnischen Gebiete sind in großartiger Entwicklung begriffen, worüber ausführlicher in einem Sonderartikel über die neue Großindustrie Norwegens erzählt wird[1]). Auch früher schon waren die Wasserfälle die vornehmste Kraftquelle. Mit der Möglichkeit der Übertragung auf größere Entfernungen wuchs auch das Gebiet für ihre Ausnutzung. Die modernen Anlagen in den

[1]) Der Aufsatz, den K. V. Hammer vom Norwegischen Nobelinstitut für uns über die Norwegische Großindustrie geschrieben hat, ist beim Druck dieses Bogens leider nicht in Deutschland eingetroffen. D. R.

Digitized by Google

elektrisch-chemischen und metallurgischen Zweigen der Industrie bedürfen gewaltiger Wasserkraftmengen.

Die industrielle Erzeugung ist überhaupt im ganzen besonders gestiegen und die Ausfuhr von solchen Erzeugnissen sehr stark gewachsen.

Die steigende Ausnutzung des Wasserkraftreichtums des Landes läßt natürlich die Frage nach der Stellung des Staates hierzu entstehen. Hier hat viel Streit geherrscht. Aber für diese wie für die übrigen Naturherrlichkeiten siegte schließlich die Auffassung, daß der Staat und die Gemeinden regelnd durch ihre Konzessionspolitik eingreifen müßten, um die Wahrnehmung der gemeinnützigen Rücksichten zu sichern.

Im Verhältnis zu seiner Volksmenge hat Norwegen einen bedeutenden Außenhandel. Die Stimmung ist überwiegend die gewesen, daß es gelte, den Umsatz des Außenhandels so frei wie möglich zu halten. Indessen hat die Zollpolitik anderer Länder nicht umhingekonnt, ihre Wirkungen auch für Norwegen geltend zu machen, und, geleitet von dieser Rücksicht, hat Norwegen einen Schutzzoll für seine Industrie durchgeführt. Das letztemal ist der Tarif einer durchgreifenden Nachprüfung im Jahre 1905 unterworfen worden. Jetzt ist man übrigens im Begriffe, den Zolltarif gerade wieder einer erneuten Nachprüfung zu unterziehen. Hierbei macht sich besonders die Forderung der Landwirtschaft nach einem Ausgleich geltend, damit die Lage der Landwirtschaft sich nicht verschlimmert, und demnächst das Verlangen besonders der Arbeiterpartei nach Zollerleichterungen für den Verbraucher.

In bezug auf den Umfang des Handels und seine Wege muß man auf die Zeit vor dem Kriege zurückgreifen; denn dieser hat in vieler Hinsicht störend in die bestehenden Verhältnisse eingegriffen.

Das erste, was man da bemerken wird, ist, daß ein so großer Teil unseres Handels mit Deutschland vor sich geht. Wir haben einen größeren Umsatz mit Deutschland als mit irgendeinem anderen Lande.

Diese leitende Stellung gilt für die deutsche Ausfuhr nach Norwegen. Sie gilt dagegen nicht für die Ausfuhr aus Norwegen. Für die norwegische Ausfuhr ist Großbritannien ein wichtigerer Kunde. Im Gesamtumsatz — Einfuhr und Ausfuhr zusammen — steht Deutschland als Nummer 1.

Im Jahre 1913 wurden an Waren aus Deutschland nach Norwegen für 176 Millionen Kronen eingeführt, während die Ausfuhr nach Deutschland von norwegischen Waren nur gegen 66½ Millionen Kronen betrug, also ein ganz bedeutender Unterschuß zuungunsten Norwegens (einschließlich Durchgangswaren beläuft sich der Betrag auf 90 Millionen).

Bei näherer Betrachtung der Handelsstatistik des Landes wird man

Digitized by Google

sehen, daß aus Norwegen hauptsächlich Rohstoffe und Halbfabrikate sowie Nahrungsmittel kommen, während an fertigen Waren nur ein geringerer Teil ausgeführt wird. Aus Deutschland gehen nach Norwegen bedeutende Mengen Kornwaren, Kolonialwaren, Rohstoffe und Halbfabrikate, aber hauptsächlich besteht die Einfuhr aus fertigen Waren. Also die Hauptmasse der Ausfuhr aus Norwegen besteht aus Rohstoffen, während die der Einfuhr nach Norwegen wesentlich aus fertigen Waren besteht.

Zieht man diese Tatsachen in Betracht, so muß man einräumen, daß Norwegen zu Deutschlands besten Kunden gehört, aber daß das Bild von einem norwegischen Standpunkt in keiner Weise als günstig angesehen werden kann.

Die Gesamteinfuhr betrug im Jahre 1913: 590 Millionen Kronen und die Ausfuhr 430 Millionen Kronen.

Die Einfuhr verteilt sich auf folgende Hauptgruppen: Verzehrungsgegenstände 147 Millionen, Bekleidungs- und Toilettengegenstände 56, Hausgerät und Ausstattungsgegenstände 37, Kunstgegenstände, Bücher, Papier 12, Rohstoffe 30 und Maschinen, Gerätschaften und ähnliche Erzeugungsmittel 57 Millionen Kronen.

Die Ausfuhr verteilt sich auf folgende Gruppen: Erzeugnisse aus dem Waldbetrieb und der Holzindustrie 91, der Papierindustrie 32, der Fischerei, dem Walfischfang und der Jagd 132, des Ackerbaus und der Viehzucht 32, Erzeugnisse aus dem Mineralreich, unverarbeitet, 21, halb oder ganz veredelt 41, Erzeugnisse anderer Industriezweige 33 Millionen Kronen.

Die Industrieerzeugnisse machen jetzt einen sehr wesentlichen Teil der Ausfuhr des Landes aus. Es wurde nämlich in dem genannten Jahre an solchen für 181 Millionen Kronen ausgeführt, hierbei nicht eingerechnet gehobelte Holzlast und Tran.

Ein Erwerbszweig von außerordentlich großer Bedeutung für das Land ist die Schiffahrt. Norwegen gehört bekanntlich zu den Großmächten in bezug auf seine Handelsflotte, und im Verhältnis zur Volksmenge ist Norwegens Handelsflotte größer als die irgendeines anderen Landes. Es ist ein sehr bedeutendes Kapital in diesem Betrieb in Norwegen angelegt.

Ende 1913 betrug die Zahl von Schiffen 3290 mit 1767405 Tonnen netto, hiervon 2052 Dampfschiffe mit 1154942. Tonnen.

Die Gesamtbruttofracht im Außenhandel erreichte vor dem Kriege eine Höhe von 217 Millionen Kronen. Eine eingehende Darlegung der norwegischen Frachtmärkte würde allzu großen Raum beanspru-

Digitized by Google

chen, da die norwegische Flagge in allen Häfen weht. Der wichtigste von allen ist Großbritannien.

Hinzugefügt muß auch noch werden, daß kräftig und zielbewußt für die Errichtung fester Dampfschiffslinien nach den überseeischen Ländern gearbeitet wird, und diese Arbeit hat in den letzten Jahren großen Fortschritt gemacht. Dieser Entwicklung von festen Routen muß die größte Bedeutung beigelegt werden zur Beförderung des unmittelbaren Handelsumsatzes mit den überseeischen Ländern.

Die Verbindung zwischen den verschiedenen Teilen eines Landes wie Norwegen muß sich notwendigerweise schwerfällig und schwierig gestalten. Sie einander näher zu bringen, hat große Opfer für Wegebau, Postwesen, Telegraph- und Telephonanlagen sowie besonders für das Eisenbahnwesen erfordert. Die Eisenbahnen des Landes haben jetzt eine Gesamtlänge von 3176 Kilometern, hauptsächlich sind es Staatsbahnen. Im Verhältnis zur Ausdehnung des Landes ist das sehr wenig, aber ein derartiger Vergleich ist auch nicht richtig.

Die Schwierigkeiten beim Eisenbahnbau liegen nicht darin, daß die Anlageunkosten besonders groß sind, sondern sie beruhen darauf, daß der Verkehr im Vergleich mit anderen Ländern so klein ist und bei den vorliegenden Verhältnissen klein bleiben muß. Deshalb wird der Zugabeprozent hoch und das Anlagekapital verzinst sich nicht.

Welche Schwierigkeiten man zu überwinden gehabt hat, um die getrennten Teile zu verbinden, davon wird man den besten Eindruck erhalten, wenn man mit der Bergensbahn reist, die das „Ostland" mit dem „Westland" zusammenknüpft. Im Bau begriffen ist zurzeit eine andere Bahn, die ebenfalls viele Fremde nach unserem Lande und seinen Bergen ziehen wird, nämlich die „Dovrebahn", die eine neue Verbindung zwischen Kristiania und Drontheim über das Dovregebirge herstellen wird.

Die Entwicklung der ausländischen Verkehrsmittel hat auch großes Interesse für den Reiseverkehr, der eine immer wachsende Bedeutung bekommen hat. Viele Tausende Deutsche haben bereits unser Land bereist, und ohne Zweifel werden viele Tausende ihnen nachfolgen. Der Reiseverkehr hat seine wichtige wirtschaftliche Seite, aber seine Wirkungen erstrecken sich bedeutend weiter. Er führt die Nationen zusammen, und wir hoffen, daß die Besuchenden nicht nur die Natur des Landes bewundern, sondern daß sie auch suchen werden, die besonderen Lebensbedingungen des Volks kennen und verstehen zu lernen und mit Wohlwollen sein Wirken und Schaffen beurteilen werden, sich Heimstätten zu erbauen und zu erhalten.

Digitized by Google

Das unbekannte Norwegen.

Von Verlagsdirektor Vilhelm Krag in Kristiania.

Eigentlich hat Europa erst im Laufe der letzten 25 Jahre Norwegen „entdeckt". Jeden Sommer jahraus, jahrein kommen gewaltige Dampfer aus fernen fremden Ländern und ziehen längs unserer ausgedehnten Küste hin, vollgepackt mit Touristen, die die frische, kühle Luft des Nordens einatmen und ihre Seele mit Eindrücken einer überwältigenden und wunderbar schönen Natur bereichern wollen. Tausende und Abertausende von Touristen — und in allererster Linie Deutsche — haben in der vergangenen Zeit unser Land besucht: die tiefen Fjorde des Westlands mit ihren prachtvollen Bergen und mächtigen Gletschern, die Eis- und Schneefelder und die unendlichen Weiten der Hochebenen Jotunheims, die alte Stadt Drontheim mit dem berühmten Dom, die romantische Küste des sagenhaften Nordlands mit der Märchenwelt der Mitternachtssonne und die öde Eismeerküste Finmarkens — überall ist man im Sommer ganzen Karawanen von Fremden begegnet, die alle voller Bewunderung waren über unser herrliches Gebirgs- und Gletscherland. — Und seitdem die Hochgebirgsbahn zwischen Bergen und Kristiania fertig geworden ist, haben die fremden Reisenden einen neuen Weg in das Innere des Landes gefunden; jetzt ist es eine verhältnismäßig einfache Sache geworden, in das mächtige Hochgebirge hineinzukommen, dessen öde, weltferne Wildnis es zu einem Eldorado für jeden macht, der in einer gewaltigen Einsamkeit, weitweg von allem, was Leben und Zivilisation heißt, zu wandern wünscht.

Die vielen Eisenbahnen, die jetzt unsere größten Talstriche durchziehen, machen es ebenfalls leichter möglich, nach Gegenden zu kommen, die noch bis vor ganz kurzem ihr Leben abgeschieden gelebt, und deren Einwohner sich noch viel von der Einfalt und der herzenswarmen Gastfreiheit der Naturkinder bewahrt haben.

Das weit ausgedehnte Land ist auf diese Weise in den letzten Jahren für die Reisenden erschlossen worden — selbst für die, welche nicht viel Zeit zur Verfügung haben. Vor gar nicht so langer Zeit war es ein ganz schwieriges Unternehmen, bis zu diesen fernen, versteckten Landstrichen zu gelangen. Besonders galt das für die Gebirgsgegenden. Man mußte stundenlang auf der unbequemen „Stuhlkarre" von „Skydsstation" zu „Skydsstation", wo man jedesmal die Pferde wechselt, sich durchrütteln lassen; und wenn der Weg aufhörte, war man genötigt, sein Ränzel zu schnüren und auf Schusters Rappen zu reisen. Aber nach den großartigen Verbesserungen der letzten Jahr-

Digitized by Google

zehnte auf dem Gebiete der Verkehrsmittel ist der Strom der Reisenden in Gegenden geleitet worden, die noch vor zwanzig Jahren kein Tourist weder Sommer noch Winter zu sehen bekam.

Sonderbarerweise gibt es einen Teil unseres Landes, an dem die Reisenden vorübereilen, ohne ihm auch nur einen Gedanken zu opfern. Das ist um so auffallender, als es gerade der Landesteil ist, der am weitesten südlich liegt und deshalb die nächste Nachbarschaft von Dänemark und Deutschland bildet.

Es ist die lange Küstenstrecke, die vom Kristianiafjord aus im Osten sich bis in die Gegend von Stavanger hinzieht — ein Landesteil, der erst in der allerletzten Zeit seine eigene Bezeichnung hat: „Sörlandet", das Südland.

Während fast täglich große Touristenschiffe Tausende von Ausländern ins Land bringen, die nach dem Westland, Nordland und den östlichen Gebirgsgegenden wollen, findet kein Schiff es der Mühe wert, an der langen grauen Küste des „Sörland" haltzumachen.

Das hat übrigens seinen guten Grund; denn die Natur in dieser Gegend besitzt nichts von dem lauten Lobgelärme, das nun einmal dazu gehört, um Touristen anzulocken. — Hier gibt es keine berühmten Trollzinnen, keine überwältigenden Gletscherpartien, keine theatralische Mitternachtssonne.

Es ist ein stilles, bescheidenes Land; von der See aus sieht es grau und einförmig aus. Niedrige Hügellinien wellen sich monoton längs der ganzen Küstenstrecke hin, und vor den niedrigen Hängen liegen Holme und Schären zu Tausenden mit kleinen, weißgetünchten Häusern, die hier und dort die nackte Felswand aufwärts kleben.

Und doch hat gerade dieses Land etwas ungemein Anziehendes für den, der es erst einmal liebgewonnen hat. Seine versteckte und so gar nicht prahlende Schönheit wird einem mit den Jahren immer teuerer, wenn einem erst die Augen aufgegangen sind für seinen stillen, gleichsam schüchternen Liebreiz. Und daß keine Touristen es der Mühe wert finden, hier haltzumachen, sich niederzulassen und auf den sonderbaren Rhythmus in dieser Natur zu lauschen — das tut nichts für uns wenige, die dieses Land lieben gelernt und seine Schönheit edler, zarter, inniger finden als alles, was unsere Augen draußen in der weiten Welt geschaut haben.

Seine niedrigen, knorrigen Holmenwände — finden wir — haben eine eigentümliche, männliche Kraft, nicht zum wenigsten weil sie ihre Schönheit nicht zur Schau stellen für alle Welt und jeden einzelnen zufällig Vorbeireisenden befriedigen, sondern sich nur dem einzelnen, der treu ist und deshalb zehnfach dafür belohnt worden ist, jedesmal von neuem offenbaren, wenn er wieder zurückkehrt.

Digitized by Google

Und kommst du dann hinein ins Land, hinter die grauen Holmenwände, so wirst du finden, daß zwischen harten Felsen die Natur Laub und Blumen verschwenderisch ausgestreut hat — es herrscht eine Üppigkeit, wie wir etwas Ähnliches hier oben im Norden nirgends sonst haben — und ein unbeschreiblicher, fast frauenhafter Liebreiz liegt über diesem Elfenland mitten drin zwischen all dem öden Ernst der grauen Felsen.

Langsam steigt das Land weiter und weiter an. Kleine Täler durchschneiden es kreuz und quer, aber schließlich sammeln sich alle die kleinen Wasserläufe zu großen Elven, breiten Flüssen, die sich im Laufe der Jahre ihren Weg durchs Land gebahnt haben. Aber drin in diesen verschiedenen Tälern wachsen die Fichte und die Tanne, die Eiche und die Birke, und im Dickicht der Wälder blitzen zahllose kleine Seen, See an See, blank und still, Wasserlilien träumend längs den Ufern, und mit Forellen, die im Abendsonnenlicht hohe Sätze machen, daß sich große brechende Ringe auf der blanken Wasserfläche bilden.

Abseits von der allgemeinen Landstraße, drin in den Tälern, ist das Land hier sehr wenig bebaut; aber statt dessen ist es ein Wunderland für den Wanderer, der die Stille der Natur und ihre Einsamkeit liebt. Hier kann der Angler von einem fischreichen See zum andern gehen, von einem Forellenbach zum andern — um dann, wenn die Nacht hereinbricht, sein Lagerfeuer auf einer Landzunge anzuzünden, seinen Kaffee zu kochen und seinen Fisch zu braten und darauf still dazusitzen und auf die Tausende von wunderlichen Lauten der Sommernacht zu lauschen, während die Sonne ein paar kurze Stunden zur Küste gegangen ist im Norden, wo Abendglut und Morgenröte hinter fernen Höhenzügen sich begegnen.

Noch ist diese herrliche Wildnis ein verschlossenes Land, das die Eingeweihten — die Liebhaber — mit eifersüchtiger Liebe bewachen. — Noch ist die Industrie nicht bis hierher gelangt, bis in diese versteckten Gegenden, noch hat kein Tourist seinen Fuß auf diesen jungfräulichen Boden gesetzt. — Aber sie sind im Anmarsch. Bald werden wohl alle die vielen kleinen, rieselnden Bäche und poetischen Waldseen reguliert werden, aus ihrer schönen, aber unnützen Unwirksamkeit aufgescheucht werden, um in der großen Haushaltung der Welt mitzuwirken.

Dann ist auch dieser Traum vorbei; unsere Zeit hat keinen Gebrauch für Träume ....

In den großen Haupttälern ist es natürlich volkreicher. — Obschon, auch hier gibt es keine Dörfer im europäischen Sinn, jeder wohnt für sich auf seinem Hof und herrscht auf seinem Stück Land — hier wie überall in Norwegen. Es sind die eigensinnigen, streitbaren Indivi-

Digitized by Google

dualisten der Sagazeit, die umgehen und heutigestags noch hier ihr Wesen treiben.

Das interessanteste Tal im ganzen „Sörland" ist unbedingt das Sätersdal, das bei Christianssand ausmündet. Nicht nur daß es das längste im ganzen Landesteil ist, ist es auch das, wo die Bevölkerung noch ihre eigentümliche Kultur am besten bewahrt hat; ja, viele meinen, daß es der interessanteste Gebirgsstrich in ganz Norwegen ist.

Die „Sätersdöler", die Einwohner des Sätersdals, haben bis auf diesen Tag ihre eigentümliche, höchst malerische Nationaltracht sich bewahrt, und auf vielen Höfen stehen heute noch uralte Gebäude, deren Balkenwerk von riesigen Abmessungen und ganz schwarz von Alter ist. Die Architektur dieser Gebäude ist vom größten Interesse, und von ihr haben viele moderne Künstler sich Anregung und ihre besten Eingebungen geholt. — Aber mit der neuen Zeit kommen auch neuer Geschmack und neue Anforderungen an Bequemlichkeit; selbst im Sätersdal merkt man jetzt diese neue Zeit, doch hier in der Weise, daß leider das Schlechte aus den Städten sich eindrängt, während die besten Gebäude des Tals allmählich verschwinden, um dann in einem oder dem anderen Völkerkundemuseum wieder aufzuerstehen.

Die „Sätersdöler" sind fast alle Poeten; jeder Bursch und jedes Mädel lernt zeitig Hunderte von Kehrreimen, die sogenannten „Stev", von denen wohl die meisten melancholische Liebeslieder sind; aber es gibt auch scharfe und witzige Spottlieder darunter. Nicht selten wurden noch vor wenigen Jahren „Stev"-Wettkämpfe (Wechselgesänge) bei Hochzeiten und anderen Festlichkeiten veranstaltet. Die Burschen saßen dabei auf der einen Seite, die Mädels auf der anderen — es kam darauf an, wer mit dem witzigsten Kehrreim dem Gegner zu antworten und darauf wieder dem spöttischen Witz zu entgegnen verstand, so daß seine Spitze vollständig umgedreht wurde und auf den Gegner zurückprallte. Als der große dänische Dichter Holger Drachmann vor einigen Jahren das Sätersdal besuchte, wohnte er einem solchen Wettgesang bei; er war im höchsten Grade überrascht und erstaunt über dieses Spiel, das sicher seine Wurzeln in den mittelalterlichen Sängerkriegen hat. Nicht am wenigsten staunte der große Lyriker darüber, mit welcher Fertigkeit die jungen Bauernburschen ihre Antworten improvisieren konnten, wenn sie in der Eile keine der auswendig gelernten Kehrreime fanden, die sich anwenden ließen.

Aber es würde allzu weit führen, wollte ich alle Eigentümlichkeiten dieses Gebirgstals erwähnen, über die bereits eine ganze kleine Literatur vorliegt. Im Gegensatz zu diesen Gebirgsstrichen, die jahrhundertelang ihr Leben in strenger Abgeschlossenheit von der Umwelt

Digitized by Google

gelebt haben und sich deshalb ihre uralte Kultur ziemlich unverändert noch bewahrt haben — hat das Küstenland ein deutliches Gepräge von seiner fortwährenden Verbindung mit der ganzen weiten Welt da draußen über der See erhalten. Die Leute hier sind nämlich seit vielen Geschlechterfolgen immer Seeleute gewesen. Sie befuhren die großen Ozeane und fühlten sich deshalb als „Weltmann". In ganz besonderem Grade war dies in der Zeit der Segelschiffahrt der Fall, der Glanzperiode des Landes. Da hatte jede kleine Stadt und jeder kleine Hafen seine eigene Schiffswerft, wo vom Morgen bis zum Abend gebaut und gezimmert wurde, und jedes Jahr lief ein Schwarm neuer weißer Schwäne mit ausgespannten glänzenden Schwingen über das Meer hinaus — hinaus in das große wunderliche Märchenland, das die Welt heißt.

Schiffer zu sein an Bord seiner eignen Schute, war in diesen Zeiten dasselbe wie unumschränkter Herrscher über seine Leute zu sein von dem Augenblick an, da das Schiff aus dem einen Hafen auslief, bis es im nächsten vor Anker ging.

Und so ein Schiffer fühlte sich damals überall, wo er hinkam, ganz wie zu Hause. Gleichgültig, ob es Hamburg, Buenos Aires, Melbourne oder San Franzisko war — er kannte seine Makler in- und auswendig, hatte seine Stammkneipen und Saloons, und wenn er wieder heimkam, in sein eignes kleines Heim in dem norwegischen Schärenhof, erzählte er mit der größten Gemütsruhe von den fernliegendsten Antipoden, als wären sie seine nächsten Nachbarn gewesen, und als ob es nur eine kleine Tagesreise wäre von seinem öden Holm bis nach Pensacola oder Westindien.

Dies brachte es mit sich, daß die braven Schiffersleute oft einen weltmännischen Anstand in ihrem Wesen und in ihrem Äußeren bekamen, der in starkem Gegensatz stand zu dem konservativen Norwegertum der Bauern. Und waren die Schiffer Weltleute, so waren es ihre Reeder noch in weit höherem Grad; viele der alten Schiffsreederfamilien in diesen Gegenden hatten die Gewohnheit, ihre Söhne als ganz junge Knaben auf die besten Akademien im Auslande zu senden, damit sie die denkbar beste Ausbildung, die sich überhaupt erwerben ließ, bekämen. Und wenn die jungen Leute dann wieder in die Heimat zurückkehrten, brachten sie in die kleinen Städte eine europäische, verfeinerte Kultur mit, die sich in Bauluft und Prachtliebe äußerte, die aber jedenfalls den kleinen Gemeinwesen längs dieser barschen Küste ein gewisses Gepräge galanter Anmut gab.

Daß der soziale Unterschied auf diese Weise scharf wurde, ist selbstverständlich. Nicht ohne Grund ist der Ort der Handlung mehrerer

Digitized by Google

von Ibsens und Björnsons Schauspielen eine solche kleine Küstenstadt. Ibsen hatte ja selbst seine Jugend als Apothekerlehrling in dem kleinen Strandort Grimstad verbracht und dort Eindrücke empfangen, die viele seiner späteren Werke geprägt haben. Auch Björnson kannte sehr gut diesen Typus des selbstguten Konsuls und Provinzmagnaten; aber es mag immerhin sein, daß die großen Dichter in ihrem großen reformatorischen Eifer allzusehr die Schattenseiten dieser Kaufmannskultur hervorgehoben haben.

Jetzt ist jedenfalls der alte Reichtum gänzlich verschwunden. Die kleinen Städte waren viele Jahre lang in wirtschaftliche Ohnmacht hingesunken; die Sagazeit der alten Geschlechter ist vorbei, verschwunden zusammen mit der Glanzzeit der Segelschiffe. Viele wandern nach Amerika aus, einzelne sind vom Glück begünstigt, und vielleicht kommen sie mit Geld in der Tasche zurück, um die letzten Jahre ihres Lebens dort zu verbringen, wo sie in ihrer Kindheit gelebt haben.

Vielleicht kann das „Sörland" eine neue Glanzzeit erleben, vielleicht kann die Industrie ein neues goldenes Zeitalter hervorzaubern. Hierüber kann indessen niemand in diesem Augenblick etwas wissen.

Aber gerade diese Stille und Vergessenheit geben dem Lande seine eigene Stimmung, die die, welche sie lieben, nichts anderes wünschen läßt, als es jetzt ist.

Die weißen Städte mit ihren Häfen, ringsum die kleinen glänzenden Holzhäuser! Rosen blühen in den Gärten, und es duftet von Holunder und Spiräen in den langen hellen Nächten.

Und dort liegen die Tausende von Holmen und Schären wie kleine märchenhafte Königreiche hinaus in das blaue Meer. Dort kann man Tag und Nacht in seinem Boot in einem idealen Fahrwasser segeln, wo der Steuermann ein Auge an jedem Finger haben muß, um Riffe und Schären zu vermeiden. Geht man aber an Land, so trifft man gastfreie Leute in den weißen, rein gescheuerten Seemannshütten. Vielleicht trifft man auch einen, der gar manch eine lustige Geschichte erzählen kann und von manch einem ernsten Kampfe in den schwarzen Winternächten zu berichten weiß.

Eins ist sicher: Dieses unbekannte Norwegen ist nichts für den zufälligen Touristen, der nur nach berühmten Aussichten oder gewaltigen Panoramen verlangt.

Wer aber kommt, um eine große und stille Natur aufzusuchen, kann vielleicht einmal in deren Mysterium aufgenommen werden. Und dann wird er sich kaum je wieder von der Zauberei dieser Natur befreien können, selbst wenn er wollte. Dann wird er einer der wenigen Eingeweihten sein, die das unbekannte Norwegen entdeckt haben.

Digitized by Google

Die moderne Kunst in Norwegen.

Von Jens Thiis, Direktor der Nationalgalerie in Kristiania.

Wir Norweger hören bei festlichen Gelegenheiten gern vom „alten Norwegen“ sprechen.

Aber es gibt wirklich auch vieles, das jung ist im „alten Norwegen“.

Wohl haben wir unsere alte, ererbte, rein nationale Bauernkultur als verkapseltes Überbleibsel bewahrt. Unsere alte Sprache lebt in den Bauerndialekten fort, unsere dekorative Bauernkunst ist in elfter Stunde vor Vergessenheit und Untergang bewahrt worden, und die Jetztzeit versucht darauf weiterzubauen. Aber anderseits enthält unsere Kultur so vieles, das an Jahren jung ist und das zum großen Teil in Fremdem wurzelt.

Unsere norwegische Malerkunst z. B. können wir ja sicher als eine der jüngsten Malerschulen in Europa bezeichnen.

Sie gehört dem neunzehnten Jahrhundert an und hat keine tieferen Wurzeln in unserer nationalen Vorzeit.

Erst nach der Befreiung aus der Zusammengehörigkeit mit Dänemark erwachte die Nation, auch auf dem Gebiet der Kunst, zu eigenem Bewußtsein und begann ihre Selbständigkeit zu betonen.

Bereits wenige Dezennien nach 1814, dem Wiedergeburtsjahr unserer politischen Selbständigkeit, könnte man eine kleine Schar von Malern nennen, die dem allgemeinen Bewußtsein deutlich als eine wirkliche norwegische Malerschule erschienen, obschon sie alle ihre Ausbildung in der Fremde gesucht hatten und auch fernerhin gezwungen waren, ihren Erwerb dort zu suchen.

Denn daheim waren alle Kräfte und alle Mittel in dem harten Kampf um die ökonomische Hebung des Landes und um die Befestigung seiner politischen Selbständigkeit in dem neuen Bund mit Schweden vollständig in Anspruch genommen.

So war es erst nach langen Jahren der kleinen norwegischen Künstlerschar vergönnt, festen Fuß auf heimischem Boden zu fassen.

Aber waren die älteren Künstlergenerationen auch darauf angewiesen, im Ausland zu lernen und weiter in der Fremde zu leben — sie malten doch die Heimat. Und die große Mehrzahl unterhielt durch häufige Besuche und Reisen im Vaterlande die Verbindung mit dem Volk und der Natur, die ihre Kunst schilderte.

Der hervorragendste unter allen älteren norwegischen Malern, dessen Namen als erster genannt werden muß, ist Johan Chr. Dahl, „der Vater unserer Malerkunst“. Nicht nur zeitlich aber auch dem Range nach erscheint er als der erste und der vorzüglichsten einer.

Digitized by Google

Unübertroffen ist er in der Wiedergabe der norwegischen Natur. Als erfolgreicher Förderer norwegischen Kunstlebens hat er sich um sein Vaterland verdient gemacht, obgleich er als Akademieprofessor in Dresden lebte und starb. Als Bahnbrecher einer neueren und frischeren Naturauffassung hat er sich auch einen dauernden Ehrenplatz in der Geschichte der deutschen Kunst erworben.

Dahl starb 1857. Er war unser größter Landschafter und einer der wirklich großen des 19. Jahrhunderts — der nordische Constable!

Die nächste Generation von Malern, die in den vierziger Jahren hervortraten und deren Kunstrichtung in den darauffolgenden Jahrzehnten zur herrschenden in der norwegischen Malerei wurde, bezeichnet eher einen Bruch als eine natürliche Fortsetzung auf dem Wege, den Dahl eingeschlagen hatte und sein Schüler Fearnley weiter verfolgte.

Auch diese jungen norwegischen Maler zogen nach Deutschland, um zu lernen — daheim fand sich noch viele Jahre hindurch keine Malerakademie oder irgendeine Malerschule — und die meisten von ihnen setzten ihre Wirksamkeit auf deutschem Boden fort.

Aber es zog sie nicht zu Dahl nach Dresden oder Fearnley in München, sondern zu den Düsseldorfer Ateliers, wo eine neue Richtung emporgeschossen war, die sich das Publikum im Sturm eroberte.

Von da an wird die Geschichte der norwegischen Malerkunst zu einem Zweig der deutschen Kunstgeschichte.

Es ist nicht mit frohen Gefühlen, daß ich diese Tatsache konstatiere.

Zwar verdient die nun folgende Periode der norwegischen Malerkunst in gewissen Beziehungen den Namen eines goldenen Zeitalters. Sie war reich an Talenten, und unsre Malerei machte einen ungewöhnlichen Einsatz in der allgemeinen Kulturentwicklung. Aber trotzdem zeigt sie — kunstgeschichtlich gesehen — die traurigen Zeichen der fremden Abhängigkeit und die Willkür des Emigrantentums.

Diese Kunst hatte eigentlich nicht Neues zu sagen — es war eine Reaktion der Farbigkeit gegen das strenge Zeichnen des Nazarenertums — aber in Wirklichkeit eine Vergröberung des koloristischen Gefühls und Auffassungsvermögens.

Dahl, Friedrich, die alten Hamburger Maler hatten einen viel feineren Sinn für die Farbe als die berühmten Düsseldorfer Koloristen mit ihrer braunen Sauce und verbranntem rotgelben Kolorit. Alle kühlen Farbenwerte, die in der Ökonomie der Malerkunst so notwendig sind, gingen in dieser Zeit ganz verloren.

Von Düsseldorf übersiedelte in den 60er Jahren Hans Gude nach Karlsruhe, und ihm folgte eine Schar von Schülern, welche sich doch bald von dem neu aufblühenden Kunstleben Münchens angezogen

Digitized by Google

fühlten. Hier in München befand sich Ende der 70er Jahre, meistens in den Akademieateliers bei Loefftz, Diez und Lindenschmitt, eine beträchtliche Anzahl tüchtiger und talentvoller norwegischer Maler: Otto Sinding, Eilif Peterssen, Hans Heyerdahl, Erik Werenskiold, Harriet Bacher, Gerhard Munthe, Kittelsen und Skredsvig — während Kroly zu Gussow in Berlin ging und Fritz Thaulow als einer der ersten nach Paris.

Eben dieselben Leute sollten später als Träger der naturalistischen Kunstanschauung eine heimische Kunst schaffen.

Mit Beginn der achtziger Jahre endet nämlich die Emigrantenzeit, und eine nationale Periode der Geschichte unserer Malerkunst beginnt.

Aber damit ist auch die Romantik abgeschlossen, und der Naturalismus hält seinen Einzug.

Es ist die Kunstanschauung des französischen Naturalismus, die in den achtziger Jahren auch bei den norwegischen Malern herrschend wurde, der norwegischen Natur angepaßt und mit norwegischem Gemüt erfüllt.

Aber von Paris ging es heimwärts. Um das Jahr 1883 war fast alles, was unser Land an junger Künstlerschaft besaß, in der Hauptstadt Norwegens versammelt — versammelt, um dort zu bleiben.

Es war gewiß nicht zum erstenmal, daß norwegische Künstler sich in Kristiania zusammengeschart hatten, um da zu bleiben. Aber immer und immer wieder mußten sie es aufgeben. In geistiger wie in materieller Beziehung fühlten sie sich daheim zu beengt.

Vielleicht gaben sie es zu schnell auf. Vielleicht hätten sie länger im Kampfe aushalten können. Aber noch fehlte ihnen die tiefere Überzeugung von dem Wert der Selbständigkeit in der Kunst, auch rein national gesehen.

Vom Standpunkt der Künstlerschaft aus gesehen, war ja das Publikum der „Feind", weil es die konventionelle Kunst unterstützte und nichts anderes als das Konventionelle begreifen wollte.

Aber endlich hatte also die Malerkunst, so lange im Bann unter dem Vorbild alter Meister, unter der Schulzucht der Akademien und der Kunstgesetze pedantischer Ästhetiker, die Schranken niedergerissen: Jetzt erst wagte die Kunst die Natur zu geben, wie sie sie wirklich auffaßte und wie sie auch wirklich aussah.

In diesem freien Tageslicht gab es ja nicht länger irgendein Etwas, das nicht Daseinsrecht und Anspruch auf die Behandlung der Kunst hatte! Nieder mit den Kristiania-Protzen! Es lebe Paris!

— — So ungefähr klang es zu Beginn der achtziger Jahre aus dem Gedankengang und den Stimmungen in dem kleinen streitbaren

Digitized by Google

Kreis junger Naturalisten und Impressionisten, die Kristianias gute Gesellschaft und die leitende Presse in Aufruhr versetzten, durch ihre anstößigen Bilder, ihre stürmischen Protestversammlungen, ihre Teilnahme an der Boheme-Bewegung, ihren Clique-Jargon und ihr lustiges Leben.

Gar manches, das damals gemalt, geschrieben, gesprochen oder gebrüllt wurde, erscheint uns jetzt wunderlich fremd. So manches Wort, das damals auf den Lippen zitterte, erscheint nun beim Durchblättern von Zeitungsartikeln jener Periode als selbstverständliche Trivialität oder trockene Doktrin. Von der reaktionären Kritik jener Zeit kann man nicht einmal sprechen, sie wirkt beim Durchlesen wie eine Blütenlese von Ungeheuerlichkeiten.

Die Zeit hat die Werte umgewertet. Das laute Wesen und die kameradschaftliche Klüngelopposition scheint unserer Generation plump und befremdend. Richten sich doch zum Teil die Ideale jetzt eher auf Selbstvertiefung und Isolierung als auf Massenkampf und Gruppenbildung. Und der Glaube an die Wirklichkeit ist erschüttert.

Nun erstaunt die Keckheit, mit der selbst die Klügsten unter den Naturalisten den Stab über alle Phantasiekunst brachen. Die nächste Generation fühlte sich in ihren Hoffnungen vielfach enttäuscht. Der starke Glaube der achtziger Jahre hatte Herrlichkeiten vorgespiegelt, die auf sich warten ließen. Und die neuen „Jungen" stürzten sich verletzt und müde dem Gegensatz des Naturalismus und Positivismus in die Arme.

Es folgte eine Generation von Ausruhenden und Träumern, von Dekadenten und Neuromantikern.

Diese junge Generation konnte vielleicht die derbe Handgreiflichkeit und die etwas platte Wirklichkeitstreue der Vertreter der achtziger Jahre schwer begreifen und die Verdienste dieses Zeitalters richtig einschätzen. Die historische Kritik aber, deren erste Pflicht es ist, die Voraussetzungen zu kennen und nach bleibenden Werten zu suchen unter verblichenen und zerfetzten Moden, wird den Naturalismus und die Kämpfe der Männer aus den Achtzigern anders zu werten wissen als nach dem Maßstab der Neuidealisten.

Brachten doch tatsächlich diese achtziger Jahre eine ganz außerordentlich große Produktion guter norwegischer Kunst, eine unverhältnismäßig große für ein so kleines und armes Volk.

Wir hatten zweifellos in diesen Jahren eine Blüte in der norwegischen Malerkunst, wie wir sie in der Literatur hatten.

Und mit aller Jugendlichkeit und allem Lärm zeichnet sich Leben und Kampf der Künstler in kräftigen, charaktervollen Linien.

Digitized by Google

Denn der Idealismus, den sie dem Namen nach scheuten, durchglühte in Wirklichkeit ihr Werk — der Idealismus des Lebens, der Tat und des Bekenntnisses. Es war doch eine große, muterfüllte Zeit.

Aber die Malerkunst allein hätte nicht so schnell den Sieg davongetragen. Die naturalistische Richtung in der bildenden Kunst hatte einen Hintergrund für ihren Kampf in unserer nationalen Entwicklung und in den Umwälzungen, die auf den verschiedenen Gebieten des Geisteslebens in diesen Jahren vor sich gingen.

Die Maler selbst bilden nur einen kleinen Trupp in der vorwärtsschreitenden Opposition, die sich in jenen Jahren gewaltsam den Weg bahnte mitten durch traditionelle Absperrungen hindurch.

Die frische Meeresströmung, die aus Ibsens Dramen das Geistesleben des Landes, ja Europas durchflutete, mit dem hohen Himmel des Individualismus über sich. Der befreiend frische Höhenwind, der aus Björnsons Dichtung und Agitation wehte. Das läuternde Feuer in Georg Brandes' Kritik. Der Wahrheitsfanatismus in Garborgs und Jaegers Büchern. Und der radikale Wellenschlag, der sich in der Politik des Landes aufbäumte. Das bildet den heimatlichen Hintergrund.

Aber der Hintergrund vertieft sich. Hinter dem Kampf der jungen Pariser Pilger in Norwegen erblicken wir Umwälzungen und Neubildungen draußen im Geistesleben Europas auf allen Gebieten des Denkens, der Kunst, des sozialen Gewissens.

Der Positivismus mit seiner Umwertung alter Werte ist gleichsam der entfernteste Teil der Perspektive. Die ernüchternde Wirkung der naturwissenschaftlichen Forschung auf allen Gebieten der Wissenschaft ist die nächste Perspektive. Die Menschen begannen ihre Sinneserfahrungen systematischer zu verwerten.

Wie ein Zwillingsbruder des wissenschaftlichen Empirismus erwuchs und gedieh der Naturalismus in der Kunst.

Und unter der individualistischen und anarchischen Tendenz, dem kräftigsten Ansporn im gesamten Geistesleben des 19. Jahrhunderts, wurde der Naturalismus zum Impressionismus.

Den Urgrund, aus dem dies alles hervorsproß, erkennen wir als die Demokratie, in der die lang zurückgehaltene Unzufriedenheit zärte und Glückseligkeitsträume dem Licht zustrebten. Der Drang nach der sozialen Umwälzung pulsiert unter dem ganzen. Also:

— Der Durchbruch in der norwegischen Malerkunst in den achtziger Jahren war ein Reflex nur tiefer Geistesströmungen, die jene Zeit durchbebten.

Edvard Munch, die größte malerische Begabung Norwegens, am 2. Dezember 1863 geboren, entstammt einem reinblütigen nor-

Digitized by Google

wegischen Aristokratengeschlecht. Einem Geschlecht, das ursprünglich seinen Stammsitz in einer Gebirgsgegend hatte und das ganze 19. Jahrhundert hindurch in dem norwegischen Geistesleben sich betätigte. Einen genialen Mann hat das Geschlecht schon vor Edvard Munch hervorgebracht — den Historiker Peter Andreas Munch, den Verfasser der „Geschichte des norwegischen Volkes".

Wie ein flackerndes Irrlicht am hellichten Tag wirkt Edvard Munchs Kunst in der Künstlergeneration, der er angehört. Im vollen Sonnenschein des Naturalismus stieg diese Flamme wie aus ungekannten Quellen empor.

In seiner Kunst tritt mehr und mehr eine höchst eigenartige geistige Persönlichkeit zutage. Und diese Persönlichkeit hat außer ihren glänzenden malerischen Qualitäten viel vom Grübler und vom Dichter.

Ganz besonders tritt dies hervor in seiner älteren Produktion, in seinen symbolischen Bildern, in seinen vielen graphischen Blättern und jetzt in seinen mächtigen Universitätsdekorationen.

In der norwegischen Staatssammlung, der Nationalgalerie in Kristiania, hängen jetzt 22 Werke von Munch, darunter mehrere seiner größten Hauptwerke, wie „Frühling", „Das kranke Kind", „Tag danach", „Das Sterbezimmer", „Asche".

Durch fast alle größeren Städte Deutschlands sind seine Werke den aufregenden Gang gegangen, haben Wut hervorgerufen, aber auch innige, ja leidenschaftliche Freude erweckt.

Er ist meiner Ansicht nach der Größte unter den Unsrigen und einer der Großen unserer Zeit.

Weniger robust und weniger kampflustig als die rabulistischen Naturalisten der achtziger Jahre war die Jugend, die nun herangewachsen war und in den neunziger Jahren zu Worte kam.

Es war in vieler Hinsicht ein illusionsloses Geschlecht, ein Geschlecht von jungen Zweiflern.

Das heftige Feuer der politischen Kämpfe war am Erlöschen, der Sprengstoff der Boheme-Opposition mit Beschlag belegt und beiseite geschafft. Die politischen Enttäuschungen und die Niederlage der Geistesfreiheit hatte bei manchen tiefe Narben zurückgelassen.

In unserer inneren, wie in der Unionspolitik erhob die Reaktion ihr Haupt. Die Linke war eine gesprengte Partei, die Führer bei den Wahlen zur Strecke gebracht. Die Seele der Jugend war von Widerwillen gegen Politik und öffentliches Leben erfüllt. Blasiertheit und Gleichgültigkeit wurden zu einer gewohnten Erscheinung, die den wachsenden Mißmut verhüllte.

Der Typus des Dekadenten tritt ostentativ in den Vordergrund.

In der Kunst war eine Art Windstille eingetreten, nachdem der

Digitized by Google

Sturm des Naturalismus ausgetobt hatte. Das Publikum hatte sich darein ergeben, und die Kritik ließ mit sich reden.

Gleichzeitig erschlaffte die Kampflust bei den alten Kämpfern.

Die Freilichtsmalerei hatte gesiegt und dehnte sich mit Wohlbehagen auf ihren grünen Wiesen.

Bald war nur noch Munch da, als einziges „Ärgernis" zurückgeblieben, hochfahrend und verrückt — man meinte beinahe in ihm eine Art Don Quichote zu erblicken. Und als er den Staub von seinen Füßen schüttelte und sich im Auslande niederließ, machte das auf wenige Eindruck. Aber die Jugend vermißte ihn bald schmerzlich.

Sie begann jetzt „der roten Kühe auf der grünen Wiese" müde zu werden, und ebenso hatte sie nun genug von den grauen Büchern des Alltagsrealismus mit den ewigen Nähmädeln und kleinen Kontoristen.

Schließlich gestand die Phantasie offenherzig, sie sei hungrig und müsse auch etwas zu fressen haben.

Das alte Roß der Romantik begann wieder seine Glöckchen läuten zu lassen. Es war die Neuromantik, die sich ankündigte.

Aus dem großen Europa tönte die Botschaft der Reaktion: die Wissenschaft sei bankerott gegangen, der Positivismus sei in Skepsis ausgemündet, die Demokratie habe ihre Rolle ausgespielt, nachdem sie die großen Persönlichkeiten wegnivelliert. Und der Naturalismus — ja, der war ebenfalls fertig und wurde von seinen eigenen Jungen verlassen. Mit schwarz umflorten Fahnen sah man die alten Gottesleugner zum Mystizismus übermarschieren, sich auf Gnade und Ungnade ergeben dem allzeit barmherzigen Schoß der Kirche.

Für die Kunst wurde indessen ein neuer Idealismus verkündet. Die Irrtümer des Impressionismus lagen vollständig klar zutage — bekanntlich! — und die Kunst der Zeichnung ging einer neuen Renaissance entgegen. Die dekorative Linie begann wieder anzuschwellen — bald wand sie sich in mondänen Aalwindungen über Wände und Decken, über Bücherblätter und Möbelformen.

Der Jugendstil dunstete sich auf! Für uns Norweger wurde Kopenhagen der Transithafen für den neuen europäischen Stil, ebensosehr in der Malerkunst wie in der Literatur.

Die dänische Malerkunst stand übrigens außerordentlich hoch in den Jahren um 1890. Sie hatte schon einen viel höheren Kulturdurchschnitt erreicht als die norwegische. Und eine Reihe ausgeprägter Persönlichkeiten gab der dänischen Kunst nationale Art und Gepräge.

Als wissensdurstige Schüler strömten sie in Kopenhagen zusammen, meist in Zahrtmanns Malerschule. Vor nicht langer Zeit konnte man in der Tat sagen, daß mehr als die Hälfte der norwegischen Maler Zahrtmanns Schüler waren.

Digitized by Google

Hier erhielten sie ihre neuen Kulturwerte, hier lernten sie auch die Begeisterung der Dänen für Italien und die klassische Kunst zu teilen.

So geschah es, daß die junge norwegische Malerschule im Lauf verblüffend kurzer Zeit vollständig den Charakter änderte.

Die breite, ungestüme Malweise mit grober Pinselführung und robuster Form wich unter der dänisch-italienischen Einwirkung einer stilisierenden, scharf zeichnenden Manier und einem dunklen, etwas toten Kolorit. Der eisige, blaugrüne norwegische Freilichtton schmolz weg in warmen dänischen Harmonien, die übrigens direkt den nachgedunkelten Bildern alter Meister in den Galerien nachgebildet waren.

Plötzlich war nämlich alte Kunst bei den jungen norwegischen Malern zu Ehren gelangt — was sie eigentlich nie vorher war.

Gleichzeitig änderten auch die Motive den Charakter. Fortgesetzter Aufenthalt in Dänemark und Italien führte zur Wahl fremder Landschaftsmotive. Die linienfeinen Landschaften des dänischen Seelands und die plastische Natur Italiens übten mehr Anziehung auf die jungen Stilstreber aus als die norwegische Natur in ihrer grauen Armut oder ihrer quellenden malerischen Lebensfrische.

In der Kunst dieser Jungen spielte übrigens das „Interieur" eine bedeutende Rolle — aber es war nun nicht mehr, wie in den achtziger Jahren, das Interieur aus dem Heim des bescheidenen kleinen Handwerkers, noch stammte es aus bunten Bauernstuben: Nein: Mahagonimöbel und weißlackierte Stühle aus den Wohnzimmern der jungen Künstlerfamilien — Empirestil aus der Großväter Zeit mußte es sein!

Damit kam mehr Kultur in unser Kunstleben. Die barbarische Geringschätzung alter Meister wurde ausgerottet — hoffentlich für immer.

Und die jungen Leute lernten rein technisch viel in Dänemark. Ihre Zeichnung wurde fester, ihre Linienführung reiner.

Sie lernten in Dänemark und Italien auch Begriffe wie „Komposition" und „Bildwirkung" erkennen und schätzen. Die Malerei begnügte sich nicht mehr damit, einen Ausschnitt der Natur darzustellen.

Von unschätzbarem Gewinn war es auch, daß die besten unter den älteren Malern, wie Werenskiold und Munthe, den Jungen verständnisvoll entgegenkamen und sie auf den rechten Weg führten.

Zwei Namen repräsentieren vor allen andern in feinster Weise diese Generation der neunziger Jahre — Egedius und Sohlberg.

Bei dem jung verstorbenen Halfdan Egedius war etwas von der Begabung des Wunderkindes. In sehr jugendlichem Alter debütierte er und erweckte die größten Erwartungen; aber gerade, als man begann, von der Seltenheit seiner Begabung sich zu überzeugen, raffte ihn der Tod plötzlich dahin, ehe er seine 22 Jahre vollendet hatte.

— — In scharfem Gegensatz zu Sohlberg stehen Th. Erichsen und

Digitized by Google

Wold-Torne. Bei Sohlberg ein streng „stilisierender Naturalismus", wenn ich diese paradoxale Bezeichnung verwenden darf. Bei Erichsen und Torne ein voller, massiv wirkender Kolorismus, der sich über die stoffliche Schönheit und atmosphärische Tonigkeit der Natur freut.

Th. Erichsen ist der geschmeidigere, mehr blendende und elegante von den zweien. Seine Farbe ist leichter und fließender, ihm kommen die Ausdrücke von selbst.

— Wenn ich von diesen beiden, an welche auch andere wie Jorde, Jacobsen, Holbö sich anschließen, zu einer anderen Gruppe von jungen Künstlern übergehe, die durch die Namen Karsten, Torsteinson, Lund, Folkestad, Onsager repräsentiert ist — muß ich wieder mit den Worten anfangen: „In scharfem Gegensatz zu den letztgenannten stehen einige andere von den jungen norwegischen Künstlern." Und ich könnte hinzufügen: „In scharfem Gegensatz zueinander", denn bei uns daheim löst sich leicht alles in scharfe Gegensätze auf.

Zusammen bilden die eben genannten sechs Maler ein Hauptgewicht in der modernen norwegischen Kunst. Alle stehen sie in den dreißiger Jahren und können insofern nicht mehr zu den Jüngsten gerechnet werden, die noch die große Ungewißheit der Zukunft halbverhüllt in ihren Händen tragen. Aber von der Kraft und Ausdauer dieser Dreißigjährigen wird es doch abhängen, inwieweit Norwegen in den künftigen Jahren den Platz in der europäischen Kunstentwicklung behaupten wird, den es in den achtziger Jahren eroberte.

Während Torne und Erichsen sich Werenskiold und Munthe angeschlossen haben, stehen diese sechs eher im Gegensatz zu diesen sogenannten Lysaker Künstlern (nach dem Orte genannt, wo sie wohnen), und alle haben sie starke Eindrücke von Edvard Munch empfangen.

Ich glaube nicht, einem der anderen zu nahe zu treten, wenn ich geradeaus Ludwig Karsten als das größte und eigenartigste Malertalent unter ihnen bezeichne. Glaube ich doch, daß sie selbst meiner Meinung sein werden.

Bei Karsten vereinigt sich ein ungezügeltes Temperament mit einer Verfeinerung der Gesichtsnerven und einer gewissen Sicherheit des Ausdruckes, die er frühzeitigen Akademiestudien und dem vielen Sehen von moderner Kunst verdankt.

Karsten zunächst in Alter, Talent und Entwicklung steht wohl Torstein Torsteinson. Auch in seiner Kunst kämpfen entgegengesetzte Elemente, Ungestüm und nervöse Verfeinerung, wie man sie in der neueren norwegischen Kunst oft antrifft, sowohl in der Literatur wie in der bildenden Kunst.

Diese Maler haben ja nichts mehr mit den Klassikern, mit Ibsen und Björnson, gemeinsam. Sie sind Kinder derselben Zeit als

Digitized by Google

Phantasten, Ironiker und Stilraffinisten wie Knut Hamsun, Gunnar Heiberg und Nils Kjaer.

Flüchtiger und weniger raffiniert, aber ein farbenfrohes, lebendiges Talent ist Bernhard Folkestad, ein geborener Dekorateur. Mit Blumen und Tieren vertraut, glücklich bei dem Ansehen der Früchte der Erde, wie sie in nachlässigem Überfluß über einen Tisch dahinfließen, Äpfel und Pflaumen und Mandeln und Nüsse mit hingeworfenen Hüten und Schuhen oder roten Laternen gemischt — das ist seine Sache zu malen — breit, froh und farbig.

So frisch und unmittelbar wie Folkestad — so fein und zurückhaltend, in seiner Weise der vornehmste von den Jüngeren, ist Sörm Onsager.

Mit sanfter Liebe malt er in grauer Tönigkeit junge, zarte, fast noch nicht erwachsene Mädchenkörper — ängstlich auf jede Nuance der Linie und jeden kleinen Zwischenton in der Farbe achtend.

Ihm gegenüber als der volle Gegensatz steht Henrik Lund, breit und kühn, der handfeste und ungemein intelligente Porträtmaler. Henrik Lund ist eine reiche und fast bezaubernde Persönlichkeit, kräftig und verschwenderisch, mit blitzschnell fassendem Intellekt begabt, mit seinen jungen Jahren ein Menschenkenner, in dessen Wesen Rücksichtslosigkeit und sanftes Mitgefühl sich mischen.

Schließlich habe ich ein Wort über die Jüngsten zu sprechen.

Ein ganz neues Geschlecht ist emporgewachsen, das sich — jedenfalls vorläufig von dem heimischen Zusammenhang gelöst fühlt.

Ein Geschlecht der Umwandlung, wie das der achtziger Jahre es auch war, das starken Trieb nach neuen Formen in sich fühlt, das von dem Naturalismus ausbrechen mußte.

Ein Geschlecht von Malern, die in den Farbenkontrasten die Hauptsache, wenn nicht die einzige Sache der Malerkunst sehen.

Schon Cezanne sagte jedoch: Il n'y a pas de ligne, il n'y a que des contrastes.

Und auf Cezanne bauen die jungen Franzosen, vor allen Matisse, weiter. Matisse ist der ganz bestimmende Lehrer unserer „Jüngsten".

Bei ihm waren sie fast alle, bei ihm haben sie sich von der geistigen Unabhängigkeit der Kunst von der objektiven Natur überzeugen lassen. Bei ihm haben sie den angespannten Expressionismus im Kolorit und in der Formensprache sich angeeignet. Vielleicht ist man doch geneigt, den Einfluß des Lehrers zu stark zu betonen. Sind sie doch deutlich ausgeprägte Persönlichkeiten, Leute wie Henrik Sörensen und Jean Heiberg. Starke, dreist in die Welt ausblickende Gemüter und selbstbewußter Wille sprechen aus dieser Kunst der Jüngsten.

Die norwegische Malerei braucht nicht hoffnungslos der Zukunft gegenüberzustehen.

Digitized by Google

Hundert Jahre norwegischen Geisteslebens.

Von Universitätsprofessor Gerhard Gran in Kristiania.

Am 17. Mai 1814 standen wir nach vierhundertjähriger politischer, administrativer und geistiger Abhängigkeit plötzlich allein. Wie durch ein Wunder kamen wir ziemlich unversehrt aus dem Weltsturm heraus, in den wir hineingezogen waren und der einige Jahre lang die ganze Nation mit Mann und Maus zu vernichten drohte. Der Sturm hatte uns von unsrem alten Bruder und Herrn[1]) losgelöst, und wir sollten jetzt unser eignes Leben beginnen. Aber auch das war nicht ohne Gefahren. Denn fürs erste wurden wir an einen neuen Bruder[2]) geknüpft, den es auch gelüstete Herr zu werden — und dann: die Abhängigkeit von dem alten ging viel tiefer als nur bis zur politischen Gefolgschaft und konnte also nicht auf einmal und durch einen äußeren Akt verschwinden.

Und wir waren schlecht für den Weg, der uns jetzt bevorstand, gerüstet. — Nach den Strapazen im Sturm waren wir bös geschwächt, die Staatskasse war leer, wir hatten nur wenig Quellen, aus denen wir schöpfen konnten, und die politischen Barometer zeigten auf der ganzen Welt Gegenwind. Unsere Aufgabe war im Kerne des Grundgesetzes historisch gegeben ... — die klaren Ziele, denen wir zusteuern mußten, waren Demokratie und nationale Selbständigkeit. Aber in den ersten Jahren der Geschichte unsrer Selbständigkeit lag Metternichs verwelkte Hand über dem Herzen Europas — der Kurs der heiligen Alliance ging direkt gegen den Kurs, den wir einzuschlagen hatten.

Es gab auch viele Norweger — und das waren nicht die schlechtesten — die in diesen ersten Jahren nach 1814 das Geschick des Landes mutlos betrachteten; die Briefe und Tagebücher jener Zeit sind voll von der Furcht, daß wir es nicht bewältigen könnten: aber das dauerte nicht lange; nachdem wir die zwanziger Jahre erreicht haben, schlägt der Ton ganz um; statt Mangel an Selbstwertrauen — Übermut, statt Angst — Dreistigkeit, statt Bescheidenheit — Selbstsicherheit: und die Stimmung steigt mit den Jahren, bis sie zu Beginn des dritten Jahrzehntes in einen Strom starker Worte und Deklamationen ausbricht.

Eine interessante Zeit, denn die Keime dessen, was kommen soll, beginnen sich zu zeigen. Alle die historischen Gegensätze, die sich in der Vergangenheit ausgebildet hatten und die neuen, die dazu gekommen waren, fangen jetzt an hervorzubrechen. Die Samenblätter

[1]) Dänemark. — [2]) Schweden.

Digitized by Google

des Grundgesetzes zerteilen sich und fassen Wurzeln: der Baum beginnt so allmählich in das Licht der Geschichte heraufzurücken, die norwegische Sprache[1]) meldet sich mit ihren ersten Forderungen, indem sie das Land verläßt und in die Stadt eindringt, die norwegische Naturschönheit findet zum erstenmal Eingang im Bewußtsein der Nation, das politische Interesse erwacht und wächst — kurz die innere Befreiung wird vorbereitet und mit steigender Leidenschaft verlangt.

So geschmacklos die junge Selbstgefälligkeit dieses Geschlechtes auch ist, so bar jeder Verfeinerung, so roh in ihren Sitten, so ermüdend durch die ewigen Wiederholungen — muß man die Menschen, wenn man nur die Geduld hat, sich in sie einzuleben, trotzdem lieben und sich schließlich an ihnen erfreuen. Denn die Roheit hat ihre Unschuld nicht angegriffen, die Wiederholung hat die Frische ihrer Begeisterung und ihres Glaubens nicht ermattet, mit all ihrer Geschmacklosigkeit und intellektuellen Dürftigkeit sind sie kerngesund, unverdorben und lebenskräftig. Sie machen das Flegelalter unsrer Entwicklung durch und besitzen die Fehler und Tugenden des Flegelalters. Es liegt Frühling in ihnen, Vorfrühling.

So ist dies Geschlecht: lärmend und unfertig, aber zukunftschwanger.

Es dauert eine Zeitlang, bevor das Geschlecht seinen Wortführer findet — nicht daß es ihm an Lippen fehlt die singen; aber in der Entfernung, die ich eingenommen habe, höre ich sie nur nicht — sie verschwinden in der Masse, während die ganze Aufmerksamkeit von einer Riesengestalt auf sich gezogen wird, die um 1830 vor unsren Augen aufsteigt und den ganzen Horizont verdeckt: Henrik Wergeland.

Henrik Wergeland — unser großer barbarischer Lyriker, ein Urwüchsiger, der alles um sich her zum erstenmal sieht — mit neuen Augen — anthropomorphisch, mythenbildend. Er erlebt das allererste Gewitter der Welt: er wird zu einem kämpfenden Nachtvogel, der durch den Himmelsraum dahinfliegt und mit seinen gewaltigen schwarzen Schwingen Dunkel über die Erde verbreitet und mit seinem gelben Schnabel den starken Stamm der Eiche zersplittert.

Ein Naturmensch ist dieser Henrik Wergeland, gleich den Schreihälsen um ihn her, der lärmend durchs Leben schreitet und unbändig und rücksichtslos niedertritt. Aber er kann auch plötzlich stehen bleiben, um sich in weicher Anbetung über die heilige Erde zu beugen und den

[1]) Das sogenannte „Landsmaal" = norwegische Bauernsprache, die norwegisch-norwegische Sprache (Dialekt) im Gegensatze zu der aus dem Dänischen entstandenen und noch heute eingebürgerten dänisch-norwegischen Reichssprache = Riksmaal.

Digitized by Google

Duft der Anemonen einzusaugen, in seligem Entzücken über den bezaubernden Geist des Lebens.

Sein Blut rollt heftiger, sein Puls schlägt rascher als der andrer Menschen — mit Gewalt will er die Zukunft herbeiziehen, er rüttelt am Bau der Weltgeschichte und bricht mit der Ungeduld eines Kämpfers in den Ruf aus: warum schreitet die Menschheit so langsam vorwärts?

Die Eindrücke rauben ihm seine Widerstandskraft, seine Stimmungen haben Gewalt über ihn, der Augenblick verschlingt ihn bis zur vollständigen Selbstvergessenheit. Als das Gerücht von der Julirevolution nach Kristiania kam, brannte er vor Sehnsucht nach der Stätte, wo das Leben am heißesten war, und er eilte sobald wie möglich nach Paris. Er kam zu spät, die Revolution war schon vorbei, aber er schaukelte sich mit Wohlbehagen in den Dünungen des Meeres, im Wetter, wo die Gärung kochte, nahm tätigen Anteil und setzte die Massen in Bewegung. Er sitzt auf der Galerie im Theater St. Porte-Martin, das Stück stellt die Napoleonlegende — Szene für Szene — dar, bis St. Helena, wo der rothaarige englische Schurke Hudson Lowe sein großes Opfer zu Tode quält. Wergeland vergißt ganz sich selbst, fühlt wie ein rasender Franzose den Haß gegen die Engländer in seinem Herzen glühen, lehnt sich über die Brüstung und schreit: A bas les coquins anglais! Das wirkte wie ein Funke im Pulverfaß: in tausendstimmigem Echo hallte sein Ruf zurück: A bas les coquins anglais! A bas les coquins anglais!

Henrik Wergeland war Sohn eines Priesters, der einem Bauerngeschlecht entstammte, und war in Eidsvold, der Vaterstadt des norwegischen Grundgesetzes aufgewachsen: die Wurzeln seines Herzens waren tief in das norwegische Land versenkt und innig mit Norwegens Schicksal verknüpft. Das Vaterland war die treibende Kraft in seiner Dichtung und seinem Handeln; wenn er Norwegen nennt, so zittert seine Stimme: seine ganze stürmische und glaubensstarke Seele ist dann in dem einen Wort. Mit rührender Weichheit liebt er es, das Land, das Volk, die Erinnerungen. Er glaubte an das Vaterland wie er an das Leben glaubte. Seine ganze Vaterlandsliebe war in seine Religion mit eingewebt, deren Inhalt in ein paar Worten folgender war: der Glaube an das Leben und der Glaube an Gott im Leben; eine brennende Überzeugung von der Vervollkommnungsmöglichkeit der Menschheit und alles Lebenden, oder von den unerschöpflichen Fortschrittsmöglichkeiten unter der nieversagenden Führung einer göttlichen Vernunft. Für Wergelands Bewußtsein waren alle Lebewesen zu einer ununterbrochenen Entwicklungskette miteinander

Digitized by Google

verknüpft, die sich in einer spiralförmigen Linie durch Myriaden von Jahren gen Himmel erhebt, um sich schließlich mit der Gottheit in vollkommener Wahrheit, Freiheit und Liebe zu vereinen.

Wergeland hat einmal geschrieben: „Wenn ich mit einem Gedicht schwanger ging, so schien es mir, daß meine Seele in einer reinen aber kühlen Atmosphäre geatmet habe, wie wenn die herrlichen Schneesterne auf den Zweigen liegen, und man durch sie unendlich hoch in die tiefblaue Luft hinaufschauen kann."

Diese Worte geben ein unvergeßliches Bild für die Stimmung, in der viele seiner Gedichte entstanden sind. Aber sie gelten keineswegs für alles; denn nicht nur sein Leben sondern oft auch seine Dichtung konnte lodern in der Brunst der Leidenschaft und durch seine Roheit erschrecken.

In den letzten Jahren kam die Verklärung.

Wergeland, der einmal sagte daß er jederzeit an dem Faden eines Spinnwebenetzes zum Himmel hinaufklettern könne, er, der so oft mitten während der gröbsten Polemik plötzlich in einer Wolke verschwand, um seine Feinde durch seinen Lerchengesang aus blauer Höhe zu überraschen, er, dessen kosmische Phantasie ihn ständig hinauf in den Weltraum erhob, wo er sich mit der gleichen vertrauten Sicherheit auf der Milchstraße wie an den Ufern des Mjösen[1]) bewegte, derselbe Wergeland stand jetzt plötzlich und unerwartet im Alter von 36 Jahren dem Tod von Angesicht zu Angesicht gegenüber.

Er ließ sich nicht erschrecken. Keinen Augenblick. Er hatte wohl Lust weiterzuleben, die Rosen waren noch nicht aufgesprungen, manche Arbeit war noch ungetan und manch ein Gedicht noch ungesungen. Es gab Augenblicke, da er den Frühling anrief, daß er ihn errette; den Frühling, „denn niemand hat dich inniger geliebt als ich". Da ihm aber weder das Frühjahr noch irgend jemand sonst helfen konnte, fiel es ihm doch keinen Augenblick ein, so „närrisch" zu sein, nicht auch den Tod als etwas Gutes anzusehen: er begrüßte mit freudigem Mute seine Krankheit als den „April seiner Seligkeit" und näherte sich singend dem großen Sprung ins Unbekannte.

Das Bezauberndste an diesem Sterbelager ist die wunderliche Frische, die ihn bis zum letzten Atemzug nicht verläßt, die Lebensfülle folgt ihm bis zum Rande des Grabes; hier ist keine Andeutung dessen, was den Abschied oft peinlich und schmerzvoll macht: keine Umkehr, keine Reue, keine Abrechnung — er stirbt mitten in der

[1]) Mjösen — ist Norwegens größter Binnensee — wo H. W. geboren wurde, zugleich die Geburtsstätte des norwegischen Grundgesetzes.

Digitized by Google

Lebensentfaltung, arbeitend bis zuletzt und dankbar für die Schlaflosigkeit, die ihm jetzt, wo sie so kostbar sind, mehr Stunden schenkt.

Wergelands Sterbelager ist der schönste und größte Augenblick in Norwegens neuerer Geschichte: diese lebensvollen Psalmen, die mit überirdischer Reinheit aus dem Krankenzimmer eines Sterbenden erklangen — sogar bis an die Schwelle des Todes, waren der geweihte und geheiligte Ausdruck des Tiefsten und Wertvollsten in der Seele des ganzen Geschlechts — die jungen überströmenden Gefühle von der Macht des Lebens, der junge strahlende Glaube an die Erneuerungskraft des Lebens, die junge unerschütterliche Überzeugung von der Ewigkeit des Fortschrittes. —

Mit dem Hinscheiden Wergelands wurde es still im Lande.

Es war, als sei ein Wasserfall plötzlich stehen geblieben und habe aufgehört zu tosen.

In dieser Stille hören wir bald neue Stimmen. Freilich, sie waren nicht neu — sie hatten schon lange gerufen, wir hatten sie nur nicht gehört — jetzt kamen sie in den Vordergrund.

Sie waren rings um den Wasserfall herumgestanden und hatten protestiert: sie hatten nicht den herrlichen Regenbogenglanz im Wasserstrudel entdeckt, sie hörten nur seinen Lärm und sahen nur seine trüben Gewässer; denn was sie verlangten, war Stille und Reinheit.

Jetzt kam die Stille, und zwar nicht nur durch Wergelands Hinscheiden. Ein Jahr zuvor war Karl Johann gestorben und mit ihm die beschwerliche Unionspolitik, die die politischen Leidenschaften ununterbrochen aufgereizt hatte. Sein Nachfolger, Oskar I., war ein friedlicher Mann, von dem man keine Angriffe auf das Grundgesetz zu befürchten brauchte. Die ökonomischen Verhältnisse waren günstig, die Patrioten hatten vorläufig ausgeschrien, die ersten lärmenden Jahre der Selbstbehauptung gingen ihrem Ende entgegen — die Arbeit der Selbstvertiefung konnte beginnen.

Wergeland hatte im großen und ganzen in der Gegenwart gelebt, indem er sein Gesicht in ungeduldiger Erwartung der Zukunft zukehrte; die Männer der vierziger Jahre wendeten ihre Aufmerksamkeit hauptsächlich der Vergangenheit zu. Der Vergangenheit, wie sie sich in der Geschichte des Volkes geoffenbart hat, und wie sie noch jetzt in den Überbleibseln aus vergangener Zeit weiterlebt. Wergeland und die Männer der dreißiger Jahre waren Patrioten und Politiker, die bedeutendsten Begabungen der vierziger Jahre waren nationale Forscher und Künstler. In dieser Zeit wurde der Grund zur nor-

Digitized by Google

wegischen Geschichtschreibung, Sprachenforschung, Sagen-, Lieder-, Märchenforschung, zur epischen Dichtung, Musik und Malerei gelegt.

Die zentralste Gestalt der Zeit, die treibende Kraft in der nationalen Wissenschaft war P. A. Munch.

Munchs Hauptwerk ist die Geschichte des norwegischen Volkes. Durch diese Arbeit bekommt man einen klaren Eindruck seiner schriftstellerischen Persönlichkeit mit ihren Stärken und ihren Schwächen. Wenn man die acht dicken Bände, von denen über die Hälfte aus Anmerkungen im Petitdruck besteht, durchgelesen oder durchgeblättert hat, so steht man vor dem Bild eines Riesen, der sich durch einen Urwald durchgeschlagen hat, der sich aber in jedem Augenblick vom Hauptweg abziehen läßt um sich Stege zu allen Sehenswürdigkeiten zu bahnen, die seine Neugierde nach allen Seiten locken.

Ein mittelmäßiger Geschichtschreiber — aber ein Forscher von Gottes Gnaden. Die Geschichte des norwegischen Volkes ist kein Buch, sondern eine Sammlung höchst merkwürdiger Abhandlungen und Exkurse, die alle Gebiete der norwegischen Philologie berühren. Es wurde ein vaterländisches Monumentalwerk von größter Bedeutung, eine Erbauungsschrift für norwegisches Vaterlandsgefühl. Unsere Dichter suchten in seiner Schatzkammer nach nationalen Stoffen, die Forscher fanden Kenntnisse und Aufgaben darin, das historisch interessierte Publikum vertiefte sich in die Erinnerungen alter Zeiten, und selbst die, die das Buch nicht lasen, hatten es doch auf ihren Bücherfächern stehen und deuteten mit Stolz auf die vielen Bände: „So viel Vergangenheit haben wir!“

Um P. A. Munch sammelte sich — in ihren Ausgangspunkten teilweise unabhängig von ihm, aber im Laufe der Zeit auf die eine oder andere Art mit ihm in Verbindung tretend — eine Schar von begabten Männern, die eifrig in der Tiefe des Volkes nachgruben, um seine verborgenen Schätze hervorzuziehen.

Früher hatte man kaum eine Ahnung davon gehabt, daß da etwas zu finden war; selbst Henrik Wergeland, der doch mehr als irgendein anderer Stadtbewohner unter Bauern weilte, war hier ganz unwissend. Das einzige Buch volkstümlichen Inhalts, das erschienen war, waren Andreas Fayes mittelmäßige norwegische Volkssagen (1833). Aber in den vierziger Jahren kam es. Erst Jörgen Moes Sammlung von Gedichten, Volksliedern und Reimen, dann Asbjörnsens und Moes norwegische Volksmärchen, in stetig neubearbeiteten und vermehrten Ausgaben, ferner Asbjörnsens Feenmärchen — und endlich 1853 Landstads norwegische Volkslieder.

Digitized by Google

Die bedeutendste dieser Arbeiten war die Märchensammlung, ein Buch, das vielleicht mehr als irgendein anderes der norwegischen Literatur, aus einem Gusse ist, und dabei durch die Zusammenarbeit zweier höchst verschiedener Persönlichkeiten entstand.

Jörgen Moe, zugleich Dichter und Gelehrter, Künstler und Ästhetiker, durchaus reflektierend und kritisch veranlagt, planmäßig in seiner Arbeit wie in seiner Lebensführung, tief religiös in seiner Lebensanschauung, aber mit einem Fond frischer Ursprünglichkeit in seiner Seele, ein wunderbarer Nachempfinder jeder Quelle der Volksnaivität, voll von Humor und Heiterkeit, in seiner Jugend sprudelnd lustig mit mutwilligen Einfällen und einer sehr glücklichen Respektlosigkeit.

P. C. Asbjörnsen, eine ungemischtere Künstlernatur, ein kindlicher Epikureer, froh über alle Annehmlichkeiten des Lebens — gutes Essen, guten Wein und schöne Mädchen — und Lob; eine ziemlich klare Heidenseele, viel unmittelbarer als Moe, aber deshalb auch ungleichmäßiger und mehr dem Zufall anheimgegeben: ein ausgeprägter Wirklichkeitssinn mit einer Beimischung gesunden Zynimus. Wenn er sich gehen lassen durfte und seiner Natur freien Lauf ließ, rassiger im Pinselstrich und robuster in seiner ganzen Art als Jörgen Moe; wenn er aber unter den Einfluß der vornehmen Ästhetik geriet — zu weniger echten literarischen Kunststücken fähig.

Diese beiden Männer begegneten sich in ihrer gemeinsamen Empfänglichkeit für volkstümliche Ursprünglichkeit. Sie hatten unabhängig voneinander begonnen, Märchen zu sammeln, ungefähr gleichzeitig — Moe etwas früher als Asbjörnsen. — Sie waren sich beide im klaren darüber, daß sie hier zu den eigentlichen Quellen des Volkscharakters vorgedrungen seien, und sie sahen die große Bedeutung ein, die es haben mußte, wenn die Nation dieser alten neuauftauchenden Reichtümer teilhaftig wurde.

Die Aufgabe war nicht leicht, denn sie war zugleich eine wissenschaftliche und eine künstlerische: wissenschaftlich, weil die Märchen Dokumente waren, die vor allem nicht verfälscht werden durften, künstlerisch, weil es galt, eine Form zu finden, die den Weg zum Volk finden und sie für die Phantasie des Volkes so fruchtbar wie möglich machen konnte. In beiderlei Hinsicht lösten die zwei Märchenerzähler ihre Aufgabe glänzend; in wissenschaftlicher Hinsicht folgten sie den Fußspuren Grimms und gaben die Märchen genau so wieder, wie sie sie auf den Lippen des Volkes fanden — ohne dichterische Ausschmückung und Erläuterung; in der Darstellung schufen sie etwas vollständig Neues, was in der Geschichte des norwegischen Stilgefühls epochemachend wurde.

Digitized by Google

Die Herausgeber konnten die Märchen unmöglich in dem Dialekt erzählen, in dem sie sie vorfanden, da sie dann niemand verstanden hätte; aber ebenso unmöglich war es, sie in der allgemeinen dänischen Schriftsprache wiederzugeben, die in ihrer ganzen Anlage in schneidendem Gegensatz zum Geiste der norwegischen Märchen stand.

Sie kamen durch einen genialen Griff aus der Schwierigkeit, indem sie einfach eine neue Sprache und einen neuen Stil schufen, eine Sprache, die so geartet war, daß sie von allen ohne Schwierigkeit verstanden wurde, während sie zugleich ganz mit dem Wortvorrat der Volkssprache durchsetzt und von deren Rhythmus und Melodie durchdrungen war, so daß sie nirgends dem inneren Charakter der Märchen Eintrag tat.

Asbjörnsens und Moes Märchen wurden mit einem Schlag das Volksbuch vor allen andern Büchern in unsrer Literatur. Sie wurden für das norwegische Volk wie eine Selbstoffenbarung.

Die gleiche Sehnsucht nach einer tieferen Ausdrucksform, die die geniale Märchenerzählung Asbjörnsens und Moes geschaffen hatte, machte sich, wie nur natürlich war, mit der größten Kraft bei den Bauern geltend, nachdem sie in das Licht historischen Bewußtseins gerückt waren. Sie empfanden die dänische Schriftsprache noch viel stärker als Zwang, ja direkt als ein Hindernis auf dem Weg zur Kultur und Bildung. Es bestand somit bei den Bauern ein ganz natürliches und historisch begründetes Bedürfnis, die Sprache zu gebrauchen, die auf ihren Lippen lebendig war.

Der Mann, der es unternahm, diese Bedürfnisse zu befriedigen, war Ivar Aasen, ein genialer Bauernsohn von Söndmör, der sich durch fast unübersteigliche Hindernisse enger Lebensbedingungen zu jener Gelehrsamkeit durchgekämpft hatte, die nötig war, um sein Sprachengenie zu entfalten. Er wurde der Vater des „Landsmaal". Sein Urteil in dieser Sache kann in größter Kürze folgendermaßen wiedergegeben werden: Die Sprache, die in Norwegen geschrieben wird, ebenso wie die, die man in den Städten spricht, ist das Dänische; die Norweger haben in der „Dänenzeit" ihre Schriftsprache verloren; aber die Sprache starb nicht aus, sie ist noch in der Alltagssprache auf dem Land vollkommen lebendig. Diese ist ganz gewiß — durch den Mangel einer bindenden Schriftsprache — im Laufe der Zeit in mannigfache Dialekte zersplittert worden; aber die gegenseitigen Abweichungen sind nicht größer, als daß sich alle Dialekte in einem gemeinsamen Generalnenner zusammenschließen lassen — zu einem „Landsmaal". Diese Mundart hat Ivar Aasen in seinen zwei sprach-

Digitized by Google

wissenschaftlichen Hauptwerken: „Norwegische Grammatik“ (1848) und „Norwegisches Wörterbuch“ (1850) aufgebaut, und auf diesen beiden Werken hat die spätere „Landsmaal“-Bewegung und deren Literatur noch bis zum heutigen Tage weitergebaut. —

Die allgemeine Literaturgeschichte berichtet, daß die Kunstdichtung aller Länder in gewissen Zeitabständen zur Volksdichtung herabtaucht, um aus ihr neue Kraft zu schöpfen. Eine solche Erneuerung vollzog sich in Norwegen in den vierziger Jahren, als von Fayes Volkssagen, Munchs Geschichte, Landstads Volksliedern, von den Märchen befruchtende Quellen über unser Nationalempfinden und unsre Nationaldichtung hinrieselten. Unsre ganze Literatur in den nächstfolgenden 20 Jahren und auch noch weiterhin, Welhavens Romanzen und Naturgedichte, Jörgen Moes Lyrik, Asbjörnsens Einleitungen zu den Feenmärchen, Andreas Munchs Gedichte und Dramen, Björnsons Bauernnovellen, Ibsens und Björnsons historische Schauspiele, sie alle tragen deutlich den Stempel, daß sie im Zeitalter der nationalen Selbstvertiefung entstanden sind.

Ein gemeinsamer Zug aller Richtungen jener Zeit, die man die nationalromantische genannt hat, war, daß sie alle nach rückwärts wiesen. Die Augen waren auf die Vergangenheit gerichtet, von wogendem Gegenwartsleben, von kühnem Zukunftsverlangen war wenig zu bemerken. 1848 fast kein Laut. Der gewaltige Ausbruch in Paris weckt kaum die Aufmerksamkeit der Nationalromantiker, und selbst der Lyriker Andreas Munch, der sich im Jahre 1830 hatte verleiten lassen, eine Ode an Lafayette zu schreiben, wußte jetzt bei der Februarrevolution nur welke Worte wie: „Es ist gut, daß wir dem Sturme so weit entrückt sind“ zu sprechen.

Ja, hier herrschte Frieden, totenähnlicher Frieden.

Die nationale Erweckung dauerte auch nicht lange — sie wurde wohl in wissenschaftlicher Arbeit fortgesetzt — nicht aber als Volksstimmung. Es kam eine Zeit mit steigenden Konjunkturen — und wie es so oft gegangen ist, die Zeit des wirtschaftlichen Aufstieges wurde die des geistigen Niedergangs.

Schweigaard wußte Ordnung in die Sache zu bringen. — Schweigaard war der diametrale Gegensatz zu Wergeland; Wergeland war der edle Rausch, Schweigaard die edle Nüchternheit; Wergeland war Poesie, Schweigaard war Prosa.

Schweigaard ist wohl die vornehmste und makelloseste Persönlichkeit in unsrer ganzen politischen Geschichte; aber — er war der ideale Spießbürger. In seiner Jugend hatte er mit verblüffender

Digitized by Google

Reife und souveränem Übermut die deutsche spekulative Philosophie abgeschlachtet; aber zugleich hatte er die Idee in seiner eignen Seele vernichtet. Die Politik seines Mannesalters war wunderbar klug, und sie war epochemachend für unser Wohlergehen, wofür wir ihm immer dankbar sein sollen — aber sie war ideenlos.

In den dreißiger Jahren war die Politik poetisch und die Poesie politisch gewesen. In den vierziger Jahren trieb die Ästhetik die Politik aus der Poesie, und in den 50 er und 60 er Jahren trieb Schweigaard die Poesie aus der Politik.

Nichts taugte etwas, man lachte und höhnte über sich selbst und alle andern und zog alles ins Scherzhafte hinab — es gab einige Jahre reiner Negativität, in denen nichts wachsen konnte.

Aber da kam eines Tages ein Mann von Romsdalen nach Kristiania — mit rotem, kräftigem Haar, das wie ein Hahnenkamm in die Höhe stand, so daß sie ihn Romsdalshorn nannten. Er hatte keine Angst, sondern Selbstvertrauen für eine ganze Stadt. Seine Seele war vom Zweifel nicht angekränkelt und unzugänglich für Spott. Er fühlte die Gewalt einer Naturkraft in seiner Brust und wollte nichts von dem Gewäsch der Selbstzerfaserung, Zerrissenheit und Selbstverhöhnung wissen. Er ging in das Lager der Spötter und sprach ernst mit ihnen — er glaubte — und er sagte, daß er glaube — an Christentum und Volkstümlichkeit, an Norwegen und den Norden — aber in erster und letzter Linie glaubte er an Björnstjerne Björnson.

Mit Björnson kam eine neue und gewaltige Kraft in unser historisches Leben.

Anfangs und viele Jahre nachher konnte es ja so aussehen, als ob Björnson nur die alten Spuren weiter verfolgte — Bauernkultus und Vergangenheitskultus, Bauernnovellen und Sagendramen.

Aber da war doch etwas Neues dazu gekommen, etwas Neues, was zugleich alt war, ein Element, das es bei den Romantikern nicht gab, aber desto reiner ausgeprägt bei Wergeland.

Bei den Nationalromantikern war das Grundgesetz ganz verschwunden; für sie war der Bauer vor allem ein Überbleibsel der Vorzeit, das es zu erhalten galt, und das hauptsächlich gepflegt wurde, weil es die nationalen Eigenschaften des Volkes in nationaler Unberührtheit bewahrt hatte und dessen wichtigste Aufgabe darin bestand, den zur gleichen Zeit lebenden Künstlern wie Ole Bull — die alten volkstümlichen Tanzmelodien zur Anregung vorzuspielen, dem Märchensammler Asbjörnsen Volksmärchen durch die mündliche Tradition zu überliefern und Landstad Heldenlieder vorzusingen.

Digitized by Google

Bei Björnson flossen beide Ströme enger zusammen. Die Bauern in seinen Erzählungen wären kaum so norwegisch geworden, wenn nicht die volkstümliche Vertiefung in die Eigenschaften des Volkes vorhergegangen wäre. Dies hat er auch selbst gesagt. Aber ein noch leuchtenderes Vorbild erblickte er von Anfang an in Henrik Wergeland. Ganz gewiß sucht man in Sämund Granliens und Guttorm Solbakkens Zimmern vergeblich nach dem Grundgesetz; aber nach Björnsons Meinung war dieses überall beteiligt; wir haben sein eignes Zeugnis dafür, daß er seine Bauernerzählungen als Beitrag zu einer sozialen und politischen Bewegung ansah. Indem er die Bauern sich selbst offenbarte, wollte er sie zum Selbstbewußtsein erwecken und sie instand setzen, den Platz in unsrem öffentlichen Leben einzunehmen, den ihnen das Grundgesetz anwies.

Auf die gleiche Art verhält es sich auch mit Björnsons Dramen: er wandte sich zur Vergangenheit, nicht um wie die älteren Romantiker darin zu verweilen, sondern um daraus zu schöpfen. Psychologie, Kostüm und Stil in seinen Dramen wären sicher nicht so echt geworden, wenn die historische Vertiefung nicht vorausgegangen wäre. Aber das war nicht die Hauptsache für Björnson. Für seinen Zweck waren die alten Drauen von Sverre, Sigurd Slembe, Sigurd Jorsalfar politische Dramen, die das nationale Selbständigkeitsgefühl des Volkes aufrichten sollten; es galt für Björnson, den Norwegern ein Geschlecht zu geben, ihnen eine Ahnengalerie zu schaffen, ihnen die Stärke des Charakters zu verleihen, die es mit sich bringt, wenn man von guter Familie ist, deren Überlieferungen zu kränken eine Schande ist. — Bevor wir eine historische Galerie haben, haben wir auch den Ahnenstolz nicht, den jedes für seine Nationalität kämpfende Volk haben muß, und auch nicht die nötige Berechtigung andern gegenüber.

Björnson hat einmal ein kleines selbstbiographisches Fragment geschrieben, dem er den Titel gab: „Wie ich Dichter wurde!“ Das war beim Studentenzug nach Upsala und Stockholm im Jahre 1856. Hier stieg der Schaffenstrieb in ihm mit einer Kraft empor, die ihn zum Ausbruch zwang, sobald er heimkam. Und hier wurde es ihm auch zum erstenmal ganz bewußt, was der Inhalt, der Hauptinhalt seines Lebenswerkes werden sollte. Der Eindruck der historischen Denkmäler in Upsala und im Museum zu Stockholm wirkte überwältigend auf ihn: „— im Museum vor den Gewändern und Waffen zu stehen, die Schwedens große Kämpfer getragen haben, oder in der Riddarholmskirche vor den Fahnen oder den Särgen der König-

Digitized by Google

lichen Helden, — — ich hätte mir nie gedacht, daß ich der Geschichte einer großen Zeit so nahe stehen könnte — —".

Er konnte nicht umhin zu vergleichen: hier war ein Volk, das mit seinen Wurzeln sicher in der Vergangenheit stand, und dessen Selbständigkeitsgefühl deshalb etwas Selbstverständliches war, wovon niemand überhaupt zu sprechen brauchte.

Und daheim — da schielte man nach Süden, um Sanktion für seine eignen Kulturbestrebungen zu erlangen, — und mit Spannung nach Osten, um zu sehen, was man dort von unsren vorsichtigen politischen Äußerungen der Selbstbehauptung halten könne. Er wurde von historischem Neid und „nationalem Selbsterhaltungstrieb" ergriffen. Norwegen muß ebenso selbständig, ebenso sicher und selbstbewußt in seinem Nationalgefühl werden wie die Dänen und Schweden. Es galt, das „Ehrgefühl der Selbständigkeit", wie er es nannte und das er bei seinen Landsleuten so schwer vermißte, in die Höhe zu arbeiten.

Dies wurde das Ziel für seine Dichtung und seine Tat: nicht nur die Bauernnovellen und die Sagendramen, sondern all seine Gegenwartsdichtung war politisch, volkspädagogisch.

Genau so war es mit all seinen Kämpfen in Zeitungen und Volksversammlungen — von dem Krieg seiner Jugend für ein norwegisches Theater bis zu seinen politischen Feldzügen —, genau so auch bis 1905. Das liegt in Hinsicht auf Björnson so auf der Hand, daß man es nur zu erwähnen braucht. —

Nicht im entferntesten ist hiemit Ibsens Verhältnis zu seinem Vaterland zu vergleichen. Ganz gewiß griff auch er in seiner Jugenddichtung zur Geschichte und zu nationalen Stoffen. Aber daß Ibsen einmal von irgendeiner nationalen Bewegung ergriffen wurde, kann ich nicht entdecken: ja, es dürfte nicht leicht fallen zu beweisen, daß er überhaupt sein Vaterland geliebt habe.

Nichts ist dagegen leichter, als aus Ibsens Werken, Briefen, Reden und mündlichen Äußerungen einen gewaltigen Strauß von Aussprüchen zusammenzufügen, der ganz unzweideutig einen aufrichtigen Haß gegen Norwegen und alles, was norwegisch ist, zu beweisen scheint. Aber dies hat vielleicht nicht so viel für das zu bedeuten, was uns hier beschäftigt. Denn Ibsens Hohn über sein Vaterland und sein Haß gegen Norwegen hat keine Faser von seinem Norwegertum genommen. Er ist so norwegisch, daß die Ausländer, die sich ihm zu nähern und in ihn einzudringen versuchten, alle stutzen wie über etwas Seltsames und Fremdes, das grundverschieden von ihnen ist.

Nicht selten habe ich die Franzosen Norwegen einfach „Le pays d'Ibsen" nennen hören — und unter Ibsens Land verstehen sie das

Digitized by Google

Land des Individualismus, sie erklären das, was als Ibsens Haupteigentümlichkeit vor ihnen steht aus dem Land, aus den weiten Abständen, den getrennten Tälern, der weit auseinander wohnenden Bevölkerung, wobei der einzelne dasitzt und sein eignes Ich auslebt, ohne in dem Gedränge abgeschliffen zu werden, das sonst das allgemeine im dichtbewohnten Europa ist. — Vielleicht haben sie nicht so ganz unrecht.

Der Individualismus, der heftige Drang zur Selbstbehauptung ist wohl norwegisch, das sollte ich wohl meinen. Unsere Geschichte kann kaum als eine Geschichte der Disziplin bezeichnet werden, wir haben nie unter übertrieben brutaler Eintracht gelitten. Der Selbstbehauptungsdrang ist einer der am stärksten hervortretenden Züge in unsrem Nationalcharakter — es gibt unbedingt in der Seele jedes Norwegers etwas, das kräftig und ganz bestimmt auf Brands Wort: „der Geist des Akkordes ist der Satan" mit Ja antwortet.

Ibsen ist hierin norwegisch wie in vielem andern — in allem. In dem düsteren Dunkel, das die Farbe seiner Seele ist, in seiner rücksichtslosen Konsequenz, in seiner pietistischen Weltentsagung, in seiner Schamhaftigkeit der Seele und Grübelsucht — in der Landschaft, die er in seine Schauspiele als Hintergrund für die tragischen Geschicke, die dort entschieden werden, mit hineinzieht. Das alles ist aus norwegischer Natur und norwegischer Volksseele hervorgewachsen.

Aber er ist nicht nur norwegisch, weil er tiefer als irgendein anderer wesentliche Seiten unseres Volkscharakters gedeutet hat, er hat durch seine Werke neues Norwegertum geschaffen. Er sagt in einem seiner Stipendienanträge das stolze Wort, daß das Ziel seiner Arbeit sei, dem norwegischen Volk zu lehren groß zu denken. Ich will nicht sagen, daß ihm das geglückt ist, aber so viel darf ich wohl sagen, daß Ibsen uns Ziele gesetzt hat, die wir nie wieder ganz los werden können, daß er uns mit seinen Idealen durchdrungen hat, so daß wir viele Dinge anders und tiefer ansehen als vor ihm. Wenn wir uns Ibsen wegdenken könnten, müßten wir uns selbst anders — kleiner denken. Er hat etwas in uns geschaffen, das uns veredelt, gestärkt, gehoben hat. Er hat unsrem Nationalcharakter ein neues Element eingeimpft, den Ernst der Selbstkritik, und wir haben allen Grund zu hoffen, daß wir ihn nie mehr los werden. Er hat mit anderen Worten unser Vaterlandsgefühl durch neue Werte erhöht.

Durch Ibsen sind wir zum erstenmal in die Weltliteratur eingetreten, wir haben unsren Beitrag geliefert: und das verpflichtet, das gibt Stolz und stellt Forderungen auf, zwingt uns, bis zu einem gewissen Grad Ibsens Botschaft zu folgen und „groß zu denken".

Digitized by Google

Die Geisteskultur Finnlands.

Von Johannes Öhquist.

Zwei Strömen ist das geistige Leben Finnlands vergleichbar, die nebeneinander fließen, ohne ihre Gewässer zu vermischen, um schließlich in demselben großen Meer gemeinsamen Vaterlandsempfindens zu münden. Der eine Strom, die schwedische Kultur tragend, wird von Quellen gespeist, die zum Teil außerhalb der Grenzen der engeren Heimat entspringen. Seine Fluten, die nicht in überschäumender Fülle dahinbrausen, sind von kristallklarer Reinheit und werden von kunstvoller Hand durch festgefügte Quadern gebändigt. Der andere, das geistige Bild der finnischen Urbewohner des Landes widerspiegelnd, strömt Jahrhunderte lang im Dunkeln, vergessen und ungekannt, bis plötzlich ein kühner Entdecker das ihn verhüllende Dickicht lichtet und den staunenden Zeitgenossen seine ungeahnte Tiefe und seinen Reichtum aufdeckt.

Das Vorhandensein dieser zwei selbständigen, in paralleler Richtung laufenden Kulturströme ist bedingt durch die historische Tatsache, daß das Land, seit seine Geschicke in schriftlichen Urkunden niedergelegt wurden, von zwei nicht nur in ihrer Sprache sondern auch in ihrem Charakter selbständigen und durchaus verschiedenen Volksstämmen bewohnt worden ist, die erst durch gemeinsame politische Schicksale und durch die geographische Gebundenheit zu einem Volk zusammengeschweißt wurden, dessen völkisches Zusammengehörigkeitsgefühl in diesen gemeinsamen geschichtlichen Überlieferungen wurzelt.

Welche Verhältnisse, welche Sitten, welche Ordnung unter den Ureinwohnern Finnlands zu jener Zeit herrschten, als die Schweden im 12. Jahrhundert die Eroberung des Landes begannen, ist nicht bekannt. Man weiß nur, daß seine Bewohner Heiden waren. Neben dem Christentum brachten die Schweden auch die Rechtsordnung ihres Vaterlandes über das Bottnische Meer und organisierten die Verwaltung des eroberten Landes nach dem Vorbilde ihrer Heimat. Siebenhundert Jahre waren sie Herren im Lande, ohne jedoch Unterdrücker zu sein. Die soziale und politische Freiheit Schwedens kam auch Finnland zugute, und es genoß — seit 1581 als besonderes Großfürstentum — dieselben Rechte, die den übrigen Teilen des schwedischen Reiches zukamen.

Die völkische Eigenart der Bewohner blieb unangetastet, nie wurde ein Versuch gemacht, sie sprachlich-nationalistisch zum „Schwedentum" zu bekehren. Hierzu lag auch insofern kein Anlaß vor, als die finnisch

Digitized by Google

redende Bevölkerung infolge des großen Bildungsunterschiedes dem schwedischen Element niemals seine soziale Vormachtstellung streitig machte, sondern es als selbstverständlich betrachtete, daß jeder, der zur Bildung drängte, zunächst schwedisch lernen mußte.

Die Folge dieser friedlichen Entwicklung war, daß schwedisch nicht nur die Sprache der Verwaltung, sondern auch die Muttersprache der ganzen gebildeten Klasse wurde. Es ist eine ebenso eigentümliche wie interessante Erscheinung, daß diese Tatsache dem demokratischen Geist, der vom Mutterlande her auch die herrschenden Klassen in Finnland durchdrang, keinen Abbruch tat. Hierzu trug wohl auch der Umstand bei, daß bei der Jahrhunderte alten ständischen Verfassungsform die Bauern als Reichsstand politisch den übrigen Ständen an Macht und Ansehen durchaus gleichstanden. So war es auch ganz selbstverständlich, daß 1809, als Finnland als autonomes Staatswesen mit Rußland vereinigt ward, der finnische Bauer als rechtmäßiger Erbe die politischen Rechte und Privilegien des freien und selbständigen Bauernstandes Schwedens übernahm.

Hätte das Volk die ihm von Alexander I. verliehene Verfassung gleich gesetzgeberisch betätigen können, dann wäre das Nationalbewußtsein der finnischen Bevölkerung ohne Zweifel viel eher nach der Trennung von Schweden erwacht, als dies tatsächlich der Fall war. Alexander ließ es aber bei der Proklamierung eines finnländischen Staates bewenden, und unter seinem reaktionären Nachfolger Nikolaus I. blieb das großmütige Geschenk ebenso unbenutzt liegen, und die Finnländer konnten sich glücklich schätzen, daß ihnen wenigstens nichts davon wieder zurückgenommen wurde.

Es blieb infolgedessen zunächst politisch wie sozial im Grunde beim alten: in Verwaltung und Gesetzgebung, in Wissenschaft und Literatur war das Schwedische nach wie vor das einzige Verständigungsmittel und der einzige Kulturträger. Naturgemäß traten also auch die ersten Regungen eines selbständigen geistigen Lebens nach der Trennung vom Mutterlande in schwedischem Gewande zutage. Daß diese anfangs auch formell wie inhaltlich in starker Abhängigkeit von schwedischem Geistesleben standen, war ebenso natürlich. Aber schon aus diesen ersten Erscheinungen einer eigenen finnländischen Literatur spricht ein neuer, bisher unbekannter Ton: die Liebe zu der engeren Heimat und ihrer Natur, noch mehr: zu ihrem ursprünglichen Volk, den finnischen Brüdern.

Bei Frans Michael Franzén (1772 bis 1847), der allerdings schon 1811 für immer nach Schweden übersiedelte, aber von den

Digitized by Google

Finnländern mit Recht als der erste bedeutende finnländische Dichter schwedischer Zunge in Anspruch genommen wird, findet diese Vaterlandsliebe in seiner Ballade vom alten Karoliner zum erstenmal einen beredten Ausdruck. Noch kräftiger und bewußter bricht sie hervor in dem Gedicht „Das finnische Heimatland" von Johan Gabriel Linsén (1785 bis 1848), das die bürgerliche Freiheit und die Religion als die schönsten Erbschaften von Schweden preist, zugleich aber von einer innigen Liebe zum finnischen Volk getragen ist.

Das Bewußtsein, nun mit der überwiegenden Mehrzahl des finnisch sprechenden Volkes zu einer selbständigen Nation verbunden zu sein, ruft schon in den ersten Jahren nach der Trennung von Schweden Bestrebungen ins Leben, sich mit der Sprache und dem Wesen dieses Volkes vertraut zu machen und es auf die Bahn der Bildung zu lenken. Wenn sich diese Versuche auch in Sprache und Form in den akademischen Spuren der schwedischen Literatur bewegen, so sind sie nichtsdestoweniger Beweise einer aufkeimenden selbständigen Nationalliteratur Finnlands. Zum Teil weist diese Literatur, trotz ihres schwedischen Gewandes, sogar eine rein nationalistisch-finnische Tendenz auf. Daß der akute Charakter dieser Tendenzen sich bald abschwächte, lag nicht bloß an den allgemeinen politischen Verhältnissen, die ihnen wenig günstig waren, sondern wohl auch daran, daß nun, gleich leuchtenden Sternen, wirkliche Künstler, denen das allgemein Menschliche näher am Herzen lag als das aktuell Politische, auf den Plan traten.

Es ist eine oft beobachtete Erscheinung, daß der geistige Boden eines Volkes, der lange Zeit kulturell brach gelegen, wenn der Augenblick der Erfüllung gekommen, gleichzeitig eine unerwartet reiche Saat an geistigen Kräften emporschießen läßt. So traten auch nun in Finnland, unter Einwirkung des neuerwachenden Nationalbewußtseins, zu gleicher Zeit eine ganze Reihe von außergewöhnlichen Männern in die Öffentlichkeit, die bestimmt waren, in den nächsten Jahrzehnten dem geistigen Leben Finnlands ihr Gepräge zu verleihen. Sie waren fast sämtlich in demselben Jahr geboren. In Åbo, der alten Haupt- und Universitätsstadt Finnlands, fanden sie sich. In Helsingfors, der neuen Hauptstadt, in die nach dem verheerenden Brande von Åbo im Jahre 1827 auch die Hochschule verlegt ward, trennten sich allerdings ihre Wege, indem jeder von ihnen in die ihm gemäße Wirkungsbahn gelenkt wurde — Politik, Kunst, Volksdichtung, Kritik —, aber in der Kulturgeschichte Finnlands bleiben ihre Namen als die der ersten geistigen Führer des Volkes untrennbar miteinander verknüpft.

Was diese Männer zunächst verband, war das Interesse für die Dicht-

Digitized by Google

kunst, und zwar, da sie unmittelbar in der schwedischen Bildung wurzelten, für die Dichtkunst des alten Mutterlandes. Der Mann in diesem Kreise, dem es beschieden war, in seiner schwedischen Muttersprache eine eigene nationale finnländische Dichtkunst zu schaffen, die seinen Namen weit über die Grenzen seines Vaterlandes trug, war Johan Ludvig Runeberg (1804 bis 1877). Er war in einer rein schwedischen Küstengegend am Bottnischen Meer geboren und lernte nie die Sprache der Urbevölkerung des Landes sprechen. Aber die im Lande übliche einfache Lebensweise brachte es mit sich, daß auch der Gebildete in nahe Berührung mit dem Volk kam, und der junge Dichter wurde bald mit der Denkweise, dem Wesen und den Anschauungen des Volkes selbst innig vertraut. Schon in einigen seiner ersten Dichtungen zeichnete er ein so lebendiges und unverfälschtes Bild desselben, daß das schwedische Gewand den Eindruck des Eigen-Nationalen nicht zu beeinträchtigen imstande war, geschweige denn als etwas Fremdes empfunden wurde.

Dieser spezifisch finnländisch-nationale Geist der Runebergschen Dichtung, der sich mit den folgenden Werken steigerte und zu immer reinerer Blüte entfaltete, ist um so bemerkenswerter, als die künstlerischen Einflüsse, die seine Auffassung und Technik bestimmten, durchaus aus der Fremde stammen: anfangs war es die schwedische Romantik der Stagnelius, Bellman und Tegnér, später die lyrische und dramatische Dichtung der Antike. Die erstgenannten Einflüsse überwand sein gesunder und klarer Geist bald als krankhaftes Übergangsstadium. Nachhaltig war dagegen der Einfluß der Antike, der sich nicht nur in Form und Stoff einzelner Werke kennzeichnet, wie in seiner letzten großen Dichtung „Die Könige auf Salamis“, einem Trauerspiel aus dem heroischen Zeitalter Griechenlands, sondern vor allem in der harmonischen und lebenbejahenden Weltanschauung, die den Grundton seiner ganzen Dichtung bildet.

Als er 1839 den großen Preis der schwedischen Akademie erhielt und durch Xavier Marmiers Abhandlung über die nordische Literatur, die ihn neben Öhlenschläger und Tegnér als einen der drei großen Dichter des Nordens gepriesen hatte, zu europäischem Ruhm gelangte, hatte er noch nicht das Werk begonnen, das vor allen seinen Namen für alle Zeiten als den eines originalen Genies bewahren wird: „Die Erzählungen des Fähnrichs Stål“. Die zwei Bändchen erschienen 1848 und 1860 und enthalten insgesamt vierunddreißig Gedichte, an ihrer Spitze das in der Vertonung von Fredrik Pacius zur finnländischen Nationalhymne gewordene „Unser Land“. Diese

Digitized by Google

zum Teil lyrisch empfindungsvollen, zum Teil dramatisch zugespitzten Balladen, Romanzen und epischen Gesänge geben jedes ein selbständig abgeschlossenes Charakterbild für sich, in ihrem stofflichen Zusammenhang aber ein heroisch-vaterländisches Gesamtbild des schicksalschweren Kampfes, durch den Finnland 1809 Schweden entrissen ward.

Durch seine maßvolle Objektivität, die heitere Ruhe, die Idealität der Weltanschauung und die kristallklare Durchsichtigkeit und Abgeschliffenheit der Form erscheint Runeberg als der Klassiker der finnländischen Literatur. Als solcher blieb er allein, unnachahmbar und ohne Nachfolge. Sein neun Jahre jüngerer Zeitgenosse Zacharias Topelius (1818 bis 1898) ist im Gegensatz zu ihm Vollblutromantiker, in der Form geschmeidiger, farbenreicher und von größerem Wohllaut, aber auch weicher, ja, verschwommener und unklarer, eine durchaus feminine Begabung neben dem ausgeprägt männlichen Geist Runebergs. Trotzdem kann auch Topelius in seiner Art eine gewisse Klassizität beanspruchen. Sein langes und fruchtbares Dichterleben ist von einer seltenen Einheitlichkeit und kampflosen Harmonie. Die einzig künstlerische Entwicklung von Belang, die es aufweist, ist religiöse Vertiefung und Verinnerlichung. Im wesentlichen findet er den ihm eigenen Ton und die Sicherheit der Form bereits in seinem ersten Gedichtbuch von 1848; und in seiner letzten Lyrik von 1889 klingt dieser Ton, wenn auch in gedankenreiche Symbolik des Alters verhüllt, doch mehr oder weniger unverändert aus. In Topelius vereinen sich in seltener Weise die Gabe des Lyrikers mit der des Epikers. Er ist der erste wirkliche Fabulierer in der finnländischen Literatur, und als Erzähler hat er nicht geringere Volkstümlichkeit errungen denn als Lyriker. Von seinen Prosawerken hat vor allem der große historische Romanzyklus „Die Erzählungen des Feldschers“ auch außerhalb der Grenzen Finnlands eine verdiente Beachtung und Verbreitung gefunden.

Zu demselben Kreise junger Akademiker, aus dem Runeberg hervorging, gehörten auch die beiden Männer, denen die finnisch-sprachliche Poesie und Geisteskultur ihr Dasein verdankt. Elias Lönnrot (1802 bis 1883) und Johan Vilhelm Snellman (1806 bis 1881) waren zwar keine Dichter, aber ihr Lebenswerk trug unvergängliche Früchte für das finnische Schrifttum. Wie bereits eingangs erwähnt, war das Finnische noch weit in das 19. Jahrhundert hinein ausschließlich Sprache des Volkes, nicht die der Gebildeten. Schriftsprache war es allerdings schon seit 1548 gewesen, wo der Bischof Michael

Digitized by Google

Agricola (1508 bis 1557) das Neue Testament und Teile des Alten Testaments übersetzt und andere Schriften religiösen Inhalts herausgegeben hatte. Das einzige, was außer diesen Büchern in finnischer Sprache gedruckt worden war, beschränkte sich jedoch auf Gesetztexte, Volksschriften praktischen Inhalts, einzelne poetische Ergüsse populärer Art und schließlich ein paar Heftchen epischer Gesänge, die der Vater des Dichters Zacharias Topelius nach alten Volkssängern im russischen Karelen aufgezeichnet hatte.

Diese kleinen Heftchen veranlaßten Elias Lönnrot, der als Arzt im Innern Finnlands wirkte, den Spuren der in ihnen enthaltenen Volkspoesie weiter nachzugehen. Er begann seine einsamen Wanderungen in den ostfinnischen Einöden und brachte binnen kurzem eine Sammlung Lieder heim, die er unter dem Titel „Kantele" herausgab. Mit freudigem Staunen begrüßten die Kenner und Förderer der finnischen Sprache, die sich 1831 zu einer „Finnischen Literaturgesellschaft" zusammengetan hatten, diese Entdeckung. Noch größer war die Begeisterung, als Lönnrot, der nun seine Forschungen in weiterem Umfange betreiben konnte, in den epischen Teilen der Gesänge einen Zusammenhang entdeckte, der es ihm ermöglichte, aus dem gesammelten Material ein Volksepos zusammenzustellen, das er nach der Heimat der Helden Kaleva „Kalevala" benannte und 1835 herausgab. Nach vierzehnjährigem weiteren Sammeln erschien das vervollständigte Werk 1849 in der noch heute vorliegenden Gestalt in 50 Gesängen oder Runen, insgesamt 22800 alliterierende Verse umfassend, deren achtsilbiges Metrum aus vier Trochäen besteht.

Dieses Werk ward für das finnische Volk zu einer Offenbarung von ungeheurer Bedeutung. Man wußte, daß es eine Volkspoesie gab, aber man hatte sie ausschließlich für lyrisch gehalten. Nun erhielt ein Volk mit dunkler, ungeschriebener Geschichte plötzlich eine poetisch verklärte, selbständige Vorzeit und mit ihr den Glauben an eine Zukunft. Die Gesänge stammen aus den dem Christentum nächstvorhergehenden Jahrhunderten und ruhen hauptsächlich auf mythischem Grund. Sie geben aber trotzdem nicht nur ein vollständiges Bild der religiösen und idealen Weltanschauung der alten Finnen, sondern auch von ihrem öffentlichen und häuslichen Leben, von der Natur und Beschaffenheit des Landes, ja, von der ganzen Fauna und Flora desselben.

Man hat dieses Volksepos mit Homer, der Edda, den Nibelungen verglichen. An Kraft und Anschaulichkeit reicht es an die besten Teile dieser Volksschöpfungen heran, ja übertrifft sie vielleicht in schlichter Ursprünglichkeit. Neben Homer ist das Kalevala arm an Einzelheiten

Digitized by Google

in der Schilderung von Geschehnissen; in der Charakteristik der Personen steht sie höher: sie gibt nie allgemeine Typen, sondern stets allseitig individualisierte Gestalten. Selten und kurz werden Kampf und Blutvergießen geschildert, mit liebevoller Vertiefung dagegen innige Gefühlsstimmungen, am schönsten und ausführlichsten der heimische Herd und das häusliche Leben. Die Helden vollführen ihre Großtaten öfter mit der Macht des Wortes und des Gesanges als mit der des Schwertes. Der Weise ist der Besitzer der „Ursprungsworte" und beherrscht durch sie alle Dinge.

Noch ehe die zweite und endgültige Ausgabe des Kalevala erschien, hatte Lönnrot eine reiche Beute lyrischer und anderer Volksliteratur gesammelt. 1840 veröffentlichte er unter dem Titel „Kanteletar" 21000 Verse lyrischer Gedichte, Balladen und Romanzen; auch diese Sammlung gibt ein reiches Bild des Kulturlebens der Altfinnen. Wie in der finnländischen Landschaft ist auch in dieser Poesie Melancholie und Wehmut der Grundton, Resignation ihr Schlußakkord. Kennzeichnend für Stimmung und Inhalt ist das Gedicht, das Lönnrot an die Spitze seiner Sammlung stellte:

Wahrheit reden die wohl nimmer,
schmieden Lüge nur und Dichtung,
die vom Saitenspiele sagen,
von der Kantele verkünden,
daß der hohe Wäinämöinen
sie gebildet und erschaffen
aus des großen Hechtes Schulter,
aus des Seehunds breitem Kiefer.
Trauer ist des Spieles Mutter,
Kummer nur hat es erschaffen;
Notzeit schnitzte das Gehäuse,
Unglück trug herbei das Stammholz,
Sorgen zwirbelten die Saiten,
Mißgeschick die Schrauben drehte;
darum kann in heitern Tönen
nie die Kantele erklingen,
nie das Saitenspiel in Freude,
nie in Fröhlichkeit erzittern,
weil aus Trauer es gezimmert,
weil aus Kummer es geboren.

Gleichzeitig kämpfte Johan Vilhelm Snellman politisch-journalistisch unter dem schwersten Drucke der Zensur für die Rechte der finnischen Sprache und des finnischen Volkstums. Die Wirkungen der Arbeit dieser beiden Männer auf das zeitgenössische Schrifttum in finnischer Sprache ließen nicht lange auf sich warten. Es traten zunächst Dichter aus dem Volke selbst auf, die sich in der Form an die alte Volksdichtung anlehnten. Eine um die Mitte des Jahrhunderts erschienene Anthologie enthält die Dichtungen von achtzehn solcher Volksdichter, unter denen Paavo Korhonen (1775 bis 1840) der älteste und bedeutendste ist. Sie klingen wie ein schwaches Echo der alten Volksdichtung und wurden nur mündlich oder in Abschriften unter dem Volk verbreitet. Mit dem Auftreten der Druckpresse starb diese Literatur rasch dahin.

Digitized by Google

Gleichzeitig begannen in finnischer Sprache auch Schriftsteller aufzutreten, die ihre Eingebungen in modernes Gewand kleideten. Dieser Literatur wurde jedoch in unerwarteter Weise durch eine unglaubliche Maßregel der hochbureaukratischen Regierung für anderthalb Jahrzehnte jede Daseinsmöglichkeit abgeschnitten. In der Befürchtung, daß die Förderung einer finnischen Schriftsprache demokratischen oder gar demagogischen Umtrieben Vorschub leisten könnte, ward durch eine Verordnung von 1850 verboten, in finnischer Sprache irgend etwas anderes zu veröffentlichen als Schriften religiösen oder praktisch-wirtschaftlichen Inhalts. Erst 1863 wurde dieses sinnlose Verbot aufgehoben. Es war das Jahr der politischen Wiedergeburt Finnlands.

Der rapide Aufschwung, der nun auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet erfolgte, kam naturgemäß auch der Geisteskultur des Volkes zugute, und zwar nicht nur dem schwedischsprachlichen sondern vor allem dem finnischsprachlichen Schrifttum. Eine Darstellung der jüngsten zweisprachigen Literatur Finnlands liegt nicht im Rahmen dieses Aufsatzes. Hier soll nur in Kürze der weitere Verlauf jener zwei Ströme angedeutet werden, in denen sich die Geisteskultur Finnlands bewegt. Es war nur eine natürliche geschichtliche Erscheinung, daß die Propaganda für eine nationale finnische Kultur zu einem Sprachenkampf führte, der eine zeitlang, besonders in den siebziger und achtziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts, sehr scharfe gegen das Schwedentum gerichtete Formen annahm und eine unheilvolle Spaltung im gesamten Kulturleben des Volkes herbeizuführen drohte. Diese Gegensätze haben sich indessen allmählich gemildert, und insbesondere hat die seit der Jahrhundertwende einsetzende russische Unterdrückungspolitik eine versöhnliche Annäherung und Verständigung unter den „Fennomanen“ und „Svekomanen“ zur Folge gehabt. Die Ziele der letzteren bestehen nicht in einer Rückkehr zum alten Mutterlande, sondern darin, die durch die schwedische Sprache und Kultur geschaffenen nationalen Werte lebendig zu erhalten. Ihre Daseinsberechtigung finden diese Bestrebungen in dem Vorhandensein einer bodenständigen schwedischen Bauernbevölkerung, vor allem an der Süd- und Westküste, die, wenn sie auch nur ein Achtel der Gesamtbevölkerung des Landes ausmacht, in ihrer in gesunden Überlieferungen wurzelnden Lebensfähigkeit und Tüchtigkeit noch für unabsehbare Zeit eine nicht zu unterschätzende Quelle sein wird, aus der auch derjenige Teil der gebildeten Klasse, der nach und nach die finnische Sprache annimmt, seine besten Kräfte schöpft.

Auf dem Gebiete der Wissenschaft haben sich die sprachlichen Gegen-

Digitized by Google

sätze, wie das natürlich ist, weniger geltend gemacht. Schon das Bedürfnis nach Verständlichkeit veranlaßte hier die Bevorzugung des Schwedischen neben dem Deutschen und, in einzelnen Fällen, des Französischen und Englischen. Aber auch auf diesem Arbeitsfelde gewinnt das Finnische immer mehr an Raum. In ihren Methoden ist die finnländische Wissenschaft selbstverständlich ganz und gar von den großen Kulturländern, vor allem Deutschland und Schweden, abhängig.

Die bildende Kunst und die Musik sind der jüngste Sprößling am Baum der finnländischen Geisteskultur. Von der Kunst der alten Finnen wissen wir nicht viel. Es sind uns Motive und Muster einer dekorativen Textil- und Holzschnittkunst überliefert, die noch heute in den bei verschiedenen finnischen Volksstämmen verbreiteten Erzeugnissen häuslichen Kunstgewerbes weiterleben. Im Mittelalter lieferte Schweden, in einzelnen Fällen auch die deutschen Hansestädte, die Vorbilder für Kirchenbauten und Burgen. Der Bedarf an Skulptur und Malerei wurde durch Einfuhr zum Teil sehr kostbarer Kunstwerke aus Deutschland, den skandinavischen Ländern, den Niederlanden und anderen oder auch durch einheimische Nachbildung solcher Kunstwerke gedeckt. Wie in der Literatur traten auch in der bildenden Kunst eigene schöpferische Talente erst nach der Trennung von Schweden auf. Aber hier genügte nicht die unmittelbare Einwirkung des schwedischen Geisteslebens. Dazu war der einheimische Boden zu unvorbereitet und auch die Originalität der Vorbilder zu schwach. Erst in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts trat mit Albert Edelfelt (1854 bis 1905) eine schöpferische Begabung von europäischem Maßstabe auf. Unter seiner und seines jüngeren Genossen Akseli Gallén-Kallela (1865 geb.) Führung betrat die finnländische Malerei die von der französischen Kunst vorgezeichneten Bahnen. Deutscher Einfluß hatte sich in den sechziger bis achtziger Jahren geltend gemacht, wo die finnländische Genre- und Landschaftsmalerei ganz im Bann der Düsseldorfer Schule stand.

Dasjenige Gebiet, wo fast ausschließlich deutscher Einfluß maßgebend war, ist die Musik. Die schöpferischen Talente sind teils selbst Deutsche, die nach Finnland einwanderten (F. Pacius, R. Faltin unter anderen), teils Schüler deutscher Meister. Erst in Jean Sibelius (1865 geboren) erwächst der finnländischen Tonkunst ein schöpferisches Genie von ganz originaler Eigenart, dessen Kunst in Ton und Motiven so wunderbar die Wesensart des finnischen Volkes in ihrer Melancholie wie in ihrer burlesken Heiterkeit wiedergibt, daß sie mit Fug eine nationale Kunst genannt werden kann.

Digitized by Google

Die neuen Sterne.

Von Isolde Kurz.

Deutschland, heiliges Land, du Heldenmutter wie keine,
Wirst du endlich, im Leid, eigener Größe gewahr?
Wie sie kämpfen um dich und fallen die herrlichen Söhne,
Kennst du, aus Träumen erwacht, staunend dein eignes Geschlecht.
Taten erblickst du und Ruhm der Deinen, selbst bei der Vorzeit
Ewigen Namen, im Lied, fandest du Größeres nicht.
Allzubescheidne, wie lang dein selbst vergessend besangst du
Fremde Heroen, und wer gab dir die Kränze zurück?
Ja, wer dankte dir's nur? Jetzt kränze die Besten, die Deinen,
Dieser strahlende Tag stieg deinen Kindern herauf.

Sprich den Namen der Emden nur aus, vor Lust und vor Leide
Zittert jegliches Herz, ewig des Schiffes gedenk,
Dem kein bergender Hafen sich auftat, dem sich kein Helfer
Wider die Feinde gesellt', o und sie bebten ihm doch.
Rastlos, ruhlos, jagend, gejagt, das Märchen der Küsten,
Wie ein Meeresgespenst tauchte sie auf und verschwand.
Rule Britannia, scholl es nicht mehr in Indiens Gewässern,
Britische Flagge, wie oft fuhrst du zum Grunde der See!
Über den Erdkreis flog dein Ruhm, o Emden, es mehrten
Noch die Besiegten das Lob, Edelgesittete dir,
Bis du zerschossen und leck dir selbst das Ende erwähltest,
Dich vor Übergewalt bergend in Gluten vergingst.
Doch o Wunder, du starbst nicht ganz: der Schatten der Emden
Flog als Ayesha nun heil die umlauerte Bahn.
Emden, Ayesha, wie fällt auf eures Volkes Genossen,
Auch auf die schwächsten, der Glanz eurer Verklärung zurück!

Wie sie vom Boden der Erde dich tilgen möchten, o Mutter,
So in ewiger Nacht bärgen sie gerne den Ruhm
Deutschlands. Aber umsonst. Es strahlt der Himmel von neuen
Sternen, unseres Volks Jubel und Trauer und Stolz.
Nicht von Leonidas sprecht den Knaben und von der Dreihundert
Rühmlichem Ende, erzählt heute, was rühmlicher ist.
Wie bei den Falklandsinseln die Sieger von Santa Maria,
Vater und Söhne zugleich sanken, drei Grafen von Spee,

Digitized by Google

Samt der tapferen Schar bis zum letzten Manne. Nicht einer
Meldete, wie es geschah, Kunde nur brachte der Feind.
Deutscher Schiffe waren es vier, des Briten Geschwader
Zählte vierzig und drei, und sie genügten ihm nicht,
Denn als Schergen rief er den Schlitzaug, der mit den seinen
Quer als Schranke gelegt, sperrte die offene Flut.
Wechselbalg, der lang an der deutschen Amme gesogen,
Daß er zum Meuchelgeschäft Stärke sich hole und Kunst.
Doch es kämpften die herrlichen Vier den Kampf der Verzweiflung,
Keines ergab sich, sie spie'n berstend Vernichtung umher.
Leichen wälzte der Sund, Verletzte, in Wasser und Feuer
Kämpfte was übrig und riß Feinde genug in den Tod.
Einer, ein Maat, — wer hat ihn gekannt? — dem Strudel entrungen
Schwamm er zurück und erklomm nochmals das sinkende Wrack,
Schwenkte die Flagge an Bord und mit Hurrarufen versank er.
Leer ward von Helden die See, Raum für den Briten und Hai!
Doch ihr Ende schmäht den Sieger, es rauschen des Südmeers
Trauergesänge den Schimpf ewig verklagend ihm zu.
Wie so jugendlich kühn am Sonnenaufgangsgestade
Wehte das deutsche Panier über ein freudiges Werk!
Tsingtau! Klang uns der Name nicht lieblich wie Lerchengetriller,
Wenn sich singend im Tau frühe ihr Jubel erschwingt!
Jetzo klagt's aus dem Wort nur: Leide! Leide! Vor Tsingtaus
Wällen schluckte der Sand Ströme des teuersten Bluts.
Wer, wer tat uns alle das Leid? Wir wissen's: wo immer
Wunden uns brennen und Weh, Albion schärfte den Stahl.
Deutschlands Söhne eilten, so viel an Asiens Küsten
Ihrer wohnten, herzu treu für die Scholle zu stehn.
Nicht zu siegen hofften sie je, bei der Fahne zu fallen
War der einz'ge Gewinn, den sie gesucht und erlangt.
Monde hielten sie stand, die letzten Geschosse verfeuernd
Sanken sie hungergefällt. Selber ergriff es den Feind,
Daß er sie ehrte die heiligen Reste, die Waffen den Helden
Wiedergab und das Grab fromm den Gefallnen geschmückt.
Lob aus Feindesmunde hat Klang für immer, nicht welkt auf
Tsingtaus Gräbern der Ruhm, die der Japaner bekränzt.

Irische See, welch dunkelste Tat verhehlst du am Grunde,
Wo die feindliche Flut rollt über Weddigens Grab!

Digitized by Google

Den wir mehr als alle geliebt, denn er war die Jugend,
War das Schöne, das kurzlebend den Göttern gefällt.
Wie er bei Hoek van Holland, vor Albions Eisenkolossen
Jäh den Tiefen enttaucht, wagte verwegenste Tat.
Er allein im winzigen Boot mit zwanzig Getreuen!
Drei der Riesen zumal gaben zerschmettert ihm Ruhm.
Uns ein helfender Geist, doch jenen furchtbar, ein Dämon,
Dreizackschwingend und Blitz, schien er vom Schicksal gesandt.
Schreckverbreitend tönte sein Ruf, die Flagge der Briten
Sank und ihr eisernes Herz bebte, wo Weddigen fuhr.
Wie er erlag, wir wissen es nicht, der eigenen Großmut
Opfer, gemeuchelt vom Feind, nennt ihn das ahnende Herz.
Allzuedel, germanischer Held, wie die Helden im Liede
Unverwundbar im Kampf, nur von der Tücke gefällt.

Noch ein Schatten tritt, ein blut'ger, aus Todesgefilden,
Ruft ihn mit Trauer und Stolz leiser und inniger an.
Sagt: Hans Lody starb, dem Reich ein williges Opfer,
Der sich, ihr Tun zu erspähn, gab in der Feinde Gewalt.
Einsam stand er, umheult vom Haß, es blickten nur Feindes-
Augen höhnend in seins, als er zum Schwersten bereit,
Mit erhobener Stirn vorm Blutgerichte von London
Trug sein heil'ges Vergehn: daß er der Heimat gehorcht.
Doch der Gott der Tapfern erweckt' im Feind ihm den Zeugen,
Daß nicht verlassen in Schmach bräche das edelste Herz.
Denn vom Heldengeschick durchschüttert, trat aus der Menge
Einer, ein Brite, und gab männlich dem Manne die Hand.
England, möge dein Engel am Tag des Gerichts um den einen,
Der was heilig erkannt, milderen Spruch dir erfleh'n. —
Hat der Haß es vermocht, das adlige Bild zu zerstören?
Wilde hätten geschont, Briten erwürgten ihn doch.
Ehrt Hans Lodys Gedächtnis! Der Held, der sein Leben geopfert,
Gibt nichts Gemeines dahin, gibt, was er heilig genoß.
Denn das Leben des Helden ist herrlich, ihm lächelt die Sonne
Wärmer, zweimal so fest klammert sich Liebe um ihn.
Alles Schönste grüßt ihn als seinesgleichen und bittet,
Daß er verweile, doch er legt sein beschiedenes Teil
Auf den Altar und steigt für die Brüder, die Schwestern ins Dunkel
Furchtlos nieder, des Glücks nimmer, des eignen, gedenk.

Digitized by Google

So beschritt auch jener die düstre Schwelle, zufrieden,
Daß er von Kriegerhand sterbe den ehrlichen Tod.
Lächelnd umstand ihn genossenes Glück und die Schönheit der Erde
Und es redete Gott, dem er vertraute, zu ihm,
Bis in bleicher Novemberfrüh der Tower von London
Das verrinnende Blut unsres Getreuesten sah.

Teure, ihr wuchst und blühtet an unserer Seite, ihr sprachet
Unsere Sprache, ihr wart unser! Wir wußten es nicht.
Andere füllten mit nichtigem Lärm die Gassen und Plätze,
Und wir schalten die Zeit klein, die euch Helden gebar.
Erst im Todesopfer erkannten wir euch und wir halten,
Daß ihr die Pfade verklärt, nun euch wie Heilige fest.
Blühende Jahre gabt ihr dahin, Jahrhunderte mögen
Euch vergelten, die ihr lebt mit der Jugend des Volks.
Nie verblüh' euch der Kranz, von jedem neuen Geschlechte
Werd'er aufs neue mit frischfließenden Tränen betaut!
Reicher und reicher im Wandel der Zeiten schmücke der Dichter
Euer tönendes Grab, er, der Bewahrer des Ruhms,
Bis ihr strahlt wie die Sterne der Vorzeit, bis sich den Helden
Unserer Erde versöhnt neigen die Feinde von heut.

Deutschlands Größe und Ruhm sei Deutschlands Dank an die Toten!
Weh uns, wär der Gewinn ihres Verzichtes nicht wert!
Wenn wir die Schuld nicht edel getilgt, vom Antlitz der Mutter
Nicht gewaschen die Schmach, nicht der geliebten aufs Haupt
Eine Krone gesetzt, der vielgeschmähten, wo bliebe
Noch dem Deutschen ein Heil? Wo in die Fremde verweht,
Trüg er noch frei die Stirn? Ein Flüchtling wär'er auf Erden,
Allverstoßen, denn nie kehrt uns das stillere Glück.
Aufwärts oder ins Grab! Uns treibt in höchster Geschicke
Höchste Erfüllung das Muß und die gereifteste Zeit.
Nicht in halbgottähnlichem Wuchs, vor allen erhoben,
Wohnten die Helden mit uns, brüderlich glichen sie wohl
Andern im Volk, sie trugen der Mutter Germania Züge.
Auch in den Lebenden wallt hoch das gemeinsame Blut.
Ehre den Kämpfern allen, den Rettern! Odem der Kühnen
Weht aus Gefilden der Schlacht heiligend, stärkend uns an.
Wenn sie kehren als Bringer des Siegs und sanfterer Tage,
Bau'n sie der Mutter das Haus größer und herrlicher auf:

Digitized by Google

Wohnſtatt, Tempel und Burg. Und wie nach Greuel der Perſer
Aus der Akropolis Schutt ſtrahlend der Parthenon ſtieg,
So, mein Volk, ſo ſchmücke mit ewigen Werken des Friedens,
Deines Geiſtes Geburt, dann den geretteten Grund.
Nimm das Maß der Kunſt aus dem ungebrochenen Buſen
Deiner Helden, es ſei Zwilling der Taten das Werk.
Und das Meer, das immerwache, erhalte die Seele
Wach dir und jung und ſtets tönend vom Heldengeſang!
O mein jugendlich Volk, mein Siegfried, ſeh ich dich endlich,
Wiedergeborner, mit Stolz deiner Walküre vereint,
Die das blitzende Schwert mit Siegesrunen dir ſeite
Und dir Kunde zugleich bringt von der oberen Welt?
Bleibe der Göttlichen treu, ſo wirſt du herrſchen und nimmer
Wird aus niedrigem Bund ſchwarzes Verhängnis dir drohn.
Weiter gehe der Blick! Er ſucht in Reichen der Zukunft
Über den Meeren von Blut eine geneſene Welt,
Wie ſie die Seherin ferne erſchaut: es ſtiegen die alten
Goldenen Tafeln ans Licht, ewiger Satzungen voll,
Balder kehrte zurück, der Lichtgott unſerer Väter,
Gütig dem Bruder verſöhnt, der ihn als Blinder erſchlug.
Alle Völker umfängt ſein milderes Zepter und allen
Wahrt er Sitte und Art, wahrt er der Freiheit Beſitz.
Denn der germaniſche Geiſt iſt Weltenſonne, die allen
Scheint, und Germaniens Tag tagt für das Menſchengeſchlecht.

Digitized by Google

Eine deutsche Jedermanns-Bücherei.

Man kennt auch in Deutschland die handlichen Leinenbände der Everyman's Library. Sie hat ihren Namen von dem Mysterienspiel von Jedermann, das Hugo von Hofmannsthal für das deutsche Theater bearbeitet hat. Auf den Innendeckeln jedes einzelnen Bandes der Sammlung stehen die Zeilen der alten Dichtung:

Everyman, J will go with thee
And be thy guide in thy most need
And go by thy side.

Alle Bände sind in Ganzleinen gebunden, jedoch, was nicht unwichtig ist, die Farben der Einbände je nach der Gattung verschieden: Erzählungen hochrot, Gedichte und Dramen dunkelrot, Lebensbeschreibungen grau, Kinderbücher hellblau, Aufsätze orange usw. So wird durch gleiche Größe und Ausstattung die Sammlung gewahrt, durch Abwechslung in der Farbe das Gebiet unterschieden und Eintönigkeit vermieden. Wer je ein Dutzend dieser Bände nebeneinander stehen sah, weiß, daß die Everyman's Library wohl die ideale Lösung der Bibliothekfrage für billiges Geld ist. Für unseren Geschmack ist die Ausstattung nicht frei von einer gewissen Studio-Süßlichkeit. Zu viel Gold auf den Rücken. Unbedruckter Stoff aus weder zu dünnen, noch zu kräftigen Fäden wirkt schöner als die präraphaelitischesten Pflanzenmißhandlungen. Die Rücken sind gerade, nicht gewölbt, ein Vorzug für die Lesbarkeit der Titel in der Reihe und für die Abnützung der Rücken durch häufiges Lesen. Papier und Druckschriften sind so gut man sie nur um den niedrigen Preis von 1 Schilling verlangen kann.

Das wichtigste ist das Format. Unsere deutschen Formate sind vielfach zu unhandlich. Bücher, die wie Jedermann „mit uns gehen wollen", müssen so sein, daß wir sie in die Tasche stecken können. Umgekehrt: Bücher, die man bequem in die Tasche stecken kann, haben bedeutend mehr Aussicht, gekauft zu werden, als unhandliche. Die Tauchnitz-Edition verdankt ihren Erfolg ihrem genial ausgedachten Format. Von den jetzigen Verlegern hat vor allen Ullstein die ungeheure Wichtigkeit des Formats begriffen; über den riesigen Erfolg seiner Bücher gerade jetzt im Felde schreibt ein Verleger aus Antwerpen: „Außer den Bilderzeitschriften habe ich nur noch Ullstein kaufen sehen. ‚Das neueste Ullsteinbuch 1 Mark' wird, kaum ist es im Schaufenster, verlangt und verschlungen, ohne daß der Soldat vorher darnach fragte, was darin steht, nämlich ob es Kriegsgeschichten sind oder Friedensromane oder Kinderstubenerzählungen. Wir glauben viererlei für diese Anziehungskraft nennen zu dürfen, und zwar 1. das schöne bunte Bild, das oft mit dem Inhalt gar nichts zu tun hat, 2. der feste rote Leinenband unter dem Umschlag, 3. der geringe Preis, 4. — wohl der edelste der Gründe — die handliche Größe, die es erlaubt, die Bändchen in der äußeren Waffenrocktasche, in der hinteren Hosentasche, im Brotbeutel, im Kochkessel, im Affen, im Rucksack, und sogar, wie ich selbst gesehen habe, im Mützendeckel zu tragen. Dicke Bücher kauft kein Mensch." (Aus dem Almanach der Münchner Verleger 1915.)

Wir haben verschiedene Male versucht, auch für Deutschland solche Schilling-Büchereien zu schaffen. Mit Sammlungen, wie denen von Göschen, Teubner,

Digitized by Google

Kösel, Quelle & Meyer haben wir den Typ der wissenschaftlichen englischen Primers nicht nur nachgeahmt, sondern verbessert und den verschiedensten Bedürfnissen angepaßt. Eine Bibliothek für sich bilden die Alfred Krönerschen Bände, von denen jeder eine Mark zwanzig kostet: Epiktet, Mark Aurel, Seneca, Gracian, Karl Heinemanns Geschichten der deutschen, griechischen, römischen Dichtung, die Evangelien, der Faust, ein philosophisches Wörterbuch, Darwins Hauptwerke, Feuerbachs Wesen der Religion und Wesen des Christentums, Hume, Kant, Lamarck, Schopenhauer, Strauß, Spinoza, Adam Smith, als neueste Veröffentlichungen Hasses Italienische Renaissance und Wundts Nationen und ihre Philosophie. Diese Sammlung kommt bisher nach Anlage, Auswahl, Ausstattung, Format und Preis der Jedermanns-Bücherei, wie sie mir vorschwebt, am nächsten; fast jeder ihrer Bände könnte in sie herübergenommen werden. Ein Versuch in derselben Richtung war schon früher die Kollektion Spemann gewesen, deren nette dunkelblaue Markbände nur noch antiquarisch aufzutreiben sind. Sie war hervorragend gescheit angelegt: Bismark als Redner (20 Bände!), Briefe der Liselotte, Briefe Friedrichs des Großen, Erzählungen Anzengrubers und der Luise von François, der Simplizissimus, Humboldts Briefe an eine Freundin, Moltkes Reden im Reichstag, Nettelbecks eigner Lebenslauf, Thomas Platter, Jung-Stilling, der Freiherr v. d. Trenck, Elisen v. d. Recke's Reisen durch Deutschland 1784—86, Walther von der Vogelweide, Webers Demokritos, die vornehmsten griechischen und römischen Autoren, Essays von Carlyle, Saint-Simon, Briefe der Madame de Sévigné, Petrarca, Tasso, Dickens, Thackeray, Balzac, Gogol, Turgenjew, Cervantes — man wird ordentlich stolz, bei der Durchsicht des Verzeichnisses zu sehen, daß Jahrzehnte vor der Everyman's Library ihr Grundgedanke in Deutschland bereits verwirklicht war, sicher in Anlehnung an damalige englische Vorbilder, aber so geschickt, so geschmackvoll, daß das Eingehen des Unternehmens heute noch Bedauern erweckt. So vielseitig und glücklich präsentiert sich keine spätere Sammlung mehr, vor allem nicht die augenscheinlich der Everyman's Library nachgeahmte Deutsche Bibliothek, deren hundertster Band uns eben vorliegt. Nicht, daß nicht auch sie wertvolle Bände hätte, z. B. die zeitgenössischen Berichte über Kant, Briefe von Goethes Eltern, Eckermann, eine Auswahl aus Lotze, der junge Goethe, Goethes Briefwechsel mit Zelter, aber die Namen mancher Herausgeber verstimmen, weil sie mehr an manufakturmäßige Betriebsamkeit als an gewissenhafte Arbeit denken lassen. Da die Bibliothek den hundertsten Band zugleich als letzten ankündigt, wollen wir uns nicht weiter mit ihr befassen, sondern mit dem Plan einer deutschen Jedermanns-Bücherei, die ihr augenscheinlich vorschwebte.

Dieser Gedanke liegt in der Luft. Verschiedene Anzeichen im Buchhandel sprechen dafür. Wenn z. B. ein Berliner Verleger die bisher in 4 Bänden zu je 4 Mark verkauften kleineren Erzählungen Raabes in 15 kleinen Bänden verullsteint, ohne Bandrückentitel, dafür mit illustrierten Umschlägen, die mit dem Inhalt wenig zu tun haben, so liegt dem doch die richtige doppelte Erkenntnis zugrunde: daß der Preis des bisherigen Verlegers zu hoch und sein Format zu unhandlich war. Es sträubt sich Verschiedenes in uns, den Namen desselben Massenverlegers sozusagen Arm in Arm mit dem einer so stolzen Firma wie S. Hirzel zu

Digitized by Google

sehen, aber wenn er Riesenauflagen von Gustav Freytag durch seine Reisenden umsetzt, so hat er eben erkannt, daß hier ein Bedürfnis zu stillen und ein Geschäft zu machen ist, und S. Hirzel überläßt es ihm, weil er allein es nicht machen kann. Die Engländer haben die Möglichkeit, für ein und dasselbe Buch durch immer billigeren Preis immer neue Schichten der Nation zu gewinnen, am frühesten erkannt und am geschicktesten durchgeführt: ein Moderoman kostet gleich beim Erscheinen 7½, ein halbes Jahr darauf schon nur mehr 3½, dann 2, dann 1 Schilling, zum Schluße Six pence. Deutsche Verleger haben mehrfach durch das starre Ausnützen ihres Verlagsrechts ihren Autoren, ihrer Kasse und den deutschen Lesern gleich sehr geschadet. Man denke, um einen bösen Fall zu nennen, an den schonungslos festgehaltenen Preis von fünf Mark für Mörikes Gedichte, durch welchen verhindert wurde, daß zu einer Zeit, wo fast nur mehr eine kleine Gemeinde wußte, was ein Gedicht sei und was keins, einer unserer echtesten und feinsten Lyriker als höchst notwendiges Korrektiv des Geschmacks ins Volk drang. Erfreulich hebt sich davon das Verhalten anderer Firmen ab, die im Bewußtsein, daß nicht nur der Adel, sondern auch das Verlagsrecht verpflichtet, rechtzeitig billige Ausgaben ihrer am besten gehenden Autoren veranstalteten.

Diese deutsche Jedermanns-Bücherei nun kann nicht von einem einzigen Verleger gemacht werden, wenn nicht der Gedanke abermals aus Mangel am erforderlichen Kapital entweder mit unzureichenden Mitteln angepackt und daher nach vielversprechenden Anfängen aufgegeben oder warenhausmäßig karikiert werden soll. Auch als Verlegervereinigung würde er bald verflacht oder verdorben, da mit der Ringbildung sich sofort alle geistigen und sittlichen Nachteile des Trustwesens einstellen würden. Ich denke mir das Zustandekommen etwa folgendermaßen: Einige unserer großen Verleger setzen sich miteinander in Verbindung, um zur Erinnerung an den Deutschen Krieg dem deutschen Volk den Grundstock einer Jedermanns-Bücherei zu stiften, von der jeder einzelne Band noch auf längere Zeit urheberrechtlich geschützt ist. Unmaßgebliche Beispiele machen es vielleicht deutlicher. Der Verlag Cotta sagt etwa: Ich will vorangehen, und stifte von Gottfried Keller den Martin Salander, weil er das politische Vermächtnis eines Dichters an ein politisch interessiertes Volk ist; als Einleitung das 23. Kapitel der soeben erschienenen Biographie Kellers von Emil Ermatinger. Gut, sagt Häffel, dann stift ich den Jürg Jenatsch, damit die Deutschen endlich erkennen, daß in der Politik der Zweck die Mittel rechtfertigt. Ihr müßt weltpolitisch denken lernen, sagt Teubner, und legt Kjellens Großmächte der Gegenwart hinzu. Von mir, sagt der Inselverlag, nehmt Rudolf Alexander Schröders Deutsche Oden und gesammelte Gedichte. Dann stifte ich Treitschkes Politik, sagt S. Hirzel. Westermann (immer unmaßgeblich und beispielsweise) stiftet von Storm einen Band Gedichte und früheste Erzählungen. Die Deutsche Verlagsanstalt Max Eyths Hinter Pflug und Schraubstock. Bonz den Ekkehard. Bruckmann die Kriegsartikel von Chamberlain. Lüder Horstmann die Deutschen Schriften von Lagarde. Der Bund Deutscher Bodenreformer: Damaschkes Bodenreform. Schuster & Löffler: die Kriegsnovellen von Liliencron. Der Verlag Beck die Fröschweiler Chronik. Bassermann: Wilhelm Buschs Prosaische Schriften, Autobiographisches und Briefe. Der Dürerbund: das

Digitized by Google

Hausbuch deutscher Lyrik. Diederichs: Die Theologia Deutsch usw. usw. An jedem dieser Bände behält der Verleger das Eigentumsrecht bis zum Erlöschen der Schutzfrist. Aber gleiche Ausstattung, gleiche Preise, gleiche Rabattsätze. Zentrale Auslieferung und Verrechnung, zentrale Leitung und Propaganda. Jeder ist je nach der Anzahl der von seinem Verlagswerke abgesetzten Bände an Spesen und Gewinn beteiligt. Nach einem Jahr sieht man schon weiter. „Der Salander hat nicht schlecht abgeschnitten", sagt etwa Kröner; „heuer könnt ihr das Sinngedicht und die Legenden als zweiten Keller-Band haben". Hässel probiert (immer, versteht sich, beispielsweise), ob der Erfolg des Jenatsch durch den Band Gedichte noch gesteigert werden kann. Teubner stellt sich mit Weises Buch Unsere Muttersprache ein. An Vorschlägen und Anerbieten fehlt es nicht, im Gegenteil: die Leitung hat alle Hände voll zu tun, nicht ganz geeignete Angebote fernzuhalten, um dem Unternehmen seinen Charakter zu wahren.

Um nicht weiterhin beispielsweise und unmaßgeblich auszumalen, wie schön es wäre, wenn die Verleger so freundlich wären usw., seien die Möglichkeiten aufgezählt, wie die Jedermanns-Bücherei gebaut und ausgebaut werden kann.

Erstens Grundstock: Geschützte Autoren, um gleich Zugkraft zu haben, ungefähr in der soeben angedeuteten Richtung. Dazu gehören auch Werke, für die neue Schichten des lesenden Publikums zu erobern sind. Zum Beispiel: der Verlag Bertelsmann hat soeben eine höchst begrüßenswerte Auswahl aus den noch lange nicht freiwerdenden Essays von Herman Grimm veranstaltet, in einem Bande die Aufsätze zur Literatur, in einem zweiten die zur bildenden Kunst; aber gerade die Leser, die mit Begeisterung je 1 Mark bis 1 Mark fünfundzwanzig für den Band hinlegen würden, können nicht je fünf opfern.

Zweitens: Demnächst freiwerdende Autoren: Bekanntlich werden die Verleger unmittelbar vor Erlöschen der Schutzfrist entgegenkommend. Gerade hier wäre die Jedermanns-Bücherei das gegebene Unternehmen, um einerseits den freiwerdenden Autor billig herauszubringen, andrerseits bis zum Ablauf der Schutzfrist doch noch allen Gewinn zu haben. Nach dem Freiwerden würde das Publikum nach wie vor die Bände der Jedermanns-Bücherei vorziehen, da es schon an sie gewöhnt ist. Denn darin besteht ja der Erfolg eines solchen Unternehmens, daß sich der Käufer sagt: „Dies Buch gefällt mir in jeder Beziehung so ausgezeichnet, daß ich noch eines dazu haben will, genau so ausgestattet." Das ist der Anfang jeder Privatbibliothek. Wer es erst auf zehn Bücher gebracht hat, besitzt bald zwanzig, und der Weg von zwanzig bis hundert ist nicht weiter, als der von zwei bis zehn war. Wenn nun ein Buch bald frei wird, hat der bisherige Verleger nur dann Aussicht, noch viel vor Torschluß abzusetzen, wenn er ganz billige Ausgaben macht. Diese ganz billigen Ausgaben nun kann der Einzelne meist nicht machen, aber eine Organisation wie die Jedermanns-Bücherei kann es. Für Karl Hillebrand z. B. läuft die Schutzfrist demnächst ab; der bisherige Verleger, Trübner, hat eine vorzügliche Auswahl seiner schönsten Aufsätze in einem Bande veranstaltet und ihr noch die zwölf Briefe eines ästhetischen Ketzers beigegeben, die seinerzeit solches Aufsehen erregten und heute genau so lesenswert sind wie damals; aber das Format ist Großoktav und der Preis für kleine Börsen zu hoch. Wie würde

Digitized by Google

dieser Band in einer Jedermanns-Bücherei wirken, und wie würde er gekauft werden!

Es werden nun in den nächsten fünf Jahren Autoren frei, die von der Leserschaft längst mit Begier erwartet werden. 1916 sind 30 Jahre verflossen seit Scheffels und Rankes Tod; 1917 erlischt Vischer, 1918 Storm, 1919 Anzengruber, Giesebrecht und Volkmann-Leander, 1920 Keller, Viktor Hehn und Döllinger, 1921 Gregorovius und Moltke, um nur die wichtigsten zu nennen. Ich will wieder ein Beispiel geben. Wenn z. B. Westermann einen achtbändigen Storm herausbringt, nicht auf einmal, sondern alle Vierteljahre einen Band, einzeln käuflich, so macht er sicher ein größeres Geschäft, als mit der Volksausgabe zu 15 Mark. Denn alle drei Monate etwas über eine Mark legt jeder gern hin; auf einmal 15 Mark — da besinnt sich jeder. Wir sind keine schlechteren Käufer billiger Bücher, als die Engländer. Die Everyman's Library bringt z. B. Gibbons Römische Geschichte in 6, Froudes Historische Werke in 10, Grotes Griechische Geschichte gar in 12 Bänden. Sollte ein entsprechender Ranke, Giesebrecht, Gregorovius in Deutschland wirklich schlechter gehen? Daß Mommsens Römische Geschichte in der Everyman's Library um den zehnten Teil des deutschen Preises zu haben ist, sei nebenbei erwähnt.

Drittens: längst freie Autoren. Natürlich kann sich ein solches Unternehmen nur rentieren, wenn es viele Bände bringt, deren Herstellungskosten, dank geringen Honoraren, wesentlich niedriger sind. Es müßte ein Plan aufgestellt werden, welche Bände alljährlich aufzunehmen sind; wer einen nicht mehr geschützten Autor herausbringen will, kann sich dann melden und seinen Herausgeber nennen, der natürlich kein Allerweltseinleitungs- und Ausgabenfabrikant sein darf, wie sie leider Gottes Dutzende von Verlagskatalogen verseuchen, sondern ein Fachmann, von dem eine ausgezeichnete, gewissenhafte Arbeit zu erwarten ist. Nichts wäre törichter, als wenn sich die Veranstalter einer solchen Jedermanns-Bücherei sofort wieder über die alten, hundertmal herausgegebenen Autoren stürzten, um sie zum hundertunderstenmal herauszugeben. Aber es gibt eine Menge guter Werke, sogar guter Belletristik, die fast niemand mehr kennt, und die neu aufzulegen sich lohnte, und die ich nur deswegen hier nicht verrate, weil sonst gleich wieder Konkurrenzausgaben veranstaltet werden, eine geschwinder als die andre, und eine schlampiger als die andre.

Denn der Plan einer Jedermanns-Bücherei ist von jedem, der die Gebiete einigermaßen übersieht, leicht aufzustellen. Was dabei herauskommen könnte, ist eine Bibliothek, wie sie die Welt nicht gesehen hat. Die Rubriken der englischen Everyman's Library sind folgende:

Biographien: Darunter fallen vor allem auch die Selbstbiographien, jene ideale Bibliothek, wie sie im „Sinngedicht" beschrieben ist: „Diese Bände enthielten durchweg die eigenen Lebensbeschreibungen oder Briefsammlungen vielerfahrener oder ausgezeichneter Leute. Obgleich die Bücherreihe nur ging, soweit das Gestell nach der Länge des Tisches reichte, umfaßte sie doch viele Jahrhunderte, überall kein anderes als das eigene Wort der zur Ruhe gegangenen Lebensmeister oder Leidensschüler enthaltend. Von den Blättern des heiligen Augustinus

Digitized by Google

is zu Rousseau und Goethe fehlte keine der wesentlichen Bekenntnisfibeln, und eben dem wilden und prahlerischen Benvenuto Cellini duckte sich das fromme Tugendbüchlein Jung-Stillings. Arm in Arm rauschten und knisterten die Frau von Sévigné und der jüngere Plinius einher, hintendrein wanderten die armen Schweizerburschen Thomas Platter und Ulrich Bräcker, der arme Mann im Toggenburg, der eiserne Götz schritt klirrend vorüber, mit stillem Geisterschritt kam Dante, sein Buch vom neuen Leben in der Hand."

Alte Klassiker: Hier wäre ein weites Feld. Denn die Klassiker sind in den letzten Jahren zwar sehr viel, aber meist recht schablonenmäßig herausgegeben worden. Vielleicht ließen sich endlich wieder gute Nebeneinander-Ausgaben, Urtext und Übersetzung machen, die seit dem Eingehen der Engelmannschen Sammlung ein wahres Bedürfnis sind.

Jugendschriften: (Ich gehe genau nach der Reihenfolge der E. L.) Unsere Jugend muß vor allem auch nichtillustrierte Bücher lesen lernen. Die Illustrationsseuche ruiniert den Sinn für wirkliches Lesen, Lesen mit dem inneren Auge.

Geschichte: Ein Gebiet, auf dem unsere billigen Bibliotheken viel durch Versäumnis und Unverstand gesündigt haben. Schlosser, Niebuhr, Raumer und Gervinus sind längst frei. Das herrliche Unternehmen der Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit ist fast nur in Fachkreisen bekannt. Vor allem: Treitschke muß herein! Ob es zehn oder zwanzig Bände werden, ist gleichgültig, aber sie müssen gemacht werden, und müssen einzeln käuflich sein.

Redner: Die Engländer hatten Pitt, Burke, die Amerikaner Lincoln und John Bright. Wir hatten Bismarck, hatten im Reichstag Redner wie Lasker und Eugen Richter, hatten das Frankfurter Parlament, haben Naumann. Im Jahre 1849 erschien in Berlin eine Bibliothek politischer Reden des 18. und 19. Jahrhunderts in 6 Bänden. Und warum sollten wir nicht einen Band British Eloquence englisch machen, und französisch einen Band Kanzel- und einen Band Parlamentsredner? Auf diese fremdsprachlichen Bände komme ich noch zurück.

Philosophie und Theologie: Die Everyman's Library enthält u. a. wissenschaftliche Ausgaben des Alten und des Neuen Testaments und der Apokryphen, Swedenborg, den Koran, das Book of Common Prayer, Thomas von Kempen, die Fioretti. Was könnten wir dem entgegenstellen! Unsere mittelalterlichen Mystiker, Luther, Legenden, franziskanische Texte, Hymnen; aber auch Reimarus; eine Auswahl aus Bayle; endlich einmal eine Gesamtausgabe von Lichtenbergs Schriften; Fechner; Feuerbach; Döllinger.

Dichtung und Drama: Nebeneinanderausgaben von Shakespeare und Dante, vom Nibelungenlied; von Minnesangs Frühling; von den Carmina Burana; vom Ruotlieb; von Michelangelos Gedichten; die großen Operntexte Mozarts in einem Band.

Nachschlagewerke: Geflügelte Worte; Geschichtskanon; Kanon der Weltliteratur; Werke wie Liesmanns Kunst und Heilige, oder Schubrings Hilfsbuch zur Kunstgeschichte.

Romance: Diese ins Deutsche schwer übersetzbare Rubrik fällt zum Teil mit „Dichtung und Drama" zusammen. Hierher würde die Edda gehören, Volksbücher

Digitized by Google

und Volkslieder, Sagen, Stimmen der Völker, eine Auswahl aus Percy (englisch), Simrocks Buch über Shakespeares Quellen, Uhlands Schriften zur Dichtung und Sage, das Waltariilied; aber auch Tausendundeine Nacht, Hafis, Omar Chaijâm.

Wissenschaft: Man erinnere sich, was ich über die Krönersche Taschenbibliothek sagte. Ich dächte mir ferner: Klassiker der Naturwissenschaften; Faradays Geschichte einer Kerze; Robert Mayer; eine Auswahl aus Humboldts Kosmos; Liebigs Chemische Briefe; Damaschkes Bodenreform; eine Auswahl aus Brehms Tierleben.

Reisen und Erdbeschreibung: Fallmerayer; Hettners Griechische Reiseskizzen; Aus den nördlichen Kalkalpen von Hermann von Barth; die Bergbesteigungen Purtschellers; eine Auswahl aus der Zeitschrift des Deutschen u. Österreichischen Alpen-Vereins; Viktor Hehns Bücher über Italien und Rußland; Forster; A. v. Hübner; Rohlfs, Schlagintweit, Schweinfurth, Wißmann, Peters; Chamissos Reise um die Welt.

Nun hätte ich noch Rubriken, die in der Everyman's Library nicht vertreten sind.

Sprache: Grimm; Friedrich d. Gr. (im französ. Original) und die Gegenschriften; Behaghel (der, sobald in Fraktur gedruckt, sich spannend liest); Schroeders Buch vom papierenen Stil; Weises Charakteristik der lateinischen Sprache.

Recht: Eine gute Auswahl aus den römischen Rechtsquellen, in der Art von Thielens Lateinkursus für Juristen, der in 2 Bänden bei Vahlen erschien (I. Institutionen, II. Digesten); das B. G.-B.; Sachsenspiegel und andre alte deutsche Rechtsquellen; Iherings Schutzfrist erlischt 1922; Savigny, Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft; Beccaria, Über Verbrechen und Strafen; Feuerbach, Aktenmäßige Darstellung merkwürdiger Rechtsfälle; Kirchmann, Die Wertlosigkeit der Jurisprudenz als Wissenschaft; Beseler, Volksrecht und Juristenrecht; Ludwig Knapp, System der Rechtsphilosophie.

Politik: Arndt, Pro populo Germanico; Treitschke; die Juriusbriefe nach A. Ruges klassischer Übersetzung; Lagarde; List; Bismarck als Journalist; Görres; Justus Mösers Patriotische Phantasien; Rochaus Grundsätze der Realpolitik; Paul Pfizers Briefwechsel zweier Deutschen; Naumann.

Dialekte: Reuter, Groth, Brinckmann; Stoltze; Hebel und Usteri; Kobell und Stelzhamer.

Fremdsprachliche Werke im Original: Warum sollen wir Franzosen, deren Schutzfrist erloschen ist, besonders Klassiker, nicht in Deutschland drucken? Die Bibliotheca Romanica tat es zwar schon längst, aber ihre Type ist für einigermaßen empfindliche Augen unmöglich. Und doch bräuchten wir Corneille, Racine, Molière; Lafontaine; den Gil Blas; die Manon Lescaut; Perraults Märchen; Frau von Staëls Buch über Deutschland; eine Auswahl aus Saint-Simon; einen Band Briefe der Sévigné; die großen Moralisten; Montaigne mit der Bodeschen, Rabelais mit der Regisschen Übersetzung; Musset; Balzac; Sainte-Beuve wird demnächst frei! Die Franzosen selbst haben ja erst, seitdem der Engländer Nelson es ihnen gezeigt hat, hübsche und handliche, gutgedruckte Ausgaben ihrer Klassiker. Warum sollen wirs Nelson nicht nachmachen? Wohlgemerkt: Ausgaben, die nicht im geringsten aussehen wie Schulbücher, aber sich in der Schule verwenden lassen!

Digitized by Google

Für England haben wir, wie bereits im Januarhefte 1915 dargetan, unsere Tauchnitz-Edition. Dagegen wären die Hauptwerke der italienischen und spanischen Literatur, wie Dante, Manzoni, Leopardi, Cervantes, ein Band Calderon, ein Band Lope de Vega in der Jedermanns-Bücherei des Erfolgs sicher.

Musik: Mozarts, Beethovens, Schumanns, Mendelssohns, Wagners Briefe; Wagners Gesammelte Schriften und Autobiographie; die Autobiographie von H. Berlioz; eine Auswahl aus Ambros.

Ich trage zwei vorhin übersehene Rubriken der Everyman's Library nach:

Essays and Belles Lettres: Welcher Reichtum tut sich da auf! Fechner, Hillebrand, Hermann Grimm, Kürnberger, O. Ludwigs Shakespearestudien. Von älteren: Herder, Heinse, Leibniz, Dürer, Winckelmann. Von Goethe: Aufsätze zur Dichtung, Aufsätze zur bildenden Kunst, Aufsätze zu den Naturwissenschaften; Anselm Feuerbachs Vermächtnis; Vasari in Auswahl; Lionardo in Auswahl; Hettners Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts; Schlegel, Wackenroder, Novalis, Hebbel; eine Auswahl aus Vischers Ästhetik. Die Schutzfrist für Scherer erlischt 1916. Diez, Poesie, und Leben und Werke der Troubadours.

Fiktion: Die Schutzfrist erlischt für Scheffel 1916, für Storm 1918, für Anzengruber 1919, für Keller 1920, für Luise von François 1923. Stifters Nachsommer ist ungekürzt selbst antiquarisch kaum mehr aufzutreiben. Stifter in ältester Gestalt; Meinholds Bernsteinhexe und Sidonie von Bork; Biernatzkys Hallig; die pseudonym erschienenen und daher freien ersten Schriften Wilhelm Raabes; Jeremias Gotthelf. Von Ausländern vor allem Balzac. Im übrigen hat der Krieg hoffentlich neben anderen auch die Nach- und Nebenwirkung, daß die ungesund und einseitig belletristischen Neigungen der Leser sich ernsteren Gebieten zuwenden. Belles-lettres sind etwa wie belle-mère Stiefmutter, meistens doch günstigenfalls Stiefliteratur, ungünstigenfalls Litera'urstiefel. Die Verbelletristikung der Literatur führte zur Verunsteinung der Belletristik. Das Lesebedürfnis wird bei allen europäischen Völkern hastig, unfein und oberflächlich. Unsere Väter lasen andres und lasen es anders, nicht zu reden von der Generation vorher, die ein außerordentliches Bedürfnis nach Belehrung hatte: einfache Handwerksgesellen bezogen lieferungsweise ihren Rotteck, Schlosser, Weber und sparten sich das Geld vom Mund ab. Jetzt lesen die meisten Männer die Zeitung, und die meisten Frauen lesen Kitsch. Unser ganzes geistiges Leben ist durch die belletristische Wasserpest verseucht, versumpft und versaut. Das ist mit ein Hauptgrund, warum wir eine Jedermanns-Bücherei brauchen, eine streng gesichtete, von Modeautoren absolut freie deutsche Bücherei, in der nicht ein einziges an sich minderwertiges oder schlampig herausgegebenes Buch sein darf.

Diese Sammlung würde von selbst, durch ihr Gewicht und durch ihre Güte, gute und bedeutende Bücher magnetisch anziehen, und sie wäre ein richtig deutsches Kriegsdenkmal. Ich glaube, sie würde sich sogar rentieren. J. Hofmiller.

Digitized by Google

Die „Deutsche Tageszeitung".

Über die „Deutsche Tageszeitung" bestehen in weiten Kreisen Vorurteile. In Wirklichkeit gehört dies Blatt zu den besten Kriegswaffen der Heimat. Es sei daher Einiges darüber gesagt.

Die „Deutsche Tageszeitung", zugleich Organ des Bundes der Landwirte, wird auch jetzt während des Krieges von vielen ungelesen abgelehnt als „agrarisch". Demgegenüber an Stelle weitläufiger Auseinandersetzungen zunächst ein kurzes Zitat. In dem berühmten „Handwörterbuch für Staatswissenschaften", herausgegeben von Conrad, Elster, Lexis und Loening (dritte Auflage, Band 1, Jena 1909), bespricht im Abschnitt „Agrar- und Industriestaat" Professor Heinrich Dietzel (Bonn) die Theorien „von den üblen Folgen der industriestaatlichen Entwicklung", berichtet, daß die „Anti-Industriestaatler" von einem Niedergange der Landwirtschaft — wie er als Folge der Industrialisierung ja unbestreitbar eintrete — behaupten: „Im Kriege stehe Niederlage einfach mittels Aushungerung zu befürchten", und begegnet dem mit folgenden Ausführungen:

„In Anbetracht der Leistungsfähigkeit der modernen Transportmittel ist aber diese Gefahr nur hie und da vorhanden.

Portugal z. B. wäre, falls nicht ausreichend mit Lebensmitteln versehen, allerdings schlimm daran, wenn ihm ein feindliches Spanien die Häfen blockierte. Aber Ländern wie England, Deutschland braucht vor dem Gespenst nicht zu bangen.

Gewiß — sind alle Flotten Europas im Bunde wider England; hat Deutschland alle Großmächte des Kontinents zu Gegnern, so mag es sein, daß diesen Industriestaaten die Temporalien gesperrt werden. Jedoch würden sie, rebus sic stantibus, auch dann zu Kreuze kriechen müssen, wenn sie das Ideal ‚nationalwirtschaftlicher Unabhängigkeit' voll verwirklicht hätten" (S. 231).

Ferner, nach Erörterung anderer Bedenken gegen eine Industrialisierung:

„In Summa: die aus dem Niedergange der Landwirtschaft entnommenen Bedenken entbehren der Begründung. ‚Abhängigkeit vom Ausland' und Aushungerungsgefahr sind Phantome" (S. 232)...

„Eine ‚Reagrarisierung' vor der Zeit heraufzubeschwören, hieße eine Politik treiben, die wider das Gesamtinteresse wäre — nur dem agrarischen Sonderinteresse (genauer: dem der Landeigentümer) entspräche" (ebendort).

„Die industriestaatliche Entwicklung ‚verlangsamen' mittels Agrarschutz, heißt die Gesamtheit auf niedrigeres materielles Niveau herabdrücken — zu gunsten der Klasse der Grundrentner. Heißt damit die Masse aufreizen wider die gesellschaftliche Ordnung. Heißt weiter: entweder die Einwohnerziffer mindern (sei es dadurch, daß die Auswanderung zunimmt, sei es dadurch, daß das Elend der niederen Schicht den Aderlaß bewirkt) oder, falls ungeachtet der Lohnbaisse die Einwohnerziffer sich mehrt wie bisher, deren Leistungsfähigkeit schmälern — so oder so den Einfluß des Volkes im Kreise der Völker geringer machen als er sein könnte.

Wird dagegen der industriestaatlichen Entwicklung freie Bahn gelassen, so gelangt die Produktivität zum möglichen Maximum. Mit ihr steigt der Arbeitsentgelt, während Grund- und Kapitalrente fallen; die Güterverteilung gestaltet sich gleichmäßiger. Und die Bevölkerung schwillt weiter an, ohne daß ihre Leistungsfähigkeit eine Schmälerung erfährt.

Unter dem wirtschaftlichen, wie dem sozialen, wie dem nationalen Gesichtswinkel betrachtet, ist industriestaatliche Entwicklung zu begrüßen — als Hebel des Reichtums, als Bürge des inneren Friedens, als Helfer zur Macht" (S. 237).

Ich denke, wir alle, einschließlich der früheren „Industriestaatler", wollen doch recht zufrieden sein, daß es auch Agrarier gibt und gegeben hat und daß sie vor dem Kriege die Wirtschaftspolitik des Reiches mit bestimmt haben.

Im übrigen sei zu diesem Vorwurfe „agrarischer Haltung" lediglich noch bemerkt, daß die wirtschaftspolitische Richtung der „Deutschen Tageszeitung" während des Krieges nur selten und in einer für Andersdenkende nicht verletzenden Weise zum Ausdrucke kommt.

Von besonderer Bedeutung ist der politische Teil des Blattes durch die Mit-

Digitized by Google

arbeit des Grafen Ernst Reventlow, der neben den beiden Hauptschriftleitern für Ausland, Heer und Flotte zeichnet. Reventlow ist der Verfasser der im Frühsommer 1914 erschienenen Geschichte von „Deutschlands auswärtiger Politik 1888—1914" — ihre wissenschaftliche Bedeutung ist erst im Novemberheft dieser Zeitschrift gewürdigt worden —, und es ist eine Quelle der Belehrung und des Genusses, über den Fortgang des Krieges fast täglich die Stimme dieses selbständigen Politikers zu hören, dessen Befähigung durch die einfache Gegenüberstellung dessen erwiesen ist, was er vor dem Kriege geschrieben hat und was seit dem Juli 1914 geschehen ist. Von jeder Parteipolitik halten sich seine Beiträge ferne. Wir geben unten eine Probe.

Aber, Reventlow gilt als „Heißsporn". Ich kenne den Grafen persönlich nicht und weiß daher nichts von seinem Temperamente. Jedenfalls aber, das beweisen seine Beiträge, hat das Temperament nicht die Herrschaft über den Politiker, sondern die hervortretenden Züge dieses Schriftstellers sind Wirklichkeitssinn und ein durchdringender Verstand. Reventlow führt manchmal eine scharfe und wohl auch verletzende Feder, er verfügt über Hohn und Sarkasmus, aber man findet in seinen Beiträgen keine Gemütsbewegung, nicht Haß, nicht Furcht, nicht Mitleid.

Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, die „Deutsche Tageszeitung" erst im Laufe des Krieges kennen gelernt hat, in Friedenszeiten aber sich mit der Abstempelung des Blattes als „reaktionär" und „agrarisch" begnügt hatte, wird frühere Bände der Zeitung nicht aufschlagen, ohne wieder einmal einen heilsamen Abscheu vor Schlagworten zu bekommen. Gewiß, die Parteipolitik wurde in diesem Blatte in Friedenszeiten so intensiv und einseitig betrieben wie in so vielen Parteiblättern. Aber das muß auch der Gegner anerkennen, daß die Zeitung zu jenen, nicht zahlreichen deutschen Zeitungen zählt, die schon vor dem Kriege ihre Leser über auswärtige Politik, über Heere und Flotten Deutschlands und seiner Gegner unterrichteten, die einsichtig genug waren, um schon vor der Mordtat von Serajewo die schweren Gefahren für Erhaltung des Friedens zu erkennen und darauf immer wieder hinzuweisen, die schon vor dem Kriege die Forderungen völkischer Selbstachtung vertraten. Man lese aus dem Juni 1914 die Aufsätze über die deutsch-französische Verständigungskonferenz in Basel (vom Hauptschriftleiter Paul Baecker), über das englisch-russische Flottenabkommen, die Bedeutung der russischen Ostseeflotte, über den Aufsatz der Fortnightly Review „The end of Weltpolitik" (der deutschen nämlich), man lese aus der ersten Juliwoche 1914 die Betrachtungen über die Kieler Überschwenglichkeiten (aus Anlaß des englischen Flottenbesuches), über den von deutscher Seite erörterten Gedanken, einer etwaigen Einführung des Englischen als Weltsprache zuzustimmen, wenn England als Gegenleistung — das Dezimalsystem einführe[1]), den Aufsatz über deutsche Selbsternährung und Flottenbau und man vergleiche damit etwa folgendes Selbstporträt, das leider für so viele Zeitungen typisch ist, in einem kürzlich erschienenen „Deutschen Kriegsbuch" (Knorr & Hirth).

„Mitten im Frieden.

Der Juli des Jahres 1914 stand in seinem Anfang im Schönwetterzeichen; viele Urlaubs- und Erholungsbedürftige hatte er schon vorzeitig in Bergesland und Seengebiete gelockt. Tiefster Friede war gerade dieser Zeit aufgeprägt und im Gleichschritt des Alltags vollzog sich das Werken jener, die daheim geblieben waren in Stadt und Land. In der Zeitung spiegelt sich das Bild der Tage; es weiß von jener Sommerzeit nichts zu künden, das die Geister besonders bewegt hätte. Im Gegenteil: weit ruhiger als sonst, wohl beeinträchtigt durch die mit den Jahren immer weniger befriedigende wirtschaftliche Lage in Handel und

[1]) Vgl. Berliner Tageblatt Nr. 327 vom 1. Juli 1914 „Nach der Englandreise der Berliner Kaufleute und Industriellen" von Dr. Koppel, Generalsekretär des Vereins Berliner Kaufleute und Industrieller.

Digitized by Google

Wandel, gab sich in müder Eintönigkeit die Stunde. Der Reichstag war schon am 20. Mai auseinandergegangen, und an großen Veranstaltungen, die sich an das ganze deutsche Vaterland wendeten, waren außer der Buchgewerbe- (Bugra-) Ausstellung in Leipzig und der Werkbund-Ausstellung, in Köln nur die Gesundheitsausstellung in Stuttgart zu verzeichnen.

Plötzlich, wie der Blitz aus heiterem Himmel, überraschend und erschreckend, schlug es ein in die Stille des Alltags: in das Gesicht des Friedens klatschte der brutale Faustschlag des Krieges. Serbien hatte die Mobilisation begonnen."

Deutschland ist reich an Dichtern und Denkern und mögen auch manche von ihnen erst nach ihrem Tode zur Anerkennung gelangen, die Wirkung selbst braucht darum nicht verloren zu gehen. Aber Deutschland ist arm an politischen Begabungen und es kann den späteren Geschlechtern zum bleibenden Schaden gereichen, wenn wir nicht einmal in dem weltgeschichtlichen Augenblicke dieses Krieges die Wenigen, die etwas zu sagen haben, hören wollen, weil sie uns von ihren Gegnern mit Schlagworten geschickt verekelt werden. Männer wie Reventlow hat sich ein großer Teil der deutschen Gebildeten bis vierzehn Tage vor Kriegsausbruch in großen und „staatsmännisch" geführten Blättern als Flottenschreier, Scharfmacher, als Kriegshetzer und Chauvinisten gutgläubig denunzieren lassen und schon wagt sich in den gleichen Blättern, trotz der Bloßstellung, die ihnen der Krieg gebracht hat, seit einiger Zeit die gleiche Weise von neuem hervor. In diesem Kriege weniger als je ist es gleichgültig, mit welcher Art Tagespresse wir uns begnügen. Ein Beispiel: In England beginnen manche Kreise zu bemerken, daß der Krieg, wenn er noch länger dauert, Großbritannien die Herrschaft über die Meere und damit die Grundlage seines Reichtums und seines beherrschenden Einflusses auf die festländischen Völker Europas kosten wird. Schon ertönen drüben Stimmen, welch furchtbare Verheerungen der „Menschheit", „Europa", der „Zivilisation" drohen, wenn der Krieg nicht bald endigt, wenn Deutschland nicht bald einen „ehrenvollen" Frieden schließt, bei dem Großbritannien vielleicht die Freiheit der Meere beschwört, tatsächlich aber seine die Meere versperrende und Meere beherrschende Stellung behält und damit die Möglichkeit, die große Koalition nach 10 oder 15 Jahren neuerdings, dieses Mal aber mit ganz anderer Aussicht auf Erfolg, gegen uns heranzuführen. Wenn solche, auf die deutsche Sentimentalität und Gutgläubigkeit berechneten Überlistungsversuche in deutschen Zeitungen begrüßt werden als Stimmen der „wiedererwachenden Vernunft", als sympathische Stimmen „verständiger Männer, ehrwürdiger Liberaler alten Schlages", die leider bis jetzt nur eben noch vereinzelt und von der herrschenden „Clique" noch nicht zur Macht zugelassen seien, so sind solche Äußerungen im guten Falle naiv, in jedem Falle aber in ihrer Wirkung bedenklich.

Es gibt innerhalb verschiedener Parteilager und außerhalb derselben eine Reihe — nicht allzu viele — großer Zeitungen, die ihrer politischen Verantwortlichkeit gewachsen und zugleich ein Ausdruck deutschen Wesens sind; unter ihnen ist die „Deutsche Tageszeitung" mit eine der besten. Dr. Rudolf Einhauser.

Sicherheiten.

(Aus Nr. 403 der „Deutschen Tageszeitung" vom 12. August 1915.)

Seit dem Kaiserlichen Erlasse zur Jahreswende des Krieges hat sich die deutsche Öffentlichkeit dauernd mit dem Begriffe der Sicherheiten beschäftigt, und wie wir seinerzeit feststellen konnten, teils dem Begriffe der Sicherheiten und damit dem Kaiserlichen Erlasse eine ganz bestimmte politische Richtung zu unterstellen versucht. Wir beabsichtigen nicht, auf diesem Wege zu folgen, halten es aber für angebracht, einige allgemeine Gesichtspunkte für den Begriff der Sicherheiten wenn nicht aufzustellen, so doch zu erörtern.

Digitized by Google

Sicherheiten gegen feindliche Angriffe, für Freiheit der Meere und für freie Entwicklung der Kräfte des deutschen Volkes müssen und sollen geschaffen werden. Darin im Vereine mit den im Frieden und im Kriege vom Deutschen Reiche und Volke gemachten Erfahrungen muß als vornehmste Grundvoraussetzung für Sicherheiten im Sinne des Begriffes die Notwendigkeit gelten, daß alle Sicherheiten auf der eigenen Kraft — also wo es nötig ist: ihrer Vermehrung — des Deutschen Reiches und Volkes beruhen, für die nahe wie für die ferne Zukunft. Daraus ergibt sich, daß bei der Schaffung und für die Beurteilung des Wesens der Sicherheiten alle formalen Faktoren internationaler Natur von vornherein ausgeschaltet sein müssen. Verträge, Abmachungen in ihren verschiedenen Abstufungen mit einzelnen Staaten oder zu größeren und kleineren Gruppen, gar nicht zu reden von dem frevelhaften Unsinn internationaler Schiedsbehörden usw., ferner Vertrauens auf gegenseitige Freundschaft, guten Willen u. a. m. können keine Sicherheiten geben, sondern nur Illusionen und optische Täuschungen. Die Schaffung und Beurteilung von Sicherheiten für die Zukunft des Deutschen Reiches und Volkes kann daher lediglich unter dem Gesichtspunkte der Machtfrage erfolgen, wenn gesunde und tatsächliche und dauernd sichere Ergebnisse dabei herauskommen sollen. Papierne Verträge können unschädlich und unter Umständen bis zu einem gewissen Grade nützlich sein, wenn sie auf der Grundlage von Interessengleichheiten, oder zu besonderen Zwecken, oder angesichts einer besonderen Lage geschlossen werden. Aber alle diese Dinge wechseln, und deswegen dürfen die Bedingungen, unter denen ein in der Mitte Europas wohnendes großes Volk nach seinem Daseinskriege den Frieden schließt, nie durch derartige Verträge usw. einschneidend beeinflußt oder gar auf sie als Grundlagen gestellt werden. Auch Bündnisse sind von dieser Erwägung nicht ausgeschlossen, und wenn jeder Bundesgenosse nach diesen Grundsätzen handelt: vor allem auf sich selbst stehen zu können, dann wird das Bündnis nachher um so stärker und machtvoller sein.

Die Meere werden den Deutschen wirklich und verbürgtermaßen nur dann frei sein, wenn das Deutsche Reich die Kraft, die tatsächlichen Bedingungen und die Stellung sich verschafft, um sich die Meere seinerseits gegen jeden, der anders möchte, freizuhalten. Unangreifbar auf dem Lande wird das Deutsche Reich nur sein, wenn es sich die Machtgrundlage schafft, jeden Angriff für jede denkbare Koalition als aussichtslos erscheinen zu lassen, und für den Fall, daß doch ein Angriff stattfände, ihn mit Sicherheit und mit zerschmetterndem Kraftüberschusse abwehren zu können. Solche Sicherheiten, zu Wasser wie zu Lande, geben weder internationale Zusammenschlüsse, Kongresse und Beschlüsse noch Zusicherungen bisheriger Gegner. Wir bezweifeln aber nicht, daß es an solchen nicht fehlen wird, vielleicht jetzt schon an ihnen nicht fehlt, und wir bezweifeln ebensowenig, daß bereits jetzt an manchen Stellen in Deutschland reichliche Depots an freundlich blindem Vertrauen angesammelt liegen, um sie im Namen der internationalen Zivilisation dem großmütigen Feinde entgegenzubringen.

Kein Krieg eindringlicher, als dieser hat die grundlegende, unermeßliche Bedeutung gesammelter und organisiert verwendeter Volkskraft erwiesen, insbesondere für ein Volk wie das deutsche, das aus seiner zentralen Festlandslage nach mehreren Fronten seine Heere über die Grenzen senden mußte. Es gibt keinen wichtigeren Faktor zukünftiger Sicherheiten, als die Vermehrung dieser Volkskraft, und zwar auf jede Weise. Alles muß getan werden, um die Zunahme

Digitized by Google

der Bevölkerung und ihre physische Beschaffenheit zu fördern. Deutsche Elemente, die sich in anderen, und gar in feindlichen Ländern befinden, und dort dem deutschen Volkstume verloren gehen, sollten auf den Boden des Deutschen Reiches hingeleitet werden. Ein so zielbewußt gefördertes und geleitetes Wachstum der Bevölkerung und ihrer Organisation zu einem immer gewaltiger werdenden Blocke setzt den entsprechenden Raum voraus, oder aber bedingt seine Schaffung. Eben damit hängt zusammen die Schaffung von Sicherheiten auf absehbare Zukunft für sichere Ernährungsmöglichkeit aus dem eigenen Boden.

Wie neulich erwähnt, führte der militärische Mitarbeiter eines Berliner Blattes vor wenigen Tagen gewisse militärische Grenzforderungen an der Ostgrenze als nötige Sicherheiten an. Wir wollen diese Fragen nicht berühren, schon deshalb nicht, weil sie in Einzelheiten führen würden, die nicht erörtert werden können. Außerdem ist der Krieg in vollem Gange und alles in schnellem Flusse. Zu Schaffung von Sicherheiten militärischer und maritimer Art müssen und können allein die Fachleute den Maßstab geben. Sie allein können autoritativ beurteilen, was auf ihren Gebieten tatsächliche Sicherheiten gibt und was nicht. Außerdem erfüllt diese Art der Erledigung die eingangs hervorgehobene grundsätzliche Forderung, daß die wirkliche Sicherheit nur auf der eigenen Kraft ruhen kann, sei es, indem man sie, ihre Quellen und ihre Mittel direkt stärkt und erweitert, oder die des Gegners schwächt, oder beides tut. Aber, wie gesagt, die größte Sicherheit und die lebendigste Kraft der Sicherung liegt immer in der Hebung der eigenen Macht und der Speisung ihrer Quellen, der Volkszahl. Haben wir große und wachsende Bevölkerungsmenge und damit ihre Vergrößerung durch jedes mögliche Mittel als Grundlage erkannt und für sie entsprechenden Bodenraum und Ernährungsquelle aus dem Boden, so steht dem nicht minder bedeutend zur Seite die Mehrung derjenigen Bodenschätze, deren Menge und Qualität die wirtschaftliche, im besonderen industrielle Zukunft des Volkes und Landes bedingt. Wie groß die Bedeutung dieser Bodenschätze für das Kriegführen selbst ist, braucht nicht gesagt zu werden.

Kurzum, Sicherheiten bietet nur die eigene Kraft, der eigene Besitz — und Besitz ist nur, was man verteidigen kann. Alles das sind Tatfragen, keine Grundsatzfragen. Nach jeder Seite hin muß die Frage entscheidend sein: wie wird Sicherheit geschaffen, und zwar auf absehbare Zukunft. Diese Fragen müssen militärisch, maritim und wirtschaftlich sachlich beantwortet werden. Alle anderen Erwägungen sind solche zweiter Ordnung, besonders auch solche, die sich, wie schon heute, mit künftigen internationalen „Beziehungen" beschäftigen möchten. Solche Allotria können das Urteil für tatsächliche Fragen nur verwirren. Je stärker und gesicherter Deutschland sich macht, desto besser werden seine „Beziehungen" sein. Von Beziehungen, Verständigungen, Gleichgewicht usw. wie vor dem Kriege, wird man wohl bei uns genug haben. Die Sicherheiten müssen für den Eintritt denkbar ungünstiger Umstände bemessen und geschaffen werden, sonst wird diesem Kriege kein Frieden, sondern ein Waffenstillstand folgen, sonst werde dem Deutschen Reiche die Meere nicht frei und wird sein Stellung auf dem Festlande nicht unangreifbar werden, sonst wird die Zukunftsgefahr der Erdrückung durch riesige Slawenmassen schon zu berechenbaren Zeitpunkten nicht aus der Welt zu schaffen sein.

Der Große Kurfürst sagte: „Wenn man in der Welt will etwas dezidieren, will es die Feder nicht machen, so sie nicht von der Force des Schwertes soutenieret wird."

E. R.

Digitized by Google

Der englische Buchhandel auf dem Kriegspfad.

Von Martin Breslauer, Buchhändler in Berlin,
z. Zt. Landsturmmann in Crossen a./O.

Henry Cecil Sotheran, alleiniger Inhaber der Firma Henry Sotheran & Co. in London, die vor hundert Jahren, 1816, begründet wurde, bietet in zwei anziehenden Geschäften im verkehrsreichen Strand und Piccadilly seine gefälligen Waren aus: Bücher, Kupferstiche und Handschriften. Wie oft haftete mein Fuß vor diesen Fenstern, sah mein Auge sehnsüchtig nach den begehrenswerten Bücherschätzen, nach den Bildnissen und farbigen Spottbildern Napoleons, von denen die Herren Sotheran in einer Ankündigung in der Auslage behaupteten, sie besäßen im Innern eine sehr schöne und umfangreiche Sammlung ähnlicher Art. Ich habe es damals nicht erprobt, ob der Laden wirklich noch so viele andere bildliche Darstellungen beherbergte, die auf Napoleon Bezug hatten, wie Sotherans es in der Ankündigung draußen versicherten. Ich glaube es aber wohl, denn — man mag es mit der Wahrheit genau nehmen oder nicht, und ich weiß nicht, wie es die Gentlemen am Strand 140 und in Piccadilly 43 damit halten —, so töricht würden sie sicher nicht gewesen sein, etwas zu behaupten, was man ihnen zwei Minuten später als Unwahrheit hätte nachweisen können. Zumal war es damals noch eine Zeit, wo die Herren Sotheran & Co. ruhig und überlegt ihren Geschäften nachgingen, wo sie kühl bedachten, was sie taten und wo Henry Cecil Sotheran seine bibliographischen Kenntnisse oder Unkenntnisse — je nach Erfordernis — in seinen Katalogen zum besten gab. Sotheran betreibt, nach seinen Gesuchen im Börsenblatt für den deutschen Buchhandel und nach seinen Katalogen zu urteilen, einen lebhaften Handel mit Deutschland. Seine Kataloge sind gewiß auch vielen deutschen Büchersammlern bekannt. Sie sind in der Mehrzahl wenig umfangreich, umfassen zwei, drei Bogen und haben just die gleichen mattgelben Umschläge, die die berühmten Bücherversteigerer Londons, Sotheby, Wilkinson & Hodge, die zehn Schritte von Sotherans Strandgeschäft ihren Geschäften nachgehen, zu gleichen Zwecken verwenden. Die exakten Wissenschaften nehmen anscheinend eine bevorzugte Stellung in den Geschäften dieses Hauses ein, und bei manchem Verzeichnis hat sich in mir, der ich von der wissenschaftlichen Überlegenheit des deutschen Antiquariates über das ausländische überzeugt bin, der Verdacht geregt, daß bei der Bearbeitung dieses oder jenes Kataloges ein deutscher Helfer zur Seite stand oder aber, daß die in Deutschland für solche Arbeiten übliche Art zum mindesten dort gut bekannt und begriffen war. In ihrem Katalog 671, der 120 Seiten mit vielen Tafeln außer Text umfaßt und den Sotherans „Bibliotheca Pretiosa" nennen, zeigen sie eine ungewöhnliche Fülle wirklicher Kostbarkeiten an, und für dieses Verzeichnis darf gewiß das Wort Augustus de Morgans gelten, das Sotherans unter die Ankündigung ihrer Antiquariatsverzeichnisse setzen: „We recommend historical enquirers to keep every book-catalogue which he gets." Ein einziges Mal ist mir bei dem regelmäßigen Lesen der Sotheranschen Verzeichnisse eine Bemerkung wegen ihrer Unsachlichkeit besonders aufgefallen, so daß ich mich heute noch, obwohl es sechs bis acht Jahre her sein

Digitized by Google

mögen, ihrer erinnere. Leider kann ich den Katalog im Augenblick nicht nachweisen. Bei der Ankündigung der Gesamtausgabe von Händels Werken wurde der Tonsetzer in einer Anmerkung als „our great musician" bezeichnet, woran sich die spitze Bemerkung schloß: „Wenn die Händelianer nichts dagegen haben." (Händelianer, im Gegensatz zu Handelians ohne das deutsche ä.) Ich habe etwas frei und milde übersetzt. Die englische Ausdrucksart lautete: „Pace the Händelians."

Ich darf wohl annehmen, daß ich keinen Widerspruch finde, wenn ich diese Bemerkung als töricht bezeichne. Die Frage, ob Händel, dessen einziger Lehrer ein Deutscher war, der ferner, abgesehen von einem zweijährigen Aufenthalt in Italien, bis zum 25. Jahre in Deutschland lebte, in seinem Schaffen mehr von der englischen und italienischen Musik beeinflußt wurde als von der deutschen, mögen Berufenere entscheiden. Das aber scheint mir: Wesentlich, wenn nicht bestimmend für das spätere Leben eines Menschen sind seine geistige Mitgift und seine Jugendbildung, d. h. seine Grundlagen, und die sind bei Händel deutsch. Mag er, von diesem deutschen Ingenium aus, weiter gebaut haben, in welcher Richtung auch immer und wie auch immer gefördert von England, deutsch ist seine Veranlagung ebenso, wie es seine Vaterstadt Halle ist. Der Wunsch des „Landes ohne Musik", wie Oskar A. H. Schmitz es treffend nennt, einen „national musician" solchen Grades für sich in Anspruch zu nehmen, ist verständlich und wird durch manche Umstände gerechtfertigt. Es bedarf dazu aber nicht einer Bemerkung wie der Sotherans, die sich durch ihre Form und durch den Ort, an dem sie sich findet, als unangemessen kennzeichnet.

Das mag nun wohl, wie ich schon sagte, sechs bis acht Jahre her sein. Inzwischen hörte man nichts Ähnliches. Kühle, richtige, ab und zu auch irrige Bemerkungen für gebildete wie ungebildete Leser in weisem Maß verteilt, so ging es nach wie vor friedlich weiter. Da brach der Weltkrieg aus, und da zeigte es sich, daß Henry Cecil Sotheran in der Zwischenzeit nicht müßig gewesen war. Er hatte in der Stille weitergearbeitet, seine Kenntnisse vertieft und seinem verzweigten Wissen geschichtliche Kenntnisse erheblichen Umfanges und „Witz, Ironie und tiefere Laune" aufgepfropft. Der Ausbruch des Krieges erforderte es geradezu, daß sich ein jedes Temperament kraftvoll den Weg zum Tage bahnte, sich Luft schaffte. Der tat es mit den Waffen, der im Schützengraben, der zerstörte deutsches Eigentum — Henry Cecil Sotheran aber veröffentlicht Kataloge mit Anmerkungen. Es war ein lautes und lauteres Bekenntnis, nach dem sein stürmisches Empfinden verlangte, und das er niederlegte in seinen Katalogen 751 und 752, die er in schönster gotischer Schrift (sogenannten black letters) „Bibliotheca historica" überschrieb.

Ich gebe hier, um Mißverständnisse zu vermeiden, in der Mehrzahl die Anmerkungen in deutscher Übersetzung und schicke als nicht unwichtig voraus, daß die Verzeichnisse 1914, wie ich annehme, kaum nach Oktober erschienen sind. Auf der Innenseite des Umschlages findet sich gleich die große Überschrift: „Der Europäisch-Nietzscheſche Krieg", „The Euro-Nietzschian War", ein Titel, der, wie ich einem gut unterrichteten Aufsatz des Herrn Leo Blumenreich in der „Zeitschrift für Bücherfreunde" entnehme, sich auch in der Auslage Sotherans in Riesenschrift findet,

Digitized by Google

dort, wo früher meine Napoleon-Bilder hingen. Darunter ist dann eine Ausstellung von Kriegsliteratur. Im Katalog aber preisen Sotherans unter diesem Titel ihr umfangreiches Lager wissenschaftlicher Literatur an, auf das man jetzt um so eher zurückgreifen müsse, als Deutschland und Österreich dem Handel verschlossen seien. Sie erbieten sich ferner, die meisten deutschen Werke trotzdem aus Lagerbeständen in neutralen Ländern zu besorgen, und sie sichern besonderen Eifer in der zuverlässigen Beschaffung aller deutschen Bücher zu, die verlangt werden. Na, wenn die neutralen Agenten in ihren Lagerbeständen die deutschen Bücher nicht vorrätig haben, die Sotherans bestellen, so werden sie sie wohl sich aus Deutschland kommen lassen, und das wird nicht wenig sein. Ob Sotheran diese Tatsache so gänzlich unbekannt ist?

Die englische Betonung des Namens Nietzsche bietet übrigens gewisse Schwierigkeiten. Da heute Treitschke, Nietzsche und Bernhardi, dessen Buch „Deutschland und der nächste Krieg" es in England in zahlreichen billigen Übersetzungen geben soll, zu den häufig genannten Männern in England gehören, so ist es vielleicht nicht uninteressant, sich die englische Betonung „Trietzschke", „Neitzsche" und „Börnardi" zu vergegenwärtigen.

Nun zum Verzeichnis selbst, aus dem ich aber nur eine Auswahl gebe:

Nr. 10. Conybeare, „Über Alfred den Großen". Dazu die Anmerkung: „Teutonische Lobredner unserer nahen Verwandtschaft mit dem hochdeutschen Stamm sollten die Unähnlichkeit König Alfreds mit Friedrich „dem Großen" oder mit Wilhelm — ich gebe hier das schmähliche Wort in englischer Sprache — „the Slaughterer" in Betracht ziehen oder die angelsächsische, christliche Zivilisation mit der preußisch-heidnischen Wildheit vor tausend Jahren vergleichen."

Nr. 24. Sir Ansons Grundzüge des englischen Vertragsrechts, deutsch von Prochownik, 1908, schmückt Henry Cecil mit folgendem saftigem Beiwort: „Als man zu spät entdeckte, daß die Übersetzung eines Werkes über Vertragsrecht für Deutsche dasselbe wäre, wie wenn man einem Schwein einen Blumenstrauß anbietet, wurde die gesamte Auflage in Schießbaumwolle umgewandelt."

Nr. 41. J. Ellis Barker, geborene Eltzbacher, „Great and Greater Britain. The Problems of Motherland and Empire, political, naval, military etc.; enlarged edition 1910." Dazu: „Die Probleme haben schnell von selbst ihre Lösung gefunden." Na, na, Herr Sotheran.

Nr. 52. Die englische Übersetzung von Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" mit der Anmerkung: „In der Geschichte wird sich kaum eine größere Ironie finden als die Selbstzerstörung des Deutschen Reiches wenige Jahre nur nach dem Tode seines Begründers."

Nr. 93. Christian Karl von Bunsens, des englischen Gesandten, Werk über „Ägyptens Platz in der Weltgeschichte" gibt Veranlassung zu dem Schmerzensschrei: „Der große Name des Großvaters unseres letzten Gesandten in Wien möge uns an die Zeit erinnern, da Menschlichkeit und Ehre noch nicht ganz unerreichbar waren, selbst preußischen Staatsmännern."

Nr. 100. Bussell, „Eine neue Regierung für das britische Reich", 1912. Dazu „Mit der alten geht es noch recht gut (The old one is doing pretty well)".

Digitized by Google

Nr. 125. Carlyles „Geschichte Friedrichs des Großen". Zitat eines Professors Sarolea, der dieses Werk als das unglückselige Meisterwerk über Friedrich den Großen bezeichnet. Sodann Herr Sotheran aus eigenem: „Es ist ein schlagender Beweis der Grenzen von Carlyles Einfluß, daß all sein Götzendienst vor Friedrich dem Großen die Grundsätze seines unheilvollen Helden bei den Engländern niemals zur Geltung bringen konnte. Und es ist gerade den Engländern zu danken daß sein Muster-Räuberstaat für immer von den zivilisierten Völkern verurteilt wird. Andererseits genießt Carlyle dafür die Ehre, von den Deutschen mit Mr. Houston Stewart Chamberlain als einer der beiden größten Schriftsteller (Shakespeare war natürlich ein Preuße) angeführt zu werden, die England jemals hervorgebracht hat."

Nr. 174. Crispis Memoiren: „Durch den Abschluß des Dreibundes zeigte sich Crispi in einem der merkwürdigsten Kämpfe gegen den gesunden Menschenverstand erfolgreich, wodurch nur bewiesen wird, daß der gesunde Menschenverstand sich wiederum einmal keine Geltung verschaffen konnte. Über den schließlichen Erfolg der Geheimberatungen preußischen Selbstvertrauens werden erst unsere Enkel urteilen können."

Zu Nr. 176 Curtius, „Griechische Geschichte", findet sich erstaunlicherweise die sachliche Bemerkung: „Von besonderem Wert wegen seiner archäologischen Forschungen und ohnegleichen wegen seiner Erkenntnis der künstlerischen Größe und der Entwicklung der griechischen Rasse."

Zu Nr. 180. Crowe, „Geschichte von Frankreich", die als eine der besten englischen Geschichten Frankreichs gerühmt wird, der Seufzer: „Hoffentlich wird nunmehr dafür Sorge getragen werden, daß wir mehr über das Volk hören, mit dem wir im Laufe von 800 Jahren das meiste zu tun hatten, und dem wir trotz aller Verschiedenheit in den Empfindungen immer am nächsten standen."

Nr. 208, Dunder, „Denkschrift über die Wiener Oktober-Revolution 1848". Wien 1849: „Diese Revolution brachte dem jungen Franz Joseph den österreichischen Kaiserthron, der ihm ein trauriges und düsteres Greisenalter eintrug."

Nr. 210. Döllinger, „Studien zur europäischen Geschichte": „Diese Art eines deutschen Theologen hinterhältig mit Wahrheit und Ehre zu verfahren ist im Vergleich mit der Harnacks, Dryanders, Euckens & Co. unglaublich ungeschickt."

Nr. 272. Freemans historische Geographie von Europa. Eine Kritik Professor Burys wird angeführt, die lautet: „Dieses Buch wird den Studierenden in hundert Jahren noch ebenso neu und nützlich sein, als es ihnen heute ist. Es kann leicht durch kurze Hinzufügungen zeitgerecht gemacht werden." Hierzu Sotheran: „So scheint es. Aber es wird doch mehr als kurzer Ergänzungen bedürfen, um die Resultate des Kongresses von Berlin zu verzeichnen."

Nr. 325. Gneist, „Geschichte der englischen Verfassung." Englische Ausgabe mit einer kritischen Note nach Prof. C. K. Adams. „Was Ausführlichkeit, Gründlichkeit und Genauigkeit anbetrifft, so übertrifft dieses Werk alle anderen über die englische Verfassung und Regierung." Dazu Sotheran: „Immerhin erstreckt es sich nicht bis zu der Einverleibung Englands in das Deutsche Reich am 2. September 1915."

Nr. 366. Hansards Parlaments-Geschichte und Parlaments-Debatten. 658 Bände, 1806—1908. „Wenn, wie es wohl kommen mag, die Knöchel der gepanzerten Faust

Digitized by Google

der preußisch Nietzscheschen Unmoral für immer vom starken Arm der freien Völker Europas (einschließlich der Russen) zerschmettert worden sind und ihre glänzende Rüstung in einer Ecke des großen Lebensmuseums verzeichnet ist, so soll es nicht vergessen werden, daß ein Organisator des Sieges die freie Rede war. Hierfür mögen einige treffliche Beispiele inmitten von manch wertlosem Zeug und Flitter im Laufe von langen Jahrzehnten in den Seiten von Hansards Debatten gefunden werden."

Nr. 398. Hanotaux, „Das jetzige Frankreich". „Es gibt wenig Männer mit Ausnahme von Sir Edward Grey, die die Wilhelmstraße lieber ermorden würde, wenn es als ein Akt von Kriegsführung dargestellt werden könnte, als Herrn Hanotaux. Statt dessen aber werden sie gezwungen werden, ihn mit der größten Höflichkeit auf dem Kongreß in Berlin zu behandeln."

Nr. 471. Kemble, „Die Sachsen in England". Aus der National Biography hierzu die Anmerkung: „Dieses Buch ist bemerkenswert als das erste, in dem zur Beurteilung der Gesetze der Angelsachsen die Gesetze anderer Zweige der germanischen Rasse nach den Forschungen deutscher Gelehrter herangezogen werden." Dazu bemerkt Henry Cecil: „Obgleich die meisten anderen Zweige der teutonischen Rasse damals Wilde waren, die die Treitschkeschen Blutgötter Tor und Odin anbeteten."

Nr. 473. Kidder & Fletcher, „Brasilien und die Brasilianer". Aus einer Besprechung Prescotts: „gibt ein vollkommenes Bild eines nur wenig bekannten Landes". Hierzu Sotheran: „das William the Slaughterer schon vor Jahren annektiert haben würde, wenn nicht die Monroe-Doktrin und die britische Flotte gewesen wären".

Nr. 487. Laband, „Das Staatsrecht des Deutschen Reiches". „Einige Veränderungen wird es wohl erleiden, wenn das auf einem Mann beruhende vereinigte Reich seine wesentlichen Bundesstaaten zugrunde gerichtet hat."

Nr. 511. Lewis, „Über die Regierung der Kolonien". „Eine Angelegenheit, in der wir, so wenig das bedeutenden Treitschkes bekannt sein mag, einen kleinen Erfolg gehabt haben, und wenn die Kolonien groß geworden sind, so lassen wir sie gern aufhören, Kolonien zu sein."

Nr. 618. Sir Napier, „Bericht über den spanischen Krieg der Engländer gegen Napoleon I. (Peninsular Campain), 1807—14". „Sicherlich wird es nicht so lange dauern, die Deutschen aus Frankreich, Elsaß-Lothringen, Belgien und Schleswig herauszuschmeißen als wie dieser Krieg. Aber wenn, dann wird Napier uns schon sagen, wie man das zu tun hat."

Nr. 656. Ashley, Palmerstons Leben. „Pam's (als Abkürzung für Palmerston) anmaßende Art trug uns den Haß der ganzen Welt ein, die Art seines gegenwärtigen Nachfolgers hingegen — ihr Vertrauen und vielleicht manchmal noch mehr, ausgenommen natürlich bei den Deutschen, die der Blick seines Auges und die Linie seiner Nase schon in Wut versetzen."

Nr. 1027. Boutourlin, „Histoire de la Campagne de Russie en 1812". „Welches Schicksal wird der russische Feldzug von Napoleonunculus haben?"

Nr. 1039. Zu dem Versteigerungskatalog der Napoleon-Sammlung von Buhrig, die bei Karl W. Hiersemann stattfand, die Anmerkung: „In Leipzig wird kein

Digitized by Google

Geld mehr sein, um es bei einer Versteigerung von Napoleonunculus auszugeben."

Genug dieser Albernheiten, denen ich aus dem vorhandenen Material noch zahlreiche hinzufügen könnte. Ich frage mich, ob ich dem Leser mit dieser Auswahl nicht schon zu viel zugemutet habe, und ob weniger nicht genügt hätte. Meiner Sammlernatur möge es zugute gehalten werden, wenn die Auswahl reichlicher war als nötig. Wenn man diese Geschmacklosigkeit hört, vermißt man noch eine Schlußbemerkung im Katalog, die man sonst in den Domen, Museen, Eisenbahnwagen, Gasthöfen und Speiseräumen des Landes mit der zweitausendjährigen Kultur findet und die da lautet: „Si prega di non sputare."

Meinem Empfinden entspricht es, über diese Dinge sich nicht zu entrüsten, sondern zu lächeln. Die beiden Verzeichnisse liefern, wie es mir scheint, einen kleinen Beitrag zu dem Bilde der geistigen Verfassung des heutigen Englands. Überhebung, ohnmächtige Wut und bewußte Lüge toben sich auf diesem kleinen Gebiete genau so aus wie auf vielen anderen wesentlicheren des englischen Lebens. Aber erfreulicherweise werden ja Kriege nicht mit dem „free speech" gewonnen, wie Henry Cecil Sotheran in der Anmerkung zu „Hansards Parliamentary History" meint, und darum können wir diese Kataloge mit gelassener Handbewegung abtun: „Legt's zu dem Übrigen!"

Eine neue teuflische List der Deutschen.

Im Journal de Genève vom 21. August 1915 berichtet ein Herr W. M. über die zurzeit von den Franzosen besetzten Gebietsteile des Elsaß. Wir lesen da folgendes: „In dem nur einige Kilometer von Thann entfernten Dorf Wiler ist eine Granate eines Sonntagmorgens während des Hochamts in die Kirche gefallen. Durch ein ungewöhnliches Wunder fing sie sich glücklicherweise in dem Dachstuhl und platzte dort, ohne Schaden zuzufügen. Vielleicht hatten die Deutschen gar nicht die Absicht, Zivilpersonen zu töten, sondern sie wollten nur den Gläubigen Schrecken einjagen. Ein Geschehnis könnte man dafür als Beweis anführen, das man sich zu glauben beinahe sträubt, aber das durch meinen Gewährsmann so gut bezeugt ist, daß man, glaube ich, es nicht bezweifeln darf: In den Schützengräben vor Dannemarie sind Schrapnells geplatzt, die massenhaft Kruzifixe und kleine Bildchen der Jungfrau Maria ausstreuten. Diese Bildchen, an sich völlig harmlos, denn sie waren aus Blei, sind sorgfältig aufgelesen worden und dem Großen Hauptquartier übersandt worden, um dann auf diplomatischem Wege dem heiligen Vater vorgelegt zu werden. Man fragt sich, ob die Deutschen ernstlich glauben, mit so groben Mitteln einfache und fromme Seelen in Schrecken versetzen zu können?"

Man fragt sich wohl noch mehr, auf welche Stufe ein Blatt herabgekommen sein muß, das solchen Blödsinn durch seine Mitarbeiter verbreitet, und wie niedrig es sein Publikum, aber auch das Französische Hauptquartier, einschätzen muß, um derartiges zu berichten! Fr. W. von Bissing.

Berichtigung. Die Anmerkung auf Seite 447 des Heftes „Kriegsziele" ist zu streichen. Sie war nicht für den Druck bestimmt und ist durch ein Versehen in der Druckerei gebracht worden.

Digitized by Google

Soll aus der Gerste Bier oder Brotmehl hergestellt werden?

Referat gehalten im Zentralausschuß der alkoholgegnerischen Vereine in München.

Von Hofrat Dr. Adolf Theilhaber.

Die Triple-Entente hatte bei ihrem Bestreben uns auszuhungern, zwei mächtige Bundesgenossen in unserem Lande. Es sind dies unser großer Schweinebestand und unsere starke Alkoholproduktion. Die vielen Millionen Schweine, die in Deutschland hausen, haben ungeheure Mengen von Kartoffeln und Getreide vertilgt und vertilgen sie zum Teil noch. Die Alkoholindustrie zerstört große Massen von wertvollen Nahrungsmitteln, um daraus ein meist mindestens überflüssiges, bei der Mehrzahl der Menschen schädliches Getränke herzustellen. Der Zentralausschuß der alkoholgegnerischen Vereine Münchens hat das Ersuchen an mich gestellt, heute über letzteren Punkt zu referieren.

Schon zu Beginn des jetzigen Krieges wurde von vielen Nationalökonomen, Politikern, Parlamentsabgeordneten u. s. f. beim Bundesrat die Anregung gegeben, es möge der Bundesrat die durch die Alkoholproduktion verursachte Vergeudung mancher wertvoller Lebensmittel möglichst einschränken. Der größere Teil der Herren, die an den Bundesrat diese Forderung stellten, waren Leute, die in Friedenszeiten der Temperenzbewegung absolut ferne standen. Ich erwähne nur die Versammlung führender Politiker und Nationalökonomen in Nürnberg. Merkwürdigerweise wurde gegen diese Anregung von einer Seite Widerspruch erhoben, von der man es am wenigsten erwartet hatte, von dem Direktor des Physiologischen Instituts in Berlin, Professor Rubner, und zwar zunächst in einem Artikel, der in der Deutschen med. Wochenschrift am 1. Oktober 1914 erschienen ist. Auch in der bekannten Denkschrift „Die deutsche Volksernährung und der englische Aushungerungsplan", die vor einigen Monaten von Professor Eltzbacher unter Mitwirkung einer größeren Anzahl von Fachmännern, darunter auch den Physiologen Rubner und Zuntz herausgegeben wurde, werden ähnliche Behauptungen aufgestellt, wie in jenem Artikel der Deutschen med. Wochenschrift. Es wird in derselben behauptet, daß der Alkohol wegen seines Heizwertes mit den echten Nahrungsmitteln gleich wäre und daß mit der Alkoholerzeugung eine wesentliche Vergeudung der Nahrungsmittel meist nicht verbunden sei.

Rubner setzt sich dadurch mit seinen eigenen früheren Lehren in scharfen Widerspruch. Denn er sagte in den „Volksernährungsfragen": „Die ungenügende Ernährung wäre vielfach zu vermeiden oder doch zu bessern, wenn die alkoholischen Getränke aus dem Budget (des Familienhaushalts) ausscheiden würden." In derselben Schrift weist er mit Nachdruck darauf hin, daß durch Zulage von Alkohol zur Kost leicht Eiweißmangel eintritt und der Körper durch partielle Inanition an Gewicht abnimmt.

In der Einleitung zu dem wissenschaftlichen Kurse zum Studium des Alkoholismus nannte Rubner den Alkohol „das gefährlichste Gift".

Man kann wohl auch annehmen, daß Thomas, der Assistent Rubners, der die Erläuterungen zu Rubners Nahrungsmitteltafel geschrieben hat, die Ansichten Rubners wiedergegeben hat. Thomas schrieb daselbst: „Der Alkohol verbrennt

Digitized by Google

wie Fett und Zucker, 1 g gibt 7 Wärmeeinheiten. Trotzdem hat er keine nährende Wirkung; das anzunehmen ist ein überwundener Standpunkt." Ferner heißt es dort auch: „Wein, Bier und Schnaps sind keine Nahrungsmittel, sondern Genußmittel." Und: „Die alkoholischen Getränke sind vollkommen entbehrlich: sie nähren nicht, sie kräftigen nicht, sie wärmen nicht."

Um die Vorzüge der Biererzeugung zu beweisen, wird die Bewertung des Alkohols nach seiner Bedeutung als Heizmittel berechnet, seine giftigen, die Körperzellen schädigenden Einwirkungen werden nicht berücksichtigt, andererseits wird die Bedeutung der Gerste als Brotmehl totgeschwiegen.

Zunächst ist es doch wohl nicht richtig, die Bedeutung eines Nahrungsmittels ausschließlich nach seinem Eiweißgehalt und nach seiner Leistung in bezug auf Erzeugung von Kraft und Wärme zu bemessen. Wenn Alkohol wirklich die gleiche Kraft und Wärmemenge erzeugen würde wie Stärkemehl oder Zucker, so wäre er deshalb noch lange nicht mit letzterem gleichwertig, auch dann nicht, wenn Alkohol ungiftig wäre. Angenommen x Gramm Kohlen erzeugen die gleiche Kraftleistung wie y Gramm Eichenholz oder z Gramm Mahagoniholz, so sind deshalb x Gramm Kohlen nicht mit y Gramm Eichen- oder z Gramm Mahagoniholz gleichwertig, aus dem einfachen Grunde, weil Mahagoni oder Eichen noch zu manch anderen Dingen zu gebrauchen sind, zu denen man Kohlen nicht benützen kann. Auch kommt bei der Bewertung der „Heizmittel" der Menschen ebensogut wie bei Öfen oder wie bei Kraftmaschinen nicht bloß in Betracht, welche Heizwirkung erzielt wird, sondern auch in welchem Grade der Ofen oder die Maschine beschädigt wird. Angenommen, in einem Amerikanerofen erzeugen 1000 Gramm Anthrazit ebensoviel Wärme wie 2000 Gramm Grobkohle, so sind diese beiden Mengen noch lange nicht als gleichwertig zu betrachten, denn die Grobkohle schädigt den Amerikanerofen viel mehr als der Anthrazit. So haben auch viele Nahrungsmittel einen nützlichen und notwendigen Einfluß auf den Stoffwechsel der Zellen, auf den Wiederersatz unbrauchbar gewordener Stoffe derselben, während manche der sogen. Genuß- und Reizmittel gerade umgekehrt eine schädliche Einwirkung auf den Wiederaufbau derselben haben. Der schädliche Einfluß des Alkohols auf Bau und Funktion vieler Organe ist seit Jahrtausenden bekannt.

Die Berechnung nach Kalorien gibt überhaupt ein unvollständiges Bild von der Bedeutung der Nahrungsmittel. Gerade in der neuesten Zeit wurde gezeigt, daß in den Nahrungsmitteln viele Stoffe enthalten sind, die keinen oder einen nur unbedeutenden Einfluß auf die Erzeugung von Kraft und Wärme haben, die also nur sehr spärliche oder gar keine Kalorien erzeugen und die trotzdem für unsere Ernährung sehr wertvoll sind. Ich erwähne z. B. die Vitamine; es sind dies Stoffe, die in den äußeren Schichten der Getreidearten und der Früchte sich befinden, und deren chemische Zusammensetzung noch nicht bekannt ist; sie sind nur in Spuren vorhanden, so daß sie sicherlich den Wärmewert kaum beeinflussen. Menschen, die vorwiegend von geschältem Reis leben, infolgedessen wenig Vitamine genießen, erkranken zuweilen sehr schwer. Nach Genuß von vitaminhaltiger Reiskleie schwanden bei diesen Menschen die Krankheitserscheinungen wieder. Ähnlich verhält es sich mit manchen Mineralsalzen. Auf die große Bedeutung derselben

Digitized by Google

für den Stoffwechsel und den Aufbau der Zellen haben neuerdings wieder Emmerich und Löw, Georg Hirth, Lahmann, Hindhede u. A. hingewiesen. Es wird auch kaum mehr ernstlich von irgend einer Seite bestritten, daß in der Tat die Aufnahme relativ großer Mengen von Eisen, Kalk, Natronsalzen usw. notwendig ist.

Diese Mineralsalze liefern überhaupt keine Wärme, ihre Kalorienerzeugung ist gleich Null.

In dem Eltzbacherschen Buch ist zur Begründung der Lehre von dem großen Nährwert des Bieres noch angeführt, daß außer dem Alkoholgehalt noch erhebliche Mengen anderer hochwertiger Nahrungsstoffe vorhanden seien. Nun enthält die Gerste (nach Dr. König) im Mittel 11 Prozent Eiweiß, 2 Prozent Fette, 65,5 Prozent Kohlehydrate, das Bier enthält jedoch nur 0,5 Prozent Eiweiß, kein Fett und 4,5 Prozent Kohlehydrate. Es ist also die Menge der „hochwertigen anderen Nahrungsstoffen" bei der Biererzeugung aus Gerste ganz bedeutend vermindert worden. Gruber (Südd. Monatsh., Septemberheft 1914) berechnet, daß bei der Verwendung der Gerste als Nahrungsmittel der Ernährung der Deutschen 87870 Tonnen verdauliches Eiweiß zugute kommt, während bei der Umwandlung in Bier nur 47591 Tonnen verdauliches Eiweiß geliefert werden. Nach der Berechnung von Gruber wird aber sogar auch der Kalorienwert beträchtlich herabgesetzt, so daß mehr als 3/4 Billionen Kalorien bei der Biererzeugung verloren gehen. Nach der Gruberschen Berechnung ist also mit der Biererzeugung vor allem eine große Verschleuderung von Eiweiß verbunden; auch Dr. Walter Wenk berechnet für einen Hektoliter Bier einen Verlust von 59212 Kalorien der Gerste.

Wird also auf der einen Seite der Wert des Alkohols im Bier in der Denkschrift ungebührlich hoch angesetzt, so wird auf der anderen Seite die Bedeutung der Gerste als Nahrungsmittel viel zu gering angeschlagen. Um zu zeigen, daß die Gerste als Nahrungsmittel keine allzugroße Bedeutung hat, wird behauptet, „daß wir die Gerste nur wenig, vor allem in Gestalt von Graupe als Speise zu verwenden gewöhnt sind" ... „Bei der Herstellung der Graupe fällt etwa ein Drittel der Gerste als Kleie ab und ist nur noch als Viehfutter brauchbar." Auf diese Weise wird nun ausgerechnet, daß auch bei der direkten Verwendung der Gerste als Nahrungsmittel nur 60 Prozent ihrer Energie nutzbar gemacht werden. Der Rechenfehler liegt hier darin, daß nur die Verwendung der Gerste als Graupe berücksichtigt wird, viel wichtiger wäre es jedoch, die Gerste zur Brotbereitung zu verwenden. Irgend ein stichhaltiger Grund, dies zu unterlassen, liegt nicht vor. Wir haben uns seit Beginn dieses Krieges schon an viele Dinge gewöhnt, an die wir vorher nicht gewöhnt waren. Wir werden uns ganz leicht daran gewöhnen, wenn dem Roggenmehl 10—30 Prozent Gerstenmehl beigemengt werden, so gut wie wir uns daran gewöhnt haben, daß Kartoffelmehl beigemischt wurde. Durch die Beimischung von Gerste wird der Nährgehalt des Brotes durchaus nicht in ungünstiger Weise beeinflußt. Auch der Geschmack des Brotes wird durch Beimengung von nicht allzugroßen Mengen von Gerste nicht nennenswert geändert. Gerstenzusatz zum Roggenmehl wurde schon in Friedenszeiten vielfach angewandt, natürlich meist in solchen Jahren, in denen das Roggenmehl viel teurer war als das Gerstenmehl. So wurde im Jahre 1891 bis zu 33 Prozent

Digitized by Google

Gerstenmehl dem Roggenmehl bei der Brotbereitung zugesetzt; der größte Teil des Publikums wußte es nicht und merkte es nicht. Das Schälen der Gerste vor dem Vermahlen derselben ist nicht gerade notwendig, freilich hat das Mehl aus ungeschälter Gerste keine so schöne weiße Farbe; dafür kann aber die ungeschälte Gerste in gut geleiteten Mühlen mit einer Ausbeute von über 80 Prozent vermahlen werden. Natürlich ist diese Ausbeute beim Vermahlen in schlecht konstruierten und schlecht geleiteten Landmühlen geringer. Die übrig bleibenden 20 Prozent Kleie können als Viehfutter verwendet werden und zwar zunächst als Schweinefutter, dann auch gemischt mit anderem Viehfutter für anderes Vieh. Freilich ist sie nicht so viel wert, als Roggenkleie und Weizenkleie. Übrigens ist die Gerste auch in Form der Graupen ein vorzügliches Nahrungsmittel und gerade jetzt, wo es an Hülsenfrüchten fehlt, wäre ihre ausgiebige Benützung für die Ernährung des Volkes von allergrößter Bedeutung. Ich habe eine Anzahl von verschiedenartigen Konserven in einer hiesigen Konservenfabrik („Rotti") darstellen lassen, die in Fachkreisen Beifall gefunden haben; sie besitzen z. T. durch den Zusatz von Gerste einen großen Nährwert. Auch J. Arnold hat in dem Verlag von Berza in Landsberg a. L. 11 verschiedene Anweisungen für die Verwendung der Gerste in der Küche veröffentlicht (Preis 10 Pfennige). Es wird wohl auch von Rubner nicht bestritten werden, daß eine derartige Verwendung der Gerste für den Menschen weit mehr Nahrungsstoffe liefert als die Benützung der Gerste zur Biererzeugung. Nun wurde von autoritativer Seite neuerdings auch noch behauptet, daß die Ausschaltung der alkoholischen Getränke aus dem Verkehr eine Steigerung des sonstigen Lebensmittelverbrauches um 10 Prozent zur Folge haben würde. Auch dies ist nicht richtig. Weitaus die meisten Menschen trinken Bier, Wein und Schnaps nicht, um weniger zu essen; sie trinken die alkoholischen Getränke so nebenbei zum Essen wie andere Wasser zu demselben trinken, um den Durst zu löschen, nicht um Nahrung zu sich zu nehmen. Der größere Teil der alkoholischen Getränke wird sogar erst nach dem Essen getrunken von Menschen, die vollkommen gesättigt sind. Würde man die alkoholischen Getränke einmal einen vollen Monat vollständig verbieten, so würde von der großen Mehrzahl der Menschen auch nicht ein Gramm mehr gegessen werden. Es bedeutet also der Gehalt der alkoholischen Getränke an Nahrungsstoffen in weitaus den meisten Fällen nicht einen Ersatz für die notwendige und für die wünschenswerte Menge der Nahrungsstoffe, sondern er bedeutet nur eine Übererernährung. Die Ärzte sind nun darin einig, daß die Übererernährung für die Gesundheit der Menschen nicht nützlich, sondern schädlich ist, also auch von diesem Gesichtspunkte aus haben Hygieniker und Physiologen die Pflicht, gegen die Verwendung der Nahrungsmittel zur Biererzeugung Widerspruch zu erheben. Ähnlich wie das Verhältnis von Gerste zum Bier ist das Verhältnis von Roggen oder Kartoffeln zum Schnaps, von Obst zu Obstwein usw. Bei all diesen Nahrungsmitteln bedeutet die Umwandlung derselben in alkoholhaltige Getränke eine beträchtliche Vergeudung von Nahrungsstoffen. Mit seinen Publikationen über die Ernährungsfrage während des Krieges hatte Rubner in der letzten Zeit überhaupt kein Glück. So hat er in jenem Artikel vom 1. Oktober auch ausgesprochen: „Ich kann mit absoluter Sicher-

Digitized by Google

heit sagen, daß Weizen und Roggen zusammengenommen unseren Bedarf für Brot- und Mehlbereitung vollkommen aus dem Inlande decken, ja, daß wir sogar einen erheblichen Ernteüberschuß besitzen, also an einen Mangel an diesen wichtigen Nahrungsmitteln nicht zu denken ist... Es haben mehrfache Vorschläge, die auf eine künstliche Steigerung der Brotmenge hinauslaufen, keine Bedeutung... Die eigene Landesernte liefert endlich auch genug an Leguminosen... Was die Vegetabilien anlangt, so steht unser Ernährungsaufbau bis zur neuen Ernte im Sommer 1915 auf vollkommen gesichertem Boden"...

Eine im Anschluß an dieses Referat an Reichstag, Bundesrat und Reichskanzler gerichtete Eingabe verlangt:

1. Gerste und Weizen der Ernte des Jahres 1915 dürfen nicht vermalzt werden,
2. Getreide, Reis, Zucker oder Obst der Ernte des Jahres 1915 dürfen nicht zum Brennen von Alkohol verwendet werden; aus Kartoffeln darf bloß vergällter Spiritus erzeugt werden, Herstellung von Trinkbranntwein ist verboten.

Erziehung zur Wehrfähigkeit.

Der Krieg hat neben manchen anderen auch eine wichtige Frage in Fluß gebracht, deren Beschaffenheit so zäh-schleimig war, daß die vielen, die versuchten in ihr herumzurühren, immer wieder den Löffel mutlos stecken ließen: die Frage der Mittelschulreform. Man kam hier nicht vorwärts, weil jeder, der mitreden wollte, seine eigne, andere Ansicht hatte und jeder seinen Reformwunsch für den wichtigsten hielt. Es wurde zuviel auf einmal gewollt und daher wenig erreicht. Nun wissen wir, was das wichtigste ist: die körperliche Erziehung. Die Behörde hat das Kolumbusei in die Hand genommen und kräftig auf den Tisch gesetzt. Der Staat braucht möglichst viel gesunde Soldaten; es kann eine Zeit kommen, wo er sogar die älteren Mittelschüler schon als Soldaten braucht, also: militärische Jugenderziehung. Damit ist der Wunsch der vielen erfüllt, welche als erstes wollen, daß die Jugendkraft möglichst erhalten und gefördert wird, „mens sana in corpore sano", ein Spruch, der seit Jahrzehnten von allen Schulmännern im Munde geführt wird. Er war aber nicht wahr, denn noch 1905 waren von allen zum Einjährigen berechtigten Mittelschülern 60—70 Prozent militäruntauglich. Was jetzt wichtig ist, ist, daß die so schön begonnene Bewegung nicht verrinnt und der Staat seine mächtige Hand weiter über ihr hält. Mit Bedauern hört man, daß schon jetzt die leidige Dispensiererei um sich greift und wie graue Nebel „Bedenken" aufsteigen. Die Frage der Erziehung zur Wehrfähigkeit ist in ihrer ganzen Bedeutung von Hecker in einem Vortrag ebenso kurz als gut dargestellt.[1]) Bei dem geringen Preise des Heftchens wäre es wünschenswert, daß nicht nur alle Schulmänner, sondern auch alle Eltern und alle für das vaterländische Wohl Interessierten es lesen und sich den Inhalt zu Herzen nehmen. Man wird Heckers Forderungen wohl begründet finden. Diese sind: Ausbau der Säuglings- und Jugendfürsorge, bessere ärztliche Überwachung der Schüler, vor allem Schulärzte im Hauptamt und auch an den Mittelschulen, Ausbau der körperlichen Erziehung, die mit der geistigen gleichberechtigt ist, und vor allem obligatorische militärische Jugenderziehung vom 16. Jahre an. Bevor nicht diese Wünsche erfüllt sind, hat alles reden über Schulreform keinen Zweck. Nach ihrer Erfüllung wird die Reform der geistigen Erziehung keine solchen Schwierigkeiten machen, wie bisher. Es wird dann einfach nicht mehr möglich sein, alles, was für den „gebildeten" Mann zu wissen schön wäre, in den Lehrplan hineinzustopfen.

München. Hermann Kerschensteiner.

[1]) Prof. Dr. Rudolf Hecker: **Erziehung zur Wehrfähigkeit, vom Säuglingsalter bis zur Wehrpflicht. München 1915 bei Gmelin.**

Digitized by Google

Zwiesprach.

Von Karl Alexander von Müller.

Vater. Wie fröhlich der Heimatschnee unter den Tritten klirrt! Die blauen Heimatseen leuchten aus der weiten, wälderübergossenen Ebene. Und dort in der Ferne, unerschütterlich stehen sie und schränken den schweifenden Blick ein, die alten Heimatberge! Erinnerst du dich, wann wir das letztemal hier standen?

Sohn. Was fragst du, Vater! Am Tag wars, vor du zu deinem Regiment einrücktest. Da gingst du zum letztenmal mit mir heraus, in den stillen Marktflecken auf der Höhe, zu den Gräbern der Großeltern. Da rauschten die Linden grün im Sommerwind, und die Luft war voll von den Liedern der Einrückenden aus allen Dörfern ringsum und von dem seltsam aufgestörten, schrill-dumpfen Lärm jener furchtbaren Tage — wie von dem Atem gewaltiger Dinge.

Vater. Unter diesen Linden stelltest du damals eine Frage an mich.

Sohn. Ich fragte, wie diese Stunde wohl bei den andern Völkern, bei unsern Feinden wäre. Ebenso groß, ebenso hinreißend?

Vater. Du entsinnst dich meiner Antwort?

Sohn. Es ist immer etwas Großes, sagtest du, wenn ein ganzes Volk aufatmend sich um seine Fahnen schart, um die der Hauch seiner Vergangenheit und seines Schicksals schwebt, wenn Heldenmut und Opfersinn für das Gemeinsame wie eine Riesenwelle jeden Einzelnen erfaßt und über sich hinausträgt. Diese hinreißende Stunde, sagtest du, erleben jetzt auch unsre Feinde.

Vater. Und dennoch?

Sohn. Dennoch erlebt keiner von ihnen, was jetzt wir Deutschen erleben. Denn wir erleben in diesen Tagen nicht nur etwas Großes, sondern etwas Wunderbares.

Vater. Etwas Wunderbares, warum?

Sohn. Weil hier ein friedliches, geduldig arbeitsames, schwerflüssiges Volk, über Nacht vom Schicksal aufgerufen, wie ein Feuerstrom sich erhebt; weil ein unter sich zänkelndes, krittelndes, eigenbrödlerisches Volk in einer überwältigenden Woge der Einheit aufrauscht; und weil dieses Volk also aufsteht angesichts einer Übermacht von Feinden, vor der auch ein Tapferer erbleichen dürfte.

Vater. Siebzehn Monate, Sohn, hab' ich dies Wunder nun draußen weiterwirken sehen, im Alltag des Unerhörten, im Greuelschein von Blut und Brand, diese Offenbarung des Besten, was Gott in unser Wesen gelegt hat, der wortkargen Treue und des gelassenen Heldentums und der

Digitized by Google

unzermürbbaren Kraft. Eine Welt von Feinden haben sie von unsern Grenzen mit Jauchzen hinweggefegt; eine Welt von Feinden treiben sie mit ruhiger Siegeszuversicht auf allen Seiten vor sich her; eine Welt von Feinden werden sie, im Ansturm und Beharren, zu Schanden machen. Dessengleichen hat die Erde bis zu dieser Stunde nicht gesehen. Die Zeit wird kommen, daß auch die Feinde, die uns heut mit Verleumdung bespeien, ehrend den Hut vor den Gräbern unsrer Toten senken.

Sohn. Vater, wir sind doch größer als die andern Völker!

Vater. Wer dürfte das von sich selber sagen, Sohn! In jedes Volk hat Gott ein Ewiges eingepflanzt. Jedes dient ihm auf seine besondere Weise. Jedem schenkt er seine eigene Größe und Kraft. Was ihm lieb oder leid ist (nach Menschenwort), was er mit jedem von uns will, wer dürfte sich unterfangen, dies zu deuten? — Uns aber hat er es zugeteilt, daß wir eine der großen Schicksalsstunden unsres Volkes miterleben.

Sohn. Ich bin stolz, Vater, ein Deutscher zu sein.

Vater. Um diesen Stolz zu verdienen, gegen welche Erblaster willst du ankämpfen?

Sohn. Gegen die leidsame Trägheit, die gern in gemütlich-dumpfer Enge sich einspinnt; gegen die Krittelsucht, die das Größte in grilligem Parteidünkel zerschwatzt; gegen das weiche Sichselbstaufgeben und das schnöde Verleugnen der eigenen Art; gegen den giftigen Neid auf jeden Landsmann, der's uns vorantut.

Vater. Und welche Gaben wirst du bitten, daß Gott uns erhalte und stärke?

Sohn. Die Gerechtigkeit und die Ordnung, die Milde und die Treue, die Sehnsucht und den Trotz, die Tapferkeit und die Gottesfurcht — das andächtige Sichbeugen vor dem Unerforschlichen.

Vater. Welcher äußere Fingerzeig ist uns gegeben, wie wir leben und wachsen müssen?

Sohn. Das Unveränderliche: unsre Lage inmitten der andern Völker.

Vater. Was sagt diese Lage uns?

Sohn. Sie setzt uns Gefahren an alle Seiten, um unsre Ruheseligkeit wachzuhalten. Sie gibt uns die Not, immer für unser nacktes Leben unter Waffen zu stehen. Sie legt uns auf, jeden Schritt unsres Wachtums langsamer und unter schwereren Kämpfen zu tun als die andern. Sie zwingt uns, wehrhaft zu bleiben und einig; weil wir sonst in Schmach dahinfahren.

Vater. Ist dies alles?

Sohn. Nein, es ist nicht alles.

Vater. Was sagt sie uns noch?

Digitized by Google

Sohn. Daß unser Streben inmitten der Völker sein soll, das Herz des Erdteils zu bilden in geistiger Freiheit: fremdes Wesen aufzunehmen und zu befruchten; unsre Seele erklingen zu lassen von jedem hohen Klang der Menschheit; nach Einheit zu trachten und nach Mannigfaltigkeit; nach Kraft und nach Frieden.

Vater. Zwischen den härteren Völkern rundum, wenn Macht an Macht prallt, wie können wir uns und unsre Zukunft bewahren?

Sohn. Durch Tapferkeit und Gerechtigkeit. Es ist uns kein andrer Weg gegeben.

Vater. Und Herrschaft über andre?

Sohn. Soweit milde Stärke und innere Kraft und Zucht es vermögen, sie aufzurichten. Mehr kommt uns nicht zu.

Vater. Dürfen wir uns also dieses Krieges freuen?

Sohn. Ja. Weil er eine gewaltige Probe unsres Wesens und Wachsens ist, die wir bestehen wollen,

Vater. Aber wie dürfen wir uns seiner freuen?

Sohn. Wie einer, der die Tränen der Mütter und Frauen gesehen hat, den Schmerz der Verstümmelten und die lebenslange Sehnsucht der Witwen und Waisen.

Vater. Welcher Trost aber hebt uns über all dies Elend wie mit Adlersflügeln empor? Sag es mit einem Wort.

Sohn. Deutschland.

Vater. Und wenn ich selber —

Sohn. Vater!

Vater. Jeder muß jetzt dem Letzten ruhig ins Auge blicken. Wenn ich selber nicht zu euch zurückkehre, mein Kind, mit welchem Gedanken weißt du, faß' ich all mein Glauben, Lieben und Hoffen im Tode zusammen? Sag es mit einem Wort.

Sohn. Mein Vater, Deutschland.

Vater. Und ihr Überlebenden alle, welches unendliche Werk bleibt euch, welcher ewige Garten, in den ihr alles Unsagbare dieser Zeiten einpflanzt, Liebe und Leid, Grimm und Qual, Hoffnung und Hingebung, Stolz und Demut, wie unsre Toten alles in ihn eingepflanzt haben, — sag es, mein Sohn, mit einem Wort.

Sohn. Deutschland.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes – soweit nicht durch Fußnote zum Titel ausdrücklich verboten — den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

Wybert

TABLETTEN

schützen bei Wind und Wetter vor Erkältungen und lindern Husten und Katarrh. Als durstlöschendes Mittel leisten sie unschätzbare Dienste. Senden Sie daher Ihren Angehörigen an die Front Wybert-Tabletten. Diese sind unseren Kriegern eine hochwillkommene

Liebesgabe

Feldpostbriefe
mit 2 oder 1 Schachtel Wybert-Tabletten kosten in allen Apotheken und Drogerien Mk. 2.— oder Mk. 1.—

Dr. med. Lahmann's Nährsalz-Präparate

Gesundheit ist Reichthum — FABRIK — MARKE

Nährsalz-Cacao ist das einzige Cacaopulver, welches nicht mit mineralischen Salzen, sondern mit Dr. med. Lahmann's Pflanzen-Nährsalz-Extract aufgeschlossen ist. Es fördert daher die Ernährung in hohem Grade, wirkt wohltuend auf Magen und Darm und ist für magenschwache Personen besonders geeignet.

Nährsalz-Chocolade enthält ebenfalls Dr. med. Lahmann's Pflanzen-Nährsalz-Extract und wird durch diesen Zusatz eine zum Kochen und Rohessen gleich geeignete kräftige Nährchocolade.

Nährsalz-Extract rein aus Pflanzen hergestellt, ist durch seinen hohen Gehalt an pflanzlichem Kali, Natron, Eisen, Phosphor, Kalk usw. ein vorzügliches, den Nährwert erhöhendes Zusatzmittel zu Speisen.

Pflanzen-Milch der Kuhmilch zugesetzt, bewährtester Ersatz beim Versagen der Brustnahrung.

Die Dr. med. Lahmann'schen Nährsalz-Präparate sind über 30 Jahre im Gebrauch und finden Verwendung in fast allen Sanatorien usw.

Ausführliche Broschüren versenden gratis und franko die

alleinigen Fabrikanten Hewel & Veithen, Köln, Cacao- u. Chocoladen-Fabrik

Digitized by Google

Die Liga der Kontorfräulein

Eine Erzählung aus Stockholm
von Elin Wägner

Geh. 2.— Geb. 2.60

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H.
München und Leipzig

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Soeben erschienen:

Heinrich von Kleist
der Dichter des Preußentums
von Max Fischer

1.–5. Tausend

In feinem Pappband 80 Pfennig

Empfehlenswerte Münchener Buchhandlungen

Chr. Kaiser, Buchhandlung
im Rathaus
München, Marienplatz 8 — Fernruf 25039
liefert jedes Buch schnellstens

Dieses Feld ist noch zu vergeben zum Preise von M 4.— pro Einschaltung.

Hochschulbuchhandlung Max Hueber
Wissenschaftliches Antiquariat
Amalienstraße 43 — Telephon 26705
Ankauf von besseren Werken und Bibliotheken
Kataloge bitte zu verlangen.

Max Kellerer's Hofbuch- un Kunsthandlung
Herzogspitalstraße 1 — Telephon 7394
Spezialität: Unterrichtswesen und alpine Literatu

Horst Stobbe's Bücherstube
Schwanthalerstr. 2 — Telephon 9588
Moderne Literatur — Bibliophilie —
Graphik — Kunstgeschichte — Kunstgewerbe

Otto Schmidt-Bertsch G. m. b. H. Teleph. 16
Buchhandlung und Antiquariat — Modernes Bücherverleih-institut — Amalien-, Ecke Schellingstraße 9
Spezialität: **Universitätswissenschaften, Kunst und schön Literatur**
Ständige Ausstellung für Graphik und Buchgewerbe
Lesezimmer Buchhandlung — Spezialität: **Kunst un schöne Literatur** — Ludwigstraße 26

Allgemeine Elektricitäts-Gesellschaft. In der ordentlichen Generalversammlung war ein Akt kapital von 87 327 500 Mark mit 174 655 Stimmen vertreten. Die Bilanz per 30. Juni 1915 wu unter Erteilung der Entlastung genehmigt, die Dividende auf 11% für das 155 Millionen Mark tragende Aktienkapital je tgesetzt und ihre Auszahlung von Sonnabend, dem 11. Dezember, ab beschlo Die satzungsmäßig ausscheidenden Aufsichtsratsmitglieder, die Herren Dr Hermann Fischer, Direktor A Schaaffhausen'schen Bankvereins, Geh. Kommerzienrat Theodor Freiherr v. Guilleaume, Exzellenz W licher Geheimer Rat Dr. Hermann Kirchhoff, Kommerzienrat Hugo Landau, Walther vom Rath, Dr Gu Ratjen, in Firma Delbrück Schickler & Co., Dr. Arthur Salomonsohn, Geschäftsinhaber der Disco Gesellschaft, wurden wieder-, Herr Martin Schiff, Direktor der Nationalbank für Deutschland, neugewä Die beantragten Satzungsänderungen wurden angenommen. Für die Änderungen der §§ 3, 31 und (Zweck der Gesellschaft und Abstimmungsverhältnisse bei Satzungsänderungen) ist eine wiederholte stimmung erforderlich, weil die satzungsgemäß vorgeschriebene Hälfte des Aktienkapitals nicht in Generalversammlung vertreten war. Die neue Generalversammlung, die ohne Rücksicht auf die Zahl vertretenen Aktien beschlußfähig ist, wird unverzüglich einberufen; ihre Tagesordnung beschränkt lediglich auf Wiederholung des Beschlusses über die genannten drei Paragraphen.

In **Bad Blankenburg, Thüringerwald,** gerühmt wegen seiner landschaftlichen Schönheiten, sonders seines weltbekannten Schwarzatales, ist zu den bisherigen, zahlreichen Anziehungspunkten dem Sommer 1911 ein besonders wertvoller gekommen mit der Eröffnung des Sanatorium Goldberg durch Dr. med. Karl Schulze. Von der Morgen- und Mittagsonne umflutet, liegt einladende neue Kurheim in bevorzugter Ortslage in einem herrlichen Naturpark. Ebene und steigende Wege, auch nach Regen in gutem Zustande, ermöglichen viele abwechslungsreiche Spaz gänge in der nächsten und weiteren Umgebung des Hauses. Die Höchstzahl der Gäste ist auf 50 gesetzt, um eine streng persönliche ärztliche Behandlung zu sichern und jeden Massenbetrieb auszuschlie Das Sanatorium ist in jeder Beziehung ein ideales Genesungsheim. Bad Blankenburg ist mit der B von Nord und Süd, von Ost und West bequem zu erreichen und eignet sich seiner geschützten Lage in o reicher Waldluft und seines milden Klimas wegen besonders für Herbst-, Winter- und Frühjahrskuren. bilderreiche Prospekt von Dr. Karl Schulzes Sanatorium Am Goldberg wird auf Wunsch kostenlos zugesa

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Jürgen Jürgensen / der Homer des Urwalds

Christian Svarres Kongofahrt
Eine Geschichte aus dem Urwald.
Geheftet M 4.50; gebunden M 6.—

Die große Expedition. Ein Kongoroman Geheftet M 4.—; geb. M 5.—

Fieber. Afrikanische Novellen.
Geheftet M 4.—; gebunden M 5.—

Etwas ähnlich Packendes, Erschütterndes in der Art des Erzählers Jürgensen haben wir in Deutschland nicht aufzuweisen. (Die Post)

Aage von Kohl

Der Weg durch die Nacht.
Geheftet M 4.—; gebunden M 5.—
Ich nenne das Buch hinreißend. (B. Z. am Mittag)

Karl Gjellerup

Der Pilger Kamanita.
Ein Legendenroman. Geheftet M 5.—
gebunden M 6.50
Dieses Buch führt aus irdischen Gefilden in ein künstlerisch geschautes Jenseits unendlichen Friedens und Trostes

---

Hjalmar Bergman

Das Testament Sr. Gnaden
Geheftet M. 4.—; gebunden M 5.—
Die Menschen sind mit grimmigem Humor geschildert, der, wie jeder echte Humor, in der Wehmut seinen Ursprung hat. (Wiener Abendpost)

Amouren. Novellen.
Geheftet M 4.—; gebunden M 5.—
Die Novellen B.'s sind aus dem Leben selbst hervorgeholt, lustig, ernst, sarkastisch, abenteuerlich und selbstverständlich zugleich.
(Neue Freie Presse)

Das Buch des Lappen Johan Turi

Erzählung von dem Leben der Lappen. Mit zahlreichen Abbildungen nach Originalzeichnungen des Verfassers. Geheftet M 6.—, in Halbpergament gebunden M 7.50. 25 numerierte Exemplare auf Bütten in Ganzpergament gebunden M 30.— das Exemplar
Dieses Buch eines Rentierhüters und Nomaden ist ein Stück Kommentar zur Frühzeit der Menschheitsgeschichte.

Otto Rung

Die lange Nacht. Erzählung.
Geheftet M 2.50; gebunden M 3.50

Die Geheimkammer. Roman.
Geheftet M 3.50; gebunden M 4.50

Die weiße Yacht.
Rahmenerzählung. Geheftet M 3.50; in Leinen M 4.50; in Leder M 6.—

Das Vermächtnis des Frank Thauma. Eine Rahmenerzählung.
Geheftet M 2.50; gebunden M 3.50

Die Werke Rungs verdienen einen Ehrenplatz in den Bibliotheken literarischer Feinschmecker. Sie gehören zu denjenigen Büchern, die man stets in Griffweite haben will. (Nationalzeitung, Basel)

Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

Deutsche Feld- und Heimatbücher

im Auftrag des Rhein-Mainischen Verbandes zur Volksbildung herausg. von Prorektor Dr. Fr. Gagelmann. 18 Hefte. Preis für jedes Heft 40 Pf., für 50 Exemplare und mehr je 35 Pf., für 100 Exemplare und mehr je 30 Pf., für 300 Exemplare und mehr je 28 Pf., auch in vier geschmackvollen Pappbänden

Der Verband versendet seinerseits von jedem Heft 1000 Exemplare ins Feld

Die deutschen Feld- und Heimatbücher bieten

in einer jedem Deutschen zugänglichen Form die Grundlagen für das Verständnis der Kriegsereignisse nach allen Richtungen. Sie setzen nur Volksschulkenntnisse voraus und behandeln nur das wirklich Notwendige in gedrängter Darstellung.

Die deutschen Feld- und Heimatbücher wenden sich

an die Soldaten im Felde · an alle denkenden Leute in der Heimat · an Schüler und Schülerinnen

Bd. I. **Naturwissenschaften im Kriege.** (Heft 1–5 je 40 Pf., zusammen in Pappband M. 2.50)

Heft 1. **Mathematik im Kriege.** Von Oberlehrer Dr. Riebesell. Heft 2. **Physik im Kriege.** Von Prorektor Dr. Fr. Gagelmann. Heft 3. **Chemie im Kriege** Von Dr. R. Kahn, Geschäftsführer d. Rhein-Main. Verb. f. Volksbild. Heft 4. **Technik im Kriege.** Vers. noch unbestimmt. Heft 5. **Natur und Krieg.** Von Stadtschulinspektor Henze.

Bd. II. **Freund und Feind.** (Heft 6–10 je 40 Pf., zus. in Pappband M. 2.50)

Heft 6. **Freund und Feind in der Geschichte.** Von Prof. Dr. P. Collischonn. Heft 7. **Land und Leute unserer Gegner.** Von Schuldirektor E. Becker. Heft 8. **Die Entstehung des Krieges** Von Oberlehrer Hanns Altmann. Heft 9. **Unser Heer.** Von Major Franz C. Endres. Heft 10. **Volk und Staat.** Verfasser noch unbestimmt.

Bd. III. **Die Heimat im Kriege.** (Heft 11–15 je 40 Pf., zus. in Pappband M. 2.50)

Heft 11. **Die Mobilmachung des Geldes.** Von Prof. Dr. P. Arndt. Heft 12. **Die Mobilmachung der Volkswirtschaft.** Vers. noch unbestimmt. Heft 13. **Die Mobilmachung der Industrie.** Von Prof. Dr. Großmann. Heft 14. **Deutschland und der Weltmarkt.** Von Prof. Dr. Paul Arndt. Heft 15. **Die Kriegsfürsorge.** Von Magistratsrat Liebrecht.

Bd. IV. **Der Geist der Zeit.** (Heft 16–18 je 40 Pf., zus. in Pappband M. 1.50)

Heft 16. **Krieg und Literatur** Der Krieg und das Schrifttum der Gegenwart. Von W. Schumann. Das deutsche Soldatenlied. Von Prof. Panzer. Heft 17. **Krieg und Kunst.** Von Privatdozent Dr. Bombe. Heft 18. **Krieg und Kultur.** Der Philosoph der Pflicht und des ewigen Friedens (Kant). Von Dr. Kronenberg. Der Philosoph des Krieges (Nietzsche). Von Lic. Römer. Krieg und Christentum. Von Prof. F. W. Förster.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Zwei neue Schwabenbücher

Eigenbrötler. Kleine Geschichten aus meiner Jugendzeit von Christian Wagner (Warmbronn). 2. Auflage. In schönem Pappband Mark 1.40

Fünfzehn lustige Geschichten von schwäbischen Originalen aus der Jugendzeit des Verfassers

„Staatsanzeiger f. Württ.": „Man darf dem Dichter für diese liebenswürdige Gabe aufrichtig dankbar sein, sie bedeutet vie mehr als die üblichen schön ausgedachten, gefühlvollen Dorfgeschichten"

Schwaben und Schwabenstreiche von Albrecht Keller

Mit Geleitwort von Ludwig Finckh und drei Tafeln. In künstlerischem Pappband Mark 3.20

„Württ. Ztg.": „Ein reizendes Buch . . . . . es gehört in jede schwäbische Familie."

Verlag von Strecker & Schröder, Stuttgart. Durch jede Buchhandlung zu beziehen

---

Henrik Pontoppidan

Der alte Adam **Das ideale Hei**

Zwei Romane des berühmten Dänen in einem Band

Geheftet M 3.50 Gebunden M 4.50

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H., München und Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Karen Ewald
Junge Augen
Kartoniert M 1.50

Thit Jensen
Mona Roß. Ein Roman aus dem heutigen Island. Geheftet M 3.50; gebunden M 4.50

Zwei Bücher von jungen Frauen

Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Neue Romane aus dem Verlag von Albert Langen

Selma Lagerlöf
Jans Heimweh
Roman. 15. Auflage
Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.50

„Hochland", München: In Wirklichkeit ist Lagerlöfs Buch ein literarisches Erlebnis ohnegleichen, ein zutiefst lebenswahres Buch und dabei ein höchst künstlerisches

Knut Hamsun
Kinder ihrer Zeit
Roman. 5. Auflage
Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.50

Tägliche Rundschau, Berlin: Es ist etwas Hoffmannsches, Gespenstisches in diesem Buche. Der Däne Bang hat manchmal ähnliches. Aber Hamsun ist größer, unheimlicher . . .

Die Insel-Bücherei

Jeder Band gebunden mit farbigem Überzug 50 Pfennig.
Die kürzlich erschienene Reihe umfaßt folgende Bände:

Feldpredigt. Dramatische Dichtung in einem Akt von Regina Ullmann. Nr. 178.

Friedrich Schlegels Fragmente. Ausgewählt u. herausgeg von Carl Enders. Nr. 179.

Friedrich Hölderlin: Hymnen an die Ideale der Menschheit. Herausgegeben von Emil Leymann. Nr. 180.

Alfred Mombert: Musik der Welt aus meinem Werk. Nr. 181.

Heinrich von Treitschke: Das deutsche Ordensland Preußen. Nr. 182.

Dumpfe Trommel und berauschtes Gong. Nachdichtungen chinesischer Kriegslyrik von Klabund. Nr. 183.

Ludwig Tieck: Des Lebens Überfluß. Novelle. Nr. 184.

Lafontaine: Fabeln. Übertragen von Theodor Etzel. Mit acht Holzschnitten von J. J. Grandville. Nr. 185.

Der Wandsbecker Bote. Eine Auswahl aus den Werken von Matthias Claudius. Herausgegeben von Hermann Hesse. Nr. 186.

Gustav Theodor Fechner: Das Büchlein vom Leben nach dem Tode. Mit einem Geleitwort von Wilhelm Wundt. Nr. 187.

Ausführliche Verzeichnisse liefert der Verlag kostenlos.

Der Insel-Verlag zu Leipzig

Kriegsgedichte und **Lieder,** Feldpostbriefe
und sonstige aktuelle **Zeitungsausschnitte**
liefert
Adolf Schustermann
Größtes Zeitungs-Nachrichten-Büro, Berlin SO 16 (Manoli-Haus).

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

Feldpostausgaben
der
Süddeutschen Monatshefte

	Gramm
England	230
Frankreich	230
Belgien	310
Italien	315
Friedensziele	230

Unsere Feldpostausgaben unterscheiden sich von den übrigen Auflagen nur durch das leichtere Papier.

Preis des Heftes Mark 1.50

Vorrätig in den meisten Buchhandlungen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Soeben erschienen:

Schiller der Politiker im Licht unserer großen Gegenwart

von Theodor Birt

1.—5. Tausend

In feinem Pappband 80 Pfennig

Verlagsangebote sucht

erstklassige Verlagsanstalt mit eigener graphischer Kunstanstalt. Zuschriften erbeten unter **M. F. 2127** an **Rudolf Mosse, München.**

Die neuesten Reclam-Bücher

Nr. 5811, 5812. In russischer Gewalt. Selbsterlebtes a. d. Beginn d. Weltkrieges. Von Carl v. Maixdorff. Mit Bild d. Verfassers. [160 S.] Geh. 40 Pf., in Leinen 80 Pf.

Nr. 5813. Im Felde. Heitere und ernste Kriegserlebnisse. Von Oskar Kilian. 2. Bd. [100 S.] Geh. 20 Pf.

Nr. 5814. Berichte aus dem Großen Hauptquartier 1914/15. Herausgegeben v. Karl Wilke. 3. Bd. [104 S.] Geh. 20 Pf.

Nr. 5815. Musiker-Biographien. 34. Bd.: Zelter. Von G. Rich. Kruse. Mit Zelters Bild. [99 S.] 20 Pf.

Nr. 5816. Berühmte Kriminalfälle. Nach d. Neuen Pitaval und and. Quellen. Herausgegeb. von Dr. Max Mendheim. 10. Band: Der Pfarrer u. Magister Tinius, ein Raubmörder aus Büchersammelwut. Bearb. v. Ernst Arnold. [96 S.] Geh. 20 Pf.

Nr. 5817. Die Heidelerche und andere heitere Geschichten. Von Maria Stona. [101 S.] Geh. 20 Pf.

Nr. 5818. Der Weltkrieg 1914/15. Gesammelte Berichte von Generalmajor v. Loebell. 2. Band: Von der Einnahme von Lodz bis zur Befreiung von Lemberg. [92 S.] Geh. 20 Pf.

Nr. 5819. Puppentheater. Von Franz Pocci. Mit Vorwort u. Fingerzeigen für die Aufführung herausgeg. von Max Eickemeyer. 3. Bd: Kalasiris, die Lotosblume, oder Kasperl in Ägypten, und Kasperl in der Türkei. [44 S.] Geh. 20 Pf.

Nr. 5820. Die schöne Curzolanerin. Novelle. Von Ad. Gerstmann. [96 S.] 20 Pf.

Vollständige Verzeichnisse der Universal-Bibliothek kostenlos durch alle Buchhandlungen oder vom Verlag Philipp Reclam jun. in Leipzig

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

Zu verkaufen:

Die Fackel

Nr. 1 bis 417 in einzelnen Heften

(Nr. 152 und 162 fehlen)

In dieser Vollständigkeit äusserst selten.

Angebote an die Anzeigenverwaltung der Süddeutschen Monatshefte: München, Königinstraße 103.

„STARIBUS"

Gesundheits-Federhalter

gegen schlechte Schreibhaltung u. Schrift; Krampf, Ermüdung und Nervosität, Kurzsichtigwerden. Franko gegen Einsendung von M 1.50 von **A. Neumann,** Frankfurt a. M. 20, Weserstrasse 33

Verlag von Georg Merseburger in Leipzig

Nordische Literatur

Eine Auswahl aus dem Besten der großen nordischen Literatur, tadellos übersetzt und ausgestattet. Anschaffungserleichterung besonders für Bibliotheken: Bei Bezug von 10 Bänden (auch mehrerer Exemplare desselben Buches) ein 11. Band frei; von 60 Mark an: statt 60 für 45 Mark usw. dementsprechend, durch jede gute Buchhdlg.

Aakjaer, J., Die Kinder des Zorns. Eine Gesindegeschichte. 3.—, geb. 4.—

Aanrud, H., Drei Komödien übersetzt von Gustav Morgenstern. Der Storch. Hoch zu Roß. Der Hahn. je 1.50

Drachmann, H., Künstler-Herzen. 2 Strandgeschichten 1.50

Eggers-Thomsen, O., Bekenntnisse einer häßlichen Frau. 2.25, geb. 3.—

Falkberget, J., Fimbulwinter u. a. Novellen aus Norwegens Nordland. 2.50, geb. 3.50

— **In der äußersten Finsternis.** Eine Erzählung aus dem Bergarbeiterleben. Roman . . . 3.—, geb. 4.—

— **Minenschüsse und Fackelbrand.** Erzählungen eines norwegischen Grubenarbeiters . . . . 2.—, geb. 3.—

Fröding, G., Gedichte. In den Versmaßen der Originale übersetzt von Otto Badke . . . 4.—, geb. 5.—

Heiberg, G., Dramen übersetzt von Dr. Gust. Morgenstern. Tante Ulrike. König Midas. Das große Los. Tragödie der Liebe. je 2.—, geb. 3.—

Heidenstam, V. v., Die Karoliner. Erzählungen aus der Zeit Karls XII. geb. 5.—

Janson, G., Die Insel. Erzählungen und Skizzen von den Stockholmer Schären . . . . . 3.—, geb. 4.—

— **Im Dunkel.** Erzählung aus dem Bergmannsleben . . 3.—, geb. 4.—

— **Lügen.** Geschichten vom Kriege. Tripolitanische Kriegsnovellen. 3.50 geb. 4.50

Kielland, A. L., Gesammelte Werke. Übersetzt von Dr. F. Lesting u. M. Lesting-Lie. 6 Bde. . . 25.—, 30.—

Kielland, J. J., Der große Diebstahl in der Münze. Erzählung. 1.25, 2.—

— **Menschenwege.** Roman. 3.—, 4.—

Kinck, H. E., Auswanderer, Roman. 4.—, geb. 5.—

— **Wenn die Liebe stirbt.** Novellen. 3.—, geb. 4.—

Kjaer, N., Capriccio. Empfindsame Schlenderepisteln . . 2.—, geb. 2.75

Knudsen, J., Anders Hjarmstedt. Roman . . . . . 4.—, geb. 5.—

Knudsen, J., Fortschritt. Roman. 6.— geb. 7.—

— **Um des Lebens willen.** Erzählung. 2.—, geb. 2.75

Krag, W., Wandersmann. Roman. 3.— geb. 4.—

Lagerlöf, S., Heim u. Staat. Vortrag b. i. Frauen-Stimmrechtskongreß. —.60

Lie, J., Lindelin. Märchen-Novellen. 2.50, geb. 3.50

— **Maisa Jons,** Roman. 2.50, 3.50

Melsted, H. v., Die Frau des Pharisäers. Roman . . 4.—, geb. 5.—

Molin, P., Nordlandserzählungen. 2.—, geb. 3.—

Montgomery-Silfverstolpe, M., Das romantische Deutschland. Reisejournal einer Schwedin (1825/26). Einltg. v. Ellen Key. 6.—, geb. 7.—

Nexö, M. A., Bornholmer Novellen. 2.25, geb. 3.—

— **Lobgesang aus der Tiefe.** Erzählungen . . . . . 2.—, geb. 2.75

— **Sonnentage.** Reisebilder aus Andalusien. Bilder v. E. Gruner. 3.—, 4.—

— **Sühne.** Roman . . 2.25, geb. 3.—

Nordenskiöld, E., Indianerleben. El Gran Chaco (Südamerika). Mit 161 Bildern u. 1 Karte. 7.—, geb. 8.50

Nordström, L., Bürger. Geschichten aus einer Stadt im hohen Norden. 3.—, geb. 4.—

Ossian-Nilsson, K. G., Der Barbarenwald. Eine Erzählung im Zeichen des Klassenkampfes. Mit Vorwort v. Sven Hedin . . . 4.—, geb. 5.—

Palsson, G., Das Liebesheim, Novelle. —.60

Siwertz, S., Die Alten. Novellen. 3.— geb. 4.—

Skjoldborg, J., Gyldholm. Eine Landarbeitergeschichte. 2.50, geb. 3.50

— **Sara.** Die Geschichte einer Liebe. 2.—, geb. 3.—

Skram, A., Die Leute vom Felsenmoor. Roman . . . 4.—, geb. 5.—

— **Konstanze Ring** . . 5.—, geb. 6.—

— **Lucie,** Roman . . . 2.50, geb. 3.50

Wahlenberg, A., Aus der Tiefe rufe ich . . . Roman . . 2.—, geb. 3.—

Ausführliche Verzeichnisse kostenlos und portofrei

Prospekthinweis.

Wir machen die verehrlichen Leser auf folgenden Prospekt aufmerksam:

Verlag Curt Kabitzsch, Kgl. Universitäts-Verlagsbuchhändler, Würzburg, über gute, laienverständlich geschriebene, medizinische Bücher. Besonders verweisen wir auf das Werk von Dr. Otto Dornblüth, „Gesunde Nerven in Frieden und Krieg", das bereits in fünfter, völlig neubearbeiteter Auflage erschien. **Gustav Kiepenheuer,** Verlag, Weimar, über: „Deutsche Politik", Wochenschrift für Welt- und Kulturpolitik, Herausgeber Ernst Jäckh, Paul Rohrbach, Philipp Stein. Wir machen speziell darauf aufmerksam, daß „Das größere Deutschland", welches bisher von den Herausgebern der „Deutschen Politik" herausgegeben wurde, nichts mehr mit diesen zu tun hat.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

DIE WELT-LITERATUR

erscheint wöchentlich.

Jede Nummer ein vollständiges Werk / 10 Pfg.

Sie bringt in Zeitungsformat und Zeitungsdruck die besten Romane und Novellen aller Zeiten und Völker.

Bezugspreis:

Bei der Post vierteljährl. Mk. 1.20
Bei der Feldpost „ Mk. 1.50

Probenummern

kostenlos in allen Buchhandlungen sowie direkt vom

Verlag „Die Welt-Literatur" München 2

Schickt „Die Welt-Literatur" ins Feld!

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien

Nordische Literatur.

Björnson, Dramatische Werke, von Edmund Lobedanz. In Leinen gebunden 2 Mark.
Hulda. — Zwischen den Schlachten. — König Sigurd.

Björnson, Bauern-Novellen, von Edmund Lobedanz. In Leinen geb. 1 Mark 25 Pf.
Arne. — Ein fröhlicher Bursch. — Vier kleine Erzählungen: Thrond. — Eine gefährliche Freierei. — Der Vater. — Auf dem Stift Bergen.

Die Edda, von Hugo Gering. In Leinen 4 M.

Holberg, Komödien, von Robert Prutz. 2 Bände. In Leinen gebunden 4 Mark.
Band I. Der politische Kannegießer. — Jean de France. — Jeppe vom Berge. — Der 11. Juni. — Die Wochenstube. — Die Maskerade.
Band II. Jakob von Tyboe. — Ulysses von Ithacia. — Heinrich und Pernille. — Hexerei. — Erasmus Montanus. — Don Ranudo de Colibrados.

Tegnér, Die Frithjofs-Sage, von Heinrich Viehoff. In Leinen gebunden 1 Mark.

Dänischer und Norwegischer Sprachführer von **H. Nissen** in Kopenhagen. Geb. 3 M.

Schwedischer Sprachführer von **Dr. Erik Sellin** in Stockholm. Gebunden 3½ Mark.

Brehms Tierleben.

Vierte, neubearbeitete und vermehrte Auflage.

Unter Mitarbeit von Prof. **Dr. Ludw. Heck,** Prof. **Dr. Rich. Heymons,** Prof. **Dr. W. Marshall, Dr. Otto Steche,** Prof. **Dr. Franz Werner** u. a. herausgegeben von Prof. **Dr. Otto zur Strassen.** Mit über 2000 Abbildungen im Text und auf mehr als 500 Tafeln in Farbendruck, Ätzung usw., sowie 13 Karten.

13 Bände, in Halbleder gebunden, zu je 12 Mark.

Inhalt: Bd. I: **Wirbellose,** Bd. II: **Insekten,** Bd. III: **Fische,** Bd. IV und V: **Lurche und Kriechtiere,** Bd. VI—IX: **Vögel,** Bd. X—XIII: **Säugetiere.** — Die Bände II—XII liegen vor; die übrigen werden in zwangloser Folge mit etwa viermonatigen Pausen ausgegeben.

Brehms Tierbilder.

3 Mappen mit je 60 farbigen Tafeln aus „Brehms Tierleben".

Nach Aquarellen von **W. Kuhnert, P. Flanderky, W. Friese, J. Fleischmann, K. L. Hartig, W. Heubach, H. Morin, A. Wagner, G. Mützel, A. Specht, C. Rungius, W. Watagin** u. a.
Mit Text von Dr. Victor Franz.

Erster Teil:	Zweiter Teil:	Dritter Teil:
Die Kaltblüter.	**Die Vögel.**	**Die Säugetiere.**
In Mappe 10 Mark.	**In Mappe 12 Mark.**	**In Mappe 10 Mark**

Fremdwort und Verdeutschung.

Ein Wörterbuch für den täglichen Gebrauch. Herausgegeben von Prof. **Dr. Albert Tesch.**
In Leinen gebunden 1 Mark.

Duden, Rechtschreibung der deutschen Sprache und der Fremdwörter.

Nach den für Deutschland, Österreich und die Schweiz gültigen amtlichen Regeln bearbeitet von **Dr. J. Ernst Wülfing** und **Dr. Alfred C. Schmidt** unter Mitwirkung des Kaiserlichen Oberkorrektors Otto Reinecke. Neunte Auflage. In Leinen gebunden **2 Mark 50 Pf.**

Ausführliche Verzeichnisse sind kostenfrei durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Digitized by Google

Auch ohne Milchzusatz

ist ein nicht zu starker Aufguß von

Marco Polo Tee

ein vortrefflich mundendes, wohlbekömmliches und dabei sehr billiges Getränk.

Sonstige Zutaten, wie Zitrone, Arrak, Rum etc. sind überflüssig und nachteilig für Geschmack und Aroma.

Franz Kathreiners Nachfolger, G. m. b. H.,
München und Hamburg.

Digitized by Google

Ostjuden

Adolf Friedemann / Bedeutung der Ostjuden für Deutschland
Kaplun-Kogan / Geschichte der Juden in Polen
Lazar Abramson / Der ostjüdische Rabbiner
Alexander Eliasberg / Der Chassidismus
Heinrich Loewe / Die jüdischdeutsche Sprache
Franz Oppenheimer / Autonomie für die Ostjuden
M. J. Bodenheimer / Einwanderungsbeschränkung
Silvio Broedrich (Kurmahlen) / Juden in Kurland
Eugen Lewicky / Juden in der Ukraine
S. M. Melamed / Juden in Amerika
Hans Rohde / Jüdische Kolonisation Palästinas
Walter Levin / Zionismus und türkisch-deutsche Zukunft
Julius Hirsch / Wirtschaftliche Lage in Polen
J. Turoff / Jüdische Landwirtschaft in Rußland
Abramson / Ehe, Scheidung und Totenkultus
Seligmann / Jüdische Kleinstadt und Literatur
Karl Schwarz / Die Ostjuden als Künstler
Alexander Eliasberg / Die heiligen Schriftzeichen
Nachum Goldmann / Psychologie der Ostjuden
Die litauischen Juden
Kriegstagebuch eines polnischen Juden
J. L. Perez / Ein Zwiegespräch. Erzählung
Eugen Fuchs / Jüdische Organisationen in Deutschland
Zur Statistik der Juden in Polen
Rundschau

München und Leipzig, Süddeutsche Monatshefte, Februar 1916
Vierteljahr 4 M Einzeln 1.50 M

Digitized by Google

Bayerische Vereinsbank

Hauptniederlassung: München

Zweigstellen:

Augsburg	Garmisch	Nürnberg	Schwandorf
Bad Kissingen	Hersbruck	Partenkirchen	Straubing
Bayreuth	Kempten	Passau	Weiden
Erlangen	Landsberg a. L.	Regensburg	Würzburg
Fürth	Landshut	Schwabach	

Aktienkapital . .	51.000,000 Mark
Reservefonds . . .	27.500,000 Mark
Pfandbriefumlauf .	500.000,000 Mark
Hypothekenbestand	510.000,000 Mark

Graphische Kunstanstalten F. Bruckmann A.G. München

Buch- und Illustrationsdruck / Farbendruck
Ein- u. mehrfarbige Künstlerpostkarten
Netzätzungen / Strichätzungen
Albert-Galvanos

Preisangebote und Proben auf Verlangen

Digitized by Google

Vor kurzem erschien:

Hans Pfitzner

Vom musikalischen Drama

Gesammelte Aufsätze

Inhaltsverzeichnis:

Vorwort.

Zur Grundfrage der Operndichtung.
- Teil I: Allgemeine Betrachtung.
- Teil II: Anwendung auf bekannte Werke.
- Teil III: Eigene Werke: a) Der arme Heinrich, das Epos und das Drama.
  b) Die „Symbolik" der Rose vom Liebesgarten.

Bühnentradition.
- Teil I: Einleitung.
- Teil II: Melot der Verruchte.
- Teil III: Bart und Bühne.

E. T. A. Hoffmanns Undine.

Der Freischütz.

Der Parsifalstoff und seine Gestaltungen.

Geheftet M 3.—. Gebunden M 4.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H., München und Leipzig.

Wybert
TABLETTEN
schützen bei Wind und Wetter vor Erkältungen und lindern Husten und Katarrh. Als durstlöschendes Mittel leisten sie unschätzbare Dienste. Senden Sie daher Ihren Angehörigen an die Front Wybert-Tabletten. Diese sind unseren Kriegern eine hochwillkommene
Liebesgabe
Feldpostbriefe
mit 2 oder 1 Schachtel Wybert-Tabletten kosten in allen Apotheken und Drogerien Mk. 2.— oder Mk. 1.—

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

13. Jahrgang — Februar 1916 — Heft 5

Inhaltsverzeichnis:

Seite

Die Ostjuden 673
Die Bedeutung der Ostjuden für Deutschland / Von Dr. Adolf Friedemann . . . 674
Der alte Jude und der russische Offizier / Von Octave Mirbeau 681
Die Juden in Polen. Ein geschichtlicher Überblick / Von Wladimir W. Kaplun-Kogan 682
Der ostjüdische Rabbiner / Von Lazar Abramson 696
Der Chassidismus / Von Alexander Eliasberg 703
Angelus. Gedicht / Von Jehojosch . . . 710
Die jüdischdeutsche Sprache der Ostjuden / Von Dr. Heinrich Loewe, Kgl. Bibliothekar in Berlin 711
Mein Jingele. Gedicht / Von Morris Rosenfeld 719
Vom Selbstlob (Chassidische Legende) . 720
Nationale Autonomie für die Ostjuden / Von Dr. Franz Oppenheimer, Privatdozent an der Universität Berlin 721
Frieden / Von J. L. Perez 730
Einwanderungsbeschränkung der Ostjuden / Von Justizrat Dr. M. J. Bodenheimer 731
Das neue russische Paßgesetz 735
Die Juden in Kurland / Von Silvio Broedrich (Kurmahlen) 736
Die Juden im ukrainischen Gebiete / Von Dr. Eugen Lewicky, Mitglied des Österreichischen Reichsrates 742
Die eingewanderten Juden in Amerika / Von Dr. S. M. Melamed 747
Die jüdische Kolonisation Palästinas / Von Oberleutnant Hans Rohde, z. Zt. im Feld 757
Ostjüdische Sprichwörter 767
Der Zionismus unter dem Gesichtspunkt türkisch-deutscher Zukunftspolitik / Von Walter Levin 769
Jüdische Kriegskolonie in Kopenhagen . 774
Die wirtschaftliche Lage der Juden in Polen / Von Dr. Julius Hirsch, Dozent an der Handelshochschule in Köln 775
Anekdote 6
Jüdische Landwirtschaft in Rußland / Von J. Turoff, Generalsekretär der Kolonisationsgesellschaft „Esra“ 6
Rätsel 6
Die jiddische Schrift 6
Ehe, Scheidung und Totenkultus / Von Lazar Abramson 6
Der Kaddisch 6
Die jüdische Kleinstadt und die jiddische Literatur / Von Dr. Raphael Seligmann 6
Die Ostjuden als Künstler / Von Dr. Karl Schwarz, Leiter des Jüdischen Kunstarchivs in Berlin 6
Die heiligen Schriftzeichen / Von Alexander Eliasberg 6
Zur Psychologie der Ostjuden / Von Nachum Goldmann 6
Reb Jajnkew-Mejer / Von Alexander Eliasberg 6
Die litauischen Juden / Von einem ehemaligen russischen Universitätslehrer 6
Die politische Gruppierung der Ostjuden 6
Aus dem Kriegstagebuch eines polnischen Juden 6
Ein Zwiegespräch. Erzählung / Von J. L. Perez 6
Jüdische Organisationen in Deutschland / Von Geh. Justizrat Dr Eugen Fuchs, 2. Vorsitzenden des Zentralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens 6
Zur Statistik der Juden in Polen . . . 6

Journalistischer Anstand 8
Pfitzner / Von Josef Hofmiller 8
Die Deutsche Gesellschaft 1914 / Von Fr. W. von Bissing 8
Die deutsche Mentalität 8
Wichtige Neuerscheinungen 8

Wladimir Medem

Briefe eines Auferstandenen

Der berühmte Führer der jüdischen Sozialisten, der bekanntlich durch die einrückenden deutschen Truppen aus dem Warschauer Gefängnis befreit wurde, hat seine Erlebnisse in russischer Gefangenschaft für die Süddeutschen Monatshefte aufgezeichnet und gibt in seinen „Briefen eines Auferstandenen“ eine Darstellung des Leidens der politischen Gefangenen in Rußland, wie sie vielleicht seit Dostojewski nicht geschrieben wurde. Die Briefe erscheinen im Märzheft der Süddeutschen Monatshefte, das den Sondertitel führt: „In Kriegsgefangenschaft“.

Preis Mark 1.50

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H., München und Leipzig.

Digitized by Google

Kriegsgewinn-Steuer

Beratung und Berechnung.

Rheinische Treuhand-Gesellschaft A.-G.

M 6, 13 *MANNHEIM* *Tel. 7155*

Aktienkapital Mk. 1,500,000.—

Erbitte Offerte über folgende Hefte der S. M.:
„Rußland"
„Rußland von Innen"
„Kriegsziele"
an L. C., Stockholm, poste restante.

Leinenhaus Fränkel, München

Theatinerstraße 17

Leinen- und Tischzeugweberei

❖

Spezialhaus für vornehme, gediegene **Brautausstattungen** in jeder Preislage. Einrichtungen von **Krankenhäusern, Sanatorien** usw. Atelier für **handgestickte Decken** nach Entwürfen alter und moderner Künstler, **handgestickte Damenwäsche,** sowie sämtliche **Haushaltungswäsche.**

Kriegsrisikoversicherung ohne Untersuchung.

Deutscher Anker

Pensions- und Lebensversicherungs-Aktiengesellschaft in Berlin.
Grundkapital: M. 8 Millionen.

Lebensversicherung. Kriegsversicherung.

Jeder der Wehrmacht angehörende Deutsche, auch wenn er schon im Felde steht, findet Aufnahme in unserer Kriegsrisikoversicherung.

Keine ärztliche Untersuchung.

Sofortige Auszahlung der vollen Versicherungs-Summe im Todesfalle.

Näheres durch die Direktion: Berlin W, Eichhornstr. 9
und die Subdirektion in München, Kaufingerstr. 23

Prospekthinweis.

Der Verlag A. Marcus & E. Weber in Bonn fügt in 10000 Exemplaren der Ausgabe einen Prospekt über jüdische und andere Literatur bei.

Der Verlag Georg Reimer in Berlin verbreitet in 12000 Exemplaren dieser Ausgabe einen Prospekt über das Werk „Mitteleuropa" von Friedrich Naumann.

Wir bitten unsere verehrlichen Leser, auf diese beiden Beilagen besonders zu achten.

Digitized by Google

Empfohlene Heilanstalten

in denen die „Süddeutschen Monatshefte" aufliegen.

Sanatorium St. Blasien

für **Lungenkranke** im südlich. Schwarzwald, 800 m über dem Meere. Modernste Einrichtungen. Herrliche Gebirgslage inmitten Tannenwälder. Bewährtes Heilverfahren. Viele Dauererfolge. Ill. Prosp. frei. Dir. Arzt: Privatdozent **Dr. Bacmeister.**

Dr. Möller's Sanatorium in Dresden-Loschwitz — **Diätet. Kuren nach Schroth** — Herrliche Lage. Wirks. Heilverf. i. chron. Krankh. Prosp. u. Brosch. fr.

Sanatorium Schönbuch

bei **Böblingen** (Württemberg). 510 m ü. M.

für Lungen- und Kehlkopfkranke

klimatisch vorzügl. staubfreie Lage in **grossem Park**; dicht an ausgedehntem Hochwald. In Bau und Einrichtungen **strengste Hygiene** bei **vollkommenem Komfort. Nur 40 Patienten.** Prospekte auf Wunsch.

Dirig. Arzt **Dr. Brühl.**

Orthopäd. Heilanstalt von Hofrat Fr. v. Hessing, Göggingen-Augsburg.

Außergewöhnliche Erfolge in der Behandlung von Schußfrakturen, Gelenkentzündungen aller Art, Rückenverletzungen usw. vermittelst heiltechnischer Apparate ohne Bettruhe.

Finkenmühle

Thüringer Waldsanatorium
Post Mellenbach

Neu erbaute

Kuranstalt Stillachhaus.

Oberstdorf, 870 m.

Höchstgelegenes u. sonnigstes Sanatorium der bayer. Alpen. **Für alle inneren und Nervenkrankheiten.**

Prospekt. **DR. SAATHOFF.**

Sanatorium Am Goldberg

Von Prof. u. Ärzten empfohlen. **Bad Blankenburg – Thüringer Wald.** Winter-Kurort. Prosp. frei.

Spezialheh. v. Magen-, Darm-, Stoffwechsel-, nervös., Herz-, inn. u. Frauenkr.

Höchstz. **50** Kurgäste. — Tel. 44. **Dr. K. Schulze, Arzt u. Besitzer.**

Kuranstalt Dr. Honigmann

Wiesbaden

Telephon 869 Gartenstr. 15/17

Für innerlich Kranke und Nervöse,

Störungen des Stoffwechsels, der Verdauung, organische und funktionelle Herzleiden, rheumatische Erkrankungen. — Individualisierende diätetische Behandlung. Moderner Komfort. Elektrisches Licht. Zentralheizung. Lift. Schattiger Garten. Das ganze Jahr geöffnet.

Dr. Teuscher's Sanatorium

Oberloschwitz-Weißer Hirsch bei Dresden.

für Nerven-, Herz-, Stoffwechsel-, Magen-, Darmkranke u. Erhol.-Bedürftige.

Wasserbeh., Massage, kohlens., arom., elektr. Bäder u. Behdlg., Diathermie, d'Arsonvalisat., Bergonié. Eingehende Diät bei Mastkuren, Entfettung, Diabetes, harns. Diathese, chron. Magen- und Darmstörungen, Arteriosklerose, Anämie usw. Streng individuelle Pflege. — Während des Krieges offen. —

Auch während des Krieges besucht

Sommerstein

Kurbad bei Saalfeld, Thüringen.

Biologische Regenerations- und Schroth'sche Kuren*

Prospekt E 54 und neue Broschüre über vorzügliche Heilwirkung frei.

* Sommersteiner biologische Regenerationskuren sind wissenschaftlich begründet u. beruhen auf der Grundlage einer individuellen Körperreinigung (Beseitigung der Krankheitsursachen) u. Blut- u. Säfteerneuerung.

Digitized by Google

Waldsanatorium

Höchster Komfort **DAVOS** Höchste Hygiene

Lungenheilanstalt ersten Ranges

Leitender Arzt Prof. Dr. **F. Jessen.**

100 Meter oberhalb Davos-Platz. — Unmittelbar am Walde gelegen.

Deutsche Leitung. Prospekt auf Verlangen.

Föhr, einzige freigegebene Nordseeinsel
Nordsee-Sanatorium Südstrand-Föhr
Zweiganstalt: **Jugendheim** und **Pädagogium.** **San.-Rat Dr. Gmelin.**

Allee-Kurhaus Baden-Baden
Modernes Sanatorium für innere, Nerven-, Stoffwechsel-Krankheiten.
Herrliche Lage an der Lichtentaler Allee
Prof. Dr. v. Düring **Dr. Giese**
Das ganze Jahr geöffnet Winterkuren.

as Badner Land mit seinen reichen Naturschönheiten, Heilquellen, Höhenluftkurorten (Schwarzwald, Odenwald, Rhein und Bodensee) bietet auch während des Winters und des Krieges ilbedürftigen, Erholungssuchenden und Wanderern angenehmen und ungestörten fentbalt. Kriegsteilnehmer genießen überall weitgehende Vergünstigungen. Führer und terkunftsverzeichnisse kostenlos durch den
Fremdenverkehrsverband in Karlsruhe.

Heilanstalten, Hotels, Kurorte usw. finden in den Süddeutschen Monatsheften die beste Ankündigung.

Empfohlene Hotels

in denen die „Süddeutschen Monatshefte" aufliegen.

Partenkirchen

Familien-Pension Hager
Sonnige Lage, herrliche Aussicht
Pension von 7 Mark an
Zentralheizung. — Telephon 217.

WIESBADEN
Hessischer Hof vormals **Englischer Hof**
Bekanntes Kochbrunnenbadhaus, Kur- und Familienhotel. Modernste Einrichtung bei mäßigen Preisen.
Prospekte frei.

St.-Moritz-Dorf
Engadin
Das Land der Sonne
Schweizerhof-Château
Bekanntes vornehmes Familienhaus
Wintersaison 1. Dezember bis 15. März
Bedeutend ermäßigte Preise. Ad. Angst.

Dresden Hotel Europäischer Hof
Hervorragendes Haus allerbesten Rufes.
Zeitgemässe Einrichtungen. □ □ □ Kriegsteilnehmer Vorzugspreise. □ □ □ Telegramm: Sendig.

Digitized by Google

Erziehungs- und Unterrichtsanstalten

Landschulheim Am Solling bei Holzminden a. d. Weser.

Reformschule in schöner gesunder Lage auf dem Lande für Knaben vom 7. Jahre an. Individuelle Erziehung in Gruppen von höchstens 10 Knaben. Unterricht in kleinen Klassen. Lehrplan der Oberrealschule. Beste Referenzen. Ausführlicher Prospekt durch den Direktor A. Kramer.

Das Evang. Pädagogium Godesberg am Rhein

(Gymnasium, Realgymnasium und Realschule mit Einj.-Berechtigung) ist mit seiner **Zweiganstalt in Herchen (Sieg)** infolge günstiger Bedingungen, Stamm alter Lehrkräfte usw., imstande, die Anstalt auch während der Kriegszeit ohne Einschränkung weiterzuführen. Es bietet seinen Schülern gediegenen Unterricht, Förderung ihres geistigen und leiblichen Wohles durch eine familienhafte Erziehung in Gruppen von je 10—18 Knaben in den 15 Alumnaten der Anstalt. **Jugendsanatorium in Verbindung mit Dr. med. Sexauers ärztlich-pädagogischem Institut.**

Drucksachen durch den Direktor **Prof. O. Kühne, Godesberg a. Rh.**

Studienheim Inst. Sonnenberg mit Schülerheim

Stuttgart, Rotenwaldstr. 31—33, dem Leipziger Platz gegenüber (herrliche städtische Parkanlagen)

für begabte Schüler, die schnell :: zum Ziele gelangen wollen ::

Vollständiger Ersatz für jede höhere Schule, Einjährigen-Prüfung a. d. Schulen u. vor d. Kommission, **Fähnrich, Seekadetten** und **alle Reifeprüfungen** ohne vorher. Besuch einer staatlichen Schule.

Spez. Vorbereitung für Leute ohne höhere Schulbildung.

Prospekt und Auskunft gegen Angabe des Zweckes.

Fort mit der Rundschrift man schreibt jetzt

Kunst-Schrift

Ly To

Heintze & Blanckertz

Berlin NO. 43

Töchterheim u. Lyzeum Neuenheim/Heidelberg

von Herrn u. Frau Direktor Steinkellner. Überwindung von Schulschwierigkeiten in kleinen Klassen. Fortbildungsklassen.

Technikum Konstanz a. Bodensee

Ingenieurschule

für Maschinenbau, Elektrotechnik, Hoch- und Tiefbau.

Ausbildung von Ingenieuren, Architekten, Technikern und Werkführern.

Semesterbeginn: Mitte April und Mitte Oktober.

Unsere S. M.-Leser bitten wir bei Anbahnungen auf die **Süddeutschen Monatshefte** Bezug zu nehmen.

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg

Seit 1895: **312** Einjährige, **198** Primaner (7./8. Kl.). Einzelbehandlung, Arbeitsstunden. Sport. Spiel. Wandern. Familienheim.

Odenwaldschule

Oberhambach b. Heppenheim (Bergstr.)

Leitung: **Paul Geheeb.**

Erziehungsschule für Knaben und Mädchen vom zartesten Alter an. Familienartiges Zusammenleben in Landhäusern. Ernährung, Sport u. Spiel nach gesunden Grundsätzen. Werkstatt u. Garten. — Fachkurse u. sorgfältig fördernder Einzelunterricht. Sichere Vorbereitung auf Einjährigen- und Reifeprüfungen. — Pflege der Kunst.

Höhere Mädchenschule mit Erziehungsinstitut

v. Anna Roscher, verm. Hermine Ilgen, **München,** Karlstr. 45/2

(Externat und Internat; Garten; nur Vormittagsunterricht.)

a) Vor- oder Elementarschule (1.—4. Volksschulklasse);

b) 6klassige höh. Mädchenschule;

c) Fortbildungskurs u. Vorbereit. f. d. Erzieherinnenprüfung.

Prospekte gratis und franko. Anmeldungen jederzeit. Sprechstunden an Werktagen von 11—12 Uhr.

Digitized by Google

Erziehungs- und Unterrichtsanstalten.

Israelitisches Knabenpensionat Frankfurt a. Main :-: Trutz 47 :-:

= SCHÜLERHEIM FRANKFURT = Leitung: P. Klibansky

:: *Gegründet 1895 / Prima Referenzen / Prospekt auf Wunsch / Telephon Römer 4251* ::

Vornehmstes Erziehungsinstitut / Überwindung von Schulschwierigkeiten durch Einzelbehandlung in kleinen Schulzirkeln / Herrliche Villa mit allem Komfort der Neuzeit / Sicherste Förderung der Zöglinge / Anleitung zu selbständigen Arbeiten / Stets gute Resultate

Jüd. Knabenheim und Vorbereitungsschule

(Von der Staatsregierung konzessioniert.) **HEIDELBERG** Weberstraße 6 / 2 Min. vom Gebirge.

Gediegene Erziehung. — Erfolgreicher Unterricht. — Liebevolle Einzelbehandlung.
Rasche Fortschritte. — Prospekt kostenlos. Die Leitung: Dr. JONAS SIMON.

Israelitisches Töchterpensionat u. Haushaltungsschule Wieler :: Konstanz a. B.

Villa Seegarten :: Fernruf 178

Eigene moderne Villa mit altem Park und Tennisplatz in nächster Nähe von See u. Wald. Gründl. Ausbildung in allen wissenschaftl. Fächern, den Fremdsprachen und Musik durch tüchtigste Lehrkräfte. Besondere Abteilung mit neuer Lehrküche zur Erlernung der Haushaltung. Ausgezeichnete Verpflegung. Ausflüge u. Sport. Prospekt u. Referenzen durch die

Direktion Frau Irma Hieber-Wieler.

Trüpers Erziehungsheime Sophienhöhe zu Jena

vor 25 Jahren als erstes **Landerziehungsheim** oder **Waldpädagogium** mit **Jugendsanatorium** gegr. für **Knaben** und **Mädchen** jeden Alters, die **vorübergehend** oder **andauernd** in **Haus** oder **Schule** in Pflege, Erziehung oder Schulbildung Schwierigkeiten bereiten und einer fachkundigen Sonderbehandlung bedürfen. **Erziehungsschule** mit **Reformlehrplan.** Kleine Klassen (2 bis 15 Sch.) bis Untersekunda. **Familiäre Erziehung** auf sittl.-religiöser Grundlage. **Sachkundige Körperpflege:** Sorgfältige Ernährung, Luftbad, eigenes heizbares Schwimmbad. Massage, Schwed. Gymnastik, Gebirgswanderungen, Sport, Werkstatt-, Garten- und Landarbeit. **Gesunde und schöne Lage** in großem Park am Wald- und Bergabhang. Erstklassige Empfehlungen. Bildgeschmückte Prospekte.

Für alle Korrespondenz, Buchhaltung und Organisation unentbehrlich ist die

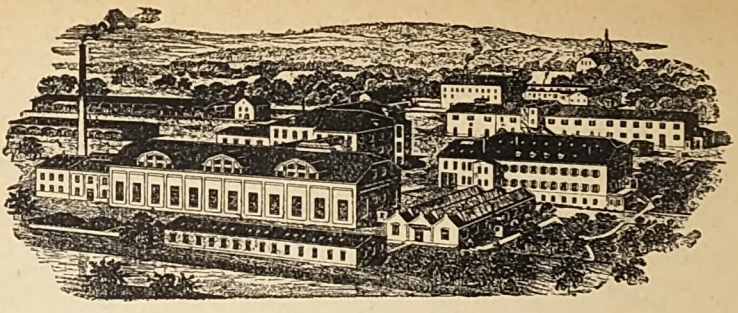
Remington-Buchhaltungs-Schreibmaschine

Verlangen Sie kostenlose Auskunft und unverbindliche Vorführung durch

Remington-Schreibmaschinen-Gesellschaft m. b. H.

München, Prielmayerstrasse 10 **Telephon 52752**

Digitized by Google



Papierfabrik
Bohnenberger & Cie.
Niefern bei Pforzheim

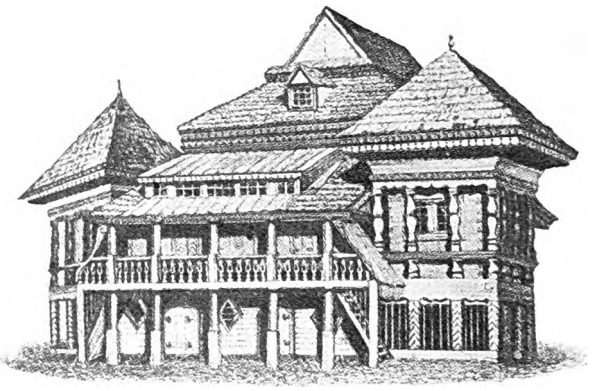
Seit Kriegsbeginn mit
der neuerstellten Fabrik
wieder im vollen Betrieb

Alle Arten von Werkdruck-,
Post- und Normalpapieren

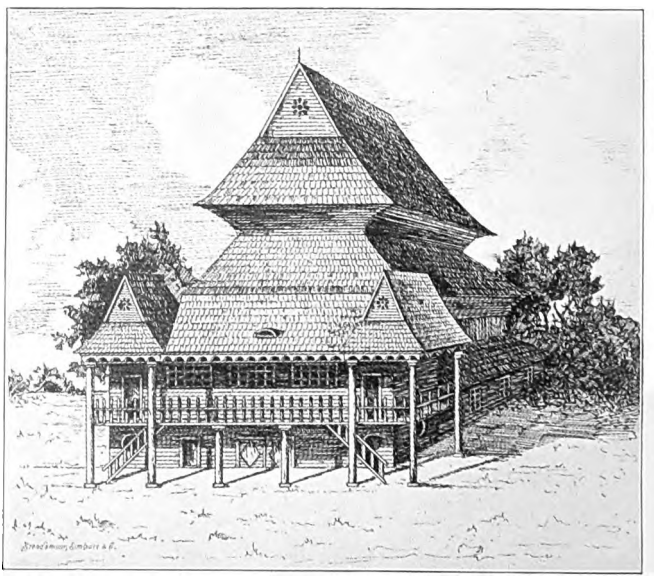
Kunstdruckpapier

Digitized by Google

Digitized by Google



Holzsynagoge in Nasielsk. Erbaut 1692.



Holzsynagoge von Pohrebyszcze in Polen. Erbaut im 17. Jahrh.

Aus den „Mitteilungen der Gesellschaft zur Erforschung jüdischer Kunstdenkmäler." (Bd. I 1900 und Bd. II 1901.)
Zu dem Aufsatz von Dr. K. Schwarz „Die Ostjuden als Künstler".

Digitized by Google

Die Ostjuden.

Als wir ein Balkanheft herausbrachten, sagten wir, am schwersten sei in Europa der Balkan zu erfassen; wir müssen das jetzt zurücknehmen und sagen, am schwierigsten ist die Judenfrage. Am schwierigsten und am gefährlichsten. Hier gilt der Satz von Marie von Ebner-Eschenbach: „Der Platz des Unparteiischen ist auf Erden zwischen den Stühlen, im Himmel aber wird er zur Rechten Gottes sitzen." Für die einen sind die Ostjuden von Natur aus Engel, die durch die russische Unterdrückung einige unerfreuliche Eigenschaften angenommen haben und nur in die richtigen Verhältnisse gebracht werden müssen, um so zu strahlen, daß alle Nichtjuden in ihrem Glanze herumlaufen können; für andere sind sie ein Gegenstand des Abscheus, den man sich möglichst weit vom Leibe halten muß. Unser Standpunkt, aus dem wir gar keinen Hehl machen, ist der, daß wir alles mitnehmen, was dem Deutschen Reich nützlich ist und alles ablehnen, was ihm schadet. Diesen Standpunkt müssen wir, die hinterm Ofen sitzen, uns immer wieder vorhalten. Bei denen, die als Soldaten oder als Kriegsgefangene in fremden Ländern sind, ergibt er sich von selbst. Max Pfau, der in Wjatka in Ostrußland gefangen war, erzählt („Russisches", Deutsche Verlagsanstalt): „die zahlreichen Tataren und die Juden sympathisierten ganz offen mit uns"; hingegen wird Herr Schmid, ein deutscher Buchhändler aus Odessa (in unserm Märzheft „Kriegsgefangenschaft") erzählen, daß in Odessa die jüdische Presse und die offiziellen Vertreter des Judentums sich am feindseligsten gegen die Deutschen verhalten haben. Wer nicht die Schneid hat, diese Tatsachen alle beide anzuerkennen, der kann über die deutschen Belange im Osten nicht mitreden. Die Zeit ist ernst genug, daß Philosemiten und Antisemiten ihren Gefühlen einigen Zwang antun und sich zu einer ruhigen Aussprache entschließen können. Material für eine solche will dieses Heft bieten. Wer aber unbefangen an das Studium der Ostjuden herantritt, dem tut sich eine Welt auf, so eigenartig und seltsam wie keine in Europa und wenige in anderen Erdteilen. Wir hatten keine Ahnung, daß es dicht vor unserer Tür so etwas gibt, wie ja der Erfolg unserer Kriegshefte überhaupt darauf beruht, daß wir ebenso unwissend sind wie unsre Leser und ebenso lernbegierig.

Digitized by Google

Die Bedeutung der Ostjuden für Deutschland.

Von Dr. Adolf Friedemann in Berlin.

Von den zahllosen Problemen der äußeren Politik, die plötzlich vor uns aufstehen, sind uns die des europäischen Ostens und Südostens die fremdesten. Die wenigen in Deutschland, die sich bisher mit den politischen Beziehungen zu anderen Völkern befaßt hatten, hielten den Blick nach Westen gerichtet. Es hat vor dem Kriege trotz aller Schwierigkeiten eine Art von westlicher Gemeinbürgschaft gegeben. Rußland war weltenfern. Und nun halten wir erhebliche Teile dieses unbekannten Landes besetzt und sehen, daß in ihm ein buntes Völkergemisch lebt, dessen Lebensformen, sprachliche und kulturelle Eigenart uns fremdartig berühren, und dessen Wesen wir nicht verstehen. Der Drang der Dinge aber läßt uns wenig Zeit zum Studium. Wir müssen jetzt die Probe darauf ablegen, ob wir die Führereigenschaften besitzen, die zur Leitung anderer Nationen befähigen; denn es gilt nicht nur zu erobern und geordnete Verwaltungen zu schaffen, sondern auch Sympathien zu erwerben, Kultur zu verbreiten, Einfluß zu sichern. Frei von Vorurteilen, unbeirrt durch Sympathien und Abneigungen, müssen wir den Erwägungen nüchterner Staatsklugheit folgen. Hier wollen wir eines der wichtigsten Teilprobleme dieses ganzen Komplexes osteuropäischer Fragen behandeln: Das Problem der Ostjuden.

Bei der Behandlung dieser Frage darf nicht von westlichen auf östliche Verhältnisse geschlossen werden. Die Juden Deutschlands, Frankreichs, Italiens und Englands sind durch wirtschaftliche Interessen und gesellige Beziehungen eng mit ihren Mitbürgern anderen Stammes und Glaubens verbunden. Sie sind mit dem Volkstum ihres Landes verwachsen; das hat gerade dieser Krieg klar erwiesen. Gewiß macht sich in mancher Beziehung ein Mangel an gemeinschaftlichen Traditionen und eine Eigenart fühlbar, die nach Meinung der einen auf Rasseanlagen, der anderen auf soziale, wirtschaftliche und berufliche Verhältnisse zurückzuführen ist. Vielleicht sind beide Ansichten nicht ohne Berechtigung.

Wie dem auch sein möge: Die Prozentzahl der westlichen Juden ist nicht groß, ihre Vermehrung gering, ein allmählicher Ausgleich wahrscheinlich. Man wird einander mit der Zeit immer besser verstehen, und schon heute fühlen sich die Juden der großen Kulturstaaten als Söhne ihres Geburtslandes, als teilhaftig ihres geistigen Besitzes. Wird doch sogar von manchen behauptet, daß sie dieses Kulturleben allzu nachhaltig beeinflussen.

Ganz anders steht es mit den Juden des Ostens. Sie fühlen sich durchaus als völkische Einheit, als besonderen Bestandteil innerhalb der umwohnenden Mehrheit, von der sie sich durch Sprache, Lebensgewohnheit, kulturelles und religiöses Empfinden scharf unterscheiden. Jahrhundertelang

Digitized by Google

sind sie die Mittler westlicher Einflüsse gewesen, sie bildeten den Mittelstand, waren vor allem die Kaufleute und Handwerker des Landes. Das alles ist heute fast ganz verloren, sie sind die politisch und sozial Entrechteten. Aber die Zugehörigkeit zu einer alten Kultur hat ihr Selbstgefühl erhalten, und der äußere Druck hat nur beigetragen, Eigenart und Zusammengehörigkeitsgefühl zu stärken. Die Juden des Ostens sind in der übergroßen Mehrheit deutscher Abkunft, und sie bezeichnen sich selbst noch heute als „Aschkenasim", Deutsche. Ihre Väter sind auf den Ruf der polnischen Könige etwa seit dem Jahre 1100, vier Jahrhunderte lang nach Polen gewandert, dem Amerika damaliger Zeit, wo sie in den Städten, meist gleichzeitig und gemeinsam mit deutschen Kolonisten, Niederlassungen begründeten. Von dort aus zogen sie weiter nach der Ukraine, dem europäischen Rußland, und sie bewahrten nach dem Niedergang und oft völligen Verschwinden der deutschen Siedler die Erinnerung an das Herkunftsland in Tracht und Sprache. Denn der lange Rock und die dazugehörige Mütze sind mittelalterliche deutsche Bürgertracht. Der jüdische „Jargon" aber ist ein mit hebräischen Brocken und einigen slawischen Worten versetztes Mittelhochdeutsch rheinischer und fränkischer Abkunft. Wie die aus Spanien eingewanderten Juden der Türkei noch heute das Castilianisch ihrer Altvordern reden, so diejenigen Polens einen deutschen Dialekt, der sich vom Hochdeutschen nicht weiter entfernt hat, und nicht unverständlicher ist, als etwa das Schwyzer Dütsch.

Und die Ostjuden haben nicht etwa nur äußerlich die Sprache gewahrt — auch der geistige Gehalt ihrer Kultur, soweit sie nicht auf religiöser Grundlage erwachsen ist, — wurzelt im Deutschtum; der jüdisch-deutsche Dialekt ist ein williger Mittler der deutschen Gedankenwelt gewesen. Schiller, Goethe und Lessing sind in den Jargon übertragen, ebenso Schlossers Weltgeschichte und wissenschaftliche Bücher aller Lehrzweige. Der Respekt vor deutscher Wissenschaft ist vermutlich nirgends im Auslande vor dem Kriege größer gewesen, als unter den Ostjuden. Sandte doch dieses bildungshungrige Volk, dem die russische Regierung durch die sogenannte Prozentnorm[1]) den Besuch höherer Schulen nach Möglichkeit erschwerte, seine Söhne in Scharen auf deutsche Universitäten, von denen sie Kenntnis deutschen Geisteslebens ins Ghetto brachten. Es ist noch in frischer Erinnerung, daß der allzu zahlreiche Besuch jüdischer Studenten schließlich Abwehrmaßregeln hervorrief; und doch hat gerade der russisch-jüdische Student den Ruhm der deutschen Lehre durch den ganzen Osten getragen. Und auch die deutsche Wissenschaft hat diesen Jüngern viel zu danken.

Natürlich darf man nun aber nicht glauben, daß die Ostjuden ein deutsches Kulturelement darstellen. Ihr geistiges Leben wurzelt vor allem in der religiösen Tradition und in der talmudischen Wissenschaft. Und das ist begreiflich, denn die

[1]) Vgl. den Aufsatz von Alexander Eliasberg „Die Juden in Rußland" im Heft „Rußland" der S. M.

Digitized by Google

neue Zeit hat erst vor kurzem an ihre Türe gepocht. Durch die Maigesetzgebung des Grafen Ignatiew im westlichen Winkel des russischen Riesenreichs zusammengepreßt, leben sie fern von der Welt unter trostlosen Verhältnissen. Landerwerb und Pachtung ist ihnen verboten; sie sind auf die Städte beschränkt, in denen die Erwerbsmöglichkeiten gering sind; nur wenige sind reiche Kaufleute, Fabrikanten, gelernte Handwerker und besitzen als solche Freizügigkeit. Im Ansiedlungsbezirke aber unterliegen sie schneller Proletarisierung[1]). In Handel und Handwerk werden sie durch den erstarkenden polnischen Mittelstand immer mehr zurückgedrängt, und die polnischen Industriearbeiter weigern sich vielfach, mit ihnen in den Fabriken zusammenzuarbeiten. Dazu kommt eine fast völlige Rechtlosigkeit. Staat, Gemeindeverwaltung, jeder kleine Beamte oder Gendarm war in der russischen Zeit ihr Feind, der sie behinderte, quälte, ihren letzten Pfennig zu erpressen versuchte. Schließlich verbreitete sich, um das Elend vollständig zu machen, seit Jahren in wachsendem Maße wirtschaftlicher Antisemitismus unter den Polen, der sich schließlich zum erbitterten Boykott steigerte. Kein Wunder, wenn sich unter solchen Verhältnissen der Jude Polens — abgesehen von der sehr dünnen wohlhabenden Oberschicht — immer mehr von der Außenwelt abschloß. Ein Teil der jüngeren Generation ist ausgewandert; ein anderer hat aus zionistischen, auch sozialistischen Zukunftshoffnungen, den Mut zur Fortexistenz geschöpft. Die große Menge aber hat sich zu den Heiligtümern des altjüdischen Schrifttums geflüchtet, das neben den rein religiösen Abhandlungen die überlieferte Weisheit langer Reihen von Geschlechtern in sich schloß.

So ist eine seltsame Kulturmischung entstanden. Das Gehirn des östlichen Juden beherbergt neben den philosophischen Traktaten des Maimonides, talmudisch-juristischen Fragen und religiösen Vorschriften ohne Zahl stets deutsche Kulturelemente, oft deutsche Klassiker, marxistische Gedanken, eklektisch aufgenommene Kulturbrocken aller Art. Diese aber vermittelt durch das Deutschtum.

Zu dieser wunderlichen Kulturmischung hat das Russen- und Polentum verhältnismäßig wenig beigetragen. Natürlich finden sich im Jargon auch slawische Worte; aber jede beliebige Übersetzung zeigt, daß sie gegenüber dem deutschen Gesamtcharakter des „Jüdischen" verschwinden. Und auch die polnische Geisteskultur hat im Ansiedlungsgebiet verhältnismäßig geringen Einfluß errungen — abgesehen von der dünnen Oberschicht polnisch-assimilierter Juden.

Der Jude des Ostens hat demnach eine ausgesprochene Eigenart; er ist weder deutscher noch slawischer Kultur zugehörig, aber sein dem Deutschen verwandtes Sprachtum wie das starke deutsche Element seines Wesens befähigen ihn in hervorragendem Maße zum Verständnis und zum Mittler des deutschen Gedankens.

Deutsche Waffen haben nun einem großen Teile dieser bisher hart bedrückten

[1]) Vgl. den Aufsatz von Kaplun-Kogan „Die Lage des jüdischen Proletariats in Rußland" im Heft „Rußland von Innen" der S. M.

Digitized by Google

und an den Grenzen ihrer Widerstandsfähigkeit angelangten Menschenmasse die Freiheit gebracht, und es besteht wenig Wahrscheinlichkeit, daß sie wieder in russische Abhängigkeit gelangt. Wie für die anderen „Fremdvölker" des westlichen Rußlands, bricht nun auch für die Juden eine neue Zeit an. Für das Reich gilt es, die durch die Verhältnisse gegebenen Vorteile zu nutzen.

Eine Erörterung der Kriegsziele ist zurzeit ausgeschlossen. Mögen sich aber die Dinge wie immer gestalten; das eine ist sehr wahrscheinlich, daß Rußland Kurland, Suwalki, Teile von Lithauen verliert, und daß im übrigen das vormalige Kongreß-Polen eine innere Autonomie erhalten wird. Im Gebiet Kongreß-Polens lebten nun im Jahre 1913 neben 9 919 000 Polen 1 957 000 Juden (gleich 15 Prozent der Gesamtbevölkerung), von denen 1 942 000 (gleich 14,87 Prozent der Gesamtbevölkerung) den Jargon sprechen. Einzelangaben über die Sprachenverhältnisse der Juden finden wir in den Angaben der allgemeinen Volkszählung von 1897. Danach sprachen von 1 321 000 Juden: 1 264 900 Personen (gleich 95,8 Prozent) den Jargon, aber nur 46 380 Personen (gleich 3,5 Prozent) die polnische Sprache, 6439 Prozent (gleich 0,5 Prozent) die russische und 3126 Personen (gleich 0,2 Prozent) hochdeutsch. Die übergroße Mehrzahl ist in den Städten angesessen, wo sie in geschlossener Masse wohnt und lebt. In Warschau z. B. machen die Juden mit 306 001 Personen etwa 40 Prozent der Bevölkerung aus. Und in Lodz beträgt der jüdische Prozentsatz über 39 Prozent. Es gibt aber Städte, wo ihr Bevölkerungsanteil bis auf 90 Prozent steigt. Im Durchschnitt machen die Juden 37,7 Prozent der gesamten städtischen Bevölkerung aus. In Kurland sind etwa 51 000 Juden ansässig, und im besetzten Teile Westrußlands (ohne Kongreßpolen) wohnen noch etwa 1 000 000 Juden. Ein so starker Bevölkerungseinschlag von ausgesprochener Eigenart und kultureller Besonderheit, dem noch wegen seines Wohnens in geschlossener Masse besondere Bedeutung zukommt, hat Anspruch auf Berücksichtigung bei der Neuordnung der Dinge.

Die Verhältnisse liegen nun im Osten nicht ganz gleichartig. Die nur etwa 51 000 Seelen zählenden, höher kultivierten Juden Kurlands würden bei einer Annexion schnell eingedeutscht werden. Sie haben ohnehin, soweit sie im Lande geboren waren, schon bisher stark unter dem Einfluß des baltischen Deutschtums gestanden. Schwieriger würde die Frage werden, wenn etwa das Gouvernement Suwalki, größere Teile von Polen oder Lithauen mit dem Reich vereinigt werden sollten. Die Lösung wird dann davon abhängen, wie groß die anzugliedernden Gebiete sein werden und in welcher Art sich die Verbindung mit dem Reich gestaltet. Ist sie enger Natur und handelt es sich um nicht allzu große Landflächen, so wird, wie bei Kurland, die durch eine deutsche Volksschule geförderte Anpassung schnellen Verlauf nehmen. Auf die vielen anderen Möglichkeiten einzugehen, ist nicht Ort und Zeit. Wir beschränken uns deshalb

Digitized by Google

auf den Fall der größten Wahrscheinlichkeit, daß der überwiegende Teil des besetzten Gebietes eine einheitliche selbständige Verwaltung erhält und ohne staatliche Selbständigkeit mit einer der Zentralmächte in Reichsgemeinschaft tritt.

Es kann kein Zweifel sein, daß die übergroße Mehrheit der Juden Polens und Lithauens den Schutz ihrer religiösen, sprachlichen und kulturellen Eigenart wünscht. Ein allerdings kleiner, aber immerhin durch Besitz und politische Stellungnahme unter den Polen einflußreicher Teil assimilatorisch gesinnter Juden will freilich, das ist ebenso sicher, die restlose Anpassung an das Polentum, mit dem es seine wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Interessen verbinden. Der natürliche Entwicklungsgang hat diese Bevölkerungsschicht der polnischen Kultur nahegebracht, und die polnische Gesellschaft ist zu ihrer Aufnahme scheinbar bereit. Die breite Masse aber widersetzt sich im Bewußtsein ihrer Eigenart der Polonisierung und muß vor dem Zwang bewahrt bleiben, den heute schon einzelne polnische Stimmen fordern — ein, wie uns scheint, ebenso illiberales als in kultureller Beziehung unkluges Verlangen. Denn die brüske Einbeziehung jüdischer Massen in den polnischen Kulturkreis könnte doch nur äußerlicher Natur sein. Die geistigen Führer des Polentums würden sich gegen den kulturellen Snobismus in Abwehrstellung gedrängt sehen, der unvermeidlich Platz greifen müßte, wenn der Versuch gelänge. So würde ein Antisemitismus der polnischen Gesellschaft entstehen, der das Zusammenleben der Bevölkerungsteile stören würde. Und die Judenschaft würde durch den Druck zu noch viel festerer Einheit verschweißt werden, statt sich aufzulösen. Gerade das Gegenteil dessen würde also erzielt werden, was die polnischen Schwärmer erhoffen: Haß der Polen und Verbitterung der Juden. Wir aber wünschen eine Verständigung, die für beide Bevölkerungsteile notwendig ist.

Gerade die Polen sollten selbst den *Anschein* eines Zwanges vermeiden! Sie, die selbst so eindringlich das Los der unterdrückten und verfolgten Minderheit zu fühlen bekamen, sollten Verständnis auch für die Empfindungen anderer Stämme haben, die gemeinsam mit ihnen litten. Der Versuch gewaltsamer Slawisierung der polnischen Juden würde dem polnischen Gemeinwesen auch politisch Schaden bringen; es muß ja erst Kräfte sammeln, *indem es seine Untertanen zu willigen und mit dem Staatsorganismus innerlich verwachsenen Bürgern heranzieht*. Denn all den vielen politischen Minderheiten des polnischen Gebietes — Deutschen und Ruthenen, Lithauern, Weißrussen und Juden — ist der Staat ja bisher nur als Feind erschienen. Eben, weil wir dem so lange verfolgten polnischen Volke eine bessere Zukunft, ein friedliches Zusammenleben wünschen, erscheint uns der gesetzliche Schutz der Minderheit als Notwendigkeit.

Aber auch im deutschen Interesse ist dieser Schutz der Minderheiten gelegen. Leben doch in Polen 697 000 meist lutherische Deutsche, gleich 5,3 Prozent der

Digitized by Google

Gesamtbevölkerung. Deutschland hat ein starkes Interesse, sie bei ihrer Sprache und Nationalität zu erhalten, um so mehr, als sie einen erheblichen Bestandteil der Industriellen und Großkaufleute des Landes bilden. Schon sind viele von ihnen vom Polentum aufgesogen worden. Bei Lodz, bei Tomaschew, bei Warschau findet man deutsche Kolonisten, die jetzt erst, nach der deutschen Okkupation, sich auf ihre Abkunft und Sprache besinnen. Sie alle dem Deutschtum auf die Dauer zu erhalten, wird nur möglich sein, wenn ihnen das Recht auf die Erhaltung ihrer Eigenart, vor allem ihre Schule garantiert wird. Was aber der reindeutschen Minorität recht ist, wird den anderen Minderheiten billig sein. Und an der starken jüdischen Minderheit mit ihrem deutschen Dialekt würde das Deutschtum in Polen einen Rückhalt finden. Würde doch der natürliche Entwicklungsgang dazu führen, daß viele jüdische Eltern ihre Kinder in deutsche Mittelschulen senden, die an vielen Orten dadurch existenzfähig würden.

Freilich muß bei der Behandlung der östlichen Judenfrage wie jede Polonisierungstendenz, so auch jede Germanisierungstendenz vermieden werden. Nicht nur aus Gerechtigkeit, sondern auch aus politischer Klugheit. In dem lange verfolgten und bedrückten Ostjuden lebt ein tiefes Mißtrauen gegen alle Gewalthaber. Eindeutschungsversuche würden nicht nur Widerstand wecken, sondern auch das neue Gemeinwesen inneren Schwierigkeiten aussetzen und die polnische Mehrheit mit ihrem starken Nationalgefühl in einen Gegensatz zum Deutschtum treiben.

Wir müssen aber das größte Gewicht darauf legen, daß das polnische Land, durch die Waffen der Zentralmächte geschaffen und mit einer von ihnen in staatlicher Gemeinschaft lebend, sich mit dem Westen in innerlichem Zusammenhang fühlt und die Spitze nach Osten, gegen Rußland kehrt. In einem besiegten Rußland werden noch lange Zeit Rachegedanken gären, vielleicht von der Regierung zur Abwehr revolutionärer Erschütterungen gepflegt werden und zur Fehde gegen den verhaßten Westen treiben. Aber auch ohne Gewalt wird das Deutschtum seine Rechnung finden. Denn die Juden des Ostens wissen, daß nur die von den Verbündeten sichergestellte jüdische Volksschule ihnen Freiheit der Entwicklung verbürgt, daß nur die in der Verfassung verankerten und in der Gesetzgebung zum Ausdruck gebrachten Forderungen des Reichs und Österreichs ihnen ihre Eigenart erhalten können. Sie werden dankbar sein, weil jeder Sympathiebeweis sie beglückt. Aber auch, weil ihr Interesse sie dahin führt, sich das Wohlwollen der Beschützer zu erhalten.

Schon jetzt haben die Freiheit und Gleichberechtigung ankündigenden Proklamationen unserer Heerführer, sowie die für uns selbstverständliche Gerechtigkeit, die den Juden der besetzten Gebiete zuteil wird, Früchte getragen. In Amerika leben 2½ Millionen Juden, von denen sieben Achtel Einwanderer, Brüder und Söhne von Juden im europäischen Osten sind. Sie sind, außer den Deutschen und Iren, fast die einzigen Amerikaner gewesen, die während des Krieges die Sache der Zentralmächte vertreten haben. Besonders scharf ist das

Digitized by Google

bei der Behandlung des Lusitaniafalles hervorgetreten, wo die gesamte „jüdische" Presse, die in mehr als einer Million täglicher Auflage erscheint, sich auf die Seite Deutschlands gestellt hat.

Viel weiterreichende Vorteile aber würden dem Deutschtum aus einer dauernden Parteinahme der Ostjuden erwachsen. Im gesamten europäischen Rußland leben mindestens 6 Millionen Juden, auf dem Balkan und in der Türkei weitere sehr beträchtliche Volkssplitter, die ein starkes Gemeinschaftsgefühl verbindet. Sie könnten deutscher Vormachtstellung im Osten Pioniere sein, deutsche Kulturwerte in die Ferne tragen und dem deutschen Handel unschätzbare Dienste leisten.

Die Ostjuden sind nun einmal überwiegend ein Handelsvolk, obwohl in Südrußland auch zahlreiche jüdische Bauern leben, und sie in Saloniki so ausschließlich die körperlich schwer arbeitenden Schauerleute stellen, daß am Sabbat die Entladung von Schiffen fast unmöglich wird. Man wird darauf hinwirken müssen, sie anderen, vor allem landwirtschaftlichen Berufen zuzuführen, aber heute ist nun einmal die Feststellung nicht zu umgehen, daß die Überzahl in Handelsberufen tätig ist. Der deutsche Welthandel würde durch sie eine mächtige Förderung erfahren in einer Zeit, wo die Erschließung neuer Absatzgebiete nötig wird. Millionen von Juden würden Förderer deutscher Wirtschaft werden.

Endlich würde eine die Ostjuden zufriedenstellende Regelung ihrer Lebensverhältnisse uns die Lösung der Frage bringen, wie wir nach dem Friedensschluß einer jüdischen Masseneinwanderung aus dem Lande jenseits der Grenzen wehren sollen. Darüber, daß sie nach vielen Richtungen hin unerwünscht wäre, herrscht wohl in Deutschland kein Zweifel. Um so weiter gehen die Meinungen über die Mittel auseinander, die geeignet erscheinen, sie zu verhindern. Eine ganze Literatur ist bereits entstanden, und bis zum Ende des Krieges wird sie Riesenumfang annehmen.

Der Weg einer Ausnahmegesetzgebung erscheint uns in keiner Weise gangbar. Sie würde der Menschlichkeit und Gerechtigkeit widersprechen, würde ohnehin unglücklichen und gequälten Wesen den Stempel der Minderwertigkeit aufdrücken. Das deutsche Ansehen würde schweren Schaden nehmen, und unsere Gegner würden die Gelegenheit ergreifen, sich als die Förderer der Verfolgten und Leidenden aufzuspielen. Zudem wäre der Wert solcher Maßnahmen sehr zweifelhaft. Wenn unter den nordischen Lemmingen Hungersnot ausbricht, hält sie bei ihren Wanderzügen nicht Mauer und Wassergraben auf. Aber wenn das Elend sie nicht treibt, so wandern sie nicht. Es ist ein großer Irrtum, zu glauben, daß die Juden des Ostens gern ihre Wohnstätten verlassen; heute jagt sie nur unerträglicher Jammer nach den Ländern des Westens, über den Ozean. Gerade der Mann aus der breiten Masse hängt an seinem Städtchen, an der Familie, an seinen Gräbern. Er liebt die Heimat, aber sie weist ihn in die Fremde. Gern und freudig wandert er nur nach Palästina, dem Lande der Verheißung. Aber für eine Massenkolonisation dort fehlt es ebensosehr an

Digitized by Google

Geld und vorgebildeten Organisatoren, wie an der Regierungserlaubnis. Das alles müßte erst beschafft werden, und die Siedlung könnte nur allmählich vor sich gehen. Hier muß aber möglichst schnell für die große Menge Rat geschaffen werden. Deshalb muß eine großzügige Wirtschaftspolitik sofort nach dem Kriege einsetzen, um die jüdischen Massen zu Gartenbau und Landwirtschaft, zur Heimarbeit im weitesten Umfange, und zur Industrie überzuleiten. Sicherheit der Person und Schutz gegen Willkür, Recht auf eigene Sprache und Kultur müssen gewährleistet sein. Dann wird die große Wanderung aufhören, und der Jude wird gern und freudig ein Bürger des Landes sein, in dem er geboren ist. Will man auf deutscher Seite den Grenzschluß, so halten wir ihn jedenfalls nur für eine Übergangszeit und nur in der Form für zweckmäßig, daß er alle die östlichen Elemente trifft, die wegen Armut oder Bildungsmangel Bedenken erregen. Aber, wie gesagt, viel Erfolg würde diese Maßregel schwerlich haben. Es gibt nur eine gründliche Heilung des Übels und das heißt, die Grundursache zu beseitigen.

Bismarck hat einmal von der auswärtigen Politik Preußens gesagt, sie bestehe aus einer Reihe von verfehlten Gelegenheiten. Hier bietet sich eine Gelegenheit von weittragenden Folgen. Wird sie zielbewußt verwertet, so wird sie nicht nur dem Reich den Dank von Millionen geplagter Menschen eintragen: deutsche Kultur und Wirtschaft werden reiche Ernte halten.

Der alte Jude und der russische Offizier.

Von Octave Mirbeau.

... Ich sah einmal in einer russischen Stadt einen sehr alten Juden; er saß an einer Straßenecke auf einem Stein. Seine Nase war krumm, seine Augen tränend, sein langer Bart zerzaust, seine Kleidung zerlumpt und übelriechend, und trotzdem war der Mann schön. Er saß so an der Straßenecke und wärmte an der Sonne seinen siechen Leib ... Ein Offizier ging vorbei, seinen langen Säbel nachschleifend. Als er den Juden erblickte, blieb er sofort vor ihm stehen und begann, ohne daß der Greis den geringsten Grund dazu gegeben hätte, nur aus Zeitvertreib, ihn zu beschimpfen ... Der alte Jude stellte sich so, als ob er nichts hörte. Diese Passivität, die durchaus nicht aus Angst, nicht einmal aus Verachtung kam, brachte den Offizier in solche Wut, daß er den Greis mit seiner behandschuhten Hand ins Gesicht schlug, so daß dieser vom Stein, auf dem er gesessen, zu Boden fiel und wie ein angeschossener Hase zappelte. Einige Passanten blieben stehen, dann bildete sich eine Menge, die über das Schauspiel ganz glücklich war; die Leute heulten vor Entzücken, stießen den armen Mann mit den Füßen und spieen ihm in seinen Bart. Der Jude, der schwächer als ein kleines Kind war, erhob sich mit vieler Mühe von der Erde und sagte, ohne den leisesten Zorn in den Augen, die nur Erstaunen vor einer so sinnlosen Grausamkeit ausdrückten: „Warum schlägst du mich? Habe ich dir etwas Böses getan? Kennst du mich überhaupt? ... Es hat ja gar keinen Sinn, mich zu schlagen ... Du bist also verrückt?" Der Offizier zuckte die Achseln und ging seiner Wege, von der ganzen Menge als ein Held begrüßt und bewundert ... Der alte Jude setzte sich wieder auf seinen Stein. Ich kam mit ihm ins Gespräch, und er sagte mir: „Sie sind alle so ... Ganz ohne Grund schlagen sie uns. Der Offizier weiß einfach nicht, was er tut. Und doch ist er kein schlechter Kerl ... Denn er hätte mich auch töten können ... Niemand würde ihn dafür tadeln, im Gegenteil: alle würden ihn preisen und beglückwünschen. Zur Belohnung würde er noch sicher eine Beförderung bekommen ... Nein, er ist gar kein schlechter Kerl!"

[Aus: „Les vingt et un jour d'un neurasthénique."]

Digitized by Google

Die Juden in Polen.

Ein geschichtlicher Überblick.

Von Wlad. W. Kaplun-Kogan in Berlin.

Die Aufgabe dieses kurzen geschichtlichen Überblicks soll darin bestehen, in ganz allgemeinen Zügen die Schicksale des jüdischen Volkes in den polnischen Gebieten seit seiner Einwanderung bis in die Gegenwart hinein zu schildern. Die Geschichte der Juden Polens schließt sich zwanglos an die allgemeine polnische Geschichte an; denn selten entschieden die Juden in der Zerstreuung völlig selbständig über ihre Lebensformen, immer mußten sie sich den bestehenden Verhältnissen anpassen, wenn auch überall unter starker Betonung ihrer kulturellen Eigenart. Im folgenden soll diese Anpassung der Juden an polnische Staats- und Stadtorganisationen in ihren charakteristischen Erscheinungen geschildert werden, ebenso wie die Art der ökonomischen Betätigung der jüdischen Bevölkerung Polens und die Eigenart ihrer kulturellen Schöpfungen und Bestrebungen.

1. Die Einwanderung und die Regierung der Piasten (860—1370).

Dunkel, wie die Ursprünge der ersten polnischen Dynastie der Piasten, sind die Anfänge der jüdischen Einwanderung nach Polen. Es ist aber anzunehmen, daß zu allererst nur jüdische Großkaufleute sich nach Polen begaben, um dort Pelze und Sklaven anzukaufen; denn gerade die letzteren konnten seit dem 9. Jahrhundert nur noch aus dem Osten bezogen werden[1]). Einige jüdische Großkaufleute gründeten dort Handelsniederlassungen und widmeten sich auch der Salzproduktion, die damals eine große Bedeutung hatte; jedenfalls haben wir seit den Zeiten, über die zuverlässige Nachrichten vorliegen, also etwa seit dem 12. Jahrhundert, zwei deutliche Hinweise auf den deutschen Ursprung der polnischen Juden: die jüdisch-deutsche Sprache und die rechtliche Gestaltung ihres Lebens[2]).

Die Verfolgung der Juden in Böhmen und Ungarn im 11. Jahrhundert bewirkte weitere Einwanderung der Juden nach Polen. Spätere Ausweisungen aus rheinischen und fränkischen Städten mußten die Auswanderungsbewegung noch verstärken. Besonders zahlreich verließen die Juden Westeuropa mit der Richtung nach Polen zur Zeit der Kreuzzüge, am stärksten während des zweiten Kreuzzuges. Um das Jahr 1264 war ihre Zahl in Polen schon beträchtlich; sie machten im allgemeinen ein Vierzehntel und in manchen Provinzen sogar ein Achtel der Bevölkerung aus. Sie gingen nach Polen, weil ihre Lebensbedingungen in Mitteleuropa immer schlechter wurden, in Polen dagegen ein großes Bedürfnis nach kommer-

[1]) Georg Caro, „Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Juden im Mittelalter und in der Neuzeit", I. Bd., Leipzig, 1908. – [2]) Prof. Dr. M. Balaban: „Die Rechte der Juden in Polen im Mittelalter", Zeitschrift „Das jüdische Altertum", 1910 (russisch).

Digitized by Google

ziellen Kräften und Kapitalien entstand. So fand die jüdische Kolonisation in Polen ein reiches Betätigungsfeld, die ungeheuren natürlichen Reichtümer Polens konnten erst mit Hilfe des jüdischen Kapitals ausgenutzt werden. Und so ist es nicht unwahrscheinlich, daß Polen erst dank der jüdischen Immigration „aus der Phase reiner Naturalwirtschaft in die der Tausch- und Geldwirtschaft hinübergeführt wurde“[1]). Ihren Höhepunkt fand die jüdische Einwanderung im Jahre 1348, als in Deutschland der „schwarze Tod“ wütete, und die Juden unerhörte Unterdrückungen erlitten. In Massen strömten sie nach Polen, wo damals Kasimir der Große regierte, der nicht nur das Generalprivilegium Boleslaw des Keuschen bestätigte, sondern noch verfügte, daß es für das gesamte damals sehr ausgedehnte Königreich Polen bindend sein sollte.

Die rechtliche Lage der jüdischen Einwanderer wurde durch verschiedene Judenprivilegien bestimmt. Ebenso wie in Deutschland, wo die Juden servi camerae waren, standen sie auch in Polen unter dem unmittelbaren Schutz des Königs, dem sie dafür Steuern verschiedener Art entrichten mußten. Diese Steuern erreichten eine beträchtliche Höhe und bildeten einen ansehnlichen Teil der königlichen Einkünfte.

Das erste historisch nachweisbare Privilegium erteilte den Juden Boleslaw der Keusche, Herzog von Kalisch, im Jahre 1264. Dies Generalprivilegium, die Grundlage aller späteren Judengesetze Polens, ließ die Entwicklung des jüdischen Lebens völlig ungestört vor sich gehen. In seinen Grundsätzen den deutschen Judengesetzen der damaligen Zeit sehr ähnlich, enthielt es zwei Paragraphen, die in der deutschen Gesetzgebung fehlten, und die auf den Charakter der jüdischen Einwanderung nach Polen ein eigentümliches Licht werfen. So bestimmte § 35, daß, „wenn ein Jude zur Nachtzeit mißhandelt werde und um Hilfe rufe, die benachbarten Christen bei Strafe von drei Gulden verpflichtet seien, ihm helfende Hand zu leisten“. § 36 bestimmte, daß den Juden das Kaufen und Verkaufen aller Waren und gleich den Christen das Berühren des Brotes und anderer Produkte gestattet sei[2]). Während der erste dieser Paragraphen den Zweck verfolgte, die Juden gegen Unbill zu schützen, so zeigt uns der zweite, wie sehr Polen sie damals brauchte: der Handel sollte belebt und die Städte, die durch tatarische Streifzüge zerstört waren, sollten wieder bevölkert werden. Das Privilegium enthielt ferner eine äußerst wichtige Bestimmung: nämlich daß „in Geld oder was immer beweglichen Sachen oder Kriminalfällen kein Christ wider einen Juden ohne Beisein eines Juden Zeugnis geben könne“. Die Zahl der vollgültigen Zeugen wurde ebenfalls festgesetzt: zwei Christen und zwei Juden von unbescholtenem Rufe. Dadurch erhielt die Jurisdiktion von vornherein einen auto-

[1]) N. W. Goldstein: „Ein Beitrag zur wirtschaftlichen Geschichte der polnischen Juden im Mittelalter.“ „Zeitschrift für Demographie und Statistik der Juden“, 1908 (IV.)
[2]) Herrmann Sternberg: „Geschichte der Juden in Polen“, Leipzig, 1878. —

Digitized by Google

nomen Charakter. Es war ihr Bestreben von Anfang an: innerjüdische Angelegenheiten, wenn nicht ganz, so doch zu einem großen Teil von Juden selbst erledigen zu lassen.

Wir bemerkten schon, daß die Juden unmittelbar unter dem Schutz des Königs standen, was in den damaligen Zeiten einen großen Vorzug bedeutete. Dementsprechend konnte das Stadtgericht in Streitsachen der Juden untereinander keine Gerichtsbarkeit ausüben, sondern nur der König selbst oder dessen Palatin oder schließlich dessen Judex. In Kriminalfällen behielt sich der König die Rechtsprechung ausdrücklich vor. Das Privilegium gab ferner den Handel frei, gestattete die den Katholiken im kanonischen Recht verbotene Annahme von Zinsen und verbot, die Juden der Verwendung von Christenblut anzuklagen.

Der letzte König aus dem piastischen Stamme war Kasimir der Große (1333 bis 1370). Er bestätigte das Privilegium Boleslaw des Keuschen und begünstigte die Juden auf verschiedene Weise. Die einzige Beschränkung, die er erließ, betraf das Privilegium odiosum unbegrenzten Zinsnehmens.

Die jüdische Bevölkerung Polens hat von Anfang an fest an ihrem Deutschtum gehalten. „Denn als die Juden nach den sarmatischen Gegenden auswanderten, haben sie Deutschland zwar, aber die Deutschen nicht vergessen“ [1]). Sie bedienten sich des Hebräischen bei ihren Studien; ihre Umgangssprache war der oberdeutsche Dialekt, den sie aus ihrem Ursprungsland mitgebracht hatten. Polnisch verstanden nur diejenigen, die unmittelbar mit den Behörden in irgendeiner beamteten Stellung verkehren mußten.

2. Die Regierung der Jagellonen (1370—1572).

Die Regierung der Jagellonen war eine Glanzepoche des polnischen Staates, der in dieser Zeit seine größte Ausdehnung erreichte. Die Staatsverfassung wurde ausgestaltet, die Gewalt des Königs durch Bildung eines Staatsrates beschränkt. Die Volksvertretung erhielt bestimmte Form durch die Teilung der gesetzgebenden Macht in den Senat und in die Kammer der Landboten. In Litauen, das später mit Polen vereinigt wurde, zeigte sich dieselbe Entwicklung. Auch dort wurde die Macht der Könige nach und nach beschränkt, was auf die Lage der jüdischen Bevölkerung einen nicht zu unterschätzenden Einfluß ausübte; denn sie trat zum Teil aus dem königlichen Schutz. Es entstanden infolgedessen zwei Gruppen von Juden: diejenigen, die unter dem Schutz der Könige standen und diejenigen, die auf den Besitztümern des Adels wohnten und nur seiner Gerichtsbarkeit unterworfen waren. Die königliche Unterstützung und Jurisdiktion, die anfangs alle Juden Polens genossen, erstreckte sich nunmehr — etwa seit Anfang des 16. Jahrhunderts — nur auf die in den königlichen Städten wohnenden Juden.

[1]) Jakob Caro: „Vorträge und Essays“, Gotha, 1906.

Digitized by Google

Für Litauen enthielt die wichtigsten Bestimmungen über die Rechtsverhältnisse der Juden das Privilegium des litauischen Königs Vitold vom Jahre 1388. Durch dieses wurde das gesamte rechtliche, wirtschaftliche und kulturelle Leben der Juden im 14. und 15. Jahrhundert geregelt. Sie waren unmittelbare Untertanen des Königs, hatten jedoch dieselben Rechte wie der hohe Adel, die Schljachta und „andere freien Menschen" und unterstanden also ebenfalls der Gerichtsbarkeit des Königs. Doch besaßen die meisten jüdischen Gemeinden schon damals eine gewisse richterliche Autonomie; so z. B. wurden Streitigkeiten unter den Juden von einem „jüdischen Richter" geschlichtet. Diese Richter sprachen meistens in den Synagogen oder an einem anderen von den Juden bestimmten Ort ihr Recht. Eine jüdische Gemeinde wurde überall dort anerkannt, wo eine Synagoge und ein jüdischer Friedhof waren.

Nach dem Privileg zu urteilen, bestand die Hauptbeschäftigung der Juden damals vornehmlich im Geldausleihen. Doch wissen wir, daß sie auch auf den Märkten und Messen Handel mit allen erdenklichen Gegenständen trieben; sie befaßten sich ferner mit der Verarbeitung und dem Verkauf alkoholischer Getränke. Das Handwerk war ihnen verhältnismäßig am wenigsten zugänglich; in der Landwirtschaft waren sie aber ziemlich stark vertreten. Viele und sehr reiche Juden widmeten sich der Zollpacht. Die jüdischen Zöllner wurden die reichsten und die angesehensten in der Gemeinde. Die Zoll- und Mautenpacht vereinigte sich meistens mit der Pacht aller städtischen und staatlichen Einnahmen[1]). Hierbei ist allerdings zu bemerken, daß diese reichen Juden einen geschlossenen Kreis, die oberste Schicht der Bevölkerung, bildeten. Die Masse des Volkes besaß kein großes Vermögen, sondern war ziemlich arm; sie trieben Kleinhandel, und ihre Geldgeschäfte bewegten sich in den Grenzen ganz geringer Beträge (etwa 2—300 Mark unserer Währung); die Kunden rekrutierten sich aus der Masse der Bauern, Kleinbürger und Tataren. Die auszuleihenden Gelder oder Waren verschafften sie sich bei irgendeinem reichen Juden oder einem Christen. Die Differenz im Zinsfuß stellte den Verdienst dar.

Während der Regierung der Jagellonen wurden den Juden die letzten größeren Privilegien erteilt. Das erneuerte Privilegium des Königs Kasimir IV.

[1]) Dies war das Geschäft des bekannten Isaak Nachmanowicz (starb 1595). Von anderen nicht weniger reichen Juden wird in Folgendem erzählt: „Saul Judycz ist Kaufmann im großen Stil. Seine Hauptbeschäftigungen bilden Pachtungen der Staatseinnahmen, Zölle, Mauten und Brücken. Die meisten reichen Juden in Polen und Litauen tun dasselbe. Schon zu Beginn des 16. Jahrhunderts war ein Jude Generalpächter aller Zölle und Staatseinkommen. Es war Michael Esophowicz. Er blieb Jude und wurde trotzdem im Jahre 1525 vom König Sigismund I. zum Ritter geschlagen. Er ist auch der einzige geadelte Jude in Polen und Litauen. König Ladislaus Jagiello (1387 - 1434) hatte seinen Hoffaktor und Zollpächter Wolczko, einen Juden, in Lemberg." Prof. Dr. M. Balaban: „Skizzen und Studien zur Geschichte der Juden in Polen", Berlin, 1911.

Digitized by Google

vom Jahre 1447 enthielt noch weitergehende Freiheiten als die älteren Judenrechte. Dieses neue Statut gewährte ihnen nicht nur freien Handel und Freizügigkeit durch das ganze damals sehr ausgedehnte Polenreich mit dem Zusatz, daß sie nicht mehr Zoll als die Christen zu zahlen hätten, sondern hob alle den Juden feindliche kanonischen Gesetze auf. Kein Christ durfte einen Juden vor ein geistliches Gericht laden; die Anschuldigung des Ritualmordes wurde verboten, weil „die Juden unschuldig an solchen Verbrechen sind und es gegen ihre Religion verstößt“ [1]). Doch blieben die Juden nicht ganz von der fanatischen Geistlichkeit verschont. So ergoß sich über sie eine Reihe von Leiden, als der Ketzerverfolger und Mönch Capistrano (um das Jahr 1454) nach Polen kam, um gegen die Hussiten zu predigen. Er benutzte die Gelegenheit, um auch gegen die Juden vorzugehen, und bewog den König Kasimir IV., die den Juden verliehenen Rechte zurückzunehmen. Noch mehr hatten die Juden um diese Zeit in Litauen zu leiden, als der Großfürst Alexander sie im Jahre 1495 aus dem Lande vertrieb. Dieser schwache Herrscher stand unter dem starken Einfluß der judenfeindlichen Geistlichkeit. Er und seine Angehörigen waren zudem den reichen Juden stark verschuldet. Infolgedessen wurde bei der Austreibung angeordnet, daß alle Pfandschulden nicht mehr an die Juden, sondern an die Kasse des Großfürsten zu zahlen, die Wechselschulden aber als nichtig zu betrachten seien. Die Vertriebenen standen vor der Wahl, sich in fremdem Lande anzusiedeln oder sich taufen zu lassen. Nur einige unter den Reichsten ließen sich taufen, die Masse des Volkes verließ das Land. Da die wenigsten ihr Eigentum zu Bargeld hatten machen können, herrschte unter den Vertriebenen große Armut. Nach 8 Jahren durften sie in ihre verlassenen Besitztümer zurückkehren, da der Krieg des Großfürsten mit Moskau neue Geldmittel erforderte, und er von den Juden Geld zu erhalten hoffte. So mußten sie größere Summen an die Ortsbehörden zahlen und zu dem allgemeinen Heere 1000 berittene Soldaten stellen [2]).

Die innere Organisation der jüdischen Gemeinde wurde mehr und mehr autonom gestaltet. An ihrer Spitze stand der „Doktor“, das heißt der Rabbiner oder der „Prefekt“, der auf Vorschlag der Ältesten der Gemeinde vom König berufen wurde. Der erste uns bekannte „Doktor“ war der Rabbiner Jacob Pollak. Seine Berufung vom Jahre 1503 lautete: „Rex Judaeum Jacob Pollak doctorem legis judaeorum creat“. Dem Doktor zur Seite standen zwei Seniores und noch eine andere Amtsperson, die alle gemeinsam die Angelegenheiten der Gemeinde erledigten. Doch erhielt die Selbstverwaltung der jüdischen Gemeinschaft in Polen ihre höchste Vollendung erst in den nächsten Jahrhunderten.

[1]) H. Graetz, Professor a. d. Universität Breslau: „Geschichte der Juden“, 8. Bd., Leipzig, 1864. — [2]) Prof. Dr. S. A. Berschadski: „Die Juden in Litauen“, St. Petersburg, 1883 (russisch).

Digitized by Google

Am Ende der jagellonischen Epoche erreichte die während mancher Leiden bewahrte jüdische Kultur in Polen die höchste Blüte. Das Talmudstudium erfreute sich großer Verbreitung. Viele polnische Rabbiner erlangten als Lehrer großes Ansehen und wurden nach Deutschland und Frankreich berufen. Aber nicht nur die jüdische Wissenschaft wurde in Polen betrieben. Die Buchdruckerkunst fand gleich nach ihrer Erfindung unter den Juden Polens eifrige Jünger. G. Zeiner druckte bereits im Jahre 1465 in Krakau; im Jahre 1515 wurde die Bibel in hebräischer Sprache mit Erklärungen in jüdisch-deutscher Sprache von den Juden der Stadt Oels gedruckt. Nächst Krakau waren Brest und Lublin, wo auch jüdische Akademien bestanden, die berühmtesten Druckorte jüdischer Literatur. „Hier haben die Juden die berühmteste Akademie von ganz Europa, wohin eine große Zahl aus Italien, Deutschland, Mähren und Schlesien zu kommen pflegte, nicht nur, um der Wissenschaft obzuliegen, sondern auch höhere Grade der Ehre, wie sie bei ihnen im Gebrauche sind, zu erreichen“[1]).

3. Das Wahlreich bis zu den Teilungen (1572—1772).

Schon am Ende der jagellonischen Epoche besaßen die Adeligen, die Großgrundbesitzer und das reiche Stadtbürgertum eine große Macht im Reich. Das Wahlkönigtum, das theoretisch längst proklamiert war, erlangte praktische Bedeutung. Diese neue politische Lage hatte auf die Verhältnisse der jüdischen Bevölkerung in Polen den größten Einfluß. Denn das erstarkte Großbürgertum, vor allem aber das Kleinbürgertum, eröffnete den Kampf gegen die Juden, der zwar schon in Ansätzen in der vorigen Epoche begann, aber erst im 16. und 17. Jahrhundert für die Juden verhängnisvoll wurde. An einzelnen Orten haben sie sich trotzdem, dank ihrer Organisation und ihrem großen finanziellen Einflusse, in ihren alten rechtlichen und wirtschaftlichen Stellungen mit Erfolg behaupten können. Das Verhältnis der Juden zum Hochadel war fast immer gut. Teilweise vertrug sich der jüdische Großkaufmann auch mit dem polnischen Großkaufmann nicht schlecht; dagegen nahm die Konkurrenz zwischen den jüdischen und christlichen Handwerkern und Händlern einen scharfen Charakter an. Bezeichnend ist hierbei, daß die Staatsbehörden, für die die Juden eine reiche Quelle von Einnahmen und eine große Steuerkraft bedeuteten, die Juden nach Möglichkeit beschützten, soweit sie eben nicht dem Druck der polnischen Kaufleute und Zünfte nachgeben mußten.

Die stille Gegnerschaft der Schljachta gegen die Juden zeigte sich schon frühzeitig; denn sie beneidete die Juden um die großen Einkünfte, die sie aus der Pacht verschiedener Einnahmen und Zölle bezogen. Der Kampf entbrannte mit Heftigkeit am Ende des 16. Jahrhunderts, als die Schljachta einen großen Einfluß auf die Gesetzgebung auszuüben vermochte. Im Jahre 1557 wurde den

[1]) Croner: „Beschreibung des polnischen Reiches“. Zitiert bei H. Sternberg „Geschichte der Juden in Polen“.

Digitized by Google

Juden der Pferdehandel verboten. Die Reichstage von 1562—1563 und 1565 bestimmten: „Da die Landboten klagen, daß den Bewohnern der Städte und des flachen Landes jeder Handel und Unterhalt durch die Juden genommen wird, so verordnen wir, daß in dieser Beziehung das Statut vom Jahre 1538 befolgt werde, welches den Juden das Pachten von Salinen, Zöllen und Wirtschaften verbietet." Nicht überall gelang es, den Juden ihre alten Rechte zu nehmen. Sie beschritten den Klageweg und gewannen eine Reihe von Prozessen, wie zum Beispiel die Juden der Städte Brzecs und Kobryn im Jahre 1580. Je mehr jedoch die Schljachta an Macht gewann, je unabhängiger sie sich entwickelte, je nachdrücklicher sie auf ihren Gütern und in den Städten, die von ihr gegründet wurden, das den Juden feindliche Magdeburger Recht einführte, desto dringender wurde die Notwendigkeit des Zusammenschlusses aller Juden, desto klarer trat das Bedürfnis nach einer festen, rechtlichen Gesamtorganisation der Juden Polens hervor. Diese Aufgabe zu lösen, fiel der berühmten Vierländersynode[1]) (1580—1764) der polnischen Juden zu[2]).

Die Umstände, die zu dieser eigenartigen jüdischen Organisation führten, kann man in äußere und innere scheiden. Die äußere Ursache lag darin, daß die polnische Regierung die Juden als gesondertes Element innerhalb der Bevölkerung betrachtete und für sie eine eigene Gesetzgebung festlegen wollte. Der innere Grund war das Band, das die Juden von jeher zu einem Volk zusammenschweißte, nämlich ihr gemeinsames geistiges Streben, die Übereinstimmung ihrer religiösen Vorschriften und ihr Gehorsam gegen das Religionsgesetz. Die Regierung setzte, wie das im Mittelalter bei fremden Einwanderungen üblich war, bestimmte Gesetze für die Juden fest und legte ihnen besondere Steuern auf. Da sie nun diese eigenartige Stellung im Lande inne hatten, war es nur natürlich, daß sie eine Autonomie für die Verwaltung ihrer inneren Angelegenheiten verlangten, ein Privileg, das ihnen um so bereitwilliger gewährt wurde, als es ermöglichte, die ganze jüdische Gemeinschaft für die Steuern und für die Einhaltung der sonstigen Verpflichtungen haftbar zu machen. Diese Autonomie, die ursprünglich nur für Steuerangelegenheiten galt, wurde später ausgedehnt und von den Juden der Entwicklung einer Anzahl von Organisationen und der Regelung und Kräftigung ihres religiösen und bürgerlichen Lebens nutzbar gemacht.

Der erste Schritt zur Verwirklichung ihrer Autonomie ist die Ernennung eines jüdischen „Statthalters" zur Eintreibung jüdischer Steuern gewesen. Als diese „Statthalter" späterhin der jüdischen Bevölkerung nicht länger angenehm

[1]) So genannt nach der Zahl der Gebiete, die sie vertrat (Großpolen, Kleinpolen, Podolien und Wolhynien). Es findet sich auch die Bezeichnung „Dreiländersynode" und „Fünfländersynode". — [2]) Dr. Abramowitz: „The organisations of the Jews of Poland in the 16 th., 17 th. and 18 th. Centuries". „The Jewish Review", New York, S. 145 ff.

Digitized by Google

waren, wurde in jeder Stadt ein Abgeordnetenrat aus Rabbinern und Laien geschaffen.

Auf dieser Grundlage wurde die autonome Organisation der Juden in Polen aufgebaut, deren Haupteinrichtungen folgende waren: 1. der Kahal, 2. die Provinzialversammlungen, 3. die Vierländersynode.

Die natürliche Einheit dieser ganzen Organisation war der Kahal, die einheitliche jüdische Gemeinde, für deren Gründung das Vorhandensein einer Synagoge, eines Friedhofes und eines Gerichtshofes Bedingungen waren. Sie sandte ihre Vertreter in die Provinzialversammlungen und in die Synode. Jeder Kahaldistrikt bestand aus einer Stadt und den angrenzenden kleinen Marktflecken und Dörfern („Prikahali").

Dem vom Kahal eingesetzten Rat stand die örtliche Verwaltung und Gerichtsbarkeit zu. Er regelte die religiösen, pädagogischen und philanthropischen Angelegenheiten. Auch übte er die Gewerbe- und Wohlfahrtspolizei aus. Daher lag ihm die Beaufsichtigung des Geschäftsverkehrs ob, sowie die Überwachung von Maß und Gewicht und regelmäßige Reinigung der Straßen in dem Ghetto.

Über dem Kahal stand die Provinzialversammlung. Hier erörterte man die Kreisangelegenheiten und beriet die Anträge für die Vierländersynode. Hier wurden ferner die von der Synode beschlossenen Steuern auf die Kahals verteilt.

Die höchste Instanz war die Vierländersynode. Sie setzte sich aus je einem „Parnaß" (Bevollmächtigten) jeder Gemeinde zusammen; ihnen waren noch sechs der führenden rabbinischen Autoritäten ganz Polens beigegeben. Die Bevollmächtigten der verschiedenen Gemeinden wurden nicht von der Kahalvertretung, sondern von der gesamten jüdischen Bevölkerung gewählt und hatten weder das Recht, dieses Amt abzulehnen, noch es später niederzulegen. Die Beschlüsse der Synode waren für die Gemeinden verpflichtend. Es ist wahrscheinlich, daß die Aufgabe der „Parnassim" hauptsächlich in der Steuerverteilung auf die Provinzkreise und in anderen weltlichen Angelegenheiten bestand, während die Rabbiner über die kultus- und religionsgesetzlichen Fragen zu entscheiden hatten. Den Vorsitz der Synode hatte ein Laie. Ihm zur Seite standen von der Versammlung gewählte Schatzmeister und Schriftführer. Die Synode wählte ferner Ausschüsse, z. B. den der „rechtmäßigen Vermittler", die während der Sitzungen der polnischen „Seims" (Landtage) nach Warschau gingen, um die jüdischen Interessen zu wahren und die Verminderung der jüdischen Privilegien zu hindern. Auch war ein ständiger Vertreter der Synode am Hofe des Königs anwesend. In den Dekreten hieß es: „Judaeus, qui in Nostra aula residet".

Da die Vierländersynode eine völlig autonome Organisation bildete, war sie imstande, das Allgemeinwohl der Juden Polens zu fördern und sie zu einer Einheit zusammenzuschließen, wie sie seit jener Zeit nie wieder bestanden hat.

Digitized by Google

Aber auch auf dem ethischen Gebiete war die Synode tätig. Sie schuf neue Institutionen, leitete die vorhandenen und sorgte durch aufklärende Schriften für ethische Führung im privaten Leben. Außerdem unterstützte sie die Gelehrsamkeit und literarische Tätigkeit im allgemeinen und beeinflußte auf diese Weise die Entwicklung der jüdischen Literatur in jener Zeit.

Die kulturelle Entwicklung der jüdischen Bevölkerung dieser Epoche bewegte sich auf den früher eingeschlagenen Wegen. Das Talmudstudium wurde eifrig betrieben, daneben aber auch weltliche Wissenschaft gelehrt. Es ist hierbei wichtig festzustellen, daß schon damals, wie auch später, nicht etwa die polnische oder die russische, sondern *ausschließlich die jüdisch-deutsche Sprache* (das „Yiddische", der „Jargon") *die Volkssprache* gewesen ist. Die Akten der rabbinischen Gerichte und die Ausführungen (Kommentare) in der jüdischen Literatur liefern den sicheren Beweis dafür. Die jüdisch-deutsche Sprache war auch die Sprache des geschäftlichen Verkehrs, der Literatur und Wissenschaft und des Gottesdienstes. In der ersten Bibel, die in Polen gedruckt wurde, waren schwierige Stellen zum besseren Verständnis ins Jüdisch-Deutsche übersetzt. So bekamen auch die Worte „teutsch" und „verteutschen" die Bedeutung von „Sinn" und „erklären". Noch heute hört man in Polen die Sätze: „Ich versteh' nicht den teutsch (den Sinn) vun dem", oder: „verteutsch (erklärt) mir dos auf russisch".

4. Die Teilungen und das 19. Jahrhundert.

Schon in der Mitte des 18. Jahrhunderts begann die Zerrüttung aller volkswirtschaftlichen Grundlagen des jüdischen Lebens in Polen. Während des berühmten polnischen vierjährigen „Seims" (1788—1791) nahm der Kampf der Städte mit den jüdischen Händlern und Handwerkern einen ungeheuren Umfang an und verursachte ernste Zwischenfälle. Als Kaufleute bedeuteten die Juden eine empfindliche Konkurrenz, da sie sich meistens mit einem geringeren Gewinn begnügten als die Polen. Wie erfolgreich der Kampf der polnischen Handeltreibenden gegen die Juden schließlich war, kann man daraus ersehen, daß die Krakauer Kaufmannschaft das Recht erhielt: 1. für die Waren der Juden selbst die Preise zu bestimmen, 2. die Juden vom Besuche der Märkte und Messen in Krakau auszuschließen und 3. den Christen zu verbieten, jüdische Waren in ihrem Hause oder ihren Magazinen aufzubewahren. Besondere Härten zeitigte der Kampf in Warschau, wo den Juden, im Gegensatz zu fast allen polnischen Städten, seit dem Jahre 1525 das Wohnrecht (auch in den Vororten) entzogen wurde. Nur während der Tagungen der „Seims" durften die Juden in Warschau Aufenthalt nehmen, Handwerk ausüben, Handel treiben usw. Da jedoch dieses Gesetz umgangen wurde, hatte Warschau immer eine beträchtliche jüdische Bevölkerung; ihre Zahl vergrößerte sich noch, nachdem der Marschall

Digitized by Google

Lubomirski eine Verordnung erlassen hatte, nach der die Juden auch nach dem Schluß der „Seims" für einen Groschen fünf Tage in der Residenz weiter verbleiben konnten. Bald brachte die Abgabe mehr als 200 000 Gulden jährlich ein.

Die Lage der Juden verschlechterte sich noch mehr zur Zeit der polnischen Teilungen, als das allgemeine wirtschaftliche Leben infolge fast ununterbrochener Kriege in völligen Verfall geriet.

Um das Jahr 1788 zählte man in Polen 617 000 Juden; doch war ihre Zahl in Wirklichkeit viel größer (etwa 900 000). Die Vermehrung der Juden war recht stark, da die Sitte frühen Heiratens sich gerade damals mehr und mehr verbreitete. Trotz der wirtschaftlichen Beschränkung von seiten der Städte und der Zünfte befand sich zur Zeit der Teilungen fast der gesamte Handel Polens in jüdischen Händen. Die Hälfte aller Handwerker bestand ebenfalls aus Juden. Eine wesentliche Beschäftigung der Juden bildete ferner die Pacht der Schänken und Wirtshäuser auf dem Lande und in den Städten.

Der Verfall auf wirtschaftlichem Gebiete spiegelte sich im inneren Leben des polnischen Judentums wider. Die Grundlage der starken einheitlichen Judenschaft, die rechtliche Organisation der jüdischen Gemeinschaft, ging langsam unter schweren Schicksalsschlägen zugrunde. Die Kahals litten unter einer ungeheuren Verschuldung; ihre Führer blieben nicht immer auf der Höhe ihrer Aufgabe. Eine schwere Schädigung der autonomen Organisation hatte endlich der religiöse Kampf zur Folge, der nach und nach die einheitliche jüdische Gemeinde in zwei feindliche Lager spaltete. Er begann mit der Entstehung des Chassidismus, der von Israel Baal Schem (geboren um das Jahr 1695) ins Leben gerufen wurde. Dieser Sektengründer verwarf den Talmud und verlangte eine geistige Vertiefung der jüdischen Lehre im mystischen Sinne. Seine Anhänger eröffneten einen Kampf gegen die talmudischen Rabbiner, deren Macht und bedrückender Einfluß an vielen Orten ins Wanken gerieten. Der Chassidismus war jedoch nicht imstande, auf religiösem oder nationalem Gebiete schöpferisch zu wirken. Der Mystizismus und der unbedingte Glaube der chassidischen Massen artete schließlich in einen grenzenlosen Fanatismus aus, der seinen Ausdruck vor allem in bedingungsloser Anhängerschaft an die chassidischen Führer (Zaddikim) fand.

Zugleich begann im Innern der Gemeinden der soziale Zerfall.

Die jüdische Geistlichkeit und die Reichen, die an der Spitze der Gemeinden standen, ahmten die Polen in der Unterdrückung und Ausbeutung der breiten Schichten des Volkes nach. Die Verteilung der Steuern wurde in ungerechter Weise vorgenommen, der „gemeine Mann" forderte Berücksichtigung seiner Interessen. So entspannen sich überall Kämpfe, die die Geschlossenheit und Stärke der Organisation ungemein beeinträchtigten. Die Prozesse zwischen den Rabbinern, den Vorstehern der Gemeinden und den Gemeindemitgliedern dauer-

Digitized by Google

ten jahrelang und fanden schließlich ihren Abschluß vor den nichtjüdischen Gerichten; dadurch büßte die autonome jüdische Organisation mehr und mehr ihr Ansehen ein, bis sie jede Bedeutung im jüdischen Leben verlor.

Der kulturelle Zustand des damaligen Judentums war traurig; das Studium des Talmuds, das früher neben anderen weltlichen Wissenschaften betrieben wurde, verdrängte nach und nach die profane Wissenschaft. Um ihre schwindende Macht zu behaupten, betrieben die Rabbiner in ihren Schulen ausschließlich talmudische Scholastik und verboten jedes aufklärende Studium. Wer weltliche Wissenschaft studieren wollte, mußte nach Deutschland flüchten.

Einen Lichtblick in der Epoche der Teilungen bildete der Aufstand vom Jahre 1794, in dem auch die Juden, vornehmlich Berko Joselewitsch und seine Legionäre einen hervorragenden Anteil genommen haben. Der polnische Führer Kosciuszko begrüßte die jüdischen Kämpfer in einem besonderen Armeebefehl vom 17. September 1794. Er lobt darin den patriotischen Eifer der Juden, die „die Erde nicht vergessen, auf der sie geboren sind. Aus der Befreiung dieser Erde werden die Juden zweifellos gleiche Rechte wie alle anderen Bürger schöpfen."[1]) Es schien, als ob die Polen der Unterdrückung der jüdischen Bevölkerung durch die Zünfte und städtischen Magistrate nunmehr ein Ende bereiten wollten und die alte Gleichheit der polnischen und jüdischen Bevölkerung auf dem Gebiete wirtschaftlicher und bürgerlicher Betätigung wieder herzustellen beabsichtigen. Die Absichten Kosciuszkos gerieten jedoch im Laufe der Zeit völlig in Vergessenheit.

Die Leiter des selbständigen Herzogtums Warschau (1807—1812) fanden nicht den Mut, die jüdische Frage großzügig zu lösen. Unter dem Druck der Schljachta versuchten sie, den Kaiser Napoleon gegen die Juden umzustimmen. Sie baten ihn, den polnischen Juden, ebenso wie den elsässischen, für die ersten zehn Jahre keinerlei politische Rechte zu gewähren. „Wir hoffen", schrieben sie, „daß diese Frist genügen wird, um die Juden in ihren Sitten und Gebräuchen der einheimischen polnischen Bevölkerung näher zu bringen." Dieser Satz kennzeichnet nicht nur die Absichten der Polen von damals, sondern die polnische Judenpolitik im Laufe des ganzen 19. Jahrhunderts. *Man fing, im Gegensatz zu der Gepflogenheit früherer Jahrhunderte an, die Juden zu polonisieren und versuchte, sie ihrer nationalen Eigenart zu entkleiden.* War das Verhältnis der Polen zu den Juden in früheren Zeiten, trotz der Kämpfe, die sich *nur* auf der wirtschaftlichen Grundlage abspielten und durch keine nationalistischen Bestrebungen getrübt wurden, ein gutes — wurde doch Polen zeitweise als „paradisus judaeorum" bezeichnet — so hatte das seinen Grund hauptsächlich darin, daß jedes Volk in seiner Eigenart leben und sich weiter entwickeln konnte. *Als*

[1]) S. Dubnow: „Neueste Geschichte des jüdischen Volkes" (1789—1881), 5. Band, St. Petersburg (russisch).

Digitized by Google

aber das stärkere polnische Volk versuchte, das schwächere jüdische kulturell und wirtschaftlich zu assimilieren, setzte der Kampf der Polen mit den Juden ein.

Die Minister des Herzogtums Warschau verfolgten ihre judenfeindliche Politik, solange sie am Ruder waren. In einer Denkschrift an Herzog Friedrich August äußert sich der Ministerrat über die Gleichberechtigung der Juden folgendermaßen: „Dem Herzogtum würde eine traurige Zukunft drohen, wenn das jüdische Volk, das hier sehr zahlreich vertreten ist, auf einmal alle bürgerlichen Rechte erhielte; denn dieses Volk hegt hartnäckig einen nationalen Geist, der dem Lande fremd ist." Das Endergebnis war, daß die jüdische Bevölkerung Polens, trotz der ausdrücklichen Zusicherung Kosciuszkos, die Gleichberechtigung nicht erhielt. Im Gegenteil begann eine heftige Bedrückung der Juden im ganzen Herzogtum.

In der Zeit von 1815—1830 war das auf dem Wiener Kongreß geschaffene „Kongreßpolen" auf dem Gebiete der inneren Gesetzgebung ziemlich selbständig. Man war vor allem bemüht, die Landwirtschaft, die infolge der Kriege und Aufstände fast völlig zugrunde gerichtet war, wieder gesund und leistungsfähig zu machen. Dies gelang jedoch nur zum Teil, und das neugeschaffene Staatswesen sah sich daher auf andere reichere Einnahmequellen angewiesen. Man versuchte deshalb, in Polen Industrien einzuführen, deren erste Anfänge der modernen Heimindustrie sehr ähnlich waren. Die Aufgaben, die den Juden hierbei zufielen, waren mannigfaltig. Sie haben sich zunächst beim Vertrieb der industriellen Erzeugnisse und als Vermittler zwischen Stadt und Dorf betätigt, dann aber sich als Lieferanten der Rohprodukte für kleinere und größere Produzenten an manchen Orten als unentbehrlich erwiesen. Sie förderten ferner die industrielle Entwicklung des Landes, indem sie bei dem fast vollständigen Mangel an Banken als Geldvermittler auftraten. Zusammen mit den eingewanderten Deutschen leisteten sie schließlich viel Wertvolles auf dem Gebiete der Organisation der jungen polnischen Industrie.

Trotz dieser großen Dienste, die die Juden dem Lande erwiesen, konnte sich die polnische Regierung nicht dazu entschließen, ihnen Gleichberechtigung zu gewähren. Bei der Beratung eines Planes über die Verbesserung der Judenverhältnisse, der ihnen wenigstens die allernotwendigsten allgemeinen bürgerlichen und national-kulturellen Rechte gewähren sollte, äußerte sich der polnische Staatsrat (Rada stanu) dahin, daß bürgerliche und politische Rechte nur an Anhänger der herrschenden Religion verliehen werden dürften. Der wahre Grund der Ablehnung bestand jedoch darin, daß die Polen zunächst die Polonisierung der jüdischen Bevölkerung durchsetzen wollten. Schon damals forderten sie von den Juden das Aufgeben der jüdisch-deutschen und die Annahme der polnischen Sprache. Dies geht klar aus der Erklärung des polnischen Berichterstatters hervor, der seine Ansichten in den folgenden Worten zusammenfaßte:

Digitized by Google

„Erst müssen die Juden echte Polen werden und alles Jüdische vergessen, und dann erst werden wir sie als gleichberechtigte Bürger anerkennen“ [1]).

Die breite Masse des jüdischen Volkes hielt jedoch fest an ihrer jüdisch-deutschen Kultur und lehnte entschieden alle Polonisierungsversuche ab; nur ein ganz kleiner Teil der reichen Juden begann, der bürgerlichen und politischen Rechte wegen, sich zu slawisieren. Die Zurücksetzung der jüdischen Masse dauerte aber fort. Den Juden wurde verboten, Schnaps zu verkaufen und Wirtshäuser zu pachten, was offensichtlich den Zweck hatte, Tausende von Juden zu ruinieren. Viele Städte sollten von Juden gesäubert werden, und in Warschau selbst verbot man ihnen die meisten Straßen. Für die Aufenthaltserlaubnis in anderen Stadtteilen mußten die Neuankommenden eine „Tageskarte“ lösen, die 15 Kopeken kostete. Konsequent in ihrem Vorgehen, beschlossen die polnischen Machthaber, die Juden, die ja keine Bürgerrechte genossen, auch nicht zum Militärdienst zuzulassen. Für diese Befreiung mußten sie dann wieder eine besondere Steuer entrichten.

Es ist deshalb verständlich, daß sich die Juden während des Aufstandes von 1831 — abgesehen von Warschau, wo einige Tausende Juden sich der Revolution anschlossen — in der Provinz ganz gleichgültig verhielten. Sie wußten, daß sie von einem polnischen Sieg nicht viel zu erwarten hatten.

Nach dem mißglückten Aufstand verlor Polen seine autonome Verfassung und wurde von der eisernen Hand russischer Statthalter regiert. Die rechtliche Lage der Juden erfuhr keine Veränderung, ebensowenig wie ihr ökonomisches und kulturelles Leben. Die Revolutionen und Aufstände brachten der Masse des Volkes wenig Gutes. Nur einzelne, reiche oder besonders stark begabte Persönlichkeiten konnten sich emporarbeiten und schlossen sich dann meist der polnischen Gemeinschaft an.

Erst nachdem Kongreßpolen der russischen Gesetzgebung endgültig unterstellt war, fing allmählich die Gleichstellung der polnischen Juden mit ihren russischen Volksgenossen an [2]). Im Jahre 1842 wurde die allgemeine Dienstpflicht eingeführt; die 25jährige Dienstzeit war für die an den Militärdienst nicht gewöhnten polnischen Juden eine wahre Qual. Im Jahre 1845 verbot man den Juden das Tragen des traditionellen jüdischen Kleides, was für die religiös-chassidischen Kreise eine schwere Gewissensnot bedeutete.

Je mehr jedoch die Zeit des zweiten polnischen Aufstandes heranrückte, desto

[1]) Ungefähr derselbe Vorgang spielte sich später in Galizien ab, als im Jahre 1868 im galizischen Landtag die Judenfrage beraten wurde. Der Abgeordnete Torosiewicz erklärte, warum die endgültige Gleichberechtigung der Juden nicht durchgeführt werden könne: „Mit sehr wenigen Ausnahmen findet man in den von Juden bewohnten herrschaftlichen Höfen keine polnischen Journale, wohl aber die beiden „Pressen“ und ähnliche tendenziöse, uns feindliche deutsche Zeitschriften ... Wir fürchten uns vor dem Andrang des Germanismus und vergessen, daß das Judentum in seinem Schoße das gefährliche fremde Element birgt.“ „Die Debatten über die Judenfrage in der Session des galizischen Landtages im Jahre 1868“, Lemberg.

[2]) G. Sliosberg: „Die rechtliche und ökonomische Lage der Juden in Rußland“, St. Petersburg, 1901 (russisch).

Digitized by Google

lebhafter wurde in Polen das Bestreben, die Lage der Juden zu verbessern. Wielopolski, der tüchtigste Mann der damaligen Zeit, bemühte sich, die Gleichstellung der Juden herbeizuführen. Bezeichnend ist es, daß auch nach seiner Gesetzgebung die hebräische und jüdisch-deutsche Sprache in richterlichen und sogar geschäftlichen Angelegenheiten verboten wurde. Das Jahr 1863 brachte eine gewisse Verbrüderung der jüdischen und polnischen Bevölkerung Warschaus. Die breite Masse blieb jedoch — entsprechend ihren vorherrschend konservativen Neigungen — der Revolution fern, obwohl die polnischen Insurgenten dringend um ihre Unterstützung warben.

Der Mißerfolg des Aufstandes von 1863 änderte die Gesinnung der Polen völlig; es begann „die organische Arbeit" des wirtschaftlichen Aufbaues. „An Stelle der politisch und gesellschaftlich zusammengebrochenen Schljachta erstand seit der Beseitigung der Grenze zwischen Russen und Polen an der Spitze der Gesellschaft die wachsende und erstarkende Bourgeoisie"[1]). Das Bestreben, die Juden zu assimilieren, trat bei dem neuen polnischen Bürgertum, das nach der alleinigen Macht strebte, noch stärker hervor; andrerseits rief das Anwachsen der Bourgeoisie einen Antisemitismus hervor, der die Juden aus dem Handel, Handwerk und der Industrie verdrängen wollte. Dieser Antisemitismus, der sich ungemein stark entwickelte und jetzt fast alle Schichten der polnischen Bevölkerung umfaßt, gebrauchte jedoch zur Bekämpfung der Juden selten die barbarischen Mittel der Russen. So fanden in Polen in den Jahren 1880—1882 und in der Zeit der russischen Revolution von den Polen allein veranstaltete Pogrome fast nie statt. Die Polen begnügten sich im Gegensatz zu den Russen mit einem wohlorganisierten gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Boykott, der die Juden vor das Dilemma stellte, sich entweder den Polen zu assimilieren oder in der Rolle der Ausgestoßenen zu verharren.

Die rechtliche Gestaltung des jüdischen Lebens in Polen wurde nunmehr von der allgemeinen russischen Reichsgesetzgebung bestimmt, die seit den Pogromen des Jahres 1881 langsam und konsequent die wirtschaftliche und kulturelle Knechtung der Juden in Polen verfolgte. Kongreßpolen wurde mit noch 15 westlichen Gouvernements zum Ansiedlungsrayon proklamiert, in dem die Juden nur in den Städten, nicht aber auf dem flachen Lande das Wohnrecht besitzen. Während das Verlassen des Ansiedlungsrayons verboten ist, werden die Juden infolge der periodischen Ausweisungen aus anderen Reichsstädten in den engen Grenzen des Ansiedlungsrayons mehr und mehr zusammengepfercht.

Die russische Herrschaft verschlimmerte noch die Lage des jüdischen Volkes in Polen; aber auch die einheimische polnische Bevölkerung verhielt sich nach wie vor feindlich, da sie einsah, daß alle Polonisierungsversuche scheiterten. Die jüdische Masse, gequält, entrechtet und wirtschaftlich niedergedrückt, hielt mit großer Zähigkeit an ihrer Kultur, ihrer Sprache und ihrem Glauben fest.

[1]) J. Grünbaum: „Die Pogrome in Polen", in der Sammlung von Materialien: „Die Judenpogrome in Rußland", I. Bd., S. 134 ff., Köln, 1909.

Digitized by Google

Der ostjüdische Rabbiner.

Von Lazar Abramson.

Der offizielle Vertreter der jüdischen Gemeinde in Rußland der Behörde gegenüber ist der sogenannte Kronrabbiner. Nach dem Gesetz besteht die einzige der jüdischen Gemeinde erlaubte Funktion in der Matrikelführung, und zu diesem Zweck wird von der Gemeindeversammlung der Kronrabbiner gewählt und von den Behörden bestätigt. Jede Gemeinde ist vollkommen von den anderen unabhängig; und darum gibt es auch unter den Kronrabbinern keinerlei Hierarchie. Um seine Funktion als Matrikelführer zu erfüllen, braucht der Kronrabbiner nicht das geringste jüdische Wissen zu besitzen, und in der Regel besitzt er nur ein ganz geringes. In größeren Städten wird vom Kronrabbiner ein gewisser Zensus allgemeiner Bildung (beinahe dem Abiturium entsprechend) verlangt; es kommt daher auch vor, daß dieses Amt, als ein recht einträgliches, von diplomierten Ärzten, Ingenieuren, Juristen übernommen wird; ein Zensus im jüdischen Wissen braucht nicht erbracht zu werden. Das Volk begreift nicht recht, warum dieser Beamte Rabbiner genannt wird: zur Unterscheidung vom eigentlichen Rabbiner, von dem im Folgenden ausschließlich die Rede sein wird, wird er manchmal im Scherz „der russische Rabbiner" genannt. Ist der Kronrabbiner besonders schneidig, so wird er von den Leuten — vielfach nicht ohne Recht — dem russischen Tschinownik gleichgestellt. Er bekommt ein festes Gehalt aus der „Korobka", das heißt dem Ertrag gewisser, nur für Juden bestehender Steuern (für koscheres Fleisch). Diese Summen werden übrigens vom Gouvernement verwaltet, da die jüdische Gemeinde keine juristische Person ist. Durch den offiziellen Bezug eines festen Gehalts unterscheidet sich der Kronrabbiner vom eigentlichen, sogenannten „geistlichen Rabbiner", der vom Volke gewöhnlich der Row (Rabbi) genannt wird. In Russisch-Polen gibt es diese Unterscheidung nicht; der geistliche Rabbiner ist dort zugleich Matrikelführer und muß daher einen gewissen Bildungszensus besitzen.

Der rechtlich überhaupt nicht existierende Row ist das geistliche Oberhaupt der gleichfalls rechtlich nicht existierenden jüdischen religiösen Gemeinde. Diese religiöse Gemeinde ist eine zwanglose Vereinigung von Gläubigen, und kein Jude ist gesetzlich verpflichtet, sich an ihr, sei es tätig, sei es durch Zuwendung von Kultussteuern zu beteiligen. Für die Besoldung des Rows sorgen die gewählten oder auch nicht gewählten Vertreter der religiösen Gemeinde, die das Geld manchmal auf sehr seltsame Art zusammenbringen. Während die der ärmsten Masse der jüdischen Steuerzahler entnommenen Summen der Korobkagelder sich in den Regierungskanzleien häufen und als sogenannte „Reste" nach Petersburg wandern, um da gewisse Beamtenposten sehr erträglich zu machen, sind kleinere Gemeinden oft nicht in der Lage, ihr wirkliches geistliches Ober-

Digitized by Google

haupt einigermaßen erträglich zu besolden. In kleinen Gemeinden kommt es sogar vor, daß der Row statt eines Gehalts das alleinige Monopol für den Verkauf gewisser Waren (wie Salz und Hefe) erhält. Das feste Gehalt ist selbst in den größeren Gemeinden stets so niedrig bemessen, daß der Row auf freiwillige Zuwendungen bei Hochzeiten und sonstigen Festen angewiesen ist. Das gesamte Einkommen eines hervorragend berühmten und gelehrten Rabbiners in einer ganz großen Gemeinde erreicht im günstigsten Falle 100 Mark die Woche. Das Minimum läßt sich kaum angeben, doch genügt es zu sagen, daß das feste Gehalt des Rabbiners in kleineren Städtchen zumeist fünfzehn bis zwanzig Mark wöchentlich beträgt.

Zum Unterschied von Geistlichen aller andern Konfessionen ist der Rabbiner — und das muß besonders betont werden! — kein Priester. Das Institut des Priestertums ist bei den Juden seit Zerstörung des jerusalemitischen Tempels abgeschafft. Da der religiöse Messianismus noch mit dem Wiederaufbau des Tempels rechnet, haben sich innerhalb der jüdischen Masse die sogenannten Kohanim und Leviten (Nachkommen Ahrons und Levis) erhalten. Sie genießen beim Gottesdienste einige geringfügige Privilegien, sind aber keineswegs als Priester zu bewerten. Es liegt durchaus im Wesen der jüdischen Religion, daß jeder Jude unmittelbar mit Gott verkehrt und keinerlei Vermittlers bedarf. Schon in der Bibel heißt es: „Ihr seid mir ein Reich von Priestern und ein heiliges Volk." (2. Moses 19, 6.) Freilich haben sich in der geistigen Entwicklung des Judentums auch Aberrationen bemerkbar gemacht, die ihren Ausdruck unter anderem im „Zaddikim"-Institut der Chassidim fanden. Das Ansehen des Rabbiners in der Gemeinde hängt nicht von seinem Amt, sondern ausschließlich von seiner Gelehrsamkeit ab; die gleiche Achtung genießt auch jeder Nicht-Rabbiner, wenn er entsprechend gelehrt ist.

Der Row ist in erster Linie eine Person, die imstande ist, auf Grund ihres Wissens (das, wovon später die Rede sein wird, durch umfangreiche Studien erworben wird und von Autoritäten sanktioniert sein muß) Auskunft auf alle möglichen rituellen und auch gewisse rechtliche Fragen zu geben. Er ist verpflichtet, jedem Gemeindemitglied zu jeder Tagesstunde unentgeltliche Auskunft auf jede Frage zu geben. Die Fragen beziehen sich meistens auf praktisch vorkommende Zweifel in der Anwendung der Speisegesetze. Eine seiner wichtigsten Obliegenheiten besteht in der Kontrolle über den Schächter, und er ist daher für die rituelle Genießbarkeit des gesamten Fleisches in der Stadt verantwortlich. Da nun der Absatz des Fleisches und somit auch die Entrichtung der Fleischsteuer von seinem Gutachten abhängen, muß auch die ihn sonst nicht anerkennende Behörde seine Autorität stillschweigend dulden. In der Abhängigkeit des Unternehmens, das diese Steuer in Pacht hat, von der Autorität des Rows liegt auch eine gewisse Möglichkeit, dem letzteren bestimmte Einkünfte zu

Digitized by Google

sichern. Außer der Kontrolle über den Schächter hat er auch die Oberaufsicht über das rituelle Bad, die Talmud-Thoraschule und ähnliche rituelle Institutionen. Am Gottesdienst beteiligt er sich nur in demselben Maße wie jeder andere Beter (in der jüdischen Liturgie ist nämlich der Begriff eines amtierenden Priesters gar nicht vorgesehen: die ganze Gemeinde besteht gleichsam aus solchen); für das Vorbeten und das Vorlesen der Thora gibt es eigene Kultusbeamte. Bei Trauungen, Beschneidungsfeierlichkeiten und Beerdigungen ist die Gegenwart des Rows durchaus nicht erforderlich; es ist aber üblich, ihn zu solchen Veranstaltungen als Ehrengast zu laden; speziell bei Trauungen erhält er ein beinahe obligatorisches Geldgeschenk. Bei Beerdigungen hervorragender Gemeindemitglieder hält der Row zuweilen aus freiem Antrieb die Leichenrede, die aber niemals honoriert wird. Die Teilnahme an der Beerdigung selbst eines fremden Menschen gilt bei den Juden als ein besonders gutes Werk, weil die dem Verstorbenen erwiesene Ehrung von diesem nicht erwidert werden kann; daher ist es selbstverständlich, daß auch der Rabbiner oft zu Beerdigungen kommt — doch niemals als Priester! Ebenso gottgefällig und darum auch eine der vornehmsten Pflichten ist der Besuch des Rows bei den Leidtragenden.

Während für die Gültigkeit der Eheschließung die Anwesenheit des Rows in keiner Weise erforderlich ist, kann eine Ehe nur durch seine Autorität geschieden werden. Diese Funktion ist auch eine der wenigen, die nur vom Rabbinat, nicht aber von einem beliebigen frommen und gelehrten Juden ausgeübt werden kann. In das gleiche Gebiet gehört auch die Entscheidung über zahlreiche, zuweilen außerordentlich komplizierte Fragen, die mit dem Eheleben zusammenhängen. Während die gemeinen Fragen, die sich auf Speisegesetze und sonstige rituelle Vorschriften beziehen, auch von den Gehilfen des Rows (Dajonim) entschieden werden können (was bei den vielbeschäftigten Rabbinern größerer Städte die Regel ist), unterliegen die Ehe- und Scheidungssachen sowie die zivilrechtlichen Fragen ausschließlich der Jurisdiktion des Rabbiners selbst, der sie manchmal gemeinsam mit seinen Gehilfen oder sogar unter Zuziehung der Rabbiner der Nachbargemeinden behandelt. In besonders schwierigen Fällen scheut sich der Row nicht, ganze Monate angestrengten Studiums einer konkreten Sache zu widmen und sogar in umfangreiche Korrespondenz mit andern, berühmteren Rabbinern zu treten. Und das Ganze geschieht ohne die geringsten Kosten für die Parteien! Aus solchen gelehrten Gutachten ist ein besonders wichtiger Zweig der neueren rabbinischen Literatur entstanden: „Schaalos u'Tschuwos" (Fragen und Antworten). Die ununterbrochene wissenschaftliche Betätigung ist für den Row ebenso selbstverständlich, wie für den Priester jeder andern Konfession die Abhaltung des Gottesdienstes.

Zum Beruf des Rows gehört auch die Schlichtung zivilrechtlicher Streitig-

Digitized by Google

keiten unter Juden, die es oft vorziehen, sich an ihn zu wenden, als die staatlichen Gerichte mit ihrer langwierigen Prozedur anzurufen. Natürlich sind seine Beschlüsse nur insoferne obligatorisch, als beide Parteien sich ihnen unterwerfen. Die Rechtsprechung selbst erfolgt entweder auf Grund der Gesetze des Talmuds und des Schulchon-Aruchs, oder aber — besonders wenn der Fall sehr verwickelt ist — einfach nach Treu und Gewissen unter Zuziehung einiger angesehener Gemeindemitglieder als Sachverständige und Schiedsrichter.

Obwohl das Amt des Predigers von dem des Rows vollkommen getrennt ist und von einem Prediger, „Maggid", als Beruf, meistens im Umherziehen ausgeübt wird, wird auch vom Row fast immer Rednergabe verlangt; es besteht für ihn sogar die Verpflichtung, mindestens zweimal im Jahre eine Sabbatpredigt zu halten. Vom großen Gelehrten wird diese Rednergabe niemals verlangt, denn Gelehrsamkeit wird stets über alles geschätzt.

Row kann man nur nach langem, außerordentlich schwerem Studium werden. Staatlich anerkannte Rabbinerseminare, wie etwa in Deutschland, gibt es in Rußland nicht. Die aus privaten jüdischen Mitteln unterhaltenen Lehrstätten der talmudischen Wissenschaften, „Jeschiwos", sind auch keine Seminare oder Hochschulen im europäischen Sinne und haben gar nicht den Zweck, Rabbiner auszubilden. Was die Jeschiwo von jeder andern Schule unterscheidet, ist, daß es an ihr überhaupt keinen Begriff des Absolvierens gibt. Ebenso wie es nach der herrschenden Tendenz keinen Abschluß der Thora- und Talmudforschung gibt, so gibt es auch keinen Abschluß für das Studium an der Jeschiwo; die einschlägige Literatur nimmt niemals ein Ende, denn nach einem Ausspruch des Talmuds ist das gesamte Schaffen eines jeden echten Gelehrten als eine göttliche Offenbarung zu betrachten.

Wenn der im Durchschnitt 13—15 Jahre alte Knabe in seiner Vorbildung so weit ist, daß er sich in jeder Talmudstelle samt den wichtigsten dazugehörigen Kommentaren zurechtfindet, kann er in eine der zahlreichen Jeschiwos eintreten, von denen sich die berühmtesten in den Städten Kowno, Telschi und Woloshin befinden. Mehrere Jahre hindurch beschäftigt sich nun der Jüngling vom frühesten Morgen bis spät in die Nacht, fast ohne Ferien und Unterbrechungen mit dem Talmud und der im Laufe der letzten vierzehn Jahrhunderte entstandenen Literatur von Kommentaren und Superkommentaren, die mit Ausnahme des jerusalemitischen Talmudteiles nicht in hebräischer, sondern in aramäisch-chaldäischer Sprache geschrieben sind. Die Heilige Schrift sowie die hebräische Sprache werden keines besonderen Studiums gewürdigt. Da die Kenntnis der hebräischen Sprache den Weg zu der neueren weltlichen hebräischen Literatur öffnet, wird sie als ein gewissermaßen gefährlicher Gegenstand arg vernachlässigt. An der Spitze der Jeschiwo steht ein bewährter Gelehrter (oder deren mehrere), der sich Rosch-Jeschiwo nennt. Andere Lehrkräfte gibt es nicht. Das

Digitized by Google

Amt dieses Rosch-Jeschiwo fällt gewöhnlich mit dem des Rabbiners der Stadt zusammen. Der Rosch-Jeschiwo liest zwei- oder dreimal in der Woche Kolleg, bei dem Diskussion nicht nur erlaubt, sondern auch erwünscht ist. An den übrigen Tagen und Tagesstunden studieren die Schüler selbständig, ein jeder für sich, doch im gemeinsamen Raume, in der Regel die Texte laut skandierend. Das Alter der eigentlichen Studierenden schwankt zwischen 14 und etwa 25 Jahren; außerdem gibt es eine Gruppe älterer verheirateter Männer (bis etwa 35 Jahren), die bereits die Befähigung fürs Rabbineramt besitzen und in Erwartung eines passenden Postens freiwillig weiterstudieren. Nicht jeder Jeschiwostudent ist zukünftiger Rabbiner, und auch der Lehrplan der Jeschiwo — soweit man von einem solchen überhaupt sprechen kann — ist gar nicht auf die spätere Praxis zugeschnitten; die Schüler interessieren sich weniger dafür, wie eine praktisch vorkommende Frage endgültig entschieden ist, als für die Gedankengänge der Gelehrten, die sich vor Jahrhunderten mit dieser Frage befaßten. Geistige Gymnastik und geistreiches Diskutieren erscheinen beinahe als Selbstzweck. Ist auch dieser jeder Pädagogik Hohn sprechende (man bedenke nur: die Sprache der Lehrfächer wird als solche gar nicht betrieben), systemlose und verworrene Weg geeignet, den Geist des besonders talentierten Schülers außerordentlich zu schärfen, führt er beim Durchschnittsschüler zur Erzeugung einer durchaus weltfremden, scholastischen Denkungsart. Wer in sich den Beruf zum Rabbiner fühlt, wendet sich aus eigenem Antrieb den eigentlichen Gesetzbüchern zu. Nach gründlichem Studium derselben wird er von einem oder mehreren anerkannten Rabbinern zwanglos, doch mehrfach geprüft und erhält von diesen schließlich ein schriftliches Zeugnis (Smichus genannt), das ihn zum Rabbineramte befähigt. Sein jüdisches Wissen ist in der Regel ebenso groß, wie sein nichtjüdisches Wissen — gering. Der gelehrte Rabbiner ist oft in der Lage, ein beliebiges Zitat aus der talmudischen Literatur (es handelt sich um hunderte Foliobände in kleinster Schrift) sofort nachzuschlagen. Das durch die Studien trainierte Gedächtnis grenzt zuweilen ans Wunderbare.

Da die religiöse Gemeinde offiziell nicht existiert und infolgedessen überhaupt keine organisierte Vertretung hat, herrscht in der Berufung des Rabbiners eine große Willkür, die oft zu Streitigkeiten führt und zur Folge hat, daß manche arme und nicht sehr große Gemeinde zwei parallel amtierende Rabbiner hat. Stirbt ein Rabbiner, so läßt man seinen Posten, um den Verstorbenen zu ehren und seiner Witwe noch Gehalt zu zahlen, eine Zeitlang unbesetzt. Dann melden sich mehrere Bewerber, die (wenn sie nicht schon in vornhinein einen gewissen Ruf haben) an Sabbaten Probepredigten halten. Die Wahl erfolgt entweder durch einige angesehenere Gemeindemitglieder, oder durch eine Gemeindeversammlung durch Akklamation. Der Vertrag wird in einer eigentümlichen hebräischen, mit chaldäischen Ausdrücken durchsetzten Sprache abgeschlossen. Es wird als

Digitized by Google

selbstverständlich vorausgesetzt, daß der Rabbiner den Posten für Lebenszeit erhält. Ist die Gemeinde enttäuscht, so kann sie dem Row nicht kündigen, wohl aber sein Leben sauer machen. Dagegen steht dem Row das Recht zu, sein Amt ohne weiteres mit einem solchen in einer größeren Stadt zu vertauschen. Es ist selbstverständlich, daß es unter den Rabbinern weder Hierarchie gibt, noch Ämter, die etwa denen eines Bischofs oder Superintendenten entsprächen.

Aus dem Fehlen einer Hierarchie erhellt es ohne weiteres, daß die Beschlüsse eines jeden Rows unumstößlich sind und daß es gegen sie keine Berufung gibt. Unbedingt obligatorisch sind seine Beschlüsse nur in Scheidungssachen, sonst aber nur insoferne, als sich die Betroffenen ihnen freiwillig fügen, wobei auch die öffentliche Meinung einen gewissen wirksamen Zwang ausüben kann. Eine führende Stellung in den Gemeindeangelegenheiten genießt der Row nur dann, wenn er sich durch seine Gelehrtheit und Fähigkeiten besondere Achtung erworben hat. In der neueren Zeit werden an den Row in Bezug auf weltliche Bildung und die Fähigkeit, in der Gemeinde eine führende Rolle zu spielen, größere Ansprüche gestellt, und so ist der allerdings noch seltene neue Typus des weniger weltfremden, auch im europäischen Sinne gewissermaßen gebildeten Rabbiners entstanden. Der allgemeinen Desorganisation und dem systemlosen Aufbau der rechtlich nicht anerkannten religiösen Gemeinde entsprechend, steht auch die Autorität des Rows auf schwankendem Boden. Wenn es einerseits eine merkwürdige Erscheinung ist, daß das klassische „Volk des Buches" dem von ihm freiwillig erwählten und besoldeten Row Achtung entgegenbringt und sich freiwillig seinen Beschlüssen fügt, muß anderseits festgestellt werden, daß der gleiche partikularistische Sinn, der sich schon in den Worten der murrenden Partei Korah zu Moses und Ahron: „Die ganze Gemeinde ist heilig, warum erhebt ihr euch über die Gemeinde?" äußerte, auch heute noch, gegen den Row gerichtet, manchmal zum Durchbruch kommt. Da es in jeder Gemeinde auch außer dem Row zahlreiche gelehrte Männer gibt, hat er oft einen schweren Stand. Die unhaltbare Stellung des Rabbiners hängt naturgemäß mit dem Problem der jüdischen Gemeinde in Rußland zusammen und kann nur zugleich mit diesem geregelt werden.

Die Gestalt des Rabbiners variiert zwischen zwei Extremen. Das eine Extrem ist der Row, für den die Büchergelehrsamkeit das Höchste ist, der sogar die Frömmigkeit nur dann schätzt, wenn sie sich mit Gelehrsamkeit paart (im Talmud heißt es: „Der Unwissende kann nicht gottesfürchtig sein"), der auf die ganze Masse des Volkes, wenn er sie auch abstrakt als „heiliges Geschlecht" betrachtet, dennoch mit gewisser Geringschätzung von oben herab schaut, und dem das Volk eigentlich fremd ist. Diesen Typus verkörperte der weltberühmte Gelehrte Rabbi Elijahu Gaon von Wilna (gestorben an der Wende des 18. Jahrhunderts). Dieser von der großen Masse des Volkes abgöttisch geliebte und von zahlreichen

Digitized by Google

Schülern umgebene Gelehrte war trotz seiner persönlichen Bescheidenheit und echten Frömmigkeit stolz und einsam wie ein König. Das Volk schuf sich aber in seinen Sagen eine andere, der ersten entgegengesetzte Gestalt eines Rabbiners, der mit seinem ganzen Herzen am Volke hängt; der mehr auf Herzensbildung als auf Gelehrsamkeit sieht; für den die Thora nicht das Meer ist, in dem man wunderbare Schwimmkünste zeigen kann, sondern ein Feuerbrand, von dem jedermann einen Funken in seinem Herzen tragen kann; der es vorzieht „in der Hölle mit der ganzen Gemeinde Israel zu leiden, als sich in Gesellschaft der stolzen Talmudaristokraten der Genüsse des Paradieses zu erfreuen". Solche Gestalten kamen in ihrer reinsten Form eigentlich nur unter den chassidischen Rabbis in der Morgenröte des Chassidismus vor; in gewissem Sinne trifft man sie heute noch auch unter den talmudischen Rabbinern. Diesem Ideal näherte sich die hehre Gestalt des vor etwa zwanzig Jahren verstorbenen Rabbi Jzchok-Elchonon von Kowno. Dieser hervorragende Gelehrte, der in seinen Auslegungen der Gesetze unbedingte Autorität unter den Juden der ganzen Welt genoß, war dabei dem gemeinen Volke mit Herz und Seele zugetan und nahe. Trotzdem er das Gesetz als unbedingt heilig und bindend anerkannte, war er doch immer bestrebt, in seinen Entscheidungen den Ansprüchen des Lebens entgegenzukommen und dem armen Volke die Last der Gesetze zu erleichtern. Ein Rabbiner von diesem Typus würde es unter Umständen mit Freuden vorziehen, die Strafe Gottes für eine dem Buchstaben des Gesetzes nicht ganz gerechtwerdende Entscheidung auf sich zu ziehen, als das Gesetz in seiner ganzen Strenge über den Schmachtenden walten zu lassen. Nur in einem Falle kennt auch ein solcher Rabbiner keine Nachsicht: wenn in der Bibel für die Nichtbeachtung eines Gesetzes die „Ausrottung aus dem Volke" angedroht wird. In einer Sage wendet sich ein heiliger Rabbiner an den Herrn: „Herr der Welt, lasse mich viele Jahre in der Hölle brennen, schneide mich aber für keinen Augenblick von der Gemeinschaft mit dem Volke Israel ab!"

Digitized by Google

Der Chassidismus.

Von Alexander Eliasberg.

Die gesamte osteuropäische Judenheit zerfällt in zwei religiöse Richtungen: Misnagdim und Chassidim. Während die ersteren (die in der überwiegenden Majorität sind) religiös den westeuropäischen Juden entsprechen, stellen die Chassidim eine verhältnismäßig neue, erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstandene und nur in Osteuropa verbreitete Richtung dar. Der Chassidismus kann kaum als Sekte bezeichnet werden: er ist eben nur eine geistige Strömung innerhalb der gleichen Konfession, und es gibt zahllose Juden, die auf dem Grenzgebiet zwischen den beiden Strömungen stehen. Im folgenden bringe ich zunächst (nach S. Dubnow, dem bedeutenden russisch-jüdischen Historiker) die für die Geschichte dieser Strömung außerordentlich wichtige Lebensgeschichte ihres Stifters, des Rabbi Israel Baal-Schem.

Rabbi Israel ben Elieser Baal-Schem-Tow (wörtlich: Meister des guten d. h. göttlichen Namens; meistens abgekürzt „B e s ch t" genannt) wurde geboren im Jahre 1698 im Städtchen Okup an der polnisch-rumänischen Grenze. Er verlor sehr früh beide Eltern und wurde auf Gemeindekosten großgezogen. Schon in der Schule zeigte er den Hang zum Träumen und Phantasieren und eine für den Ostjuden ungewöhnliche Liebe zur Natur. Er lief oft aus der Schule fort und verbrachte ganze Tage in Wald und Feld. Seine Lehrer kämpften dagegen vergebens und jagten ihn schließlich aus der Schule. Nun konnte der junge Israel nach Herzenslust in der freien Natur umherstreifen. Dieser Umstand war von größter Bedeutung für seine weitere Entwicklung.

Mit zehn oder elf Jahren bekam Israel die Anstellung als „Belfer" (Behelfer), d. h. Lehrergehilfe, der die jüngsten Kinder (es sind oft Fünf- und Sechsjährige) von zu Hause abzuholen und in die Schule zu begleiten hat, um sie nach dem Unterricht wieder heimzubringen. Er versah dieses Amt mit großer Liebe und fühlte sich in Gesellschaft von Kindern besonders wohl, auch die Kinder liebten ihn. Er erfand für sie neue Weisen, nach denen auf dem Wege zur Schule allerlei Gebete gesungen wurden. Er selbst betete mit ungewöhnlicher Inbrunst und lehrte auch die Kinder ebenso beten.

Mit dreizehn Jahren wurde er Gehilfe des Bethausdieners. Untertags, solange das Bethaus voller Menschen war, pflegte er zu schlafen oder sich bloß schlafend zu stellen. Doch des Nachts, wenn das Bethaus leer war, betete er mit starker Inbrunst oder studierte heilige Bücher. Beim Morgengrauen legte er sich wieder schlafen, damit die Leute nicht erfahren, daß er aufgewesen war. Die Leute hielten ihn auch für halb verrückt, allein das rührte ihn nicht.

Schon um jene Zeit befaßte sich der junge Israel viel mit der Kabbala und studierte sie nicht nur aus Büchern, sondern auch aus alten, seltenen Hand-

Digitized by Google

schriften, die ihm, nach der Legende, ein geheimnisvoller Wundertäter, Rabbi Adam, vermacht haben soll.

Mit 17 Jahren wurde er verheiratet, doch seine Frau starb bald nach der Hochzeit. Der junge Besht verließ darauf Okup und ließ sich in einer kleinen Stadt, in der Nähe von Brody, als Lehrer für kleine Kinder nieder. In diesem Städtchen erlangte er durch seinen milden Sinn, großen Verstand und tiefe Frömmigkeit allgemeine Achtung, so daß die Leute anfingen, sich an ihn mit allerlei rituellen und rechtlichen Fragen zu wenden. Bei einem Rechtsstreite lernte ihn Reb Awrohm, der Vater des berühmten Broder Rabbiners Reb Gerschon Kutower kennen; er gewann ihn so lieb, daß er ihm seine Tochter zur Ehe anbot. Israel willigte darauf ein, doch unter der Bedingung, daß der Ehepakt eine Zeitlang geheim bleiben sollte. Reb Awrohm starb auf der Heimreise nach Brody, und sein Sohn fand unter den hinterlassenen Papieren den Ehevertrag zwischen seiner Schwester und einem unbekannten Israel ben Elïeser. Bruder und Schwester beschlossen zu warten, bis sich dieser Israel selbst melden würde. Und eines Tages erschien bei Reb Gerschon Kutower ein unansehnlicher junger Mann und hielt um die Hand seiner Schwester an. Das Mädchen willigte ein und die Ehe wurde geschlossen.

Reb Gerschon gefiel es nicht, daß sein Schwager ein so einfacher und anscheinend ungebildeter Mann war. Er versuchte mit ihm Talmud zu studieren, doch Israel wollte sein wahres Wesen noch nicht offenbaren und stellte sich so, als ob er nicht die geringsten Fähigkeiten für das Studium hätte. Auch hatte er wirklich eine Abneigung gegen das trockene scholastische System, nach dem damals Talmudstudien betrieben wurden. Reb Gerschon wollte einen solchen Schwager nicht in seiner Nähe haben und schlug seiner Schwester vor, entweder sich von dem ungebildeten Manne scheiden zu lassen, oder mit ihm Brody zu verlassen. Sie wählte das letztere.

Nach langen Wanderungen ließ sich das junge Paar in einem Dorfe in den Karpathen nieder. Eigentlich wohnte nur die Frau im Dorfe; der Ehemann pflegte Wochen und Monate allein in den Bergen zu verbringen. Die Frau fuhr ab und zu mit ihrem Wägelchen in die Berge, holte Lehm und verkaufte ihn an die Dorfleute; damit verdiente sie ihren Lebensunterhalt, während der Mann, der tagelang fastete und sonst trockenes Brot aß, fast nichts brauchte.

Die Gegend, in der sich der junge Besht aufhielt, war herrlich: inmitten hoher Felswände, dunkler Wälder, tiefer Taleinschnitte, reißender Ströme und Wasserfälle, weicher, grüner Wiesen, Angesicht zu Angesicht mit der Natur verbrachte er seine Tage in Einsamkeit, in tiefe Gedanken versunken, und bereitete sich zu der Sendung vor, die ihm beschieden war.

Einsam fühlte er sich nicht, denn er sah und fühlte überall Gott. In der Stimme des Waldes, des Windes und des Wassers vernahm er Gottes Stimme:

Digitized by Google

Gott erfüllte alles — „die ganze Welt ist voll seiner Herrlichkeit". Hier, in den Karpathen, reifte sein tiefer Pantheismus, ein Hauptelement seiner Weltanschauung.

So lebten Besht und seine Frau sieben Jahre. Nahrungssorgen zwangen sie schließlich, nach Brody zurückzukehren. Der gestrenge Reb Gerschon Kutower versuchte, den Schwager in seinem Hause zu beschäftigen, da er aber auch dazu nicht taugte, pachtete er für ihn ein Wirtshaus in der Nähe von Kutow, am Ufer des Prut. Die Frau versah die Wirtschaft, und der Mann verbrachte wieder ganze Tage und Nächte in der Einsamkeit, in einer Hütte, die er sich im Walde am Prutufer gebaut hatte, im Gebet und im Studium der Kabbala. Manchmal kam er nach Hause, half seiner Frau in der Wirtschaft und bediente die Reisenden wie ein gewöhnlicher Gastwirt. In seiner Waldhütte lebte er nur von trockenem Brot. Nur am Sabbat erlaubte er sich größeren Aufwand: er legte weiße Gewänder an, aß und trank und verbrachte den Tag in Lust und Freude.

Die Umstände fügten sich so, daß das Ehepaar das Wirtshaus, das ziemlich guten Verdienst abwarf, aufgeben mußte. Besht zog mit seinem Weib nach Tluste, wo er wieder als Lehrer in größter Not lebte. Endlich in seinem sechsunddreißigsten Lebensjahre, entschloß sich Besht als Baal-Schem und religiöser Reformator hervorzutreten.

Baal-Schem nannte man um jene Zeit einen Mann, der durch Anrufung von Gottes Namen Wunder tut: Kranke heilt, aus Besessenen Teufel austreibt, Amulette anfertigt, die den Menschen vor allem Bösen bewahren usw. Solche Wundertäter spielten in der damaligen finsteren jüdischen Masse eine große Rolle, und in der gleichen Rolle trat nun auch Rabbi Israel Baal-Schem-Tow auf. Es ist freilich anzunehmen, daß der Erfolg Rabbi Baal-Schems unter der großen Masse der Judenschaft mehr auf seinem Wunderwirken, als auf den ideellen Seiten seiner Lehre beruhte. Darin glich er wohl allen großen Religionsstiftern.

Rabbi Israel stand mit seinem ganzen Wesen der großen Masse des Volkes nahe. Es ist nicht anzunehmen, daß er durch seine Wunder jemanden bewußt betrogen habe: er war von dem Glauben an die Wunderwirkung des vom Reinen und Frommen angerufenen göttlichen Namens, ebenso wie an das eigene Vermögen, die göttlichen Kräfte zu lösen, tief durchdrungen. Denn in seiner Weltanschauung gab es keine Grenze zwischen Natürlichem und Übernatürlichem: alles war ihm gleich natürlich, oder vielmehr — übernatürlich. Er glaubte fest daran, daß es genüge, an etwas sehr intensiv zu denken, damit es erscheine; darum waren für ihn seine Gespräche mit den himmlischen Mächten und alle wunderbaren Erscheinungen, die er sah, — etwas ganz Natürliches. Er war ja überzeugt, daß Gott sich überall und in jeder Sache befinde; daher schien es ihm durchaus natürlich, daß ein Mensch, der sich durch intensives Denken Gott genähert hat, durch Gottes Willen handeln, d. h. Wunder wirken könne.

Digitized by Google

Zahlreiche Sagen[1]) melden von den von ihm gezeigten Wundern: er heilte Kranke (er wurde zu diesem Zweck sogar oft von Nichtjuden aufgesucht), sagte die Zukunft voraus, erriet fremde Gedanken, trat an verschiedenen Orten unsichtbar auf, hörte himmlische Stimmen usw. Etwa zehn Jahre lang wirkte er als Wundertäter in zahlreichen Städten und Städtchen Podoliens und Wolhyniens. Später ließ er sich in Miedzyborz in der Nähe von Brody nieder, wo er die letzten zwanzig Jahre seines Lebens (1740—60) verbrachte, hauptsächlich mit der Entwicklung seiner religiösen Lehre beschäftigt.

Miedzyborz wurde zu einem Zentrum, wohin Juden aus ganz Osteuropa zusammenströmten, um beim heiligen Manne Trost und Hilfe in ihren Leiden zu suchen und Weisheit aus seinem Munde zu hören. Um Baal-Schem bildete sich ein enger Kreis von Jüngern, die nach seinem Tode seine Lehre unter den großen Massen verbreiteten. Die Anhänger der Lehre nannten sich „Chassidim", d. h. die Frommen. Die chassidische Lehre beruhte auf folgenden Prinzipien (gleichfalls nach S. Dubnow zitiert):

1. Absoluter Pantheismus. Gott wohnt in allen sichtbaren Dingen; es gibt keinen Ort, der nicht von Gott erfüllt wäre; die ganze Welt ist nur ein Kleid, in das sich Gott hüllt.

2. Zwischen der irdischen und himmlischen Welt besteht eine ständige Wechselwirkung. Nicht nur Gott wirkt auf den Menschen, sondern auch der Mensch kann auf Gottes Ratschlüsse einwirken. Alle menschlichen Gedanken, Gefühle und Handlungen rufen gewisse Wirkungen in den himmlischen Sphären hervor. Das stärkste Mittel, auf sie einzuwirken, ist das Gebet.

3. Die Aufgabe jedes religiösen Menschen ist, ständig der Gottheit anzuhangen, in Gott zu leben, alle seine Handlungen und Gedanken auf Gott zu richten, ihn in allen Dingen zu suchen, in allen irdischen Erscheinungen Gottes Kraft zu fühlen und seine Gedanken von allen unvollkommenen und zufälligen Dingen zur Wurzel und zum Urquell aller Dinge — zu Gott zu erheben. Darauf beruht Beschts Optimismus: es gibt nichts Böses, denn alles kommt von Gott. Was wir für das Böse halten, ist nur eine niedere Stufe des Guten. Daher muß der Mensch immer freudig sein; er darf seinen Leib nicht peinigen und muß Gott in Frohsinn und nicht in Tränen dienen; nur solche Tränen sind gut, die aus übervollem Herzen kommen. Diese Anschauung war ein Protest gegen die alte Kabbala, die den Menschen lehrte, seinen Leib durch Fasten zu peinigen, und gegen den Geist der Trauer, von dem damals die jüdische Religiosität erfüllt war.

4. Nicht das Thora- und Talmudstudium ist erstrebenswert, sondern die innige Verschmelzung mit Gott; nicht die peinliche Be-

[1]) Vom gleichen Verfasser erscheint demnächst bei Georg Müller in München eine Sammlung „Sagen polnischer Juden", deren Inhalt vorwiegend aus Wundergeschichten über Israel Besht besteht.

Digitized by Google

folgung der zahllosen rituellen Vorschriften und Verbote, von denen das ganze jüdische Leben umgarnt ist, ist gottgefällig, sondern nur die innerliche, heiße Inbrunst. Doch, die Wissenschaft ihrer selbst wegen betrieben, das Studium zwecks Schärfung des Geistes ist eine kalte und trockene Sache und stammt vom Satan, der auf diesem Wege jüdische Seelen fangen will. Diese Anschauung war eine direkte Auflehnung gegen das System der damaligen rabbinischen Wissenschaft und den toten religiösen Dogmatismus; die Rabbiner bekamen bald die Kraft der neuen Bewegung zu fühlen und eröffneten gegen sie einen erbitterten Kampf.

5. Der Weg zur innigen Verschmelzung mit Gott — ist das Gebet. Man muß Gott nicht nur kennen und fühlen, sondern auch mit heißer und leidenschaftlicher Liebe lieben. Auch das Gebet muß heiß und leidenschaftlich sein. Während des Gebetes muß der Mensch alles, was ihn umgibt, vergessen, muß alles Irdische abschütteln; nur dann kann seine Ekstase auf die höchsten Regionen einwirken. Der Mensch muß Gott mit der Seele dienen.

6. Nicht der Mensch ist Gott gefällig, der viel studiert, sondern der, der gut fühlt. Daher kann ein ganz einfacher Mensch, der nicht einmal die Gebetordnung kennt, auf einer höheren Stufe stehen, als der größte Gelehrte. „Besht besaß seine Wunderkraft, nicht weil er viel studiert hatte, sondern weil er mit heißester Inbrunst betete." Durch diesen Glaubenssatz bekämpfte Besht die damalige Gelehrtenaristokratie.

7. Statt der Gelehrtenaristokratie schuf er eine neue Aristokratie — die der Zaddikim, d. h. der heiligen Wundertäter (wörtlich: der Gerechten). Diese auserwählten Männer, die in sich die tiefsten religiösen Stimmungen entwickelt haben, stehen nach Beschts Lehre Gott besonders nahe und können als Vermittler zwischen Gott und der Menge wirken. Solche Zaddikim sind gleichsam die Hüter der himmlischen Tore, und ohne ihre Beihilfe kann sich kein Mensch Gott nähern. Darum muß der Chassid den Zaddik als einen göttlichen Menschen ehren.

Alle diese Ideen entwickelte Besht nicht in Schriften, sondern in Vorträgen und Gesprächen mit seinen Jüngern. Im Jahre 1747 schrieb er einen Brief an seinen Schwager Reb Gerschon Kutower, der inzwischen nach Palästina übergesiedelt war, in dem er zum ersten Male klar und unzweideutig seine Prinzipien aussprach. Dieser Brief wird von den Chassidim als das Manifest ihrer Glaubenslehre betrachtet.

Besht starb im Frühjahr 1760, am ersten Tage des Wochenfestes, umgeben von Freunden, Jüngern und Getreuen. Seine letzten Worte waren: „Bedauert mich nicht: ich gehe zu der einen Türe hinaus und zu einer andern Türe hinein. Doch ihr seid zu bedauern, denn euer Verlust ist unermeßlich."

Die Wirkung Beschts auf die Menge beruhte hauptsächlich auf seiner Persönlichkeit. Die Masse hing an ihm, weil er stets das einfache Volk, welches

Digitized by Google

Gott nicht mit der Vernunft, sondern mit dem Herzen dient, liebte, weil er sich selbst einfach gab und weil er Wundertäter war. Seine Lehre war für den damaligen einfachen Durchschnittsjuden wie geschaffen und fand daher eine ungemein große und rasche Verbreitung. Daß aber die chassidische Lehre auch nach dem Tode ihres Stifters immer mehr und mehr Anhänger in der großen Masse fand, beruht darauf, daß diese Masse unter der Last des starren scholastischen Talmudismus verschmachtete und sich nach einer Befreiung sehnte; wesentlich ist auch, daß der Chassidismus in seinen Prinzipien durchaus volkstümlich und demokratisch ist und der jiddischen Sprache, der von den strengen Talmudgelehrten so sehr verlästerten Muttersprache des Volkes stets ihr Recht gab: die berühmtesten Zaddikim predigten mit Vorliebe jiddisch, und auch die meisten Erbauungsbücher der Chassidim sind in dieser Sprache geschrieben.

Diese Verbreitung begann schon bei seinen Lebzeiten, und Besch gewann solchen Einfluß, daß er in vielen Gemeinden Rabbiner und andere Amtspersonen einsetzte und absetzte. Nach seinem Tode bauten seine fähigsten Schüler das System des Chassidismus aus und verbreiteten die Lehre, die einen neuen Geist in das religiöse Leben der Ostjuden brachte, in Galizien, Polen und Südwestrußland. Zwischen den Chassidim und den Misnagdim (den Anhängern der alten rabbinischen Lehre) tobten am Ende des 18. Jahrhunderts erbitterte Kämpfe, die nicht immer mit lauteren Mitteln geführt wurden. Heute bekennen sich zur chassidischen Lehre so gut wie sämtliche Juden Galiziens; verbreitet ist sie auch in Russisch-Polen, Südwestrußland und Rumänien. Dagegen hat der Chassidismus in den westrussischen Gouvernements (Wilna, Minsk, Kowno usw.) fast keine Verbreitung gefunden.

Wie es auch mancher andern schön und ideell gedachten Lehre erging, artete der Chassidismus mit der Zeit so aus, daß von Beschts Prinzipien fast nichts übrig blieb. Die von Besch gepredigte Herabsetzung der trockenen Wissenschaft zugunsten einer lebendigen Religiosität, führt in vielen Fällen zur Verachtung jedes Wissens überhaupt, zu Ignoranz und Obskurantismus; die von ihm geforderte freie Ekstase im Gebet artete in starre, jedes Inhalts bare Formen des Gottesdienstes aus (mancher galizische Landchossid ist so ungebildet, daß er kein Hebräisch versteht: er liest Gebete, ohne ihren Inhalt zu verstehen); seine Lehre, daß man Gott in Frohsinn dienen müsse, führte in vielen Fällen zu der dem Ostjuden sonst fremden Unmäßigkeit in Genüssen, und das von ihm eingesetzte Institut der Zaddikim, das von ihm keineswegs als ein erbliches gedacht war, — zu der in mancherlei Hinsicht unerfreulichen Wunderrabbiwirtschaft.

Die ersten Zaddikim waren Beschts Schüler; später wurde diese Würde erblich, und so entstanden ganze Dynastien, von denen die von Czortkow, Sadagora und Belz in Österreich und Gora-Kalvaria (bei Warschau) und Ljubawitschi in Rußland die bekanntesten sind. Während der älteste Sohn die Residenz

Digitized by Google

und die ganze Autorität des Vaters erbte, zogen die übrigen Söhne in kleinere Städtchen und gründeten neue Residenzen und Dynastien. Die Zahl der Zaddikim in Galizien, Bukowina und Wolhynien geht heute in die Hunderte. Nun hält sich jeder Chossid für verpflichtet, mindestens dreimal im Jahre zu „seinem" Zaddik (gewöhnlich „Rebbe" — Lehrer, Meister genannt) zu wallfahren; bei einem solchen Besuch übergibt er ihm den „Pidjon" — ein freiwilliges Geldgeschenk, dessen Höhe zwischen einer Krone und mehreren Tausenden schwankt und von den Verhältnissen des Gebers abhängt. Diese periodischen Wallfahrten zum Rebben bilden heute das wichtigste Unterscheidungsmerkmal zwischen Chossid und Nicht-Chossid (Misnagid): man sagt von dem einen oder andern: „er fährt" oder „er fährt nicht" (zum Rebben), statt: er ist Chossid oder Misnagid. Außerdem fährt der Chossid zum Rebben in jeder schwierigen Lebenslage, vor Abschluß eines Geschäftes, vor Verlobung eines Kindes, bei Krankheit eines Angehörigen und unternimmt so gut wie keinen wichtigen Schritt im Leben ohne Sanktion des Rebben. Besonders oft wendet man sich an ihn bei Kinderlosigkeit. Das Anliegen wird in der Regel nicht mündlich vorgebracht, sondern in knappen Worten auf einem Zettel, „Quittel", niedergeschrieben, der dem Rebben zugleich mit einem Geldgeschenk auf den Tisch gelegt wird. Der Rebbe liest den Zettel und erteilt in kurzen Worten seinen Segen. Es ist ja ziemlich selbstverständlich, daß der Rebbe durch steten Umgang mit allerlei Bittstellern, die ihn in die intimsten Verhältnisse einweihen, mit der Zeit eine immense Menschenkenntnis erwirbt, die ihn oft wirklich instand setzt, eine Situation rasch zu überblicken und einen klugen Rat in Geschäftssachen und schwierigen Situationen zu geben. Wenn es sich aber nicht um Rat, sondern um Hilfe bei Krankheit, Kinderlosigkeit usw. handelt, übergibt er dem Bittsteller ein Amulett — eine von ihm geweihte Geldmünze, die der Kranke oder die Kinderlose in die Kleidung einnäht. Medizinische Ratschläge erteilt er nie.

Die Geldsummen, die den Zaddikim ständig zufließen und bei einigen der berühmtesten unter ihnen eine kolossale Höhe erreichen, ermöglichen es solchen, in ihrer Lebensführung den größten Prunk zu entfalten. Manche fahren nur sechs- oder achtspännig aus, nehmen sich auf die Reise ein Gefolge von zehn, zwanzig und mehr Personen mit und leben wie souveräne Fürsten. Anderseits sind auch Fälle bekannt, wo Zaddikim mit kolossalem Einkommen alles Armen weggaben und selbst wie Bettler lebten. Die nächste Umgebung des Rebben besteht aus einer Anzahl Gaboïm (= Adjutanten), ohne deren Beihilfe es oft schwer ist, zum Rebben selbst zu gelangen. Dann gibt es noch um jeden Rebbe einen größeren Kreis von „seinen" Chossidim (es sind ihrer oft mehrere Hunderte), die mindestens drei Monate im Jahre an seinem Tische speisen und dafür seinen Ruhm im Lande verbreiten, seine Wundertaten erzählen und sozusagen für Reklame sorgen. Wenn man auch den Rebben selbst einer bewußten Ausbeutung

Digitized by Google

der Massen nicht beschuldigen kann, so sind die Leute seiner nächsten Umgebung oft ganz infame Ausbeuter. Die Anhänger der verschiedenen Wunderrabbis befehden sich oft mit größter Erbitterung. Einige solcher Fehden, die jahrzehntelang dauerten, sind historisch geworden. Die sich um jeden Rebben scharenden Chassidim bilden also gleichsam eine Sekte für sich.

Der große Schaden des Zaddiks für die Religion besteht darin, daß dem Chossid beinahe jede Möglichkeit einer persönlichen religiösen Betätigung, eines persönlichen Verkehrs mit der Gottheit genommen ist: er bedarf — im Gegensatz zu Nicht-Chossid, der immer mit seinem Gott unmittelbar verkehrt — eines Mittlers, an den er geistig ausgeliefert ist. Und nicht nur auf religiösem — auch auf jedem andern geistigen Gebiete ist der Zaddik, aus leicht begreiflichen Gründen, erbitterter Feind jedes Fortschrittes; dank seinem ungeheueren Einfluß fällt es ihm nicht schwer, die Verbreitung jeder Bildung mit Erfolg hinanzuhalten. Zu bemerken ist noch, daß der Zaddik auch in politischer Beziehung stets erzreaktionär ist: das Institut der Wunderrabbis wird in den betreffenden Staaten nur geduldet, und der Zaddik revanchiert sich für diese Duldung damit, daß er sich bei allen vorkommenden Fällen stets auf die Seite der Behörden und oft sogar gegen die Interessen der Judenheit stellt. Zu welchen widerlichen Erscheinungen dies (z. B. in Rußland) führen muß, ist ohne weiteres klar.

Im Volke besteht die Anschauung, daß Gott zuweilen über das Volk Israel eine Strafe verhängt nur zu dem Zwecke, daß sein geliebter Zaddik sie rückgängig machen kann.

Die junge Generation unter den galizischen und anderen Juden ist zum größten Teil der Zaddikimwirtschaft feindlich gesinnt (ohne aber dabei der jüdischen Religion abtrünnig zu sein), und es wird heute vielfach behauptet, daß die Autorität des Zaddiks im Abnehmen ist.

Angelus.

Von Jehojosch (New York).

In Winkel Himmel zankt a letzter rojter Fleck,
Vun tojsend Nores[1]) kriecht die Nacht sich auszuspreiten,
Die Lonkes[2]) gliwern[3]) in groher stummer Schreck,
Un in die Schotten tuljet sich[4]) ein Gros zum zweiten.

Doch horch! A klorer Glockenklang vun Weitem spalt
Die halbe Tunkelheit, wos fallt auf Feld und Wald ...
Vun Himmel niedert still a weiße Tojb[5]) arob,
Un trogt a Bentschung[6]) un a hojdesvulle[7]) Gob ...
Es worket[8]) in der Luft a zertliche Genod[9])
Un vull mit Liebe hojcht auf mir a fremder Gott ...

Kling-klang ... Kling-klang ... Ohn Willen trinkt mein Harz arein
Die stille Trejstung vun a Gott, wos is nit mein ...

---

[1]) Höhlen. — [2]) Wiesen. [3]) erstarren. — [4]) lehnt sich. — [5]) Taube. — [6]) Segnung. [7]) geheimnisvolle. — [8]) girrt. — [9]) Gnade.

Digitized by Google

Die jüdischdeutsche Sprache der Ostjuden.

Von Heinrich Loewe in Berlin.

Als in den Jahren 1496—1499 der niederrheinische Ritter Arnold von Harff eine Pilgerfahrt unternahm, die ihn von Köln durch Italien, Syrien, Ägypten, Arabien, Äthiopien, Nubien, Palästina, die Türkei, Frankreich und Spanien führte, fand er deutschsprechende Juden an vielen Orten seiner Wanderfahrt, und der fromme Rittersmann, der überall die heiligen Stätten besuchen wollte und gewiß zu den Juden keine Zuneigung fühlte, erzählt in seinem hochinteressanten Reiseberichte an seinen Landesherren, den Herzog Wilhelm von Jülich und Berg und dessen Gemahlin, geborenen Markgräfin von Brandenburg, daß er nicht bloß in Jerusalem deutsche Juden gefunden hat, sondern daß er auch sonst in allen heidnischen und türkischen Städten mit jenen um der Sprache willen oft Gesellschaft halten mußte [1]).

So war es vor mehr als vierhundert Jahren. Wer aber heute im Auslande reist, wird bald diese Bemerkung noch weit mehr als der fromme Rittersmann machen. Denn seitdem haben die Juden ihre deutsche Sprache durch den weiten Osten bis ans Gelbe Meer und darüber hinaus in alle Länder Amerikas ebenso wie nach Südafrika und Australien getragen. Das Deutsche dieser Juden ermöglicht es dem deutschen Reisenden, ohne andere als deutsche Sprachkenntnisse sich mit seiner Muttersprache durch fast alle Länder der bewohnten Erde hindurchzuhelfen.

Daß die Juden im Auslande gleichwohl Deutsch verstehen, war also allen denen bekannt, die Gelegenheit hatten, in Gegenden, deren Sprachen sie nicht verstanden, sich der Hilfe von Juden zu bedienen. Man führte das meist auf die Sprachkenntnisse der Juden zurück, die als Handelsleute sich mit verschiedensprachigen Bevölkerungsgruppen verständigen müßten. Das ist ein Irrtum.

Wie bereits Hildebrandt in der Germania (1869, 128) festgestellt hat, findet das vielmehr darin seinen Grund, daß die Juden weit länger als die aus Deutschland ausgewanderten Christen die deutsche Sprache als Umgangs- und Familiensprache beibehalten haben. Hat doch schon Johann Christof Wagenseil in seiner 1699 erschienenen „Belehrung der jüdisch-teutschen Red- und Schreibart" festgestellt, daß: Teutsche Juden aber / sind nit allein die / so in Teutschland wohnen / sondern es ist deren auch eine große Menge außer denen Ländern, so dem König in Spanien unterworfen / überall in Italien / zu Metz in Lothringen / zu Avignon in Franckreich / und bevorab mehr als irgendwo in Polen zu finden / welche von denen / so vormalen aus Teutschland sich in selbige Länder begeben / und darinnen niedergelassen / herstammend / ihrer Vor-Eltern-

[1]) ind ouch suf in allen heydenschen ind turckschen steden, dae mit ich duck geselschaff moist halden vmb der spraichen wil.

Digitized by Google

Sprach / Sitten / Gebräuch / Kleider-Art behalten / und solche auch auf ihre Nachkommen fortpflantzen.

Die Ursache davon, daß Juden in so großer Zahl in vielen zum Teil recht fernen Ländern noch immer an einer Mundart der deutschen Sprache festhalten, ist vor allem in dem engen Familienzusammenhang der Juden begründet, welcher sie zu konservativem Festhalten am Althergebrachten führt. So sprechen noch heute die bucharischen Juden ein altertümliches Judenpersisch mitten in einer Umgebung, die kein Persisch kennt. Die heutigen chinesischen Juden sprechen ein aus Indien mitgebrachtes Arabisch, die türkischen Juden, deren Väter vor 400 Jahren vor spanischen Scheiterhaufen die Flucht ergreifen mußten, haben eine altertümliche Form des Spanischen, in das hebräische Wörter gemischt sind, noch bis auf den heutigen Tag als spezifischen Judendialekt bewahrt. Während es sich aber bei diesen anderen Judengruppen, die aus den Sprachen der früher von ihren Vätern bewohnten Länder ein besonderes Judenidiom gebildet haben, um verhältnismäßig kleine Judenschaften handelt, hat die deutsche Sprache der polnischen Juden schon deshalb eine größere Bedeutung, weil sie von Millionen von Bürgern und Arbeitern gesprochen wird, und weil sie nicht bloß von der großen Mehrzahl aller Ostjuden von Polen bis hinein in die Tschuktschen-Halbinsel gesprochen wird, sondern weil sie zugleich auch in Amerika und in Südafrika, in Syrien wie in Australien die Umgangs- und Familiensprache des weitaus größten Teils der dortigen Judensiedlungen ist. Durch die Existenz dieser Juden kann man, ohne ein anderes Wort als Deutsch zu verstehen, nicht bloß im ganzen russischen Reiche, sondern in einem sehr großen Teile aller Erdteile reisen und sich verständigen.

Was dem Reisenden auffällt und allenfalls ein Rätsel ist, erklärt sich aus der Geschichte dieser Juden leicht. Die Vorfahren aller dieser Juden wohnten vordem auf dem Boden des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, wo sie während des Mittelalters im Verhältnis zur übrigen Bevölkerung ebenso zahlreich waren, wie jetzt in Polen, ehe sie die im Gefolge der Kreuzzüge und des schwarzen Todes einsetzenden Judenverfolgungen vertrieben.

Bis dahin hatten die Juden einen ganz hervorragenden Anteil am deutschen Bürgerleben gehabt. Sie hatten nicht bloß den Großhandel zwischen Orient und Okzident in Händen, nicht nur Handelsstraßen von Deutschland bis China, vom Lande der Franken bis Indien und China gehabt, nicht bloß im ganzen Schwaben- und Bayerlande den Handel ausgeübt, sie waren überhaupt mit die wichtigste Klasse der deutschen städtischen Bevölkerung gewesen, die ohne sie gar nicht denkbar war. Nach Wilhelm Arnold (Geschichte der deutschen Freistädte, Band 1, 1854, Seite 73) haben sie in der Tat mit zum Begriffe der Stadt gehört, — und die hervorragende Stellung der Juden im deutschen Städteleben wird uns erst recht gegenwärtig, wenn wir sehen, wie beim ersten

Digitized by Google

selbständigen Eingreifen einer deutschen Stadt in das nationale Leben, bei der patriotischen Erhebung von Worms für Kaiser Heinrich IV., nach Ausweis des kaiserlichen Privilegs von 1074 der Juden an bevorzugter Stelle gedacht wird, und daß ferner das städtische Rathaus von Köln, der mächtigsten Stadtgemeinde Deutschlands im früheren Mittelalter, im Judenviertel lag. Die Juden waren ebensosehr an Zahl wie an Einfluß und bürgerlichem Wert von hoher Bedeutung für die deutschen Städte. Sie gehören auch zu den frühesten Bürgerschichten, die sich an deutscher Dichtung beteiligten, und es ist kein Zufall, daß uns die Heidelberger Liederhandschrift mit dem Bilde auch die Lieder des jüdischen Minnesängers Süßkind von Trimberg überliefert.

Diese deutschen Juden des Mittelalters sind die Vorfahren der heutigen polnischen und litauischen Juden. Das 14. und 15. Jahrhundert hatte die Juden in voller Wanderschaft gesehen. Die damaligen Zustände ihrer Heimat, in der sie anderthalb Jahrtausende gewohnt hatten, versuchten sie zu bewahren. So ist die ihnen eigentümliche Tracht aus dem deutschen ausgehenden Mittelalter erhalten. Ihr langer Rock war modern in der Zeit der Meistersinger. Deutsche Bräuche jener Zeit und deutsche Märchen und Lieder wanderten mit ihnen. Vor allem aber haben sie die deutsche Sprache, an deren Umbildung aus dem allgemeinen Westgermanischen zum Althochdeutschen sie schon teilgenommen hatten, in die neuen Wohnsitze mitgenommen und mit einer Treue bewahrt, die wir vergeblich bei deutschen Stämmen suchen, die ebenso lange, wenn auch nicht ebenso schroff von der Heimat getrennt wurden.

Sie, die aus Deutschland fliehen mußten, die man wegen angeblicher Kinderabschlachtung und Brunnenvergiftung verfolgte und verjagte, und die in Polen gastliche Aufnahme fanden, widerstanden allen Lockungen, ihre deutsche Mundart gegen die herrschende polnische Sprache einzutauschen. Sie wurde ihnen eine Art zweiter jüdischer Nationalsprache neben dem Hebräischen und bekam einen Hauch der Heiligkeit ab, die jener nach der Überlieferung zukam. Wie alle Sprachen, die Juden im Laufe ihrer Geschichte gesprochen haben, schrieben und schreiben sie das Deutsche mit hebräischen Buchstaben.

Die zähe Natur der Juden macht es begreiflich, daß sie schon seit einem halben Jahrtausend in dieser slawischen Umgebung ihre deutsche Sprache beibehalten haben. Aber es wird zugleich auch verständlich, daß sie bei ihrer räumlichen Entfernung, die durch eine Unsumme von Judenhaß noch vervielfältigt wurde, eigene Wege gehen mußten. Trotzdem sie sich bemühten, mit der Kultur der verlassenen deutschen Heimat in Zusammenhang zu bleiben, war es natürlich, daß die von der Heimat getrennte Sprache nicht gleichen Schritt mit dem Werden und Wachsen des Deutschen im alten Stammlande halten konnte, sondern trotz eines gewissen Zusammenhangs doch eine eigene Entwicklung nehmen mußte. Die Umgebung brachte es mit sich, daß einzelne polnische und

Digitized by Google

weiter im Osten auch russische Wörter in die deutsche Sprache dieser aus Deutschland stammenden Juden eindrangen. Es sind aber bei weitem nicht annähernd so viele, wie etwa die moderne deutsche Sprache trotz aller Reinigungsversuche noch immer an romanischen Fremdwörtern birgt. Viel bemerkbarer machen sich hebräische Begriffe. Da die Synagoge mit ihren Gebeten und der ganzen jüdisch-gelehrten Literatur der Mittelpunkt des geistigen Lebens war, so wurden viele in den Gebeten und in diesem Schrifttum, zumal in der Bibel, häufigen hebräischen Wörter im Volksmunde heimisch. Für Abstrakta und namentlich für solche Begriffe, die dem Seelenleben und der religiösen Stimmung entnommen sind, wurden hebräische Wörter gebräuchlich. Begriffe wie Barmherzigkeit und Mitleid, Mildtätigkeit und Armenpflege, Armut und Krankenpflege, aber auch Haß und Neid wurden aus dem Hebräischen entnommen, natürlich erst recht Gebet, Sünde, Reue und Buße. Die ganze konkrete Welt blieb deutsch. Endlich wurde auch durch die deutsche Flexion der aufgenommenen hebräischen Wörter die Sprache zum Ausdruck neuer und weiterer Begriffe gedehnt. Aber der Charakter der Sprache blieb deutsch, viel deutscher als die heutige englische Sprache germanisch ist.

Durch die Vereinsamung aber ging sie ihren eigenen Gang und bildete sich zu einem besonderen Dialekt aus. Die ersten Flüchtlinge in größerer Zahl kamen vom Rhein und Main und brachten ihre heimischen Mundarten mit. Dann aber erfolgten Wanderungen aus anderen Gegenden des Reiches. Schließlich drang am meisten die obersächsisch-thüringische Mundart des 15. Jahrhunderts durch. Dazu aber kommen Beimischungen aus fast allen Dialekten der oberdeutschen und mitteldeutschen Sprache. Am wenigsten ist Niederdeutsches in diesen jüdischen Mundarten des Deutschen. Vor allem erhielten sich auch viele alte deutsche Formen und Wörter, und sie gerade sind es, die häufig dem Deutschen aus dem Reiche unverständlich bleiben, weil sie aus seinem Sprachgebrauch längst entschwunden sind. Wenn der polnische Jude ein Linnentuch „Leilech", ein Tischtuch „Zwehl" nennt, wenn er für Träne „Treher" oder „Trer" und für Lippen „Lefzen" sagt, so gebraucht er altes deutsches Sprachgut. Aber auch seine Haupt-Sabbatspeisen haben echte alte deutsche Namen. Der „Barches", das Sabbatbrot, hieß einmal Berchtas (Bertas) Brot, und das süße Sabbatgemüse „Zimmes" hat seinen altdeutschen Namen, wie wir aus Hebel wissen, im alemannischen Basel ebenso bewahrt, wie im Jüdisch-deutschen Polens. Aber wir empfanden es als fremd und haben nicht darauf geachtet, daß der polnische Jude deutsche Sprachformen älterer Zeit bewahrt hat, wenn er uns fragte: „Von wannen kommt Ihr" im Sinne von „Von wo kommen Sie" oder wenn er statt „gestern" das alte „nächten" gebrauchte.

Die Diphthonge des polnischen Juden, die uns auffallen, sind in ihrem Ursprung deutschen Mundarten des Mittelalters entnommen. Formen wie „eh"

Digitized by Google

an Stelle von „ihr“ und „engker“ für „euer“ sind gut bayerisch. Das so oft als Mauschelei verspottete: „Was ist dermehr?“ ist nichts weiter als die gute mittelhochdeutsche Frage: „Was ist der Mär?“ im Sinne von „Was geht da vor?“

Ebenso sind die jüdischen Namen, soweit sie nicht gerade dem Alten Testament entnommen sind, zum allergrößten Teile alte deutsche Namen, die sich bei den Juden erhielten, während sie bei den Deutschen im alten Vaterlande ungebräuchlich geworden sind, so die oft bespotteten Namen Gumprecht, Selig, Wolf, Hirsch, Löwe (Löb = Leib), Bär, nebst ihren Koseformen. Der so häufige polnische Judenname Henech (Henoch) hat nichts mit dem biblischen Henoch zu tun, der hebräisch Chanoch heißt, sondern ist die mittelalterliche Koseform von Heinrich, die als Hennig noch ein häufiger deutscher Familienname ist. Die jüdischen Frauennamen sind zumal solche wie Gute (Güte), Scheine (Schöne), Freide (Freude), Selde, Per'l, Rös'l, Braine (Braune), Gelle (Gelbe = Blonde), Süß'l, Süße-Biene, Taube, Hinde, Reize, Liebe.

Die jüdischdeutsche Sprache der Ostjuden, deren uns bekanntesten Vertreter die polnischen Juden sind, ist in ihrem Grundbestande durchaus deutsch. Aber sie hat Beimischungen erhalten, die sie ebenso vom Deutschen entfernt halten, wie die eigenartigen Neubildungen, die die Sprache vorgenommen hat. Freilich am meisten erscheint dem Deutschen oft gerade das in der jüdischdeutschen Sprache fremd, was am urdeutschesten ist, nämlich die beibehaltenen altdeutschen Wörter und älteren Formen! Wörter, die uns beispielsweise nur aus der Lutherschen Bibelübersetzung noch geläufig sind, wie Schnur, Eidam, Lefzen, Leilich und ähnliche mehr, aber auch viele Wörter, die bereits der Reformationszeit im allgemeinen entschwunden waren, sind im Jüdischdeutschen gebräuchlich. Ja sogar die harte Aussprache gewisser Konsonanten ist uns zwar heute ein charakteristisches Kennzeichen jüdischer Sonderart, in Wahrheit aber aus der mittelalterlichen Aussprache des Deutschen zurückgeblieben. Das harte „ch“, das immer wie in „Nacht“ ausgesprochen wird, entstammt keineswegs dem Hebräischen, ist vielmehr früher im Deutschen allgemein gewesen und hat sich in Grenzdialekten, wie dem Alemannischen ebenso wie im Jüdischdeutschen erhalten. Auch das Holländische hat diese Aussprache, die früher den deutschen Stämmen gemein war.

Von den Beimischungen sind zuerst eine Anzahl von Ausdrücken zu beachten, die dem Lateinischen des Mittelalters entstammen, und die sich zum großen Teile auf Begriffe beziehen, die dem Kultus angehören. Ursprünglich sind sie ihnen wohl mit der katholischen Kirche in Deutschland gemeinsam gewesen. Das Vorlesen der Heiligen Schrift in der Synagoge heißt „leinen“ (von legere), das tägliche Beten „oren“ (orare), oder „dawwenen“ (devovere), segnen und das Tischgebet sprechen heißt „benschen“ (benedicere), das christliche Weihnachtsfest „Nittl“ (Natale), der Märtyrer gedenken „memmern“ (memor).

Digitized by Google

Nichtsynagogal ist „chappen" (capere) im Sinne von zufassen. Die gewärmten Sabbatspeisen heißen „Scholent" oder „Tscholent" (im Französischen: chaulent) und erst Heinrich Heine, der freilich wohl das Wort für deutsch hielt, lautete es irrtümlicherweise in „Schalet" zurück, eine Form, die es bis dahin nicht gegeben hatte.

Der slawischen Umgebung sind weitere Ausdrücke entnommen. Soweit sie von allen Ostjuden gemeinsam gebraucht werden, sind sie polnischen Ursprungs. Aber diese Wörter sind auf einen engen Kreis beschränkt. Einige Körperteile haben polnische Benennungen, wenn zum Beispiel der Tiermagen gelegentlich „Puppeck", der Darm „Kischke", die Gänsekeule „Pulke" heißt. Aber der menschliche Magen heißt „Mogen", und während das deutsche Maul das edle Wort für Mund ist, dient als häßliches und höhnisches Wort für unser deutsches Maul das slawische „Pisk". Einzelne Handwerker haben polnische Bezeichnungen, wie der Tischler, Klempner und Topfdrahter, während Bäcker und Schuster, Müller und Schornsteinfeger deutsche Benennungen haben. Nur der Fleischer hat einen hebräischen Namen „Kazzef".

Und das hat seinen vernünftigen Grund. Der Fleischgenuß ist durch das jüdische Religionsgesetz eng umschrieben und begrenzt. Darin ist ein Zusammenhang des Fleischergewerbes mit dem synagogalen Leben gegeben. Und abgesehen von einigen lateinischen und vielen deutschen Ausdrücken ist die Sphäre jüdischen gesetzlichen Lebens das Heim hebräischer Ausdrücke, die meist direkt der Bibel und dem jüdischgesetzlichen Schrifttum entnommen sind.

Zum synagogalen Leben gehört natürlich in erster Linie der Festkalender. Deshalb haben viele Ausdrücke der Zeit hebräische Bezeichnungen. Für Monat sagt man „Chäudesch", für Stunde „Scho'e". Aber man sagt nur „Tog", „Woch" und „Johr". Daß der Sonnabend als Sabbat hebräisch „Schabbes" heißt, kann niemanden verwundern. Denn ein Tag, der im religiösen Leben der Juden eine solche Rolle spielt, hat bei ihnen natürlich einen hebräischen Namen. Entsprechend heißt der Feiertag „Jontef". Aber die Synagoge führt den deutschen Namen die „Schul", während die Gemeinde mit der hebräischen Bezeichnung „Kille" oder „Kohl" benannt wird. Auch die Synagogenbeamten haben hebräische Amtsbezeichnungen.

Überhaupt sind es die Synagoge und die Familie, in die sich der Jude bei den Unterdrückungen geflüchtet hat, um sich das Gefühl seiner Menschenwürde zu retten. Der so streng gehaltene „Schabbes", der ihn allen Arbeiten jeder Art entzog und ihn dem Gotteshaus und der Familie gab, wurde zum besonderen Segen. An diesem Tage gab sich selbst der Ungelehrte dem Studium der heiligen Lehre hin. Das trug dazu bei, daß viele Ausdrücke, die dem Familienleben angehören, dem Hebräischen entnommen sind. So heißt die Familie selbst „Mischpoche", der Bräutigam „Choß'e", die Braut „Kalle", „Tno'im" der

Digitized by Google

Verlobungsakt. Aber der Sohn heißt „Suhn", die Tochter „Tochter", die Tante „Muhme", der Onkel „Vetter", der Schwiegervater ist der „Schwäher", die Schwiegermutter „Schwigger", der Schwiegersohn auf gut deutsch „Eidam". Das Hebräische ist aber eine noch innigere Verbindung mit dem Deutschen in diesen jüdischen Mundarten eingegangen. Denn die dem Hebräischen entnommenen Wörter werden ganz deutsch dekliniert und konjugiert und sind, wenn sie sich nicht ohne weiteres dazu eigneten, entsprechend umgeformt und mit deutschen Vor- und Nachsilben so verbunden und verdeutscht, daß sie nunmehr ganz wie deutsche Wörter ungezwungen abgewandelt werden können. Also das Jüdischdeutsche hat nicht das Deutsche hebraisiert, sondern umgekehrt das Hebräische verdeutscht. Zudem wiegt im Wortschatz das Deutsche so stark vor, daß kaum mehr als Fünf vom Hundert an Wörtern im Jüdischdeutschen nicht deutschen Ursprungs sind. Dazu kommt noch, daß von den in der Brief- und Buchsprache häufigeren hebräischen Worten und Redewendungen der weitaus größte Teil im mündlichen Verkehr nicht zur Anwendung kommt. Da nun ferner das Jüdischdeutsche vor der endgültigen Abwanderung der Juden aus dem deutschen Sprachgebiete seine letzte Form in Thüringen-Obersachsen erhielt, das ein halbes bis ein ganzes Jahrhundert später in Luthers Übersetzung als Grundlage des neuen Hoch- und Schriftdeutschen in die Erscheinung trat, so ist das Jüdischdeutsche in Wortschatz, Bau und Wortklang dem Hochdeutschen viel ähnlicher als irgendein niederdeutscher Dialekt oder eine bayerische oder schwäbische Mundart, wiewohl sich im Jüdischdeutschen auch manche Eigenheit gerade der süddeutschen und westmitteldeutschen Mundarten gehalten hat. Aber während der Niederdeutsche die bayerischen Mundarten in Ammergau oder Tirol nicht versteht und das Niederdeutsche dem Ober- und vielfach auch dem Mitteldeutschen unverständlich bleibt, kann man sich durch die schriftdeutsche Sprache stets ohne Schwierigkeiten mit den Juden Polens, Rußlands, Rumäniens oder Vorderasiens und Sibiriens verständigen.

Das Jüdischdeutsche ist ein leicht erkennbarer und leicht verständlicher deutscher Dialekt. Er unterscheidet mehrere Mundarten, von denen die polnische, die litauische, die galizische und die ungarische die hervortretendsten sind. Aber auch die rumänischen, sowie überhaupt fast alle Juden des weiten russischen Reiches sprechen noch heute Jüdischdeutsch als Mutter- und Familiensprache, so daß von den etwa sechs Millionen russischen Juden nicht mehr als 115 000 nicht Jüdischdeutsch als Muttersprache reden. Das heißt, daß abgesehen von einigen an der polnischen und russischen Assimilation besonders interessierten Kreisen die Juden Rußlands und Polens an ihrem deutschen Judendialekt festhalten und daß selbst mit Einrechnung der kaukasischen und asiatischen Besitzungen doch 97,64 Prozent aller russischen Juden noch heute Jüdischdeutsch als ihre Familien- und Umgangssprache festgehalten haben. Dazu kommt, daß

Digitized by Google

diese Sprache von weiteren vier Millionen Juden in Österreich-Ungarn, auf dem Balkan, in Asien, Amerika und den überseeischen Besitzungen Englands, besonders in Südafrika und Australien als Muttersprache gesprochen wird, so daß auch ebenso in Neuyork, wie in Singapore, in Chicago, wie in Johannisburg und Sidney, natürlich erst recht in Warschau und Lodz die jüdischen Zeitungen in jüdischdeutscher Sprache erscheinen.

Eine jüdischdeutsche Literatur gibt es freilich erst seit der Erfindung der Buchdruckerkunst. Bis dahin hatten die Juden kein Bedürfnis, neben dem großen hebräischen Schrifttum, das noch heute blüht und wächst, eine Literatur für die breiten Volksmassen in der jüdischdeutschen Umgangssprache zu schaffen.

Aber heute erscheinen nicht bloß große Tageszeitungen in jüdischdeutscher Sprache, deren Abonnentenzahl oft hunderttausend übersteigt, sondern Dichtungen in Poesie und Prosa, Dramen und erbauliche Werke, wissenschaftliche Darstellungen und einfache Volksbücher werden täglich gedruckt und tragen dazu bei, daß das Volk, das diese Sprache, wie eben jedes Volk seine Muttersprache liebt, noch immer tiefer in den eigenen Sprachschatz eindringt, und noch mehr mit ihr zu einer Einheit verschmilzt, wenn ein Mehr überhaupt noch denkbar ist. Durch diese Sprache hängen die Ostjuden und ihre Abzweigungen noch heute untereinander zusammen, und diese Sprache verbindet sie zugleich mit der deutschen Kulturwelt, deren Literaturwerke und deren Verkehrssprache ihnen fast unmittelbar verständlich sind. Denn der russische Jude, der sogar ausnahmsweise eine nichtjüdische und nur russische Schulbildung mitgebracht hat, und der im Elternhause nur noch von der „Bube" (Großmutter) jüdischdeutsch gehört hat, weiß sich doch, wenn er nun des Studiums wegen Rußland, das ihm alle höhere Bildung systematisch verschließt, gezwungen verläßt, um in Deutschland oder der Schweiz zu studieren, nicht bloß sofort mit der deutschen Landesbevölkerung zu verständigen, sondern folgt ausnahmslos auf Grund dieser Kentnisse des Volksdialekts seiner Väter allen wissenschaftlichen Vorlesungen. Er ist eben auch heute noch durch die jüdischdeutsche Sprache ein Mitglied des deutschen Sprachkreises und damit Träger und Weiterleiter der Kultur und des Volksgeistes, die in der deutschen Sprache ihren Ausdruck finden.

Die Feinde des deutschen Volkes haben viel besser als die Deutschen den Wert dieses großen Vorwerkes deutscher Sprache erkannt. Seit hundert Jahren versuchen die slawischen Nachbarn im Osten mit Gewalt und List, mit Versprechungen und Drohungen die polnischen Juden von der jüdischdeutschen Sprache abzudrängen. Bei den Deutschen-Pogromen in London und Liverpool waren die Betroffenen in erster Linie russische Juden als Träger deutschklingender Namen und erkennbar durch ihre jüdischdeutsche Sprache. Noch im Oktober 1915 hat Fürst Obolenskij als Stadthauptmann von Petersburg Juden mit hohen Geld- bzw. Freiheitsstrafen belegt, weil sie auf der Straße jüdischdeutsch

Digitized by Google

gesprochen haben. Nur bei uns ist noch nicht die klare Erkenntnis durchgedrungen, daß die vielen Millionen polnischer und russischer Juden, und die Millionen von Juden, die von dort fliehend den Weg über die Ozeane genommen haben, der deutschen Sprache den Weg in den weiten Osten und über die Meere öffnen, wenn wir nicht zu der Zerstörung und zum Aufhören dieser mächtigen Waffe des Deutschtums im Auslande beitragen. Die Juden, die nicht im Slawentum untertauchen, sondern ihre stammestümliche Eigenart beibehalten wollen, die Deutschen, die mit ihrer Sprache ihren Handel und ihren Einfluß in der Welt ausbreiten müssen, haben das gleiche Interesse daran, daß diese Mundart des Hochdeutschen nicht feindlicher Zerstörung zum Opfer fällt.

Mein [J]ingele.

Ich hob a kleinem [J]ingele,
A Sühnele gor fein,
Wenn ich derseh ihm, dacht sich mir,
Die ganze Welt is mein.

Nor selten, selten seh' ich ihm
Mein Schenem, wenn er wacht,
Ich treff ihm immer schlofendig,
Ich seh ihm nor bei Nacht.

Die Arbeit treibt mich frih araus
Un lost mich spät zurick;
O, fremd is mir mein eigen Leib!
O, fremd mein Kind's a Blick!

Ich kumm zuklemmterheit aheim,
In Finsternis gehillt, —
Mein bleiche Frau derzählt mir bald,
Wie fein das Kind sich spielt.

Wie süß es redt, wie klug es frägt:
„O, Mama, gute Ma,
Wenn kummt und brengt a Penny mir
Mein guter, guter Pa?"

Ich her es zu un eil — es mus, —
Jo, Jo, es mus geschehn,
Die Vaterliebe flackert auf:
Es mus mein Kind mich sehn! . . .

Ich steh' bei sein Geläger'l,
Und seh und her un; scha!
A Traum bewegt die Lippelach:
„O, wo is, wo is Pa?"

Ich kusch die blaue Augelech,
Sei eff'nen sich — „O Kind!"
Sei sehen mich, sei sehen mich,
Und schließen sich geschwind.

„Do steht dein Papa, Teierer,
A Pennyle dir, na!"
A Traum bewegt die Lippelach
„O, wo is, wo is Pa?"

Ich bleib zuwehtogt un zuklemmt
Verbittert un ich klähr:
„Wenn du erwachst amohl, mein Kind,
Gesinnst du mich nit mehr" . . . .

[Aus Morris Rosenfeld: Gesammelte Lieder, Newyork, 1904.]

Digitized by Google

Vom Selbstlob.

Als der berühmte Rabbi Schmelke als Rabbiner in die Stadt Nikolsburg berufen wurde und diesen Ruf annahm, bat er die Vertreter der Gemeinde, daß man ihm gleich nach seiner Ankunft zwei Stunden Ruhe gönnen möchte; dann erst werde er die Gemeindemitglieder empfangen und mit ihnen reden, wie es beim Einzuge eines neuen Rabbiners in eine Stadt Sitte ist. Die Leute willigten darauf ein und ließen ihn in Ruhe. Aber einige Neugierige versteckten sich im Zimmer, in das sich der neue Rabbi zurückzog, um zu sehen, was er in diesen zwei Stunden tun würde. Und die Leute hörten, wie Rabbi Schmelke an sich selbst folgende Worte richtete:

„Gegrüßt seiest du, unser Meister, Herr und Rabbi, gegrüßt seiest du, neuer Rabbiner von Nikolsburg!" Und so fort, was man eben sagt, wenn man einen großen und berühmten Rabbi im Namen einer Gemeinde begrüßt.

Während er diese Rede hielt, seufzte und ächzte er, und das dauerte die ganzen zwei Stunden, für die er sich zurückgezogen hatte. Als später die Gemeindemitglieder zu ihm kamen, empfing er sie sehr schön und hörte freundlich ihre Begrüßungsansprachen an.

Die Leute, die sich versteckt hatten, erzählten den Großen der Stadt, was sie hörten, als der Rabbi zwei Stunden allein war. Die Vorsteher der Gemeinde baten Rabbi Schmelke, er möchte ihnen sein sonderbares Gebaren erklären. Und er sagte: „Die Worte des Weisen: ‚Die Ehre deines Nächsten sei dir wie deine eigene Ehre' haben neben dem offenbaren Sinn, nämlich daß man die Ehre seines Nächsten ebenso heilig halten soll wie seine eigene Ehre, — noch einen geheimen Sinn. Mit diesen Worten wollte der Weise dem Menschen sagen, daß wenn ihm jemand Ehre erweist, er sich darüber nicht freuen, sondern seufzen und ächzen soll. Es ist ja selbstverständlich, daß wenn ein Mensch sich selbst alle möglichen Ehren erweist und sich mit Lob überschüttet, ohne daß es irgend jemand hört, er davon nicht die geringste Freude hat. Denn Lob bereitet Freude, nur wenn es von andern Menschen und in Gegenwart von andern Menschen ausgesprochen wird, nicht aber von sich selbst und ohne Zeugen. Die Worte des Weisen sind nämlich auch so zu verstehen: Die Ehre deines Nächsten — d. h. die Ehre, die dir dein Nächster erweist, — sei dir wie deine eigene Ehre — d. h. wie die Ehre, die du dir erweist. Das Lob aus fremdem Munde sei dir ebensowenig wert, wie das Lob aus eigenem Munde; und wenn dich jemand lobt und ehrt, sollst du nicht hochmütig werden. — Als ich hier ankam, fürchtete ich, daß wenn ihr mich gleich bei meiner Ankunft mit Reden begrüßtet, ich dadurch leicht hochmütig werden könnte. Darum habe ich mich für einige Zeit zurückgezogen und habe mir selbst Ehre erwiesen und alle die Lobreden gehalten, von denen ich wußte, daß ihr sie mir halten werdet. Und es wurde mir schließlich übel von allen diesen Worten. Und als ich später diese selben Lobreden aus eurem Munde hörte, machten sie auf mich schon gar keinen Eindruck und waren mir ebensowenig wert, wie früher, als ich sie mir selbst brachte."

[Aus den bei Georg Müller erscheinenden „Sagen polnischer Juden".]

Digitized by Google

Nationale Autonomie für die Ostjuden.

Von Dr. Franz Oppenheimer in Berlin.

Das Problem der nationalen Autonomie, das heißt die Frage, wie es möglich ist, Völker verschiedener Stämme, Sprache und Kultur auf einem Staatsgebiet in Frieden und ohne Zwang zusammenzuhalten, war bis jetzt ein im wesentlichen intranationales: aber es ist mehr und mehr ein internationales geworden; und es scheint heute geradezu eine Lebensfrage Europas zu sein, ob es das Problem zu lösen imstande ist.

Die Erfahrungen, namentlich Rußlands, Österreichs, auch Belgiens und Deutschlands haben gezeigt, daß die Versuche, die Lösung auf dem Boden des „Territorialismus" zu finden, keine Aussicht auf Erfolg haben. Darunter versteht man die Methode, auf einem bestimmten Territorium nur eine der dort gesprochenen Sprachen und Kulturen als die eigentlich berechtigte zuzulassen, während alle anderen mit mehr oder weniger starken Mitteln zurückgedrängt werden. Man wird also wohl oder übel das entgegengesetzte Prinzip des „Personalismus" anwenden müssen, das in der Schweiz zu einem durchaus befriedigenden Zusammenleben der verschiedenen Sprach- und Kulturgemeinschaften geführt hat.

Was dieses Prinzip des Personalismus bedeutet, wird am besten aus einer historischen Reminiszenz klar werden. Vor einigen Jahrhunderten drohte das Prinzip: „cujus regio ejus religio" die europäische Zivilisation in den Abgrund zu stürzen. Da gaben die zivilisierten Staaten diesen ausgesprochen territorialistischen Grundsatz auf und ordneten die konfessionellen Dinge personalistisch: jeder Erwachsene erklärte frei und unbeeinflußt, zu welcher der bestehenden Konfessionen er sich rechne. Diese so zusammengesetzten Personenkreise bildeten Korporationen mit gewissen öffentlichen Rechten, namentlich mit dem Recht, ihre Zugehörigen für ihre Zwecke zu besteuern. Seitdem herrscht zwischen den Konfessionen ein Zustand, der vielleicht noch kein idealer ist, der aber jedenfalls den Zusammenhalt der Staaten nicht mehr bedroht.

Geradeso sollte man, das ist die Meinung der Vorkämpfer der nationalen Autonomie, auch die Sprachen- und Kulturfrage ordnen.

Auch die Nationalitäten, das gilt natürlich nur für gemischtsprachige Gebiete, in einsprachigen kommen Territorialitäts- und Personalitäts-Prinzip auf dasselbe hinaus — sollten öffentlich-rechtliche Korporationen sein, zusammengesetzt aus denjenigen Erwachsenen des Landes, die auf Grund freien, unbeeinflußten Entschlusses ihre Zugehörigkeit erklärt haben und sich in die „Matriken" der betreffenden Sprach- und Kulturgemeinschaft haben eintragen lassen. Auch diese Korporationen sollen die Angelegenheiten ihrer Sprache und Kultur autonom im Rahmen allgemeiner, vom Staate für alle Nationalitäten gleichmäßig erlassener Vorschriften regeln; zu ihren Kompetenzen gehört vor allem das Schulwesen von der

Digitized by Google

Volksschule bis zu den Hochschulen, die Pflege der nationalen Sonderkultur in Museen, Theatern usw. und die Rechtshilfe bei Prozessen ihrer Zugehörigen vor Gerichten mit anderer Sprache. Und schließlich sollen auch diese Korporationen das Steuerrecht für ihre Zwecke besitzen.

Es erscheint auf den ersten Blick sonderbar, die Nationalität durch freien Willensakt statt durch objektive Kennzeichen bestimmen zu lassen. Und doch zeigt ein auch nur ein wenig tieferes Hinschauen, daß das schon heute die unbewußt herrschende Praxis ist. „Nationalität" bedeutet längst nicht mehr Rassen- und Blutgemeinschaft, sondern Sprach- und Kultur- und insofern Interessen-Gemeinschaft. Professor Lucas sagt: „Wenn die Rechtsordnung von der Existenz der Volksstämme im Staate Notiz nimmt, so tut sie es deshalb, weil diese sozialen Gebilde zugleich wichtige Interessenverbände darstellen. Nun ist es eine soziale Erfahrungstatsache, daß diese nationalen Interessenverbände jeden als Mitglied willkommen heißen, der sich mit ihren nationalen Sonderinteressen identifiziert, und das auch dann, wenn der Betreffende, vermöge seiner ganzen Vergangenheit, soziologisch zweifellos einer fremden Nationalität angehört. Es genügt, daß er durch Wort oder Tat seinen Willen zu erkennen gibt, er wolle jenem anderen nationalen Interessenverband angehören. Die soziale Einrichtung der nationalen Kooptation liefert nun der Rechtsordnung einen geeigneten Anhaltspunkt dafür, wie sie die nationale Zugehörigkeit des Individuums bestimmen kann: Es ist gesetzgebungspolitisch vollkommen gerechtfertigt, wenn die Rechtsordnung die Nationalität des Individuums einfach dadurch als gegeben ansieht, daß das Individuum durch eine ausdrückliche Erklärung oder durch konkludente Handlungen — soziales Verhalten — seine Zugehörigkeit zu dem betreffenden Volksstamme deklariert." (Jahrb. d. öffentl. Rechts, 1908, S. 398 f.)

Das ist die Auffassung der gesamten modernen Soziologie.

Eine Ordnung des Nationalitätenstreites auf dieser Grundlage verspricht, wenn nicht den Frieden, so doch eine ausreichende Befriedung und Befriedigung der Nationen zu bringen. Wie die Ordnung im einzelnen beschaffen sein soll, darüber wird man verschiedener Meinung sein können. Nur eins muß feststehen: man darf nicht den Nationalitäten, wie es in Österreich mehrfach geschehen ist, nur Rechte geben, sondern man muß an die Rechte auch Pflichtenfolgen knüpfen. Gibt man pflichtenlose Rechte, so eröffnet man natürlich allen möglichen nationalhetzerischen Schikanen Tür und Tor, während die Verpflichtung, für die begehrten nationalen Konzessionen mit dem eigenen Geldbeutel einzutreten, wohltätig dämpfend auf die nationalistische Weißglut einwirken wird.

Was aus Polen werden wird, wissen wir heute noch nicht. Aber mag aus dem unglücklichen Lande werden was immer, eine Provinz, ein Kronland, ein autonomes Staatswesen: die Staatsmänner, die ihm seine Verfassung geben, haben alle Veranlassung, das Nationalitätenrecht dieses gemischtsprachlichen

Digitized by Google

Gebietes nach dem Stande der neuesten und besten Erkenntnis zu ordnen. Sind diese Staatsmänner Nicht-Polen, so haben sie zu erwägen, daß das Land einen Deich gegen die überquellende Flut des aggressiven, auf lange Zeit hinaus noch asiatischen Russentums sein soll; und daß sie die Quadern dieser Schutzwehr mit dem festesten Mörtel verbinden müssen, über den die Kunst des Staatsbaumeisters heute verfügt. Da sie jedenfalls keine Russen und Engländer sein werden, so werden sie hoffentlich die Maxime „divide et impera" nicht zum Kanon ihres Vorgehens machen; sie werden nicht darüber nachdenken, wie man in künftigen Zeiten das Land durch die künstlich gesäete Zwietracht seiner Einwohner um so besser beherrschen könne — sondern sie werden dafür Sorge tragen, daß alle Einwohner des neuen Landes sich als seine in Not und Tod ergebenen Bürger fühlen können, weil ihnen ihr Recht in allen Dingen gewährleistet ist, die dem Menschen teuer sind und teuer sein sollen: Heimat, Sprache, Sitte und Glauben!

Wenn aber diese Staatsmänner Polen sind, so sollten sie den edlen Ehrgeiz haben, auf dem freien Felde, das ihnen endlich, nach so langen Leiden, ein günstiges Schicksal darbietet, das vollkommenste Gebäude zu errichten, das die Welt bisher kannte. Man hat den Polen oft die „staatsbildende Fähigkeit" abgesprochen; wir glauben nicht an diese böswillige Fabel. So gut wie die Polen in Preußen und in Russisch-Polen einen starken, gesunden Mittelstand haben entwickeln können, trotzdem man auch ihnen die Fähigkeit dazu absprach, so gut werden sie auch ein kräftiges Staatswesen aufbauen und erhalten können, wenn es von vornherein auf gesunder wirtschaftlicher und sozialer Grundlage angelegt wird. Dazu gehört aber, daß auch die Sprachen- und Kulturfragen zweckmäßig geordnet werden, die anders leicht zu Keimen schwerer Zerwürfnisse und innerer Krisen werden könnten. Vestigia terrent! Die Polen Rußlands haben die Methode gewaltsamer Entnationalisierung schaudernd am eigenen Leibe kennen gelernt — und die Polen Österreichs haben erfahren, wohin die Methode der kleinen Konzessionen, des Taaffeschen „Fortwurstelns" führt.

Je nachdem die Grenzen des neuen Gemeinwesens gezogen werden, werden sich die Polen polnischer Sprache und Kultur mit Deutschen, Lithauen, Letten, Weißrussen und Ukrainern — und in jedem Falle mit Juden abzufinden haben. Sie alle gilt es, zu „Polen im politischen Sinne" zu machen, zu tiefgetreuen Söhnen des Landes, zu tiefergebenen Bürgern des Staates, zu heimatfrohen Anhängern seiner Kultur. Dazu aber kann es kaum ein schlechteres Mittel geben, als sie gewaltsam zu „Polen im sprachlichen Sinne" machen zu wollen. Mag die polnische Sprache mit ihrer starken und reichen Literatur, mag die polnische Kunst mit ihrer innigen Kraft und hohen Schönheit in friedlichem Wettbewerb um ihre Seele ringen: wenn die polnische Kultur stärker ist als die Wettbewerber, so wird sie siegen! Aber freilich: Wettbewerb und keine Ver-

Digitized by Google

gewaltigung! Sie widerstreitet nicht nur der Gerechtigkeit, die trotz alledem die Grundlage der Reiche bleibt, sondern sie verfehlt auch mit Sicherheit ihr Ziel: sie schafft Zwietracht und innere Schwäche, die kein Land der Welt in den nächsten Jahrzehnten weniger wird brauchen können, als — Polen, der Grenzwall Europas gegen Asien. „Kraft der Autonomie", sagt Renner, „muß sich bald ein edler Wetteifer zwischen den Nationen einstellen, der die sprachliche Mischung der Bevölkerung zu einem ständigen Anreiz der kulturellen Hebung macht und den Fluch des Nationalitätenhaders in Segen verwandelt."

Die Polen sind seit 50 Jahren die herrschende Nationalität im österreichischen Galizien gewesen, herrschend im alten Sinne, wie etwa die Magyaren die herrschende Nationalität Ungarns sind. Und dennoch haben sie sich durch Verhältnisse, die stärker waren als ihr nationaler Partikularismus, gezwungen gesehen, den Ukrainern Ostgaliziens nach erbitterten Kämpfen ein Stück nationaler Autonomie einzuräumen, und zwar durch ein merkwürdiges Kompromiß mit dem Territorialprinzip, d. h. durch die künstlichste Wahlkreisgeometrie der Welt, die den Ukrainern eine Anzahl ganz oder fast ganz von ihren Sprachgenossen bewohnter Wahlbezirke herausschnitt. Ein schwerfälliges Kompromiß, das gewiß nicht auf die Dauer halten wird, das die Ukrainer sicherlich nur als Abschlagszahlung angenommen haben. Aber doch ein Kompromiß, doch im Grundsatz der Verzicht auf die Stellung als „herrschende" Nationalität!

Wenn jetzt „Polen" viel größer wird: warum nicht sofort bewilligen, was zuletzt doch wird bewilligt werden müssen? Warum nicht durch sofortige Einführung des ebenso gerechten wie einfachen Grundprinzips des Personalismus künftigen bitteren Zwistigkeiten vorbeugen, und sich dadurch sofort dasjenige sichern, was dem Polentum zweifellos zukommt: die Stellung zwar nicht als *herrschende*, wohl aber als *führende* Nationalität? Selbst wenn sie völlig frei schalten und walten könnten, selbst wenn die Sieger über den Zarismus nicht mitreden dürften oder wollten, sollten die Polen den übrigen mit ihnen lebenden Sprachgemeinschaften willig gewähren, aus ihrem wohl verstandenen Eigeninteresse ebenso wie aus ihrem Staatsgefühl heraus gewähren, was sie an nationaler Autonomie brauchen, um sich in dem neuen Gemeinwesen heimisch und glücklich zu fühlen.

Nun, das wird ja wohl auch in Hinsicht auf die Ruthenen und die Deutschen reichsdeutscher Herkunft, vielleicht auch auf die Lithauer, Weißrussen usw. geschehen. *Soll man es auch den Juden gewähren?*

Daß diese Frage nicht so ohne weiteres mit einem Achselzucken abgetan werden kann, dafür spricht nicht nur der seit Jahren mit Kraft und immer erneutem Nachdruck kundgegebene Wille weiter jüdischer Kreise des Ostens dort, wo sie überhaupt die Möglichkeit hatten, ihren Willen auszusprechen, also in Galizien; sondern dafür spricht auch der Vorschlag des Bukowinaer Landtages, den Juden

Digitized by Google

e fünfte Wahlkurie zu geben, und das Votum bedeutender Sachkenner. ernatzik z. B. erkennt ausdrücklich an, „daß die Judenfrage im Osten sehr stark ne nationale ist."

Warum hat die österreichische Regierung den Antrag des Verfassungsentwurfes r Bukowina abgelehnt und den Juden die eigene Kurie versagt? Weil sie auf m Standpunkt steht, die Juden seien nichts als eine Religionsgemeinschaft!

Hier spielt einmal wieder das „verräterische Wort" seine verhängnisvolle olle. Hier sind sachliche Unterscheidungen am Platze, die vielleicht wie Spitzndigkeiten ausschauen, die aber bitter nötig sind, soll nicht Unheil entstehn.

Die österreichische Regierung hatte vollkommen Recht, wenn sie sich auf den tandpunkt stellte, „die" Juden seien nichts als eine Religionsgemeinschaft. Die", d. h. alle Juden sind in der Tat nichts anderes! Es gibt Juden in st allen Ländern der Welt, und gewiß in allen Landesteilen Österreichngarns; was sie sämtlich zu Juden macht und als Juden verbindet, ist nichts s ihr religiöses Bekenntnis.

Aber das stand hier gar nicht in Frage! Sondern ein anderes. Diese Juden hören unzähligen Sprach- und Kulturgemeinschaften an, jeder der seines ohngebietes. Diese Angehörigkeit, nicht die Religionsangehörigkeit, steht ier zur Erörterung und fordert Maßnahmen je nach den Verhältnissen.

In allen Ländern Westeuropas, auch in Westösterreich, leben die Juden als inzige Minderheit, sprechen die Sprache des Landes, unterliegen den Einüssen seiner besonderen Kultur, haben die Tracht, die gesellschaftlichen Gewohnheiten, die Sitten und Anschauungen ihrer christlichen Umgebung angenommen. Mögen sie auch in einzelnen Fällen — die immer seltener werden — och der allerstrengsten religiösen Observanz angehören; — und mögen sie in m Teil berechtigter Auflehnung gegen den Druck, der auf ihnen lastet, ihre nationale Eigenart" mit noch so großem Nachdruck betonen: sie sind dennoch m großen Teil völlig, zum kleinen Teil viel weiter und tiefergreifend assimiliert", als sie es sich selbst und anderen eingestehen wollen. Was sie usammenhält, ist in der Tat kaum mehr als das Band der Religion; ein Teil ag mit Stolz das Gefühl seiner Abstammung von einem alten, durch die Zuchtwahl unsagbarer Leiden hochgezüchteten Stamme pflegen: das macht sie noch icht zu einer „Nationalität" im heutigen Sinne des Wortes; denn trotz seiner tymologischen Herkunft von „natus" heißt Nationalität für den modernen Soziologen und Staatsmann: eine soziale Gruppe, die durch den Kitt gemeinamer Interessen an einer Sprache und ihrer Kultur zusammengehalten wird. Dieser Kitt existiert für die Juden Westeuropas n i c h t, trotz gewisser Velleitäten ener winzigen Gruppe des jungen „nationalen" Westjudentums, die mit dem Gedanken einer Renaissance der hebräischen Sprache spielen (wir reden hier nicht von Palästina, wo das Hebräische seine Berechtigung haben mag, sondern

Digitized by Google

eben von Westeuropa); was wir hier lächelnd erleben, ist nichts als ein typischer Fall dessen, was Gabriel Tarde „imitation par opposition" nannte, das im Spiegel des gekränkten Selbstbewußtseins umgekehrte Bild des Rassen-Antisemitismus.

Kein vernünftiger Mensch wird auf den Gedanken kommen, für diese in der Diaspora lebenden, in allem, worauf es hier ankommt, völlig assimilierten Juden die sprachliche Autonomie zu verlangen. Ebensogut könnte man sie für die Anhänger des Esperanto oder Ido fordern. Ja, sogar in dem nicht denkbaren Fall, daß man es grundsätzlich zugestehen wollte, würde sich sofort herausstellen, daß das subjektive Kriterikum völlig fehlt, das wir als das entscheidende erkannt haben: der eigene freie Wille! Ein Versuch in Deutschland zum Beispiel, oder Frankreich oder England, ja sogar in Westösterreich, wo die Juden dem Osten noch — räumlich und geistig — näher stehen, würde zweifellos zeigen, daß, vielleicht mit Ausnahme einiger junger Hitzköpfe, niemand für eine gesetzliche Absonderung zu haben ist. Man könnte die jüdische Matrik ruhig eröffnen: sie würde so gut wie leer, und der so geschaffene „Personalverband" lächerlich ohnmächtig bleiben — und die Lächerlichkeit würde das Unternehmen alsbald töten. Aber, wie gesagt, das Experiment ist gar nicht erforderlich. Kein Vertreter des Autonomieprinzipes, nicht einmal Renner, der es am weitesten entwickelt hat, verlangt für sprachlich-einheitliche Bezirke die personale Regelung. Wo nur eine Sprache herrscht oder wo nur ganz kleine Minderheiten in ein einheitliches Sprachgebiet eingesprengt sind, ist die territoriale Regelung selbstverständlich; sie ist ja gleichzeitig auch die personale, weil alle Individuen einer einzigen Sprachgemeinschaft angehören. Und das gilt eben für alle Teile Westeuropas, in denen Juden leben.

Ganz anders liegen die Dinge im Osten, namentlich in Polen. Hier bilden die Juden sehr stattliche Minderheiten der Gesamtbevölkerung: in Kongreßpolen z. B. rund ein Siebentel gegen kaum ein halbes Hundertstel in Deutschland; und sie haben in vielen städtischen Siedlungen die Mehrheit, die bis zu 95 Prozent der Bevölkerung aufsteigt. Und jene stattlichen Minderheiten sind nur zum allerkleinsten Teile assimiliert. Die übrigen sprechen ihre eigene Sprache, tragen ihre eigene Tracht, haben ihre eigenen Sitten und Gewohnheiten und ihre eigene Mentalität, d. h. ihre eigene Art, die Welt aufzufassen und die Dinge zu bewerten, ihre eigenen Ideale, Neigungen und Antipathien. Und darum ist in der Tat „die Judenfrage im Osten sehr stark eine nationale".

Soll man nun daraufhin den Juden Polens die gleiche Autonomie verleihen wie den übrigen Sprach- und Kulturgemeinschaften?

Ja und nein! Nein, wenn man die Juden als Religionsgemeinschaft ins Auge faßt! Es wäre ein unerträglicher Despotismus, wollte man die immerhin zahlreichen Bekenner der jüdischen Religion, die polnisch assimiliert sind, die aus

Digitized by Google

freiem Willen für das Polentum optiert haben, zwangsweise in die jüdische Matrik eintragen, nur weil sie in einem hier gar nicht in Betracht kommenden Sinne, im religiösen Sinne, „Juden" sind. Niemand hätte stärker gegen eine solche Gewalttat zu protestieren, als wir deutschen Juden. Und das gleiche muß selbstverständlich für diejenigen Bekenner des jüdischen Glaubens in Polen gelten, die für die deutsche, oder lithauische oder ruthenische „Nationalität", d. h. Sprach- und Kulturgemeinschaft, optiert haben. Ihr freier Wille allein hat zu entscheiden; er allein konstituiert die „Nationalität". Und jeder Versuch von jüdisch-nationaler Seite, solche Elemente wider Willen in ihre Reihen zu pressen, wäre ein ebenso verwerflicher Übergriff, wie etwa der Versuch der Polen, die Nicht-Assimilierten mit Gewalt zum polnischen Sprachtum zu bekehren.

Wenn aber eine ausreichende Zahl von Juden ihren Willen dahin ausdrückt, eine eigene Sprach- und Kulturgemeinschaft bilden zu wollen, so verlangt das gleiche Prinzip der Gerechtigkeit, daß man diesen Willen anerkennt und in gesetzmäßiger Form zum Ausdruck bringt.

Wir sagen ausdrücklich: wenn! Wir haben gute Gründe zu vermuten, daß die Juden Russisch-Polens bei freier Wahl in großer Anzahl sich in die jüdischen und nicht in die polnischen oder deutschen Matriken eintragen lassen würden mit der Absicht, ihre Kinder mindestens in der Volksschule in ihrer Muttersprache, dem „Jargon", unterrichten zu lassen (wobei es übrigens eine Selbstverständlichkeit ist, daß polnisch und deutsch Unterrichtsgegenstände erster Ordnung, und vielleicht sogar in gewissen Klassen und Zweigen Unterrichtssprache sein werden). Wir sagen: wir haben gute Gründe, es zu vermuten. Wissen können wir es nicht! Denn diese Bevölkerung hat bisher nicht die Möglichkeit gehabt, und kann auch jetzt noch nicht den Mut haben, zu sagen, was sie will und wünscht. Vielleicht täuschen wir uns; vielleicht strömen die Juden Russisch-Polens in hellen Haufen der polnischen und deutschen Matrik zu, trotz der mannigfachen engen Bindungen zwischen ihrer jetzigen Mundart und ihrer Religion. Das würde uns ebenso recht sein, wie wenn das einträte, was wir erwarten — aber nicht etwa wünschen; wir wünschen nur die Freiheit des Entschlusses —, daß die große Mehrheit sich in die jüdische Matrik eintragen läßt.

Wir können ebensowenig wissen, was aus dem „Jargon" einmal werden wird. Vielleicht bleibt er als Verkehrsdialekt bestehen, vielleicht wird er zu einer Hausprache, wie das Schwyzer Deutsch, vielleicht verschwindet er ganz, und die Juden Polens sprechen in einiger Zeit alle deutsch oder polnisch, oder zum einen Teile deutsch, zum anderen polnisch, oder sind zum großen Teile oder ganz zweisprachig, wie die meisten Schweizer der Mittelklasse, beherrschen das polnische und deutsche in gleicher Weise. Jeder dieser Ausgänge ist uns gleichmäßig recht, wenigstens so weit wir Politik vom Standpunkt des neuen polnischen Gemeinwesens und seiner Juden aus treiben. Daß ich persönlich als Angehöriger der

Digitized by Google

deutschen Sprach- und Kulturgemeinschaft wünsche, daß der Hauptteil der Juden ihr gewonnen wird, ist eben eine persönliche Angelegenheit, die sachlich um so mehr aus dem Spiele bleiben kann, als ich jeden Druck nach dieser Richtung hin ebenso verwerfe, wie nach irgendeiner anderen.

So kommen wir denn schon aus Gründen der Gerechtigkeit zu dem Schlusse, daß eine jüdische Matrik so gut eingerichtet werden muß, wie eine deutsche, lithauische, ruthenische usw., je nach der Ausdehnung des neuen polnischen Gebietes. Eine Matrik, in die die Juden des Gebietes das Recht, aber durchaus nicht die Pflicht haben, sich einzutragen; jedem soll es frei stehen, sich irgendeiner anderen Gemeinschaft mit allen ihren Rechten und Pflichten auf sprachlich-kulturellem Gebiet anzuschließen, wie auch theoretisch jeder Nicht-Jude, d. h. jeder Angehörige einer anderen Religionsgemeinschaft das Recht haben muß, der jüdischen Matrik beizutreten — ein Recht, das allerdings kaum jemals beansprucht werden wird. Im übrigen soll man niemals „niemals" sagen: es hat Dissidenten germanischen Stammes in Preußen gegeben, die unter dem Drucke der Schulbehörde ihre Kinder in den jüdischen Religionsunterricht schickten, um dem Wortlaut der Verordnung zu genügen.

Selbstverständlich muß die Eintragung in die Matriken durch eine unparteiische Behörde unter Fernhaltung jedes illegitimen Einflusses von irgendeiner Seite her erfolgen. Dem freien Willen des Einzelnen darf kein Eintrag geschehen, weder von der Gruppe, die er verlassen will, noch von einer anderen, die ihn gewinnen möchte. Es wäre sehr zu empfehlen, wenn in dem so lange mißverwalteten, von allen nationalen Leidenschaften verhetzten Lande die Aufstellung der Bürgerlisten, der Grundlage aller staatlichen und nationalen Ordnung, noch vor der Freigabe der Selbstverwaltung, und zwar durch die Verwaltungsbehörden der siegreichen Staaten, als Maßnahme der Okkupation erfolgte. Dann mag in gewissen Fristen, etwa zur Zeit jeder Volkszählung, der Übertritt aus einer Sprachgemeinschaft in eine andere jedem Bürger offen stehen.

Ist diese Regelung offenbar gerecht und entspricht sie dem kategorischen Imperativ, so ist sie ebenso offenbar im gegenwärtigen Zeitpunkt die einzig praktische, ja, fast die einzig mögliche Lösung der Frage. Denn die beiden anderen denkbaren Lösungen sind offenbar nur unter schweren Schäden praktisch möglich. Hätten die Polen die Macht, sofort die polnische Zwangsvolksschule für die jüdischen Kinder einzuführen, so würden sie an den beiden schultechnischen Unmöglichkeiten scheitern müssen, daß es nicht genug jüdische Lehrer polnischer Zunge gibt — und christliche würde die orthodoxe Masse unbedingt ablehnen —; und daß die Kinder, die die Sprache nicht verstehen, dem Unterricht nicht folgen könnten. Die Polen können nicht gut selbst das ins Werk setzen, was ihnen in Posen und Westpreußen Grund zu den bittersten Beschwerden gegeben hat. Selbst die polnische Zwangsschule für Judenkinder müßte wenigstens auf der Unterstufe das „Jiddische" als Unterrichtssprache einführen.

Digitized by Google

Wenn aber die Polen wirklich die Absicht haben sollten, eine so unsinnige und ungerechte Schulpolitik zu beginnen, so würden sie voraussichtlich die Macht dazu nicht haben. Der Jargon ist ein deutscher Dialekt; jeder Jude versteht deutsch, und fast jeder weiß sich dem Deutschen verständlich zu machen. Keine deutsche Regierung, und sei sie selbst aus lauter Rassen-Antisemiten zusammengesetzt, kann es verantworten, eine Masse von Millionen Sprachverwandter, wenn auch nicht Sprachangehöriger, einem fremden Sprachtum gewaltsam dort zutreiben zu lassen, wo sie die Macht hat, es zu verhindern. Ganz abgesehen von allen idealeren Gesichtspunkten verbietet schon die Rücksicht auf den deutschen Handel, der dieser Millionen von Pionieren im Osten und Südosten jetzt, nach der Unterbrechung so vieler Absatzwege über See, noch viel weniger entraten kann als früher; — und verbietet die Rücksicht auf die unbedingte Notwendigkeit des Deutschen als Armeesprache der deutschen Reichsregierung eine solche Politik. Jeder Offizier, der im Osten gekämpft hat, weiß daß ohne die jüdischen Soldaten im österreichischen Heere die Verständigung zwischen den Vorgesetzten und den Mannschaften einerseits und der Bevölkerung anderseits noch viel mangelhafter gewesen wäre. Sie sind mit ihrer Vielsprachigkeit die geborenen Vermittler und Dolmetscher und für die Wehraufgabe schlechthin unentbehrlich, auch vom österreichischen Standpunkt aus.

Das wäre also das eine Extrem! Das andere wäre, daß die deutschen Behörden die Judenkinder zwangsweise in deutsche Volksschulen beorderten. Hier wären die schultechnischen Bedenken viel geringer, da die Sprachen so nahe verwandt sind, daß die Kinder einem Unterricht folgen könnten, der in einem nur etwas nach heimischer Art betonten und gefärbten Hochdeutsch erteilt würde. Da man sich fürs erste noch der jüdischen Lehrer (der Melambim) und der bestehenden Chederschulen bedienen müßte, bis ein von seminaristisch gebildeten Lehrern in modernen Schulgebäuden geleitetes Schulwesen eingerichtet werden kann, würde eine solche Regelung überdies nicht viel mehr bedeuten, als daß eine Zeitlang die Unterrichtssprache zwar deutsch heißt, aber jiddisch ist.

Was aber schultechnisch vielleicht möglich ist, unterliegt politisch den allerschwersten Bedenken. Die Polen (im sprachlichen Sinne) würden mit Recht behaupten — was sie schon jetzt zuweilen sagen —, daß die deutsche Regierung die Juden benutzen will, um Polen zu „germanisieren". Es würde eine Erbitterung entstehen, die dem notwendigen Streben der verbündeten Regierungen, Polen als Grenzfeste gegen Rußland mit sich verbündet zu wissen, schnurstracks entgegenwirken müßte. Das aber wäre vom Standpunkt der deutschen und österreichischen Politik schwer zu bedauern. Und diese ganze Erbitterung würde sich zunächst, im Inneren, auf das Haupt der Juden entladen, in gesellschaftlicher Achtung, im wirtschaftlichen Boykott und vielleicht sogar in schlimmerem.

Medio tutissimus ibis! Auch rein praktisch bleibt, so scheint es uns, kein

Digitized by Google

anderer Weg als der von uns vorgeschlagene. Wenn man ihn gehen wird, so wird das Land Millionen treuer, ergebener Bürger voller Heimatliebe und Heimatstolz gewinnen, echte, unzweifelhaft „nationale Polen" im politischen Sinne des Wortes. Und wahrscheinlich werden sowohl die polnischen wie die deutschen Sprach- und Kulturgemeinschaften gleichmäßig gewinnen; denn die Juden werden in ihrer Mehrzahl beide Sprachen sprechen. Und werden auf diese Weise die Sendung erfüllen, zu der ihr Ahasverusgang über die Welt sie — vielleicht neben anderen Sendungen — bestimmt hat: Mittler zu sein zwischen der Kultur Deutschlands und des Westslawentums.

J. L. Perez: Frieden.

Jizchok-Leib Perez, der bedeutende jiddische Dichter, ist in Warschau April 1915 gestorben. Beim Leichenzug, an dem über hunderttausend Menschen teilnahmen und der auf Anordnung der russischen Polizei durch die engsten Gassen gehen mußte, wurde der Sarg mit Steinen beworfen.

Ich fürchte den Frieden, vor Stille habe ich Todesangst.

Frieden ist unter den Dieben, wenn sie auf Arbeit ausgehen. Dann schließen sie Frieden mit der finsteren Nacht und zünden kein Licht an. Sie schließen Frieden mit jeder Wolke, die am Monde vorüberzieht und ihn verdunkelt. Sie schließen Frieden selbst mit dem Hofhund und werfen ihm ein Stück Fleisch vor, damit er hübsch friedlich bleibt.

Versuch aber einmal, die ungebetenen Gäste still und friedlich zu vertreiben! Da mußt du Licht anzünden, das Hausgesinde wecken und großen Lärm machen!

Frieden und Stille sind auf dem Friedhof. Geräuschlos nagen die Würmer an den toten Leibern. Still umklammert das Moos die alten Grabsteine und zieht sie in die Erde hinunter. Friedlich nährt sich das dünne Bäumchen vom Saft der Gräber ... Wenn du aber die Toten auferwecken willst, ist es aus mit dem Frieden: da mußt du stoßen in die Posaune des Messias!

Still sind Nacht und Tod ...

Frieden ist oft ein starker Versucher und böser Geist. Ich meine ein warmes Zimmer, einen weichen Lehnstuhl, bequeme Pantoffeln und eine seidene Schlafmütze. Denn willst du all das erlangen, so darfst du nicht auf dem geraden Wege bleiben. Du mußt sogar ... nein, ich schweig lieber! Muß ich denn die Wahrheit sagen? Und was schadet auch eine kleine Lüge, wenn es sich um den lieben Frieden handelt? Und wenn es sogar eine große Lüge ist, so eine recht angenehme Lüge? Die Menschen lieben ja, wenn man sie belügt, die armen, unglücklichen Menschen ... Und so sinkt man immer tiefer und tiefer, bis man schließlich die verruchteste Hand drückt, den verlogendsten Mund küßt und mit dem größten Hallunken zusammengeht.

Frieden ist etwas Schreckliches, Frieden ist die Lüge selbst. O nein, ich will nicht um Frieden beten!

(Deutsch von Alexander Eliasberg.)

Digitized by Google

Einwanderungsbeschränkung der Ostjuden.

Von Justizrat Dr. M. J. Bodenheimer in Köln.

In der jüngsten Zeit haben Geheimer Regierungsrat Fritz und Dr. Wolfgang Heinze das Problem einer drohenden Masseneinwanderung von Juden nach Deutschland behandelt. Beide Schriftsteller erblicken in einer Zuwanderung jüdischer Proletariermassen eine besondere Gefahr. Sie fordern Normativbestimmungen nach amerikanischem Muster zur Einschränkung der Einwanderung und empfehlen schließlich als Hilfsmittel die Unterstützung der zionistischen Siedlungsbestrebungen in der Türkei.

Vergleiche Fritz: „Die Ostjudenfrage, Zionismus und Grenzschutz" (Lehmanns Verlag, München 1915), Seite 39:

„Unsere deutschen Juden sollten bestrebt sein, mit uns eine Lösung der kommenden Ostjudenfrage zu sichern, nicht auf dem Wege eines neuen Goluth, einer Zerstreuung unter andere Völker, vor allem nicht auf dem Wege einer schrankenlosen Zulassung in unser Deutsches Reich, sondern auf dem ihrer möglichst geschlossenen Siedlung im Sinne der Zionisten." a. a. O. Seite 44.

Dr. Wolfgang Heinze (Preuß. Jahrbücher, Okt. 1915) läßt dagegen die Möglichkeit offen, durch Besserung der Lage der Ostjuden in ihrem Lande selbst der Gefahr einer Einwanderung nach Deutschland zu begegnen. Er sagt am angegebenen Orte Seite 117:

„Die von unseren Gegnern so gern gespielte dankbare Rolle des Anwalts der Völker sollte auch Deutschland liegen. Das weite russische Reich mit seinen großen ungehobenen Bodenschätzen und seinem außerordentlich schnell wachsenden Wohlstand müßte den durch Geschäftsgewandtheit, Bildung, Tatkraft und Weltanschauung der heimatlichen Bevölkerung überlegenen Juden als ideales Ausbeutungsfeld erscheinen, wenn sie von ihren lästigen Fesseln gelöst werden. Besäßen sie wirtschaftlich unbeschränkte Freizügigkeit und Gewerbefreiheit, dann würden sie wohl sagen: „ubi bene ibi patria" und im Lande bleiben."

Dieser von Heinze nur flüchtig angedeutete Gesichtspunkt dürfte aber für die Regelung der Ostjudenfrage der allein maßgebende sein. Zunächst ist es verkehrt und ungerecht, die Frage der Einwanderung der Ostjuden nach Deutschland gesondert von dem Problem der übrigen Einwanderung aus dem Osten zu behandeln. Die einwandernde slawische Bevölkerung ist ebenso rassefremd und steht mit ihrem gewaltigen Prozentsatz von Analphabeten auf einem noch niedrigeren Kulturniveau als die Juden, die wenigstens zumeist in ihrer eigenen Sprache lesen und schreiben können. Wenn man also die Grenzen gegen eine unerwünschte Einwanderung schließen will, so kann von vornherein keine Rede davon sein, dies auf dem Wege einer Ausnahmegesetzgebung gegen die Ostjuden zu versuchen.

Digitized by Google

Die erhöhte Stellung, die Deutschland nach einem siegreichen Krieg in der Welt einnehmen wird, legt ihm auch größere Pflichten auf. Die neu entstehenden nationalen Probleme dürfen nicht von dem Standpunkt nationaler Selbstherrlichkeit oder des Eigennutzes gelöst werden, sondern nur von dem des allgemeinen Wohles und der ausgleichenden Gerechtigkeit. Bei der Einwanderungsfrage muß neben dem deutschen Gesichtspunkt auch die Notlage ins Auge gefaßt werden, das treibende Motiv, das die Massen aus ihrer Heimat hinausdrängt. Niemand möge glauben, daß der Ostjude seine Heimat nicht liebt, daß er nicht mit tausend Seelenfäden an das Land geknüpft ist, in dem er geboren und erwachsen ist. Trotz seiner sozialen Bedrängnisse und politischen Knechtung bleibt er in dem kleinen Städtchen, solange ihn nicht polizeiliche Willkür zwingt, seine Hütte zu verlassen. Wenn er schließlich in bitterster Not zum Wanderstabe greift, ist es eine merkwürdige Erscheinung, daß er sich nur selten nach den benachbarten Ländern wendet. Erklärlich ist diese Tatsache ohne weiteres im Gebiet des Deutschen Reiches, wo mannigfache Hindernisse einer Ansiedlung der Ostjuden im Wege stehen. Der wirkliche Grund dieser Erscheinung wird aber erst deutlich, wenn wir die Wanderziele des galizischen Juden ins Auge fassen, der durch wirtschaftliche Not und politische Unterdrückung ebenfalls zur Auswanderung aus seiner Heimat genötigt ist. Es ist bezeichnend, daß nur ein geringer Teil der Auswanderer sich nach dem Westen der Habsburgischen Monarchie wendet, aber der größere Teil nach den Ghettis von Paris, London und Nordamerika. Zwei Gründe sind hierfür entscheidend: die den Ostjuden unfreundliche Gesinnung der Bevölkerung dieser österreichischen Länder und der Mangel einer Umgebung, die ihnen zunächst die Beibehaltung ihrer Sprache und ihrer kulturellen und religiösen Eigenart gestattet. Dieses Milieu finden sie in den großen Hauptstädten Westeuropas und vorzüglich in Nordamerika, wohin sich seit Jahrzehnten die Welle der östlichen Wanderung wendet. Diese Tatsache ist zugleich der beste Beweis, welchen Wert die auswandernden Ostjuden auf die Beibehaltung ihrer Sprache und Sitten legen. Sie zeigt aber auch, daß diese einer wirtschaftlichen und moralischen Hebung nicht hinderlich ist, die sich vielmehr in den Einwanderungsländern der Ostjuden überraschend schnell vollzieht. Ein Blick auf den wirtschaftlichen und sittlichen Stand der jüdischen Bevölkerung erklärt zum Teil, warum eine Einwanderung von Ostjuden nach Deutschland manchen unerwünscht ist. Der Unterschied von der polnischen Auswanderung besteht darin, daß es sich um städtisches Proletariat handelt, das nach einer dauernden Niederlassung in den Einwanderungsländern strebt. Die Polen sind vorwiegend ein bäuerliches Element, das zur Saisonarbeit nach Deutschland kommt und den Winter in seiner Heimat verbringt. Zum Teil bilden sie die Reservearmee der deutschen Bergarbeiterschaft in den Kohlengebieten. Ob diese polnische Einwanderung erwünscht ist, lasse ich dahingestellt. Der Unterschied besteht darin, daß die Polen ihr wirtschaftliches

Digitized by Google

und kulturelles Niveau nur langsam heben. Bei den jüdischen Auswanderern aus dem Osten vollzieht sich der wirtschaftliche Aufstieg zumeist überraschend schnell, während der Bildungszustand sich erst in der folgenden Generation der Umgebung und der gehobenen wirtschaftlichen Stellung anpaßt. Hierdurch entsteht ein Übergangszustand, der in kultureller und moralischer Hinsicht unerfreulich ist, besonders, wenn diese Elemente einen maßgebenden Einfluß auf spezifisch deutsche Kulturbestrebungen auszuüben suchen. Die Hebung der jahrhundertelang unterdrückten, vielfach geistig und sittlich verarmten Masse des Ostens kann daher nicht durch eine Einwanderung in Deutschland erfolgen, sondern muß im Lande ihrer gegenwärtigen Siedlung selbst versucht werden. Man schaffe diesen unglücklichen Juden des Ostens endlich einmal ein sicheres Wohnrecht, Gewerbefreiheit, freie Bahn für Schule und Bildung, politische Gleichberechtigung, Schutz ihrer kulturellen Eigenart und ihrer Sprache, so wird man sehen, daß dieses Volk nicht im entferntesten daran denkt, seine Heimat zu verlassen.

Es ist merkwürdig, wie schwer es dem Westeuropäer wird, sich vorzustellen, daß die jüdische Sprache und Volksart einer höheren Entwicklung nicht hinderlich ist. Man braucht aber doch nur zu überlegen, daß die holländische Mundart beispielsweise sich zu einer Kultursprache fortgebildet hat, und daß Holland eine hohe Stufe der Zivilisation erlangt hat, obwohl die Masse des Volkes streng an ihrer heimatlichen Tracht und ihren alten Volkssitten festgehalten hat. Warum sollte es also unmöglich sein, die jüdische Sprache und die jüdische Volkstracht und hergebrachten Sitten und Religion mit der westeuropäischen Bildung und Gesittung zu vereinbaren? Die Beibehaltung einer altehrwürdigen, auf sittlicher Grundlage ruhenden Eigenart ist gewiß wertvoller als eine öde Schematisierung und Uniformierung der Völker.

Wenn man nach den Vorschlägen, die im vorigen Aufsatz dieses Heftes erörtert wurden, der jüdischen Bevölkerung die Organe für ihre kulturelle Hebung schafft, indem man ihnen Schul- und Sprachautonomie sichert und ihnen das Recht der Besteuerung für die Schaffung von Bildungsanstalten gewährt, liegt es im Interesse der leitenden Männer des neuen Gemeinwesens, die jüdische Bevölkerung möglichst dem Lande zu erhalten und den Zuzug gebildeter und kapitalkräftiger Juden aus dem Westen Europas zu fördern. Der Überschuß an Akademikern, der sich in Deutschland in den letzten Jahren geltend machte, wird mit Leichtigkeit im Osten Verwendung finden. Lehrer, Ärzte, Landmesser, Ingenieure, Chemiker, Juristen und Verwaltungsbeamte jeder Art werden einen weiten und willigen Wirkungskreis für ihre Fähigkeiten finden.

Es berührt aber merkwürdig, im Zusammenhang mit der Frage des Grenzschutzes, Wohlwollen für die zionistischen Bestrebungen in Kreisen zu finden, die bisher den Juden wenig geneigt waren. Es ist für die Juden nicht erfreulich,

Digitized by Google

sich auf diese Art nach dem Muster jenes Pfarrers, den die Gemeinde los sein wollte, aus ihrem Lande weggelobt zu sehen. Die jüdischen Kolonisationsbestrebungen verdienen wahrlich auch ohnedies die Unterstützung des deutschen Volkes, das sich hierdurch einen großen Ruhmestitel unter den Juden der ganzen Welt schaffen würde. Wenn die jetzt auftauchenden Gönner des Zionismus die zionistische Frage aber im Zusammenhang mit der Lösung des Zukunftsproblems des Ostens bringen, so wird der Eindruck erweckt, als ob sie nicht nur eine Einwanderung nach Deutschland fürchteten, sondern auch ihr Verbleiben in dem neuen Gemeinwesen im Osten nicht wünschten. Er scheint fast, als ob sie die hierdurch dem Sieger erwachsende Aufgabe einer wirtschaftlichen, sozialen und politischen Hebung der jüdischen Massen von sich abwälzen und der jüdischen Wohltätigkeit allein überlassen wollten. Ein solcher Gedankengang wäre vom menschlichen Standpunkt aus nicht zu verteidigen, aber auch politisch unklug. Die zionistische Lösung ist für ihre Anhänger keine bloße Magenfrage, sondern ein nationales Ideal, dessen Verwirklichung nicht auf einen Schlag durch eine Massenwanderung erfolgen kann, sondern Jahrzehnte mühseliger Kultur- und Kolonisationsarbeit erfordert.

Der große Irrtum aller derjenigen, welche die Frage der jüdischen Landwirtschaft bis jetzt behandelt haben, besteht darin, daß man es für unmöglich zu halten scheint, die Juden des Ostens zur Landwirtschaft und anderen produktiven Berufen in ihrem Lande selbst überzuleiten. Tatsächlich ist auch jetzt schon die größere Hälfte der jüdischen Bevölkerung in handwerksmäßigen Betrieben beschäftigt. Daß dieses Handwerk ein primitives ist, beruht auf der mangelhaften Schul- und Fachbildung. In vielen Städten wurde auch die Überleitung der jüdischen Heimarbeiter und Handwerker zur Fabrikarbeit durch die Feindseligkeit der konkurrierenden nichtjüdischen Bevölkerung behindert.

Es steht demnach fest, daß weder die Ostjuden selbst, noch die Zionisten oder gar die deutschen und die österreichischen Juden irgendein Interesse oder irgendeinen Nutzen an der Förderung einer Massenauswanderung von Juden aus den besetzten Gebieten haben, falls sie zu einem neuen Gemeinwesen vereinigt werden. Im Gegenteil müssen sie gemeinsam dahin streben, die Versuche der Massenauswanderung durch materielle Hebung der Ostjuden, Überführung zu zweckmäßiger Hausindustrie und zur Landwirtschaft zu beseitigen. Dasselbe Ziel hat das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn anzustreben, wenn es seinen politischen und wirtschaftlichen Zwecken am besten dienen will. Man hat es bis jetzt leider in Russisch-Polen nicht verstanden, an Stelle aussterbender Heimarbeit, wie die der Handweberei in Lodz, neue lebensfähige Hausindustrie mit Hilfe der modernen Technik einzuführen. Dies muß in erster Linie nachgeholt werden. Daß auch der Übergang zur Landwirtschaft den Juden des Ostens nicht fremd ist, wird aber nicht nur durch die Erfolge der argentinischen und palästinischen Kolonien be-

Digitized by Google

wiesen, sondern auch durch die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts begründeten jüdischen Kolonien in Rußland, besonders in Beßarabien und Cherson [1]).

Die Überführung der Juden des Ostens zur Industrie und zur Landwirtschaft in ihrem Heimatland ist eine Kulturaufgabe erster Ordnung. Wenn das Deutsche Reich dieser Frage sein Interesse zuwendet und diesem Problem seine Unterstützung leiht, braucht es die Gefahr einer Massenauswanderung aus Russisch-Polen nicht mehr zu befürchten. Die freudige Zustimmung und Mithilfe der Judenheit der ganzen Welt wäre ihm sicher.

Das neue russische Paßgesetz.

Nach dem Gesetz bilden die Juden in Rußland als „Inorodzy" (Fremdstämmige) eine gemeinsame Gruppe mit den Samojeden, Ostjaken, Tungusen, Kirgisen, Kalmücken und noch einigen Nomadenstämmen. [2]) Man kann kaum behaupten, daß dies eine für die Juden in kultureller Hinsicht passende Gesellschaft sei, doch rein menschlich kann man gegen sie nichts einwenden: alle diese armen Völker haben noch niemanden verfolgt und bedrückt, gegen niemanden gehetzt. Das einzige, was man gegen diese Zusammenstellung einwenden könnte, ist, daß die diese schöne Gruppe bildenden Völker vor dem Gesetze gar nicht gleich sind: während alle Nomaden und Wilden in ihren Rechten durchaus nicht beschränkt sind, stehen die Juden allein unter den zahllosen Ausnahmegesetzen.

Das neue Paßgesetz reiht die Juden in neue Gesellschaft ein: Nach diesem Gesetz wird der Paßzwang im Russischen Reiche allgemein aufgehoben und nur für die Juden, Zigeuner und Bettler beibehalten. Nach den Motiven der Gesetzvorlage zu urteilen, sind die beiden letzteren Kategorien nur zu dem Zweck aufgenommen, damit die Juden nicht ganz einsam dastehen. Die Abschaffung des Paßzwanges wird nämlich damit motiviert, daß das bisherige Paßsystem so wie so doch keine Gewähr für die öffentliche Sicherheit bieten konnte. Wenn das wirklich so ist, so müßte der Paßzwang auch für Zigeuner, die allgemein als Pferdediebe gelten, und für den höchst verdächtigen Stand der Bettler als überflüssig abgeschafft werden. Es werden also andere Motive, als die offiziell angegebenen ausschlaggebend gewesen sein.

Wie dem auch sei, die Juden nehmen selbst in dieser in bezug auf die öffentliche Sicherheit verdächtigen Gruppe eine besonders rechtlose und traurige Stellung ein. Die einzige Unannehmlichkeit die der Zigeuner, der von Pferdediebstahl lebt, oder der verdächtigste Bettler riskiert, ist, daß die Polizei von ihm die Vorweisung eines Passes verlangen kann. Ist aber der Paß in Ordnung, so wird der Mann in Ruhe gelassen. Für den Juden ist aber die Vorweisung des Passes in einer Stadt, die außerhalb des Ansiedlungsrayons liegt, mit sofortiger Verhaftung und Abschiebung gleichbedeutend.

Da es noch kein anthropologisches System gibt, nach dem man sicher bestimmen könnte, ob der eine oder andere Mensch zum jüdischen Stamme gehört und ob er, falls er sogar jüdischer Abstammung ist, getauft oder ungetauft ist, wird jeder russische Bürger, besonders aber der getaufte Jude und dessen Nachkomme, auch nach Abschaffung des Paßzwanges in seinem eigensten Interesse stets einen Paß bei sich tragen müssen, um nicht der Zugehörigkeit zum jüdischen Volke verdächtig und entsprechend behandelt zu werden. Das heißt: das neue Gesetz wird eben durch die Einfügung des Judenparagraphen vollkommen illusorisch gemacht.

[Aus: „Nowyj Wos'chod", Petersburg, Februar 1915]

[1]) Wir verweisen auf den Aufsatz von J. Turoff.
[2]) Vergl. auch „Südd. Mon." Rußland-Heft.

Digitized by Google

Die Juden in Kurland.

Von Silvio Broedrich (Kurmahlen).

Im livländischen Ordensstaate, zu dem auch Kurland gehörte, gab es keine Juden. Nach der Zertrümmerung des Ordens durch die Moskowiter nahm der letzte Herrmeister des livländischen Ordensstaates, um einen Teil desselben für sich zu retten, Kurland als weltliches Herzogtum von der Krone Polen zu Lehen und machte in dem am 28. November 1561 mit König Sigismund August von Polen geschlossenen Unterwerfungsvertrage in bezug auf die Juden aus: „Den Juden aber gestatten wir nicht, im ganzen Livland zu irgend einer Zeit irgend welchen Handel zu treiben oder Abgaben und Zölle zu erheben." Doch haben die Juden in das polnischer Oberhoheit unterstellte Herzogtum bald Eingang gefunden und sich während des 17. und 18. Jahrhunderts humaner Behandlung zu erfreuen gehabt. Judenverfolgungen hat es in Kurland nie gegeben. Die Landtage befaßten sich oft mit Bestimmungen über die Lage der Juden. Noch am Ende des 18. Jahrhunderts kam es zu Auseinandersetzungen zwischen Herzog und Ritterschaft, welche judenfreundlich war; so kamen 1775 die Juden mit einer Bittschrift bei dem versammelten Landtage der kurländischen Ritter- und Landschaft über die Festsetzung ihres ständigen Aufenthaltes in Kurland ein, wogegen aber der Herzog die Duldung der Juden für gesetzwidrig erklärte. Nach dem Landtagsschlusse vom 12. Oktober 1778 wurde deshalb festgesetzt, daß die Juden zu bestimmtem Termin das Land zu räumen hätten.

Indessen übergab der Vertreter der Ritterschaft, der Landesbevollmächtigte Ernst von der Brüggen, 1780, dem von der Ritterschaft erhaltenen Auftrage zufolge, eine Eingabe zur Duldung der Juden. —

Die Unterhandlungen zogen sich zwischen Herzog und Ritterschaft von einem Landtage zum anderen, wurden verschleppt und kamen zu keinem Abschlusse. Bei der zur Untersuchung der städtischen Angelegenheiten vom Landtage 1794 eingesetzten Kommission meldeten sich die Juden wieder. Dies Komitee, unter dem Vorsitze des Landmarschalls Moritz von Sacken, äußerte sich zu der Bittschrift der Juden, „daß die Vertreibung derselben aus dem Herzogtum unmöglich sei, auch dem Lande mehr schädlich als nützlich, daß ihnen sowohl zu Lande als in den Städten Aufenthalt und freie Religionsausübung zu gewähren sei, daß in Ansehung der Duldung derselben vorzüglich auf diejenigen jüdischen Familien Rücksicht zu nehmen sei, welche in ihren Vätern und Vorvätern bereits in Mitau gelebt hätten; daß solchen Familien zu erlauben wäre, sich unter der Gerichtsbarkeit des Magistrates und unter Abtragung der gewöhnlichen Stadtabgaben ansässig zu machen, Groß- und Kleinhandel zu treiben und nicht weniger dergleichen Gewerbe, worüber keine privilegierten Innungen und Zünfte existierten. Desgleichen solle es jedem Gutsbesitzer freistehen, Juden auf seinen Gütern zu halten und ihnen jedes ehrliche Gewerbe auf seinem Gute zu betreiben und zu

Digitized by Google

gestatten." Diese Kommissionsvorlagen sollten dem nächsten Landtage zur Beschlußfassung vorliegen, was aber nicht geschah, da die stürmische Zeit 1795 im folgenden Jahre die Abdankung des Herzogs und die Einverleibung Kurlands in Rußland brachte. — Es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß die Äußerungen dieses Komitees die tatsächliche damalige Rechtslage der Juden darstellten, die auch so blieb.

Am 13. April 1835 erschien die „Allerhöchste Verordnung über die Hebräer in Rußland", die in § 4 S. 8 sich mit den Juden in Kurland befaßt und lautet: „Im Gouvernement Kurland wird nur den Hebräern ein bleibender Wohnort gestattet, welche bis hiezu dort bei der Revision mit ihren Familien angeschrieben sind, die Umsiedlung der Hebräer aber aus andern Gouvernements dorthin ist verboten." Der § 48 dieses russischen Reichsgesetzes besagt, daß die jüdischen Kaufleute, Kleinbürger und Handwerker an den ihnen zum bleibenden Domizil bestimmten Orten alle Rechte und Vorzüge genießen, die den andern russischen Untertanen gleichen Standes zustehen.

Mit dieser Verordnung des russischen Zaren waren die kurländischen Juden aus der Ansiedlungszone ausgeschlossen und von den russischen und litauischen Juden abgeschnitten.

Die oben geschilderte wohlwollende Stellungnahme der Ritter- und Landschaft behielt das kurländische Deutschtum auch im 19. Jahrhundert bei. Die „Baltische Monatsschrift", das Blatt der führenden Geister des Baltenlandes bringt im Jahre 1865 einen Artikel von Horn, in dem er sich für die völlige Emanzipation der Juden und die Auflösung der besonderen jüdischen Steuergemeinden und ihre Verschmelzung mit der übrigen Kommune ausspricht.

Die Stellung der Juden war in Kurland selbst eine gute, sie durften nicht bis zur Aufhebung der Zünfte und Einführung der Gewerbefreiheit Schlosser, Tischler, Maurer, Kupfer- und Goldschmiede sein, aber beengt waren sie sonst nur durch die allgemeine russische Gesetzgebung. Die Gewerbefreiheit schaffte ihnen das Recht, in allen Handwerken tätig zu sein. Horn gibt ihre Zahl im Jahre 1865 auf unter 29 000 an. Sie bildeten in den Städten einen großen Teil der Kaufmannschaft, trieben Handwerke und waren auf dem Lande Händler, Branntweinbrenner, Pächter von Krugswirtschaften, Milchpächter usw. In den Städten saßen die wohlhabenden Patrizier seit mehreren Generationen in ihren großen Geschäftshäusern. Sie besuchten seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Gymnasien und die Universität zu Dorpat und waren völlig deutsch kultiviert. Ihre Sprache ist das Hochdeutsche und nicht der Jargon.

Von Litauen her, aus dem Kownoschen, erhielt Kurland ständig Zuzug von Juden, obgleich dies durch das Gesetz verboten war; aber die menschenfreundliche, liberale deutsche Landesverwaltung ließ die Zuzügler gewähren, so lange sie sich gut aufführten, und da sie schnell in das deutsche Wesen der kurischen Juden aufgingen, so sind auch diese Zuzügler der deutschen Kultur gewonnen

Digitized by Google

worden. Es wurden auch anstandslos von den Gerichten Grundstückserwerbungen in den Städten an litauische Juden grundbuchlich eingetragen und die rigorosen Bestimmungen der russischen Regierung auch nach dem Verfassungsbruch, „der Aufhebung der deutschen Privilegien Kurlands", durch die Praxis nach Möglichkeit gemildert.

Im Jahre 1877 wurde an Stelle der alten Städteverfassung der baltischen Lande mit Rat und Gilden die russische Städteordnung eingeführt. — Durch diese kamen auch die Juden, entsprechend ihrem städtischen Besitze, in die Stadtverordnetenversammlung und beteiligten sich an der Verwaltung der Städte. Es war das für das Deutschtum des Landes bedeutungsvoll, weil zu gleicher Zeit durch die Gewerbefreiheit die Letten in das städtische Handwerk und die Gewerbe drangen und bald einen bedeutenden Teil der städtischen Wähler ausmachten, der den Deutschen die städtische Verwaltung streitig machte, zumal die Letten seit dem Verfassungsbruche Alexander III. mit allen Mitteln russischer Regierungshetze von der Regierung gegen das herrschende Deutschtum unterstützt wurden. Da war es denn von einschneidender Bedeutung für die deutsche Verwaltung der kurländischen Städte, daß im Jahre 1897 die neue Städteordnung eingeführt wurde, die außer einer alles lähmenden Beamtenkontrolle, die die Stadtverwaltungen auf das schwerste in ihrer Tätigkeit hemmte, den Juden das Wahlrecht nahm, so daß damit ein großer Teil der deutschen Wähler der Städte ausgeschaltet wurde.

Nach dem neuen Gesetz wurden vom Gouverneur aus Präsentation der jüdischen Gemeinde einige (2 bis 4) Vertreter, je nach Größe der Stadt, ernannt. In dem nun erst allgemein entbrennenden Kampfe um die Verwaltung, der nun für die Letten aussichtsreicher wurde, haben die Juden dadurch den Deutschen wertvolle Mithilfe geleistet, daß sie zusammen mit ihnen zielbewußt städtische Immobilien erwarben (denn das Wahlrecht haftet am Immobil). Konnten sie auch nicht mitwählen, so waren doch wenigstens die von ihnen besessenen Immobilien auch nicht für die Letten als Stimmunterlagen auszunutzen; die geringe Zahl der Deutschen hielt sich durch ihre zähe Organisation fast im Besitze aller Städte. Natürlich schlossen sich die vom Gouverneur ernannten jüdischen Stadtverordneten fest dem Deutschtum an. Ich erinnere mich, daß ich als Stadtrat in Goldingen einen alten jüdischen Stadtverordneten brieflich bat, bei einer sehr wichtigen Sitzung nicht zu fehlen, bei der es auf jede Stimme ankam, ohne zu wissen, daß der alte Herr schwer krank war; er erschien trotzdem wirklich und verhalf dadurch der deutschen Sache zum Siege und starb wenige Stunden nachher, — ein leuchtendes Beispiel treuer Bürgerpflicht! Dieses Durchhalten mit den Deutschen hat dazu beigetragen, daß mit der steigenden Russifizierung und dem zunehmenden Haß und der Unterdrückung des Deutschtums im gesteigerten Maße sich die Vergewaltigung gegen die Juden wandte.

Unterdessen war Libau der Endpunkt einer großen, aus dem Reichsinnern

Digitized by Google

nmenden Bahn geworden und hatte dadurch große Handelsbedeutung ge-
nnen; viele jüdische Kaufleute erster Gilde, die das unbeschränkte Wohnrecht
aßen, kamen aus dem Ansiedlungsrayon dorthin. Diese russischen Juden
x zogen in recht großer Menge andere nach sich; es kam zu gewissen Gegen-
en innerhalb der jüdischen Gemeinden, die namentlich bei der Synagogen-
waltung und der Verwaltung der jüdischen Steuergemeinden ihren Ausdruck
den. Auch Gegensätze politischer Natur machten sich geltend, die in der
volutionszeit verschiedentlich eine recht scharfe Form annahmen.

Als nach Niederwerfung der Revolution und Einführung der Konstitution
h die Bildung von Parteiorganisationen gestattet wurde, vereinigten sich die
utschen und Juden zu gemeinsamer politischer Arbeit, in Libau in der deutsch-
ralen Partei, im übrigen Kurland in der monarchisch-konstitutionellen Partei,
welchen natürlich die Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze zum
rteiprogramm erhoben wurde. Nach Änderung der Dumawahlordnung, die
ch den Stolypinschen Staatsstreich erfolgte, hatte Kurland drei Dumaabge-
nete zu wählen: einen Vertreter des Großgrundbesitzes, der natürlich ein
utscher ist, einen bäuerlichen, der selbstverständlich Lette ist, während von
zweiten Kurie ein städtischer Vertreter zu wählen war. Als solcher wurde
Unterstützung der Deutschen ein Jude gewählt, bei der letzten Wahl zum
ispiel ein angesehener Arzt aus Jakobstadt. Aus dieser Tatsache ist am besten
ersehen, wie das Verhältnis zwischen Deutschen und Juden in Kurland
t, und wie das um seine kulturelle Erhaltung kämpfende Deutschtum die
ländischen Juden einschätzt.

Interdessen hat sich die Stellung der Juden durch das feindselige Verhalten
Regierung auch in Kurland außerordentlich verschlimmert. Mit unerhörter
rte untersuchte der letzte Gouverneur, Nabokow, die Herkunft der Juden,
and auf Annullierung von grundbuchlichen Eintragungen, wies innerhalb
Stunden Juden aus Kurland, die schon seit 50 Jahren dort lebten, aus,
l sie aus Litauen eingewandert waren und kein Wohnrecht hatten, usw.

Das Verhalten der Regierung gegen die Juden wurde so schlimm, daß die
tschen Vereine, die zur Erhaltung des Deutschtums nach der Revolution
ründet wurden, Juden nicht als Mitglieder aufnehmen durften, weil sie
ichten mußten, dann von der Regierung geschlossen zu werden. Trotzdem
gen die Juden in Nebenorganisationen zur Förderung deutscher Kultur bei.
h Wiedereröffnung der deutschen Landesgymnasien in Kurland begründeten
Deutschen die sogenannten Gymnasialvereine, die durch Zahlung Mittel
das Schulgeld von Kindern armer Eltern aufbringen sollten. Zu diesen
einen gehörten alle wohlhabenden Juden. Die von der Ritterschaft unter-
lenen deutschen Schulen standen den Juden natürlich offen.

Zu der vom deutschen Großgrundbesitz eingeleiteten Kolonisation Kurlands
deutschen Kolonistenbauern verhielten sich die Juden sympathisch und för-

Digitized by Google

derten durch ihr freundliches Verhalten den Kolonisten gegenüber die ganze Bewegung. Die Stellung der Juden zu den Letten ist ebenso wie die der Deutschen im allgemeinen eine durchaus gute. Nur der Teil des lettischen Volkes, der unter dem Einfluß der russischen Regierung steht, die russifizierte lettische subalterne Beamtenschaft und der im Solde der russischen Polizei stehende Abschaum der städtischen Bevölkerung hat sich seit Kriegsausbruch, gehetzt von der russischen Beamtenschaft und einzelnen erkauften korrupten Führern, wie dem ganz im Dienste der russischen Gendarmerie und Geheimpolizei stehenden, übelberüchtigten lettischen Dumadeputierten Goldmann, — zu ebenso niederträchtigem Verhalten gegen Juden wie Deutsche hinreißen lassen.

Dies trat besonders zutage, als beim ersten Einmarsch der Deutschen in Kurland, die weit ins Land hinein vordringenden deutschen Kavallerieabteilungen bis in den Hasenpothschen Kreis zurückgenommen werden mußten, und nun die russische Regierung in ihrem wütenden Hasse gegen Deutsche und Juden nicht nur die führenden Persönlichkeiten der deutschen Gesellschaft nach Sibirien und in die Gefängnisse schleppte, sondern auch die gesamte Judenschaft des Landes auswies. Nur die von deutschen Truppen besetzt gehaltenen Städte Libau, Grobin und Hasenpoth blieben von dieser entsetzlichen Maßregel verschont. Überall lautete der mit größter Härte durchgeführte Befehl: Innerhalb 24 Stunden (in Goldingen hieß der um 8 Uhr abends eingetroffene Befehl: bis 11 Uhr vormittags) das Gebiet zu verlassen und sich „nach Osten" zu begeben.

In der Landeshauptstadt Mitau mußten alle, arm und reich, alt und jung, krank und gesund, aus der Stadt fort und jenseits des Flusses, an dem die Stadt liegt, ein Lager unter freiem Himmel beziehen, um dort tagelang zu warten, bis die Eisenbahnzüge frei wurden, sie nach Osten in Elend und Not zu befördern. Die deutsche Bevölkerung tat alles, was in ihrer Macht stand, um das Los der Unglücklichen zu mildern, und da die lettischen Dienstboten, aus Angst vor den Russen, sich vielfach weigerten, das Erforderliche für die „Evakuierten" hinzuschaffen, so wetteiferten alle Schichten der deutschen Bevölkerung in warmer Hilfstätigkeit; man sah deutsche Bürgermädchen und Frauen aus den vornehmsten deutschen Adelsfamilien ebenso wie ihre Männer und Väter mit großen Packen warmer Sachen und Körben mit Nahrungsmitteln zum Lager der Ausgewiesenen hinauseilen, unbekümmert um den Spott und die Drohungen der russischen Soldateska und des vom Dumadeputierten Goldmann und andern russifizierten Agenten aufgehetzten lettischen Pöbels, die drohend verlangten man sollte die Deutschen den Juden hinterher jagen.

In Goldingen, welches 50 Kilometer von seiner östlichen Eisenbahnstation liegt, wurden den Unglücklichen sämtliche Fuhrleute und Mietkutscher der Stadt entzogen, da sie zu militärischen Zwecken bereit stehen sollten. Da haben denn in der Nacht die durch Eilboten benachrichtigten deutschen Gutsbesitzer ihre Wagen und Pferde, so viele sie nur auftreiben konnten, den Heimatgenossen

Digitized by Google

Verfügung gestellt und so wenigstens allen Greisen, Frauen, Kranken und inen Kindern, die die Strapazen des 50 Kilometer langen Marsches gar nicht ragen hätten, geholfen. Wochenlang haben die Armen später unter freiem mmel vor den Toren Rigas gelegen, dann hat man sie ins Innere des iches abtransportiert, nach Witebsk, Mohilew, einen Teil nach Poltawa; dort aubte ihnen der Gouverneur nicht, auszusteigen und den Bahnhof zu ver= ien; so wurden sie gezwungen, im selben Zuge nach Witebsk zurückzufahren, — s mag aus ihnen allen geworden sein! Und was aus all den Balten, die ı ihres Deutschtums willen, und weil sie deutschen verwundeten Kriegsgefan= ıen und den ausgewiesenen Juden halfen, nach Sibieren verschleppt wurden! Man muß feststellen, daß der gemeinsame Kampf um die deutsche Kultur nie Kurland den Antisemitismus hat aufkommen lassen, trotzdem bei der ortho= gen Haltung der Juden und der in sich geschlossenen Haltung des ständisch gliederten Deutschtums eheliche Verbindungen nie vorkommen und sehr selten ertritte zum Christentum zu verzeichnen sind. Wo letztere zur protestantischen ndeskirche erfolgten, waren es immer Akte innerer religiöser Entschließung, ihrend russische Juden häufig aus äußeren Gründen übertreten.

Nun sind fast aus ganz Litauen die Juden von den Russen nach Osten ver= gt worden, und wenn man sich vorstellt, daß Litauen und Kurland deutscher nd verbleiben, so entsteht die Frage, was aus den Juden werden soll, die ist in diesen Gebieten wohnten. Wir glauben, daß kein „russischer", d. h. nicht t=litauischer Jude zurückkommt, wenn eine durch den Krieg hervorgerufene volutionäre oder freiheitliche Entwicklung den Juden gleiche Rechte mit dern Staatsbürgern Rußlands geben wird. Viele von ihnen würden bei klärung der Judenemanzipation in Rußland sicher ihre verschleppten Ge= ssen nachziehen, weil sie viel stärker russisch als litauisch empfinden.

Ganz anders aber die deutsch kultivierten Juden Kurlands. Sie bilden eine wußt deutsch empfindende Gesellschaft, die sich in einem geachteten Kauf= nnsstande und ehrenwerten Handwerkertum, wie auch in Wissenschaft und ndustrie Verdienste um ihre Heimat erworben hat und vor allem Schulter an chulter mit ihren deutschen Mitbürgern für das Deutschtum eingetreten ist. ür sie ist der Sieg der Deutschen ebenso höchste Hoffnung auf Vereinigung lt dem Deutschen Reiche, wie für uns. Alle, die mit ihnen zusammen vom iegsbeginn bis zu ihrer Austreibung in Kurland gelebt haben, werden das zeugen. Ein bitteres Unrecht wäre es, sie nicht mit Teilnahme nach Friedens= ıluß in der alten Heimat wieder zu begrüßen, denn sie bleiben nicht freiwillig Rußland — trotz aller Rechte, weil sie gute Deutsche sind.

Von den etwa 40 000 Juden, die Kurland bei Kriegsausbruch hatte, sind her 30 000 verschleppt worden, von denen etwa 25 000 kurische Juden sein ürften. Wieviele von ihnen werden den Frieden erleben? Wieviele dieser Un= lücklichen werden, gleich zehntausenden deutscher Zivilgefangener und Kolo= istenbauern, in der Verbannung verderben und sterben?

Digitized by Google

Die Juden im ukrainischen Gebiete.

Von Dr. Eugen Lewicky, Mitglied des österreichischen Reichsrates.

Seitdem ganz Russisch-Polen und ein Teil der russischen Ukraine – das Gouvernement Cholm und mehrere Kreise des Gouvernements Wolhynien — von den siegreichen verbündeten Armeen besetzt wurden, steht auch die sogenannte „ostjüdische Frage" im Mittelpunkt der öffentlichen Erörterung. Der hohe Prozentsatz der Juden auf dem vorerwähnten Gebiete und ihre kulturelle und ethnische Besonderheit erfordern es auch, daß die Juden des europäischen Ostens als ein politischer Faktor von nicht zu unterschätzender Bedeutung behandelt und daß der „ostjüdischen Frage" mit allem Ernste, aber auch mit erforderlicher Objektivität und Unvoreingenommenheit, nähergetreten werde.

Insbesondere bezieht sich das auf das ukrainische Gebiet, wo die Juden eine ansehnliche Minderheit der Bevölkerung bilden und ihre kulturelle und ethnische Besonderheit fast ausnahmslos erhalten haben.

Die Gesamtzahl der jüdischen Bevölkerung auf dem ukrainischen Gebiete, in Österreich und Rußland zusammengenommen, muß unter Zugrundelegung der Zählungen von den Jahren 1897 und 1910 auf zumindest drei Millionen gerechnet werden. Auf die russische Ukraine entfallen davon in abgerundeter Ziffer 2 500 000, auf Ostgalizien 600 000 und auf den ukrainischen Teil der Bukowina ungefähr 50 000.

Viel wichtiger als die Gesamtzahl der jüdischen Bevölkerung der Ukraine fällt aber in die Wagschale deren örtliche Verteilung. In Galizien und Bukowina ist das jüdische Element im großen Ganzen fast überall gleichmäßig verteilt — anders in der russischen Ukraine, wo sich geradezu zwei große Zonen der jüdischen Ansässigkeit unterscheiden lassen. In der rechtsseitigen Ukraine (so wird die russische Ukraine rechts des Dnieprflusses genannt) ist das Judentum in starken abgeschlossenen Gruppen, meist in kleineren und größeren Städten, konzentriert und macht durchschnittlich eine Minorität von über 12 Proz. der Gesamtbevölkerung aus; in der linksseitigen Ukraine ist das Judentum mehr zersplittert und ihre Minoritätsziffer sinkt auf 4 Prozent. Schwach ist ferner das jüdische Element in der Südukraine (Gouvernements Jekaterinoslaw, Cherson und Taurien), wo zum Beispiel im Gouvernement Taurien die Juden eine Minorität von ungefähr 60 000 aufweisen.

Aus politischen Rücksichten haben die nationalen Verhältnisse der rechtsseitigen Ukraine eine besondere Bedeutung, und es möge mir daher gestattet sein, auf dieses Gebiet etwas genauer einzugehen.

In dem von den Russen auf Grund nationaler Abgrenzung im Jahre 1912 gebildeten Gouvernement Cholm entfallen auf 760 000 Gesamtbevölkerung 114 000 Juden, das ist 14 Prozent. Zusammen mit den Ukrainern, die hier ohnehin eine absolute Majorität haben, und sogar von den polnischen Statistikern auf zumindest 400 000 berechnet werden, machen demnach die Juden über

Digitized by Google

zwei Drittel der Gesamtbevölkerung aus . Der Rest zerfällt zwischen die Polen, Deutschen (ungefähr 6 Prozent, im Kreise Cholm sogar 14 Prozent) und Russen. Annähernd dasselbe gilt vom Gouvernement Wolhynien, nur daß hier der Prozentsatz der Polen auf nur 6 Prozent herabfällt. In einer dichten ukrainischen Volksmasse von nur 2 Millionen (genau 2 095 579 des Jahres 1897) wohnen hier 394 774 Juden, das ist 13 Prozent der Gesamtbevölkerung (Deutsche 6 Prozent). Was nun die übrigen Gouvernements der rechtsseitigen Ukraine anbelangt, so ist es bemerkenswert, daß die Juden überall fast denselben Prozentsatz der Ortsbevölkerung aufweisen — und zwar rund 12 Prozent, mit Ausnahme vom national gemischten Beßarabien, wo die Minoritätsziffer der Juden auf 13 Prozent steigt. Insbesondere haben wir im Gouvernement Kiew 79 Prozent Ukrainer, 12 Prozent Juden, 6 Prozent Russen und 2 Prozent Polen, und im Gouvernement Podolien 81 Prozent Ukrainer, 12 Prozent Juden, 3 Prozent Russen und 2 Prozent Polen. Im Gouvernement Beßarabien kommen noch zur Beurteilung der nationalen Verhältnisse die Deutschen in Betracht, die in einzelnen Kreisen eine Minorität von sogar 18 Prozent erreichen.

Die Juden der rechtsseitigen Ukraine wohnen — ebenso wie im ukrainischen (ruthenischen) Ostgalizien und Nordbukowina — meist in den Städten, wo sie sich mit Handels- und Geldgeschäften und nur sehr wenig auch mit Gewerbe befassen, aber eben diese Zusammenkuppelung des jüdischen Elementes in den Städten hat eine besondere Bedeutung, weil der nationale Charakter dieser Städte vorwiegend von der Haltung der Juden abhängt. In allen Städten der Ukraine, sowohl auf dem russischen, wie auch auf dem österreichischen Staatsgebiete, repräsentieren die Juden zusammen mit der einheimischen ukrainischen Bevölkerung eine gewaltige Majorität, der gegenüber die hier und da durch die fremdsprachige Beamtenschaft importierte dünne (polnische oder russische) Politur als nur vorübergehend gar nicht in Betracht kommt.

Durch ihre Zusammenkuppelung in großen abgeschlossenen Gruppen und ihre sorgsam gehütete Besonderheit, die sich sowohl auf die ethnischen als auch kulturellen, vor allem aber religiösen Momente zurückführen läßt, bilden die Juden in der Ukraine — wie sonst im ganzen europäischen Osten, einen Fremdkörper, dessen Behandlung als das „ostjüdische Problem" bezeichnet wird. Bei der Erörterung dieses Problems stoßen wir auf zwei Theorien: Assimilation oder jüdischer Nationalismus. Es sind zwei Pole, die einander ausschließen. Nun ist es nicht meine Aufgabe, auf die Untersuchung der Stichhaltigkeit dieser zwei Probleme einzugehen, es möge mir aber eine Bemerkung gestattet sein: Es wird zu wenig die jüdische Volksmasse, deren Eigenschaften und Entwicklungstendenzen untersucht. Wählt man diese, einzig richtige, wissenschaftliche Untersuchungsmethode, so muß vor allem die Tatsache vor Augen gehalten werden, daß sich die Juden nirgends assimilieren ließen und ihren besonderen Typus durch Jahrhunderte hindurch erhalten haben. In dieser Beziehung stehen die Juden auf der ganzen Welt wohl einzig da, denn im Grunde genommen stellen sich alle

Digitized by Google

Völker (damit sind selbstverständlich die Kulturvölker gemeint) als eine vollkommen gelungene Verschmelzung verschiedener ethnischer Elemente dar, während die jüdischen Enklaven in diesem Völkermeere von der Assimilierung intakt geblieben sind. Das bezieht sich auf die Juden in allen Ländern, besonders aber auf die Ostjuden. Dabei war und ist bei der hartnäckigen Bewahrung der jüdischen Besonderheit die Religion nicht allein ausschlaggebend (wie man es gewöhnlich annimmt). Am klarsten ist die Wahrheit des Gesagten bei denjenigen Juden zu konstatieren, die ihre mosaische Religion änderten und sich sonst mit der einheimischen Bevölkerung assimilierten — eine restlose Assimilierung ist auch bei diesen nicht gelungen. An die Stelle des bewußten oder unbewußten Antisemitismus tritt bei den Völkern, die die so assimilierten Juden in ihrer Mitte haben, das Gefühl, das ich am besten mit dem Worte „Assemitismus" bezeichnen möchte, — das Streben nämlich, die assimilierten Elemente von der vollständigen gesellschaftlichen Verschmelzung mit dem eigenen Milieu womöglich fernzuhalten. Und oft vergehen ganze Generationen und treten mehrere Kreuzungen mit der einheimischen Bevölkerung ein, bis den Nachkommen des „ganz assimilierten Individuums" die jüdische Abstammung verziehen wird. Noch mehr gilt das für solche Juden, die ohne Religionsänderung sich bloß kulturell und politisch einer anderen Nationalität assimilierten — solche Elemente bleiben für immer trotz ihrer „Assimilierung" außerhalb der von ihnen frei gewählten nationalen Gemeinschaft, gleich den vom eigenen Baume abgefallenen, in der Luft schwebenden Blättern ohne belebende Verbindung.

Die Lösung des ostjüdischen Problems kann nur von der Tatsache ausgehen, daß die Juden eine besondere ethnische Gruppe bilden, die sich nicht assimilieren läßt und die daher als eine solche behandelt werden muß. Dann gelangt man aber zu der einzig richtigen Folgerung, daß es am gerechtesten und zweckmäßigsten wäre den Juden, gleich anderen nationalen Minoritäten im Osten, die kultur-nationale Autonomie zuzuerkennen, da sich die jüdische Volksmasse nur auf dieser natürlichen Basis entwickeln kann. Wenn man dabei von seiten der Assimilanten auf die Einwendung stößt, daß die Gewährung kultur-nationaler Autonomie mit eigenen jüdischen Schulen die Konservierung des jüdischen Getto und die kulturelle Zurückgebliebenheit der jüdischen Volksmasse nach sich ziehen würde, oder daß der jüdische Dialekt nicht entwicklungsfähig sei und sich daher auch für die Schulen gar nicht eigne, so ist auf diese Einwendungen zu erwidern: die Rückständigkeit der jüdischen Masse liegt nicht im Getto, sondern in der niedrigen sozialen Lage der jüdischen Hauptschichten, und wenn wir einen ganz armen Juden im Osten mit einem Mitglied der nichtjüdischen Gesellschaft derselben sozialen Stellung vergleichen, so wird der Vergleich kaum immer zuungunsten des Juden ausfallen. Was aber den jüdischen Dialekt anbelangt, so ist es unrichtig, daß sich dieser Dialekt als nicht entwicklungsfähig erwiesen hätte; das Jüdisch-Deutsche hat nicht nur im europäischen Osten Jahrhunderte überdauert und eine besondere Literatur geschaffen, sondern es ist auch

Digitized by Google

bei den ostjüdischen Auswanderern in England, Amerika, Australien und Südafrika Mutter- und Umgangssprache geblieben. Für den Schulgebrauch handelt es sich dabei nicht einmal um die Entwicklungsmöglichkeit einer Sprache, ihre Daseinsberechtigung, als vielmehr darum, daß sie verstanden werde.

Allerdings darf die Gewährung der kultur-nationalen Autonomie an die Juden nicht so weit gehen, daß dadurch etwa der ungehinderte Verkehr der jüdischen Volksmasse mit der einheimischen Bevölkerung einerseits und den Organen der Verwaltung andererseits unterbunden wäre; dasselbe muß ja aber über jede kultur-nationale Autonomie nationaler Minderheiten gesagt werden. In allen nationalen Minoritätsschulen wäre daher die Amtssprache der Behörden und der einheimischen Bevölkerung als Lehrgegenstand einzuführen.

Überall in der Ukraine haben wir es mit drei Gruppen von Juden zu tun — mit der jüdischen Volksmasse, den assimilierten Juden und der jüdisch-national denkenden Intelligenz. Für die einheimische ukrainische Bevölkerung besonders schädlich ist eine von den genannten Gruppen — die der assimilierten Juden. Diese Gruppe repräsentieren in Galizien die „mosaischen Polen" und in Rußland die „mosaischen Russen". Dabei ist diese Assimilation kein Produkt kultureller Anziehungskraft der fremden Nation, sondern einzig und allein verschiedener praktischer Erwägungen und persönlicher Bequemlichkeit, so daß die Beantwortung der Frage, ob ein assimilierter Jude im einzelnen Falle ein „Pole" oder ein „Russe" sein soll, ausschließlich von der Reichsgrenze abhängt. Allerdings sind dabei auch Leute zu finden, die aus mehr ideellen Motiven einer der momentan herrschenden Nationalität beigetreten sind, es sind aber im vollsten Sinne des Wortes „rari nantes in gurgite vasto". Die übrigen Assimilierten sind größtenteils in den Kreisen der jüdischen Bourgeoisie und der Hautefinance zu suchen und befinden sich dank ihrer Anpassungsfähigkeit und den politischen Diensten, die sie der herrschenden Gruppe leisten, in einer sehr guten Lage. Irgendwelchen Einfluß auf die jüdische Volksmasse haben diese Assimilierten nicht, sie werden auch von der jüdisch-national denkenden Intelligenz als Verräter am Judentum immer mehr zurückgedrängt, so daß sie bald ganz verschwinden werden. Schon jetzt können die assimilierten jüdischen Familien, sowohl in Ostgalizien wie auch in der russischen Ukraine, an den Fingern aufgezählt werden. Die jüdische Volksmasse selbst hat im großen Ganzen kein nationales Bewußtsein, empfindet aber sehr stark ihre Zusammengehörigkeit. Dieses jüdische Solidaritätsgefühl bildet auch die Hauptstütze für die jüdisch-nationale Bewegung, die in den Kreisen der jüngeren jüdischen Intelligenz vorherrscht und seit einigen Jahren im steten Wachsen begriffen ist. Sind doch zionistische Organisationen in größeren Ortschaften der Ukraine überall zu finden.

Das Verhältnis der Juden und der Ukrainer zueinander wird stark dadurch getrübt, daß sich die Juden — die Jüdisch-Nationalen ausgenommen — von den nationalen Gegnern der Ukraine als ein willfähriges Werkzeug im Kampfe gegen die ukrainische Bewegung verwenden lassen. Diese politischen

Digitized by Google

Dienste, sehr oft niedrigster Art, haben die jüdische Volksmasse selbst politisch total demoralisiert, und es wird einer langjährigen, sehr intensiven aufklärenden Arbeit bedürfen, um die Folgen dieser Korruption des jüdischen Elementes ganz auszurotten. Aber trotzdem die Juden sich an der einheimischen Bevölkerung vielfach vergangen haben, ist von irgendwelchem Antisemitismus unter den Ukrainern nichts zu merken. Bei seiner gutmütigen, sanften Veranlagung ist der Ukrainer den Gefühlen des Rassenhasses unzugänglich, und jeder politisch denkende Ukrainer weiß, daß es ungerecht wäre, für die Handlungen einzelner oder gar der ganzen ungebildeten und demoralisierten Masse, die Juden als Juden verantwortlich zu machen. Insofern die Juden ihre Vertretung in der nationaldenkenden jüdischen Intelligenz haben, verurteilt diese selbst auf das schärfste die politische Depravation ihrer ungebildeten Masse und hat überdies stets ihre Bereitwilligkeit gezeigt, mit den Ukrainern zusammenzugehen. Diese Nationalisten wissen auch, daß die Ukrainer aus den Rücksichten der Gerechtigkeit und Billigkeit sich schon längst für die Gewährung der kulturell-nationalen Autonomie für die Juden und deren politische Gleichberechtigung erklärt haben, und daß sie diesem Prinzipe, sobald sie einmal zu Selbstverwaltungsrechten gelangen, in bezug auf sämtliche nationale Minderheiten Geltung verschaffen werden.

Eine besondere Frage bildet die soziale und wirtschaftliche Einwirkung der Juden auf nichtjüdische Bevölkerung. Den Juden wird vorgeworfen, daß sie im geschäftlichen Verkehr mit Nichtjuden sich von keinen ethischen Rücksichten leiten lassen und die nichtjüdische Bevölkerung materiell ruinieren. Daß dieser Vorwurf nicht unbegründet ist, und daß insbesondere die osteuropäischen Länder sehr viel darunter zu leiden haben, wird wohl niemand in Abrede stellen wollen. Für jeden Fall wäre es ungerecht, die traurigen Vorfälle wirtschaftlicher Ausbeutung mit den besonderen Eigenschaften der jüdischen Rasse in Zusammenhang zu bringen, da wir dabei viel mehr mit der Standespsychologie als mit der Rassenpsychologie zu tun haben. Die Juden befassen sich seit Jahrhunderten fast ausschließlich mit dem Handel, in erster Linie mit dem Kleinhandel und den Geldgeschäften und es ist kein Wunder, daß sich bei ihnen infolge der Ausübung derartiger Geschäfte durch ganze Generationen hindurch eine gewisse Unempfindlichkeit für das ethisch Unzulässige herausgebildet hat. Es wäre dabei ganz verfehlt, zu meinen, daß dem unleugbaren Übel durch Gewaltmittel abzuhelfen wäre. Das einzig zweckmäßige Mittel ist die kulturelle Hebung der Juden einerseits und der eigenen Volksmassen anderseits, die kulturelle Einwirkung von Innen und Außen, die beiden Teilen zustatten kommen dürfte. Wird nämlich die eigene Volksmasse auf ein höheres kulturelles Niveau gestellt, so wird auch jeder Auswucherung der Boden entzogen werden. Anderseits werden auch die Juden darin ihren Vorteil haben, daß die Vorwürfe, die meistens auf das ganze Judentum ausgedehnt werden, zum Verschwinden gebracht werden. Daran sind aber die Juden, als die schwächeren, in erster Linie interessiert.

Berlin, Jänner 1916.

Digitized by Google

Die eingewanderten Juden in Amerika.

Von Dr. S. M. Melamed in Neuyork.

Die letzten Wahlen in Neuyork haben wieder die allbekannte Erscheinung zutage gefördert, daß die Kandidaten aller Parteien um die jüdischen Stimmen werben, und daß jeder der Kandidaten bestrebt ist, als besonderer Judenfreund zu gelten. Alle Parteien in Amerika legen Gewicht darauf, sich mit den jüdischen Wählern gutzustellen, und speziell in Neuyork, wo etwa 1¼ Millionen Juden leben, wird um das jüdische Votum heiß gekämpft. Dieses Umwerben neutralisiert den politischen Antisemitismus, der sonst in Amerika, wo die Juden in großen Getti leben, sicher aufgekommen wäre.

Die jüdische Bevölkerung in Amerika setzt sich aus einem Menschenmaterial ganz eigener Art zusammen. 80 Prozent aller amerikanischen Juden sind erst in den letzten 25 Jahren aus Osteuropa eingewandert und haben sich sehr rasch in die amerikanischen Verhältnisse eingelebt. Wenn man ihr Tun und Treiben betrachtet, kommt man ohne weiteres zu der Überzeugung, daß sie nicht eine rohe Einwanderermasse darstellen, die etwa mit der italienischen oder polnischen vergleichbar wäre. Während andere Einwanderer aus Osteuropa ihre alte Heimat meist aus wirtschaftlichen Gründen verlassen, wandern die osteuropäischen Juden von ihren Heimatländern nicht nur aus ökonomischen, sondern auch aus politischen und kulturellen Gründen aus. Sie kommen nach Amerika nicht nur, um wirtschaftlich besser, sondern auch um politisch und kulturell freier leben zu können. Ein beträchtlicher Teil der amerikanischen Juden verließ Rußland nur aus politischen und kulturellen Gründen, und viele hat überhaupt nur der Drang, ihren Kindern eine angemessene Erziehung geben zu können, veranlaßt, in Amerika eine neue Heimat zu suchen. Nur diese Tatsache erklärt die Erscheinung, daß, während die anderen Einwanderermassen für Jahrzehnte auf der ungefähr gleichen Höhe bleiben, auf der sie in ihrer Heimat standen, die jüdischen Einwanderermassen schon im ersten Jahrzehnt nach ihrer Niederlassung in der neuen Heimat wirtschaftlich emporkommen und ihre kulturellen Kräfte entwickeln. In Neuyork z. B. leben fast ebenso viele Italiener und Polen wie Juden. Aber während man verhältnismäßig selten auf einen polnischen oder italienischen Arzt, Rechtsanwalt oder Ingenieur stößt, ist fast jeder zweite Vertreter der freien Berufe in Neuyork ein Jude. Denselben Aufschwung kann man auch auf wirtschaftlichem Gebiet beobachten. Während die vielen Millionen anderer Einwanderer fast keine einzige neue Industrie geschaffen oder gar monopolisiert haben, haben die Juden neue Industrien selbst ins Leben gerufen und viele andere entwickelt, wie z. B. die Tabak- und Pelzgewerbe, merkwürdigerweise auch verschiedene Industrien, die mit der Schiffahrt zusammenhängen, und vor allem die Kleider- und Modenindustrie. In diesen ist der Jude zugleich der Fabrikant

Digitized by Google

und der Arbeiter und oft auch der Konsument. Auch haben die Juden dank ihren Beziehungen zur alten Heimat in Amerika neue Märkte für verschiedene europäische und besonders osteuropäische Gewerbe geschaffen und so zur Steigerung der amerikanischen Einfuhr beträchtlich beigetragen.

Für die Entwicklung der kulturellen Energien der Juden ist es sehr bezeichnend, daß 80 Prozent aller Schüler des „New York City College" (Städtische Universität) Juden sind. Während die Juden in Neuyork etwa 27 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachen, sind sie in den Mittel- und Hochschulen mit etwa 48 Prozent vertreten. Die eingewanderten Juden in Amerika unterhalten viele große Tagesblätter in jüdisch-deutscher Sprache, allein in Neuyork mit einer Gesamtauflage von 850 000. Daneben bestehen sehr zahlreiche Wochen- und Monatsschriften, die ausschließlich literarischen und populär-wissenschaftlichen Interessen dienen. Während die nahezu eine Million zählende deutsche Kolonie in Neuyork nur ein Theater — und auch das nur mit großen Schwierigkeiten — unterhält, existieren hier vier große jüdische Theater, die sich gut verzinsen und die ihren Mitgliedern Gehälter bis zum Betrage von 150 Dollar pro Woche bezahlen. Diese jüdischen Theater bringen nicht etwa allein jüdische Stücke, sondern auch deutsche, französische, englische, skandinavische und russische Stücke in jiddischer Sprache zur Aufführung. Wer sehen will, was Juden als Juden auf dem Gebiete der Schauspielkunst, Bühnendekoration und -regie leisten können, der besuche einmal eines der großen jüdischen Theater in Neuyork. Die Amerikaner selbst, die der englischen Theaterüberlieferung folgen, behaupten, daß in den jüdischen Theatern in Neuyork besser gespielt wird als in den englischen. Die jüdischen Theater werden daher vielfach von Amerikanern besucht, die kein Wort jiddisch verstehen, und nur kommen, um die Schauspielkunst der Juden und die Bühneneinrichtung zu betrachten. Um keine falschen Vorstellungen zu erwecken, muß gleich hinzugefügt werden, daß die amerikanischen und besonders die Neuyorker Juden sich auch am englischen Theater und an der englischen Presse in hervorragender Weise beteiligen. Auf beiden Gebieten gibt es viele bekannte jüdische Sterne. Auch in der Gerichtsbarkeit und in der Verwaltung sind die Juden stark vertreten. Unter den bekannten Richtern Neuyorks, die vom Volk erwählt werden, findet man Namen, wie Rosalsky, Rosenthal, Levy usw. Auch in der Schutzmannschaft sind Juden prozentual vertreten. Man erinnert sich noch des merkwürdigen Einfalls des ehemaligen Neuyorker Polizeipräsidenten Theodore Roosevelt, der dem verstorbenen deutschen Antisemitenführer Ahlwardt eine ausschließlich jüdische Polizeiwache gab, als er bei ihm um Schutz nachsuchte. Es war drollig, zu sehen, wie der deutsche Antisemitenführer unter dem Schutze jüdischer Polizisten seine antisemitischen Reden hielt.

Weder die italienischen, noch die polnischen, noch die vielen anderen Einwanderermassen aus dem Süden und Osten Europas sind in allen Sphären des

Digitized by Google

Lebens so stark vertreten wie die jüdischen, und keine dieser Einwanderermassen hat solche wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Energien entwickelt wie die jüdische. Das ist nur verständlich, wenn man die Ursachen der Auswanderung aus Osteuropa erkennt, die von vornherein die Stellung der Juden im politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Leben in Amerika bestimmt haben. Aber in erster Linie bilden diese Einwanderer aus Osteuropa eine große Arbeitermasse. Diese Arbeiter sind in allen Gewerben vertreten. Es gibt in Neuyork und in der Provinz „Unions" von jüdischen Schneidern, Schustern, Tischlern, Maurern, Tapezierern, Mechanikern usw. Der jüdische ungelernte Arbeiter (Laborer) ist in Amerika eine Seltenheit. Die Juden sind fast alle „Mechanics" (d. h. gelernte Arbeiter), auch die, welche in der alten Heimat ungelernte Arbeiter waren, erlernen hier ein bestimmtes Handwerk, was ihnen um so leichter fällt, als jede Arbeit hierzulande so spezialisiert und die Arbeitsteilung so gründlich durchgeführt ist, daß jeder halbwegs gescheite und fleißige Mensch die Möglichkeit hat, innerhalb kurzer Zeit „Mechanic" zu werden. Während in Osteuropa selbst der gelernte jüdische Arbeiter oft zum Kleinhandel übergeht, weil die Arbeitslöhne schlecht sind, ist in Amerika das umgekehrte Streben bemerkbar. Der frühere Kleinhändler wird hier Arbeiter! Das kommt auch vielleicht daher, weil der jüdische Einwanderer mittellos herüberkommt und selbst für kleine geschäftliche Unternehmungen kein Vermögen besitzt, während er als Arbeiter sich bald eine Existenz gründen kann. Die Folgen dieser wirtschaftlichen Umwandlung im Leben des Einwanderers machen sich auch bald bemerkbar. Aus dem körperlich schwachen und bleichen jüdischen Einwanderer entwickelt sich schon nach 4 bis 5 Jahren ein kräftiger und gesund aussehender Mann. Die zweite Generation ist schon viel kräftiger als die erste. Der Unterschied in der Körperlänge zwischen der ersten und zweiten Generation beträgt nicht weniger als anderthalb Zoll. Alle die Merkmale der Unterernährung, die der Einwanderer mitbringt, die bleiche Gesichtsfarbe, gebückte Haltung und das unsichere Auftreten, sind bei seinen Kindern nicht mehr anzutreffen. Das ist nicht nur auf die besseren wirtschaftlichen Lebensbedingungen, sondern auch auf die normale Erziehung, die bessere Körperpflege und den amerikanischen Sport zurückzuführen. Für die körperliche Entwicklung der eingewanderten Juden in Amerika spricht die Tatsache, daß sie hier auf allen Gebieten des Sports tätig sind. Unter den berühmten Baseballspielern, Boxern, Fußballspielern usw. gibt es viele Juden, die im Lande wegen ihrer Leistungen sehr volkstümlich sind.

In jüngster Zeit widmen sich auch die eingewanderten Juden der Landwirtschaft. Viele von ihnen, die sich durch ihre schwere Arbeit in der Großstadt ein kleines Vermögen erspart haben, kaufen kleine Farmen, die sie selbst mit Erfolg bearbeiten. Die jüdische Farmwirtschaft, speziell im Osten der Vereinigten Staaten, ist so verbreitet, daß sich heute bereits ein Bund jüdischer Farmer

Digitized by Google

organisiert hat. Dieser Bund unterhält ein Büro, gibt eine Fachzeitschrift heraus, verfügt über größere Fonds, die zur Förderung der Landwirtschaft unter den Juden dienen. Obgleich die Juden seit Jahrtausenden mit dem Schiffahrtsbetrieb so gut wie nichts zu tun hatten, gibt es schon heute in Amerika zahlreiche Juden, die als Matrosen ihr Brot verdienen. Auch in der amerikanischen Kriegsmarine dienen viele Juden.

Allein während die körperliche Wirkung der Änderung im Leben der eingewanderten Juden sich bald bemerkbar machte, sind die seelischen Wirkungen verhältnismäßig gering. Die Neue Welt mit ihren neuen und besseren Lebensbedingungen mag den Einwanderer verblüfft haben, seelisch umgemodelt hat sie ihn nicht. Der jüdische Einwanderer wird in der Neuen Welt als Jude nicht atomisiert und entnationalisiert. Er lebt hier ebenso in einem jüdischen Lebenskreis, wie in Warschau, Odessa und Lodz, und das Massenleben arbeitet dem möglichen Entnationalisierungsprozeß entgegen. Der Einwanderer kommt hier nicht in eine geistig fremde Welt, sondern in eine jüdische Umgebung, in ein jüdisches Massenleben. Diese Masse spricht ihre eigene Sprache, das Jüdisch-Deutsch, sie hat ihre eigenen religiösen, geistigen, sozialen Interessen und Lebensformen, und sie hat ihre eigenen religiösen, philanthropischen, sozialen und künstlerischen Einrichtungen. Was dieser Masse in der alten Heimat teuer war, ist ihr auch hier lieb. Infolge der besseren wirtschaftlichen Bedingungen kann sie auch in der Neuen Welt die von ihr geschätzten Kulturgüter besser pflegen. Selbst für die hebräische Erziehung wird hier mehr getan als in der alten Heimat. Es gibt in Neuyork eine Reihe ausgezeichneter hebräischer Schulen, in welchen auch die Unterrichtssprache Hebräisch ist, und es gibt hier ferner unzählige hebräische Sprach- und Literaturvereine. Es gibt auch eine Damenkleiderfabrik, deren Arbeiterinnen alle hebräisch sprechen. Wegen des hastigen Wirtschaftslebens ist die religiöse Übung nicht so stark wie in der alten Heimat, aber das jüdische Leben der Massen ersetzt dieses Manko, so daß im ganzen das national-kulturelle Leben hier keineswegs schwächer ist als im Osten Europas. Wenn auch mit der steigenden Amerikanisierung dauernd bestimmte Kreise absplittern, so wird dieser Abfall durch den Strom der Einwanderung ständig mehr als ersetzt.

Das jüdische Zentrum in Amerika ist natürlich Neuyork, das etwa 1 200 000 bis 1 300 000 Juden in seinen Mauern beherbergt. Alle wirtschaftlichen und politischen Bestrebungen der Juden Amerikas haben in Neuyork ihren Ausgangspunkt, und auch in geistiger Beziehung ist Neuyork ihr Zentrum. Und doch sind die Juden in der Provinz keineswegs eine unbeträchtliche Minderheit. So zählt Philadelphia eine Viertel Million Juden, Chicago 200 000, Baltimore 60 000, und Städte mit einer jüdischen Bevölkerung von 10 bis 20 000 gibt es eine ganze Reihe. Aber nicht alle großen jüdischen Provinzgemeinden sind sich in ihrer ökonomischen und geistigen Struktur gleich. So ist z. B. Philadelphia eine

Digitized by Google

fast ausschließlich jüdische Arbeitergemeinde, und sowohl geistig wie wirtschaftlich noch nicht weit entwickelt. Die 250 000 Juden in Philadelphia bilden ein großes Proletariat und unterscheiden sich von anderen Proletariern nur dadurch, daß sie ihre Kinder besser erziehen. Chicago hingegen ist in jüdischer Beziehung ein kleines Neuyork. Das gleiche gilt auch von Baltimore. Je weiter man nach dem Westen geht, desto weniger zahlreiche Judenansiedlungen und desto besser gestellte Juden trifft man. Es gibt im Westen unzählige kleine jüdische Gemeinden von 2 bis 10 000 Seelen, die Armut kaum kennen, und die in den besten wirtschaftlichen Verhältnissen leben. In den kleinen Provinzgemeinden amerikanisieren sich die eingewanderten Juden weit schneller als in den großen Gemeinden, und, was ebenso charakteristisch ist, sie hängen zugleich mehr an den religiösen Traditionen als die großstädtischen Juden. Der Provinz-Jude ist religiös ebenso konservativ, wie der großstädtische Jude radikal ist.

Neben den eingewanderten Judenmassen aus Osteuropa gibt es in den Vereinigten Staaten eine ziemlich große Gruppe eingewanderter Juden aus Deutschland und Westeuropa, die zum größten Teil im Westen der Vereinigten Staaten leben. Diese „deutschen" Juden sind viel besser gestellt als die eingewanderten russischen Juden, sei es, weil sie zu einer Zeit herübergekommen sind, als die Erwerbsmöglichkeiten noch leichter waren, sei es, weil sie eine systematische Erziehung und mehr geordneten Geschäftsgeist als russische Stammesgenossen mitgebracht haben und daher den Kampf ums Dasein besser bestehen konnten. Im Verhältnis zu den osteuropäischen Judenmassen bilden natürlich die „deutschen" Juden in den Vereinigten Staaten eine verschwindende Minorität, und doch waren sie bis vor kurzem die Führer der osteuropäischen Juden, denn sie verfügen über große materielle Mittel, Einfluß und gute Beziehungen. Der deutsche Jude unterscheidet sich von dem osteuropäischen in Amerika durch sein Streben nach vollständiger Assimilation. In dem Maße, in dem das nationale jüdische Bewußtsein bei den osteuropäischen Juden in den letzten Jahren gestiegen ist, ist es bei den deutschen Juden gesunken. Heute gehen sie beide nach entgegengesetzten Richtungen. Der eine will nur Amerikaner sein, während der eingewanderte osteuropäische Jude guter Amerikaner sein will, und doch sein nationales Judentum nicht aufgeben möchte. In der letzten Zeit haben die eingewanderten Juden als Gegenwirkung gegen die Assimilationsbestrebungen der deutschen Juden ihr Judentum ostentativ kundgegeben. Daraus ist ein offener Zwiespalt zwischen osteuropäischen und deutschen Juden in Amerika erwachsen.

In noch einer wesentlichen Hinsicht unterscheiden sich die deutschen von den osteuropäischen Juden in Amerika. Während die eingewanderten osteuropäischen Juden entweder streng religiös leben oder alles religiöse Interesse verlieren und den Schwerpunkt ihres Judentums nur auf das Nationale und Kulturelle legen, haben viele deutsche Juden sich eine Religion zurechtgezimmert, die aller natio-

Digitized by Google

nalen Merkmale beraubt, weder Christentum noch Judentum ist und sich „Reform Judaism“ nennt. Dieser „Reform Judaism“ wird von „Reform Rabbis“ vertreten, die ebensogut unitarische Geistliche sein könnten, weil das, was sie predigen, Ethik oder Politik, aber keine Religion und gewiß keine jüdische Religion ist. Im Mittel-Westen und Westen der Vereinigten Staaten, wo das deutsch-jüdische Element mehr vorherrschend ist, ist auch dieser „Reform Judaism“ zu Hause. Im Osten hingegen, wo die großen Judenmassen leben, hat sich eine gemäßigte Orthodoxie erhalten. Jeder Versuch der Westjuden, die Ostjuden für einen „Reform Judaism“ zu gewinnen, ist bis jetzt mißlungen. Der Krieg hat diese Kluft zwischen Ost- und Westjudentum in Amerika noch vertieft. Die Ostjuden betonen ihr Recht auf ihr Judentum, sie sind durch die stärksten persönlichen Bande mit ihren in Osteuropa zurückgebliebenen Stammesgenossen verknüpft und wollen außer für deren individuelle, auch für deren kollektive Erlösung arbeiten. Die Westjuden Amerikas dagegen unterhalten zu ihren Stammesgenossen in Osteuropa ein rein charitatives Verhältnis, und wenn sie auch gewiß ihr Wohlergehen wünschen, so sind sie doch nicht bereit, auch nur ein Jota von dem, was sie unter ihrem Amerikanismus verstehen, zugunsten ihrer osteuropäischen Stammesbrüder zu opfern. Da bis jetzt die westeuropäischen Juden in Amerika die Führerschaft hatten, so sind die so gegensätzlichen Bestrebungen zwischen ost- und westeuropäischem Judentum in Amerika geradezu zu einem Kampf gegen die bisherige Führerschaft geworden. In diesem Kampf stehen sich zwei ungleiche Gegner gegenüber. Auf der einen Seite nur instinktive Überzeugung, die aus dem Leben der Massen schöpft, und guter Wille, auf der anderen Seite Reichtum, Einfluß und große Beziehungen. Auf der einen Seite absolute Treue zum Adoptiv-Vaterland, vereint mit dem Festhalten an altväterlichen Überlieferungen, auf der anderen Seite neuamerikanischer Nationalismus auf Kosten des Judentums. Wenn die Vereinigten Staaten kein demokratisches Staatswesen wären, hätten die großen Massen der osteuropäischen Juden als Besiegte aus dem Kampf hervorgehen müssen. Aber wie nun einmal die Dinge hier liegen, scheint es, daß die Westjuden trotz ihrer Macht und Mittel in dem Kampf unterliegen werden. Denn wenn nicht Interessen der Trusts auf dem Spiel stehen, können die Massen in den Vereinigten Staaten immer siegen.

Im Verlaufe dieses Kampfes hat sich der Mangel einer einheitlichen Organisation der eingewanderten Juden in Amerika stark fühlbar gemacht, und die aus der Masse aufgestiegenen Führer gehen jetzt daran, diesen abzustellen. Es ist begreiflich, daß die Juden in Amerika auf dem Gebiet der politischen Zusammenfassung bis vor kurzem so gut wie nichts geleistet haben. Bis zum Ausbruch des Krieges haben sie in der Politik des Landes keine besondere Stelle gesucht und daher auch keine eingenommen. Der jüdische Wähler pflegte für die republikanische oder die demokratische oder die sozialistische Partei zu stimmen, ohne sich

Digitized by Google

zu fragen, ob die Partei als solche auch seinen jüdischen Interessen Rechnung trage; und die Juden in Amerika haben doch eigene politische Interessen sowohl im Innern wie nach außen. Diesen osteuropäischen Juden, die der Knutenherrschaft entronnen sind, kann es nicht gleichgültig sein, ob Amerika die Einwanderung beschränkt oder sie gar unmöglich macht, und es kann ihnen nicht gleichgültig sein, ob die Regierung in den Vereinigten Staaten mit der Zarischen Regierung liebäugelt. Wenn es bis heute Rußland nicht gelungen ist, in Amerika eine Anleihe aufzunehmen, so ist das der Agitation der amerikanischen Juden zu verdanken. Die Engländer und Franzosen hätten mit ihrer Milliardenanleihe mehr Glück gehabt, wenn Rußland nicht ihr Verbündeter wäre. Die jüdischen Sparer in Amerika wollen Rußland weder direkt noch indirekt helfen, und wenn die Anleihe nur zu einem Viertel untergebracht ist, so darf man das zum guten Teil der Haltung der Juden zuschreiben. Allein, neben diesen allgemeinen Richtlinien, welche die Juden hier verfolgen, hatten sie bis jetzt keinerlei zentrale politische Organisation ihrer Interessen. Auch die jüdischen Arbeitermassen, die wirtschaftlich gut organisiert sind (der jüdische Arbeiterring allein zählt 60 000 Mitglieder), haben sich bis jetzt an politischen Handlungen wenig beteiligt. Erst seit einem Jahre gibt es einen jüdisch-sozialistischen Abgeordneten im Kongreß, und die letzten Neuyorker Staatswahlen haben einen jüdisch-sozialistischen Abgeordneten in den Neuyorker Landtag gebracht. Beide Wahlen sind symptomatisch für die neue Richtung nicht nur der amerikanisch-jüdischen Arbeiterschaft, sondern auch des amerikanischen Judentums im allgemeinen. Der europäische Krieg hat die Vorgänge im amerikanischen Schmelztiegel beträchtlich aufgehalten und in allen Bevölkerungsschichten nationale Erinnerungen wachgerufen. Das gilt nicht nur von den Engländern, Franzosen, Italienern, Deutschen und Ungarn, sondern auch von den Juden in Amerika. Ein latentes nationales Empfinden hat von jeher in den amerikanischen Judenmassen gelebt und dieses latente Empfinden ist jetzt zum Bewußtsein erwacht. In dem Kampfe um die Existenz der Nationen in Europa ist es den amerikanischen Juden klar geworden, daß auch sie für ihre nationalen Interessen kämpfen müssen. Dieses neu gestärkte nationale Bewußtsein unter den Juden ist jetzt der treibende Beweggrund zu ihrer Organisation und zur Aufstellung eines einheitlichen Programms. Der Versuch, der jetzt gemacht wird, die Juden in Amerika als Juden zu organisieren, ist gewiß nicht leicht. Aber die in den Arbeiterorganisationen bereits erworbene Disziplin dürfte sich als große Hilfe bei Ausführung des Versuchs erweisen. Freilich ist es auf der anderen Seite noch nicht klar, ob das nationale Motiv stark genug ist, um eine einheitliche Organisation hervorzubringen. Die jüdischen Arbeitermassen sind zwar heute national gesinnt, aber ihre Führer befürchten, daß das erwachte nationale Interesse das Interesse an der wirtschaftlichen Organisation schwächen könnte, und wenn auch diese Führer bei der Neuorganisierung mitmachen, so geschieht das doch nicht mit voller Begeisterung.

Digitized by Google

Das jetzt infolge des Krieges wachgewordene Nationalbewußtsein hat in der sogenannten Kongreßbewegung einen mächtigen Ausdruck gefunden. Die Führer dieser Bewegung, an deren Spitze Vertreter verschiedener politischer und wirtschaftlicher Organisationen stehen (neben den Führern der Arbeiterschaft diejenigen der ostjüdischen Bourgeoisie und der Zionisten), werben für die Organisierung eines Kongresses amerikanischer Juden auf demokratischer Grundlage. Ob ein solcher Kongreß, wenn er zustande kommt, für die Besserung der Lage der osteuropäischen Juden nach dem Kriege mit Erfolg wirksam sein könnte, und ob er in die Lage der osteuropäischen Juden eingreifen könnte, kann man nicht voraussagen. Wenn die drei Millionen Juden in Amerika, um deren Stimme so heiß gekämpft wird, eine wirklich zentrale demokratische Organisation besitzen, wird natürlich jede Verwaltung, mag sie republikanisch oder demokratisch sein, sich für verpflichtet halten, die amerikanische Diplomatie zugunsten der osteuropäischen Juden in Tätigkeit zu setzen. Aber in welchem Maße sie es tun wird, läßt sich schwer voraussagen. Wenn es also noch fraglich bleibt, ob der zu schaffende Kongreß amerikanischer Juden für die Juden in Osteuropa Bedeutung erlangt, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß er für die amerikanischen Juden selbst von der größten Bedeutung werden muß. Trotz des famosen „Schmelztiegels" waren noch bis jetzt alle Volksgruppen der amerikanischen Bevölkerung selbständig politisch zusammengefaßt. Es gab und gibt noch jetzt deutsch-amerikanische, irisch-amerikanische, italienisch-amerikanische, polnisch-amerikanische Organisationen usw. Sie haben bis jetzt den Amerikanismus ihrer Mitglieder nicht nur nicht beeinträchtigt, sondern eher verstärkt. Dem Europäer muß das widersinnig erscheinen, und doch ist dem wirklich so. Gibt es doch auch hier im Lande verschiedene amerikanisch-amerikanische Organisationen, wie z. B. „Sons of the Revolution" . . . „Native Sons" usw. Die Juden würden also in keiner Weise einen Mangel an amerikanischem Patriotismus zeigen, wenn sie sich auf völkischer Grundlage organisieren. Hat doch Präsident Wilson jüngst in einer Zuschrift an einen der Führer der Kongreßbewegung zum Ausdruck gebracht, daß er gegen den geplanten jüdischen Kongreß der amerikanischen Juden nichts einzuwenden habe. Aus mehreren Kundgebungen der einflußreichen Blätter in Neuyork und in der Provinz ist zu ersehen, daß auch die Yankees nicht nur gegen einen solchen Kongreß nichts einwenden, sondern sein Zustandekommen begrüßen würden.

Es gibt aber unter den amerikanischen Juden selbst solche, die ausgesprochene Gegner des Kongresses sind. Ihre Gegnerschaft zum Kongreß ist doppelt begründet. Zunächst sind es die sogenannten amerikanischen „Über-Patrioten", die befürchten, daß der geplante Kongreß den Prozeß des Schmelztiegels zu lange aufhalten könnte, und dann gibt es eine Reihe von einflußreichen Juden, die wegen ihrer Gegnerschaft zu Deutschland gegen einen solchen Kongreß arbeiten.

Der geplante Kongreß soll sich natürlich mit der Judenfrage, wie sie nament-

Digitized by Google

lich der Krieg geschaffen, beschäftigen, d. h. mit dem alten traurigen Kapitel: Rußland und die Juden. Den amerikanischen Juden sind alle Bestialitäten und Greueltaten, die die Russen gegen die Juden in der Kriegszone begangen haben, wohlbekannt, und es ist zu erwarten, daß die Erbitterung gegen die russische Regierung auf dem Kongreß kräftigen Ausdruck finden wird. Die Feinde Deutschlands wollen alles tun, um die Entente nicht bloßzustellen, und so können sie sich nicht mit dem Kongreßgedanken versöhnen. Zudem sind die Kongreßgegner sehr erbost über die offen deutschfreundliche Haltung der amerikanischen Judenmassen, wie sie in der jiddischen Presse tagtäglich zum Ausdruck kommt.

Nicht alle diese Kongreßgegner sind antideutsch, allein ihr kleinlicher Begriff von amerikanischem Patriotismus bringt sie bewußt oder unbewußt in ein deutschfeindliches Fahrwasser. Diese Leute stehen auf dem Boden der sogenannten Assimilation. Sie kennen wohl amerikanische, aber keine allgemein jüdischen Interessen. Die jüdischen Massen stellen jüdisch-nationale Forderungen auf, während sie, die Kongreßgegner, von jüdisch-nationalen Wünschen und Forderungen nichts wissen wollen, weil sie sich einbilden, reine Yankees zu sein. Sie wollen nicht einsehen, daß Einbildungen einzelner nicht politische Triebkräfte im Leben der Massen werden können. Die Massen empfinden nun einmal national und wollen diese Gesinnung nicht unterdrücken und ihre Lebensinteressen nicht aufgeben.

Sie predigen heute eine sehr nüchterne Politik: „Wir gehen mit den Deutschen, weil wir von ihnen Freiheit für unsere unterdrückten Brüder im Osten erwarten, weil sie die Feinde unserer Feinde sind, und — was doch schließlich ein Hauptmotiv bildet, weil 500jährige kulturelle Bande uns mit Deutschland verbinden." Seit 500 Jahren sprechen die osteuropäischen Juden deutsch, obgleich sie seit einem halben Jahrtausend in slawischer Umgebung leben. Seit mehr als hundert Jahren ist Deutschland der Jungborn des Geisteslebens der osteuropäischen Juden. Alle großen Kulturbewegungen der jüdischen Gasse in Osteuropa, von der Aufklärung (Haskala) bis zum Zionismus, haben sich an der deutschen Kultur entzündet, und trotz des 30jährigen Antisemitismus in Deutschland sind die Kulturbande zwischen Deutschen und Juden nicht gelöst worden. Diese kulturelle Gemeinschaft mit den Deutschen und die erwartete politische Befreiung der osteuropäischen Juden durch Deutschland bestimmt die ausgesprochen deutschfreundliche Haltung der amerikanischen Judenmassen. Diese Gesinnung muß auch auf dem Kongreß zum Ausdruck kommen und da die „israelitischen Yankees" dies befürchten, stehen sie der Kongreßbewegung feindlich gegenüber.

Noch in einer anderen Beziehung unterscheidet sich die Auffassung der Massen von der jener kleinen Clique reicher Juden in Amerika. Die reichen Juden erwarten alles Heil vom Staat. Amerika ist ihnen das große demokratische Land, das alle nationalen Vorurteile aus der Welt schafft. Das ist ihr Glaubensbekenntnis. In den Massen lebt aber das Bewußtsein, daß nicht vom Staate

Digitized by Google

allein alles Heil für die Juden kommen kann. Obgleich der Staat die Juden zur Assimilation einlädt oder sie dazu nötigt, ist er beim besten Willen nicht in der Lage, sein Programm zu verwirklichen, weil die Gesellschaft die Meinung des Staates in bezug auf den Charakter der Judenheit nicht teilt. Denn in der Gesellschaft lebt das Bewußtsein fort, daß die Juden eine Nation, oder zum mindesten eine völkische Einheit sind. Während also der Staat das jüdische Volk zu atomisieren sucht, indem er den Juden entnationalisieren will und ihm als Entgelt volle staatliche Gleichheit verspricht, weigert sich die Gesellschaft, den Juden aufzunehmen und anzuerkennen.

In Osteuropa, und speziell in Rußland und Polen, ist aber der Staat kaum von der Gesellschaft getrennt. Die Spitzen der Gesellschaft sind auch meistens die Würdenträger des Staates. Unter diesen Umständen ist nicht einmal eine formale politische Assimilation der Juden völlig durchführbar. Zudem leben die Juden in Osteuropa in großen Massen und leben ihr eigenes nationales und religiöses Leben und wollen sich mit Gewalt weder russifizieren noch polonisieren lassen. Daher stehen die Führer der amerikanischen Kongreßbewegung auf dem Standpunkt, daß es die Pflicht der amerikanischen Juden ist, für die osteuropäischen Juden, die in Osteuropa in Massen leben, wo Staat und Gesellschaft nicht getrennt sind und darum dauernder Unterdrückung ausgesetzt sind, nicht nur individuelle, sondern auch kollektive Emanzipation zu verlangen. Die osteuropäischen Juden müssen, um nicht weiter als Individuen und als Kollektivität unterdrückt zu sein, so gestellt werden, daß die sie umgebende Majorität sie in keiner Weise mehr knechten kann. Die Führer der jüdischen Kongreßbewegung in Amerika haben sich dabei auf eine Formel geeinigt, die, kurzgefaßt, folgendermaßen lautet: Emanzipation des jüdischen Individuums überall, wo die Juden nicht in Massen leben, und individuelle und kollektive Emanzipation, d. h. die Möglichkeit der Fortsetzung und Pflege des nationalen Lebens da, wo die Juden, wie im Osten, in Massen leben. Dieses Programm kann nur dann durchgeführt werden, wenn den Juden, z. B in Polen, eine selbständige politische Wählerkurie zuerkannt wird und wenn sie ihre eigenen kulturellen und sozialen Institutionen, vor allem ihre Schule, besitzen.

Die Juden in Amerika wissen wohl, daß ihre Wünsche in bezug auf die Emanzipation der osteuropäischen Juden nur dann in Erfüllung gehen können, wenn die Germanen die Vormacht in Zentraleuropa bilden. Von Rußland erwarten sie gar nichts, und auch auf neu zu schaffende slawische Staaten, die allein über das Schicksal ihrer Juden zu bestimmen hätten, setzen sie wenig Hoffnung. Daraus ergibt sich auch die Stellung der hier lebenden osteuropäischen Juden zu Deutschland für die Zeit nach dem Krieg. Bei der herrschenden antideutschen Stimmung in Amerika wird man sich wohl in Deutschland darüber klar werden, was es bedeutet, daß ein so zahlreiches und mächtig aufstrebendes Element wie die eingewanderten Juden in Amerika deutschfreundlich gesinnt bleibt.

Digitized by Google

Die jüdische Kolonisation Palästinas.

Von Oberleutnant Hans Rohde, z. Zt. im Feld.

In einem Bericht des Kaiserlich Deutschen Vizekonsulats zu Jaffa vom 23. Februar 1912 findet sich folgende Stelle:

„Die jüdische Einwanderung hat in den letzten Jahren erheblich zugenommen und zur Anlage blühender Kolonien in und um Jaffa geführt. Da unter den Juden die deutsche Sprache, wenn auch bei vielen nur in der korrumpierten Form des sogenannten „Jargon" bekannt ist, so bestehen zwischen ihnen und Deutschland wirtschaftliche Beziehungen, die noch größerer Ausdehnung fähig sind."

In der Tat bilden in Palästina die „Aschkenasim", d. h. die deutsch oder besser gesagt jüdisch-deutsch sprechenden Juden die überwiegende Mehrzahl der jüdischen Bevölkerung nicht nur in den ländlichen Kolonien, sondern auch in den meisten Städten, in deren Gemeinden vor einem Menschenalter noch das orientalische Element mit spanischer (judenspanischer) und arabischer Umgangssprache vorherrschte. Heute sind von den etwa 100 000 Juden des Landes über 70 000 Aschkenasim, also dem deutschen Sprachgebiet zuzuzählen. Hierin liegt für die deutschen Ansiedler Palästinas, aber auch für Deutschlands Industrie- und Handelskreise, die kommerzielle Verbindungen mit Syrien und Palästina anknüpfen wollen, ein starker Hinweis, den jüdischen Kolonien des Landes mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden, als dies bisher der Fall gewesen ist. Welchen Einfluß die Deutschsprachlichkeit der palästinensischen Juden auf den Außenhandel des Landes ausgeübt hat, geht aus einem englischen Konsularbericht des Distrikts Jerusalem—Jaffa hervor. In diesem wird der Rückgang des englischen Handelsverkehrs mit Palästina darauf zurückgeführt, daß die deutschsprechenden Juden, in deren Händen sich ein großer Teil des auswärtigen Handels konzentriert, den Verkehr mit den deutschen Firmen des Reichs und Österreich-Ungarns vorziehen. Der deutsche Anteil am Handel, sowohl Ein- wie Ausfuhr, steigt von Jahr zu Jahr.

Die zionistische Bewegung, auf die das ganze großartige Kolonisationswerk der Juden in Palästina zurückgeht, ist zu einem nicht geringen Teil auf deutschem Boden entsprossen. Die ersten Vorläufer des modernen Zionismus waren die Rabbiner Hirsch Kalischer in Thorn und Elias Gutmacher in Grätz, die zu Beginn der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts eine lebhafte Propaganda für die Neubesiedelung des Heiligen Landes mit jüdischen Ackerbauern und Gewerbetreibenden entfalteten. Im Jahre 1865 veröffentlichte dann Moses Heß in Bonn seine für die Theorie des Zionismus grundlegende Schrift „Rom und Jerusalem", die darin ausklang, den Juden in Palästina eine Heimat zu schaffen. Der eigentliche Begründer der ganzen zionistischen Organisation war Theodor Herzl, ein deutscher Schriftsteller und Bühnendichter. Ihm gelang es,

Digitized by Google

der ganzen Bewegung etwas Einheitliches zu geben. Es wurde ein leitendes Komitee sowie ein Zentralbureau für diese weitverzweigte, alle fünf Erdteile umspannende Organisation gebildet. Dieses hatte zuerst seinen Sitz in Wien, wo es Theodor Herzl gelang, das Interesse des Kaisers Wilhelm II. und des Großherzogs von Baden auf seine Bestrebungen zu lenken und sich deren Unterstützung zu sichern. Von 1906—1911 befand es sich in Köln und siedelte dann nach Berlin über, wo es heute noch ist. Hierzu trat im Jahre 1911 der jüdische Nationalfonds mit seiner Unterabteilung, der Ölbaumspende. Der jüdische Nationalfonds wurde 1901 auf Anregung des verstorbenen Heidelberger Universitätsprofessors Dr. H. Schapira gegründet, erreichte Ende 1915 aus freiwilligen Spenden die Höhe von nahezu 4 500 000 Mark. Seine Jahreseinnahmen betragen augenblicklich etwa 500 000 Mark. Sein Zweck ist, Ländereien in Palästina anzukaufen, die nicht wieder verkauft, sondern nur verpachtet oder für Rechnung des Nationalfonds bewirtschaftet werden dürfen. Zugleich werden mit Hilfe seiner Mittel Musterfarmen, Arbeiter- und Familienhäuser errichtet. Mit Hilfe der Baumspende, die sich aus Beiträgen von je 6 Mark für den Baum zusammensetzt, wollen die Zionisten weite Ländereien mit Bäumen aufforsten.

Es war klar, daß eine Bewegung wie die zionistisch-palästinensische für den Außenstehenden leicht den Anschein des Hilflos-Pygmäenhaften oder sogar des fast Komisch-Unwirklichen bekam. Sie wurde belacht und nicht ernst genommen. Die Kolonisation eines Landes wie Palästina wollten hier hunderttausend oder vielleicht zweihunderttausend gleichgesinnte, über alle Weltteile verstreute jüdische Enthusiasten unternehmen, deren Machtmittel nichts anderes war als eben dieser Enthusiasmus. Idealismus, nach zweitausend Jahren noch nicht erstorbene Heimatsliebe, nationale Begeisterung — man ging lächelnd zur Tagesordnung über. Und doch hatte man unrecht oder hat nun unrecht gehabt.

Sobald sich aber dies zeigte, wurde der Zionismus in seinen Bestrebungen aufs heftigste bekämpft. Es wurde ihm nachgesagt, er erstrebe in Palästina etwas wie einen Sonderstaat mit Sondertendenzen. Entgegen dieser aus Mißverständnis und unfairen Absichten lautwerdenden Meinungen, wurde von den Zionisten und ihren leitenden Männern immer aufs neue betont, daß der Zionismus in loyalster und öffentlichster Form die Ansiedlung von Juden als Glieder und Diener des ottomanischen Staates wünsche in der einzigen Absicht, ein Wiederaufleben jüdischen Geistes und jüdischer Kraft in der alten Heimat zu ermöglichen.

Auf diese Weise kam es, daß die junge Türkei den zionistischen Plänen mit Mißtrauen zunächst entgegenkam, und sich jeder großzügigen Kolonisationspolitik entgegensetzte. Diese Mißstände und Schwierigkeiten machten aber die Zionisten nicht irre, im Gegenteil, sie bestärkten sie in der Meinung, nicht durch Worte allein, sondern durch unbeirrbare Fortführung des jüdischen Wirkens in Palästina die türkische Regierung zu veranlassen, sich mit Tatsachen zu befassen,

Digitized by Google

die die stärksten Argumente in sich selbst tragen. Man nahm deshalb auch von der in früheren Jahren vielfach von Zionisten vertretenen Anschauung, daß man auf rein diplomatischem Wege von der Türkei die Erlaubnis zur Besiedelung von Palästina erhalten könne und solle, Abstand, und erklärte die Arbeit in und für Palästina als erstes politisches und kolonisatorisches Mittel.

Daß dieser Gedankengang viel für sich hatte, zeigte sich in dem Umschwung der Ansichten maßgebender türkischer Kreise, den der überaus günstige Bericht eines amtlich von der türkischen Regierung entsandten Inspektors bewirkte.

Die Türkei erkannte, daß ihr Interesse an einer Erschließung des Landes durch Juden, an der noch gar nicht absehbaren Steigerung seiner Steuer-, Nähr- und Wehrkraft mit dem Interesse jüdischer Ansiedler mit der Erschließung Palästinas zusammenfiel und damit war zugleich das politische Schlüsselwort gegeben, dessen die zionistische Gemeinschaft bedurfte, um auf Grund von türkischen Zusicherungen als legitime Körperschaft ihr Kolonisationswerk auszubauen.

Diese Arbeit, die unter der Leitung des auch in deutschen kolonialpolitischen Kreisen bekannten Prof. Dr. O. Warburg in Berlin steht, ist von einer interessanten Vielseitigkeit und überraschender Systematik, wenngleich vieles noch Fundament ist, das auf den Überbau wartet.

Unter dem Vorsitz von Prof. Warburg erstand im Jahre 1909 eine der Vorbereitung von Grund und Boden zur späteren Bewirtschaftung durch Kolonisten dienende Gesellschaft: „Palestine Land Development Co.“ Ihr Zweck ist Erwerb, Urbarmachung und Parzellierung von Ländereien. Im Jahre 1911 parzellierte sie in Galiläa 9500 Dünam, erwarb in Südpalästina 5000 Dünam und verkaufte sie an Moskauer Juden weiter. Als Mustergut bewirtschaftet sie das Gut Kinereth und ist jetzt mit der Gründung einer Villenstadt, beides am See Genezareth, beschäftigt.

Kurz darauf wurde eine andere Gesellschaft ins Leben gerufen. Die Siedlungsgesellschaft Erez Israel in Köln, die Landarbeiter nach den Plänen des Berliner Nationalökonomen Dr. Franz Oppenheimer genossenschaftlich ansiedeln will. Sie dient also der Begründung von Siedlungsgenossenschaften, mit denen zugleich auf palästinensischem Boden ein interessantes volkswirtschaftliches Exempel gemacht werden soll. Sie hat 1911 eine erste Genossenschaft auf dem Gelände des Jüdischen Nationalfonds „Merchawja“ in Galiläa eingerichtet und im Juni 1911 die Genossenschaft „Daganiah“ in sich aufgenommen. Und solcher grundlegender Organisationen gibt es noch einige, wie der Frauenverband für Kulturarbeit (Berlin), die Wolffsohn-Stiftung zum Bau von Arbeiterhäusern.

Vor dem Kriege besaßen die Zionisten auch ihr eigenes Bankinstitut, die „Anglo-Palestine Co.“, ein Tochterinstitut der Jüdischen Kolonialbank in London. Sie besitzt Filialen in Jaffa, Jerusalem, Haifa, Beirut, Safed und Hebron und soll insbesondere den Landwirten und Kleingewerbetreibenden

Digitized by Google

durch Kredite entgegenkommen sowie ländliche und städtische Erwerbs- und Konsumgenossenschaften begründen oder aber stützen. Auf dem 10. Zionisten-Kongreß im August 1911 in Basel wurde das Kapital dieser Bank um ein bedeutendes erhöht, um durch langfristige Agrarkredite die Neuansiedlungen zu erleichtern. Ob das Bankinstitut in seiner früheren Zusammensetzung jetzt, nachdem die Türkei mit England im Kriege steht, noch besteht, ist mir unbekannt.

Von den etwa 600 000 Einwohnern des Heiligen Landes sind annähernd 110 000 Juden, also ungefähr 20 Prozent der Gesamtbevölkerung. Davon leben über 90 000 in den Städten und etwa 12 000 in den ländlichen Kolonien. Von den 90 000 Städtern lebt etwa die Hälfte ganz oder teilweise von den sogenannten „Chaluka", d. h. von milden Spenden, die für sie aus verschiedenen Ländern nach Palästina fließen.

Als nämlich in den vierziger und fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die ersten jüdischen Palästinareisenden aus Europa, darunter Sir Moses Montefiore, in ihren Reiseschilderungen ein Bild von dem entsetzlichen Elend der palästinensischen Juden entwarfen, riefen sie das Mitleid und die Bruderliebe der gesamten Judenheit wach. Überall wurden Komitees zur Sammlung von Spenden gebildet, und so ward schließlich die Chaluka zu einer dauernden Einrichtung, auf der die allerdings sehr kümmerliche Existenz von Tausenden ruht. Derjenige Teil der jüdischen Stadtbevölkerung, der Chaluka bezieht, wird mit einem hebräischen Wort als der „alte Jischub", d. h. die ältere Niederlassung, alte Bevölkerungsschicht, bezeichnet, während der unter dem Einfluß der modernen zionistischen Bewegung neu zugewanderte, erwerbstätige und kräftige Bevölkerungsteil den neuen Jischub (die neue Ansiedlung, neue Schicht) bildet. Hierzu gehören über 40 000 Städter und sämtliche ländlichen Bewohner.

Die städtische Bevölkerung der neuen Schicht ist von höchster Bedeutung für das Kultur- und Wirtschaftsleben des halbentwickelten Landes. Sie liefert diesem Kaufleute und Gewerbetreibende, Ärzte und Lehrer. Ihr fällt der Hauptanteil an der Entwicklung von Handel und Industrie, an der Besserung der Gesundheitszustände und an der Hebung der allgemeinen Gesittung zu. Ihr schönstes Wahrzeichen hat diese neujüdische Bevölkerung sich in Jaffa in dem prächtigen neuerbauten Stadtviertel Tel-Awiw („Hügel des Frühlings") aufgerichtet. Unmittelbar an diese Kolonie grenzt ein zweites ganz neues jüdisches Wohnviertel, das den Namen Nachalath Benjamin („Erbe Benjamins") trägt. Auch in Haifa wurde in den letzten Jahren eine solche städtische Kolonie erbaut, und weitere sind ebenda sowie in Jerusalem und anderwärts geplant.

Die ländliche jüdische Bevölkerung ist weit geringer an Zahl — sie umfaßt in etwa 40 Dorfsiedlungen 12 000 Seelen —, allein sie bildet den eigentlichen Kern- und Mittelpunkt des neuen Jischub, der neueren jüdischen Kolonisation. „Sie scheint bestimmt", wie Dr. Elias Auerbach (‚Palästina als Judenland', Jüdischer

Digitized by Google

Verlag, Berlin) sagt, „die große Frage zu entscheiden, ob es möglich ist, einen erheblichen Teil des Handelsvolk der Juden wieder zur Landwirtschaft überzuführen und das Volk damit zur Genesung und zur Dauer zu befähigen."

Der jüdische Landbesitz in Palästina erstreckt sich zurzeit auf ein Areal von annähernd 40 000 Hektar. Hiervon sind über 30 000 Hektar besiedelte Landstücke, und zwar in Judäa etwa 8600 Hektar (15 Kolonien), in Samaria 6000 Hektar (8 Kolonien), in Galiläa 16 200 Hektar (16 Kolonien) und in Transjordanien 300 Hektar (1 Kolonie). Die wichtigsten landwirtschaftlichen Kolonien sind die folgenden: 1. Judäa: Petach Tikwah, Gründungsjahr 1878, Seelenzahl 3000; Rischon—Lezion, G. 1882, S. 1000; Rechoboth, G. 1890, S. 800; Ekron, G. 1884, S. 300; Wad-el-Chanin, G. 1882, S. 200; Kastinie, G. 1888, S. 150; Katrah, G. 1882, S. 150; außerdem die im Jahre 1870 gegründete Ackerbauschule der Alliance Israélite Mikweh-Israel bei Jaffa (S. 150). — 2. Samaria: Sichron—Jakob (Sammarin), G. 1882, S. 1000; Chedera, G. 1891, S. 200. — 3. Galiläa: Rosch—Pinah, G. 1882, S. 800; Jemma und Betdschen, G. 1902, S. 400; Metula, G. 1896, S. 300; Jessod—Hamaalah, G. 1883, S. 300; Sedschera, G. 1889, S. 200; Mes'cha, G. 1902, S. 200.

Während in den judäischen Kolonien der Pflanzungsbau (Weinbau, Orangen-, Ölbaum- und Mandelpflanzungen) vorherrscht, wird in den galiläischen Ansiedlungen vorzugsweise Getreide angebaut. Naturgemäß mußten die Kolonien in den ersten Jahren viele Kinderkrankheiten durchmachen. Eine große Stütze fanden die Kolonisten in Baron Edmund Rothschild (Paris), der ihnen stets in ihrer Bedrängnis beistand, den vielfach ungesunden Sumpfboden durch Anpflanzung von Eukalyptusbäumen assanierte, ausgedehnte Weinkeltereien erbaute (in Rischon—Lezion und anderwärts), Wasserleitungen anlegte, den Absatz des Weines organisierte usw. Allerdings hatte diese wahrhaft väterliche Fürsorge des Barons Rothschild für die Kolonisten anderseits den Nachteil, daß viele unselbständig und lässig wurden, sich mehr und mehr an die „Darlehn" des Barons gewöhnten und nicht recht vorwärtskommen wollten. Entmutigt durch diese Folgen seiner Kolonisationsmethoden zog sich Baron Rothschild 1899 von der Unterstützung der Kolonien zurück und übertrug die Verwaltung seines Werkes der Jewish Colonisation Association (Paris). Seither ist eine ständige Entwicklung der Kolonien zur wirtschaftlichen Selbständigkeit hin zu verzeichnen, und bald werden auch diejenigen Kolonien, die heute noch teilweise unter der Administration der genannten Gesellschaft stehen, ganz auf eigenen Füßen stehen können. Schon jetzt tritt vielfach an Stelle der früheren Unternehmungen des Barons bezw. der J. C. A. die Privatinitiative, die von der zionistischen Organisation angeregt und beeinflußt wird.

Das jüdische Element ist unter der zionistischen Propaganda immer mehr zu einem wertvollen Faktor im Wirtschaftsleben Palästinas erstarkt. Einen

Digitized by Google

ganz bedeutenden Anteil besitzt es am Orangenbau. An der Spitze seiner blühenden, meist orangenbautreibenden Kolonien steht das Dorf Petach Tikwah, das vor 27 Jahren gegründet wurde und heute etwa 3000 Einwohner zählt. In einer 2½stündigen Entfernung nordöstlich von Jaffa hat sich diese Kolonie sozusagen aus einem Nichts entwickelt. An der Stelle, an der sich vor 27 Jahren noch wüstes Land dehnte, steht heute ein reiches, ausgedehntes Dorf inmitten fruchtbarer Felder und Orangengärten. Harte, zielbewußte Arbeit ist hier von den jüdischen Einwanderern im Laufe der Jahre geleistet worden, und unentwegt wird heute an dem Kolonisationswerk weitergearbeitet, indem sich die Ansiedler alle Errungenschaften moderner Technik zunutze machen.

Einen Beweis hierfür bildet eine genial durchgeführte Bewässerungsanlage, eine halbe Stunde nordöstlich Petach Tikwahs, an dem hier dicht an die Orangengärten der Kolonie herantretenden Nahr-el-Audsche. Diesen, das ganze Jahr hindurch Wasser führenden Fluß, von dem bisher nicht ein Tropfen dem wasserbedürftigen Lande zugute kam, hat ein jüdisches Syndikat, die in Charlottenburg eingetragene, mit einem Kapital von 100 000 Mark arbeitende Bewässerungsgesellschaft Palästina m. b. H. nutzbar gemacht. Mittels Motorkraft wird das Wasser aus dem Fluß gesogen und auf die Felder der Kolonie und in deren Orangengärten, soweit diese nicht mit eigenen Brunnenanlagen versehen sind, weitergeleitet. Die Anlage, die das erste derartige Bewässerungswerk Palästinas darstellt, ist ein Wahrzeichen für die Auferstehung des Landes zu neuer Blüte.

Welche Gegensätze treffen doch hier an dieser Stelle, die den Blick weit über die Ebene Saron bis zu den fernen violetten Konturen des judäischen Gebirges erschließt, so unendlich fühlbar aufeinander! Jenseits des Flusses das ausgesogene, dürftig bestellte Land des Fellachen, Rind und Kamel als seltsames Gespann vor dem leichten Pflug, der oberflächlich die Krume ritzt, diesseits des Flusses, einst das gleiche verwahrloste Land wie jenseits, weite Flächen mit der Last goldiger Orangen, fruchtbare Felder, auf dem der schwere Pflug des jüdischen Bauern die dunkle Scholle zum Licht kehrt. Jenseits des Flusses ein armseliges Vegetieren in zähem Festhalten an Bewirtschaftungsmethoden biblischer Vorzeiten, diesseits die Erfolge des nach Vervollkommnung strebenden Menschengeistes.

Den gleichen Eindruck hat man, wenn man auf dem Wege von Haifa nach Jaffa durch die beiden Ansiedlungen Sichron—Jakob und Chedera fährt. Hübsche kleine Dörfer inmitten bestellter, reichtragender Felder oder Weinberge, mit sauberen Straßen und in Gärten malerisch liegenden reinlichen Bauernhöfen. Hier findet man die Antwort auf Dr. Auerbachs Frage, ob es möglich ist, einen erheblichen Teil des Handelsvolks der Juden wieder zur Landwirtschaft überzuführen und das Volk damit zur Genesung und zur Dauer zu befähigen.

Großzügig im wahrsten Sinne des Wortes ist die Tätigkeit, die die verschiedenen jüdischen Organisationen im Verlauf der Jahre durch ihr Schulwerk ent-

Digitized by Google

faltet und dementsprechend erstaunlich auch die Erfolge, die sie erzielt haben. An erster Stelle verdient hier der Hilfsverein der deutschen Juden genannt zu werden. Er unterhält in Jerusalem: drei Kindergärten, Kursus für Kindergärtnerinnen, Mädchenschule, Edler-von-Lemel-Schule, Rabbinerkursus, Abendschule für Erwachsene „Moria", Lehrerseminar, Handelsrealschule; in Jaffa: drei Kindergärten und eine Anstalt, die der letzte Geschäftsbericht bescheiden eine siebenklassige Knabenschule nennt, die aber schon jetzt als ein Prorealgymnasium bezeichnet werden kann; in Rechoboth: Kindergarten und Schule für Knaben und Mädchen; in Hebron: Subvention von Talmud-Thora-Schule; in Safed: Kindergarten; in Haifa: Institut für technische Erziehung mit Vorschule, auf das ich an anderer Stelle noch zu sprechen kommen werde; in Beirut und Tiberias: je einen Kindergarten; in Katrah: Schule. Insgesamt an 3—4000 Schüler, 150 Lehr- und Hilfskräfte.

Dann kommt die Alliance Israélite Universelle. Sie unterhält folgende Anstalten: Jerusalem: Gewerbeschule mit Internat, Knabenschule, Mädchenschule. — Jaffa: Knabenschule, Lehrlingsschule für handwerklichen Unterricht. — Haifa: Knabenschule, Mädchenschule, Lehrlingsschule. — Safed und Tiberias: Desgleichen. — Mikweh-Israel bei Jaffa: Ackerbauschule. Insgesamt etwa 2200 Schüler, 70 Lehrkräfte.

Ihr folgt wieder eine deutsche Organisation, die freie Vereinigung für die Interessen des orthodoxen Judentums (Frankfurt a. M.): Hebräische Schulen (Talmud Thora) in Petach Tikwah, Rischon-Lezion, Ekron, Rechoboth, Haifa. In Petach Tikwah Kurse zur Ausbildung von Lehrern. Landwirtschaftlicher Unterricht der Talmud-Thora-Schüler. Begonnen 1909. Oberleitung Dr. Moses Auerbach in Petach Tikwah. Schülerzahl etwa 450.

Daneben bestehen mehrere private Schulanstalten: Hebräisches Theodor-Herzl-Gymnasium in Jaffa (3 Vorstufen und 7 Klassen). Schülerzahl vor dem Krieg etwa 800, Lehrerzahl 30. 1909 eigenes Gebäude in Tel-Awiw errichtet. Bauspende von Jakob Moser, Bradford: 125 000 Fr.

„Tachkemonie", hebräische Mittelschule in Jaffa. Hebräisches Gymnasium in Jerusalem, begründet 1909.

Kunstgewerbeschule „Bezalel" in Jerusalem, Leiter: Prof. B. Schatz, begründet 1905. Beschäftigt waren 1912 an Schülern und Arbeitern: Teppichatelier 160, Teppicharbeiterinnen zu Hause 10; Filigranatelier etwa 70, Kupferatlier etwa 30, Holzatelier etwa 50, Spitzenatelier etwa 10, lithographische Ateliers etwa 10, Atelier für Batik und Metalltreibarbeiten etwa 30, Atelier für Elfenbeinschnitzerei und Metalldruckerei etwa 10, Bureauangestellte und Hilfspersonal etwa 10, zusammen etwa 430 Personen.

Museum, insbesondere naturwissenschaftliche Abteilung.

Digitized by Google

In Haifa besitzt der Hilfsverein der deutschen Juden eine vierklassige Schule, in der, wie ich mich persönlich überzeugen konnte, Unterricht in Deutsch, Arabisch, Rechnen und Geschichte erteilt wird, in den letzten beiden Fächern in hebräischer Sprache, die die Kinder ohne jede Schwierigkeit handhaben.

Aber gerade in Haifa war zu meiner Zeit ein Schulwerk in Vorbereitung, das, nachdem es nun fertiggestellt ist, alle bisherigen Bestrebungen an weiter und zugleich tiefer Wirkung übertrifft. Es ist das bereits oben erwähnte „Jüdische Institut für technische Erziehung in Palästina". Die Anregung hierzu und zugleich die intensive Mitarbeit im einzelnen wird Dr. Paul Nathan, dem stellvertretenden Vorsitzenden und Geschäftsführer des Hilfsvereins, verdankt, der bei einer Besichtigungsreise nach Palästina im Jahre 1907 die Überzeugung gewann, daß zur Hebung der jüdischen Jugend in möglichst vollkommener Weise die Erziehung nicht nur durch formalen Unterricht, sondern insbesondere durch tüchtige Ausbildung in Handwerk und Technik notwendig sei. Für diesen Plan wurde eine sehr beträchtliche finanzielle Unterstützung durch eine russische Familie gewonnen, und Dr. Nathan konnte nun bei einer zweiten Reise im Jahre 1908 die Förderung des Planes energisch betreiben, d. h. zunächst den geeigneten Platz aussuchen. Er wählte Haifa als den geeigneten Ort für den Bau des Technikums und bewies hierdurch eine tiefe Einsicht in die Verhältnisse Syriens und Palästinas. Schon damals wurde die Eisenbahnverbindung mit Damaskus hergestellt und dadurch Haifa an den großen nordsüdlichen Strang in Syrien und Palästina, Aleppo—Damaskus—Maan—Medina, angeschlossen. Vorbereitet war die Verbindung mit Jerusalem durch eine bei Affule abzweigende Seitenlinie über Dschenin—Nablus, von der die Strecke Affule—Dschenin fertiggestellt ist. Dazu kommt, daß in dem stillen Haifa die religiösen Gegensätze nicht so scharfe Formen zeigen. In der Tat versuchte auch nur das eine der beiden Haifaer Lokalblättchen, „Al Karmel", die Bevölkerung gegen die neue jüdische Gründung aufzuhetzen, hatte aber keinen Erfolg.

Nachdem einmal der Plan genau festgelegt, der Baugrund erworben war, wurde die Gesellschaft „Jüdisches Institut für technische Erziehung in Palästina" gegründet, die als Eingetragener Verein im Bezirk des Amtsgerichts Berlin-Mitte ihren Sitz hat und als deutscher Verein den Schutz des deutschen Konsulats in Haifa genießt.

Das Gebäude bildet einen Rhombus von 150 Meter Länge und im Norden 150, im Süden 60 Meter Breite. Es ist eine Anlage im größten Stil. In dem vorderen, niedrigen Teile des Grundstücks, das von 60 Meter bis zu 93 Meter nach Süden am Abhang des Karmel aufsteigt, erhebt sich die Mittelschule. Etwas jenseits der Mitte befindet sich die Fachschule, ein architektonisch bemerkenswerter Bau, an dessen Westseite die Werkstätten liegen. Auf der südlichen Schmalseite ist ein Internat angelegt worden.

Digitized by Google

Unterrichtssprache ist, da die Anstalt eine deutsche ist, und da auch in der ihr angegliederten Mittelschule das Deutsche die erste Stelle einnimmt, Deutsch. Die Reichsregierung, die dem Institut seinen Schutz gewährt, bestand daher auf die deutsche Unterrichtssprache, und dies mit vollem Recht.

Trotz aller Ähnlichkeit läßt sich dies Verhältnis aber nicht mit dem vergleichen, das zwischen der Alliance Israélite Universelle und der französischen Regierung bestand. Die Anstalten der Alliance sollten dem Prestige Frankreichs dienen, sie waren Mittel politischer Agitation.

Noch eines anderen Schulwerks des Hilfvereins soll an dieser Stelle ausführlicher gedacht werden, der bereits erwähnten Edler-von-Lamel-Schule in Jerusalem, die aus kleinen Anfängen heraus ein mächtiges, ganz Palästina umspannendes Bollwerk des Deutschtums geworden ist. Am 18. August 1885 stiftete Frau Elise Herz von Lamel zum Andenken an ihren Vater 50000 Gulden für ein Werk, „das wirkt, bildet und edel macht". Im Auftrage des Wiener jüdischen Kultusvereins wurde dann aus diesen Mitteln im Juni 1886 die Lamel-Schule in Jerusalem gegründet. 1887 wurde sie mit der gleichfalls erst ganz kurz bestehenden Schule des deutsch-jüdischen Waisenhauses verbunden. Zunächst zählte sie nur 28. Aber bald begann eine rasche Entwicklung aufwärts. 1903 konnte die Schule ihr eigenes stattliches Heim beziehen. 1904 wurde ihr ein Lehrerseminar zur Ausbildung von Lehrern für die jüdischen Kolonien angeschlossen, zu dem bald darauf eine Handelsrealschule trat. In der Erkenntnis, daß die jüdische Frau auch in der Landwirtschaft lernen muß, hat der Verband jüdischer Frauen für Kulturarbeit in Palästina die Mädchenfarm in Kinereth am See Genezareth eingerichtet, die keine Hochschule für Gartenkultur sein, sondern Gemüsebau und Geflügelzucht lehren soll.

Erstaunlich ist es, wie es die Juden verstanden haben, der hebräischen Sprache wieder zu neuem Leben zu verhelfen. In allen jüdischen Kolonien hört man Hebräisch, in Tiberias am See Genezareth ist Hebräisch überhaupt die vorherrschende Sprache. Hebräisch ist für die Juden in Palästina Gesellschafts-, Verkehrs- und vor allen Dingen Schulsprache geworden. In sämtlichen Kindergärten wird nur hebräisch gesprochen. Das Hauptverdienst hieran hat der jüdische Schriftsteller Ben-Jehuda in Jerusalem.

Und nun zum Schluß noch zu dem Verhältnis zwischen den deutschen und jüdischen Kolonisten. Bisher bestand zwischen ihnen eine von deutscher Seite nicht allzusehr gewürdigte Interessengemeinschaft. Abgesehen von dem bereits erwähnten Umstand der Deutschsprachlichkeit der Juden kommen die meisten Juden Palästinas aus Osteuropa, der Interessensphäre der deutschen Industrie, und haben ihre Vorliebe für die Erzeugnisse der deutschen Industrie nach dem neuen Lande mitgebracht. Auch könnte die landwirtschaftliche Organisation beider Gruppen in vielen Fällen aus den mancherlei möglichen Arten

Digitized by Google

von Zusammenarbeiten großen Nutzen ziehen, wie es bisher nur vereinzelt vorgekommen ist. Die jüdischen Kolonisten haben sich in manchen Zweigen des Pflanzenbaues den deutschen Ansiedlern vielfach überlegen gezeigt, während die deutschen Templer, die aus einer ländlichen Umgebung und Beschäftigung kommen, begreiflicherweise in Körner- und Futterbau, in der Vieh- und Bienenzucht, in der Milchwirtschaft usw. unvergleichlich mehr Kenntnisse und Erfahrungen besitzen als die seit Jahrhunderten der Landwirtschaft entfremdeten Juden.

In jüngster Zeit haben sich die Beziehungen zwischen den deutschen und jüdischen Kolonisten Palästinas etwas reger und freundschaftlicher gestaltet. An der von Direktor Keller in der deutschen Kolonie Wilhelma geleiteten Lehrfarm werden auch einige jüdische junge Leute in der Landwirtschaft unterwiesen. Die deutsche Besitzung Medschel (Magdala) am See Genezareth wurde im Jahre 1909 an eine jüdische Gesellschaft verkauft. Zu den besten Abnehmern der Molkereierzeugnisse der deutschen Kolonien Wilhelma und Sarona gehören die jüdischen Bewohner von Jaffa, und auch die Weintrauben der deutschen Kolonien finden in Jaffa und Jerusalem bei jüdischen Weinhändlern ständig guten Absatz.

Hieraus geht hervor, wie berechtigt für die deutschen Ansiedler in Palästina sowie für Deutschlands Industrie- und Handelskreise der Hinweis ist, den jüdischen Kolonien Palästinas mehr Aufmerksamkeit und Interesse zuzuwenden.

Professor Dr. M. Hartmann schrieb Anfang 1914 in seinem Buche „Reisebriefe aus Syrien“: „Wenn man gesagt hat, von Belgrad bis Bagdad sind die Juden eine Brücke für deutsche Sprache und deutsche Kultur, so ist das vielleicht etwas zu weit ausgegriffen. Aber die große jüdische Bewegung, die auf Palästina gerichtet ist, wird sehr wohl Material schaffen können, das in jenem Sinne wirkt. Wir dürfen das Vertrauen zu den leitenden Männern haben, daß sie neben den jüdisch-nationalen Bestrebungen, die für sie bei dem Werke in Palästina in erster Linie stehen, die deutsche Sache fördern werden. Die Reichsregierung und die Öffentlichkeit werden ein Auge auf die Betätigung der Anstalten haben, die nach der Leitung und der an ihnen wirkenden Lehrkräfte deutschen Charakter tragen.“

Überblicken wir nun das bisher von den Zionisten im Heiligen Lande Geleistete, so können wir wohl sagen, daß sie unter Schwierigkeiten und Anfechtungen mancher Art ganz Erstaunliches vollbracht haben, wenn es ihnen auch infolge günstiger finanzieller Verhältnisse leichter gemacht wurde als den deutschen Ansiedlern. Das Problem, dessen energische Lösungsversuche bei ihrem ersten Bekanntwerden in breiterer Öffentlichkeit vor etwa 20 Jahren bei den meisten ein ungläubiges Lächeln hervorriefen, bei nicht wenigen auf schroffen Widerstand stießen, von ihm sei festgestellt, daß der Grundgedanke, die Schaffung eines neuen Israels im heiligen Lande, in einer Richtung eine erstaunliche Verwirklichung gefunden hat: in der Schaffung größerer jüdischer Gemein-

Digitized by Google

wesen mit selbständiger Verwaltung und in der Durchsetzung des Hebräischen als Verkehrs- namentlich aber als Schulsprache unter den Juden Palästinas.

Man sieht, es ist ein großes Kulturwerk, das hier entstanden ist. Der Wert desselben und die Summe von Energie und Arbeit, die dazu gehört hat, wird freilich nur der voll bemessen können, der weiß, wie es im Lande aussieht, wie alles das in fortwährendem Kampfe mit zahlreichen bildungsfeindlichen Elementen geschaffen werden mußte. Wir Deutsche haben allen Grund, auf dieses Werk stolz zu sein. Nicht nur sind es im wesentlichen deutsche Mittel und deutsche Kräfte, die es geschaffen haben, sondern vor allem ist es deutsche Kultur und deutsche Sprache, die dadurch ihre Verbreitung und Pflege in einem weiten Kreise des Orients findet.

Ostjüdische Sprichwörter.

Wenn man das Altern scheut, soll man sich in der Jugend aufhängen.

Halbe Wahrheit ist ganze Lüge.

Wahrheit ist die beste Lüge.

Armut ist keine Schande, aber auch keine besondere Ehre.

Ißt der arme Mann ein Huhn, so ist entweder er krank, oder das Huhn.

Borgt man jemandem Geld, so kauft man sich einen Feind.

Scheren lernt man am besten an einem fremden Bart.

Besser ist ein jüdisches Herz mit einem goïschen (nichtjüdischem) Kopf, als ein goïsches Herz mit einem jüdischen Kopf.

Lebte Gott auf dieser Welt, so schlügen ihm die Menschen alle Fenster ein.

Der gute Mensch braucht keine Prügel, dem schlechten nützen keine Prügel.

Ein Huhn esse ich am liebsten zu zweit: ich und das Huhn.

Drei Dinge wachsen auch bei Nacht: Einkünfte, Mietzins und unverheiratete Töchter.

Schenkt der Vater dem Sohn, — so lachen beide; schenkt der Sohn dem Vater, — so weinen beide.

Sich selbst loben ziemt sich nicht, schadet aber auch nicht.

Nimmt ein alter Mann ein junges Weib, so wird der Mann jung und das Weib alt.

Die alte Jungfer ist gefeit vor frühem Tod.

Digitized by Google

Schickt man einen Narren auf den Markt, so freuen sich die Krämer.

Zwei Menschen fallen zur Last: ein Narr unter Klugen und ein Kluger unter Narren.

Ein Huhn, das kräht, ein Goj, der jüdisch spricht, und eine Frau, die Talmud studiert, — taugen alle nicht.

Ein Dachdecker und ein Kaminkehrer dürfen nicht als Zeugen vernommen werden, denn beide stellen für Geld ihr Leben aufs Spiel.

Dem Freund gebe man einen schlechten Rat und dem Feind einen guten. [Es wird angenommen, daß jeder das Gegenteil von dem tut, was man ihm rät.]

Gott zahlt ehrlich, aber langsam.

Gerät der Geizhals in fröhliche Stimmung, so kommt es ihm auf den fremden Gulden gar nicht an.

Sich kratzen und borgen hilft nur für eine Weile.

Schweigen ist gut, reden noch besser.

Fällt dein Feind, so darfst du dich nicht freuen; du bist aber nicht verpflichtet, ihn aufzuheben.

Seit das Sterben aufgekommen ist, ist man seines Lebens nicht sicher.

Heiraten soll man in der Heimat, stehlen in der Fremde.

Verstand ohne Glück ist wie ein ungeschliffener Diamant.

Wenn man sich schämt, bekommt man keine Kinder.

Mit Gott darf man nicht spassen: denn erstens darf man es nicht, und zweitens läßt er es nicht.

Ein ganzer Narr ist ein halber Prophet.

Der Mensch gleicht dem Schuster: der Schuster lebt und stirbt, ebenso der Mensch.

Hätten alle Menschen nach der gleichen Seite gezogen, so würde sich die Welt umdrehen.

Viererlei Menschen sind so gut wie gestorben: der Bettler, der Blinde, der Aussätzige und der Kinderlose. (Talmudischer Ausspruch.)

Digitized by Google

Der Zionismus unter dem Gesichtspunkt türkisch-deutscher Zukunftspolitik.

Von Walter Levin in Berlin.

Der alles bewegende Weltkrieg ließ unter vielen anderen, großen und kleinen Bestrebungen auch den Zionismus zu weltpolitischer Bedeutung aufrücken. Einerseits ist das treibende Moment des Zionismus: die Judennot durch den Weltkrieg unermeßlich gesteigert worden und wird voraussichtlich nach Kriegsschluß noch bedeutend anwachsen; andererseits ist das Land, auf das der Zionismus zielt: Palästina, unter vielen anderen Gebieten Streitobjekt der kämpfenden Parteien. Wir sehen heute infolgedessen das merkwürdige Bild vor uns, daß der Zionismus, den man bisher allenthalben als eine unfruchtbare Eigenbrödelei ansah, von allen kriegsführenden Parteien als realer Faktor in Rechnung gesetzt wird. Rußlands Großfürst-Heerführer versprach, aufrichtig oder nicht, seinen jüdischen Soldaten Palästina zum Lohn, in England verteilte man bereits eifrig den türkischen Orient und bedachte die Juden mit Palästina, aber auch in Deutschland wurden vielfach Stimmen laut, die einer jüdischen Besiedlung Palästinas das Wort redeten. Uns kann die Freigebigkeit von Engländern und Russen, mit der sie ein Land verschenken, das sie nicht besitzen und nicht besitzen werden, gleichgültig sein. Für uns, die wir an den Sieg der deutsch-türkischen Waffen glauben, kommen nur die Beziehungen in Betracht, die zwischen dem Zionismus und türkisch-deutscher Zukunftspolitik bestehen oder sich entwickeln können.

Wir wollen hier nicht auf die Bedeutung des Zionismus für die Lösung der Judenfrage, die zugleich eine Frage der Juden und der sie beherbergenden Völker ist, eingehen, ihn vielmehr nur auf seine Beziehungen zur Besiedlung Palästinas hin betrachten. Zur Erläuterung sei nur so viel gesagt, daß der Zionismus die Konzentration des jüdischen Volkes in Palästina auf landwirtschaftlicher und industrieller Grundlage bezweckt. Die Idee einer staatlichen Absonderung ließ man schon seit langem fallen, an ihre Stelle ist der Plan systematischer Kolonisierung unter türkischer Oberherrschaft getreten. Die Grundlage des Zionismus ist die nationaljüdische Idee. Wir ziehen hier, der Einfachheit wegen, alle palästinensischen Bestrebungen, die auf nationaljüdischer Grundlage stehen, unter dem Namen Zionismus zusammen.

Palästina ist ein großenteils verödetes Land. Weite Strecken blieben jahrhundertelang unbebaut. Landwirtschaft und Industrie, Handel und Verkehr stehen durchschnittlich auf sehr tiefer Stufe. Eisenbahnen sind spärlich, die Straßen sind schlecht, die Gesundheits- und Sicherheitszustände sind noch äußerst mangelhaft.

Von der einheimischen, arabischen Bevölkerung, die nur mit primitivsten Mitteln zu arbeiten versteht, ist die wirtschaftliche und kul-

Digitized by Google

turelle Hebung des so tief daniederliegenden Landes nicht zu erwarten.

Aber auch die Türken werden das harte Werk nicht auf sich nehmen können, stehen sie doch nach Kriegsschluß einer ungeheuren Zahl wirtschaftlicher, politischer und kultureller Fragen gegenüber, deren Lösung durch gewaltige Hindernisse, wie die geringe Zahl der Verkehrsmittel bei großem Gebietsumfang und den durchschnittlichen Tiefstand der Bevölkerung, erschwert wird. Selbst bei stärkster Unterstützung von Deutschen, die den Türken sicher zuteil werden wird, werden diese Aufgaben nur zum geringeren Teil in absehbarer Zeit gelöst werden können. Es ist selbstverständlich, daß Interesse und Arbeit sich zuerst den politisch und wirtschaftlich wichtigsten Gebieten, wie z. B. denen der Bagdad-Bahn, zuwenden wird.

Palästina nun gehört nicht zu diesen bevorzugten Gebieten. Nach den allgemein wirkenden Gesetzen würde sich ihm Kapital und Arbeitskraft nur in geringerem Maße zuwenden.[1]) Hier könnten aber die jüdischen Siedlungsbestrebungen der Türkei helfend zur Seite stehen. Der Zionismus wendet sich Palästina nicht aus Gründen wirtschaftlicher Natur zu. Die Juden, die er nach Palästina führt, besiedeln dies Land nicht, weil sie wirtschaftlichen Gewinn erzielen wollen, sondern sie suchen in Palästina wirtschaftlichen Gewinn zu erzielen, weil sie es besiedeln wollen. Dabei sind sie ein finanzkräftiges und europäisch geschultes Element. Welchen Erfolg eine starke jüdische Kolonisierung Palästinas der Türkei zu bringen verspricht, können wir aus dem bereits Geleisteten ersehen.

Ich war in der Lage, kurz vor Ausbruch des Krieges einen Teil der jüdischen Kolonien zu besuchen und in einer, leider nur für kurze Zeit, mitzuarbeiten.

Die Kolonien, ungefähr 50 an der Zahl, sind weit über Palästina verstreut, in Judäa, Samaria und Galiläa zu finden. Die Kolonisten beschäftigen sich teils mit Getreide- und Gemüsebau, teils mit der Anlegung von Pflanzungen, wozu sie geeigneter zu sein scheinen. Ihre Arbeitsmittel sind modernster Art. Sä- und Schneidemaschinen, moderne Pflüge, meist deutscher Herkunft, sind in allen Kolonien zu finden. In vielen sind Motorpumpen zur Bewässerung von Plantagen und Gemüsefeldern aufgestellt. In einigen kann man sogar schon Motorpflüge und Dreschmaschinen finden. Durch solche Mittel unterstützt, konnten die jüdischen Kolonisten Ländereien unter Arbeit nehmen, die für eine Bearbeitung durch die einheimische arabische Bevölkerung mit ihren primitiven Ackergeräten vollkommen aussichtlos gewesen wären. Dazu kommt, daß die Juden eine nach

[1]) Auch die Kolonisationsarbeit der deutschen Templer (siehe Balkanheft der Süddeutschen Monatshefte) scheint uns nicht berufen zu sein, einen größeren Anteil an der Hebung Palästinas zu nehmen. Bereits lange vor dem Kriege war ein Stillstand in der Bewegung zu erkennen. Die religiöse Grundidee der Templerbestrebungen scheint nicht mehr genügend lebendige Kraft zu besitzen, um neue Scharen Einwanderer nach Palästina zu ziehen. Augenblicklich beträgt die Zahl der Templerkolonisten etwa 2200.

Digitized by Google

modernen wissenschaftlichen Prinzipien geleitete landwirtschaftliche Versuchsstation besitzen, die sich mit Anpflanzungsversuchen in Palästina bisher unbekannter Kulturen (wie z. B. Baumwolle) beschäftigt und ihre Resultate den Kolonisten mitteilt.

Unter diesen Umständen haben es die älteren Kolonien (die älteste ist 1878 gegründet) bereits zu einigem Wohlstand gebracht. die jüngeren Kolonien (darunter viele jüngsten Datums) sind berechtigt, solchen in absehbarer Zeit zu erwarten. Die Gesamtzahl der Einwohner, Besitzer und Arbeiter, beträgt zirka 12 000.

Der unmittelbare Gewinn, den die Türkei aus dieser ländlichen Kolonisation gewonnen hat, liegt klar. Ödländereien sind fruchtbar gemacht worden, die Produktion des Landes ist um ein Bedeutendes gestiegen, eine einerseits steuerkräftige, andrerseits konsumfähige Bevölkerung gewonnen worden.

Neben diesen direkten Vorteilen stehen nicht minder wichtig eine Reihe indirekter Vorteile. Die Eisenbahnen und Schiffahrtslinien ziehen ihren Nutzen aus den Frachten der Kolonisten und gewinnen damit an Rentabilität. Zur besseren Beförderung haben die Kolonisten an vielen Stellen des Landes gute, teilweise sogar mustergültige Wege gebaut, die nun dem allgemeinen Verkehr zugute kommen. In den größeren Kolonien befinden sich Gasthöfe, die besonders für den Touristenverkehr von Wichtigkeit sind. In fast jeder Kolonie ist ein Apotheker, in vielen ein Arzt, und in einigen sogar ein Krankenhaus zu finden: Einrichtungen, die natürlich auch für die einheimische Bevölkerung von Nutzen sind. Zuletzt aber ist der Wert der jüdischen Kolonisation als Erziehungsfaktor nicht hoch genug einzuschätzen. Die Araber lernen, da sie teilweise auch in jüdischen Kolonien arbeiten, die modernen Methoden und neue Pflanzungsmöglichkeiten kennen. Wenn bisher arabische Grundbesitzer wenig Gebrauch davon machten, so könnte dieser Umstand in Zukunft doch recht bedeutende Wirkungen erzielen.

In ähnlicher Weise, wie die ländliche Kolonisation, wurde die jüdische Einwanderung in die Städte Palästinas ein großer, unmittelbarer und mittelbarer Gewinn für die Türkei. Schätzungsweise wuchs die Zahl der Juden in den Städten von zirka 12 500 im Jahre 1867 auf zirka 90 000 im Jahre 1915. In diesem Zeitraum wurden Fabriken, Werkstätten, Handelshäuser usw. errichtet. Moderne Villenviertel entstanden. Ärzte, Ingenieure, Kaufleute siedelten sich an. Krankenhäuser, Schulen, darunter auch zwei Gymnasien, wurden erbaut.

Dies alles, in Stadt und Land, wurde unter zwiefachen Widerständen geleistet, unter inneren und äußeren.

Die inneren bestanden in Gegensätzen innerhalb der jüdischen Kolonisation selbst (Freidenker und Orthodoxe, Kapitalisten und Sozialisten usw.) und in der Unerfahrenheit des Einwandererelementes im landwirtschaftlichen Berufe.

Mehr als die inneren, schadeten aber die äußeren Widerstände der

Digitized by Google

jüdischen Kolonisation. Die türkische Regierung kam nämlich der Kolonisation nicht sehr freundlich entgegen. Sie erschwerte den Ankauf von Ländereien und den der bewaffneten Fellachen- und Beduinenbevölkerung gegenüber so dringend notwendigen Selbstschutz der Kolonien. In den Städten wurden entsprechende Schwierigkeiten gemacht.

Das Vorgehen der türkischen Regierung läßt sich nur aus der Furcht vor staatlichen Absonderungsgelüsten der Juden erklären. Schon eingangs erwähnte ich, daß diese Furcht unbegründet ist, da die Zionisten die Idee eines zu gründenden Staates schon längst fallen ließen und an ihre Stelle den Plan systematischer Kolonisation unter türkischer Oberherrschaft gesetzt haben.

Daß die Juden russischer, österreichischer, amerikanischer u. a. Staatsangehörigkeit nicht gleich bei der Niederlassung in Palästina türkische Staatsbürger wurden, lag daran, daß sie sich unter dem Schutze der europäischen Konsulate sicherer fühlten, als unter dem türkischen Schutze. Die staatlichen Einrichtungen der Türkei vor dem Kriege waren zum mindesten in Palästina äußerst mangelhaft und der jüdische Kolonist tat nur das gleiche, wie der deutsche Templerkolonist, der ebenfalls nicht daran dachte, türkischer Staatsbürger zu werden. Natürlich wurde durch diesen Umstand bewirkt, daß die jüdischen Kolonisten nicht fest dem türkischen Staate eingegliedert wurden, sondern im Zusammenhang, wenn auch nur im losen, mit ihrem Geburtslande gehalten wurden; daß der jüdischen Kolonisation ein letzter Rest von Internationalität, von Fremdheit anhaftete.

Diesen letzten Rest von Fremdheit zu beseitigen, liegt aber ganz in Händen der türkischen Regierung. Verbessert sie ihre staatlichen Einrichtungen, was nach dem Kriege als sicher zu erwarten steht, derart, daß der jüdische Kolonist seine Person und sein Eigentum beschützt glauben kann, so wird die selbstverständliche Folge sein, daß er ohne weiteres die türkische Staatsangehörigkeit erwerben wird: ist doch der Zusammenhang mit seinem Geburtsstaate, besonders beim osteuropäischen Juden, sehr lose und unfreiwillig. Kann sich die Türkei aber weiterhin dazu entschließen, die jüdische Kolonisation in Anerkennung ihres unzweifelhaft großen wirtschaftlichen und kulturellen Nutzens nicht feindlich, sondern freundlich zu behandeln, vielleicht sogar zu unterstützen, so wird einmal der Umfang und Wert der Kolonisation schnell um ein Bedeutendes wachsen, andrerseits würde die Türkei auf diese Weise in den Juden ein treues Staatsbürgerelement gewinnen. Dieser Umstand ist von großer Bedeutung. Die Türkei ist kein einheitlicher Nationalstaat. Ihr Gebiet beherbergt viele Völker und viele Stämme. Ein großer Teil ihrer Bevölkerung entbehrt jedes Verständnisses für staatliche Organisation, ein anderer Teil, besonders die levantinische Küstenbevölkerung, steht unter allen möglichen fremden Einflüssen. Der Jude aber kommt nach Palästina nur als Jude. Er arbeitet nicht für fremde Inter-

Digitized by Google

essen. Er arbeitet für sich, will Palästina zur Heimat wieder gewinnen. Er sieht, daß er dieses nur unter türkischem Schutz vollbringen kann. Er bringt aus Europa ein größeres Verständnis für den Staat und seine Institutionen mit, als es z. B. die primitive arabische Bevölkerung besitzt. Je freier nun die Türkei die jüdische Kolonisation behandelt, desto fester wird diese in Palästina und somit in der Türkei Wurzel schlagen. Die Juden sind im Laufe ihrer Geschichte bekanntlich durch Staatshilfe nicht verwöhnt worden. Könnte die Türkei sich entschließen, sie gut zu behandeln, ja sogar ihnen zur Erreichung ihres ersehnten Zieles zu verhelfen, so wird Dankbarkeit und Treue der Lohn sein. Gerade in Palästina wird den Juden der ihnen so häufig in anderen Ländern anhaftende Zug von Internationalismus verloren gehen. Ist doch dieser Internationalismus, diese Heimatlosigkeit, wohl in der Hauptsache auf ihre soziale Schichtung zurückzuführen, deren Umwälzung ja ein Hauptziel der jüdischen Kolonisation ist. Der Bauer ist nie heimatlos.

Verfehlt wäre es von der Türkei, wenn sie, um sich die Treue der jüdischen Bevölkerung zu sichern, die nationaljüdische und hebräische Bewegung unterbinden wollte. (In den Kolonien und in den Städten wird von den Juden neuerdings immer stärker Hebräisch gesprochen.) Gerade diese Bewegung zerreißt alle außernationalen Zusammenhänge der Juden, gerade sie läßt die Juden erst in Palästina bodenständig werden. Auf ihr ist die ganze Kolonisation aufgebaut, von ihr geht sie aus, von ihr hat sie Kraft. Raubt man der jüdischen Kolonisation ihren ideellen Untergrund, so stürzt sie in nichts zusammen. Mit ihr würde die Türkei eine äußerst wertvolle Hilfe für die wirtschaftliche und politische Hebung Palästinas verlieren, die sie andernfalls für sich gewinnen kann.

Hiermit ist auch der deutsche Standpunkt der jüdischen Kolonisation gegenüber gegeben. Mittelbar ist für Deutschland jeder Faktor von Wert, der einen Teil der Türkei wirtschaftlich und politisch zu heben berufen ist. Aber auch unmittelbaren Nutzen könnte die jüdische Besiedlung Palästinas Deutschland bringen. Nicht, wenn Deutschland, wie es vor einigen Jahren tat, verlangt, daß die Juden sich mit Haut und Haaren ihm verschreiben und ausschließlich als Vorkämpfer für deutsche Wirtschaft und Sprache auftreten. Hier liegt die schon oben besprochene Gefahr vor, daß man auf solchem Wege den jüdischen Bestrebungen den tötlichen Schlag versetzt.

Kann sich aber die deutsche Regierung entschließen, unter Achtung der nationaljüdischen Tendenz die jüdische Palästinabewegung zu unterstützen, so wird sie in den Juden die von Natur gegebenen Helfer für ihre Ziele finden. Sollte das Deutsche, wie anzunehmen ist, in der Türkei immer mehr Verbreitung finden, so werden die Juden die besten Förderer der deutschen Sprache sein. Einmal sind sie gebildeter und sprachgewandter als der Durchschnitt der übrigen Bevölkerung. In ihren hebräischen Schulen wurde bereits vor Kriegsausbruch mit Erfolg Deutsch gelehrt. Vor allem aber spricht

Digitized by Google

die große Mehrzahl von ihnen von Haus aus Jüdisch-Deutsch, das dem Deutschen sehr nahe verwandt ist. Als ich Palästina bereiste, konnte ich weder Türkisch noch Arabisch. Die einzigen Leute, mit denen ich mich auf Deutsch verständigen konnte, waren neben den Templern die Juden. Wenn Türken, Griechen, Araber überhaupt eine andere Sprache kannten, war es Französisch.

Ebenso wie der Verbreitung der deutschen Sprache könnten aber die Juden dem deutschen Handel von großem Nutzen werden. Wiederum, weil sie einerseits modernen Arbeitsmethoden und Unternehmungen zugängig sind, weil sie andrerseits keine oder nur spärliche Handelsverbindungen mit Frankreich, England usw. von früher her, dagegen zahlreiche mit Deutschland und Oesterreich besitzen. Trietsch zitiert in einem Aufsatze[1]) die Berichte deutscher Konsuln in Palästina, die auf den großen Wert der jüdischen Kolonisation für den deutschen Handel hinweisen. Ich selbst sprach öfters mit deutschen Handlungsreisenden, die erzählten, daß sie früher in Palästina nichts absetzen konnten, jetzt aber in den Juden sehr gute Abnehmer für ihre Waren gefunden hätten. Wir sehen hieraus, daß schon jetzt die jüdische Besiedlung Palästinas, trotz ihres nationaljüdischen Charakters, deutsche Sprache und Handel in Palästina stark gefördert hat. Wir sahen vorher, daß die jüdische Besiedlung Palästinas ihre Kraft aus ihrer national-jüdischen Grundidee nimmt. Erkennt Deutschland diese an, so kann es mit jüdischer Hilfe Palästina zu einem sicheren Gebiet seines Weltwirtschaftsreiches machen.

Erkennt die Türkei sie an, so wird sie eine blühende und treue Provinz Palästina gewinnen.

Für die Juden aber kann die Besiedlung Palästinas der Weg sein, der von Knechtung und Zwiespalt zu Freiheit und Einheit führt.

Jüdische Kriegskolonie in Kopenhagen.

Auf dem Wege aus Westeuropa nach Rußland trafen sich am Anfang des Krieges recht viele Juden in Kopenhagen. Die neue jüdische Siedlung beträgt augenblicklich etwa 3000 Seelen. Doch gab es Zeiten, in denen die Zahl der ausländischen Juden die Höhe von 6000 erreichte. Neulich siedelten sich dort sogar Juden an, die aus Rußland gekommen sind, wahrscheinlich in der Absicht, die unruhige und gefahrvolle Zeit fern von Rußland abzuwarten.

Das plötzliche Entstehen einer großen jüdischen Gemeinde in Kopenhagen hat einige interessante Folgeerscheinungen gezeitigt. Es werden dort zwei Zeitungen in jiddischer Sprache, eine dreitägige und eine wöchentliche, herausgegeben. Manche Hotels haben nur Juden als Gäste, viele Restaurants mußten sich den neuen Bedürfnissen anpassen. Eine Reihe von Vereinen wurden begründet. Einige jüdische Institutionen haben ihre Bureaus geöffnet (z. B. die Zionistische Organisation). Da viele Korrespondenten jüdischer Abstammung sind, so findet man in der ausländischen und in der einheimischen Presse zahlreiche jüdische Pressearbeiter. Das Interesse für jüdische Dinge wurde durch diese neue ostjüdische Siedlung bei der einheimischen Bevölkerung stark geweckt.

---

[1]) Deutsche und jüdische Kolonisation in Palästina, Juli-Augustheft der Kolonialen Rundschau (Dietrich Reimer, Berlin).

Digitized by Google

Die wirtschaftliche Lage der Juden in Polen.

Von Hochschul-Dozent Dr. Julius Hirsch in Cöln.

Die Industrie und die Juden.

Als obrigkeitliches Kunstprodukt wurde um 1820—1830 in das polnische Land Industrie verpflanzt. Sie nahm in den drei Hauptbezirken Lodz, Warschau und Sosnowice eine glänzende Entwicklung; ihr verdankt Polen seinen steigenden Wohlstand; in den letzten sechzehn Friedensjahren (1897—1913) hat sie 41 Städte neu entstehen lassen. Deutsche christliche Einwanderer haben 1820 bis 1830 den Grundstein zur großen Textilindustrie um Lodz gelegt; Juden kamen erst nachher hinzu. Doch waren bei den ersten, für den industriellen Aufschwung entscheidenden Bankgründungen Juden stark beteiligt, sie haben die ersten Eisenbahnlinien, die großen Zuckerfabriken um Warschau mitbegründet, auch die Kohlenindustrie in Dabrowa mitfinanziert. Als die Zollgrenze zwischen Polen und Rußland und hernach auch nach Asien zu fiel, waren aus Innerrußland zurückgewanderte Juden die Eroberer der Absatzgebiete für Polens Industrie tief drinnen im eigentlichen Rußland, bis nach Sibirien, Persien, in die Mandschurei [1]).

Doch nur mehr einzelne Schichten der Juden waren daran aktiv beteiligt. Dieselbe industrielle Entwicklung, welche die Juden fördern halfen, wurde ihnen in Polen zum Verderben. Dazu wirkten viele Momente zusammen:

1. Die rapide Vermehrung der polnischen Juden. Im Jahre 1850 zählte man ihrer in Kongreßpolen 550 197 = 11,45 Prozent der Gesamtbevölkerung, im Jahre 1913 1 957 000 = 15 Prozent der Gesamtbevölkerung.

Wenn wir den Juden eine spezifisch kommerzielle Begabung zuschreiben müssen — und nach den vorliegenden Berufsstatistiken aller Länder ist daran wohl kein Zweifel mehr möglich — so bedeutet dieses Zusammendrängen der Träger dieser besonderen Begabung für weite Teile die Unmöglichkeit, von ihr Gebrauch zu machen, für die übrigen aber eine Verschärfung der Konkurrenz und damit Herabdrückung der möglichen Gewinne in einem Maße, wie man dies sonst in der modernen Wirtschaft kaum noch findet. Dies wurde noch verschärft:

2. Durch die rechtlichen Beschränkungen im Wohnsitze der Juden. Polen war einst das Zufluchtsland der Juden gewesen, nicht Rußland. Mit der Ausweitung des polnischen Reiches waren sie nach Litauen, Podolien, Wolhynien und Weißrußland gezogen. Das Zarenreich selbst hielt seine Stamm-

[1]) Daß auf dem Fernabsatz, der durch diese aus Innerrußland kommenden Juden allein organisiert werden konnte, die ganze Stärke der Lodzer Industrie sich aufbaute, hat F. Bielschowsky (Die Textilindustrie des Lodzer Rayons, Leipzig 1912) betont; ein jüdischer Nationalpole bezeichnet sie jetzt als „fremde Elemente, die für die Kultur der Polen bedrohlich waren, und in denen diese ein Nationalunglück erblicken mußten". (Lauer in den „Preuß. Jahrb.", Bd. 162, S. 295.)

Digitized by Google

provinzen den Juden verschlossen, doch zogen sie im 18. und 19. Jahrhundert in die neueroberten Südprovinzen und mit freiheitlicheren Strömungen auch ins innere Rußland hinein, bis zum Kaukasus und nach Sibirien. Dem machten die Judengesetze und temporäre Bestimmungen des Grafen Ignatiew von 1881—1882 ein dauerndes Ende. Das Aufenthaltsrecht der Juden wurde auf die 10 Gouvernements Kongreßpolens und auf 15 weitere Westrußlands, im ganzen auf den 23. Teil des russischen Territoriums eingeengt, und das Wohnrecht auf dem Lande, von dem allerdings nur ein kleiner Teil (8 Prozent) Gebrauch gemacht hatte, wurde ihnen ganz genommen. Freies Aufenthaltsrecht im ganzen Reiche haben heute nur die jüdischen „Kaufleute erster Gilde", die dieses Recht mit einer jährlichen Gewerbesteuer von 1800 Mark erkaufen können, dazu die Absolventen russischer Hochschulen, deren Zahl durch die „Prozentnorm" sehr gedrückt ist und einige kleine, der Zahl nach ganz belanglose Personenkreise. So erklärt sich das seltsame Bild in den polnischen Städten; man fand zum Beispiel:

in Warschau...	(1912)	von	821,369	Einw.	297,977	Juden	= 36,3	Prozent
in Lodz	(1915)	„ rd.	420,600	„	155,992	„	= 35,8	„
in Lublin.....	(1908)	„	62,394	„	31,721	„	= 50,8	„
in Tschentschow	(1908)	„	66,961	„	21,324	„	= 31,8	„
in Radom	(1908)	„	38,343	„	16,737	„	= 45,5	„

Die vielleicht an sich schon etwas zu niedrigen Prozentsätze steigen aber für 1908 in mittleren und kleineren Städtchen zu Sätzen wie diesen:

in Wodislaw (Kielce) ..	von	5,161	Einw.	4,622	also	75	Proz. Juden
in Zarembei-Kostelne ...	„	2,175	„	1,885	„	86,7	„ „
in Zscholkewka (Lublin).	„	3,036	„	2,709	„	89,2	„ „
in Piotrokow (b. Warschau)	„	1,216	„	1,109	„	90,4	„ „
in Edwabno (b. Lomscha)	„	3,985	„	3,686	„	92,5	„ „

Wo sich die jüdischen Massen in solcher Weise zusammendrängen, da können sie nicht, wie in Deutschland und Frankreich, eine wirtschaftliche Oberschicht darstellen. Im Kaufmanns- und Handwerkerstande tritt eine gewaltige Überfüllung ein, und von der Landwirtschaft, der Urproduktion, die in Polen noch so viele Kräfte nähren könnte, halten sie Gesetze und ungünstige Verhältnisse fern.

Die jüdische Ein- und Auswanderung.

Da aber unter den jüdischen Massen die Konkurrenz in ganz anderer Schärfe als bei weniger rührigen Stämmen waltet, wird eben dadurch der „osmotische Druck" in diesem engen räumlichen Behälter um so stärker, und der Abfluß aus ihm zeigt sich in der Massenauswanderung der Ostjuden [1]); allerdings ist sie aus Polen lange nicht so stark wie aus dem übrigen Rayon. Immerhin entsandte Polen nach Nordamerika:

[1]) Vergl. hierzu Kaplun-Kogan, „Die Wanderbewegungen der Juden", Bonn, 1913.

Digitized by Google

im Jahre	1908	8,313[1])	Personen
„ „	1909	4,600	„
„ „	1910	ca. 7,500	„
„ „	1911	6,600	„
„ „	1912	6,800	„
„ „	1913	11,000	„

im Durchschnitt 1909—1913 also jährlich 7300 Köpfe. Seltsam ist bei dieser Auswanderung ein doppeltes: Nicht wie bei anderen Stämmen wandern vorzugsweise die jungen, unverheirateten Männer, sondern es ist Familienwanderung. Im kräftigsten Mannesalter ziehen die Verheirateten samt ihren Familien übers Meer; im Lande bleiben die Alten und Schwachen zurück und leben bald von den kleinen Summen, die, drüben bei ganz anderen Nominallöhnen mit Leichtigkeit abgespart, in Polen bei der dort weit höheren Kaufkraft des Geldes die Alten zu Rentnern machen.

Und es ist hauptsächlich eine Handwerkerwanderung. Nicht der Kaufmann oder Händler stellt die Massen der Wanderer nach Übersee. Der Handwerker, durch den Prozeß der Industrialisierung durch seltsame, gleich zu zeigende Ursachen aufs tiefste hinabgedrückt, zieht fort aus dem Lande, wo auch seit fast tausend Jahren die Grabsteine seiner Väter stehen, und wo trotz allem, bis jetzt wenigstens, noch so gut wie keine Pogrome vorgekommen sind. Er wandert hinüber, und doch wird der Druck in Polen darum nicht leichter.

Die Auswanderung wird nämlich überkompensiert durch Zuwanderung. Wie ist sie möglich, da doch das Zarenreich sich gegen den Eintritt ausländischer Juden so überaus zäh zu wehren versteht?

Nun, der Zuwachs kommt aus Rußland selber. Seit der Ära der Pogrome strömen die noch im Ansiedlungsrayon Gebliebenen zurück und zwar am liebsten dorthin, wo die Juden so dicht und in solcher örtlicher Majorität zusammenwohnen, daß ein Pogrom technisch unmöglich ist. Also nach Polen. Und wenn nach Kaplun-Kogan die Zunahme der polnischen Judenbevölkerung über ihr natürliches Wachstum hinaus etwa 16 600 Köpfe beträgt[2]), so müssen wir, da jährlich über 7300 von dannen ziehen, mit einer jährlichen Zuwanderung von fast 24 000 Köpfen aus Rußland nach Polen rechnen.

Berufliche Gliederung der Juden in Kongreßpolen.

So sind denn unmittelbar vor Kriegsausbruch in Kongreßpolen, in den Städten und Städtchen des Landes etwa 2 Millionen Juden zusammengedrängt gewesen; es gehörten an:

[1]) „Recznik Statystyczny Krolestwa Polskiego" Rok 1914, Warszawa 1915; die Zahlen für die Jahre 1909—1913 sind auf Grund der Schätzung ermittelt. — [2]) „Die jüdische Sprach- und Kulturgemeinschaft in Polen", „Zeitschrift für Demographie und Statistik der Juden", 1915, S. 65.

Digitized by Google

dem Handel	39,04	Proz.	der	Erwerbstätigen
dem Gewerbe	34,89	„	„	„
dem Transportgeschäft	3,50	„	„	„
der Dienstboten- und Taglöhnerschicht	8,31	„	„	„
den freien Berufen	4,38	„	„	„
der Landwirtschaft	2,33	„	„	„
dem Heere	0,99	„	„	„
den Berufslosen	6,56	„	„	„

Der jüdische Handel.

Zwei Fünftel aller Juden in Polen gehören dem Handel an; von den Nationalpolen noch nicht 2 Prozent. Der Kaufleute und Händler unter ihnen, die formal als „Gewerbetreibende" gezählt werden, sind aber noch, wie gleich zu zeigen, weit mehr. Handel ist und bleibt auch in Polen das Hauptelement jüdischer Wirtschaftstätigkeit. Beginnen wir mit den Größten:

In jüdischen Händen liegt nahezu der ganze Absatz der Textilindustrie. Etwa 20 000 jüdische Reisende und Handlungsangestellte leben allein in Lodz, und obwohl die meisten von ihnen für die Provinz oder bei Werbung und Kontrolle der jüdischen Heimarbeiter tätig sind, so hat ihre Elite doch die kommerzielle Eroberung des Ostens für die polnische Textilindustrie durchgeführt, ihre Waren durch Innerrußland, über Nishnj-Nowgorod und Irbit, bis in den Kaukasus, Sibirien, Persien und selbst Kleinasien hinausgebracht [1]). Die Produkte der gerade in Polen in ihrer traurigen Eigenart entwickelten Konfektionsindustrie vertreiben sie im ganzen großen Reiche und weit darüber hinaus; sie führen die Arbeit der jüdischen Tischler, ihre Fußbodenparkette, Möbel, Zigarrenspitzen vom Schwarzen bis zum Weißen Meer, sie organisieren den Export der zahlreichen Tabakfabriken, sie bringen das Erzeugnis der 8000 jüdischen Strumpfwirker ins Land. Großkaufleute sind es im besten Sinne, obwohl sie die Hinabdrückung der jüdischen Handwerkermassen vollenden; diese ist nun einmal, wie gleich zu zeigen, ein Produkt der Entwicklung. Ihr ganzes wirtschaftliches Interesse war bis zum Kriege dem Osten zugewendet; dorthin haben sie das ökonomische Ziel der polnischen Industrie gerichtet, von dort, trotz aller Judenbekämpfung, winkte ihnen Reichtum [2]).

Alt und fein durchgebildet ist der Holzhandel. Kleine Agenten, die im Lande

[1]) Vortreffliche Schilderung dieser Vorgänge in der Dissertation von Rosa Luxemburg, „Die industrielle Entwicklung Polens", Leipzig 1898, S. 29 ff. Das Wort Jude kommt allerdings in der ganzen Schrift nicht vor; wohl aber bei Bielschowsky a. a. O., S. 95 ff. — [2]) Viele von diesen, zusammen mit den Industriellen, für die kraft Steuerzahlung die Ortsgebundenheit der jüdischen Millionen nicht gilt, und die so gleichsam auf Kosten der großen Masse ein Fernhandelsprivileg haben, bilden eine dünne, polnisch assimilierte Oberschicht. Diese „jüdischen Polen" sind in ihren wirtschaftlichen Interessen und politischen Bestrebungen keineswegs im Einklang mit der Masse der „polnischen Juden", für die sie bisher auch nicht viel Interesse zeigten.

Digitized by Google

umherreisen, kundschaften die zur Fällung reifen Wälder aus — die Reife steht oft in Beziehung zum Geldbedarf ihres Besitzers —; der jüdische Provinzgroßhändler kauft den Wald, jüdische Holzfäller bringen ihn herunter; auf den Strömen gleiten die Stämme bis zur Sägemühle des ersten Händlers, von da oft noch zu einem Großhändler des Exporthafens, von diesem zum Exporteur, und dieser hat noch seinen jüdischen Agenten zum Herausfortieren seines „Sortiments".

Vom Kleinen zum Großen ging bisher auch der Handel mit Landesprodukten. Da ist der kleine „Praßler", der bald als „Dorfgänger" von einem Dorf zum anderen kauft und wieder verkauft, woran hier Mangel, dort Überfluß ist, bald zielbewußt mannigfaltige Gebrauchsgegenstände zusammenkauft. Neben den Getreideüberschüssen kauft er Arzneikräuter, Felle, Hühner und Eier auf, und gerade mit Eiern hatte sich vor dem Kriege bekanntlich aus Südpolen und Galizien ein Welthandel entwickelt, der wegen absoluten Kapitalmangels der kleinen Aufkäufer ganz seltsame Formen des Kreditkaufes schaffen mußte[1]).

Durchweg liefern aber die Kleinen und Kleinsten ihre gesammelten Produkte noch dem „Kontorhändler" ab, dem stolzen Provinzgroßhändler, der nur „vom Kontor aus" seine Geschäfte macht und an den großen Kollegen in Warschau, Riga oder Odessa weitervertreibt; doch auch er hat jetzt bitter zu kämpfen. Denn durch das Vorschußgeschäft, das russische Banken und auch die Staatsbahn eingeführt hatten, konnte der kleine Händler den großen umgehen, und so hebt auch bei diesen scheinbar gesicherten Großen das Ringen um die Existenz in immer neuen Variationen an ....

Während aber dieses Ringen bei solchen Rohstoffen zur Herabdrückung der Handelskosten und damit zur höheren Daseinsform des Handels führt, ist es im Handel mit Fertigwaren umgekehrt. Die moderne Entwicklung des Detailhandels gipfelt in der Entstehung des Handelsgroßbetriebes: Waren- und Kaufhaus, Massenfilialbetrieb, Versandgeschäft und Konsumverein sind seine weithin sichtbaren Vertreter, die Juden überall Haupt- oder doch Mitbegründer mindestens der kapitalistischen Formen[2]). All das, besonders die angebliche Judenerfindung, das Warenhaus, gibt es in den großen Judenstädten Polens nicht.

Statt dessen eine für den Westeuropäer ganz unbegreifliche Zusammendrängung von Geschäften und Geschäftchen kleinster Art, nebenan- und übereinander, und in die Eingänge, die Torwege schieben immer noch ein paar

[1]) Über die Bevorschussung der Käufe im „Vinkulationsgeschäft" berichtete zuerst Sonndorfer, Der internationale Eierhandel, Wien und Leipzig 1909; über die sonstigen Handelsformen Hillmann, Das jüdische Genossenschaftswesen, Berlin 1911; über Getreidehandel Jurowsky, Der russische Getreideexport, Leipzig 1910; über Holzhandel Uhlmann, Der deutsch-russische Holzexport. — [2]) Vergl. Sombart, „Die Juden und das Wirtschaftsleben, Leipzig 1911; wenn S. auf die „Firmenlisten" meiner Dissertation über die Warenhäuser verweist, so kann ich bestätigen, daß sich unter allen dort genannten Warenhausgründern nur ein Nichtjude befindet.

Digitized by Google

Männer und Frauen ihre Auslageschränke („Almerln") oder auch nur Auslagetische hinein. Spezialisierung scheint hier noch die alleinige Losung zu sein; durch höchste Reichhaltigkeit in einem Artikel will man die Kundschaft gewinnen. Im Getto zu Lublin sieht man Spezialgeschäfte für Schuhnägel, für Gebetbücher, für Drahtgeflecht. Und obgleich nach Volksdichtigkeit und Kaufkraft alle Bedingungen für Handelsgroßbetriebe gegeben wären, fehlt es an geeignetem Personal; polnisches gibt es noch nicht, der intensive Selbständigkeitsdrang der jungen jüdischen Kaufleute unterbindet ihre Entstehung.

Die Konzentration von Waren, die der moderne Käufer im Warenhause sucht, findet er auf den großen Märkten. Dicht gedrängt wird da gehandelt, am liebsten täglich, unter höchster Steigerung von Handelsgeist und -Fähigkeit. Man sehe nur die hageren Judenfrauen zu Lodz oder Lowitsch, wie sie — im Augenblicke wechselnd zwischen Polnisch und Russisch, Jiddisch oder Deutsch — jede Schwäche in der Kaufneigung des einmal gefaßten Kunden zu erspähen wissen. In Lodz sind die Märkte spezialisiert; auf dem einen werden nur Textil- und Schuhwaren, auf einem anderen nur Zuckerwaren, auf einem dritten (bei der Hauptsynagoge) nur frische Lebensmittel gehandelt, und man muß den Eifer gesehen haben, mit dem dort um eine Apfelsine gefeilscht wird oder um einen halben Hering! Oder auch um rote Kopekenstücke, die man gegen österreichisches, deutsches oder Lodzer städtisches Papiergeld einzuhandeln sucht.

Überhaupt spielen die Märkte in Polen noch eine ganz andere Rolle als im westlichen Europa. Zwar sind sie in langsamer Abnahme begriffen, aber neben dem Händler wird der Unabhängigkeitsdrang der jüdischen Handwerker sie noch auf lange hinaus bevölkern.

Und gegen diesen jüdischen Handel, der das ganze Land belebt, und in seiner Überfüllung zwar dem Juden viel Not, dem Polen aber eine relativ billige und ungewöhnlich reiche Versorgung bringt, erhob sich vor mehreren Jahren der Ruf des Boykotts: „Kauft nicht bei Juden!" Die antisemitische Bewegung, die wir hier nicht zu schildern haben, hat polnische Konsumvereine entstehen lassen, auch polnische Geschäfte, die auf den Antisemitismus spekulierten. Nach der ganzen, hier geschilderten Sachlage mußte der Ruf gegen den jüdischen Handel wirkungslos bleiben. Schwerer traf er den jüdischen Handwerker.

Das jüdische Handwerk.

Aus rituellen Gründen waren von jeher drei Handwerker unter den Juden sehr stark vertreten: Schlächter, Bäcker und eines biblischen Verbotes wegen Schneider [1]). In Polen haben sie, wie schon erwähnt, auch die anderen Hand-

[1]) Schatnes-Verbot: Wollstoff darf nicht mit Leinenfaden, Leinen nicht mit Wollfaden genäht werden. Zu diesem Abschnitt besonders zu vergl. Margolin, „Die wirtschaftliche Lage der arbeitenden Klassen in Rußland", Bd. 26 des Archivs f. Sozialwiss. und Sozialpol.

Digitized by Google

werke früh übernommen, und nur langsam sind die Polen ihnen nachgedrungen. Um die Jahrhundertwende fand eine Untersuchung statt, die folgende Ergebnisse zeitigte: es lebten damals in Polen von

dem Bekleidungsgewerbe	rd. 215,000	= 17	Proz. aller gezählten Juden
dem Nahrungs- u. Genußmittelgewerbe	„ 48,500	= 4	„
dem Textilgewerbe	„ 39,500	= 3,2	„
dem Metallverarbeitungsgewerbe	„ 24,100	= 2	„
dem Baugewerbe	„ 28,000	= 2,2	„

Im Verhältnis der Bevölkerungszahl waren sie im Bekleidungsgewerbe siebenmal so stark als die Polen, in der Tabakverarbeitung 35mal so stark, in Uhren-, Instrumenten- und Spielwarenherstellung etwa 10mal, im Goldschmiede- und Luxusartikelgewerbe 5mal, im Nahrungsmittelgewerbe 3mal, und im Baugewerbe doppelt so stark. In der Textilindustrie waren beide etwa gleich, und das Verhältnis verschiebt sich zu ungunsten der Juden, je mehr es zur Urproduktion, zumal zur Schwerindustrie, hin geht. Die Beliebtheit der einzelnen Handwerke unter den Juden hat Margolin plastisch gezeigt[1]). Man hat diese Berufsgruppierung unter die Formel gefaßt: Die Juden arbeiten in den Endstadien der Produktion. Ihre Mitarbeit ist am geringsten bei der Gewinnung der Rohstoffe, sie steigt, je mehr die Ware sich der Vollendung nähert, sie wird am größten beim letzten Stadium der Produktion, nämlich beim Absatz der fertigen Ware durch den Handel. Unter den Ursachen dieser seltsamen Erscheinung stellt Margolin die Beobachtung voran, daß viele Bergwerke und sonstige Gewinnungsstätten der Rohstoffe außerhalb des „Rayons" liegen und die Juden deshalb schon von ihnen ausgeschlossen seien. Doch liegen die Kohlengruben zu Dabrowa und Tschenstochau mitten im Rayon, und doch sind die Juden trotz aller Bedürftigkeit nur wenig darin zu finden (1898 samt Angehörigen 654 Seelen).

Vielleicht erblickt man den Entwicklungsgang richtig, wenn man die Juden vom Handel her ins Gewerbe hineingedrängt sieht, und die besonderen Formen, die das jüdische Handwerk in Polen annimmt, versteht man am besten, wenn man zwei Grundströmungen wirken sieht: Den Drang nach Selbständigkeit, nach einem Hoffnungsschimmer auf Emporkommen und den Zug zum Handel, zur Warenvermittlung.

Der jüdische Handwerker strebt, seiner Hände Werk selbst abzusetzen. Die alte, normale Art auf Bestellung für Kunden zu arbeiten (Kundeproduktion), ist ihm für die große Masse der Landbevölkerung schon durch seine Gebundenheit an die Stadt äußerst erschwert. So sucht er seine Abnehmer auf den Messen

[1]) Von je 1000 jüdischen Handwerkern in Rußland sind danach: Weber 17, Gerber 14, Tabakschneider 13, Metzger 44, Bäcker 66, Schneider 191, Schneiderinnen 103, Schuhmacher 144, Kürschner 32, Strumpfwirker 15, Färber 12, Tischler und Zimmerer 83, sonstige Bauhandwerker 117, Sattler 10, Buchbinder 14, Uhrmacher 10, Friseure 12 und Musikanten 11.

Digitized by Google

zu gewinnen, er bevölkert die Jahrmärkte, deren nach einer Untersuchung vor 16 Jahren im Gouvernement Lomza jährlich 177, im Gouvernement Radom gar 331 stattfanden. Diesen Typ des „Warenhandwerkers" sieht man wohl auch nach Kirchenschluß in den Städtchen und Dörfern, er zieht gelegentlich hausierend übers Land und arbeitet wohl auch als „Wanderhandwerker" im Hause, solange der Tschinownik es duldet.

Richtige Kundenproduktion kann der Handwerker an seinem Wohnorte versuchen, doch mühen sich um denselben Kunden nicht nur allzuviele jüdische Handwerkskonkurrenten, sondern da tritt ihm die große „Liquidationsanstalt des alten Handwerks" entgegen, das Magazin. Es findet seine Stütze in den modernen Umwandlungen des Bedarfs, denen wir alle unterworfen sind, und die auch in Polen ihren, für die Handwerker so verderblichen Eingang gefunden haben: Mode ist der Sammelname für die eine Seite dieser Erscheinungen, Auswahl der für die andere. Der moderne Käufer will sich nicht auf die Geschicklichkeit eines Handwerkers verlassen, wenn er Hut und Kleid, Zimmereinrichtung oder Zigarre kauft. Fix und fertig will er all das sehen, möglichst viele solche Gegenstände verschiedenster Ausführung und Qualität nebeneinander, aus denen man dann prüfen, auswählen und — höchste Wonne — wieder umtauschen kann. Das eben bietet der große Laden, das „Magazin"; es läßt auf Vorrat arbeiten, beschäftigt hunderte von Handwerkern zugleich; wo sie sitzen ist gleichgültig, je billiger, desto lieber. So wird der armseligste Handwerker der beliebteste, seine niedrige Lohnforderung wird zum Normalmaß für alle anderen, er wird zum „Grenzkuli", zum Maßstab der Löhne nach unten, und der jüdische Handwerker-Grenzkuli ist eine der traurigsten Figuren.

In der Auswahl kann er nicht mehr Schritt halten. Zu wesentlicher Kapitalbildung reicht sein winziges Einkommen ohnehin nicht aus. Margolin berichtet, daß von den polnischen Schneidermeistern um die Jahrhundertwende nur etwa 20 Prozent die Einkommenshöhe von 400 Rubeln (800 Mark) erreichten, ihrer 47 Prozent mußten mit 250 bis 300 Rubel jährlich ihr Dasein fristen, und ein volles Drittel (33 Prozent) hatten weniger als 250 Rubel jährlich zu verzehren.

So sucht der Handwerker sich mit fremdem Kredit in seiner Existenz zu halten. Aber das zinslose Gefälligkeitsdarlehen, der Gmilath Chessed, kann ihm beim allgemeinen Kapitalmangel nur selten helfen, und so muß der „Wocher" eingreifen, eine seltsame Darlehensform, Anleihe kleiner Beträge, die von Woche zu Woche verzinst wird, wöchentlich mit 1 bis 3 Prozent, also jährlich mit 50 bis 150 Prozent, und deren Zinsbetrag solange derselbe bleibt, bis die ganze Schuld getilgt ist. Dabei erfolgt die Tilgung nicht selten in Waren, die dann zu niedrigsten Preisen angerechnet werden — ein umgekehrtes Truckſystem schlimmster Art.

Die jüdische Genossenschaftsbewegung, die bis 1909 in Kongreßpolen 59

Digitized by Google

jüdische Leih- und Spargenossenschaften hatte entstehen lassen, sucht dieser Ausbeutung entgegenzuwirken; sie hat sicherlich segensreich gewirkt, doch kann sie das Hinabsinken des jüdischen Handwerkers in die Hausindustrie nicht aufhalten; sie wird wohl nur das Kapital des „Verlegers" ergänzen. Damit sind wir schon in die Sphäre der modernen Industrie eingetreten.

Die jüdische Industrie.

Die beiden vorigen Abschnitte haben schon das Werden des einen bedenklich wachsenden Zweiges der polnisch-jüdischen Industrie, der Hausindustrie, gezeigt. Wir sahen ja, wie der Magazinhändler zum Verleger, der jüdische Handwerker zum Heimarbeiter wird.

In einer Fülle von Formen führt dieser Prozeß in den verschiedensten Gewerben zum gleichen, traurigen Resultat: Der Magazinunternehmer, der sich meist zum Grossisten, oft genug zum Exporteur entwickelt, sendet seine „reisenden Kommissionäre" übers Land; sie arbeiten oft mit Zwischenmeistern („Lieferanten"), die noch große Bruchteile des kärglichen Lohnes für sich vorwegnehmen: die Reisenden verteilen mit den Aufträgen auch das Rohmaterial (Garn, Wolle, Felle) und auch an diesem bereichern sich die Zwischenmeister noch so regelmäßig, daß — nach Margolin — gestohlene Garnspulen geradezu als Zahlungsmittel kursieren. So sinkt, während die Arbeitszeit dauernd steigt, das Verdienst der jüdischen Heimarbeitermassen tiefer und tiefer. Der selbständige Schneider, der noch 500 Rubel verdiente, sinkt als Heimarbeiter auf die Hälfte, Gesellen müssen sich mit 140—160 Rubel jährlich begnügen. Damit wird dann auch in diesem genügsamen Milieu mit hohem Geldwerte doch die Grenze des höchsten Lohndrucks erreicht. Der jüdische Heimarbeiter wandert aus nach den Gebieten minderen Lohndrucks. Mit ihm wandert das drückende System der Heimarbeit nach Belgien, England, Amerika und während die Geschicktesten bald zum Zwischenmeister, viele andere auf anderen Wegen emporsteigen, bedeuten für die abgewanderten Massen schon etwas erhöhte Lohnsätze gegenüber daheim einen Aufstieg, doch sie selber wirken für die Arbeitermassen der Einwanderungsländer als lohndrückende Grenzkulis.

Weshalb aber bleiben sie nicht daheim und wenden sich der heimischen polnischen Fabrik als Arbeiter zu? Diese blüht doch, wie uns Rosa Luxemburg zuerst gezeigt hat und wie der Augenschein lehrt in ihren drei Hauptrayons Lodz, Warschau, Sosnowice mächtig empor, hat einen dauernd wachsenden Arbeiterbedarf und muß nach Schulze-Gävernitz' berühmter Formel den wirtschaftlichen und sozialen Fortschritt bringen. Da stehen wir vor einer jener Rätselerscheinungen im ostjüdischen Leben. Der Jude wird nicht in Massen zum Fabrikarbeiter, er „industrialisiert sich nicht".

An der Tatsache kann kein Zweifel mehr sein. Unter fast zwei Millionen

Digitized by Google

Juden in Polen findet man nicht ganz 12 500 wirkliche Fabrikarbeiter. In der Fabrikstadt Lodz leben 20 000 jüdische Reisende und sonstige Handelsangestellte, viele tausend Handwerker und Gesellen, aber kaum 1000 wirkliche Fabrikarbeiter.

Der Ursachen dafür hat man viele genannt. Die wichtigste ist zweifellos:

1. Die rückständige Entwicklung der jüdischen Fabrik. Jüdische Arbeiter sind im wesentlichen auf jüdische Fabriken angewiesen. Die Juden, im übrigen Europa und in Nordamerika die Mitschöpfer der Großindustrie, zumal bei allen Webstoffen, haben ihre Entstehung in Polen anderer, hauptsächlich deutscher Initiative überlassen. Wohl zählte man im ganzen Rayon schon um die Jahrhundertwende 3000 Fabriken jüdischer Eigentümer, fast 40 Prozent aller Fabriken, aber ihre Größe blieb hinter denjenigen der anderen zurück, ihre Durchschnittsproduktion war kaum die Hälfte derjenigen christlicher Eigentümer[1]). Und selbst in den jüdischen Fabriken bleiben die jüdischen Arbeiter prozentual hinter den anderen zurück, um so mehr, je mehr der ganze Betrieb mechanisch, eigentlicher Großbetrieb wird. Damit berühren wir die

2. Ursachenreihe der Nichtindustrialisierung des jüdischen Proletariats: In seinem Unabhängigkeitsdrang und unauslöschlichem individuellen Geltungswillen kann der Jude sich in die Mechanisierung, die absolute Gleichmacherei der großindustriellen Maschinerie nicht einordnen; aussichtsloses Gleichgestelltsein mit allen anderen geht ihm gegen die Natur.

3. Die Sabbatruhe, deren Strenge im ganzen nicht assimilierten Judentum Polens unerschüttert ist, kann für die übrigen Arbeiter, denen der Sonntag heilig ist, nicht durchgeführt werden; die Speisegesetze verbieten Einführung gemeinsamer Fabrikkantinen. Erschwerend wirkt die meist niedrigere Lohnforderung des nichtjüdischen Arbeiters, dessen Familie oft auf dem Lande eine weitere Unterhaltungsmöglichkeit hat, während der Jude von Arbeit seinen ganzen Bedarf decken muß, der ohnehin bei ihm als alten Stadtbewohner höher ist. Und zuletzt doch nicht zum wenigsten: Der Antisemitismus der nichtjüdischen Arbeiter und Werkmeister. Da der Jude sich bisher nicht „industrialisiert" hat, betrachtet die polnische Arbeiterschaft die Fabrikarbeit als ihre Domäne und erzwingt gelegentlich bei Einführung von Dampfkraft die Entfernung jüdischer Arbeiter aus Fabriken, in denen sie bei Handarbeit seit vielen Jahren ungestört tätig waren.

So erleben wir das seltsame Schauspiel, daß der „Allgemeine Jüdische Arbeiterbund in Polen und Litauen" (gegr. 1897), der einer der ersten radi-

[1]) Auch bei den jüdischen Fabrikanten wirkt jener Wille zum „direkten Absatz", zum eigenen Handel. Er läßt es nicht zu einer richtigen Spezialisierung in der Fabrikation kommen, weil dann die direkte Fühlung mit dem Detailabsatz aufhören würde (Bielschowsky, S. 88); ja es gibt noch immer jüdische Handweber, die — wie vor Jahrhunderten — gefärbtes Garn kaufen, es verweben und dann für ihr Produkt selbst Absatz auf dem offenen Markte suchen.

Digitized by Google

kalen Vertreter marxistischer Gedankenwelt im russischen Reiche war, und somit theoretisch das Werden des Großkapitalismus nur begrüßen konnte, sich praktisch doch ganz überwiegend aus Handwerkern und Heimarbeitern rekrutierte, deren materielle Interessen der Ausbreitung der Großindustrie schroff entgegengesetzt waren. Die Industrialisierung Polens trieb jüdische Massen teilweise ganz aus dem regulären Erwerbsleben hinaus.

Wirtschaftliche Kriegswirkungen für die polnischen Juden.

Schon als vom fernen Osten her die Kosaken bei der Mobilmachung einrückten, waren die Juden als Rechtlose nicht selten das Ziel ihres Tatendranges. Der Antisemitismus der Nationalpolen bezeichnete sie, deren Söhne in höherem Prozentsatz als die der anderen Stämme im russischen Heere standen, als national unzuverlässig, und während des Stellungskrieges beschlossen, wie der Bericht im Lodzer Tageblatt es so kurz sagt, hinter der russischen Front „die ertige (örtlichen) Poljaken, arauszutreiben die Juden", selbst „in Städtel Radoschitz", wo sie über 50 Prozent der Bevölkerung ausmachen, und wo der russische Kommandant dieser freundlichen Anregung alsbald Folge leistete. Bekannt sind die massenhaften Austreibungen der Juden dann im Bewegungskriege; schauerliche Bilder solcher Züge haben wir auf den Straßen Ostpolens täglich erblicken müssen. Nach vielen Niederbrennungen blieben zwar die größeren Städte durchweg intakt; aber die kleineren Dörfer und Einzelgehöfte waren meist radikal niedergebrannt.

Dennoch leidet der Bauer in Polen nicht so schwer wie der Städter und vor allem der Jude. Ihm half ja der Boden, die noch gebliebenen Lebensmittelvorräte, zumal an Kartoffeln und Vieh, über die schlimmste Not hinweg. Ganz anders bei den Juden.

1. Ihr Wirtschaftsleben war zum großen Teil nach Osten gerichtet. Dorthin arbeitete ihre Hausindustrie, dorthin richteten die Fabrikanten ihren Absatz, von dort bezogen sie ihre wichtigsten Rohstoffe. Von dieser ihrer Lebensquelle wurden sie mit dem Augenblick der Besetzung abgeschnitten.

2. Die ganze Textilindustrie im weitesten Sinne, für Wolle und Baumwolle, Kunstwolle, Jute und Flachs verlor den Zustrom von Rohmaterial. So wurde Fabrik, Handwerk und Heimarbeit gleichsam mit einem Ruck stillgelegt und fast einem Drittel der polnischen Juden die kärgliche Nahrungsquelle abgegraben.

3. Schon vor der Besetzung war eine ungeheuerliche Störung des ganzen Wirtschaftslebens dadurch hervorgerufen worden, daß die russische Reichsbank, die wichtigste Lieferantin der Zahlungsmittel aus Westpolen einfach alle Barbestände zurückzog und ihre Zahlungen einstellte. So trat ein unerwarteter, allen Geldverkehr zerrüttender Mangel an Zahlungsmitteln ein.

Digitized by Google

Dennoch litt der kleine Handel zunächst nicht so sehr, wie man es hätte erwarten sollen. Infolge seiner zersplitterten, rückständigen Organisation waren die vorhandenen Vorräte weit größer, als etwa im besetzten Nordfrankreich, und der deutsche und österreichische Soldat war ein eifriger, zahlungswilliger Käufer; noch im Mai 1915 fand man in den seit Dezember besetzten Gebieten Vorräte an Südfrüchten und Südweinen, an Schuhwerk und Schmuckstücken; selbst Depots deutscher militärischer Kleidungsstücke wußten uns die diensteifrigen Jungen auf den Straßen schon anzugeben, es war wirklich noch so ziemlich „für Geld zu haben alles". Freilich oft nur für viel Geld. Und eben daran mangelte es alsbald den jüdischen Massen.

Zur Linderung der Not sind Hilfsaktionen großen Stils eingeleitet worden. Man hat Volksküchen und Teehallen errichtet, auch das Unterstützungswesen wird nach Einführung der Magistratsverfassung unter Aufsicht der deutschen Verwaltungsbehörde sicherlich gleichmäßiger gehandhabt werden als vorher; man hat die Darlehnskassen der Kaufleute- und Handwerkergenossenschaften mit Geld aufgefüllt, aber ....

Wie wir zu zeigen suchten, sind die Grundlagen der wirtschaftlichen Existenz von zwei Millionen Ostjuden durch den Krieg schwer erschüttert. Dem polnischen Bauern bleibt sein Land, das ihm bald wieder Früchte trägt. Je länger der Krieg dauert, um so mehr muß das Ostjudentum seine Kapitalien und damit seine Existenzgrundlagen aufzehren. Unterstützungen sind gewiß notwendig für den Augenblick; soll die Zukunft der ostjüdischen Massen aber nicht vernichtet werden, so heißt die wichtigere Parole: Arbeitsgelegenheit.

Anekdote.

Ein reicher Mann unternahm in Begleitung seines Bruders eine Geschäftsreise und starb in der Fremde. Der Bruder kehrte zurück und erzählte, der Verstorbene hätte ihm vor dem Tode seinen letzten Willen mündlich mitgeteilt: „Gib von meinem Vermögen meiner Witwe soviel du willst, und den Rest behalte dir." Auf Grund dieser letztwilligen Verfügung wollte der Bruder seiner Schwägerin nur eintausend Rubel geben und den Rest von neunzehntausend sich aneignen. Die Witwe ging mit ihrer Klage zum Rabbiner, und dieser ließ den Bruder zu sich kommen. „Wie lautete der letzte Wille des Verstorbenen?" fragte er ihn. „Gib der Witwe soviel du willst und den Rest behalte dir." — „Gut. Wie viel willst du also von der Hinterlassenschaft haben?" — „Neunzehntausend Rubel." — „So," sagte der Rabbiner: „dein Bruder sagte: gib meiner Witwe soviel du willst. Du willst neunzehntausend Rubel. Also mußt du ihr neunzehntausend geben, und den Rest kannst du dir behalten."

Digitized by Google

Von der Landwirtschaft der Juden in Rußland.

Von J. Turoff in Berlin.

Langsam zwar, aber mit der Unabänderlichkeit eines Naturgesetzes vollzieht sich die Industrialisierung der menschlichen Arbeit. Der damit innig verknüpfte Übergang vom landwirtschaftlichen Berufe zur Beschäftigung mit Handwerk, Handel und Gewerbe wird von den großen Kulturvölkern der Gegenwart als ein erfreulicher Prozeß begrüßt, dessen Ablauf mit Ungeduld erwartet wird. Bei den Juden ist dieser Umwandlungsvorgang bereits vor 700 Jahren zum Abschluß gelangt, und man sieht, er hat ihnen viel Fluch und wenig Segen gebracht! Freilich war ihre völlige Loslösung von der Landwirtschaft weniger die Folge einer inneren Notwendigkeit, als die eines äußern Zwanges gewesen, und es ist interessant, diese Abkehr der Juden von der Landwirtschaft näher zu beobachten. Man sieht, wie ungern sich das Volk in das ihm auferlegte Schicksal fügt, wie fest es sich an den von den Vätern zwei Jahrtausende lang ausgeübten Beruf klammert. Von Land zu Land gejagt und immer wieder aus dem Boden entwurzelt, versucht es in der neuen Heimat immer wieder, den Beruf der Väter zu ergreifen. Schließlich ist aber die Landbevölkerung von dem inzwischen übermächtig gewordenen Klerus derart verhetzt worden, daß der einzelne Jude sich nur noch hinter den schützenden Mauern seines Ghettos einigermaßen in Sicherheit fühlte. Erst jetzt, da die Juden nur unter großer Lebensgefahr sich auf dem flachen Lande sehen lassen konnten, gaben sie ihren Widerstand auf, wandten sich von der Landwirtschaft ab und kehrten zu ihr selbst dann nicht mehr zurück, als sie in Polen ein besser geschütztes Asyl fanden, wo der größte Teil des Volkes sich zu einem neuen großen jüdischen Mittelpunkt vereinigen konnte.

Wenn aber die alte Liebe zur Landwirtschaft bei den Juden Polens während vieler Jahrhunderte auch zu keiner äußerlichen Betätigung geführt hatte, erstorben war sie dennoch nicht. Sie schlummerte nur, um bei günstiger Gelegenheit zu erwachen. Eine solche Möglichkeit bot sich im Jahre 1804, als Zar Alexander I. den Juden erlaubte, ausgedehntere Ländereien zu erwerben und in eigenen Dörfern als Bauern zu leben. Sein Nachfolger, Kaiser Nikolaus I., nahm die infolge der politischen Wirren und der Napoleonischen Kriege inzwischen in Vergessenheit geratene Maßnahme wieder auf, vertiefte und vervollkommnete sie und war während seiner ganzen dreißigjährigen Regierungszeit ernstlich bemüht, den jüdischen Landwirten — soweit er es gegen seine judenfeindlichen Verwaltungsorgane durchzusetzen vermochte — die Wege zu ebnen. Zar Nikolaus war nichts weniger als ein Freund der Juden. Kurz vorher hatte er sie aus den Grenzgebieten vertrieben und durch einen zweiten Ukas auch aus den Dörfern ausgewiesen. Dafür hat er ihnen die Militärpflicht mit ihrer fünfundzwanzigjährigen Dienstzeit auferlegt und so die Juden in bezug auf die

Digitized by Google

Lasten der übrigen Bevölkerung gleichgestellt. Vielleicht wollte er, einer Regung des Gewissens folgend, die ihnen zugefügte Unbill auf der anderen Seite wieder gutmachen, indem er ihnen in den Landwirtschaft einen neuen Erwerbszweig erschloß. Er gestattete den jüdischen Landwirten, im ganzen jüdischen Ansiedlungsgebiet Land zu kaufen und zu pachten, er stellte ihnen außerdem Staatsländereien zur Verfügung, gewährte ihnen zur Einrichtung erhebliche Darlehen aus den Erträgnissen der Judensteuer auf Licht und Fleisch, der sogenannten „Korobka", und versah die neuen jüdischen Bauern mit wichtigen Vorrechten, von denen die Befreiung von der neuen mit Recht als überaus lästig empfundenen Militärpflicht für 25—50 Jahre sehr verlockend war. Reiche Juden erhielten endlich Orden und Titel, wenn sie auf ihre Kosten jüdische Dörfer begründeten.

Der Erfolg dieser Bemühungen war glänzend. Während der dreißigjährigen Regierungszeit Nikolaus I. sind nicht weniger als 327 jüdische dörfliche Niederlassungen entstanden, und die Rückkehr der Juden zur Landwirtschaft und damit die Lösung der Judenfrage für mindestens drei Viertel des gesamten jüdischen Volkes wäre heute vielleicht eine vollendete Tatsache, wenn die drei Zaren, welche auf Nikolaus I. folgten, die von diesem betretene Bahn weiter gegangen wären. Allein die beiden letzten Alexander, wie auch das jetzige Väterchen Nikolaus haben die jüdische Kolonisationspolitik verlassen und bald einen entgegengesetzten Weg betreten. Bereits im Jahre 1856 hörte die Verteilung von Staatsländereien an jüdische Ansiedler auf. Acht Jahre darauf wurde den Juden Litauens und der Ukraina jedweder Landerwerb untersagt und somit den dortigen jüdischen Kolonien die Lebensader unterbunden. Zar Alexander III. dehnte dies Verbot auf die übrigen 17 Gouvernements des jüdischen Ansiedelungsgebietes aus. Neue jüdische Dörfer durften nicht mehr begründet werden, und auch die bereits bestehenden waren infolge dieses Verbotes zum Untergang verurteilt.

Bald begannen die Folgen der im Mai 1882 erlassenen Maigesetze in den jüdischen Kolonien sehr fühlbar zu werden. Am besten geht es noch den 38 in der Zeit von 1807—1859 begründeten Ansiedelungen in den südrussischen Gouvernements Cherson und Jekaterinoslaw. Sie beherbergten zu Beginn dieses Jahrhunderts 4603 Familien mit 32 280 Seelen, denen 94 418 Hektar Land zur Verfügung standen. Sie haben sich im Laufe der Jahre die Sitten und leider auch die primitiven Arbeitsmethoden der umgebenden russischen Bauern angeeignet, ohne jedoch gleichzeitig auch deren kaum glaubliche Bedürfnislosigkeit sich zu eigen zu machen. Immer noch liebt es der jüdische Bauer, seine Kinder in die Schule zu schicken, sich am Sabbath jeder Arbeit zu enthalten und an diesem Tage auch etwas besser zu essen. Daher vermag er mit den 200 Rubeln, welche er alljährlich aus seinen 20 Hektar Land herausschlägt, nicht auszukommen. Noch schlimmer geht es den Kolonisten im benachbarten Gouvernement Beßarabien. Ihre Dörfer, ursprünglich zehn an der Zahl, sind auf Grund langjähriger Verträge, zum

Digitized by Google

großen Teil auf fremdem Boden errichtet worden. Nach Ablauf dieser Verträge erweigerten die von den lokalen Behörden beeinflußten Besitzer ihre Erneuerung. Darauf lösten sich vier Kolonien auf, während die Bauern der übrigen sechs seither bemüht sind, durch Intensivwirtschaft aus ihren sehr wesentlich verkleinerten Parzellen möglichst große Gewinne herauszuwirtschaften. Es sind 1494 Familien mit 7 782 Seelen, die sich so plagen müssen. Sie alle zusammen verfügen nur noch über 6,480 Hektar — 4, 33 Hektar pro Familie, die sie mit Wein, Obst, Gemüse und namentlich mit Tabak bestellen. Dennoch reichen die Einnahmen aus dem allzu geringen Besitze selbst für diese doch so genügsamen jüdischen Bauern nicht aus, und viele von ihnen müßten zum Handel und Handwerk zurückkehren, ohne jedoch die liebgewordene Landwirtschaft ganz zu vernachlässigen.

Sehr arg hat das russische Tschinowniktum den 248 Kolonien mitgespielt, die 1835—1857 in Litauen und der Ukraina entstanden sind. Die ihnen zugeteilten Staatsländereien waren vielfach minderwertig, sumpfig und zum Teil mit Wald bestanden. Den so schon bei der Gründung bewiesenen bösen Willen bekundeten die russischen Beamten bis hinauf zu den Gouverneuren den jüdischen Dörfern bis auf den heutigen Tag. Sie überbürdeten die Kolonisten mit Steuern und Abgaben, unterwarfen sie der körperlichen Züchtigung. Die umgebenden Grundbesitzer wurden durch Androhung von allerhand Schikanen veranlaßt, die abgelaufenen Pachtverträge mit den jüdischen Bauern nicht wieder zu erneuern. Fortwährend gingen nach Petersburg die Juden verleumdende Berichte ab, bis endlich im Jahre 1872 dem Tschinownik ein großer Schlag gegen die verhaßten Kolonisten gelang. In allen jüdischen Dörfern tauchten eines Tages plötzlich Revisoren auf, welche alle jüdischen Bauern, die sich an diesem Tage außerhalb ihrer Dörfer befanden, als „abwesend" bezeichneten und ihnen ohne weiteres die seinerzeit zur Verfügung gestellten Staatsländereien entzogen. So wurde den jüdischen Bauern an einem Tage 29,472 Hektar Land abgenommen und der Raub unter den betreffenden Revisoren verteilt. Die Kolonien in den vier Gouvernements der Ukraina haben bei dieser Gelegenheit 86,3 Prozent ihres gesamten Bodens verloren. Viele von ihnen mußten sich auflösen, die anderen vegetieren seither nur noch oder müssen sich einen Nebenerwerb suchen. Immerhin sind noch 248 Dörfer am Leben geblieben. Sie umfassen 39,620 Hektar und beherbergen 4,958 Familien mit 30 659 Seelen.

In den letzten zehn Jahren hat sich der Wohlstand der jüdischen Landwirte in Rußland wesentlich gehoben, dank dem Eingreifen der „Jüdischen Kolonisationsgesellschaft". Dem Hauptübel, an dem alle jüdischen Kolonien ohne Ausnahme kranken, der Landknappheit, vermag auch sie zwar nicht abzuhelfen, solange den Bauern die Vergrößerung ihrer Parzellen durch Kauf oder Pacht gesetzlich untersagt blieb. Dagegen ist sie erfolgreich bemüht, sie die Kunst zu lehren, aus kleinen Anteilen größere Gewinne zu ziehen. Nunmehr werden in den jüdischen Dörfern,

Digitized by Google

deren Bewohner bislang in recht primitiver Weise einseitig dem Getreidebau oblagen, Obst- und Gemüsegärten sowie künstliche Wiesen angelegt, landwirtschaftliche Maschinen erworben und Zuchtvieh gekauft.

Außer den 11 055 Familien mit 70 721 Seelen, die in eigenen Dörfern wohnen, leben im ganzen Ansiedelungsgebiet zerstreut 25 909 Familien mit 91 940 Seelen, die zusammen 104,240 Hektar Land bearbeiten. Zu dieser zweiten Gruppe jüdischer Landwirte in Rußland, welche die erste sowohl an Zahl wie an Umfang des von ihr bestellten Bodens übertrifft, gehören in erster Reihe die 2509 Bauern Polens, welche auf 16,240 Hektar Land 12 545 Angehörige ernähren. Über nicht sehr viel mehr Land, nämlich nur über 21,300 Hektar, verfügt eine zweite Kategorie von zerstreut lebenden jüdischen Landwirten, obgleich sie eine erheblich größere Anzahl Personen — 65 000 — zu ernähren hat. Da ist dadurch zu erklären, weil sie auf dem ihnen gehörenden Boden in modernster Weise Intensivkultur treiben. Da sind zunächst die 11 300 Obst- und Gemüsegärtner, welche in der Nähe zahlreicher Mittelstädte 15,145 Hektar Land in blühende Gärten verwandelt haben. Ihnen folgen die 1695 Tabakpflanzer mit einem Landbesitz von 3000 Hektar. Den Rest bilden Weinbauer, Bienenzüchter, Molkereibesitzer und andere mehr.

Im vollen Gegensatz zu diesen Landwirten mit minimalen Landparzellen steht eine größere Anzahl von Juden, welche über sehr viel Land verfügen. Es sind ihrer 4624, welche zusammen über 1,325,000 Hektar Land, darunter 712,000 Hektar als *Eigentum*, verfügen. 2058 besitzen aber nur kaum mehr als je 20 Hektar und können ohne weiteres als Bauern gelten. Auch die 821 Besitzer oder Pächter von je 20—110 Hektar können noch als Großbauern zählen. Beiden Gruppen zusammen gehören 66,700 Hektar. Von dem großen Rest gehen zuerst 400,000 Hektar Waldland ab, das 634 großen Holzhändlern gehören dürfte. Die übrigen 858,300 Hektar gehören 1111 Gutsbesitzern, welche ihre Güter im durchschnittlichen Umfange von 721 Hektar sorgfältig verwalten sollen.

Große Waldgebiete sind von Juden auch außerhalb ihres Wohngebietes, vorzüglich im Gouvernement Smolensk, erworben worden. Ihr Umfang erreicht 843,000 Hektar; das Land ist fast durchwegs ihr Eigentum. Nur 220,000 Hektar davon wird bewirtschaftet, der Rest für den Holzhandel benutzt.

Zum Schlusse sei noch der 12 900 Juden gedacht, welche der Landwirtschaft nichts weiter als ihre Arme zur Verfügung stellen können. Es sind das ungelernte Arbeiter, die bei dem übergroßen Angebot von Landarbeitern in Rußland es vorziehen, ihre Arbeitskraft in der Stadt, ihrem ständigen Wohnorte, zu verwerten. Nur zur Erntezeit wandern sie aufs flache Land, um da einige Wochen hindurch *eine* Mark täglich zu verdienen.

Einschließlich dieser Erntearbeiter und zuzüglich der 1111 Gutsbesitzer wurden zu Beginn unseres Jahrhunderts in Rußland 39 075 jüdische Familien mit

Digitized by Google

181 116 Seelen gezählt, welche wesentlich von der Landwirtschaft lebten. Ihr Bodenbesitz im Gesamtumfange von 2,346,000 Hektar ist bei der unendlichen Größe des Zarenreiches nicht imponierend. Auf die 25 Gouvernements Westrußlands, das eigentlich jüdische Wohngebiet, entfallen davon 1,503,000 Hektar, was bei einer gesamten Bodenfläche von fast 90 Millionen Hektar nur 1,67 Prozent ausmacht, während die Juden jenes Gebiets 11 Prozent der Bevölkerung bilden. Geringfügig wie der Landbesitz ist auch die Zahl der Besitzer, welche selbst unter Hinzurechnung der Feldarbeiter kaum 3,43 Prozent aller Juden ausmachen.

Immerhin ist das ein Anfang, zumal für ein Land wie Rußland, das den Juden die Rückkehr zur Scholle so schwer macht. Daß der Landhunger der Juden mit dieser ersten Errungenschaft noch nicht gestillt ist, beweisen die 75 000 jüdischen Bauern, die sich in den jüdischen Kolonien *jenseits des Meeres* niedergelassen haben. Allein Palästina und die beiden Hälften Amerikas sind von Rußland weit entfernt, die Reise dahin ist mit schweren Opfern verknüpft. Daher der verhältnismäßig geringe Erfolg der jüdischen überseeischen Kolonisation, durch welche mit unvergleichlich größeren Opfern doch nur zwei Fünftel der im gleichen Zeitraume in Rußland in der Landwirtschaft beschäftigten Juden als Bauern untergebracht werden konnten.

Die Rückkehr der Juden zur Landwirtschaft kann am besten in Rußland selbst erfolgen. Freilich müßte vorher jenen geborenen Unterdrückern, den russischen Tschinowniks samt ihrem Großherrn in Petersburg die Macht entzogen werden, die Menschen zu verfolgen und zu bedrücken und ehrliche Leute zu hindern, in freier Arbeit den Boden zu pflegen und zum Lohn dafür Brot für sich und die Ihrigen aus ihm zu holen.

Rätsel.

Jüdische Väter und Lehrer lieben es, den Kindern zuweilen eigentümliche Probleme aufzugeben; gleichsam zur Zerstreuung, doch eigentlich mehr zur Schärfung des Geistes. Hier ist ein solches Rätsel, das für die jüngste Altersstufe (etwa sechs Jahre) bestimmt ist.

Jede jüdische Frau muß am Freitag Abend zwei Kerzen anzünden und dabei eine bestimmte Gebetformel sprechen. Eine geizige Frau zündete nur *eine* Kerze an und stellte sie vor einen Spiegel. Ist damit, wenn auch nur *scheinbar*, die Vorschrift erfüllt?

Nein; denn es gibt auf diese Art zwar zwei Kerzen, aber auch zwei Dahinnen.

Digitized by Google

Die jiddische Schrift.

In der hebräischen Schrift gibt es bekanntlich keine Vokale: sie werden durch kleine, diakritische Zeichen ausgedrückt, die unter die entsprechenden Konsonanten geschrieben werden, oft aber ganz weggelassen werden. Das Wort „Gomal" wird also „Gml" geschrieben, wobei unter die Buchstaben g und m die diakritischen Zeichen für o und a gesetzt werden. Steht ein Vokal am Anfang des Wortes oder der Silbe, so wird er durch einen der beiden neutralen Vokale א oder ע ausgedrückt, die je nach den unter ihnen stehenden Zeichen als a, o, i, e oder u gelesen werden. Außerdem gibt es im Hebräischen Konsonanten, die je nach den über ihnen oder in ihnen stehenden Punkten verschiedene Bedeutung haben; z. B. בּ = b und ב = w.

Im Jiddischen werden alle Vokale wie in jeder europäischen Sprache durch eigene Buchstaben ausgedrückt. Den Konsonanten ist eine feststehende Bedeutung gegeben. Die Punktation ist daher überflüssig und wird meist weggelassen. Hier die Schrifttafel:

אַ a	נ n
אָ o	ן n (am Wortende)
ב b	ס ß, ß
ג g	ע e, ä, ö
ד d	פ p
ה h	ף p (am Wortende)
ו u	פֿ f
או u (am Wortanfang)	ף f (am Wortende)
וו w	צ ʒ
ז s (wie im Worte Sense)	ץ ʒ (am Wortende)
ט t	ק k
י i, j, ü	ר r
אי i (am Wortanfang)	ש sch
כ ch	יי ei, ai, eu
ך ch (am Wortende)	אייי ei, ai, eu
ל l	ויי au, äu
מ m	אוי au, äu
ם m (am Wortende)	

(ח = ch und ת = t oder s nur in hebräischen Worten, die nach hebräischer Orthographie geschrieben werden.)

Die Schrift wird von rechts nach links gelesen. Der Titel dieser Zeitschrift sieht jiddisch so aus:

זיידיטשע מאַנאַטסהעפֿטע

Ehe, Scheidung und Totenkultus.

Von Lazar Abramson.

Ehe.

Bekanntlich lebt der Jude in einer Atmosphäre von Geboten, die sein ganzes Tun und Lassen bedingen und ausfüllen; denn nach einem talmudischen Spruche ist „das Leben im Diesseits nur ein Vorraum zum Festsaale des Jenseits". Sobald ein jüdischer Knabe das Licht der Welt erblickt, wird er in dieses Reich der Gebote eingeführt. Es ist charakteristisch, daß man den Eltern für den Neugeborenen folgende drei höchste Lebensgüter wünscht: „Thora, Ehe und gute Werke".

Es gibt wohl kaum ein anderes Volk, das an der Heiligkeit der Ehe so sehr festhält wie das jüdische. Als eine der vornehmsten Pflichten der jüdischen Frau gilt es, armen Bräuten zur Heirat zu verhelfen. Verschiedene gottesdienstliche Funktionen können nur von einem Verheirateten (oder Verwitweten) verrichtet werden. Der Junggeselle wird als ein nicht vollberechtigtes Mitglied der religiösen Gemeinde angesehen; nur der verheiratete Mann trägt beim Gottesdienst den Gebetmantel. Sämtliche Kultusämter (Rabbiner, Kantor, Schächter usw.) können nicht dauernd von Unverheirateten ausgeübt werden. Höchstens werden Witwer geduldet, keinesfalls Junggesellen.

Der Schadchen (Heiratsvermittler) wird bei den Juden zur Kategorie der Kultuspersonen gezählt, wie der Rabbiner, Religionslehrer, Schächter usw. Das Volk sieht in der Ehe die Erfüllung des göttlichen Willens und glaubt, daß jede Ehe im Himmel vorausbestimmt sei. Der Talmud sagt: „Vierzig Tage vor der Geburt des Kindes wird im Himmel ausgerufen: „die Tochter von dem und dem gehört zu dem und dem." Der Volksmund sagt: „Gott sitzt oben und paart unten".

In den Anschauungen über die Ehe spiegelt sich die ganze Moral des Volkes. Die alte talmudische Regel, daß man mit achtzehn Jahren heiraten solle (und wenn früher, so sei es noch besser), wurde noch vor kurzer Zeit von der großen Masse des Volkes, besonders in den kleineren Städten, befolgt. Die oft auch von Nichtjuden gerühmte Reinheit des jüdischen Familienlebens hat sich bis in die neueste Zeit im Volke erhalten: selbstverständlich nicht in den Großstädten, wo man viel eher das Gegenteil vom reinen Familienleben findet. Für den Begriff der Züchtigkeit, Keuschheit, Bescheidenheit und Sittsamkeit bei der jüdischen Frau gibt es das unübersetzbare hebräische Wort „Znius": Frauen mit dieser Eigenschaft findet man auch heute noch in manchem ostjüdischen Nest.

Als heiliger und einziger Zweck der Ehe gilt die Kinderzeugung. Die kinderlose Frau — „Akoroh" — gehört zu den unglücklichsten Geschöpfen. Nach dem Gesetz ist der Mann nach zehnjähriger kinderloser Ehe sogar verpflichtet, sich von

Digitized by Google

seiner Frau scheiden zu lassen: da aber die Befolgung dieses Gesetzes zu tragischen Konflikten führen würde, wird es in der neueren Zeit von den Rabbinern sehr liberal ausgelegt. Ohne Kinder ist die Ehe zwecklos und das eheliche Zusammenleben durch nichts gerechtfertigt. Das Eheleben darf keinesfalls als Quelle von Genüssen angesehen werden, ist aber immer heilig, wenn es seinem Zwecke, der Kinderzeugung, dient. Die eheliche Beiwohnung als solche ist etwas Heiliges und wird in der rabbinischen Sprache mit dem Worte „Taschmisch"-Dienst bezeichnet: ein ähnliches Wort ist für den Begriff Bethausdienst in Anwendung. Der junge Ehemann ist in der Hochzeitsnacht vom Nachtgebet dispensiert, weil die Liebesnacht an sich so heilig ist, daß sie das Paar vor allen bösen Mächten, die sonst durch das Nachtgebet ferngehalten werden, schützt.

Während die jüdische Frau sonst von den meisten anderen positiven religiösen Geboten dispensiert ist, hat das Gebot, das in den Worten gefunden wird: „der Herr hat die Erde nicht gemacht, daß sie leer sei, sondern daß man darauf wohnen soll" (Jesaia 45, 18), ausdrücklich auch für die Frau Geltung. Der Ostjude aus der großen Masse setzt ganz sorglos eine Unmenge von Kindern in die Welt und baut dabei auf den Spruch: „Wer das Leben gibt, gibt auch die Mittel dazu".

Die Geburt eines Knaben wird als ein größeres Glück betrachtet als die eines Mädchens (aber auch die Geburt eines Mädchens wird immer als ein Glück angesehen!). Dieser Unterschied beruht darauf, daß es für den Knaben mehr religiöse Pflichten gibt, die er unbedingt erfüllen muß, hauptsächlich aber darauf, daß nur die Söhne nach dem Ableben eines der Eltern den „Kaddisch" — das Gebet für die Seele des Verstorbenen — sprechen. Von seinem einzigen Sohne spricht der Ostjude: „Das ist mein Kaddisch".

Die Eheschließung selbst ist bei den Juden zwar ein heiliger Akt, erfordert aber weder die Mitwirkung noch die Anwesenheit eines Rabbiners und kann an einem beliebigen Ort stattfinden. Bei den Ostjuden finden Trauungen niemals in der Synagoge statt; manchmal auf dem Synagogenhof, doch auch dies nur in den kleineren Gemeinden. Für die Rechtsgültigkeit der Eheschließung genügt es, wenn der Bräutigam der Braut an einem beliebigen Ort in Gegenwart von zwei männlichen jüdischen Zeugen einen Ring (aus Gold oder Silber) auf den Finger steckt und dabei in hebräischer Sprache die Worte spricht: „Du bist mir durch diesen Ring angetraut nach dem Gesetze Mosis und Israels". Nach dem Sinne des Gesetzes ist nicht einmal der Ring obligatorisch: er kann auch durch eine Münze oder einen anderen Wertgegenstand ersetzt werden. Der Ehemann erhält keinen Ring. Es ist jedoch Sitte, die Trauungen noch mit einigen weiteren Formalitäten zu umgeben. Sie werden in der Regel unter einem eigenen Baldachin-Chuppoh, gewöhnlich unter freiem Himmel und in Gegenwart von mindestens zehn Männern abgehalten. Die nicht

Digitized by Google

obligatorischen, doch üblichen „Sieben Segenssprüche“ werden von einem Rabbiner oder einem anderen Ehrengaste (der Rabbiner ist bei der Trauung nur Ehrengast) gesprochen. Die Hochzeitsfeierlichkeiten dauern in patriarchalischen Familien nach orientalischer Sitte ganze sieben Tage. Der erste Gang der jungen Frau in die Synagoge wird in den kleineren Gemeinden mit besonderen Zeremonien gefeiert. Doch es muß ausdrücklich betont werden, daß weder die Chuppoh noch die anderen Zeremonien die Gültigkeit der Trauung bedingen.

Vor nicht allzulanger Zeit war es allgemein Sitte, daß das junge Paar samt seiner ersten Nachkommenschaft die ersten zwei bis fünf Jahre nach der Hochzeit von den Eltern der Frau Wohnung und volle Beköstigung erhielt. Dieses Institut, das „Kest essen“ heißt, kommt heute höchstens nur dann in Anwendung, wenn der junge Mann sich der Rabbinerlaufbahn widmen will, sich also in der ersten Zeit nicht selbständig ernähren kann. Sonst gehört es zu den von den Religionsgesetzen vorgeschriebenen Pflichten des Ehemannes, seiner Frau vollen Lebensunterhalt zu gewähren.

Zu den Voraussetzungen, von denen die Gültigkeit der Ehe abhängt, gehört die Vorschrift, daß kein Mädchen gegen ihren ausdrücklichen Willen getraut werden darf. Ist die Trauung zwischen Personen vollzogen worden, unter denen (wie zum Beispiel unter Blutsverwandten) eine rechtsgültige Ehe unmöglich ist, so ist die Trauung ohne weitere Formalitäten nichtig. Besteht aber bei aufgezwungenen Ehen auch nur der leiseste Verdacht, daß die Braut auch nur einen Augenblick lang nichts gegen die Verbindung einzuwenden hatte, so kann der Akt nur durch eine Scheidung rückgängig gemacht werden. Alle solche Fälle unterliegen der Jurisdiktion des Rabbinergerichts.

Wenn auch das Gesetz in bezug auf eheliche Untreue den Mann und die Frau verschieden behandelt (es ist ein Rest der vor Zeiten erlaubt gewesenen Polygamie, daß die Frau für den Ehebruch unvergleichlich schwerer bestraft wird als der Mann), so macht die öffentliche Meinung diesen Unterschied nicht. (Von der Großstadt mit allen ihren Irrungen ist hier nicht die Rede.) Es kann wohl behauptet werden, daß es im Osten Hunderte von jüdischen Städtchen noch gibt, in denen der Ehebruch (besonders der der Frau) zu den gleich außergewöhnlichen Ereignissen gehört wie ein Erdbeben oder ein Komet.

Als uneheliches Kind — „Mamser“ — wird nur das Kind einer verheirateten Frau, das aus ehebrecherischem Verkehr geboren ist, betrachtet; der Mamser ist in verschiedenen religiösen Rechten beschränkt. Das uneheliche Kind einer Unverheirateten wird nicht als Mamser betrachtet und wird weniger als dieser beschränkt. Übrigens ist die Zahl der außerehelichen Kinder bei den Ostjuden verschwindend klein.

Zum Schluß will ich folgendes Talmudzitat bringen: „Der Mann soll seine Frau wie seinen eigenen Leib lieben und mehr als seinen eigenen Leib ehren“.

Digitized by Google

Scheidung.

Trotz der großen Heiligkeit der Ehe, ist die Scheidung bei den Juden unendlich einfacher und leichter als bei irgendeinem anderen Volke, was in einem merkwürdigen Widerspruch zu der sonst so strengen Gesetzgebung der Juden steht. Noch merkwürdiger ist es aber, daß von der außerordentlich erleichterten Scheidung verhältnismäßig selten Gebrauch gemacht wird, was wiederum für den großen Familiensinn der Juden zeugt.

Für die Scheidung genügt vor allem der von beiden Seiten ausgesprochene Wunsch, die eheliche Gemeinschaft aufzuheben. Erscheinen Mann und Frau gleichzeitig vor dem Rabbiner und äußern den Wunsch, geschieden zu werden, so kann dies sofort, ohne alle Formalitäten geschehen. Die Kosten betragen oft für beide Teile zusammen nur einige Rubel und fallen daher niemals als Hinderungsgrund ins Gewicht. Die Scheidung selbst wird auf die Weise vollzogen, daß der Ehemann der Ehefrau einen vom Rabbiner nach einer genau vorgeschriebenen Formel aufgesetzten „Scheidebrief" (= Get) in Gegenwart des Rabbinergerichts einhändigt. Im Augenblick, da die Ehefrau diese Urkunde mit der Hand berührt, ist die Ehe geschieden. Es ist Vorschrift, daß die Namen der beteiligten Personen und des Ortes, in dem die Scheidung vollzogen wird, im Texte des Scheidebriefes mit größtmöglicher Präzision und Eindeutigkeit genannt werden; so muß es bei der Stadt heißen: „gelegen am Flusse so und so". Eine Folge davon ist, daß in einer Stadt, die an keinem Fluß liegt, keine Scheidung vollzogen werden kann und die Parteien sich zu diesem Zwecke in eine andere Stadt begeben müssen.

Die allgemeine Voraussetzung für die Scheidung ist beiderseitiges Einverständnis der Ehegatten. Zwang seitens des Rabbinergerichts kann und muß in folgenden Fällen ausgeübt werden: 1. Wenn die Frau die Ehe gebrochen hat (was einwandfrei von zwei Zeugen bestätigt werden muß); in diesem Falle wird der Zwang nicht nur auf die Frau, sondern auch auf den Mann ausgeübt. Das weitere Zusammenleben mit der Ehebrecherin ist eine Sünde. 2. Wenn einer der Ehegatten durch seine Körperbeschaffenheit oder seine Lebensgewohnheiten das eheliche Zusammenleben für den andern Ehegatten unerträglich macht; in diesen Fällen (zu denen übrigens auch der Ehebruch des Mannes gehört) kann das Gericht auf Verlangen des leidenden Teiles den andern Teil zur Scheidung zwingen. 3. In früheren Zeiten — wenn die Frau zehn Jahre kinderlos blieb.

Während die Eheschließung nur bei direkter Beteiligung beider Parteien möglich ist, kann die Ehescheidung auch durch einen beglaubigten Stellvertreter vollzogen werden; zum Beispiel wenn der Mann nach Amerika ausgewandert ist.

In der Meinung des Volkes wird die geschiedene Frau wenn nicht direkt als minderwertig, so doch als dem unverheirateten Mädchen oder der verheirateten Frau oder Witwe nicht ebenbürtig betrachtet. Das Gesetz sieht direkte Rechts-

Digitized by Google

beschränkungen vor; so darf ein Kohen (Aronit) keine Ehe mit einer geschiedenen Frau (allerdings auch nicht mit einer Witwe) eingehen, selbst wenn es seine eigene Frau ist, von der er sich hat scheiden lassen. Was aber den gewöhnlichen Juden (Nichtkohen) betrifft, so wird bei ihm die Wiederverheiratung mit seiner eigenen geschiedenen Frau als gottgefälliges Werk betrachtet, soferne diese Frau inzwischen nicht mit einem anderen Manne verheiratet gewesen war. War dies der Fall, so ist sie für ihren ersten Mann „unrein".

Im Falle dauernder Geisteskrankheit eines der Ehegatten liegen die Verhältnisse so: Ist der Mann geisteskrank, so ist die Scheidung für die Frau unmöglich. Ist aber die Frau geisteskrank, so ist die normale Scheidung zwar ebenfalls unmöglich, kann aber in außerordentlichen Fällen auf Beschluß eines Kollegiums von hundert Rabbinern, die den Beschluß sämtlich unterzeichnen müssen, bewilligt werden. Ähnlich ist es im Falle, wenn der Mann spurlos verschollen ist und mit absoluter Sicherheit angenommen werden kann, daß er gestorben ist, doch keine gesetzlichen Zeugen für seinen Tod vorhanden sind. Die Frau des verschollenen Mannes heißt „Agunoh". Hierher gehört auch der Fall, wenn der Mann zwar nicht verschollen ist, sondern seine Frau in Stich gelassen hat und es als absolut sicher angenommen werden kann, daß er die Ehe von vornherein nur in der Absicht eingegangen ist, um mit der Mitgift zu verschwinden und seine Frau danach durch ewige Scheidungsweigerung auszubeuten. Auch diese Ehe kann auf Beschluß von hundert Rabbinern geschieden werden.

Stirbt der Mann kinderlos, so ist sein Bruder (nach 5. Mosis, 25) verpflichtet, die Schwägerin zu heiraten, damit der erste Sohn, den sie gebiert, den Namen des verstorbenen Bruders trage, „daß sein Name nicht vertilget werde aus Israel". Weigert sich aber der Bruder, die Witwe seines Bruders zu heiraten, „so soll seine Schwägerin zu ihm treten vor den Ältesten und ihm einen Schuh ausziehen von seinen Füßen und ihn anspeien und soll antworten und sprechen: Also soll man tun einem jeden Mann, der seines Bruders Haus nicht erbauen will, und sein Name soll in Israel heißen: des Barfüßers Haus". (Der Barfüßer heißt hebräisch: „Chaluz-Hanoal", daher wird auch das ganze Institut „Chalizoh" genannt.) In der Praxis der letzten Jahrhunderte ist es dem Schwager nicht erlaubt (schon aus Gründen der Monogamie, die seit neunhundert Jahren bei Juden strengstes Gesetz ist), seine verwitwete Schwägerin zu heiraten; trotzdem muß die Witwe, wenn sie eine neue Ehe mit einem anderen Manne eingehen will, mit ihrem Schwager (der dazu gezwungen werden muß) die Zeremonie der „Chalizoh" genau nach der Bibelstelle ausführen.

Totenkultus.

„Es ist besser, in das Klagehaus gehen, denn in das Trinkhaus; in jenem ist das Ende aller Menschen, und der Lebende nimmt's zu Herzen" (Prediger, 7, 2).

Digitized by Google

Diese Worte des alten jüdischen Pessimisten charakterisieren die Grundstimmung des jüdischen Volkes. Wenn sich auch das jüdische Gesetz rühmt, ein Gesetz des Lebens zu sein („Die Thora ist der Baum des Lebens", weil, wie es im Psalm 115, 17, heißt, „die Toten Gott nicht loben können"), so muß doch gesagt werden, daß der Tod in seinen verschiedensten Gestalten sich in die verborgensten Windungen des jüdischen Lebens eingenistet und ihm seinen Stempel aufgedrückt hat. Die Schatten der Verstorbenen, der zahllosen Gemarterten und Gepeinigten schweben über der jüdischen Welt und lassen jedes fröhliche Lied in „ein Gebet des Elenden, so er betrübt ist und seine Klage vor dem Herrn ausschüttet" (Psalm 102, 1), ausklingen. Selbst bei Hochzeitsfeiern, wo die Freude durch nichts getrübt werden darf, wird den Toten ihr Recht gegeben: ist einer der Eltern des Brautpaares nicht mehr unter den Lebenden, so muß im feierlichsten Augenblick, unmittelbar vor der Trauung das herzergreifende Seelengebet für die Verstorbenen „El mole rachmim" gesungen werden, und die Freude mündet in ein Meer von Tränen!

Die Toten sind mit einem Gewebe von Heiligkeit und Ehrfurcht umwoben. Das bezieht sich aber nur auf den Geist des Verstorbenen, der von der jüdischen Religion für unsterblich gehalten wird, keinesfalls aber auf die irdische Hülle; der Leib des Toten wird für u n r e i n gehalten. So darf einer, der sich an einer Totenprozession beteiligte, nicht eher ein Haus betreten oder einem die Hand reichen, als er sich die Hände gewaschen. Ein Kohen darf den Friedhof überhaupt nicht betreten, außer bei Beerdigung der nächsten Blutsverwandten (siehe 3. Mos. 21). Demgemäß wird auch die Beerdigungszeremonie in äußerster Einfachheit gehalten, auch dann, wenn der Verstorbene eine Leuchte in Israel gewesen ist. Jeder Prunk ist verpönt. Die Gemeinde hat nur eine einzige Totenbahre, die für alle, ob arm oder reich, verwendet wird. Auf dem Friedhofe gibt es weder Blumenschmuck noch Gartenanlagen. Gleich nach dem Eintritt des Todes wird jede Leiche, ohne Ansehung der Person, sofort aus dem Bette gehoben und auf den Fußboden gelegt. Ein eigentlicher Sarg existiert nicht. Der Bretterverschlag, mit dem das Grab ausgekleidet ist, wird auf dem Friedhofe selbst für alle Toten gleich aus rohen Brettern gezimmert. Die Bahre wird gewöhnlich auf einem einfachen Leichenwagen zum Friedhofe gebracht, und nur bei besonders beliebten Persönlichkeiten auf den Händen hingetragen. Während des Trauerzuges werden gewöhnlich von Talmud-Thoraschülern Psalmen rezitiert. Sonst hört man während des Trauerzuges nur noch das Klappern der Sammelbüchsen und die Ausrufe der Schuldiener, die Geld für wohltätige Zwecke sammeln: „Zdokkoh tazzil mimowes!" (Mildtätigkeit rettet vom Tode!).

Nachdem die Leiche gewaschen ist, wird sie in ein einfaches weißes Totenhemd gekleidet, über welches dann bei Männern der Gebetmantel gelegt wird. Einer der Anwesenden ruft der Leiche zu: „Ihr sollt wissen, daß ihr gestorben seid!"

Digitized by Google

Die Augen werden mit Scherben zugedeckt. Ins Grab wird am Kopfende ein Säckchen weißer Palästinaerde gelegt. Ist das Grab zugeschüttet, so wird von den Söhnen des Verstorbenen zum erstenmal das Totengebet „Kaddisch" gesprochen. Dieses Gebet wird dann von den Söhnen während eines ganzen Jahres dreimal täglich im Anschluß an den Gottesdienst gesprochen. In den folgenden Jahren nur am Jahrestage des Todes, bei der „Jahrzeit", wobei auch jedesmal der Synagoge besonders lange „Jahrzeit"-Kerzen gestiftet werden. Nach der Heimkehr vom Friedhofe machen sich die Leidtragenden einen Einriß am Rockaufschlag, „Krioh". Dann setzen sie sich — zum Zeichen der Trauer — auf ganz niedere Schemel. Sieben Tage lang dürfen sie auf keinem Stuhl sitzen, dürfen sich nur die Hände waschen, dürfen sich nicht kämmen, in der Regel auch das Haus nicht verlassen. Das Ganze nennt man „Schiwoh"-Sitzen („Schiwoh" — Sieben [Tage]). Während dieser Zeit ist es eine vornehme Pflicht der Gemeindemitglieder, die Leidtragenden zu besuchen. Bei solchen Besuchen wird weder Guter Tag gesagt, noch Abschied genommen. Es wird im allgemeinen vermieden, vom Tode und vom Verstorbenen zu sprechen. Man spricht bei einem solchen Besuche meistens von ganz gleichgültigen Dingen, und nur zuweilen spricht ein gelehrter Besucher vom Tode, und zwar im Hiobschen Sinne. Das Buch Hiob wird überhaupt während dieser Zeit gerne gelesen. Die Beteiligung an der Beerdigung ist ebenso wie ein Besuch bei den Leidtragenden eine vornehme Pflicht jedes Gemeindemitgliedes, der Männer wie der Frauen. Vernimmt der Jude die Nachricht vom Ableben eines anderen Juden, so spricht er die Formel: „Gesegnet sei der wahre Richter!"

Auch die ersten dreißig Tage nach dem Tode gelten als Tage der tiefen Trauer. Während dieser Zeit darf man sich zum Beispiel das Haar nicht schneiden. Die eigentliche Trauer im europäischen Sinne dauert das ganze Jahr.

Dem Andenken aller Verstorbenen ist ein eigenes Gebet an den großen Feiertagen gewidmet. Während dieses Gebets — „Jiskor" — müssen alle, deren Eltern noch am Leben sind, das Bethaus verlassen.

Die in jeder jüdischen Gemeinde vorhandene Beerdigungsbrüderschaft heißt „Chewra Kaddischa", das ist Heilige Brüderschaft. Für die Beerdigung gibt es keine feststehenden Gebühren, sondern sie werden von Fall zu Fall je nach dem Vermögen des Verstorbenen bestimmt und erreichen in größeren Gemeinden oft sehr hohe Summen. Arme werden dagegen umsonst beerdigt.

Während der rationalistisch denkende schriftgelehrte Jude den Geist des Verstorbenen von dessen Körper in Gedanken trennt, vermag das Volk dem nicht ganz zu folgen. Besonders die Frauen wollen von dieser Unterscheidung nichts wissen und suchen in schweren Zeiten den Friedhof auf, um die Toten anzuflehen, sich als Fürsprecher bei den heiligen Erzvätern und Erzmüttern für die Lebenden zu verwenden. Am 9. Ab, dem Tage der Zerstörung des Tempels,

Digitized by Google

strömt das ganze Volk den Friedhöfen zu. Im allgemeinen gilt es als heilige Pflicht, die Gräber der Eltern einmal im Jahre (im Herbstmonat Elul) aufzusuchen, auch wenn dies eine weite Reise erfordert. In der Regel werden die Verstorbenen auch dadurch geehrt, daß man den in der Familie neugeborenen Kindern ihre Namen gibt.

Der jüdische Totenkultus steht im engsten Zusammenhang mit dem religiösen Messianismus. Denn mit der Milch seiner Mutter saugt das jüdische Kind die Jahrtausende alten Überlieferungen ein, und lernt seinen Trost darin zu finden, daß es dem Juden weniger auf das genußreiche Diesseits als auf das zukünftige Leben ankommt, welches anbrechen wird, wenn Messias kommt und die Toten auferstehen. Die beiden Glaubenssätze — der vom Leben im Jenseits und der von Messias — verschmelzen in der Vorstellung des Volkes zu eins, was für die Psychologie der jüdischen Masse außerordentlich bezeichnend ist. Der Gestorbene erscheint dem Volke nicht als für alle Ewigkeit verloren, doch der Verlorene (Abtrünnige) erscheint ihm als gestorben. „Weinet nicht über die Toten und grämet euch nicht darum; weinet aber über den, der dahinzeucht; denn er wird nimmer wiederkommen" (Jerem. 22, 10).

Es ist für den jüdischen Totenkultus bezeichnend, daß der Friedhof häufig „Bejß Hachajim" = „Haus des Lebens" genannt wird. Der Verstorbene heißt bei den Ostjuden Niftor, wörtlich etwa der Entlassene, Befreite. In dem schon erwähnten Kaddisch-Gebet ist mit keinem einzigen Wort vom Tode die Rede. Und dieser Kaddisch ist das volkstümlichste Gebet der Juden, was auch daraus erhellt, daß es im Gegensatz zu den meisten andern durchwegs hebräischen Gebeten in chaldäischer Sprache abgefaßt ist, welche zur Zeit der Einführung dieses Gebets die Volkssprache der Juden in Babylonien war.

Stark ist das Band zwischen dem jüdischen Volke und seinen Toten. Die alte gute Zeit, wo das Volk als ein organisches Ganzes eine festgefügte Kette bildete, ist längst vorbei. Viele Glieder haben sich losgetrennt, die Bande zwischen den Stammesgenossen lockerten sich, fremde Einwirkungen haben manchen für alle Ewigkeit dem Volke entrissen; doch jene unsichtbaren Fäden, die den Juden, unabhängig von seiner sonstigen Stellung zum Judentume, mit der Welt der Toten, mit dem Judenfriedhof verbinden, erweisen sich als unzerreißbar. Sehr viele Juden glauben sich ganz von allem Jüdischen emanzipiert, doch kaum einer unter ihnen würde auf das Recht verzichten, auf dem Judenfriedhofe beerdigt zu werden. Ich kenne Fälle, wo die Abneigung, dereinst auf einem nichtjüdischen Friedhofe zu ruhen, das stärkste Bedenken gegen die Taufe war.

Sogar den getauften Juden quält die Sorge um seine Bestattung, je mehr er sich seinem Lebensende nähert. Wenn er auch alles Jüdische abgestreift hat, das Wort „Jiskor" kann seinem Gedächtnisse nicht entfallen. Die Bande, die ihn mit den Lebenden verbinden, lassen sich leichter zerreißen, als die mit den Toten.

Digitized by Google

Denn alle Reliquien der jüdischen Nation: die Unschuld ermordeter Kinder, die Keuschheit geschändeter Frauen, die Frömmigkeit gemarterter Männer, die Heiligkeit entweihter Thorarollen ruhen auf dem Friedhofe. Die schönsten Gebete und die erschütterndsten Melodien der jüdischen Liturgie sind nach den großen Judenmetzeleien der vorigen Jahrhunderte entstanden.

Es ist weder ein religiöses, noch ein gewöhnliches nationales Gefühl, das den Juden, auch den Abtrünnigen, in stillen Stunden der Dämmerung heimsucht und sein Herz mit einem „verborgenen Licht" (Ojr hagonus) durchstrahlt — es ist ein vielleicht einzig dastehendes historisches Gefühl, welches sich im Laufe von zwei Jahrtausenden in den geheimsten Zellen des jüdischen Geistes gebildet hat und als aufgespeichertes geistiges Gut eine Zauberkraft auch dann ausübt, wenn es nur das Unterbewußtsein erreicht.

Und was läßt der verarmte, brot- und obdachlose jüdische Auswanderer in der ihn ausspeienden Heimat am schwersten zurück? Den Friedhof. Der Abschied von den in der alten Heimat zurückgelassenen Toten ist wohl der schwerste Abschied, den ein Mensch nehmen kann.

Wer das Elend der ärmsten jüdischen Masse ermessen will, frage die Steine des Friedhofes, die Zeugen solchen Abschiednehmens waren. Wenn auch die Tränen im Winde vertrocknet sind, die Steine werden viel zu erzählen wissen.

Der Kaddisch.

Gerühmt und geheiligt sei Sein großer Namen in der Welt, die Er erschaffen hat, nach seinem Willen. Und Er lasse walten Sein Königreich in eurem Leben und in euren Tagen und im Leben des ganzen Hauses Israel bald und in naher Zeit. Und sprechet: Amen

Es sei Sein großer Namen gesegnet für immer und für alle Ewigkeit. Es sei gesegnet, und gerühmt, und gepriesen, und erhoben, und verherrlicht, und verehrt, und erhöht, und gelobt der Name des Heiligen. Gepriesen sei Er über jeden Preis und Gesang, jedes Lob und jede Huldigung, die gesprochen werden in der Welt. Und sprechet: Amen!

Es werde empfangen das Gebet und das Flehen des ganzen Volkes Israel vom Vater, der im Himmel. Und sprechet: Amen!

Es komme vom Himmel großer Frieden und Leben für uns und für ganz Israel. Und sprechet: Amen!

Der Friede macht in seiner Höhe, der mache Frieden für uns und für ganz Israel. Und sprechet: Amen!

Digitized by Google

Die jüdische Kleinstadt und die jiddische Literatur.

Von Dr. Raphael Seligmann in Berlin.

Wenn die jiddische Literatur erst in allerletzter Zeit jene selbständige Prägung erhalten hat, die uns das Recht gibt, von ihr als von einer eigenartigen und bedeutungsvollen Erscheinung des jüdischen Lebens zu reden, so liegen doch ihre Wurzeln tief in der Vergangenheit verborgen, in all den Sitten, Gepflogenheiten, Bräuchen und Angewohnheiten, die den Habitus eines Volks ausmachen. Wahr ist es allerdings, daß sich das geistige Leben des jüdischen Volkes in den östlichen Gegenden bis fast vor einem halben Jahrhundert innerhalb der Grenzen religiöser Anschauungen bewegte, daß die nationale Kultur des Volkes von Vorstellungen, Tendenzen und Aspirationen vorwiegend religiöser Natur durchtränkt war, und daß das Hebräische als die allgemein anerkannte Sprache dieser Kultur galt. Allein im Hebräischen drückte sich bloß das geistige Leben im engeren Sinne des Wortes aus; die anderen Äußerungsformen dieser Kultur dagegen, vor allem das Gemüts- und Geselligkeitsleben, drängten nach den natürlichen Kanälen der Umgangssprache des Jiddischen hin, dessen sich das Volk ausschließlich bediente. Und auch das rein intellektuelle Leben erschöpfte sich noch lange nicht im Hebräischen, ja, streng genommen, muß man sogar zu der Behauptung gelangen, daß auch das intellektuelle Leben sich zu einem sehr großen Teil innerhalb des Rahmens der Umgangssprache abspielte. Denn das Studium des Gesetzes, die mündliche Wiedergabe der Bibel, Talmud- und Midraschimtexte nebst ihren mannigfachen Kommentaren, sowie vieler anderer zur Domäne der religiösen Literatur zählender Bücher, all die gelehrten Dispute, Debatten, Kolloquien und Unterhaltungen, die sich unter den Juden einer großen Beliebtheit erfreuten und sorgfältig gepflegt wurden, dies alles wurde in der Umgangssprache geführt.

Während also das Hebräische fast ausschließlich als Organ des intellektuellen Lebens des jüdischen Volkes diente, und die Grenzen der Schulen, Bet- und Lehrhäuser nur in seltenen Fällen überschritt, sprudelten in der jiddischen Umgangssprache die tausend Quellen eines regsamen und intensiven Gemüts- und Geselligkeitslebens, wie stets im Boden geschlossener Gemeinschaften, die durch gemeinsame Schicksale und ein starkes Kulturbewußtsein zusammengehalten werden. In Liedern und Gesängen, Sprichwörtern und Gleichnissen, Späßen und witzigen Redensarten, Anekdoten und Erzählungen, Erbauungspredigten und Frauengebeten ergoß sich mächtig dieses mannigfache und vielgestaltige Gemüts- und Geselligkeitsleben — eine ausgedehnte und reichgegliederte ungeschriebene Literatur, die sich um so ungebundener und unbefangener entfalten, als kein Mensch daran dachte, diese Fülle von Lebensäußerungen in geschriebenen Worten zu fixieren, und den Konventionen der literarischen Form zu

Digitized by Google

unterwerfen. Wie in allen derartigen geschlossenen Gemeinwesen, wo das geistige Leben sich vorwiegend in mündlicher Form äußert, wie in den vorhomerischen Gemeinschaften der hellenischen Antike, wie bei den Völkerschaften der orientalischen Länder noch jetzt, entwickelte sich ein reiches Rhapsodenwesen, jener Typus des wandernden Sängers und Redners, der von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf umherzieht, und seine improvisierten Gesänge und Reden vor einem zwar nicht besonders anspruchsvollen, aber empfänglichen Publikum vorträgt. Zu diesem Typus des Improvisators gehörte der sogenannte „Badchan" oder „Marschalik", der auf Hochzeiten seine selbstverfaßten Couplets den Gästen zum besten gab und vor allem der „Magid", der in Synagogen Reden und Predigten vornehmlich erbaulichen Charakters vor einer andächtigen Zuhörerschaft hielt. Der Magid wählte sich gewöhnlich irgendeinen Text aus der Bibel, dem Talmud, den Midraschim, der eine mehrdeutige Auslegung zuließ und dessen Sinn dunkel und verworren war, und versuchte nun an allerhand aus dem Leben gegriffenen Beispielen diesen Text zu erläutern, um einen Gedanken, den er im voraus im Kopfe hatte, und den er durch den Text bloß unterstützen wollte, vor seiner Zuhörerschaft zu entwickeln, wobei er häufig vom Thema des Textes abschweifte und sich in mit Anekdoten reich gewürzten Betrachtungen verwickelte, die mit dem ursprünglichen Sinn des Textes in gar einem Zusammenhange mehr standen. Zuweilen geschah es, daß der gewählte Text, den der Magid als Anhaltspunkt für seine Ausführungen verwenden wollte, gar keinen Anlaß zu irgendwelchen Deutungen und Erklärungen bot, da der Sinn klar vor Augen lag, aber im Munde des Magids begann der Text mit einem Male einen problematischen und rätselhaften Charakter anzunehmen, da er es verstand, durch Mimik und Intonation in seinen naiven Zuhörern die Vorstellung zu wecken, als stecke in diesem Text ein ganzes Nest voller Widersprüche und Ungereimtheiten, die nun der Magid in seiner Weisheit zu lösen und zu erklären unternimmt.

Ungefähr bis zum Anfang des verflossenen Jahrhunderts führte die ungeschriebene Literatur ihr Leben unbekümmert fort, in Erwartung des günstigen Moments, in dem es ihr vergönnt sein sollte, schriftliche Verkörperung zu finden. Dieser günstige Moment konnte nicht eintreten, solange die Produktionen des jüdischen Geistes ihre theologische Hülle nicht abgestreift haben. Die Mendelssohnsche Epoche hat in dieser Beziehung im literarischen Schaffen der östlichen Judenheit eine radikale Umwälzung vollbracht, denn die aufklärerischen Ideen dieser Epoche, die von Deutschland her in die gebildeteren Schichten der Ostjudenheit eingedrungen waren, gaben zuerst ihrem Geiste eine andere Wendung und weckten ihren Sinn für Dinge, die jenseits der theologischen Sphäre zu liegen kamen. Mit dieser Mendelssohnschen Epoche beginnt die Säkularisation der hebräischen Literatur, beginnt diese aus ihrer Rolle einer aecillae

Digitized by Google

theologiae herauszutreten, und einen selbständigen Platz im geistigen Leben des Volkes zu beanspruchen, beginnt das Aufkommen der neuhebräischen Literatur, die im Grunde genommen nur die Weiterführung jenes weltlichen Zweiges des hebräischen Schrifttums war, der seinerzeit in den jüdischen Gemeinschaften Spaniens und Italiens zur Blüte gelangte. Trotzdem die neuhebräische Literatur schon in den ersten Augenblicken ihres Wiedererwachens sich gegen die Umgangssprache des Jiddischen schroff abschloß, und trotzdem die Gegnerschaft in dem Maße zunahm, als die jiddische Literatur an Ausdehnung und Bedeutung gewann, so hat sie doch unwillkürlich mächtig dazu beigetragen, das jiddische Schaffen aus seiner ungeschriebenen Form in eine geschriebene umzuwandeln, ja, man kann sagen, daß die neuhebräische Literatur es eigentlich war, die den ersten Anstoß zur Entwicklung der jiddischen gegeben hat. Denn die neuhebräische Literatur hat den wichtigsten Schritt getan, der die jiddische aus ihrer subalternen Stellung hinausführen mußte: Sie hat zuerst das jüdische Schrifttum von dem theologischen Drucke befreit, der auf ihm seit Jahrhunderten lastete, sie hat zuerst dem theologischen Schaffen die Anmaßung auf Alleinherrschaft in der jüdischen Gedankenwelt mit Erfolg bestritten, und was besonders ins Gewicht fällt, sie hat gezeigt, daß eine unter einem Haufen heiliger Bücher begrabene totgeglaubte Sprache eine den Zeitumständen entsprechende Literatur entwickeln kann, und auf diese Weise die Schlußfolgerung nahegelegt, daß eine lebendige Sprache, wie das Jiddische, um so mehr Aussicht besitzt, eine zeitgemäße Literatur hervorzubringen.

Es waren hebräische Schriftsteller, die zuerst dem Jiddischen ihre Aufmerksamkeit zuwendeten. An erster Stelle muß hier der bedeutende jüdische Gelehrte und Schriftsteller J. B. Levinsohn (1788—1860) erwähnt werden, einer der ältesten literarischen Vorkämpfer der jüdischen Emanzipation in Rußland. Trotzdem Levinsohn, in dem allgemeinen Vorurteil seiner Zeit befangen, seine Geringschätzung gegenüber dem Jiddischen mehrmals zum Ausdruck brachte, war er doch der erste unter den jüdischen Schriftstellern, der sich des Jiddischen nicht bloß zum Zwecke der Popularisation bediente, sondern es als selbständiges Ausdrucksmittel für seine Gedanken verwendete, indem er in einem großangelegten Dialog die in der jüdischen Gemeindeverwaltung seiner Zeit herrschenden Mißstände und Rechtsverdrehung geißelte. (Dieser Dialog wurde zu Lebzeiten des Verfassers nicht veröffentlicht.)

Die jiddische Literatur aber im eigentlichen Sinne des Wortes beginnt erst mit dem Auftreten des Sch. J. Abramowitsch (1836 geboren), der unter dem literarischen Namen des Mendele innerhalb der westlichen Judenheit weit und breit bekannt ist. Erst die Werke des Abramowitsch entrollen ein zwar nicht erschöpfendes und detailliertes, aber ziemlich deutliches und klares Bild des kulturellen Habitus einer Menschengruppe, die in allen ihren Wanderungen

Digitized by Google

durch die verschiedenartigsten Nationalitäten und Kulturen hindurch ihre eigene Physiognomie bewahrt hat. Erst in diesen Werken treten mit Schärfe die Umrisse eines jüdischen Typus hervor, wie er sich unter dem Zusammenwirken zweier Kräftesysteme herauskristallisierte — einer nach Jahrtausenden zählenden, mit mannigfachen Kulturelementen überladenen Tradition und einer unmittelbaren Umgebung, die durch tausend mächtige Einflüsse das jüdische Innenleben modifizierte und durch tausend und abertausend zähe Fäden dieses Lebens mit dem seiner Umgebung verknüpfte. Als Resultat dieser Kräftesysteme erscheint uns Mendele selber, ein von Dorf zu Dorf, von Städtchen zu Städtchen umherziehender Bücherröddler, für den sich der Verfasser überall in seinen Werken ausgibt und in dessen Namen er immer spricht, ein lebendiges Symbol der östlichen Judenheit zur Zeit des Verfassers.

Bis vor kurz der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts konzentrierte sich das Leben der östlichen Judenheit fast ausschließlich in der Kleinstadt, die im Unterschiede von der Kleinstadt unserer Zeit, deren Charakter unter dem nachhaltigen Einfluß der großstädtischen Zentren immer mehr verblaßt, und die in den Strudel der industriellen Tätigkeit immer unaufhaltsamer hineingezogen wird, ihre patriarchalische Lebensweise und ihr eigentümliches Gepräge unversehrt bewahren konnte. In weit größerem Maße als die Provinzstädte der nichtjüdischen Umgebung stellte die jüdische Kleinstadt eine Welt für sich dar, die in wirtschaftlicher Beziehung allerdings sehr viel zu wünschen übrig ließ, und dem modernen Kommis-Voyageur mit seinem stark entwickelten Gefühl für alles Große in räumlichem Sinne ganz gewiß nichts Interessantes zu bieten hätte, die aber in ihrer charaktervollen Eigenart auf jede sinnige und nachdenkliche Natur einen starken Reiz ausüben müßte. Mit dieser Kleinstadt hat es Abramowitsch in seinen Werken vornehmlich zu tun.

Der jüdische Kleinstädter, dem wir bei Abramowitsch begegnen, ist in der Regel ein Mensch, dessen tägliches Auskommen fast durchgängig auf Zufälligkeiten aller Art angewiesen ist, den man in eine große Verlegenheit bringen würde, wenn man ihn nach seinen Nahrungsquellen fragen wollte, ja, der diese Frage einfach nicht begreifen würde, da er gleich den Lilien auf dem Felde von Gottes Gnade lebt; die jüdische Kleinstadt in den Schilderungen unseres Künstlers schwebt hoch und lustig in den Lüften, zwar nicht wie die berühmten Lustgärten der Königin Semiramis, aber ebensowenig wie diese zeigt sie dem Außenstehenden das Fundament, worauf sie ruhen mag. Und nichtsdestoweniger bekommen wir oft zu sehen, wie die diese Kleinstadt bewohnenden Personen eine rege Tätigkeit entfalten, mit geschäftigen Mienen hin- und herlaufen, sich auf alle mögliche Weise nützlich zu machen suchen, aber wie bei den Schneidern Andersens, die aus einem imaginären Stoff mit imaginären Werkzeugen ein imaginäres Kleid für den König herstellen, mit den Händen und Armen herum-

Digitized by Google

fuchtelten, ohne in Wirklichkeit etwas zu tun, stellt sich bei näherem Zusehen die ganze Aktivität dieser Kleinstädter als eine Scheintätigkeit heraus, mit dem Unterschiede, daß die Schneider bei Andersen den Beobachter absichtlich irreführen wollten, diese Leute hingegen wirklich davon überzeugt sind, daß sie etwas leisten. Der jüdische Kleinstädter ist nicht im mindesten in seinem Handeln unsicher und in seinem Denken beunruhigt, denn der sich häufig wiederholende Zufall ist ihm bereits zu einem alles regelnden Gesetz geworden, er lebt in dem festen Glauben, daß der nächste Tag schon etwas bringen wird, wie es der Fall gestern und vorgestern war, daß der Gott der Allmächtige, sein Name sei gepriesen, schon ganz gewiß seine Juden nicht im Stich lassen wird. Der erzpraktische Jude, von dessen Geschäftssinn man so viel erzählt, hat gar kein Gefühl für die harte Wirklichkeit, in der er lebt, die ihm etwas Zufälliges, Provisorisches, Nebensächliches ist, und sich in seiner Phantasie zu einem einzigen „Vielleicht", zu einem einzigen „Es wird sich schon finden" verdichtet. Die ökonomische Haltlosigkeit dieser Wirklichkeit im Verein mit dem eifrigen Studium der talmudischen Scholastik, hat im Bewußtsein des kleinstädtischen Juden eine durch und durch relativistische Logik erzeugt, eine Logik ohne leitendes Prinzip, die das assertorische und kategorische Urteil fast nicht kennt, und sich in lauter Analogien, Fragesätzen, problematischen und hypothetischen Urteilen bewegt.

Ein lyrischer Zug, ein lebendiger Nachhall tragischen Geschicks, begleitet unseren Kleinstädter in seinen dichterischen Erlebnissen und durchweht sein Gemüt mit leiser Trauer, wenn er in Augenblicken der Selbstbesinnung Betrachtungen über das Leben anstellt — dann aber hat er sich schon unversehens in Mendele den Büchertrödler selber verwandelt, wie er auf seinem wackelnden Wagen sitzend, seinen spindeldürren, abgerackerten Gaul mit dem zerzausten Schweif und dem gesenkten müden Haupt vor sich, seine Blicke über die melancholische Ebene mit der kleinen Birkengruppe am Rande des Horizontes schweifen läßt, und sich wehmütigen Reflexionen über das Schicksal des Menschen und insbesondere das des Juden hingibt — kein einfacher Kleinstädter mehr, sondern ein ernster geprüfter Mann, beinahe ein Weiser. Wenn der Kleinstädter mit einer beweglichen Phantasie ausgestattet ist, und ein wenig Abenteurerblut in seinen Adern fließt, so beginnt er mitunter in den Fußstapfen des Don Quichotte zu wandeln. In einem seiner köstlichsten und humorvollsten Werke unternimmt es Abramowitsch die Reisen und Abenteuer eines solchen Don Quichotte, Benjamin des Dritten, zu schildern, der einmal von dem plötzlichen Verlangen gepackt wurde, zu erfahren, wo der mystische Fluß „Sambation" liegt, und wo sich der Stamm der „roten Juden" aufhält. Von der Existenz eines mystischen Flusses weiß er aus alten jüdischen Überlieferungen, von der eines Stammes „roter Juden" aus phantastischen Reisebeschreibungen. Aber während sein großer Vetter wirklich in die Welt hinausgeht, fremde Ge-

Digitized by Google

biete durchstreift und mannigfache Kämpfe durchmacht, entfernt sich dieser jüdische Don Quichotte kaum ein paar Kilometer von seinem Heimatstädtchen und sein einziger Kampf scheint der mit Wanzen in einer schlechten Herberge gewesen zu sein.

Aber die Kleinstadt konnte nicht ewig in dem Bannkreis ihrer traditionellen Anschauungen verharren, und ihre Selbständigkeit aufrecht erhalten, denn endlich nahte der Zeitpunkt, wo sie in intime Berührung mit den großstädtischen Zentren gelangte. Der Kleinstädter konnte nicht länger in seinen vier Wänden verbleiben, er sah sich genötigt, in die große Stadt zu gehen, wo ihm verlockende Aussichten auf Verdienst winkten, und wenn er auch in seinem Heimatsort sitzen blieb, so war es schon nicht mehr der Kleinstädter von gestern, denn er stand bereits unter dem mächtigen Einfluß der aus der großen Stadt importierten Vorstellungen und Gedanken, die seine früheren Anschauungen zersetzten. Die spezifischen Bedingungen der ostjüdischen Wirklichkeit brachten eine Reihe von Momenten mit sich, die diesen Zersetzungsprozeß außerordentlich beschleunigten, worunter die wichtigsten, die Infizierung der ostjüdischen Jugend mit den revolutionären Ideen der russischen Umgebung, und die immer rascher um sich greifende Emigration nach Amerika waren. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß die Kleinstadt ganz aus dem Horizont verschwand. Denn ebensowenig wie Eisenbahn und Dampfer den Wagen und das Boot, ebensowenig wie die Fabrikproduktion das Handwerk ganz überflüssig machen konnte, ebensowenig vermochte die Großstadt die Kleinstadt ganz zu verschlingen. Der Kleinstädter hat sich erhalten, aber tonangebend war er schon nicht mehr, denn die Wirklichkeit zwang ihn, sich den neuen Lebensformen anzupassen; sein Denken mußte neuere Formen annehmen, wiewohl die Methoden des Denkens dieselben geblieben sind. Der intelligentere Kleinstädter von früher, der sein Vergnügen an scholastisch zugespitzten Kontroversen fand, erprobte jetzt seinen Scharfsinn in kommerziellen Kombinationen, oder in unendlichen Diskussionen über Parteiprogramme. Dieser Übergangsprozeß wird von dem unter dem literarischen Namen Schalom-Aleichem (1859 geboren) bekannten Schriftsteller geschildert. Der Kleinstädter der neueren Formation hat bereits die Wirkungen des großstädtischen Lebens und der modernen Denkweise in dieser oder jener Form zu spüren bekommen, er hat schon meistens die großstädtische Kultur gerochen, und die intensive Arbeit der jüdischen aufklärerischen und revolutionären Intelligenz ist an ihm nicht spurlos vorübergegangen, denn sie hat in seinem Geiste Fermente geworfen, die ihn aufwühlten und in einen Zustand nervöser Spannung brachten. Die neuen Ideen, die sich ihm meistens von ihrer verneinenden Seite zeigten, haben seiner anerzogenen Skepsis Tür und Tor geöffnet, und sein dialektisches Talent hat alle Schlußfolgerungen gezogen. Er ist nervöser, unruhiger und geschwätziger geworden, und steht verwirrt und verblüfft vor dem Andrange neuer Gedanken und Forderungen, die er nicht zu bewältigen

Digitized by Google

vermag. Nein, es ist entschieden aus dieser Welt nicht klug zu werden. Wie soll man sich denken? Wie ist es möglich? und so weiter, und so weiter — und unser Kleinstädter ergießt sich in einen endlosen Wortschwall, um seine innere Unruhe zu betäuben. Nur dort, wo er sich näher am Lande hielt, und durch den Ertrag seiner Arbeit sich ernährte, gelang es ihm, durch alle Stürme der Zeit hindurch seine Eigenheit zu bewahren.

Der Menachem-Mendel aus Masepowka, den uns Schalom-Aleichem in einem seiner groß angelegten Werke „Millionen" vorführt, zieht in die Großstadt, um dort sein Glück zu suchen. Der Fluß Sambation und der Stamm der roten Juden üben auf die Einbildungskraft des Menachem-Mendel nicht die geringste Wirkung aus; was ihn interessiert und in die Weite hinauslockt, das sind Dinge praktischer Natur, die günstige Konjunktur der Großstadt, die rasche und leichte Bereicherung verschafft. Er wird Geschäftsvermittler, betätigt sich an verschiedenen Handelsunternehmungen und spekuliert an der Börse. Aber bei alledem ist er der alte, wirklichkeitsfremde Benjamin, der Don Quichotte der jüdischen Kleinstadt geblieben, dem jedes Augenmaß für die Verhältnisse seiner Umgebung abgeht, und von der neuen Welt, in die er plötzlich hineingerät, phantastische Vorstellungen hat. Die Börse, an der er sich beteiligt, ist ihm eine Art Sambation, der fortwährend Gold an das Ufer heranspült, die Aktien und Wertpapiere haben die Bedeutung von glückbringenden Talismans. Bei alledem entfaltet Menachem-Mendel eine fieberhafte Tätigkeit, die aber, weil ihr jeder Angriffspunkt fehlt, ins Leere verlaufen muß. Menachem-Mendel hat kein Glück in seinen Unternehmungen und endet damit, daß er Heiratsvermittler wird.

Der Milchhändler, Tobias, der bei Schalom-Aleichem in größeren und kleineren Werken häufig wiederkehrt, stellt einen positiven Typus dar. Tobias, der Milchhändler, hält sich zumeist in der Nähe des Landes auf und ernährt sich von der Arbeit seiner Hände, indem er an die reicheren Leute der benachbarten Stadt Molkereiprodukte abliefert. Trotzdem er nicht einmal in nähere Berührung mit dem großstädtischen Leben gelangt, und seine Kinder an revolutionären Umtrieben Anteil nehmen, hat sich doch der Schwerpunkt im System seiner Anschauungen nicht um ein Haar verschoben. Tobias verkörpert die wertvollsten Eigenschaften des jüdischen Kleinstädters älterer Formation, besonders in jenen arbeitenden Schichten des Volkes, die den Quellen jüdischen Wissens nicht allzu fern standen: ein gerader und schlichter Sinn bei einem empfänglichen Intellekt, eine unerschütterliche Standhaftigkeit und durch nichts zu brechender Lebensmut in allen Wechselfällen eines oft sich zur wahren Tragik gestaltenden Daseins, ein gewisser Stoizismus bei einem empfindsamen Naturell, und ein alles überwindender Humor, der aus einer sehr verborgenen Quelle der Seele zu fließen scheint, aus einer Quelle, die irgendwie weiß, daß das Dasein nicht alles ist. Nur einmal geschah es, daß Tobias sich von Menachem-Mendel überreden ließ,

Digitized by Google

ktien zu kaufen. Er verlor sein Geld und seitdem beteiligte er sich nicht mehr
ı Börsenspekulationen. Tobiasens Familienleben ist tragisch; seine Töchter
hen ihm im Wirbel der Großstadt durch unglückliche Heiraten verloren; zuletzt
ird er noch aus dem Dorfe ausgewiesen, und sein ökonomischer Bestand geht
ı die Brüche — aber er bleibt derselbe Tobias mit demselben Vertrauen, dem-
lben Humor und derselben Ausdauer im Leiden.

Schalom-Aleichems schriftstellerische Tätigkeit fällt in die letzten Dezennien
es verflossenen und das erste Dezennium des gegenwärtigen Jahrhunderts, in
ne stürmische und fatale Zeit für die östliche Judenheit, eine Zeit, in der diese
ie schwierigste und schmerzlichste Krise ihrer Geschichte sowohl in materieller
ie in geistiger Hinsicht durchmachte, eine Krise, die übrigens im gegenwärtigen
Moment noch lange nicht vorbei ist.

Die geistige Kultur der östlichen Judenheit bis in die letzte Periode hinein, wiewohl von religiösen Elementen durchsetzt, wurde von dieser mehr als ational, denn als religiös empfunden. Als nun unter dem zersetzenden Einlusse moderner Ideen die religiösen Bestandteile nach und nach ausscheiden ußten, ohne daß dabei an ihre Stelle neue getreten wären, entstand eine Krise, ie sich ihrem Wesen nach von den in allen Kulturländern bei analogen Verältnissen erlebten Krisen nicht unterschied. Aber während fast überall diese Krise vorwiegend individueller Natur war, so mußte sie in der östlichen Judenheit, deren nationale Geisteskultur sich bisher vorwiegend in religiösen Formen ausdrückte, zu einer nationalen Angelegenheit werden. Für diese geistige Katastrophe zeigt sich Perez[1]) in seinem dichterischen Schaffen bei weitem empfänglicher und scharfsichtiger als alle anderen Dichter in der gesamten jiddischen und auch neuhebräischen Literatur. Die Besinnung auf die Werte und den moralischen Gehalt des Judentums, nicht als einer religiösen Doktrin, sondern als eines Ausdrucks der geistigen Physiognomie eines Volkes, begeisterte den Dichter zu Werken von bleibender Bedeutung. Perez ist der erste unter den jiddischen Schriftstellern, der nach einem künstlerischen Ausdruck für die nationalen Ideale rang, und ihn auch gefunden hat. In einer ganzen Reihe von Erzählungen und Skizzen und ganz insbesondere in den „chassidischen" Novellen und den „volkstümlichen" Geschichten hat er gezeigt, was in der jüdischen Masse an hohen geistigen Werten steckt, freilich nicht dem Auge des Bildungsphilisters, aber jedem Menschen, der den Sinn für Lebensstil, Weltanschauung und geistige Kultur noch nicht eingebüßt hat. In der „goldenen Kette" hat Perez in der jiddischen Literatur den Versuch gemacht, ein symbolisches Drama zu geben, wenn man unter Symbolik die Kunst verstehen will, reine Gedankenbilder in Gestalten voller Leben und Bewegung zu verkörpern, oder mit einem chassidisch-mystischen Ausdruck zu sprechen, die Kunst, die im unmittelbaren Leben ver-

[1]) Von ihm einige Proben in diesem Heft.

Digitized by Google

streuten und zersplitterten Ideenstrahlen in einen einzigen Brennpunkt zu sammeln. Die Sehnsucht nach Erlösung in der imposanten Figur des glaubensstarken greisen Rabbi, die halb mystische, halb krankhafte Verzücktheit seines bereits geschwächten, stark mitgenommenen Enkels, die seelische Zerfahrenheit in der zerbrechlichen, zarten Gestalt seiner Enkelin, — alles ist mit echt künstlerischer Inspiration konzipiert, wiewohl nicht immer mit der gehörigen Wucht und Formvollendung ausgeführt. Es ist überhaupt charakteristisch für Perez, daß seine Personen sich nicht in dieses oder jenes Milieu einreihen lassen. Sein Sinn ist immer auf das Persönliche gerichtet.

Mit Perez gelangt die jiddische Literatur in eine neue Phase. Perez' künstlerische Tätigkeit fällt in eine Periode, da die jiddische Literatur bereits längst aufgehört hat, sich in dem eng bemessenen Kreise von Milieuschilderungen zu bewegen, und in das breite Fahrwasser allgemein-menschlicher Interessen hineingefahren ist. Die Zeiten sind vorüber, als in Jiddisch geschriebene Werke in den Augen der jiddischen Intelligenz als literarisches Kuriosum galten. Seitdem die jüdischen Massen an dem stürmisch bewegten politischen Leben des Landes teilnahmen, hat sich ihr Selbstbewußtsein gesteigert und die Anforderungen der literarisch geschulteren Kreise sind strenger geworden. Dementsprechend hat sich ein neuer Typ des jiddischen Schriftstellers herausgebildet. Wenn der jiddische Schriftsteller von früher jiddisch schrieb, so geschah es entweder aus Liebhaberei, oder weil er sich von der Unmöglichkeit überzeugte, das Leben jiddisch sprechender Volksschichten in einer anderen Sprache darzustellen. Für den jiddischen Schriftsteller neuester Formation fallen besondere Begründungen und Motive gänzlich weg. Er schreibt jiddisch, wie sein russischer oder deutscher Kollege russisch oder deutsch schreibt.

Als ein Künstler von genialer Veranlagung, der Einzige, der berufen ist, in den Fußstapfen von Perez zu wandeln und der diesen an Feinheit und Prägnanz womöglich übertrifft, muß der unter dem literarischen Namen der „Nistor" (der Verborgene) hier und da auftauchende junge Dichter bezeichnet werden, der, leider, seinen richtigen Weg noch nicht gefunden zu haben scheint. Der Nistor hat vorläufig wenig geschrieben, ein paar Skizzen und Novellen, aber diesen Skizzen, die sich durch eine hellseherische Inspiration und eine verhaltene Glut des Temperaments auszeichnen, kommt eine epochemachende Bedeutung in der jiddischen Literatur zu. In den Skizzen „Der Tanz", „Der Schnee", „Eine Geschichte" finden wir die so seltene Symbolik im echtesten und reinsten Sinne. Die Skizze „Eine Geschichte" ist in der in Wilna herausgegebenen Zeitschrift „Die jüdische Welt" veröffentlicht worden und scheint unbemerkt geblieben zu sein; und doch ist es ein echtes Meisterwerk an lyrischer Stimmung und melodischer Rhythmik. Beklagenswert ist es, daß

Digitized by Google

der Nistor in der jiddischen Kritik bisher keine Anerkennung gefunden hat, was von der Unreife der Kritik und nicht von der des Künstlers zeugt.

Neben diesen Prosaschriftstellern wirkt in der jiddischen Literatur eine Reihe von Dichtern im engeren Sinne des Wortes, von denen M. Rosenfeld[1]) und D. Einhorn die bekanntesten und wohl auch die begabtesten sind.

Bei aller Mannigfaltigkeit trägt die jiddische Literatur den eigenartigen Stempel, den ihr die spezifische Lebensgestaltung einer unter bestimmten gesellschaftlichen Umständen lebenden Volksgruppe aufgedrückt hat. Sie verrät die Züge eines ursprünglich groß angelegten Geistes, der aber unter dem Drucke kümmerlicher Verhältnisse einen etwas engbrüstigen Charakter angenommen hat. Es ist schon von verschiedenen Seiten her darauf hingewiesen worden, daß die äußere Natur in den Schilderungen jiddisch und auch hebräisch schreibender Künstler zu kurz kommt. Man wollte es durchaus in Zusammenhang mit dem Umstande bringen, daß der Jude als Städter selten mit der Natur in Berührung kam. Das trifft nicht immer zu. Der östliche Jude war von jeher ein Kleinstädter, und die Kleinstadt ist niemals vom Lande so entfernt, daß sie nicht die Gelegenheit böte, die Reize einer ländlichen Umgebung auf sich wirken zu lassen. Es liegt dies eher an der inneren Gestaltung der jüdischen Kultur der Diaspora, die die ursprüngliche Orientierung des antiken Judentums nach dem Subjektiven und rein Menschlichen auf die Spitze trieb und ins Ungeheuerliche verzerrte. Tatsächlich wendet ja auch der jüdische Künstler der Natur seine Aufmerksamkeit zu, aber er kann nicht umhin, sie zu versubjektivieren und zu vermenschlichen. Für das stumme Leben der Dinge hat der jiddische Künstler in der Regel keinen Sinn. Um so wachsamer aber und scharfsinniger wird er, wenn ihm irgendein Umgebungsdetail zur Charakteristik der dargestellten Person beitragen kann. Dann kommt Leben in die tote Materie. Der jiddische Künstler hat in der Regel ein scharfes Auge für die psychischen Details der handelnden Personen, für all den psychischen Kleinkram, den irgendein Zusammenstoß mit anderen Personen aufwirbelt, für alle die nicht zu Ende gedachten Gedanken, nicht zu Ende gefühlten Gefühle, die in unmittelbarem Verkehr mit dem Nebenmenschen erwachen. Die tiefinnerlichen Erlebnisse der für sich bleibenden Psyche zu belauschen, die seelischen Vorgänge bei ihren Wanderungen durch die Gefilde der Phantasie zu ertappen — dafür bekundet der jiddische Künstler allerdings wenig Neigung. Daher überschreitet nicht diese Psychologie die Grenzen der Erfahrung und reicht selten bis zu ihrer metaphysischen Wurzel hinab. Einen starken Zug in der jiddischen Literatur bildet der Humor, der manchmal in ganz reiner Gestalt auftritt, meistens aber eine deutliche Tendenz nach dem Leben hin aufweist. Es wäre auch sehr seltsam, wenn die humoristische Veranlagung des jüdischen Geistes keine Widerspiegelung in der jiddischen Belletristik

[1]) Von ihm eine Probe im Heft „Rußland" der S. M.

Digitized by Google

gefunden hätte. Warum gerade dem hart bedrängten jüdischen Dasein sich der frische Born eines zwar nicht immer heiteren, aber immer geistreichen Humors erschloß, ist ebenso schwer zu ermitteln, wie die Triebfeder des Komischen überhaupt aufzudecken. Es ist jedoch klar, daß in einer Gemeinschaft, wie es wenigstens bisher die jüdische war, in der die Ausbildung des Intellekts mit einem solchen Eifer betrieben wurde, und die dialektischen Neigungen sich einer sorgfältigen Pflege erfreuten, der Sinn für die Gegensätzlichkeiten des Lebens, mithin auch für das Komische, früh geschärft werden mußte. Man denke auch daran, daß ein intimes und in sich geschlossenes Zusammenleben, wie es die östliche Judenheit bisher führte, ja immer eine Fülle von Anspielungen in sich bergen muß, die einen günstigen Boden für humoristische Einfälle schafft. Die jüdische Kleinstadt ist noch heute eine wahre Fundgrube an komisch zugespitzten Episoden. Der jüdische Kleinstädter, der von derselben schlauen Naivität, wie alle anderen Kleinstädter ist, besitzt dabei einen hyperkritischen Verstand, der sich über alles in der Welt hinwegsetzt, und die Art und Weise dieses Sichhinwegsetzens, die sich oft in überraschenden Gleichnissen, oft aber auch in unwiedergebbaren Flexionen der Stimme äußert, ist von unwiderstehlicher Komik. Aus dieser hyperkritischen Geistesveranlagung, gepaart mit einer bodenlosen Naivität, zieht die Humoristik der jiddischen Literatur ihre Nahrung. Ferner ist zu bedenken, daß eine Gemeinschaft, die das Faustrecht nicht kannte, in welcher Tätlichkeiten zu den seltenen Erscheinungen gehörten, und die nie in der Lage war, aus eigenem Antriebe Angriff- oder Abwehrkriege zu führen, einen Vorrat an verhaltenem Groll anhäufen mußte, der sich in satirischen Auslassungen zu entladen suchte.

Im Gegensatz zu der jiddischen Belletristik der älteren Formation, die sich vornehmlich mit einem bestimmten Stand und einem bestimmten gesellschaftlichen Typus beschäftigte, umfaßt die moderne jiddische Literatur die verschiedensten Stände und behandelt die mannigfaltigsten Typen. Trotzdem wäre es unrichtig, zu behaupten, daß die moderne jiddische Belletristik ein erschöpfendes Bild von der jüdischen Gegenwart der östlichen Judenheit gibt, nicht etwa aus dem Grunde, daß keine Literatur je imstande ist, alle geistigen Bewegungen innerhalb einer Gesellschaft künstlerisch zu verwerten, sondern, weil ihr der geistige Übergangstypus fehlt, der suchende, der im unmittelbaren Leben zweifelsohne da ist und sich geltend macht. Es hängt damit zusammen, daß die jiddische Literatur ihren Weg von unten nach oben genommen hat. Je mehr sie aber an Ausdehnung und Gehalt gewinnt, desto empfänglicher wird sie für Bedürfnisse rein geistiger Natur. Die letzten Werke von Perez, insbesondere das Drama „Die goldene Kette“ und die verheißungsvollen Versuche des Nistor zeigen, daß, wenn der jiddischen Literatur eine ungehemmte Entwicklung beschieden sein sollte, die Behandlung geistiger, dem Schoße des jüdischen Lebens entsprungener Probleme mit einer Urwüchsigkeit erfolgen wird, die in anderen Sprachen schreibende jüdische Dichter schwerlich erreichen können.

Digitized by Google

Die Ostjuden als Künstler.

Von Dr. Karl Schwarz in Berlin.

Das jüdische Geistesleben hat sich in keinem anderen Lande in seiner Eigenart derart entwickeln können, wie in dem ehemaligen Königreich Polen. sonders als das „goldene Zeitalter" der Jagellonen den Juden bedeutende ivilegien gewährte und ihre innere Organisation sich mehr und mehr autonom :altete, erreichte die jüdische Kultur die höchste Blüte. Die jüdische Literatur rde eifrig studiert und das Schriftwesen durch Akademien und die Herausgabe :ler Druckwerke gepflegt. 1465 gab es bereits in Krakau eine jüdische Druckerei.

Kunsthandwerk.

Die Juden waren als Kleinhändler, landwirtschaftliche Arbeiter, Spirituosenbrenner, Geldmakler und Zöllner ins Land gekommen. Als Handwerker ätigten sie sich anfangs weniger, doch änderten sich im Laufe der Zeit die Verltnisse derart, daß es in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts bereits gegen 000 jüdische Handwerker aller Art in Polen gab und die Juden bis in das . Jahrhundert hinein die Oberhand in den handwerklichen Berufen behielten. n Jahre 1856 gab es im Königreich Polen ohne Warschau 1973 jüdische aurer, 1289 jüdische Schlosser, 2591 jüdische Glaser, 1252 jüdische Klempner d 1882 waren in Wilna alle Baugewerbe in den Händen der Juden.

Besonders den Kunsthandwerken wendeten sich die Juden bereits frühzeitig zu, daß vom 16. bis 19. Jahrhundert viele Zinngießer, Kupferschmiede, Goldmiede, Graveure, Holzdrechsler und Schnitzer tätig waren, von denen einzelne it Namen bekannt und ihre Werke noch vorhanden sind. Auch als Steinmeider und Münzmeister betätigten sie sich, wofür der älteste Beweis die ünzen des Polenkönigs Mscislaw III. (1173—1202) sind, die verschiedene bräische Aufschriften und Stempel zeigen.

Steinsynagogen.

Die Zeit des 16. bis 18. Jahrhunderts ist für die Juden Polens hochbedeutend. Die Vierländersynode (1580—1764) gab ihnen eine Art Autoomie und steigerte ihr Selbstbewußtsein und Sicherheitsgefühl derart, daß lbst schwere Heimsuchungen, wie sie seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts nzelne Gemeinden trafen, die günstigen Bedingungen einer geistigen und instlerischen Fortentwicklung nicht beeinträchtigen konnten. So entfaltete sich ı diesem Lande eine Kunstgattung, die nur hier, wo den Juden glückliche Zeiten beschieden gewesen, zum vollen Ausdruck kam. Die synagogale Baukunst, ie in anderen Ländern unter dem Einfluß des jeweils herrschenden Stiles tand, entwickelte in Polen einen bemerkenswerten Typus.

Als ältestes Beispiel begegnet uns die zwischen 1380 und 1390 erbaute

Digitized by Google

Synagoge auf dem Kazmierz in Krakau, die als zweischiffiger Hallenbau von aus Böhmen eingewanderten Juden dem Gebäude der „Alt Neuschul" in Prag nachgebildet wurde. Während der Bau an sich weniger künstlerisch ist, bedarf der schmiedeeiserne Almemor (erhöhte Estrade mit Lesepult in der Mitte der Synagoge) aus dem 16. Jahrhundert besonderer Erwähnung. Originell und bezeichnend für den Einfluß der in Polen durch die aus dem Hause Sforza stammende Königin Bona bevorzugten italienischen Meister ist die im Jahre 1582 vollendete Synagoge des Isaac Nachmanowicz in Lemberg, deren Baumeister Paolo Romano aus Chiamunt in Grisonien, der Erbauer der Walachischen Kirche in Lemberg, gewesen sein soll.

Eine systematische Weiterentwicklung findet dann der Typus des Vierstützensystems, als dessen interessantestes Beispiel die 1632 erbaute Vorstadtsynagoge zu Lemberg gilt, in der 1595 errichteten Synagoge zu Przemysl aber bereits seinen Ursprung hat.

In der Mitte des Betraumes erheben sich vier Pfeiler, zwischen denen der Almemor steht, und die sich im Verlaufe der Fortbildung dieser Bauordnung allmählich zu einem ihn einschließenden Baldachin gestalten. Der Schrein der Ostwand, der die Thorarollen enthält (Aron hakodesch) ist mit formvollendeten Arabesken und stilisierten Schriftzeichen geschmückt. Erstmalig begegnet man hier auch trifolienähnlichen Blendarkaden, die in Lemberg noch unsicher, sich ebenfalls zu einem Charakteristikum der polnischen Steinsynagogen ausbilden. Ein eigenartiges Motiv aller polnischen Tempelbauten ist die Anlage der ewigen Lampe (Ner tomid). Nach dem Gebote des 3. Buches Mosis 24, 1—5 ist das ewige Licht vor dem den Aron hakodesch abschließenden Vorhange anzubringen. In den Synagogen aller Länder wird diese Vorschrift bis auf den heutigen Tag befolgt, nur in Polen findet sich die Anderung, das Ner tomid in einem, meist künstlerisch ausgeführten Gehäuse der West- oder Ostwand einzumauern. In der Lemberger Vorstadtsynagoge ist es nur zum Teil erhalten, dagegen weist die fast nach dem gleichen Muster gebaute Synagoge in der Boimowgasse, die 1797 abgebrochen und 1801 neu errichtet wurde, einen ornamentreichen Umbau in barocker Steinskulptur auf.

Eine Weiterbildung des hier näher beschriebenen Typus zeigt sodann die zwischen 1692 und 1700 erbaute Synagoge in Zolkiew (Galizien), die in ihrem Außenbau insofern eine Neuerscheinung bietet, als ihre hohe Attika Schießscharten aufweist, das Gebäude also einen festungsartigen Charakter hat, was auf Befehl des Königs zum Schutz gegen die Tatareneinfälle hier wie an den Synagogen in Luk, Zarogrod, Ostrog (Wolhynien) und Lutzk erfolgte.

In den Synagogen in Rzeszow und Przeworsk treten die vier Mittelstützen bereits so nahe zusammen, daß sie nur noch als Baldachinpfeiler des Almemor dienen. In diesen beiden Gotteshäusern sind sie denn auch in prachtvoller Steinskulptur ausgeführt und umwölben das Lesepult mit einer mächtigen Kuppel.

Digitized by Google

Die im Jahre 1815 erbaute polnische Steinsynagoge in Kempen, jetzt auf preußischem Boden gelegen, verdient besonders wegen ihrer Gesamtwirkung, ihrer empirähnlichen Almemorvergitterung und dem reich geschnitzten Aron hakodesch Beachtung. Der heilige Schrein gilt als ein Meisterwerk des „Kempener Schnitzlers", eines jüdischen Holzschnitzers namens Samuel Goldbaum, der sich 1830 in Bromberg niederließ, und stellt ein mehrstöckiges, mit Musikinstrumenten skulptural geschmücktes Gehäuse dar, das mit einer mechanischen Einrichtung versehen ist, so daß sich beim Öffnen der Lade einige Teile bewegen und ein Glockenspiel ertönt. Auch die im gleichen Jahre entstandene Synagoge in Plonsk weist eine herrliche geschnitzte Lade auf, die über 7 Meter hoch, in vier Etagen erbaut ist und ebenfalls beim Öffnen kleiner Türchen Vögel und ein Glockenspiel in Bewegung setzt. Beide Kunstwerke, die bis heute noch gut erhalten sind, stammen von einem Juden, der die zwar nicht so fein durchgeführte hölzerne Lade in der vierhundertjährigen Synagoge in Wyschegrad a. d. Weichsel gefertigt haben soll. Die Ähnlichkeit dieser Werke rechtfertigt die Vermutung, daß Samuel Goldbaum auch in Plonsk und Wyschegrad tätig war.

Einen einzigartigen und völlig von dem landläufigen Typus der polnischen Synagogen abweichenden Charakter weist die im Jahre 1640, wohl von einem italienischen Meister errichtete Renaissancesynagoge des Rabbi Isaac in Krakau auf. Das kirchliche Schema ist niemals in so vollkommener Weise für den jüdischen Ritus verwertet worden wie in diesem Prachtbau mit hohen Gewölben, schönem Westportal und einem Almemor von hervorragender Schmiedearbeit.

Holzsynagogen.

Zu den bedeutendsten Kunstleistungen des jüdischen Volkes gehören aber nicht die bisher beschriebenen, massiven Synagogen, sondern die in Polen, Schlesien und Posen zahlreich vorhandenen Holzsynagogen. Die Anregung zu diesen interessanten Holzbauten haben sicherlich die aus Deutschland eingewanderten Juden von den in Schlesien schon aus dem beginnenden 14. Jahrhundert bestehenden Holzkirchen mitgebracht. Von besonderem Interesse sind diese polnischen Holzsynagogen dadurch, daß sie fast alle von jüdischen Baumeistern und Handwerkern errichtet wurden, uns außerdem mit einem bisher den Juden früherer Zeiten völlig abgesprochenen Kunstgebiete bekanntmachen und eine in Deutschland allgemein geltende Ansicht widerlegen, daß der jüdische Ritus jede malerische Darstellung von Tieren und Menschen verbiete.

Die polnischen Holzsynagogen sind fast durchweg reich bemalt und zeigen Decken- und Wandmalereien, die sich oft mit den bekannten kirchlichen Malereien des Mittelalters messen können. Neben reichen Arabesken- und Rankenmustern finden sich figurale und landschaftliche Darstellungen, auch Schriftzeichen, ganze Bibelstellen und Sinnsprüche in monumentaler Ausführung und schöner, meist

Digitized by Google

sehr bunter Farbenzusammenstellung, die vielleicht etwas an die maurische Kunst erinnert. Die Flächen sind meist völlig bemalt und geben den Andachtsstätten ein freudiges Aussehen. Besonders beliebt sind Tierdarstellungen: Löwen, Schlangen, Vögel, Kamele, Hasen, Geier, Pelikane, Zebras; auch die Wiedergabe des Tierkreises kommt vor, sogar in Verbindung mit menschlichen Figuren.

In Krakau findet sich eine Darstellung der Opferung Jakobs und der Arche Noäh. Die Synagoge in Jablonow am Pruth enthält interessante Wandmalereien aus dem Jahre 1674. Von 1642 stammen die reichen Wand- und Deckengemälde mit zahllosen Sprüchen und Tiergestalten in der Holzsynagoge in Chodorow (Galizien); daselbst sind auch interessante Schnitzarbeiten, worunter als besonders originell und wohl einzigartig die in durchbrochener Schnitzerei wiedergegebenen zehn Gebote über der Lade zu erwähnen sind.

Die Zahl der in Polen noch bestehenden Holzsynagogen ist sehr groß. Das umfangreiche und künstlerisch sehr wertvolle Material ist wegen der lokalen Verhältnisse schwer zu bearbeiten und noch lange nicht wissenschaftlich ausgebeutet.

Besonders originell an diesen Bauten sind die Dachformationen, da man stets bestrebt war, das Gotteshaus nach einer Vorschrift des Talmud (Megilla III und Sabaath IIa) über die angrenzenden Baulichkeiten hervorragen zu lassen. Man deckte daher diese oft in bescheidenen Dimensionen gehaltenen Räume mit hohen Giebeldächern oder türmte mehrere Giebel übereinander. In Ostropol ist eine dreifache Abstufung, in der aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts stammenden, jetzt durch Umbau verunstalteten, ganz in Eichenholz erbauten Synagoge, in Probrebyszcze sogar eine vierfache Treppendachanlage verwendet. Häufig wurden an den Ecken Türme errichtet, so in Sniadow.

Ein besonders schönes Beispiel ist die vor 1646 erbaute Holzsynagoge in Zabludow in Litauen. Diese aus einem hohen Mittelschiff, zwei kleineren Eckbauten und niederen, langgestreckten Seitenteilen bestehende Anlage ist ganz in Lärchenholz ausgeführt und umfaßt Männer- und Frauensynagoge, einen Sitzungssaal und einen Schulraum. Die Vorderfront des ersten Stockwerkes hat einen offenen Balkon, der als Galerie der Frauensynagoge Verwendung fand. Während das Mittelschiff keinerlei Verzierungen aufweist, ist der in italienischem Renaissancestil mit Schlingpflanzenornamenten geschnitzte, 9½ Meter hohe Aron hakodesch das Werk eines bedeutenden Künstlers.

Nach dem Muster von Zabludow scheinen sodann die Holzsynagogen in Nasielsk (1692 von dem jüdischen Baumeister Simcha ben Salomo Weiß aus Luzk, jetzt abgetragen), Hoch Mazowieck, Rakow, Wigunie u. a. a. O. errichtet.

Abweichend von der allgemein üblichen Form des Giebeldaches sind die beiden Holzsynagogen in Lutomiersk im Gouvernement Petrikau und Kurnik (Posen), die beide von dem jüdischen Meister Hillel Benjamin aus Lasko bei Lodz erbaut

Digitized by Google

wurden und eine zentrale Anlage mit baldachinartiger Kuppeldecke und Mansardendach aufweisen und der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts angehören.

In den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts trat eine starke Abwanderung der Juden aus Polen ein. Der Synagogenbau wurde eingeschränkt, dafür aber erstanden in Böhmen und Nordbayern eine Reihe polnisch-jüdischer Siedlungen, in denen die Juden ihre Bauweise für Gotteshäuser weiter pflegten.

Jüdische Künstler der Neuzeit.

Daß die Juden in früherer Zeit der Geschichte der Kunst keine großen Namen eingereiht haben, ist in der Entziehung aller Rechte begründet. Die Kunstakademien schlossen die Juden von ihrem Besuche aus, die christlichen Meister durften nach den Zunftgesetzen keine jüdischen Lehrjungen einstellen, selbst die Besichtigung der Galerien war ihnen in den siebenziger Jahren des 18. Jahrhunderts noch verwehrt! Zudem lebten die Juden in abgeschlossener Gemeinschaft unter sich, ganz von der religiösen Oberhoheit ihres Rabbiners geleitet. Ein Bedürfnis für künstlerische Betätigung in höherem Sinne bestand nicht.

Wie aber Polen die Wiege der Juden genannt werden kann, wo sie einst, als ihnen dort glückliche Zeiten winkten, aus ganz Europa zusammenströmten und nach einigen Jahrhunderten, in denen sie ihre Eigenarten pflegen und hüten konnten, wieder in andere Länder sich zerstreuten, so ist dieses für die Entwicklung des jüdischen Geisteslebens hochbedeutsame Land auch die Heimat vieler bedeutender Künstler geworden, die von dort aus ihren Weg in andere Länder genommen haben, da ihnen die Ausbildung ihrer Begabung infolge der unerbittlichen Russengesetze der letzten Jahrzehnte unmöglich gemacht wurde.

Die Geschichte dieser Künstler ist — mit wenigen Ausnahmen — eine Tragödie, die anhebt, da sich der Jüngling zur Betätigung auf dem Gebiete der Kunst berufen fühlt. Er findet alle Türen verschlossen, die Akademien dürfen ihn nicht aufnehmen, die Möglichkeit eines privaten Kunstunterrichtes ist nur selten vorhanden. So wandert er denn nach Deutschland oder Frankreich, hungert sich durch die ersten Lehrjahre hindurch und kommt nur langsam — wenn ihm nicht besondere Gönner beschert sind — auf einen grünen Zweig. Mit bewundernswerter Kraft und Energie haben sich fast alle die Künstler, die heute zu Ruhm und Ansehen gelangt sind, emporgerungen. Viele von ihnen haben in ergreifenden Kunstwerken das Leben und Leiden ihrer Brüder und Schwestern dargestellt und haben der bildenden Kunst einen neuen Ausdrucksfaktor geschenkt, den man als spezifisch jüdisch-sentimentalen bezeichnen könnte.

Es sei nur an das Gemälde des in Jerusalem früh verstorbenen Samuel Hirszenberg (1865—1908) erinnert, das den langen Zug der aus der Heimat vertriebenen Juden darstellt. Dieses Monumentalwerk ist ein kulturgeschichtliches Dokument, wie denn die Gemälde Hirszenbergs zu den be-

Digitized by Google

deutendsten Schöpfungen dieser Art gehören. Neben Hirszenberg wären Alfred Wolmark, der aus Warschau stammt und in London lebt, Moses Maimon, Leopold Pilichowski in Paris, Stanislaw Bender aus Lodz und die durch ihre charaktervollen Judenköpfe sich auszeichnende junge Künstlerin Regina Mandlak zu nennen. Interessante Typen aus dem östlichen Ghettoleben weisen die Gemälde des in Wien geschätzten Malers Jehudo Epstein auf; Leonid Pasternak, Professor an der Moskauer Kunstschule, und Roman Kramstyk in Warschau genießen einen Ruf als Porträtkünstler, der weit über die Grenzen ihrer Wirksamkeit reicht und sie zu Führern in der modernen Kunst erhebt. Als ein angesehenes Mitglied der Sezession wirkt in Berlin der Maler Herstein; daselbst lebt auch der feinsinnige Genremaler Simon Buchbinder. In Deutschland sind ferner durch Ausstellungen ihrer Werke bekannt geworden: der Landschafter Abraham Neumann, der bis zu Beginn des Krieges in der Tatra lebte, der hauptsächlich durch seine feinen Aquarellfigurinen für das russische Ballett bekannte Leo Bakst und der humorvolle Karikaturist Abel Pann, der die Komik der kleinen Leute fesselnd darzustellen weiß. Als Maler und Kupferstecher des behaglichen jüdischen Lebens wird heute noch der bereits 1889 verstorbene Heinrich Redlich geschätzt. Und schließlich ist noch der einzige Kupferstecher früheren Datums hier nachzutragen, H. Leibovicz aus Nieswicz, der 1758 ein nur in wenigen Exemplaren bekanntes Porträtwerk mit 165 Kupfern herausgab.

Ebenso bedeutend wie die bisher durch einige Namen belegte Reihe der Maler ist die der Bildhauer. Im Jahre 1902 starb Markus Antokolski, der in Rußland viele Monumente schuf und in Petersburg, Moskau, London und anderen Städten durch seine öffentlichen Denkmale berühmt geworden ist. Sein Schüler ist der durch seine Kindergruppen und Büsten hervorragender Zeitgenossen bekanntgewordene Lehrer der Petersburger Akademie Elias Guensburg. Als Direktor des Musée Grévin in Paris nennen wir Leopold Bernstamm aus Riga, dessen Denkmale von Peter dem Großen, Dostojewsky und Berlioz aufgeführt seien. Naum Aronson, dessen Werke auch in Deutschland weit verbreitet sind, und Elie Nadelman, ein Vertreter der modernsten Richtung, beide als Autodidakten vom Handwerk emporgeklommen, leben ebenfalls in Paris. Henryk Glicenstein in Rom, der Schwager Hirszenbergs, hat einen Ruf als einer der talentvollsten Bildhauer. Ebenso bekannt sind Reliefs von Boris Schatz, dem Leiter der Kunstgewerbeschule in Jerusalem.

Als bedeutender Medailleur und Leiter der Kaiserlichen Münze in Petersburg wirkt Abraham Grillisches, dessen Vater als anerkannter Kupferstecher einer der ersten Juden war, denen der Aufenthalt in Petersburg gestattet wurde. Vor einer Reihe von Jahren versetzte das Auftauchen der Tiara

Digitized by Google

des Saitaphernes die Künstler- und Gelehrtenwelt in Erregung; alsbald stellte sich das Meisterwerk als die Arbeit eines bis dahin unbekannten Kleinplastikers und Graveurs, Israel Rouchomovski aus Mosyr heraus, der es für 200 000 Fr. an den Louvre verkaufte. Seitdem lebt Rouchomovski mit seinen beiden Söhnen in Paris, aus deren Werkstatt viele Werke hervorgehen.

Die Angaben dieses Artikels bilden den ersten Versuch einer Zusammenstellung des gewaltigen Materials; auf Vollständigkeit ist daher nicht zu rechnen. Es sollte nur in großen Zügen dargestellt werden, welche künstlerischen Kräfte in dem jüdischen Volke, zumal in Polen, verborgen liegen[1]).

בראשית ברא אלהים
את השמים ואת הארץ

1. Mos. 1, 1.

Die heiligen Schriftzeichen.

Von Alexander Eliasberg.

Eine chassidische Sage meldet von einem heiligen Mann, der auf einer Reise Räubern in die Hände gefallen und von ihnen gefesselt worden war; in seiner Angst hatte er alle Gebete, die er wußte, vergessen, und nur das eine war ihm noch im Gedächtnisse geblieben: — das hebräische Alphabet; der Mann fing nun an, die hebräischen Buchstaben — Aleph, Beiß, Gimmel usw. mit großer Inbrunst aufzusagen, und sofort kam ihm eine wunderbare Hilfe. Der Geist, aus dem diese Geschichte entstanden ist, lebt auch heute noch in der orthodoxen Masse des jüdischen Volkes.

Die Schriftzeichen sind heilig. Sie sind heilig, weil sie nicht vom Menschen, sondern von Gott geschaffen worden sind (nach einer Legende in der Dämmerung des sechsten Schöpfungstages, nach einer anderen — neunhundertvierundsiebzig Geschlechter vor der Weltschöpfung)[2]); sie sind heilig, weil in ihnen die Thora geschrieben ist und weil nach dem Talmud nicht nur jedes Wort der Bibel, sondern auch jedes Schriftzeichen im Worte seinen eigenen heiligen Sinn hat. Jedes Schriftzeichen ist ein individuelles Wesen, und eine Talmudsage meldet sogar von einem

[1]) Die wissenschaftliche Sammlung und Ausbeute des bisher nur wenig beachteten Materials über jüdische Kunstdenkmäler und jüdische Künstler hat sich das Jüdische Kunstarchiv in Berlin zur Aufgabe gemacht, das seit einigen Jahren in Verbindung mit dem Gesamtarchiv der deutschen Juden besteht.

[2]) Da es aber vor der Weltschöpfung keinen Stoff gab, auf dem und mit dem die Schriftzeichen fixiert sein könnten, so waren sie auf dem Arme des Herrn geschrieben „schwarze Flammen auf weißem Feuer".

Digitized by Google

Streit zwischen den beiden ersten Buchstaben, von denen jeder haben wollte, daß die heilige Schrift mit ihm beginne.

Besonders heilig sind Buchstaben, wenn sie den unaussprechlichen Namen Jahves bilden. Der Name wird nie voll ausgedruckt, sondern stets durch zwei „i" abgekürzt dargestellt und nur „Adonaj" = „der Herr" gelesen; beim Zitieren der Schrift zu profanen Zwecken, wird statt Adonaj bloß „Haschem" = „der Name" gesagt.

Und selbst diese abgekürzte Darstellung des heiligen Namens ist so heilig, daß es als Sünde gilt, ein hebräisches Buch, — in dem doch immer der Name irgendwo vorkommt —, fallen zu lassen. Fällt jemandem ein Gebetbuch unversehens aus den Händen, so hebt er es sofort auf und küßt den Einbanddeckel, um das Vergehen wieder gutzumachen.

Aus dem gleichen Grunde ist jedes mit hebräischen Schriftzeichen bedruckte oder beschriebene Papier oder Pergament heilig: es darf weder vernichtet, noch zu profanen Zwecken verwendet werden. In jeder Synagoge befindet sich unter dem Podium, auf dem die Thora vorgelesen wird, ein Verließ, in das alle vor Alter zerfallenen, zerrissenen und aus dem Leim gegangenen Bücher, sowie auch einzelne aus Büchern herausgefallene Seiten gesteckt werden. Ist das Verließ bis an den Rand voll, so werden alle die Bücherreliquien auf die Totenbahre geladen, auf den Friedhof hinausgetragen und feierlich bestattet. Besonders ergreifend ist eine solche Beerdigung, wenn es sich um pergamentene Thorarollen handelt, die z. B. bei einem Pogrom, oder jetzt im Krieg durch die russische Soldateska beschmutzt und entweiht worden sind: die ganze Gemeinde nimmt an einer solchen Beerdigung teil und die Totengebete klingen erschütternder als bei der Beerdigung irgendeines Großen in Israel.

Die quadratischen, typographisch übrigens wunderschönen hebräischen Schriftzeichen üben ihren Zauber nicht nur auf den orthodoxen, sondern auch auf den modernen, national gesinnten Juden aus; es ist eine zärtliche Liebe, die man diesen treuen Begleitern des jüdischen Volkes durch zwei Jahrtausende der Diaspora und durch alle Länder der Erde entgegenbringt. Sie sind ein Emblem, wie bei andern Völkern Wappen und Nationalflagge. Von diesem seltsamen Verhältnisse eines Volkes zu seinen Schriftzeichen zeugt auch ein jiddisches Volkslied, in dem der Lehrer den kleinen Schülern sagt:

As ihr wet, Kinderlach, größer weren,
Wet ihr allein verstehn,
Wieviel in die Otjjes[1]) liegen Trären
Und wieviel Gewejn.

[1]) Schriftzeichen.

Digitized by Google

Zur Psychologie der Ostjuden.

Von Nachum Goldmann.

Wenn nicht alle Zeichen trügen, beginnt mit diesem Kriege für die Ostjudenheit eine neue Epoche ihrer Geschichte. Mit der Neueinbeziehung Polens in den mitteleuropäischen Kulturkreis wird für die Ostjudenheit derselbe Prozeß einsetzen, der vor einem Jahrhundert für die westeuropäische Judenheit sich vollzog: ihre Emanzipation, das heißt ihr Übergang aus der eigenen, von den europäischen Kulturen geschiedenen Welt des Gettos in den europäischen Kulturkreis. Dieser Prozeß wird aber nicht nur von höchster Bedeutung sein für die Ostjuden, sondern auch für West- und Mitteleuropa. Man braucht bloß an die Rolle zu denken, die die Juden in Westeuropa seit ihrer Emanzipation spielen, um sich vergegenwärtigen zu können, von welcher Bedeutung diese Millionen polnischer Juden werden können. Vor allem für Deutschland, das ja nicht nur ihr Befreier, sondern auch ihr Nachbar, vielleicht auch in einem gewissen Sinne ihr Oberherr sein wird. Damit aber erhebt sich die Forderung für alle, die über die Zukunft nach dem Kriege sorgen, zu versuchen, die Ostjudenheit zu verstehen.

Bis heute ist von einem Verständnis der Ostjuden nirgends in Deutschland auch nur eine Spur wahrzunehmen. In den Publikationen, die bisher zur ostjüdischen Frage erschienen sind, — und es sind ihrer schon eine beträchtliche Zahl — wird vom Ostjuden fast ausschließlich nur in Worten der Verachtung oder der Furcht, manchmal auch des Mitleids gesprochen. Für die meisten hat heute schon die ostjüdische Frage die Gestalt einer ostjüdischen Gefahr angenommen. Und man darf darob nicht staunen. Woher sollte man in Deutschland bis jetzt die Möglichkeit haben, den Ostjuden zu verstehen? Die geistig-seelische Welt, in der er lebt, ist von der europäischen abgrundtief geschieden; seine Traditionen, seine Lebensformen, die tiefsten Wurzeln seiner Wesensart stammen aus Sphären, die mit dem europäischen Kulturkreis nur wenig Gemeinsames haben. Wo aber trafen wir bisher den Ostjuden? Als Schnorrer und Hausierer in den schmutzigen Gassen der Vorstädte, als Emigranten in den Wartesälen der Bahnhöfe, als Bettler in den Vorzimmern wohltätiger Institutionen. Ich habe Feldpostbriefe aus Polen von jüdischen Soldaten, ja von zionistisch gesonnenen, sich also mit dem Ostjuden solidarisch empfindenden, gelesen, die von ihm in Worten des Abscheus und der Verachtung berichten. Es wird daher nicht überflüssig erscheinen, wenn hier versucht wird, die Seele des Ostjuden zu erklären.

Das Ostjudentum gehört in seiner psychologischen Wesensart zur Kategorie des Gettojudentums, das heißt zur Kategorie jenes Judentums, das seines Landes und seiner eigenen Selbständigkeit beraubt, dennoch als Nation fortexistiert; das unter den Völkern zerstreut, dennoch innerlich getrennt von ihnen lebt, geschieden durch die — früher auch konkreten, heute nur noch geistig-seelischen

Digitized by Google

— Mauern seines Gettos. Nur durch Einordnung des Ostjuden in diese Kategorie des Gettojudentums ist die Möglichkeit seiner psychologischen Analyse gegeben. Daher soll jener Teil des Ostjudentums, der aus dem Getto bereits heraus ist und den Anschluß an die moderne Kultur gefunden hat, hier nicht in den Rahmen der Betrachtung fallen. Seine Psychologie ist zu kompliziert, als daß sie hier ergründet werden könnte; zudem bildet dieser Teil gegenüber der großen Masse der Ostjuden nur eine kleine Minorität.

Alle Versuche, zu einem Verständnis der Wesensart des Ostjuden vorzudringen, müssen von einer Grundtatsache ausgehen, die die meisten seiner oberflächlichen Beurteiler nicht kennen: von der Zweiteilung der Daseinssphären, in denen sein Leben verläuft. Den Schlüssel zur Erfassung dieser eigentümlichen Grundtatsache seines Seelenlebens bietet die Erkenntnis des mangelnden Bodenständigkeitsbewußtseins des Gettojuden. Jeder Mensch bedarf zu seiner seelischen Existenz eines solchen Bodenständigkeitsgefühls, des Bewußtseins seines Verwurzeltseins in der Umgebung, in dem Lande, in dem Boden, auf dem er lebt und wirkt. Ein Mensch, dem dieses Verwurzelungsbewußtsein fehlt, ist wie eine entwurzelte Pflanze. Dieses Gefühl, daß wir der Umgebung, in der wir leben, organisch zugehören, schöpfen wir nun für gewöhnlich aus Erziehung, Erinnerungen, Traditionen, die uns alle mit dem Lande, das wir bewohnen, verknüpfen. Dieses Bodenständigkeitsgefühl kann der Ostjude nicht besitzen. Denn er ist von dem Milieu, in dem er lebt, innerlich geschieden; durch Rasse, Anlage, Kultur, Religion und Lebensgestaltung ist er vom Volke, in dessen Mitte er lebt, getrennt. Er kann sich nur als Fremder in seiner Umgebung empfinden, als einen, der nur zufälligerweise sich gerade hier befindet. In der tiefen Gestalt des Ahasver kommt dieses Bewußtsein zum Ausdruck.

Nun ist es klar, daß unter solchen seelischen Voraussetzungen eine Menschengemeinschaft unmöglich für die Dauer existieren kann. Ein einzelner vermag es; er wird zum Bohémien oder zum Landstreicher. Ein Volk von Bohémiens kann aber nicht existieren. Und so mußte sein Selbsterhaltungstrieb den Gettojuden dazu führen, sich neben dieser äußeren Welt, in der er nicht bodenständig werden konnte, eine andere Welt zu schaffen, in der er sich als verwurzelt empfinden konnte. Diese andere Welt schuf er sich durch seine Religion. Sie war ja das einzige eigene Gut, das das jüdische Volk aus seinem Lande auf seine Wanderung mitgenommen hatte. Sie war ja auch von vornherein viel Umfassenderes als bloß Religion, schloß das gesamte jüdische Kulturssystem ein. Mit ihrer Hilfe schuf sich nun der Gettojude neben der äußeren eine geistig-seelische Welt, aus den Elementen seiner Religion, seiner Erinnerungen und Zukunftshoffnungen. Da er die Wurzeln seiner Existenz nicht in die Erde treiben konnte, trieb er sie in den Himmel. Wenn man von der Religion des Gettojuden spricht, darf man sich darunter nicht jene Form der Religion vorstellen, wie der normal-

Digitized by Google

lebende Europäer sie besitzt. Ihm ist die Religion das Mittel zur Befriedigung tiefer metaphysischer Bedürfnisse. Dem Gettojuden ist sie Tagesbrot. Viele von uns können sehr wohl der Religion entbehren; der Gettojude kann es nicht.

Daraus ergibt sich nun eine entscheidende Konsequenz, ohne die jegliche gerechte Beurteilung des Ostjuden unmöglich ist: die nämlich, daß er in den zwei verschiedenen Welten, in denen er lebt, auch in ganz verschiedener Art lebt. Wirklich er selbst ist er nur in seiner geistig-seelischen Welt. Dort allein kann man ihn erkennen, wie er ist. In der äußeren Welt hingegen, in der er seinem Erwerb nachgeht, ist er ein Minderwertigerer, weil ihm hier das Sicherheitsgefühl, das Selbstbewußtsein fehlen. So erklärt sich beispielsweise, daß derselbe Jude, der wegen des kleinsten Rituals wie ein Held den Scheiterhaufen bestieg und mit unerhörtem Heroismus den Märtyrertod litt, zugleich im Verkehr mit dem Nichtjuden täglich sich treten und entwürdigen ließ, ohne zu zucken.

In engem Zusammenhang mit dieser Grundtatsache steht nun eine Eigenschaft des Ostjuden, um derentwegen er viel gescholten wird: sein scheinbar schwach entwickeltes Ehrbewußtsein. Es ist dies gewiß diejenige Eigenschaft, die dem Westeuropäer am meisten an ihm mißfällt, dieses Knechtische, Gebückte in seiner Haltung, diese Unempfindlichkeit, mit der er Beleidigungen hinnimmt.

Unter dem Begriff der Ehre fassen wir zwei voneinander geschiedene Dinge zusammen: das eine ist das subjektive Ehrgefühl, das das Verhältnis des Einzelnen zu sich selbst kennzeichnet und durchaus unabhängig ist von der Umwelt. Dieses Ehrbewußtsein kann auch der in seinen Beziehungen zu seinen Mitmenschen Ehrloseste besitzen. Von ihm sprechen wir hier nicht, denn wenn von mangelndem Ehrgefühl des Ostjuden gesprochen wird, so denkt man nicht an dieses subjektive Ehrempfinden, sondern an das soziale Ehrbewußtsein, die Beziehungen des Menschen zu seinen Mitmenschen. Dieses soziale Ehrgefühl hat nun zu seiner Existenz stets eine Voraussetzung: daß zwischen den Gliedern der Gemeinschaft, deren Beziehungen es regelt, irgend eine Art von Gleichheit herrscht, daß sie alle, wenn auch im einzelnen abgestuft und rangverschieden, doch prinzipiell als einander gleichwertig sich betrachten. Zwischen Menschen hingegen, die keinerlei gemeinsame Grundlage, keinerlei Art von Gleichartigkeit und Gleichwertigkeit empfinden, kann es in ihren Beziehungen zueinander kein soziales Ehrempfinden geben. (? D. Red.)

Wenn man sich dies klar macht, wird man verstehen, daß der Ostjude kein starkes soziales Ehrempfinden in seinen Beziehungen zu den Nichtjuden besitzen kann, weil die zwischen beiden bestehende Kluft eben zu groß ist. Es klingt vielleicht manchen Ohren unangenehm und hart, wenn solches gesagt wird, aber es muß jetzt, da ein wahres Verständnis des Ostjuden so notwendig ist, von vornherein mit aller Klarheit und Offenheit über das seelische Verhältnis des Ostjuden zum Nichtjuden gesprochen werden. Und da muß betont werden, daß das-

Digitized by Google

jenige Gefühl, das dieses Verhältnis vor allen anderen im Getto beherrscht, dasjenige der Furcht ist. Dem Gettojuden ist der Nichtjude in erster Reihe der übermächtige, grausame Verfolger, gegen dessen Beleidigungen und Verfolgungen kein Widerstand möglich ist. Am besten ist's drum, man geht ihm aus dem Wege; wo aber dies nicht möglich ist, da bleibt nichts übrig, als sich zu ducken.

Hinzu kommt noch ein anderes Moment, das in derselben Richtung wirkt. Während infolge seines Angstgefühls der Gettojude einerseits in seinem sozialen Selbstbewußtsein zu sehr unterhalb des Niveaus des Nichtjuden steht, um ihm gegenüber ein starkes Ehrgefühl bekunden zu können, empfindet er sich andererseits kraft eines eigenartigen Stolzgefühls als so sehr viel höherstehend, daß auch von diesem Standpunkt die Entstehung solchen Ehrgefühls unmöglich wird. Dieses Stolzbewußtsein ist die Reaktion auf jenes Angstgefühl. Es ist verständlich, daß eine Gemeinschaft von Menschen unmöglich mit diesem Angstgefühl, mit diesem Bewußtsein, die wehr- und schutzlosen Opfer des Hasses und der Verfolgung der anderen zu sein, existieren kann, ohne sich gegen dieses Bewußtsein einen Trost zu schaffen. Diesen Trost findet der Gettojude in der Vorstellung, daß der Nichtjude ihm geistig und sittlich unterlegen und um eben so viel ethisch minderwertig, wie an brutaler Macht stärker sei. Zu dieser Überzeugung kommt noch der allen politisch machtlosen Völkern eigentümliche Gedanke hinzu, daß der Gerechte immer in der Welt zu leiden habe, und die irdische Macht in den Händen der Bösewichte liege, und so entwickelte sich im Gettojuden das Bewußtsein der hohen sittlichen Überlegenheit und das Gefühl der Verachtung für den Nichtjuden. Der Nichtjude könne ihn wohl schlagen, entrechten, beschimpfen, aber seine Ehre bleibe davon unberührt.

So wird es erklärlich, warum der Ostjude in seinen Beziehungen zu den Nichtjuden ein so mangelhaft entwickeltes Ehrempfinden bekundet.

Was ihm sonst noch vorgeworfen wird, betrifft Eigenschaften, die von geringerer Bedeutung sind und in mehr zeitlichen und örtlichen Lebensverhältnissen ihren Grund haben, mit deren Beseitigung sie schwinden werden: so vor allem seine Unsauberkeit, die er mit allen unter so ungünstigen wirtschaftlichen Lebensbedingungen lebenden Menschengruppen teilt, so auch seine im Vergleich zu den westeuropäischen Geschäftsprinzipien geringere Solidität, die ebenfalls zum Teil auf Konto seiner Not, zum Teil aber auf das der russischen Verhältnisse zu setzen ist, da ja in Rußland im allgemeinen jene Prinzipien weniger geachtet werden. Alle diese Fehler sind, wie gesagt, mehr zufälliger Natur, als etwa tiefe Wesensqualitäten. Und zudem: all diesen Fehlern gegenüber, auf die so oft hingewiesen wird, vergesse man nie die großen Vorzüge des Ostjuden, seinen beispiellosen Familiensinn, seine Anspruchlosigkeit, seine unerhörte Zähigkeit, seinen hohen Idealismus, seine Kraft im Dulden und Leiden, seine Aufopferungsfähigkeit. Mag das Äußere noch so abstoßend im ersten Momente sein,

Digitized by Google

unter dieser Oberfläche steckt doch eine Seele, die voll idealen Schwunges und sittlicher Tiefe ist. Und daher ist es für jeden Kenner der Ostjudenheit klar, daß sie ein Material darstellt, aus dem für die mitteleuropäische Kulturgemeinschaft, der sie einbezogen werden soll, eine wertvolle Schicht herangebildet werden kann, wenn diese Einbeziehung richtig eingeleitet und durchgeführt werden wird.

Damit komme ich zum praktisch wesentlichsten Zweck dieser Ausführungen, zu den Konsequenzen, die aus der psychologischen Erfassung des Ostjuden für die Gestaltung seiner Emanzipation zu ziehen sind. Denn dies hat uns diese Betrachtung wohl erwiesen, daß dieser Prozeß keinesfalls so einfach ist, wie es viele wähnen, und er mit einer Verordnung und einem Gesetze keineswegs erledigt werden kann. Man hat in Deutschland bislang das ganze ostjüdische Problem fast ausschließlich unter rein politischen Gesichtspunkten betrachtet. Man vergißt dabei aber, daß dieses Herausreißen der Ostjuden aus ihrer eigenen Gettowelt auch ein psychologischer Vorgang von höchster Bedeutung ist. Dies zu bedenken, dazu sollte nicht nur das sittliche Moment der Berücksichtigung der Ostjudenheit zwingen, sondern auch das eigene wohl verstandene Interesse der Emanzipatoren. Eine Emanzipation, die die Ostjuden gewaltsam und zwangsweise ihrer eigenen Kultur entreißen, und in die ihnen fremde europäische Kultur unvermittelt hineinzwingen würde, würde sie seelisch entwurzeln und damit korrumpieren. Es würden dann in ihr sich alle seelischen Fehler entwickeln, die die Emanzipation der westeuropäischen Juden vor hundert Jahren innerhalb derselben gezeitigt hat und die noch heute nicht überwunden sind. Wenn von nichtjüdischer Seite so viel über den negativen Einfluß der jüdischen Kulturtätigkeit in Westeuropa geklagt wird, so wird auch der objektiv urteilende Jude zugeben, daß in diesen Klagen ein Teil des Wahren und Berechtigten enthalten ist: aber er wird dann auch betonen müssen, daß die Schuld daran zum Teil die westeuropäischen Völker trugen, die den Juden unvorbereitet aus seiner Gettowelt herausnahmen und ihn in die europäische Kulturwelt verpflanzten; da war in den ersten Generationen der seelische und moralische Zusammenbruch vieler unvermeidlich. Diesen Fehler zum zweiten Male zu begehen, wäre unentschuldbar. Zudem: die Emanzipatoren der westeuropäischen Judenheit vor hundert Jahren konnten nur wenig Verständnis für die Eigenart der Juden besitzen, weil sie als Kosmopoliten und Gleichheitschwärmer in jedem Menschen nur den Menschen erblickten. Heute ist die geistige Situation eine andere. Wir leben in der Zeit des höchstentwickelten Nationalgedankens, und bei den Ostjuden heute ihre nationale Kultur und Tradition nicht sehen, sie nur als Menschen emanzipieren wollen, wäre ein Unrecht.

Will man sich von solchem Unrecht frei halten, so wird man den Übergang aus dem Getto in die europäische Kultur nur langsam vollziehen. Jede zwangsweise Herbeiführung oder auch nur Beschleunigung dieses Übergangsprozesses muß vermieden werden. Die Emanzipation muß ohne Gegenforderungen gewährt wer-

Digitized by Google

den; muß politische und nationale Gleichberechtigung bringen, ohne die Preisgabe der Sprache und Kultur zu fordern. Dann wird sich der Übergang vom Getto in europäische Kultur organisch vollziehen können und der Ostjude wird die meisten seiner heutigen Fehler verlieren, ohne seine großen seelischen Qualitäten einzubüßen, wenn sie auch, worüber man sich im vornherein klar sein muß, durch die Emanzipation notwendigerweise abgeschwächt werden müssen, weil sie teilweise in seinem Gettodasein ihre Wurzeln haben. Dann wird der Ostjude zu einem neuen wertvollen Gliede der europäischen Gemeinschaft werden, der er durch seine reichen Geistesgaben und starke Schaffenskraft Großes wird geben können, ohne sie aber als seelisch Entwurzelter in vielem ungünstig zu beeinflussen.

Reb Jajnkew-Mejer.

Von Alexander Eliasberg.

Wenn ich an meine Jugendjahre in der großen Judenstadt Minsk zurückdenke, so ragt aus einer Menge von Bildern und Erscheinungen eine ganz ungewöhnliche Gestalt hervor: es ist ein älterer Jude von ungewöhnlich schlanker und schmächtiger Gestalt, mit stark ergrautem, ehemals schwarzem, sehr langem Bart, mächtig gewölbter Stirne und tiefen Augen, die niemand vergißt, wer sie nur einmal gesehen. Dieser Mann hieß Reb Jajnkew-Mejer (seinen Familiennamen kannte kaum jemand) und bekleidete das Amt eines Nebenrabbiners an einer kleinen Nebensynagoge. Trotz dieser bescheidenen Stellung genoß er in der Stadt ein solches Ansehen, wie es nur berühmte und sehr gelehrte Rabbiner genießen. Dieses Ansehen beruhte keineswegs auf Gelehrsamkeit, die ja sonst die wichtigste Eigenschaft des osteuropäischen Rabbiners ist, sondern ausschließlich auf seinem ungewöhnlichen, zum Teil heiligen Lebenswandel und auf einer eigentümlichen Funktion, die er freiwillig ausübte.

Er war nämlich Zensor — im altrömischen Sinne des Wortes — und sah seine vornehmste Aufgabe in der Überwachung der Heilighaltung des Sabbats: er achtete streng darauf, daß die Juden am Freitag möglichst früh ihre Arbeiten einstellten und ihre Läden schlossen und am Samstag abend möglichst spät wieder an ihre Geschäfte gingen. Bei Juden beginnt der Sabbat nämlich am Freitag mit Einbruch der Dämmerung und endet am Samstag abend, sobald mindestens drei Sterne am Himmel zu sehen sind. Reb Jajnkew-Mejer trat also am Freitag nachmittag, lange vor Einbruch der Dämmerung, auf einem Wägelchen, das ihm der Fuhrwerksunternehmer oder die Gemeinde unentgeltlich zur Verfügung stellte, eine Rundfahrt durch die Straße an, blieb vor jedem jüdischen Geschäft stehen, klopfte an und rief: „Jidden, es ist Zeit zu machen Schabbes!“ Seine Autorität war so groß, daß jeder Kaufmann und Handwerker sofort das Geschäft und die Werkstatt schloß. Zum Schluß fuhr er auf den Güterbahnhof hinaus und schickte alle jüdischen Spediteure und deren Angestellte nach Hause. Selbst der russische Bahnhofvorsteher

Digitized by Google

unterlag dem eigentümlichen Zauber, der von diesem Mann ausging: er ließ ihm jedesmal einen Lehnsessel auf den Perron hinaustragen. Wenn der letzte Jude den Bahnhof verlassen hatte, begab sich Reb Jajnkew-Mejer ins Bad und dann in die Synagoge.

Das Sabbatende möglichst weit hinauszuziehen war schon viel schwieriger. In seinem eigenen Sprengel erreichte er dies auf die Weise, daß er in „seiner" Synagoge, als die Gemeinde gerade das Sabbat-Schlußgebet anstimmen wollte, vor das Vorbeterpult trat, den Vorbeter zur Seite schob und die Psalmen Davids zu rezitieren begann, was unter Umständen eine ganze Stunde dauerte. Nach dem Volksglauben haben die armen Sünder in der Hölle am Sabbat so lange Ruhe, als die Menschen auf Erden noch den Sabbat feiern. Es ist möglich, daß Rabbi Jajnkew-Mejer durch sein Vorgehen die armen Seelen noch eine Spanne Zeit vom höllischen Feuer fernhalten wollte. Dasselbe Verfahren wandte er auch am Abend des Versöhnungstages, an dem bekanntlich jeder Jude etwa dreißig Stunden lang streng fastet, an: während in allen anderen Bethäusern der Stadt längst Schluß gemacht worden war, und die Leute zu Hause ihren Hunger stillten, stand Reb Jajnkew-Mejer noch lange am Vorbeterpult, rezitierte Psalmen und zwang auf diese Weise seine Gemeinde, noch länger zu fasten.

Vom Talmudstudium und sogar vom Beten hielt Reb Jajnkew-Mejer seltsamerweise nicht viel: gar oft beobachtete ich ihn im Bethause, wie er, wenn die ganze Gemeinde andächtig betete, oder in den Gebetspausen gruppenweise Talmudfragen erörterte, sich schlafend stellte. Nur bei ganz bestimmten Gebeten sprang er auf. So bei der „K'dusche": „Heilig, heilig, heilig ist der Herr der Heerscharen, die ganze Welt ist voll seiner Herrlichkeit!..." Er stand da, den Kopf mit der herrlichen Stirne gen Himmel gerichtet, beide Arme hoch erhoben, gleichsam erstarrt, und sein Gesicht und die beiden erhobenen Arme drückten dabei eine solche Ekstase aus, wie ich sie noch nie gesehen. Und bald darauf verfiel er wieder in einen eigentümlichen apathischen Zustand.

Um so mehr hielt Reb Jajnkew-Mejer von gewissen nebensächlichen rituellen Vorschriften und Geboten, die sonst wenig beachtet werden. So legte er das zehnte Gebot so aus, daß man ein weibliches Wesen (natürlich mit Ausnahme seines Eheweibes) überhaupt nicht anschauen dürfe, weder mit unreinen noch mit reinen Gedanken. Darum ging er über die Straße, wo Begegnungen mit Frauen unvermeidlich sind, nicht anders als mit geschlossenen Augen, wie ein Blinder von einem Knaben an der Hand geführt. Wenn er zu einer Hochzeit oder ähnlichen Familienfeier geladen war, fügte es sich manchmal, daß er auf dem Wege zum Männersaal den Weibersaal (bei jüdischen Feiern sind die Geschlechter immer getrennt) zu passieren hatte; dann kniff er fest die Augen zusammen und tastete sich durch das Zimmer. Auch das bekannte Gebot der Schaufäden (4. Moses, 15, 38—41), das bekanntlich auf die Weise erfüllt wird, daß jeder Jude unter seiner Kleidung eine Art leinene Weste trägt, an deren vier Enden die „Schaufäden" befestigt sind, legte Reb Jajnkew-Mejer eigentümlich aus: nach seiner Anschauung sind auch die Umschläge an einem Rock als die in der Bibel genannten „Zipfel der Kleider" aufzufassen; da es aber der Sitte widersprechen würde, auch oben am Rock die

Digitized by Google

Schaufäden zu tragen, trug er einen Rock mit abgerundeten Aufschlägen. Auch war er der Ansicht, daß eine Bettdecke im biblischen Sinne als „Kleid" aufzufassen sei; um nicht auch an der Bettdecke Schaufäden anzubringen, schlief er, wie es hieß, unter einer ovalen Bettdecke.

Die Vorschrift der Bibel, daß man den Wanderer freundlich empfangen müsse, erfüllte er auf die Weise, daß er manchmal auf den Bahnhof hinausging und jeden ankommenden Juden mit den Worten: „Scholem alejchem!" (Friede mit euch!) die Hand entgegenstreckte.

Doch das allergrößte Gewicht legte Reb Jajnkew-Mejer auf die Heilighaltung des göttlichen Namens. Bekanntlich wird der Name Gottes in jüdischen Gebetbüchern usw. niemals voll gedruckt, sondern stets abgekürzt durch zwei „i" dargestellt. Nun glaubte Reb Jajnkew-Mejer, daß selbst diese Abkürzung eine Entweihung des Namens bedeute, und beschloß ein Gebetbuch herauszugeben, in dem statt des Namens überall nur ein gewöhnlicher Stern (*) stünde. Er sammelte Geld zu diesem Zweck und begann mit der Drucklegung des reformierten Gebetbuches. Als die Rabbiner davon erfuhren, erblickten sie darin eine Ketzerei und zwangen Reb Jajnkew-Mejer unter Androhung des großen Bannfluches, die Exemplare des Gebetbuches aus dem Verkehr zu ziehen und zu vernichten. Er mußte sich fügen, doch es hieß, daß er für seinen eigenen Gebrauch ein Exemplar des ketzerischen Gebetbuches behalten habe.

Wären diese sonderbaren Auslegungen von Geboten das einzig Merkwürdige an Reb Jajnkew-Mejer, so hätte er im besten Falle einen Ruf als Sonderling erlangt. Doch die Achtung, die ihm alle Juden von Minsk ohne Unterschied des Standes entgegenbrachten, beruhte auf seiner geradezu beispiellosen Mildtätigkeit. Reb Jajnkew-Mejer lebte trotz seiner angesehenen Stellung ärmer als der ärmste Bettler; er gab alles weg, selbst das letzte Hemd vom Leibe. Das mit dem Hemde ist buchstäblich zu nehmen: wenn Rabbi Jajnkew-Mejer am Freitag abend aus dem Bade heimkehrte, hatte er oft, selbst im Winter, unter seinem Mantel nichts an, denn er pflegte seine Kleider und die ganze Wäsche, wie die schmutzige, so auch die mitgebrachte reine zu verschenken. So oft ihm die Gemeinde einen warmen Mantel oder eine Pelzmütze stiftete, schenkte er alles schon am nächsten Tage dem ersten besten Bettler. Manchmal besuchte er den einen oder andern Reichen und sagte: „Reb so und so, ich brauche sofort hundert (oder auch mehr) Rubel für Zdokko (ein mildes Werk)." Manchmal sagte er, um was für eine Zdokko es sich handelte, und manchmal auch nicht. In jedem Falle bekam er aber anstandslos die geforderte Summe. Es sind wohl im Laufe der Jahre Riesensummen durch seine Hände gegangen, und doch wäre er mit seiner Familie sicher verhungert, wenn die Gemeinde nicht auf den Gedanken gekommen wäre, seinen Lebensunterhalt nicht in Bargeld, sondern in Naturalien, und nicht ihm, sondern seiner Frau auszuhändigen.

Es ist möglich, daß ich in dieser Schilderung etwas Wichtiges vergessen oder falsch dargestellt habe: es sind ja schon so viele Jahre vergangen, seit ich Reb Jajnkew-Mejers herrliche Gestalt zum letzten Male sah! Ob er noch lebt, weiß ich nicht, doch ich weiß, daß er mir jeden Fehler, den ich hier gemacht, vergeben wird.

Digitized by Google

Die litauischen Juden.

Von einem ehemaligen russischen Universitätslehrer.

Die jüdische Bevölkerung des ehemaligen Litauen, der heutigen Gouvernements Kowno, Grodno, Wilna, Minsk, Witebsk und Mohilew, weist schon rein äußerlich gegenüber den polnischen Juden erhebliche Unterschiede auf. Sie spricht einen besonderen Dialekt, welcher in mancher Beziehung dem hochdeutschen näher steht als der polnisch-galizische, am meisten aber fällt das Abweichende ihrer äußeren Erscheinung in die Augen. Während in Polen ein ungeschorener Patriarchenbart nebst Schläfenlocke und ein langschössiger Kaftan durch die Tradition geheiligt und obligatorisch sind, bemerkt man in der Tracht litauischer Juden (jidisch „Litwaken") überhaupt keine nationalen Kennzeichen: sie tragen moderne Kleidung, europäisch gestutzte Bärte sind keine Seltenheit, nur das Rasieren ist bei frömmeren Leuten verpönt.

Diese Äußerlichkeiten sind kein Zufall, sondern in einer tieferen kulturellen Eigenart der Litwaken begründet, welche es rechtfertigt, sie als besonderen Zweig des jüdischen Volkes getrennt zu besprechen, um so mehr als sich diese Auffassung mit dem Empfinden der Israeliten selbst deckt. Der polnische Jude sieht in den Litwaken ein heterogenes Element, dem er in manchen Beziehungen fremd und sogar feindlich gegenübersteht. Davon zeugen einige Sprichwörter, auf die wir weiter unten eingehen werden.

Was ist nun der eigentliche Kern des kulturellen Unterschiedes zwischen polnischen Juden und Litwaken? Man kommt der Wahrheit nahe, wenn man sagt, daß er in der verschiedenen Bewertung von Bildung und Gelehrsamkeit zu suchen ist; dabei kommt in erster Linie die spezifische jüdisch-talmudische Bildung in Frage. In der Tat gehören die galizischen Juden durchweg, die polnischen größtenteils der Richtung der Chassiden[1]) an, und es entspricht den Tendenzen des Chassidismus, daß sie auf das viele Studieren ihrer litauischen Stammesbrüder mit einer gewissen Geringschätzung herabsehen. Auch in Polen ist die Kenntnis der Bibel selbstverständlich und das Lesen des Talmud sehr verbreitet, wenn auch nicht in dem Maße wie in Litauen; verschieden ist aber die Auffassung und der Geist, mit dem diese Studien betrieben werden. Es hängt dies damit zusammen, daß zwischen dem Chassid und dem Himmel der heilige Mann, der „Zaddik", steht, dessen Hilfe er in allen Gewissensfragen in Anspruch nimmt; dagegen kennt der misnagidische Litwak zwischen sich und seinem Gott keinen Vermittler und er muß sich über seine religiösen Pflichten selbst klar sein. Während der Chassid am Buchstaben des Talmud haftet, ist der Misnagid bestrebt, das Gesetz kritisch aufzufassen und zwischen den Grundlagen der Religions- und Sittenlehre und den nebensächlichen rituellen Verordnungen zu unter-

[1]) Vgl. den Artikel „Der Chassidismus".

Digitized by Google

scheiden. Dadurch gewinnen seine Studien einen Anstrich von Wissenschaftlichkeit, und es wird verständlich, daß Litauen und besonders die Stadt Wilna (genannt das „Jerusalem Litauens") gegenwärtig den Mittelpunkt jüdischer Gelehrtheit bilden. Von den übrigen berühmteren rabbinischen Hochschulen nennen wir Lida, Woloshin (Gouvernement Wilna), Kowno, Telschi (Gouvernement Kowno), Mir (Gouvernement Minsk). In allen Volksschichten steht Gelehrsamkeit in hohem Ansehen und die Bezeichnung „Lamden" (Gelehrter) gilt als hoher Ehrentitel, welcher meist in der Verbindung „ein Lamden, ein feiner Mann" gebraucht wird.

Die Bedeutung dieses hohen Bildungsniveaus für das soziale und Familienleben der Litwaken ergibt sich aus dem religiös-moralischen Inhalt der Bibel und des Talmuds, das ständige Studium der heiligen Bücher führt zu einer gründlichen ethischen Erziehung der Massen auf denselben Grundlagen altruistischer Moral, welche auch die christliche Lehre auszeichnen. Diese Tendenzen machen sich im öffentlichen Leben stark geltend: Wohltätigkeit und soziale Arbeit bilden neben der Gelehrsamkeit einen zweiten Weg zu einer geachteten gesellschaftlichen Stellung. Dazu kommt noch, daß die Juden ihr starkes Gefühl völkischer Einheit und Zusammengehörigkeit, welches andere Nationen in ihrer Vaterlandsliebe und ihren Leistungen für den Staat dokumentieren, wiederum nur in der Familie und Gemeinde betätigen können.

Diese beiden Umstände, der in allen Volksschichten annähernd gleiche Bildungsgrad und der durch moralische Schulung gefestigte soziale Sinn bewirken die scheinbaren Widersprüche im Charakter der Juden, welche den Fernerstehenden häufig verwirren. Einerseits beobachtet man eine frühe geistige Selbständigkeit der Kinder, einen Mangel an Achtung vor dem Älteren, an Unterwürfigkeit vor Höhergestellten, an Anerkennung von Autoritäten; andererseits einen festen Zusammenhalt der Familie mit geschlossenem Auftreten nach außen und eine straffe soziale Disziplin mit freiwilliger Unterordnung des Einzelnen unter die Allgemeinheit. Diese Eigenschaften sind für die Verhältnisse in den litauischen Städten von unschätzbarem Wert. Bei der beispiellosen Übervölkerung und Konkurrenz, welche hier herrscht [1]), erlebt der Jude in seiner Erwerbstätigkeit wenig Freude und seine Familie bildet für ihn die einzige Erholung. Er ist beinahe immer guter Familienvater, die Sittlichkeit in jüdischen Kreisen steht sehr hoch, und der Prozentsatz unehelicher Geburten ist verschwindend klein.

Bei allem guten Willen, trotz Fleiß und Beharrlichkeit gelingt es aber dem Litwak nicht immer, seine Familie vor Not zu bewahren. Der Westeuropäer macht sich nur schwer einen Begriff, welches Elend in den westrussischen Städten herrscht und welch hohe Anforderungen hier an die Wohltätigkeit gestellt werden. Als Beispiel wählen wir eine dem Verfasser gut bekannte Stadt von zirka

[1]) Der Grund dafür liegt in der russischen Judengesetzgebung.

Digitized by Google

100 000 Einwohnern, in welcher von den Juden ohne Zuschuß von irgendwelchen Behörden die folgenden charitativen Anstalten unterhalten werden: ein Krankenhaus (nebst Irrenhaus) mit etwa 400 Betten, ein Komitee, welches bedürftige Kranke in ihrem Hause mit Arzneien und verbesserter Kost versorgt, eine Volksküche, welche die Speisen unter den Selbstkosten abgibt, Waisenhäuser und Altersheime, Gewerbeschulen für Knaben und Mädchen (mit freiem Internat), Sonntagsschulen und Abendkurse für Erwachsene, ein Komitee zur Gewährung unverzinslicher Vorschüsse, welche häufig überhaupt nicht zurückgezahlt werden, ein Verein zur Unterstützung Bedürftiger mit Heizmaterial, ein solcher zur Sammlung von Aussteuern für arme Bräute, eine Beerdigungskasse und so weiter.

Dabei ist zu berücksichtigen, daß die jüdische Gemeinde, welche die Mittel für diese Institute aufbringen muß, keinerlei gesetzliche Konstitution[1]) und auch keine Vollmachten zur Besteuerung ihrer Mitglieder besitzt, ihre Organisation ist eine Schöpfung der Judenschaft selbst. Nur eine einzige Art jüdischer Steuern ist von dem russischen Gesetz vorgesehen, es ist dies die sogenannte Schachtelabgabe (Korobka), welche von jedem Pfund des auf dem städtischen jüdischen Schlachthofe geschlachteten Fleisches erhoben wird, und in der erwähnten Stadt ein Kopeke beträgt. Es verlohnt sich auf die Handhabung dieser Steuer einzugehen, da sie eine hübsche Illustration für die soziale Disziplin des Juden abgibt. Die Pacht des städtischen Schlachthauses nebst dem Recht die Schachtelabgabe zu erheben, wird vom Gouverneur für jeweils ein Jahr in öffentlicher Konkurrenz meistbietend vergeben. Der Ertrag fließt indessen nur teilweise jüdischen Zwecken zu und die Spezifikation hängt vom Ermessen des Gouverneurs ab. Um diese lästigen Bedingungen zu umgehen, hat sich in der Stadt, die wir im Auge haben, der folgende Modus herausgebildet. Zur Konkurrenz beim Gouverneur erscheint als einziger Bewerber der Vertrauensmann der jüdischen Gemeinde und erwirbt die Pacht in der Regel für 16 000 Rubel. Dieser Mann veranstaltet darauf im Einverständnis mit der Gemeinde eine private Versteigerung, in welcher die Pacht um etwa 70 000 Rubel an den wirklichen Schlachtunternehmer übergeht Die Differenz gelangt auf diese Weise in die freie Verwaltung der Gemeinde. Natürlich genügt diese im wesentlichen von der ärmeren Bevölkerung aufgebrachte Summe bei weitem nicht zur Unterhaltung der vielen Anstalten, der Rest muß durch freiwillige Beiträge und Stiftungen der Vermögenden gedeckt werden. Bedenkt man, daß die Wohlhabenden nur eine kleine Minderheit von vielleicht 10 Prozent ausmachen, und daß diese wenigen Leute außer der öffentlichen Armenpflege eine mindestens ebenso große private zu bewältigen haben, so wird klar, daß Wohltätigkeit im Budget des Juden eine bedeutende Rolle spielt[2]).

[1]) Vgl. den Aufsatz „Der Rabbiner" in diesem Heft. — [2]) Der Talmud schreibt vor, nicht weniger als 10 Prozent des Einkommens, doch nicht mehr als 20 Prozent für Wohltätigkeit zu verwenden.

Digitized by Google

Allerdings wird der Betrieb der charitativen Institute dadurch erheblich verbilligt, daß beinahe die ganze Arbeit an ihnen ehrenamtlich geleistet wird. Der Jude betrachtet Mildtätigkeit und soziale Arbeit für seine Pflicht, durch deren Erfüllung er nicht einmal auf viel Dank von seiten der Armen hoffen kann; denn auch diese sehen die vom Reichen erhaltene Unterstützung als ihr gutes Recht an. Die Führung in den öffentlichen Angelegenheiten haben gewöhnlich die vornehmen Familien. Auch unter den Juden gibt es eine Aristokratie: Geschlechter, welche berühmte Rabbiner in ihrem Stammbaume aufweisen, und sich immer durch reine Sitten, Gelehrsamkeit und Wohltätigkeit ausgezeichnet haben. Ein äußeres Kennzeichen der Vornehmheit ist ein bevorzugter Betplatz an der Ostwand der Synagoge. Diese Aristokraten genießen, auch wenn sie verarmt sind, ein viel größeres Ansehen als ein reicher Emporkömmling. Das Resultat ist, daß der ehrgeizige Parvenü seine Leistungen für die Allgemeinheit verdoppelt. Er sucht zunächst durch Stiftungen Einfluß auf eine charitative Anstalt zu gewinnen und in den Verwaltungsausschuß derselben zu gelangen, denn dessen Sitzungen bieten ihm eine Gelegenheit, mit feinen Leuten zu verkehren und gesellschaftliche Beziehungen anzuknüpfen. Sein weiteres Streben geht dahin, in der Synagoge einen Platz an der Ostwand zu bekommen und sich mit einer vornehmen Familie zu verschwägern. Das erste ist sehr schwer und setzt sehr große Verdienste um die Gemeinde voraus, das zweite ist in der materialistischen neueren Zeit nicht mehr unmöglich, muß aber durch große Mitgift erkauft werden.

Den Außenstehenden wird indessen die Sittlichkeit der Juden in ihren privaten und gemeindlichen Angelegenheiten weniger interessieren als das geschäftliche Gebahren in ihren kaufmännischen Beziehungen. Darauf eingehend, ist zu sagen, daß die jüdischen Grossisten sich in russischen Handelskreisen den Ruf umsichtiger und solider Geschäftsleute erworben haben, mit denen man gern in Verbindung tritt. So haben zum Beispiel Börsenkomitees russischer Städte beim Ministerium wiederholt die Zulassung jüdischer Kaufleute beantragt. Mehr Vorsicht ist im Verkehr mit dem mittleren und kleinen Handelsmann am Platze.

Die traurige politische Lage der Juden bringt es mit sich, daß ihnen alle Berufe außer denen des Handwerkers und Händlers verschlossen sind, und dies hat zu einer enormen Konkurrenz in den litauischen Städten geführt. Der Kleinhändler steht daher allzusehr unter der Macht der Devise „Not kennt kein Gebot"; er betreibt sein Geschäft in der Regel mit ungenügendem Grundkapital und lebt von der Hand in den Mund. Wenn die Notwendigkeit einer Zahlung zwingend an ihn herantritt, und die auf Kredit erhaltenen Waren nicht mehr günstig abgesetzt werden können, schlägt er sie häufig ohne Profit oder gar mit Verlust los, in der Hoffnung, später irgendwie mit seinen Lieferanten zu akkordieren. Beinahe nie liegt es von vornherein in seiner Absicht, die Gläubiger zu schädigen, denn er weiß genau, daß der Kredit sein Lebensnerv ist, ohne den er nicht exi-

Digitized by Google

stieren kann, trotzdem ist es ihm nicht immer möglich, gegen die Ungunst der Verhältnisse anzukämpfen. Nur allzuoft werden auch mittelgroße Geschäfte durch die Zahlungseinstellungen ihrer Kunden in Mitleidenschaft gezogen, und besonders in Perioden ungünstiger Konjunktur kann eine scheinbar gut fundierte Firma über Nacht insolvent werden.

Jedenfalls ist der Handel in Litauen eine schwierige Kunst, und die Beantwortung der Frage, wem und in welchem Maße Kredit zu geben ist, erfordert eine genaue Lokal- und Menschenkenntnis. Aus diesem Grunde bedienen sich auswärtige Firmen meistens der Vermittlung jüdischer Grossisten. In letzter Zeit üben die zahlreich aufgekommenen Leih- und Sparvereine einen steigenden Einfluß auf das Handelsleben aus, durch sie wird ein billiger Kredit, vor allen Dingen aber eine gegenseitige Kontrolle der Mitglieder möglich. Diese Institute, welche häufig zugleich als Einkaufsgenossenschaften für Handwerker fungieren, haben in der Hebung der kaufmännischen Moral bereits sehr viel erreicht, von ihnen ist auch weiterhin viel für die Gesundung der Verhältnisse zu erwarten.

Der Ausländer empfindet die Notwendigkeit des Feilschens im Kleinhandel und auf Märkten unangenehm, es ist dies aber eine in ganz Rußland verbreitete Gepflogenheit, die sich dem Geschmack des kaufenden Publikums anpaßt, und die gerade in Litauen stark im Zurückgehen begriffen ist.

Der eingangs erwähnte Antagonismus zwischen Litwaken und polnischen Juden hat zum Teil seinen Grund in der Verschiedenheit der religiösen Richtungen. Das polnische Sprichwort: „Ein Litwak ist ein halber Goi", trifft allerdings nicht das Wesen der Sache. Im Gegenteil, der mit dem Geiste der jüdischen Religions- und Sittenlehre besser vertraute Litwak hat im Grunde genommen eine tiefere „Jüdischkeit" (wie es jiddisch heißt) als der polnische Jude, bei dem sie sich häufig auf Tracht und überkommene Gebräuche reduziert. Er kann sich deshalb ruhig einige nebensächliche Äußerlichkeiten schenken, die wichtigeren Vorschriften des jüdischen Gesetzes werden aber auch von ihm strengstens beobachtet. Dieser religiöse Liberalismus wird noch dadurch erhöht, daß in Litauen eine chassidische Minderheit überall zwischen den Misnagden verstreut lebt. Wenn sie es auch zu keinerlei Einfluß gebracht hat und sich in der ganzen Lebensführung in nichts von der Mehrheit unterscheidet, zwingt sie doch, auch abweichende Meinungen zu respektieren.

Ein Bruchteil von Wahrheit ist in dem angeführten Sprichwort immerhin enthalten. Das Wegfallen der Schranke einer nationalen Tracht bringt den Litwak mehr mit nichtjüdischen Kreisen in Berührung und macht ihn assimilatorischen Tendenzen stärker zugänglich als den konservativen polnischen Juden. Durch den Druck der wirtschaftlichen Verhältnisse verbreitet sich die Kenntnis der russischen Sprache immer stärker. Der Grundsatz, daß alles Heil im Wissen liegt, wird auch auf dieses neue Gebiet übertragen; besonders in den größeren Städten

Digitized by Google

besteht unter den jüdischen Jünglingen eine enorme Nachfrage nach europäischer Bildung, während die wenigen staatlichen Schulen nur der vermögenden Oberschicht zugänglich sind. Dies hat eine besondere Form der Wohltätigkeit gezeitigt, welcher jeder jüdische Gymnasiast seine freie Zeit opfert: die Erteilung von Unterricht an Unbemittelte.

Die Hauptgründe für die abfällige Beurteilung des Litwaken von seiten der polnischen Juden sind indessen wirtschaftlicher Natur. Vermöge seiner Rührigkeit und Unternehmungslust (das polnisch-jüdische Sprichwort sagt von ihm: „Ein Litwak übernimmt alles, sogar eine Amme zu sein") dehnt er seine Geschäftsverbindungen nach Polen aus, und in den polnischen Industriezentren haben sich beträchtliche litwakische Kolonien angesiedelt. Die Konkurrenz dieser Eindringlinge ist es eben, welche die polnischen Juden etwas verstimmt. Umgekehrt sieht der Litwak auf seinen polnischen Stammesbruder als auf einen wunderlichen Kauz mit einer nicht immer gerechtfertigten heiteren Überlegenheit herab. Eigentliche Feindseligkeit ist ihm fremd, denn eine Einwanderung von polnischen Juden nach Litauen gehört zu den Ausnahmen und als wirtschaftliche Konkurrenten kommen sie für den Litwak nicht in Betracht.

Die politische Gruppierung der Ostjuden.

Die Mehrzahl der Ostjuden ist nicht parteimäßig organisiert. In den polnischen und litauischen Industriestädten hat die älteste jüdisch-sozialistische Partei, der „Bund" (gegründet 1897) die meisten Mitglieder unter den sozialistisch gesinnten jüdischen Arbeitern, wobei zu beachten ist, daß die Mehrzahl der jüdischen Proletarier nicht Fabrikarbeiter, sondern Heimarbeiter sowie Gesellen und Lehrlinge des Handwerks sind. Dem Zionismus näher als der „Bund" stehen die „Territorialisten-Sozialisten" und die „Jüdischen Sozialisten" (Semisten), am nächsten die „Poale-Zionisten", die in Rußland den Zionismus mit dem extremsten Marxismus verbinden; in Galizien überwiegt bei den Poale-Zionisten der Zionismus. In Galizien und insbesondere in Amerika hat der „Bund" viele Gesinnungsverwandte. Im Gegensatz zum Proletariat, welches also vier Parteien hat, hat das jüdische Bürgertum keine eigene Partei. Eine Art Führerschaft besitzt das Bürgertum in der „Intelligenz", die in Rußland vorwiegend oppositionell gesinnt ist und sich daher mit den Kadetten berührt. Diese Schicht hatte bis etwa zu den zweiten Dumawahlen den größten Einfluß auf das Kleinbürgertum auch der Kleinstädte und aus diesen Kreisen hatte sich vor der ersten Dumawahl der „Bund zur Erreichung der Gleichberechtigung der Juden in Rußland" gebildet. Inzwischen ist im Kleinbürgertum der nationale und der politische Sinn stärker erwacht, die jiddische Presse nahm in den letzten zehn Jahren einen großen Aufschwung, eine jüdische Nationaldemokratie ist zwar nicht als Partei organisiert, aber wirtschaftlich und kulturell fühlbar. Ähnlich liegen die Verhältnisse in Litauen. Unter den Orthodoxen ist vielfach der religiöse und sittliche Konservativismus so stark, daß eine starke Berührung mit dem modernen politischen Leben im allgemeinen, oder gar mit den russischen Parteien ausgeschlossen ist.

Digitized by Google

Aus dem Kriegstagebuch eines polnischen Juden.

Die folgenden Blätter stellen Bruchstücke aus dem Kriegstagebuch eines polnischen Juden dar. Der Verfasser, der vor Ausbruch des Krieges in Polen nach einem kurzen Aufenthalt in Amerika eintraf und dessen Name aus begreiflichen Gründen nicht genannt werden soll, ist eine im öffentlichen Leben der polnischen Judenheit bekannte und geachtete Persönlichkeit, die Vertrauen verdient. Die Blätter gewähren einen Einblick in die Leiden und Verfolgungen, die die polnischen Juden, zur Zeit der russischen Herrschaft in der Kriegszeit zu erdulden hatten. Die gegen die Polen gerichteten Äußerungen geben die augenblickliche Stimmung wieder. Der Verfasser ist der Ansicht, daß mit dem Verschwinden der Russen der Nationalitätenkampf nachlassen und eine Verständigung eintreten wird.

23. XI. 1914. Eine kurze Zusammenstellung der häufigsten Denunziationen der polnischen Bevölkerung gegen die Juden, denen von den russischen Offizieren Glauben geschenkt wird und die zu vielen ungerechten Bestrafungen und Hinrichtungen unschuldiger Juden geführt haben:

1. Die Juden hätten einen Sarg zum Begräbnis geführt, aber im Sarg sei keine Leiche gewesen, sondern Gold für die Deutschen, damit diese bei ihrem Einzug das Gold in dem Grabe, dessen Stelle vorher bestimmt war, finden sollten.

2. Die Juden stopfen Gänse mit Geldstücken aus und bringen sie dann nach Deutschland.

3. Ein Jude hätte sich plötzlich in einem epileptischen Anfall zur Erde geworfen, in Wahrheit habe er dabei durch ein geheimes Telephon mit den Deutschen gesprochen.

4. Die Juden benützten die Drähte des „Eruws" (der „Eruw" besteht aus einem Drahte, der die Stadt umzieht und den frommen Juden das Tragen am Sonnabend möglich macht) als Telegraph oder Telephon, um mit den Deutschen in Verbindung zu treten.

5. Die Flugoffiziere, die Bomben auf die russischen Stellungen und Städte geworfen hatten, seien österreichische Juden, und eine polnische Zeugin bekundete in einem Fall, daß sie durch ein Vergrößerungsglas von weitem den Tallis (Gebetsmantel) und die „Peies" (Haarlöckchen) der Offiziere gesehen hätte.

6. Die Juden verkleideten sich in russische Uniformen und gelangten so mühelos ins Lager der Deutschen, denen sie so alle Wege und Geheimnisse verrieten.

10. XII. 14. Dieser Tage führte man durch die Straßen Warschaus eine Anzahl deutscher Gefangener. Der polnische Pöbel lief hinterdrein und schrie ihnen „Beilis" nach. (Mit diesem Namen pflegen die Polen seit dem bekannten Beilis-Prozeß die Juden zu beschimpfen.)

2. II. 15. Einer der Flüchtlinge aus Sochaczow berichtete mir heute von dem Martyrium der jüdischen Bewohner dieser Stadt in den letzten Wochen. Die Gewaltherrschaft der russischen Soldaten überstiege jedes Maß. Plünderung, Schläge und Vergewaltigungen von Frauen waren an der Tagesordnung. Diejenigen, denen es gelang, aus der Stadt zu fliehen, wurden meist auf den Wegen von Soldaten überfallen, die Männer aller Habe beraubt, viele Frauen vergewaltigt. Die polnische Bevölkerung denunzierte die Juden des Verrates; an

Digitized by Google

einem Tage wurden vier Bekannte meines Gewährsmannes gehängt und verschiedene andere verhaftet. Sehr stark litt auch die gesamte Bevölkerung der Stadt unter dem furchtbaren Schmutze der russischen Truppen. Die Häuser, in denen russische Soldaten einquartiert waren, glichen förmlich Ställen, und es dauerte oft wochenlang, bis sie einigermaßen wieder gereinigt werden konnten.

8. II. 15. 5000 jüdische Flüchtlinge aus den Städtchen links der Weichsel kamen dieser Tage nach Warschau. Ihr Anblick ist erschütternd. Es ist furchtbar, die endlosen Reihen von Wagen zu sehen, die sich durch die Straßen der Stadt bewegen, und die mit Frauen, Greisen, Kindern und Kranken und armseligem Gerümpel aller Art angefüllt sind. Furchtbarer ist aber noch, von diesen Flüchtlingen zu hören, was sie von den Zehntausenden jener Unglücklichen erzählen, die in Kälte und Nässe jetzt auf den Landstraßen und Wegen der Provinz umherirren und von denen viele vor Hunger und Not auf der Wanderung sterben. Die Flüchtlinge erzählen übereinstimmend von der grausamen Haltung der Polen ihnen gegenüber. In allen Städtchen ergingen sich die Polen in Freudenkundgebungen, als der Befehl zur Vertreibung der Juden gegeben wurde. Sie zogen jubelnd durch die Straßen, sangen und lärmten und begleiteten die Abziehenden mit Flüchen und höhnischen Zurufen. Gleich nach dem Abzug stürmten sie die jüdischen Läden und Wohnungen, plünderten alles und eigneten sich die zurückgelassenen Waren und Möbelstücke an. Auf den Wegen ließen die polnischen Bauern die Flüchtlinge in keines ihrer Dörfer hinein. Selbst in den Gasthäusern wurde ihnen der Eintritt verwehrt. Vielfach hetzten sie Hunde auf sie und der Pöbel bewarf die Vorbeiziehenden mit Steinen. Auch suchten sie die christlichen Fuhrleute, die die Juden beförderten, zu veranlassen, dieselben mitten auf den Wegen auszuladen und sie ihrem Schicksal zu überlassen oder sie gar in die Weichsel zu werfen.

10. II. 15. Die Austreibungen der Juden nehmen einen immer größeren Umfang an. Ich frage mich immer, welches die Motive sein können, die das russische Militär zu diesen ebenso sinnlosen wie grausamen Maßnahmen veranlassen mögen. Ich glaube, daß neben ihrem Wunsch, die jüdische Bevölkerung Polens auszurotten, vor allem ein gewisses Bewußtsein ihrer jahrhundertelangen Schuld gegenüber den Juden mitwirkt. Sie empfinden instinktiv, daß die Juden, die sie seit Jahrhunderten in der schlimmsten Weise vergewaltigen, tyrannisieren und verfolgen, unmöglich Rußland wahrhaft lieben können, vielmehr hassen und verabscheuen müssen. Aber sind wir schuld, daß sie uns so brutal behandeln und es unmöglich machen, unser Vaterland wahrhaft zu lieben?

24. II. 15. Ein Bekannter, ein hiesiger angesehener Kaufmann, erzählte mir heute einen furchtbaren Fall. Ein Verwandter von ihm hat eine große Besitzung bei Mlawa. Vor einigen Tagen kam eine größere Zahl von Kosaken und plünderte die Besitzung und zwang ihn und seine Arbeiter, ihm bei der Wegschaffung der geplünderten Gegenstände behilflich zu sein. Darauf befahlen sie ihm und der ganzen Familie, die Besitzung zu verlassen und nach Plonsk zu gehen.

Digitized by Google

Unterwegs traf er seine alte Schwiegermutter. Auch in Plonsk durften sie nicht verbleiben, sondern mußten auf Befehl der Polizei sofort weitergehen. Mit vielen anderen Flüchtlingen verließ er die Stadt, und wenige Stunden darauf starb seine Frau mitten auf dem Wege. Seine beiden Kinder verlor er bei der allgemeinen Flucht vor den Kosaken und weiß bis heute nicht, was aus ihnen geworden ist. So steht der Mann, der noch vor wenigen Tagen glücklich und vermögend war, bettelarm, ohne Frau und Kinder, da, und dieses furchtbare Schicksal ist nicht das Ergebnis kriegerischer Operationen, sondern ihm von den Soldaten seines Landes zugefügt.

2. III. 15. Bekannte, die aus dem Städtchen Jedowka hierher gekommen sind, erzählen mir folgendes: Während die Deutschen das Städtchen besetzt hielten, errichteten sie an verschiedenen Stellen Telegraphenanlagen, und darunter auch eine auf dem Dache eines der angesehensten Juden des Städtchens. Als die Deutschen nach einigen Tagen das Städtchen räumen mußten, und die Russen wiederkamen, verhafteten sie sofort den Juden, über dessen Haus Telegraphenanlagen errichtet waren und hängten ihn ohne Prozeß unter der Anklage des Verrats. In Kielce, wo einer der Bekannten war, wurden drei Juden unter gleicher grundloser Anklage gehängt. Der Gouverneur von Kielce berief den Rabbiner und die jüdischen Gemeindevorstände der Stadt zu sich und forderte sie auf, in den Synagogen die Juden zu ermahnen, keine Spionage zu treiben, sonst werde er die gesamte jüdische Bevölkerung ausrotten.

6. III. Ein Bekannter, der jetzt als russischer Soldat dient, erzählt mir: Vor sechs Monaten bereits wurde er einberufen und kam nach Warschau zusammen mit seiner Kompagnie. Er selbst stammt aus dem Städtchen Mir bei Baranowitschi. Von Warschau kamen sie bald darauf wieder nach Baranowitschi. Von dort wurde die Kompagnie nach Minsk geschickt und von Minsk nach einigen Wochen wieder nach Warschau. Von Warschau kamen sie nach einiger Zeit wieder nach Baranowitschi und von dort nach Poniewiesch. Und seit einiger Zeit befindet er sich nun wieder in Baranowitschi. Alle diese Verschiebungen erfolgten ohne jeden Grund und während der ganzen sechs Monate ist noch kein einziger Mann der Kompagnie in Ausbildung genommen worden.

27. III. In „Rjetsch" lese ich eine Schilderung der jüdischen Flüchtlinge in Warschau unter dem Namen „Die Qualen der Hölle Dantes". Der Verfasser beschließt seine Skizze mit folgenden Worten: „Man muß nur das eine sagen, daß angesichts der Qualen all dieser Menschen alle Unterschiede und Gegensätze verstummen müssen. Es muß eine neue große Liebe kommen, die all die Leiden und Wunden dieser Menschen, die ihnen diese Zeit geschlagen hat, heilen könnte."

Ja, die große Liebe! Mit knirschenden Zähnen und bebender Seele lesen wir das Wort. Wer wird uns diese große Liebe geben? Ach, wie sehnen wir uns nach solcher Liebe. Wie sehnen wir uns nach Liebe und Mitleid, wie sehr möchten wir lieben können, und nicht mehr hassen müssen. Unsere Feinde aber vergiften täglich unsere Seele durch ihre Brutalität und Rachsucht und ver-

Digitized by Google

wurzeln den Haß immer tiefer in unserer Seele. Wohin könnten wir vor diesem Haß entfliehen, der unsere Seele verzehrt, verdüstert und verhärtet?

31. III. Am zweiten Tag des Pessachfestes besuchte ich das Flüchtlings-Asyl im Saal des „Hasomir". Ich traf dort zwei Greisinnen, eine 102 Jahre alt aus Wischograd und die andere 90 Jahre alt aus Schirardow, beide aus „Spionagefurcht" aus ihrer Heimat vertrieben. Ich unterhielt mich mit der einen der beiden und sah, daß sie überhaupt nicht wußten, daß Krieg ist. Und eine solche Frau treibt man aus ihrer Heimat, weil sie den Deutschen eine Spionin sein könnte! Eine andere jüngere Frau sah ich noch, deren beide Kinder in den letzten Wochen gestorben waren, eines auf der Flucht aus ihrem Städtchen und das andere im Asyl. Ein Mädchen von 12 Jahren erzählte mir, daß es seine Eltern im Kriege verloren habe und nun mit seinen drei kleinen Schwesterchen schutzlos und verwaist dastände. Ich traf dort auch zwei verwundete jüdische Soldaten, die als dienstuntauglich entlassen wurden, und da ihre Heimatstadt Petrikau von den Deutschen besetzt ist, hier im Asyl Unterkunft gefunden haben. Sie erzählten mir von ihren Kriegserlebnissen. Der eine hatte bei Iwangorod gekämpft und erklärte, daß es unmöglich sei, gegen die Deutschen einen Sieg zu erringen. Wo die Russen zwei Kanonen hätten, habe der Gegner sechzig. „Eines Tages", erzählte er mir, „stürmten wir eine Vorstellung des Feindes, aus der man uns tagelang mit einem Granatregen überschüttet hatte. Wir dachten, daß sich dort eine große Zahl von Soldaten befinden müsse. Als wir sie aber gestürmt hatten, fanden wir nur drei deutsche Soldaten vor. Kaum aber hatten wir die Stellungen besetzt, da wurden wir von der dahintergelegenen deutschen Batterie beschossen und von unserer Kompagnie blieben nur siebzehn am Leben. Nach einigen Tagen las ich in unserem Generalsstabsbericht, daß wir bei Iwangorod eine feindliche Stellung erobert und 1000 Gefangene gemacht hätten." Der andere Soldat berichtete, daß er nach seiner Verwundung in ein Lazarett nach Smolensk gebracht wurde. Nachdem er wieder hergestellt und als dienstuntauglich entlassen worden war, wollte ihn ein Bekannter in seinem Geschäft anstellen. Er reichte darauf ein Gesuch an den Gouverneur von Smolensk ein, daß man ihm den Aufenthalt in dieser Stadt erlauben möge, da er in seine Heimatstadt, die von den Deutschen besetzt sei, nicht zurückkehren könne und völlig mittellos sei. Sein Gesuch wurde abgelehnt. „Gehen Sie nach Mohilew oder Berditschew", habe man ihm erwidert. „Jawohl", rief er empört, „mein Blut für das Vaterland zu vergießen, wurde mir gestattet, aber in ihm zu leben, wird mir verwehrt!" Einige Beamte, die dabei standen, wandten sich beschämt an ihn und einer von ihnen riet ihm, sich an den Gouverneur selbst zu wenden. Aber auch dieser lehnte seine Bitte ab. „Juden können wir hier nicht dulden", behauptete er. Und als der Soldat etwas entgegnen wollte, schrie er ihn an: „Verlaß das Zimmer und widersprich nicht", und jagte ihn von dannen. Die Angelegenheit wurde nachher in der Stadtverwaltung von Smolensk erörtert, und die Majorität der Stadtverordneten verurteilte in entschiedenster Weise das Verhalten des Gouverneurs. Darauf er-

Digitized by Google

hielt die Stadtverwaltung eine scharfe Rüge vom Ministerium des Innern in Petersburg, weil sie sich in militärische Angelegenheiten hineingemischt hätte.

11. IV. Ein jüdischer Soldat aus Schirardow, den ich kenne, kam mit seiner Kompagnie durch die Stadt, als gerade die jüdische Bevölkerung vertrieben wurde. Er mußte es mitansehen, wie man seine junge kranke Frau zwang, mit ihrem Säugling auf den Armen in der furchtbaren Kälte zu Fuß die Stadt zu verlassen. Kann der menschliche Geist höllischere Qualen erleiden?

Am Versöhnungsfeste trieben russische Soldaten im Städtchen Penschow etwa hundert Juden auf dem Marktplatz zusammen und wollten sie der Reihe nach erschießen. Die Unglücklichen standen schon in Reih und Glied da, und die russischen Soldaten hatten bereits ihre Gewehre geladen, als im letzten Augenblick ein hoher Offizier herantritt und sie rettete. Viele von den Frommen glauben, daß der russische Offizier der Prophet Elijahu gewesen sei, der sie auf so wunderbare Weise errettet habe. Im selben Städtchen drangen fünf Kosaken in das Haus eines wohlhabenden jüdischen Lederfabrikanten ein, der am Ende der Stadt wohnte, in der Absicht, es zu plündern. Als die Bewohner um Hilfe zu rufen begannen, fesselten drei Kosaken den Vater und seine beiden Söhne, führten sie in den nahen Wald und hängten sie, während die zwei zurückgebliebenen Kosaken die Frauen vergewaltigten. Darauf nahmen sie verschiedene Wertgegenstände mit und liefen von dannen.

21. V. Das Pfingstfest wurde in Trauer und Angst verlebt. Die täglich neu eintreffenden Nachrichten von den vielen Ausweisungen der Juden aus den Städten des Gouvernements Kurland, aus Kowno und anderen Orten, die Berichte von dem furchtbaren Pogrom, der in Kielce stattfand, die dauernden Verdächtigungen und Beschuldigungen der Juden seitens der militärischen Befehlshaber und die Denunziationen der polnischen Bevölkerung ließen naturgemäß keinerlei Festesfreude aufkommen. Die ständige Angst, in der wir leben, die Befürchtung, daß wir morgen schon alle Bettler und aus unserer Heimat vertrieben sein können, die ständige Bereitschaft auf das entsetzliche Schicksal, das schon so viele Tausende unserer Brüder getroffen hat, all dies versetzt uns in einen Zustand, in dem man sich nur unter Aufbietung aller Kräfte aufrecht erhält.

21. V. Ich sprach gestern mit dem bekannten Schriftsteller N., der mir in interessanter Weise seine Ansichten über die polnisch-jüdische Frage auseinandersetzte. Dmowski, der Führer der Nationaldemokraten und Leiter der antisemitischen Bewegung der Polen, sei ein Geheimagent der russischen Regierung, die viele Gründe habe, die nationaldemokratische Partei zu unterstützen und den Gegensatz zwischen den Polen und den Juden zu verschärfen. Diese Gründe seien hauptsächlich: 1. Während der Revolution im Jahre 1905 hatte sich eine starke Annäherung der polnischen Arbeitermassen an die Juden vollzogen. Ebenso, wie die russische Regierung sich in Rußland bemühte, die Partei der echtrussischen Leute zu schaffen, die die Revolution durch Pogrome und Blutmärchen im jüdischen Blute ersticken sollten, so suchte sie in analoger Weise auch

Digitized by Google

in Polen eine antisemitische Partei zu schaffen, um das Zusammenhalten von Juden und Polen in ihrer oppositionellen Stellung gegen die russische Regierung zu beseitigen; wie es ja überhaupt eines der Grundprinzipien der russischen Regierung sei, überall die Fremdvölker gegeneinander zu verfeinden und aufzuhetzen, um so ein leichteres Spiel in ihrer Unterdrückungspolitik zu haben. 2. Die Regierung, wissend, daß der Krieg mit Österreich früher oder später kommen müsse, hat in den letzten Jahren versucht, die Polen für sich zu gewinnen, damit sie nicht im Kampfe gegen Österreich zum Feinde übergingen. Da sie aber wirkliche Konzessionen an die Polen in bezug auf ihre nationalen Wünsche nicht machen wollte, beschloß sie, sie damit zu ködern, daß sie ihnen die Juden auslieferte. Aus diesem Grunde habe die Regierung mit Absicht die Wahlordnung für die Duma so gestaltet, daß die Juden in Warschau den Ausschlag geben konnten — in der Voraussicht, daß diese den antisemitischen Kandidaten der nationaldemokratischen Partei nicht wählen würden, und so der Anlaß zum offenen Kampfe der Polen gegen die Juden gefunden sei. Und in der Tat haben Dmowski und seine Anhänger die Wahl des sozialdemokratischen Abgeordneten in Warschau benutzt, um im Anschluß daran den rücksichtslosen Kampf und Boykott gegen die Juden zu eröffnen. So sei es der Regierung gelungen, sowohl die Polen wie die Juden für ihre Zwecke zu benutzen und den Kampf zwischen beiden zu entfesseln, der für beide Parteien ein Unglück und nur ihr selbst von Nutzen gewesen sei. In der Folge suchte sie dann, diesen Kampf immer mehr zu verschärfen; so sei es ein offenkundiges Geheimnis, daß die schlimmsten antisemitischen Hetzblätter von ihr unterstützt werden. Der Krieg brachte eine Fortsetzung dieser Politik. Die Regierung tat alles, um den Haß der polnischen Massen gegen die Juden zu erregen und wachzuhalten. Die Denunziationen und Gewalttaten der Polen gegen die Juden wurden von ihr begünstigt, wobei sie noch besondere Ziele verfolge. Zunächst verhinderte sie dadurch die Polen, für Österreich Stellung zu nehmen. Ferner glaubte sie durch den Kampf zwischen Juden und Polen eine Art von gegenseitiger Kontrolle zu schaffen, indem jede Partei die andere denunzieren sollte. Daß aber die Polen durch das Mitmachen dieser niederträchtigen russischen Politik ihren Ruf in der gesamten Kulturwelt befleckten und ihr Verhalten gegen die Juden den Protest der gesitteten Menschheit hervorrief, war gleichfalls eine der Absichten und Wünsche der russischen Regierung, um so aller Welt zu zeigen, daß die Polen noch in Wahrheit politisch unreif und unfähig zur Selbstverwaltung wären. (Wir haben bis jetzt nichts davon bemerkt, daß die „gesamte Kulturwelt" sich über die Russen und Polen entrüste; ihre Entrüstungsfähigkeit wird vollkommen durch die Deutschen in Anspruch genommen. D. R.) Wie man sieht, sind die Polen in diesem ganzen Spiele auch nur Betrogene, und der Jammer ergreift einen, wenn man sieht, wie dieses Volk sich durch die hinterlistige und brutale Politik der russischen Machthaber so verführen und sich zu den schlimmsten Ausschreitungen und Gewalttaten hinreißen ließ. Welches Wort aber wäre stark genug, um den Fluch über eine Regierung auszusprechen, die zu solcher Politik fähig ist?

Digitized by Google

J. L. Perez: Ein Zwiegespräch.

An einem Frühlingstage, einem richtigen, warmen Pessachtage, gehen Reb Schachno, ein langer, magerer Jude, der letzte Überrest der alten Kozker Chassidim-Gemeinde, und Reb Sorach, ein ebenso magerer, doch klein gewachsener Jude, der letzte lebende Vertreter der alten Belzer[1]) Gemeinde, vor der Stadt spazieren. In ihren jüngeren Jahren waren sie Feinde auf Tod und Leben, denn Reb Schachno war der Anführer der Kozker gegen die Belzer, und Reb Sorach der Anführer der Belzer gegen die Kozker. Doch jetzt, wo sie beide alt geworden sind, und die Kozker nicht mehr das sind, was sie früher waren, ebenso wie auch die Belzer ihr früheres Feuer verloren haben, sind sie aus den Parteien ausgetreten und haben die Führerschaft jüngeren Leuten überlassen, die in Glaubenssachen schwächer, sonst aber rüstiger sind als sie.

An einem Wintertage im Bethause an der Ofenbank haben sie Frieden geschlossen, und nun gehen sie am dritten Pessachfeiertage spazieren. Am weiten blauen Himmel strahlt die Sonne, aus der Erde sprießen überall Halme, und man kann beinahe sehen, wie bei jedem Grashälmchen ein Engel steht und ihn zur Eile antreibt. Vögel schießen durch die Luft auf der Suche nach den vorjährigen Nestern. Und Reb Schachno sagt zu Reb Sorach:

„Die Kozker Chassidim, die richtigen Kozker von altem Schrot und Korn — von den heutigen Kozkern spreche ich nicht! — hielten nicht viel von der Haggodo[2])..."

„Doch um so mehr von den Mazzeknödeln!" lächelt Reb Sorach.

„Lach nicht über die Knödel!" antwortet Reb Schachno sehr ernst. „Lache nicht! Du kennst doch die geheime Bedeutung des Bibelwortes: ‚Du sollst den Knecht nicht seinem Herrn überantworten'?"

„Mir genügt es," antwortet Reb Sorach stolz und überlegen, „daß ich die Verzückung des Gebets kenne."

Reb Schachno tut so, als ob er es nicht gehört hätte, und fährt fort: „Der offenbare Sinn der Worte ist doch klar: wenn ein Knecht, ein Diener, ein Leibeigener seinem Herrn entläuft, darf man ihn nach dem Gebote der Thora nicht einfangen: man darf ihn nicht binden und seinem Herrn zurückbringen. Denn wenn ein Mensch entlaufen ist, so konnte er es wohl nicht länger aushalten... Es handelt sich also einfach um die Rettung einer Menschenseele! Und der verborgene Sinn dieser selben Worte ist ebenso einfach. Der Menschenleib ist ein Knecht, der Knecht der Seele! Der Leib ist ein Lüstling: sieht er ein Stück Schweinefleisch, oder eine fremde Frau, oder irgendeinen Götzendienst, oder ich weiß nicht was, — so will er aus der Haut fahren. Doch die Seele wehrt es ihm und spricht: ‚Du sollst nicht sündigen!' und er muß sich fügen. Ebenso umgekehrt: will die Seele irgendein göttliches Gebot erfüllen, so muß es der Leib für sie tun, und wenn er noch so müde und zerschlagen ist: die Hände müssen arbeiten, die Füße laufen, der Mund

[1]) Kozk = Städtchen in Russisch-Polen; Belz = Städtchen in Galizien. An beiden Orten gab es berühmte Chassidim-Gemeinden, die sich heftig befehdeten. — [2]) Haggodo = Geschichte des Auszuges der Juden aus Ägypten, die an den beiden ersten Passahabenden bei der Tafel verlesen wird.

Digitized by Google

sprechen ... Warum? Weil es ihm sein Herr, das heißt die Seele befohlen hat. Und dennoch heißt es: ‚Du sollst den Knecht nicht seinem Herrn überantworten.' Man darf also den Leib nicht ganz an die Seele ausliefern: die flammende Seele würde ihn sonst zu Asche verbrennen, und hätte der Schöpfer Seelen ohne Leiber haben wollen, so hätte er überhaupt keine Welt erschaffen! Darum hat auch der Leib seine Rechte; es steht geschrieben: ‚Wer zu viel fastet, ist Sünder', denn der Leib muß essen! Wer fahren will, muß seinen Gaul füttern. Kommt irgendein Feiertag, so freue dich auch du, Leib! Nimm einen Schluck Branntwein! Die Seele hat ihre Freude, und auch der Leib hat seine Freude: die Seele erfreut sich am Segensspruch, den man dabei sprechen muß, und der Leib am Branntwein selbst! Heut ist Pessach, das Fest der Erinnerung an unsere Befreiung aus Ägypten, — komm her, Leib, da hast du einen Mazzeknödel! Und der Leib fühlt sich dadurch gehoben, denn er wird teilhaftig der wahren Freude, die in der Erfüllung eines göttlichen Gebots liegt ... Lache nicht über die Knödel, mein Lieber, lache nicht!"

Reb Sorach muß gestehn, daß die Auslegung tief ist und sich hören lassen kann. Er ißt aber aus Prinzip keinerlei aus Mazzes hergestellte Speisen!

„In diesem Falle hast du deine Freude an der trockenen Mazze selbst ..."

„Wer hat genug Mazzes, um sich satt zu essen? Und wer hat noch Zähne, um sie zu beißen?"

„Wie erfüllst du dann das Gebot: ‚An deinen Festen sollst du dich freuen' in Bezug auf den Leib?"

„Weiß ich? Manchmal hat der Leib Freude an einem Schluck Rosinenwein ... Ich persönlich habe meine größte Freude an der Haggodo selbst. Ich sitze da, lese die Haggodo, zähle die ägyptischen Plagen auf, verdoppele sie und lese sie immer von neuem ..."

„Du roher Kerl!"

„Roher Kerl? Nach so vielen Verfolgungen, die das Volk Israel erlitten, nach so vielen Jahren der Verbannung der göttlichen Majestät aus ihrem Tempel? Ich meine, man hätte einführen sollen, daß die zehn Plagen siebenmal aufgezählt werden ... Daß das Gebet ‚Ergieße deinen Zorn, Herr, auf die Völker, die dich nicht anbeten!' siebenmal gesprochen wird! Doch vor allen Dingen die ägyptischen Plagen — die machen mir die größte Freude! Ich würde sie am liebsten bei offenen Türen und Fenstern aufzählen: sollen sie es nur hören? Was habe ich zu fürchten? Die heilige Sprache verstehen sie ja so wie so nicht!"

Reb Schachno wird für eine Weile nachdenklich und dann beginnt er wie folgt:

„Ich will dir eine Geschichte erzählen, die bei uns passiert ist. Ich will nicht übertreiben — etwa zehn Häuser vom Hause des gottseligen Rabbi entfernt wohnte ein Metzger. Ich will nicht mit dem Munde sündigen, denn der Mann ist schon längst auf jener Welt, — aber der Metzger war ein roher Mensch, nun eben ein echter Metzger. Einen Nacken hatte er wie ein Stier, Augenbrauen wie Borsten, und Hände wie Klötze. Und erst seine Stimme! Wenn er sprach, klang es, wie ein ferner Donner oder wie wenn Soldaten schießen! Ich glaube sogar, er stammte aus Belz ..."

„Na, na!" brummt Reb Sorach.

Digitized by Google

„So wahr ich lebe!“ erwidert Reb Schachno kaltblütig. „Beten pflegte er mit ner besonders wilden Stimme, mit allerlei Nebengeräuschen. Bei manchen Ge=ten klang es, wie wenn man Wasser ins Feuer schüttet . . .“

„Das kannst du dir schenken!“

„Nun stelle dir vor, was für einen Lärm es gibt, wenn sich so ein Kerl an n Pessachtisch setzt und die Haggodo liest! In der Wohnung des Rabbi hört an jedes Wort! Nun, ein Metzger ist eben ein Metzger. Alle Tischgenossen beim abbi lachen. Und selbst der Rabbi, seligen Angedenkens, bewegt leise die Lippen, nd man sieht, daß er lächelt. Doch später, als der Bursche anfing, die Plagen ufzuzählen, als sie ihm aus dem Maule herausflogen wie Flintenkugeln, als er ei jeder Plage mit der Faust auf den Tisch hämmerte, so daß die Weinbecher irrten, wurde der Rabbi, sein Andenken sei gesegnet, sehr traurig . . .“

„Traurig? Am Feiertage, am heiligen Pessachfeste — traurig? Was redest du da?“

„Man fragte ihn auch nach der Ursache.“

„Und was gab er für eine Antwort?“

„Auch der Schöpfer der Welt,“ sagte er, „ist beim Auszuge Israels aus Ägyp=n traurig gewesen.“

„Wo hat er das her?“

„Es steht in einem Midrasch! Als die Kinder Israels durch das Meer ge=gen waren, und das Meer zurückfloß und Pharao mit seinem ganzen Heere be=eckte und ertränkte, fingen die Engel zu singen an; die Seraphim flogen und ie Räder, auf denen Gottes Thron ruht, rollten durch alle sieben Himmel, jauch=end ob der guten Botschaft. Und die Gestirne und Sternenbilder fingen zu tanzen n! Du kannst dir denken, was für eine Freude es war, als es hieß: Pharao nd die Ägypter sind ertrunken! Doch der Schöpfer der Welt gebot allen Ruhe nd sprach von seinem Throne herab: ‚Meine Kinder ertrinken im Meere, und hr singt und tanzt?‘ Denn Pharao und sein ganzes Heer und selbst ‚alle bösen Mächte sind Gottes Geschöpfe . . . ‚Und der Herr erbarmte sich seiner Schöpfung‘ – so steht es geschrieben!“

„Von mir aus . . .“, seufzt Reb Sorach. Nach einer Weile frägt er:

„Und wenn das schon in einem Midrasch steht, was hat da dein Rabbi Neues ntdeckt?“

Reb Schachno bleibt stehen und sagt sehr ernst:

„Erstens, du Belzer Narr, ist niemand verpflichtet, neue Auslegungen zu geben: n der Thora gibt es nichts Neues und nichts Altes, das Neue ist alt, und das lte neu. Zweitens wird damit erklärt, warum es Sitte ist, die ganze Haggodo nd auch die Plagen mit einer traurigen Melodie zu rezitieren. Und drittens ver=tehen wir jetzt den Vers: ‚Israel soll sich nicht erfreuen nach der Art der andern Völker.‘ Deine Freude soll nicht roh sein! Du bist doch kein Bauer! Rache ist ein jüdisch Ding!“

Deutsch von Alexander Eliasberg.

Digitized by Google

Jüdische Organisationen in Deutschland.

Von Geh. Justizrat Dr. Eugen Fuchs in Berlin, 2. Vorsitzenden des Zentralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens und Mitglied des Geschäftsführenden Ausschusses des Verbandes der deutschen Juden.

Niemand hat an der Regelung der ostjüdischen Frage ein stärkeres Interesse als die deutsche Judenheit: und niemand ist daher berufener und befähigter, an der Regelung dieser Frage, soweit sie von Deutschland abhängt, mitzuwirken als sie. Die deutsche Judenheit aber bildet wohl innerlich, nicht aber auch in ihrem äußeren politischen Auftreten und Wirken eine Einheit. In ihrem Namen können darum nur die großen jüdischen Organisationen handeln, und es ist somit für all jene, die der Ostjudenfrage Interesse entgegenbringen, wichtig, einen Überblick über die wichtigsten und bedeutenden jüdischen Organisationen Deutschlands zu haben.

I. Einzelverbände.

Den Juden Deutschlands, ja sogar Preußens und der meisten anderen Bundesstaaten fehlt eine gesetzliche Gesamtorganisation und Gesamtvertretung. Während die Evangelischen in Preußen ihre Landeskirchen und im Könige als summus episcopus eine gemeinsame Spitze haben, die Katholiken sogar eine zwischenstaatliche Einheit bilden, ist in den meisten deutschen Bundesstaaten die Judenschaft in selbständige zusammenhangslose Gemeinden zersplittert. In den neuen Provinzen Preußens und in einzelnen Bundesstaaten finden sich Ansätze zu einer Zusammenfassung in Ansehung des Kirchenregiments und der Privatrechtspersönlichkeit (Kurhessen); einer Konsistorial-Synodalverfassung erfreuen sich die Juden Badens und Oldenburgs. Die Wahrung der jüdischen Gesamtinteressen ist mangels einer Gesamtvertretung im wesentlichen den Gemeinden und Vereinen überlassen. Jüdische Gemeinden gibt es in Deutschland etwa 2400, in Preußen etwa 1500.

1. Die Gemeinden haben sich 1869 im Deutsch-Israelitischen Gemeindebund (DJGB) vereinigt. Ihm gehören außer verschiedenen staatlichen Behörden für jüdische Angelegenheiten über 1100 Gemeinden, darunter alle großen und mittleren an, ihm sind ferner die in Bayern, Sachsen, Lippe und in den preußischen Provinzen bestehenden Gemeindeverbände angeschlossen. Der DJGB, der in Berlin domiziliert, bezweckt die Förderung der Verwaltungs-, Erziehungs- und Wohlfahrtsangelegenheiten der jüdischen Gemeinden Deutschlands. Neben einer Anzahl von Abteilungen und Stiftungen für soziale Zwecke (Arbeiterkolonie, Gesamtarchiv), besonders für Erziehung der Jugend in Technik und Handwerk unterstehen ihm: die israelitischen Fürsorgeerziehungsanstalten für Knaben in Repzin und die für Mädchen in Köpenick.

In seinem Bureau liegt auch die Verwaltung der das ganze Reich umfassenden „Deutschen Zentralstelle für jüdische Wanderarmenfürsorge". Die Behandlung kultureller und ritueller Fragen, ebenso wie die Erörterung politischer Gegenstände sind ausgeschlossen.

Digitized by Google

2. Die größte Privatvereinigung ist der Zentralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, gegründet 1893.

Der Verein hat seinen Sitz in Berlin. Er hat über 40000 Einzelmitglieder und umfaßt bei Mitzählung der Juden, die durch die ihm angehörigen Organisationen vertreten sind, zirka 200000. Der Zentralverein bezweckt, die deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens ohne Unterschied der religiösen und politischen Richtung zu sammeln, um sie in der tatkräftigen Wahrung ihrer staatsbürgerlichen und gesellschaftlichen Gleichstellung, sowie in der unbeirrten Pflege deutscher Gesinnung zu bestärken. Sein Programm ist: alle Juden, ohne Unterschied ihrer politischen Parteirichtung zu umfassen, die auf dem Boden der deutschen Nationalität stehen. Die politische Anschauung ist Sache des einzelnen. Es gibt zahllose Fragen, in denen das Interesse der Juden nicht von einer politischen Partei aus verfochten werden kann: Religionsunterricht, Religionsvergehen usw. Wie die politische Gesinnung, ist auch die Religion Sache des einzelnen. Der Verein umfaßt alle religiösen Richtungen: Orthodoxe, Liberale, Reformjuden; Rechtsschutz und Aufklärung sind Mittel, Zweck und Ziel des Vereins; der Rechtsschutz als repressives, die Aufklärung als präventives Mittel.

3. Vereinigungen nach religiösen Gesichtspunkten.

a) Die Freie Vereinigung für die Interessen des orthodoxen Judentums (E. V.) in Frankfurt a. M. will die Erfüllung der Aufgabe fördern, die das gesetzestreue Judentum seinen Bekennern in Erkenntnis und Erfüllung stellt. Ihre Einzelaufgaben entsprechen im wesentlichen dem Aufgabenkreis des Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes, nur daß sie ihre Tätigkeit auch der Abwehr von Angriffen auf das überlieferte Judentum im öffentlichen Leben zuwendet. Innere Angelegenheiten der Gemeinden und politische Angelegenheiten sind der Vereinseinwirkung entzogen. Die Mitgliederzahl der Vereinigung ist nicht bekannt, wohl aber auf unter 10000 vertretene Einzelpersonen zu schätzen.

Der Erfüllung der jüdischen Gesamtheitsaufgaben im Geiste der Thora dient auch eine internationale Vereinigung, die Agudas Jisroel; sie erstrebt insbesondere die Förderung des Thorastudiums und die Besserung wirtschaftlicher Lebensbedingungen für die jüdischen Massen in den Ländern der Not und in Palästina.

b) Zur Vertretung der Interessen des religiös liberalen Judentums und zur Stärkung des religiösen Liberalismus ist eine Deutschland umfassende Vereinigung gegründet, die Vereinigung für das liberale Judentum in Deutschland.

c) Einen vermittelnden religiösen Standpunkt nimmt die Freie jüdische Vereinigung zu Berlin ein. Sie will extremen Ausschreitungen nach rechts und links entgegentreten und erstrebt eine Erstarkung des jüdisch-religiösen Lebens auf dem Boden der geschichtlichen Entwicklung und im Geiste der Zeit.

4. Der Hilfsverein der deutschen Juden (E. V.) mit dem Sitz zu Berlin hat ungefähr 25000 Mitglieder. Er will die sittliche, geistige und wirtschaftliche Entwicklung der Glaubensgenossen fördern und seine Tätigkeit insbesondere den Glaubensgenossen im östlichen Europa und in Asien zuwenden. Auswanderungsfürsorge und Schulwerk im Orient sind sein hauptsächliches Tätigkeitsgebiet.

5. Die Zionistische Vereinigung für Deutschland (ZVfD) ist der deutsche Landesverband der zionistischen Organisation. „Der Zionismus erstrebt

Digitized by Google

für das jüdische Volk die Schaffung einer öffentlich-rechtlich gesicherten Heimstätte in Palästina." Die zionistische Organisation umfaßt alle Juden, die das zionistische Programm anerkennen und Schekel (Mark 1.—) entrichten. Der Verein zählt ungefähr 10000 Mitglieder.

6. Die Freie Organisation der Alliance Israélite Universelle. Sie ist eine satzungslose Vereinigung, die von den deutschen Lokalkomitees und den deutschen Zentral-Komitee-Mitgliedern der Alliance Israélite Universelle gebildet wird und die Interessen der deutschen Alliance-Mitglieder innerhalb der vornehmlich Erziehungs- und Wohlfahrtszwecken im Orient dienenden Internationalen Alliance Israélite Universelle vertritt. Vor kurzer Zeit hat sie jedoch ihre Beziehungen zur Pariser Leitung der Alliance Israélite gelöst, da deren Sekretär sich zur Versendung eines antideutschen Aufrufs an die Juden der neutralen Länder hergegeben hat.

7. Mit Sonderaufgaben bestehen die Großloge für Deutschland (VIII U.O.B.B.), welche die Aufsicht über die deutschen Logen des unabhängigen Ordens Bnei Bris führt, die reinsten Grundsätze allgemeiner Menschenliebe und die damit im Einklang stehenden Ideale des Judentums pflegen will; der Verband für jüdische Wohlfahrtspflege zu Berlin im Anschluß an die bei der Jüdischen Gemeinde bestehende Zentralstelle für die Wohltätigkeitsanstalten in der Jüdischen Gemeinde; Rabbiner-, Lehrer-, Kantoren-, Frauen-, Jugend-, Literatur- und Geschichtsvereine, die insgesamt zu Verbänden zusammengeschlossen sind und zahllose andere Sondervereine.

II. Verband der Deutschen Juden.

Daß bis in den Anfang des Jahrhunderts hinein nur eine Reihe von jüdischen Organisationen, nicht eine jüdische Zentralorganisation bestanden hat, hat sich empfindlich fühlbar gemacht.

Der Zentral-Verein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens hatte in Gemäßheit seiner Statuten den Fragen der Einwanderung, der Auswanderung, der Naturalisation keine oder doch nur geringe Fürsorge widmen können, und doch waren es brennende Fragen, an deren Lösung die deutsche Judenheit und das deutsche Vaterland ein dringendes Interesse hatten.

Nach langen Vorbereitungen (vergl. den Leitartikel im „Hamburger Israelitischen Familienblatt" vom 20. 7. 11) ist dann die Zusammenfassung und die Gesamtvertretung, die der deutschen Judenschaft in gesetzlicher Form fehlt, im Jahre 1905 auf autonomer Grundlage geschaffen worden. In dem Verband der Deutschen Juden ist die Zentralorganisation geschaffen, die die verschiedenen jüdischen Organisationen zu gemeinsamer Tätigkeit vereinigt. Er hat im Gesamtinteresse der deutschen Judenheit alle die Aufgaben zu erfüllen, welche von der Sonderorganisation nicht erfüllt werden: er hat dafür zu sorgen, daß zwischen den Sonderorganisationen die notwendige Fühlung hergestellt wird und das große Ganze nicht leide. Er bezweckt die Vertretung aller den deutschen Juden gemeinsamen Interessen. Die Erörterung von Fragen der Religion und des Kultus, sowie der inneren Verwaltung der Gemeinden ist nur insoweit statthaft, als es sich um die Abwehr von Angriffen handelt. Organ des Verbandes sind die Hauptversammlung und der Ausschuß. Die Hauptversammlung setzt sich zusammen aus den Delegierten der Gemeinden und Verbände und aus Einzel-

Digitized by Google

personen. Es wählen zur Hauptversammlung die jüdischen Gemeinden, soweit sie 1000 Seelen umfassen, für sich allein, die Gemeinden, die weniger als 1000 Seelen umfassen, sind mit Nachbargemeinden derart verbunden, daß die Zahl der zu vertretenden Seelen mindestens 1000 beträgt: auf je volle 1000 Seelen kommt ein Vertreter, jedoch höchstens 10. Für die Gemeinde Berlin und deren Vororte werden 20 Vertreter berufen. Hierzu kommen noch viele Vertreter der bedeutendsten jüdischen Organisationen und Institutionen Deutschlands. Daneben beruft der Ausschuß zur Teilnahme an den Hauptversammlungen mit Sitz und Stimme in denselben eine Anzahl Einzelpersonen unter möglichster Berücksichtigung der Wünsche der Verbände und sonstiger jüdischer Organisationen. So sind Vertreter der Großloge, der zionistischen Vereinigung, der Geschichts- und Literatur-Vereine, des Hilfsvereins, des Frauenbundes, der Jugendvereine in den Ausschuß und in die Hauptversammlung berufen. Besondere Vertreter im Ausschuß haben alle Gemeinden Deutschlands mit mehr als 10000 jüdischen Seelen, zur Zeit Berlin, Frankfurt a. M., Breslau, Köln, Hamburg, München.

Im Krieg ist unter dem Vorsitz von Dr. James Simon zu Berlin die Deutsche Vereinigung für die Interessen der osteuropäischen Juden begründet worden; sie will die Entscheidung über deren Schicksal in einer der Humanität und deren Interessen Deutschlands entsprechenden Weise durch Anträge und Aufklärung der staatlichen Instanzen vorbereiten helfen. Der jüngsten Zeit gehört auch die Begründung der Deutsch-Israelitisch-Osmanischen Union in Berlin an, welche im Anschluß an die Israelitisch-Osmanische Union in Konstantinopel die gemeinsamen Interessen der deutschen Juden und Osmanen in wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht fördern, in Deutschland Verständnis und Sympathie für die Osmanen verbreiten und Ansiedlungen von Juden in der Türkei fördern will.

Zu Beginn des Krieges ist das „Komitee für den Osten" begründet worden in der Absicht, sich durch seine Kenntnisse und Beziehungen unter den Juden des Ostens und der neutralen Länder den Interessen der Zentralmächte dienlich zu erweisen. Es besteht aus leitenden Mitgliedern großer jüdischer Organisationen Deutschlands und hervorragenden jüdischen Einzelpersönlichkeiten. Sitz ist Berlin; in mehreren deutschen Städten sind Zweigkomitees. Vorsitzender des Komitees ist Dr. Franz Oppenheimer, Berlin. Das Komitee erwartet von einem Siege der Zentralmächte Erleichterung der Lage der Ostjuden und Stärkung des deutschen Gedankens im Osten; es will die Interessen der Juden im Rahmen der Interessen des deutschen Vaterlandes wahrnehmen. Die Komiteemitglieder gehören allen politischen und religiösen Richtungen der deutschen Juden an.

Digitized by Google

Zur Statistik der Juden in Polen[1]).

Es wohnten in Kongreß-Polen:

Im Jahre	1845	550 197	Juden	= 11,46	Proz.	der	Gesamtbevölkerung
„ „	1850	563 970	„	= 11,62	„	„	„ „
„ „	1855	572 052	„	= 11,94	„	„	„ „
„ „	1860	599 875	„	= 12,59	„	„	„ „
„ „	1865	759 768	„	= 14,28	„	„	„ „
„ „	1870	815 433	„	= 13,53	„	„	„ „
„ „	1897	1 321 100	„	= 14,05	„	„	„ „
„ „	1905	1 638 889	„	= 14,48	„	„	„ „
„ „	1906	1 635 110	„	= 14,37	„	„	„ „
„ „	1907	1 655 546	„	= 14,39	„	„	„ „
„ „	1908	1 716 064	„	= 14,59	„	„	„ „
„ „	1913	1 957 000	„	= 15	„	„	„ „

Es wohnten im Jahre 1913:

Gouvernement				Gouvernement			
Warschau	539 000	Juden	= 20,2 Proz.	Lublin	232 000	Juden	= 14,6 Proz.
Kalisch	120 000	„	= 9,1 „	Sedlez	171 000	„	= 16,7 „
Piotrokow	367 000	„	= 16,2 „	Lomscha	107 000	„	= 16,5 „
Radom	161 000	„	= 14 „	Plozk	72 000	„	= 10,2 „
Kelze	114 000	„	= 11 „	Suwalki	74 000	„	= 11,3 „

Kongreß-Polen: 1 957 000 Juden = 15,0 Proz.

Am stärksten sind die Juden im Gouvernement Warschau vertreten; aber auch in vielen Kreisen des Landes (21) übertrifft die Dichtigkeit der jüdischen Bevölkerung zum Teil bei weitem ihren durchschnittlichen Anteil an der Gesamtbevölkerung.

Es wohnten in Polen:

	im Jahre 1897 (in Tausenden)		im Jahre 1913 (in Tausenden)	
Polen:	7 032 = 74,8 Proz.		9 919 = 76	Proz.
Russen:	608 = 6,5 „		484 = 3,7	„
Deutsche:	420 = 4,5 „		697 = 5,3	„
Juden:	1 321 = 14,1 „		1 957 = 15	„

Die Juden bilden somit die zweitgrößte Bevölkerungsgruppe.

Es wohnten in den Dörfern:	176 199 Juden = 2,7 Proz.	aller Juden
Es wohnten in den Ortschaften:	331 526 Juden = 45,3 Proz.	aller Juden
Es wohnten in den Städten bis zu 10 000 Einwohnern	260 259 Juden = 50 Proz.	aller Juden
Es wohnten in den Städten von 10—50 000 Einwohnern	211 037 Juden = 35,8 Proz.	aller Juden
Es wohnten in den Städten von 50—100 000 Einwohnern	24 280 Juden = 48,2 Proz.	aller Juden
Es wohnten in den Städten von über 100 000 Einwohnern	317 799 Juden = 31,9 Proz.	aller Juden
Sämtliche Städte	813 375 Juden = 37,7 Proz.	aller Juden

[1]) Da die Wirtschaftsstatistik in dem Aufsatz von Dr. J. Hirsch behandelt wurde, sollen hier nur die allgemeinen Angaben über die Zahl, Verbreitung und Zusammensetzung der Juden in Polen kurz angeführt werden. Näheres darüber siehe: Wlad. W. Kaplun-Kogan „Die jüdische Sprach- und Kulturgemeinschaft in Polen", Eine statistische Studie „Zeitschrift für Demographie und Statistik der Juden" 1915, p. 65.

Digitized by Google

Viele Städte Polens weisen eine absolute jüdische Majorität auf; in nicht weniger als in 288 Städten bildet die jüdische Bevölkerung über 25 Proz., in 195 über 50 Proz. und in 39 Städten über 75 Proz. der Gesamtbevölkerung. In 9 Städten erreichte der Prozentsatz der jüdischen Bevölkerung sogar über 90 Proz.

Auf je 1000 männliche jüdische Personen trafen in Kongreß-Polen im Jahre 1897 1057 weibliche, (insgesamt 642 212 Männer und 678 880 Frauen). Der Geschlechtsaufbau der jüdischen Bevölkerung ist viel ungünstiger, als der der Gesamtbevölkerung. 41 Juden im arbeitsfähigen Alter (20—59 Jahre) stehen 45 Personen unter 100 Personen der Gesamtbevölkerung in demselben Alter gegenüber.

Die natürliche Zunahme betrug in Polen auf 1000 Einwohner

bei Polen	17,1 Proz.
bei Juden	13,1 Proz.
bei Russen	10,3 Proz.
bei Protestanten	19,8 Proz.

Die Mängel der Statistik über Polen sind vielleicht auf keinem Gebiet so empfindlich wie auf dem Gebiet der Kriminalitätsstatistik. Die wenigen Zahlen darüber sind widersprechend und unzuverlässig. Im Jahre 1910 betrug die Zahl der verurteilten Juden[1]) 2777 (darunter 2313 Männer und 464 Frauen). Auf 1000 Einwohner kamen

bei den Polen	1,3	Verurteilte
„ „ Juden	1,6	„
„ „ Russen	1,6	„
„ „ Deutschen	0,7	„

Ein Verzeichnis der Delikte fehlt. Es ist aber anzunehmen, daß bei den Juden politische Verbrechen und Vergehen gegen das Handels- und Gewerbegesetz am häufigsten, dagegen die Gewalttätigkeiten selten vorkommen.

Die russische Strafgesetzgebung, die gegen absichtliche Bankerotts und Umschreibung des Vermögens auf fremde Namen fast keinen Schutz bietet, begünstigt geradezu gewisse Handlungen, die mit der kaufmännischen Ethik und Gesetzgebung Westeuropas nicht zu vereinbaren sind.

[1]) „Statistisches Jahrbuch für das Königreich Polen" 1915.

Journalistischer Anstand.

In der Morgenausgabe der Hamburger Nachrichten vom 23. Oktober 1915 findet sich in einem Nekrolog auf den drei Tage vorher verstorbenen Josef Ruederer von Dr. Carl Anton Piper folgender Satz: „Nach dem Tode seines Vaters verwandte er auch einen Teil seines ererbten Vermögens, um sich einen direkten Einfluß auf die Presse zu verschaffen." Der Sinn dieses für den Verstorbenen und die deutsche Presse ehrenrührigen Satzes liegt für jedermann klar zutage. Trotzdem die Hinterbliebenen um eine Richtigstellung baten, war die Redaktion weder bereit eine solche zu bringen, noch auch nur sich bei Ruederers Witwe zu entschuldigen; sie wies vielmehr in längerem Briefwechsel unzweideutig auf das Verhältnis des Verstorbenen zu den Süddeutschen Monatsheften hin. Wir brauchen kaum hervorzuheben, daß es uns in gegenwärtiger Zeit nicht erwünscht ist, öffentlich gegen ein deutsches Blatt zu polemisieren; aber die Hamburger Nachrichten und Dr. Piper sollen nicht glauben, daß sie unter dem Schutze des Weltkrieges offenkundige Unwahrheiten verbreiten können.

Digitized by Google

Pfitzner.

Einsam stehen seine Werke, einsam steht er selbst im Operntreiben der Zeit, weil er von anderswo her kommt als von der Zeit und ihrer Oper. Er ist der einzige dramatische Tondichter unserer Tage, der musikalisch nicht von Wagner herkommt. Kunstrichter, deren Urteilsfähigkeit bis zum Erfassen des Handwerklichen reicht (selbst ihrer sind nicht viele), aber durch dies Erfassen zugleich begrenzt wird, haben im Armen Heinrich Anklänge an Tristan und Isolde gesucht und gefunden. In der Tat kommt in beiden Werken unter anderm vor, daß ein siecher Ritter auf einem Bett liegt. Womit die Ähnlichkeiten erschöpft sind. Die Welt des Armen Heinrich ist eine völlig andere als die Welt des Tristan. Es ist gleichgültig zu wissen, ob Wagner, als er aus dem Sagenhort unserer vergangenen Jahrhunderte ein Kleinod ums andere mit königlichem Griff hervorzwang, dabei einmal auch an den Armen Heinrich gedacht hat. Sicher ist, daß er gerade diesen Stoff nur unter der Bedingung bezwungen hätte, daß er ihn gänzlich umwandelte. Wer den festumschriebenen Kreis von Vorstellungen, Leidenschaften, Lösungen erwägt, in welchem sich Wagner bewegt, wenn er eine Handlung aufbaut, ist dem Meister dafür dankbar, daß er am Armen Heinrich vorbeiging.

Das Verhältnis des Tondichters zu seinem Werk ist ein inneres Erleben, das des Hörers zu ihm ein inneres Nacherleben, beide streng genommen jenseits des Mitteilbaren. Alles Reden über Kunst ist Stammeln über Unsagbares. Das musikalische Drama vollends steht und fällt mit dem inneren Erlebnis. Beethoven konnte nach dem Fidelio keine Oper mehr schreiben; dessen Grundstimmung: Sehnsucht des Einsamen nach der Lebensgefährtin, war zugleich das innere Erlebnis seines Schöpfers; für alles spätere Erleben fand er keinen Stoff mehr, der es dramatisch ausgedrückt, daher ihn musikalisch gereizt hätte. In Mozarts Cosi fan Tutte bleibt nur deswegen ein so peinlicher Rest, weil der Tondichter gegen die Seele schaffen mußte. Musik aber kann nur die Seele zeugen, nur die Seele empfangen. (Nur von Musik ist hier die Rede, nicht von der musiquette, einem scharmanten Luxusartikel, der in Deutschland selten hergestellt, noch seltener ohne Über- und Unterschätzung gewürdigt wird.)

Unser Musikdrama ist, um ein ironisches Wort Nietzsches ohne Ironie zu gebrauchen, „die Oper der Erlösung". In jedem kommt irgendwann der Augenblick, wo der Hörer mit dem Choral der Matthäuspassion auf die Frage „Wer ist's?" antworten muß: „Ich bin's. Ich sollte büßen". Der Arme Heinrich in uns selbst zieht uns in den Armen Heinrich Pfitzners. Irgendwie wissen wir uns blutsverwandt der schicksalsvollen Gestalt, die unter der Pforte unserer altdeutschen Epik stand, nachkommenden Zeitaltern verblaßte bis zum völligen Verschwinden, bis der Künstler kam, der ihr wieder Blut gab, sein Blut und seine Seele. Nur Gleich und Gleich versteht sich. Nur unser Teil Hilde in uns kann die Hilde des Armen Heinrich erfassen, das Teil Agnes nur die Agnes, und nur, wer mit Heinrich in der letzten Not auf Heilung um diesen Preis verzichtet, versteht ihn. In jedem andern Sinn ist dies Wort „verstehen", auf dramatische Tondichtung angewandt, sinnlos. Was einer ist, wozu er Anlage oder Drang in sich ahnt, das versteht jeder, wenn er sich erhöht und verklärt im Kunstwerk wiedererkennt. Nie habe ich von den Meistersingern einen tieferen Eindruck heimgetragen, als dank jenem unbekannten älteren Ehepaar, anscheinend aus recht bescheidenem Mittelstand, dem neben mir auf der fünften Galerie beim „Wachet auf" langsam Träne um Träne quoll: sie standen im Geist mit unten vor Hans Sachs und sangen ihm sein Lied mit vor, das neue Frühlingslied von der wonniglichen Nachtigall.

Digitized by Google

Die Rose vom Liebesgarten ist der bis auf weiteres letzte Ring jener Kette, die den Freischützen mit dem Holländer verbindet, Undine mit Hans Heiling: Mitleid dessen, was Licht ist, mit dem stummen Sehnsuchtsblick der Kreatur. Alles Symbol und alles Märchenwirklichkeit, wie Bilder Böcklins oder Hans Thomas. Eine Dichtung, aus der jeder sich genau so viel oder so wenig entnehmen darf, als er selbst an Empfänglichkeit mitbringt. Ein geheimnisvolles Widerspiegeln von Seele und Natur, eine orplidische Welt, die ihre Gesetze in sich selber trägt.

Mit manchen Werken der Kunst verhält es sich ähnlich wie mit dem Worte „sehr", das einen hohen Grad bezeichnet, dessen Wurzel jedoch „verwunden, wehe tun" bedeutet: sie weiten die Seele auf eine fast schmerzliche Weise aus. Sie nehmen keine Rücksicht auf den Hörer, weil sie ohne den Gedanken an einen Hörer entstanden sind. Man nehme jede einzelne der führenden Melodien des Armen Heinrich vor, und man wird entdecken, daß sie die nämliche strenge Eindringlichkeit haben, wie die der späten Sonaten, der späten Quartette, des Chors An die Freude. Wenn man schon um jeden Preis vergleichen will, darf man nur Beethoven heranziehen. Der Dramatiker Pfitzner hat dieselbe herbe Männlichkeit, dieselbe wortkarge Schlagkraft des Ausdrucks. (Seine Lieder und Kammermusikwerke sind eine Welt für sich.) Nichts ist bezeichnender, als daß in keinem seiner Bühnenwerke die Liebe der Geschlechter eine Rolle spielt. Palestrina hat überhaupt keine Frauenrolle. Der Arme Heinrich enthält nur Chöre von Mönchen, freilich, welche Chöre! Wer sich vorstellt, welch naheliegenden, auf dem Theater unfehlbar sicheren Wirkungen Pfitzner geflissentlich ausweicht, bekommt erst einen Begriff, wie unverrückbar seine Kunst rein auf das Innerliche gerichtet ist. Nichts verschmäht er so, wie den effektvollen Abschluß. Ließe sich, vom herkömmlichen Theaterstandpunkt aus, nicht jeder seiner Schlüsse, nicht vieles innerhalb der Akte, mit Leichtigkeit so wirkungsvoll ändern, daß das Publikum vor Begeisterung tobte? Man stelle sich nur die Schlußsteigerung des Armen Heinrich vor, die sich kein andrer hätte entgehen lassen: das ganze Volk von Salerno auf die Kunde vom Wunder hin den Klosterhof erfüllend, große Liebesszene zwischen Heinrich und Agnes, unendlicher Jubel! Statt dessen wird die Handlung still und stiller, weder Fanfarenpracht noch bräutlicher Glanz, nur feierliche Demut, alles ist innerlich geblieben und klingt aus wie ein Stück absoluter Musik. Das ist es, was Pfitzner unterscheidet: kein Takt seiner Bühnenwerke ist theatralisch effektvoll, aber jeder ist musikalisch notwendig. Seine Musik ist keine Theatermusik, deshalb ist seine Zuhörerschaft eine andre als das Theaterpublikum, sein Erfolg ein andrer als der Theatererfolg. Die Wirkung seiner Aktschlüsse ist eine fast religiöse Ergriffenheit, der es schwer wird sich zu äußern, wie man am Ende der Matthäuspassion oder der Hohen Messe zu lautem Applaus fast unfähig, sicher unwillig ist.

Der Ernst, mit dem seine Werke den Hörer entlassen, ist so ergreifend und groß, wie des Thoas „Lebt wohl", nach welchem man auch eine Zeitlang braucht, um sich wieder auf der Erde zurechtzufinden. Der Jubel des Vorspiels der Rose vom Liebesgarten, diese verschwenderisch strömenden Melodien, — rein melodisch wohl der reichste Akt seit Mozart — selbst dieser Jubel ist symphonisch und genau so wenig opernhaft, wie der kühne zweite Akt mit jenem Thema fallender Tropfen, das ihn von Anfang bis zum Ende beherrscht, aber aus einer Lautnachahmung mehr und mehr der musikalische Ausdruck eines lichtlosen, unterirdischen Reiches wird, ein symphonisches Thema mit einer Durchführung im größten Stil wie das Schicksalspochen der Fünften.

Einsam steht er im Musikleben der Zeit, einsam und fremd sein Werk in den Spielplänen der Bühnen, gerade so fremd und einsam, wie, wenn wir uns nichts vorlügen wollen, heute noch Beethovens Fidelio.

Josef Hofmiller.

Digitized by Google

Die Deutsche Gesellschaft 1914.

Sonntag, den 28. November, wurde in dem vornehmen Haus der ehemaligen Palaestinabank an der Wilhelmstraße, das zu diesem Zweck neu hergerichtet war, unter großem Zulauf die Deutsche Gesellschaft 1914 gegründet. In zwei Eröffnungsansprachen wurde alles mögliche Schöne in Aussicht gestellt, und die Hoffnung ausgesprochen, daß die Vereinigung „den Geist der Einheit und Vaterlandsliebe, der sich im August 1914 so herrlich dargetan, wach erhalten werde und den Acker, auf dem die Einheit erwachsen sei, weiter bestellen werde, daß er auch ohne Kriegspflug für das Vaterland segensreiche Frucht trage". Über 400 Mitglieder aus den verschiedensten Teilen des Deutschen Reiches waren erschienen, und bei Bier und kaltem Büfett, Zigarre und Zigaretten entwickelte sich bald in den zahlreichen Räumen des Vereinshauses ein lebhaftes Treiben. Viele der Erschienenen waren einander noch fremd, andere, Bekannte aus alten Zeiten, trafen sich seit langen Jahren wieder, und gute Bekannte fanden Gelegenheit zu eifriger Aussprache. Gesellschaftsräume, Schreibzimmer, eine Bibliothek, auch Ruheräume stehen zur Verfügung und die zentrale Lage des Hauses erscheint für die Zwecke der Gesellschaft ausgezeichnet, wenn man auch fragen mag, ob sie gut tat, in der eisernen Zeit sich von vornherein mit so viel Fracht zu belasten.

Als Zweck der Gesellschaft bezeichnet der § 1 der Satzungen „reichsdeutschen Männern aus allen Berufen und Ständen ohne Unterschied der Partei die Möglichkeit eines vorurteilsfreien, zwanglosen geselligen Verkehrs zu geben, und so den Geist der Einigkeit von 1914 in die Jahre des Friedens hinüberzutragen". Dieser Zweck soll erreicht werden, durch Bereitstellung des Hauses, „in dem Vorträge stattfinden und ähnliche Veranstaltungen getroffen werden sollen. Demgemäß ist der Sitz der Gesellschaft Berlin."

Verstehe ich den Sinn recht, so soll die neugegründete Gesellschaft den am öffentlichen Leben interessierten Persönlichkeiten in ganz Deutschland die Möglichkeit zu gegenseitigem Verkehre und ungezwungenem Gedankenaustausch geben, und die Tatsache, daß eine nicht geringe Anzahl offizieller Persönlichkeiten in der Mitgliederliste erscheint, deutet wohl darauf hin, daß sie die Gelegenheit bieten soll, mit diesen Persönlichkeiten in Berührung zu kommen, ohne daß dabei die strenge Amtsmiene aufgesetzt zu werden brauchte. Wie bei einem englischen oder ungarischen Klub soll jedes Mitglied doch wohl gleiche Rechte und gleiche gesellschaftliche Stellung haben. Der Versuch ist der Mühe wert, wenn ich auch ehrlich gestanden, mir unsere Geheimräte nicht so ganz in dieser neuen Rolle denken kann, namentlich nicht die Norddeutschen. Man wird auch nicht leugnen können, daß die herbe Not des Krieges das Bedürfnis für derartige Vereinigungen vielerorts hat hervortreten lassen, und daß der Wunsch, sich mehr als bisher am öffentlichen Leben zu beteiligen, in der Reihe der geistig Regsamen allerorts hervorgetreten ist. Der „Kulturbund Deutscher Gelehrter und Künstler", die „Deutsche Wacht", das „Neue Vaterland", die „Freie Vaterländische Vereinigung", zahlreiche Lokalvereine hier und dort, die zum Teil namenlos geblieben sind, erstreben alle dasselbe Ziel gegenseitiger politischer Aufklärung ihrer Mitglieder, zwangloser Aussprache, und der Veranstaltung sachverständiger Vorträge. Nach dem Frieden, den wir ja doch einmal erleben werden, wird der Eifer etwas nachlassen, werden alle diese vielfachen und zum Teil über das ganze Deutsch-

Digitized by Google

land verbreiteten Vereinigungen kaum nebeneinander bestehen können. Da wäre es ein großes Verdienst der „Deutschen Gesellschaft 1914", wenn sie die verschiedenen Vereine zusammenfassen und, ohne sie notwendig zum Tode zu verurteilen, zu ihnen als Mittelpunkt ein festes Verhältnis gewinnen wollte.

Nach § 4 soll die Zahl der Mitglieder 1000 nicht überschreiten — und schon sind 940 Mitglieder angemeldet. Man wird mit den 60 übrig bleibenden sehr vorsorglich zu Rate gehen müssen. Mitglied kann nur werden, wen der Vorstand zum Eintritt schriftlich einladet. Das legt in die Hand des Vorstandes eine sehr starke Macht, und nicht ohne weiteres erhellt aus der bisherigen Mitgliederliste, warum der eine aufgefordert wurde und der andere nicht. In Klubs ist es im allgemeinen üblich, daß über die Aufnahme ballotiert wird, und nicht nur der Vorstand, sondern auch die Mitglieder ein Wort mitreden. Ich glaube nicht, daß es auf die Dauer angängig ist, bei 1000 Mitgliedern alle Entscheidung in die Hände des „mindestens aus 5 Personen" bestehenden Vorstandes zu legen. Freilich sind für den Eintritt auch noch andere Schranken gezogen, die die Absicht, Männer aus allen Berufen und Ständen der Gesellschaft zuzuführen, wohl von vornherein vereiteln dürfte: 60 Mark Jahresbeitrag macht es sehr vielen und nicht den schlechtesten Männern in Deutschland unmöglich teilzunehmen. Wenn sich allenfalls noch sagen läßt, daß denjenigen, die dauernd in Berlin wohnen oder häufig oder auf längere Zeit in Berlin Aufenthalt nehmen, das Haus mit seinen Einrichtungen umsonst zur Verfügung steht, so haben ostpreußische oder bayerische Mitglieder, solche vom Rheinland oder vom Schwarzwald, wenn sie an der Gesellschaft sich beteiligen wollen und nicht nur zahlende Statisten sein wollen, jedesmal noch die Reisekosten von ihrem gewohnten Aufenthaltsorte nach Berlin zu tragen, um etwa einem Vortrag beizuwohnen oder eine Aussprache herbeizuführen. Es scheint mir ausgeschlossen, daß den an den Grenzen des Deutschen Reiches Wohnenden auf die Dauer die gleiche Last auferlegt wird, wie den in Berlin Ansässigen. Oder vielmehr, wenn das geschieht, dann ist zu befürchten, daß die Bundesstaaten und die Preußische Provinz in ihrem Einflusse zu kurz kommen, und die mit so hohen Worten eröffnete Gesellschaft 1914 zu einem Berliner Klub wird, dessen Ideal dann in der Tat ist, wie mir einer der Herren zuflüsterte, eine geschlossene Aufführung von Richard Straußscher Musik zu veranstalten und Zutritt zu den Generalproben von Reinhardt zu bekommen.

Mit Verlaub: ästhetische Genüsse kann sich jeder auf eigene Faust beschaffen, und dazu war die Gründung einer „Deutschen Gesellschaft" nicht nötig; auch dazu nicht, daß einige Leute, die sich's leisten können, das Vergnügen haben, von ab und zu im eigenen Klubhaus ihren Mantel neben dem der Exzellenz X oder des Staatssekretärs Y zu hängen. Vorträge mehr oder minder gewandter Redner mit einem stummen Publikum haben wir auch im Überfluß. Wenn die Gesellschaft nicht wirklich die Möglichkeit eines Gedankenaustausches über alle bewegenden Fragen des öffentlichen Lebens bietet, einer freien an kurze Vorträge oder Thesen sich anschließenden Aussprache, wenn in ihr nicht das ganze Deutschland zu Worte kommen kann und die Herrschaft irgendeiner Clique von vornherein unmöglich gemacht wird, dann lohnte es sich die Kosten des elektrischen Lichtes bei ihrer Eröffnung nicht. Ich hoffe, darin sind alle diejenigen einig, die reinen Herzens diese Gesellschaft gegründet haben. Daß das Ziel auf dem bisherigen Weg nicht erreicht werden kann, ist ohne weitere Worte einleuchtend, und bestätigen mir viele der Besten in Deutschland. Wie es erreicht werden kann und

Digitized by Google

muß, darüber kann die Meinung verschieden sein. Den Weg der mir gangbar scheint, will ich kurz darlegen. In den Bundesstaaten und Provinzen müssen Ortsgruppen geschaffen werden, an deren Spitze der derzeitige Vorstand Vertrauensmänner beruft — vielleicht je zwei oder drei — die ihrerseits unter eigener Verantwortung die Ortsgruppen konstituieren. Diese Ortsgruppen leben alsdann ihr eigenes Leben und bleiben anerkannt, so lange sie den Zwecken des Vereines nicht entgegenarbeiten. Sie setzen ihre Mitgliederbeiträge autonom fest (im allgemeinen auf etwa 10 Mark) und haben bei etwaigen Abstimmungen in der Mitgliederversammlung so viel Stimmen, als sie 60 Mark Anteile im Jahre an die Deutsche Gesellschaft Berlin leisten. Alle ihre Mitglieder haben Gastrecht in dem Berliner Klubhaus, diejenigen unter ihnen, die persönlich im ganzen 60 Mark zahlen, (also z. B. 10 Mk. an die Ortsgruppe, 50 Mk. an den Stammklub) haben auch persönliches Stimmrecht. Es steht Vereinigungen mit gleichen Zielen, wie sie eingangs dieses Aufsatzes genannt sind, frei, sich als Ortsgruppen der Deutschen Gesellschaft 1914 zu bezeichnen, wenn der Vorstand der Deutschen Gesellschaft dazu seine Einwilligung gibt, und sie die genügenden Zahlungen leisten. Alle Mitglieder der Deutschen Gesellschaft 1914 haben natürlich in den Ortsgruppen Gastrecht, aber kein Stimmrecht, die Ortsgruppen würden in ganz ähnlicher Weise Vorträge veranstalten und Diskussionsabende, und es wäre späterhin zu erwägen, ob jedes zweite Jahr etwa die ordentliche Mitgliederversammlung einmal außerhalb Berlins stattzufinden hätte.

Der Erfolg dieser Maßregel wäre freilich, daß die Mitgliederzahl unbeschränkt sein müßte. Bei der Aufforderung einzelner Mitglieder könnte sich ja der Vorstand äußerste Beschränkung auferlegen, und es wäre sogar denkbar, daß Mitglieder der Ortsgruppen, die gleichzeitig Mitglieder der Zentralgesellschaft werden wollen, sich noch einer Ballotage in Berlin zu unterwerfen hätten. Die Teilnahme aller Teile des Deutschen Reiches und wohl so ziemlich aller politisch interessierten Kreise würde erreicht werden und in den Vorständen der Ortsgruppen ein Instrument geschaffen werden, das die Wünsche aus der Provinz dem Vorstande des Zentralklubs übermitteln könnte, Anregungen der verschiedensten Art geben könnte. Ich glaube es bestände so die sichere Aussicht, daß aus dem eleganten Berliner Klub bei Bier und Zigarre eine ernste Deutsche Gesellschaft werden könnte, die das ganze Reich verträte. Und vielleicht ergäbe sich sogar die Möglichkeit später einmal eine Verbindung nach Österreich hinüber zu gewinnen. Die Gefahr, daß in der Menge der Herbeigelaufenen jede Diskussion erstickt könnte, hege ich nicht. Je ehrlicher die Ziele des § 1 der Satzungen erfüllt werden, je mehr werden nur wirklich politisch interessierte Männer zu den Versammlungen kommen. Eine intime Diskussion, wie sie in den Ortsgruppen denkbar ist, würde bei einer Versammlung von über 400 Mitgliedern, also nicht einmal der Hälfte der nach § 4 vorgesehenen, ebenso wenig möglich sein, wie wenn alle 1000 Mitglieder oder einige 100 mehr erschienen. Dazu wird man immer eine Auswahl heranziehen müssen, und vielleicht würde grade wieder die Einrichtung der Ortsgruppen mit ihren Delegierten das Mittel dazu geben.

Das Zustandekommen der Gesellschaft 1914 begrüße ich lebhaft. Welche Bedenken ihr gegenwärtiger Zustand für die weitere Entwicklung mir eingegeben hat, habe ich offen ausgesprochen, weil es mir um der Sache willen so gut schien. Ob ich recht habe, ob der von mir gezeigte Weg der rechte, ob es einen bessern gibt, mögen andere entscheiden.

Fr. W. von Bissing.

Digitized by Google

Die deutsche Mentalität.

Aus philosophisch interessierten Berliner Kreisen hören wir einige besorgt flüsternde Stimmen, man sei dort mit der Mentalität des deutschen Volkes im Weltkrieg doch nicht so ganz zufrieden; sie sollte doch noch unbedingter und kräftiger sein.

Im ersten Augenblick ist man versucht, über diese schwermütige Mentalitäts-Sentimentalität von Herzen zu lachen. Aber die Zeit ist doch zu grausam ernst, und so ist unser Lachen unterwegs etwas bitter geworden.

Gottlob haben wir selber die fröhliche Überzeugung, daß 99 Prozent unseres deutschen Volkes sich überhaupt noch gar nicht zur Höhe einer richtigen Bergsonschen Mentalität erhoben haben. Harmlose Barbaren, als welche die feinere Welt sie ja jetzt kennt, sind sie noch in der niederen Atmosphäre stecken geblieben, in der höchstens das gedeiht, was Goethe Charakter oder Gesinnung nannte.

Daß diese deutsche Gesinnung sich uns wieder geoffenbart hat, das ist uns andern Barbaren das größte Erlebnis gewesen, das dieser Krieg uns geschenkt hat: ein Blick auf das Urgestein, das unser ganzes Dasein trägt und das uns im Alltagsleben des Friedens durch die dünne Humusschicht der Bildung mit ihren Wäldern, Wiesen und Gärten und allerlei üppigem angewehtem Windsamen verdeckt war.

Vor dem August 1914 hätten wir uns vielleicht auch verleiten lassen, über die deutsche Mentalität herumzustreiten. Jetzt verbietet's uns der Anstand, wenn wir auf die Millionen unsrer Landsleute blicken, die im Angesicht des Todes die deutsche Gesinnung leben, anstatt darüber zu schwätzen. Diese deutsche Gesinnung und nichts andres hat diesen Weltkrieg gegen eine erdrückende Übermacht auf sich genommen, führt diesen Weltkrieg und wird diesen Weltkrieg gewinnen. Wem dieser Stoff nicht gut genug ist, der soll sich mit der Mentalität von Ichthyosauriern oder von seinesgleichen befassen; da sind alle Albernheiten gleichgültig.

Seit anderthalb Jahren kennen wir jene schätzenswerte Sorte von Vaterlandsfreunden, die in Besorgnissen schwelgen, gegen die sie keinen Finger zu rühren brauchen; die sich einbilden, Politiker von Gottes Gnaden zu sein, weil sie ihre eigene Schwäche richtig wittern; die deshalb gern auf Schwarz setzen und es so eingerichtet haben, daß ihr persönlicher Kredit steigt, wenn der allgemeine zu fallen scheint. Die Marneschlacht war ihr erster Triumph sozusagen, und die Grundlage ihres Daseins. Sie sorgen selbst dafür, daß immer einige Unruhe in ihrer Nähe verbreitet bleibt, und ziehen dann daraus ihre Altweiberfolgerungen. In der Provinz kommt's uns manchmal so vor, als ob die Hauptstadt des Reichs ein besonders guter Boden für solche à la baisse-Patrioten wäre. Die modernste Form davon scheint die vornehme Spielart, die jetzt um die Mentalität des deutschen Volkes so tiefsinnig besorgt ist.

Digitized by Google

Das deutsche Volk ist auf diesen Krieg nicht vorbereitet gewesen. Es hat keinen geistigen Führer vorher gehabt, und es hat jetzt keinen, der ihm den Weg wiese. Angesichts der drohenden Vernichtung ist es seiner Lage erst bewußt geworden. Es weiß sehr wohl, daß sein Sieg einzig bei ihm selber steht. Wie der Ritter zwischen Tod und Teufel reitet es heut durch alle Schrecken hindurch. Sein Antlitz ist gelassen, und ein berühmsamer Philosoph mag sich wohl aufgeregt ausmalen, mit wie ganz andrer Gebärde, mit welcher dekorativ-heroischen Mentalität er an seiner Stelle den Kampf mit Tod und Teufel aufnähme. Aber er täusche sich nicht. Hinter diesem gelassenen Antlitz steht ein Herz, das, trotz all seiner gutmütigen Weichheit, über die Fragen von Leben und Tod sich jetzt hinausgehoben hat. Sein Blick geht selbst über die mächtigsten seiner Feinde weit hinweg ins Ewige. Er wird nicht mit der Wimper zucken, wenn das ängstliche Gewürm, das ihn am Boden umzüngelt, eines Tages unter die Hufe seines Pferdes kommt.

Wichtige Neuerscheinungen.

Alexander Kochs vorzüglich geleitete Zeitschrift Deutsche Kunst und Dekoration eröffnet den Jahrgang 1916 mit einem glänzenden Heft, das unter anderem dreißig Bilder von Hans Thoma enthält. Preis 2 Mark 50.

Eine Monographie über Adolf Menzel mit 149 Abbildungen gab G. J. Wolf bei Bruckmann heraus. Preis geheftet 3 Mark.

Eine entzückende Gabe, auch ins Feld, sind Spitzwegs Reime und (24) Bilder. Delphinverlag, 60 Pfg.

Achtzig der herrlichsten Zeichnungen Dürers in ganzseitigen Wiedergaben, mit Einführung und sehr willkommenen Erläuterungen von Heinrich Wölfflin. München, Piper. In Halbpergament 12 Mark.

Die „Lustigen Bildergeschichten für Kinder" von Wilhelm Busch enthalten in einem Bande die bisher nur einzeln zu habenden „Bilderpossen" „Der Fuchs, die Drachen", „Sechs Geschichten", „Plisch und Plum" und „Fipps der Affe". München, Bassermann. Gebunden 9 Mark.

Eine vorbildliche Leistung in jeder Beziehung bietet S. Fischer mit Fontanes Gesammelten Werken in 5 Leinenbänden um 20 Mark: Gedichte, Grete Minde, Schach von Wuhtenow, Unterm Birnbaum, L'Adultera, Cecile, Unwiederbringlich, Stine, Irrungen Wirrungen, Frau Jenny Treibel, Poggenpuhls, Effi Briest, Stechlin. Mit das verdienstvollste, was in letzter Zeit verlegt worden ist!

Altflandern: Brabant, Artois, Hennegau, Lüttich, Namur: fast 200 photographische Aufnahmen, dazu alte Städtekupfer, Einführung und Anmerkungen von Richard Graul. Dachau, Rolandverlag. 1 Mark 90.

Ebenfalls wichtig wegen der Abbildungen (32 von den Franzosen zerstörte, 30 von den Deutschen geschützte Kunstwerke in Frankreich und Belgien) und wegen der ausgezeichneten Aufsätze: Kunstverwaltung in Frankreich und Deutschland. Bern, Drechsel. 3 Mark.

Eine feine Ausgabe der Gedichte Eichendorffs in Jean-Paul-Fraktur gedruckt: Amelang, 1 Mark. J. H.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

BEZALEL

Jerusalemer Kunstwerkstätten

Echte Wand- und Fußteppiche

mit der Hand geknüpft und mit Naturfarben gefärbt, in jüdischem Stil und nach alten berühmten Mustern in jeder Größe.

Künstlerisch ausgeführte, zu Geschenkzwecken und zum Schmuck der Wohnung geeignete

Silbertreibarbeiten — **Silberfiligranarbeiten**
Damaskusmetallarbeiten — **Batikmetallarbeiten**
Holzgegenstände — **Metalltreibarbeiten**

in allen Preislagen.

Reiche Auswahl in Gegenständen für den jüdischen Kultus.

Adresse für Korrespondenzen und Geldsendungen:
Verein Bezalel (E. V.), Berlin W 15, Bleibtreustraße 34/35.
Großes Musterlager befindet sich dortselbst.
Telephon: Amt Steinplatz 9857. Postsparkassen-Amt: Wien 145250
Postscheckkonto: Berlin NW 7, 17581. Telegrammadresse: Bezalel, Berlin.

Soeben erschien:

Hygiene des Geschlechtslebens

Von Prof. Dr. M. v. Gruber

Achte vermehrte und verbesserte Auflage

36.—42. Tausend — **Mit 4 farbigen Tafeln**

Gut gebunden M. 1.80

Inhalt:

Die Befruchtung — Vererbung und Zuchtwahl — Die Geschlechtsorgane — Der Geschlechtstrieb und die angebliche hygienische Notwendigkeit des Beischlafs — Folgen der geschlechtlichen Unmäßigkeit und Regeln für den ehelichen Geschlechtsverkehr — Künstliche Verhinderung der Befruchtung — Verirrungen des Geschlechtstriebs. Venerische Krankheiten und ihre Verhütung.

Ehe oder freie Liebe?

Gegen Voreinsendung (M. 1.90) oder Nachnahme (M. 2.10) des Betrages zu beziehen vom

Verlag Ernst Heinrich Moritz, Stuttgart 66.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

Weltkultur und Weltpolitik

Deutsche und österreichische Schriftenfolge

Herausgegeben von Ernst Jäckh in Berlin und vom Institut für Kulturforschung in Wien

Anfang März
erscheint als Heft 8 der Deutschen Folge:

Von der weltkulturellen Bedeutung und Aufgabe des Judentums

von Nachum Goldmann, Charlottenburg

1 Mark

Inhalt: 1. Das alte Judentum
2. Das Ghettojudentum
3. Das moderne Judentum
4. Die Weltkultur der Zukunft
5. Deutschtum und Judentum
6. Der vorderasiatische Gedanke
7. Der zionistische Gedanke.

Der Verfasser will in knappen Strichen zeigen, in welcher Weise das Judentum an dem Aufbau der modernen Weltkultur mitgewirkt hat, und in welchen Bahnen sich seine Mitarbeit an der künftigen Weltkultur, die in ihrem tiefsten Wesen deutsch sein wird, bewegen muß. Er erblickt im Lichte der neuen großen Zukunft, die unser nach dem Kriege harrt, das Bild einer starken Kultur und Geistesgemeinschaft von Deutschtum und Judentum.

* * *

Bereits erschienen als Heft 1 der österreichisch. Folge:

Die weltpolitische Bedeutung Galiziens

Von Dr. St. Thomaschiwskyj,
Professor an der Universität Lemberg

75 Pfennig

Durch Thomaschiwskyjs Ausführungen, zu denen eine gedrängte, aber sehr klare Darstellung der bewegten Geschichte Galiziens gehört, werden neue Gesichtspunkte aufgedeckt, die für jeden, der den inneren Ursachen des Weltbrandes nachgehen möchte, von höchstem Interesse sind.

Die Hefte sind in den meisten Buchhandlungen vorrätig

Verlag von
F. Bruckmann A.G. München

Das
Jüdische Echo

Bayerische Blätter für die jüdischen Angelegenheiten

Erste u. einzige jüdische Zeitung Münchens. Behandelt ausführlich alle jüdischen Zeitfragen und zionistische Angelegenheiten.

Für Inserate große Wirksamkeit.

Bezugspreis: 1/4 Jahr M. 1.12 einschließlich Zustellgebühr.

Zu beziehen vom:
Verlag des „Jüdischen Echos" München, Herzog Maxstraße

Hebräische Buchhandlung C. Boas Nachfg.
Berlin, Neue Friedrichstraße 69.

Die Weltanschauung des Judentums
v. Dr. L. Pick, br. M. 1.75, geb. M. 2.25.

Jahrzeitstabellen für gefallene jüdische Krieger
Mit 50jähr. Berechnung M. 4, gerahmt M. 7.50.

Kol Nidre Andacht jüdischer Soldaten im Felde
Tiefdruck-Bild 50×60 cm M. 4.

Bissing

Belgien unter deutscher Verwaltung

60 Pfennig

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Die Sagen der Juden

Gesammelt und bearbeitet
von

Micha Josef bin Gorion

Verdeutscht von Rahel Ramberg-Berdyczewski
Buchausstattung von Prof. E. R. Weiß

Band I: Von der Urzeit

Geheftet M 6.—. In Halbleder geb. M 7.50. In Ganzleder geb. M 10.—

Band II: Die Erzväter

Geheftet M 7.—. In Halbleder geb. M 8.50. In Ganzleder geb. M 11.—

Vorzugsausgabe: 50 numerierte Exemplare auf Bütten mit der Hand in Leder gebunden M 35.— das Exemplar

Ich bin überrascht durch die Fülle dieses Sagenschatzes, überrascht auch durch die vielfältige Ergänzung, die die Bibel durch diese Sagen erhält, eine Ergänzung, die immer Belebung, manchmal auch Bereicherung ist. Die von Rahel Ramberg herrührende Verdeutschung der Texte liest sich wie ein Original.
Der Türmer

Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Leutnant Sender

Blätter d. Erinnerung für seine Freunde. Aus seinen Feldpostbriefen zusammengestellt von Dr. M. Spanier / Mit einem Bildnis Senders / Dritte erweiterte Auflage / In vornehmer Ausstattung 1 Mark, gebunden 2 Mark.

Aus diesen lebensvollen Briefen ersteht die schlichte Gestalt eines jüdischen Helden, der mit tiefer Liebe seine Pflicht gegen das Vaterland bis zum Tode erfüllte.

M. Glogau jr., Verlag, Hamburg, Bleichenbrücke 6

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

Ein glänzender Roman aus der Zeit Friedrichs des Großen!

Adolf Paul

Die Tänzerin Barberina

Umschlagzeichnung von Gulbransson. Einband von Felger

Preis geheftet Mark 5.—, gebunden in Leinen Mark 6.50, in Leder Mark 15.—

Acht Auflagen in zwei Monaten!

Überall zu haben. :: Verlag von Albert Langen in München.

Louis Lamm, Berlin C 2, Neue Friedrichstr. 61/63

Spezialbuchhandlung für Jüdische Literatur

Soeben erschienen:

Verzeichnis der jüdischen Kriegsliteratur. I. Heft. —.60 Pfg.

Diese sorgfältige Zusammenstellung wird Sammlern wichtige Dienste leisten.

Lamms jüdische Feldbücherei:

Nr. 1. **Der Krieg und wir Juden.** Von einem deutschen Juden

Nr. 2—3. **Die Psalmen.** Deutsch übersetzt von Dr. Michael Sachs

Nr. 4. **Makkabäa.** Jüdisch-literarische Sammlung von Louis Lamm

Nr. 5. **Kriegs-Hagadah**

Nr. 6. **Kriegsbibel**

Preis jeder Nummer 60 Pfennig.

Das jüdisch-polnische Problem. Von Dr. Emil Simonson. 60 Pfg.

Demnächst erscheint:

Jüdisches Heldenbuch aus Deutschlands großen Tagen. Von Dr. Felix Theilhaber.

Preis des vornehm ausgestatteten Werkes etwa Mark 6.—

Wer jüdische Literatur sammelt oder kaufen will, verlange meine umfangreichen und anregend zusammengestellten Kataloge.

Kriegsgedichte und **Lieder,** Feldpostbriefe und sonstige aktuelle **Zeitungsausschnitte**

liefert

Adolf Schustermann

Größtes Zeitungs-Nachrichten-Büro, Berlin SO 16 (Manoli-Haus).

Digitized by Google

Deutschtum und Judentum

von

Hermann Cohen

Geh. Regierungsrat, Prof. der Philosophie, Marburg-Berlin

Kürzlich: 3.—8. Tausend * Preis: 1 Mark

Verlag von Alfred Töpelmann in Gießen

HERMANN COHEN

Geh. Regierungsrat, Professor der Philosophie, Marburg-Berlin

DER BEGRIFF DER RELIGION IM SYSTEM DER PHILOSOPHIE

Geheftet 5 M. **Soeben erschienen** Gebunden 6 M.

Der religionsphilosophische Abschluß zu den drei Bänden seines Systems: der Logik, der Ethik und der Ästhetik.

VERLAG VON ALFRED TÖPELMANN IN GIESSEN

Digitized by Google

Die Entdeckung des Volkes der Ostjuden

ist wohl eine der eigentümlichsten Nebenerscheinungen des Weltkriegs. Es darf wohl behauptet werden, daß der Mitteleuropäer von jedem beliebigen Volk der Erde mehr wußte als von diesem in seiner nächsten Nähe wohnenden hebräischen Volke. Durch die wichtigsten Ereignisse dieses Krieges, die sich in Galizien und Polen, also gerade auf dem Gebiete, wo die Ostjuden in einer kompakten Masse leben, abspielen, wurde man auf dieses eigentümliche Volk aufmerksam. Mit zu den interessantesten Eigenheiten dieses neu entdeckten Volkes gehören seine

religiösen Stimmungen,

die im „Chassidismus", dem so gut wie sämtliche Juden Galiziens angehören, ihren Ausdruck finden. Auf diesem Boden ist eine üppige Literatur religiöser Sagen entstanden. Die schönsten dieser Sagen enthält das in meinem Verlage zur Ausgabe gelangende Werk:

Sagen polnischer Juden

Ausgewählt, übertragen und eingeleitet von Alexander Eliasberg.

Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—.

Die Sagen handeln vom Begründer des Chassidismus Israel Baal-Schem, von seinem sagenhaften Vorgänger Rabbi Adam, von seinen zahlreichen Jüngern und Nachfolgern, die gleich ihm Wunder wirkten, in den innigsten Verkehr mit den Mächten des Himmels und der Hölle treten konnten und sich daneben wie durch Güte so durch Weisheit auszeichneten. Es ist eine ganz eigentümliche Poesie, von der diese Sagen durchwoben sind: sie gemahnen stellenweise an die Märchen von Tausendundeiner Nacht und an die christlichen Heiligenlegenden. Für die Psychologie, die Moral und die eigentümliche Kultur des Volkes, die in allen ihren Äußerungen von einer seltsamen Religiosität durchdrungen ist, sind sie außerordentlich bezeichnend. Dem Folkloristen, Religions- und Kulturforschern bieten sie ein reiches Material und jedem Leser eine spannende abwechslungsreiche Lektüre. — Auch zwei andere kürzlich erschienene Werke meines Verlages dürften im gleichen Zusammenhange ganz besonderem Interesse begegnen:

Das Ghettobuch — Das Volk des Ghetto

Jeder Band unter Mitwirkung von Hermann Blumenthal und J. E. Poritzky

herausgegeben von Arthur Landsberger.

Jeder Band geheftet M. 4.— gebunden M. 5.— Luxusausgabe M. 16.—

„Die Seele eines Volkes von elf Millionen Menschen lernen wir in diesen Büchern kennen und wenn wir sie aus der Hand legen, sagen wir uns: Das gibt es seit tausend Jahren und wir wissen es nicht!"

Ausführliche Prospekte über diese Werke stehen Interessenten kostenlos zur Verfügung.

Georg Müller Verlag, München, Elisabethstr. 26

Digitized by Google

Das neue Judentum

spricht aus den folgenden neun Büchern

Arthur Ruppin
Die Juden der Gegenwart.
Eine soziologische Studie.
Zweite Auflage, 3.—5. Tausend.
M. 4.— broschiert
M. 5.— gebunden

Ruppin, der auch als praktischer Politiker maßgebenden Einfluß auf die Geschicke seines Volkes ausübt, ist der Begründer und zugleich anerkannter Meister der exakten Methode zur Erkenntnis der Judenfrage.

Achad-Haam
Am Scheidewege.
Aus dem Hebräischen.
Bd. I erschienen in 2. Aufl. 1913.
Bd. II erscheint demnächst.
Preis je M. 4.— in Leinen gebunden. Zusammen M. 7.50, Subskriptionspreis (bis 15. März) M. 7.25.

„Für die Beurteilung der Judenfrage in Rußland und das Begreifen der verschiedenen Parteien unter den russischen Juden ist Achad-Haam, soweit er übersetzt ist, unumgänglich." Prof. T. G. Masaryk in seiner „Russischen Geschichts- u. Religionsphilosophie".

Martin Buber
Die jüdische Bewegung
Aufsätze und Ansprachen.
M. 3.50 brosch., M. 4.50 geb.
Subskriptionspreis bis 15. März: M. 4.— geb.

Wer Wesen und Entwicklung der eigenartigsten Persönlichkeit unter den zeitgenössischen Juden kennen lernen will, der greife zu der hier gebotenen Sammlung, dem Ertrag einer fünfzehnjährigen Tätigkeit eines Künders und Erziehers.

Theodor Herzls Zionistische Schriften
M. 2.80 brosch., M. 4.— geb.
„Die ‚Zionistischen Schriften' sollen allen Juden, die an sich und ihre Zukunft glauben, zeigen, wie Theodor Herzl sich diese Zukunft gedacht hat; den Nichtjuden wird erwünscht sein, das zionistische Programm aus erster Hand kennen zu lernen; der Seelenforscher wird die Äußerungen eines geborenen Führers, einer königlichen Persönlichkeit mit Teilnahme u. seltenem Gewinne studieren."
Aus dem Vorwort des Herausgebers Prof. L. Kellner.

Das Leben Theodor Herzls
von Adolf Friedemann
Preis M. 2.— gebunden.
„Diese Biographie wird wirken wie alle Darstellungen eines großen Lebens: erhebend, begeisternd erzieherisch und ethisch."
Die Zeit. Wien.
„In diesem temperamentvoll und voll menschlicher Anteilnahme geschriebenen Büchlein gibt ein Freund u. Kampfgenosse Herzls eine in allem Wesentlichen erschöpfende und doch prägnant zusammengefaßte Biographie."
Hamburger Fremdenblatt.

Max Nordaus Zionistische Schriften
Kongreßreden und andere Ansprachen, darunter die berühmte Rede zum ersten Zionistenkongreß in Basel, Briefe, Artikel aus der zionistischen und allgemeinen Presse, Epigramme und anderes mehr.
M. 1.80 brosch., M. 3.— geb.

„Herzl hing geradezu mit seltener Liebe und Verehrung an seinem ‹teueren und großen Freunde›." Adolf Friedemann in seiner Herzlbiographie.

Heinrich Loewe
Die Sprache der Juden
M. 2.— brosch., M. 3.— geb.
Der leidenschaftliche Streit um die Unterrichtssprachen an den jüdischen Schulen Polens hat wieder einmal auf die Bedeutung des jüdischen Sprachenproblems hingewiesen.

„Die Schrift zeugt von gründlichen Studien, großer Belesenheit und wertvollen Beobachtungen."
(Literarischer Handweiser für das katholische Deutschland.)

Kriegsbriefe deutscher und österreichischer Juden
Zierlicher Pappband u. Schutzkarton M. 2.50
64 Briefe aus Frankreich, England, Belgien, Ostpreußen, Russisch-Polen, Galizien u. Serbien. — Erschienen im „Neuen Verlag", Berlin.

„Diese Sammlung von Kriegsbriefen gibt ein anschauliches Bild von Kämpfen und Wirken, Denken und Empfinden der Juden im Felde."
(Duisburg-Ruhrorter Zeitung.)

D. Pasmanik
Die Seele Israels
Zur Psychologie des Diasporajudentums.
M. 2.— brosch., M. 3.— geb.
„Der warme Ton des Buches sowie die überall durchblickende heiße Liebe zum Judentum werden die Lektüre auch dem jüdischen Gegner angenehm gestalten."
(Zschrft. f. D. u. St. d. J.)
„Die eigentümliche Interpretation manches geschichtlichen Ereignisses zeugt von tiefer Kenntnis der jüdischen Volksseele."
(Mitteil. zur jüdischen Volkskunde.)

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und direkt vom Verlag

Berlin W 15 **Jüdischer Verlag** Sächsische Str. 8

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

Verlag von Duncker & Humblot in München und Leipzig

WERNER SOMBART
Die Juden und das Wirtschaftsleben
Achtes Tausend
Preis 9 Mark, in Halbpergament 11 Mark

WERNER SOMBART · Die Zukunft der Juden
10.—20. Tausend Preis 2 Mark 50 Pf.

Kürzlich ist erschienen:

Advokat Ernst Staas
Skizzen und Bilder von Anton Bergmann. — Aus dem Vlämischen übertragen.
In Leinen gebunden M. 4.—

Der „Ernst Staas" ist wohl das am meisten gelesene, bekannteste und beliebteste Buch der neueren vlämischen Literatur. Auch bei uns wird es ein Lieblingsbuch vieler werden, nicht nur wegen der mannigfachen Bezüge, die es auf Fragen und Hoffnungen der Gegenwart hat, nicht nur weil es viele Seiten im Wesen und Fühlen eines uns so nahe verwandten Volkes rein ausspricht, sondern auch, weil über völkische Schranken hinweg die Grundzüge der Menschheit in ihm lebendig sind, weil es gütig, schön und wahr ist, wie wenige.

Der Insel-Verlag zu Leipzig

Vom deutschen Volk zum deutschen Staat
Eine Geschichte des deutschen Nationalbewußtseins. Von Professor Dr. P. Joachimsen.
(Aus Natur und Geisteswelt, Band 511.) Geheftet M. 1.—, gebunden M. 1.25

Von der im Weltkriege sich offenbarenden Einheit von Staat und Volk ausgehend, zeigt der Verfasser, die Entwicklung des deutschen Nationalbewußtseins verfolgend, vom Mittelalter an bis zu dem deutschen Machtstaat Bismarcks, den Weg, den wir von der Volkseinheit zur Staatseinheit zurückgelegt haben.

Der Imperialismus und der Weltkrieg
Von Geheimen Hofrat Professor Dr. Erich Marcks. Geheftet M. —.60

Der Verfasser sieht in dem Weltkrieg eine folgerichtige Fortsetzung des uralten Daseinskampfes von Mitteleuropa, einen Kampf der Flanken gegen die Mitte, der unter dem entscheidenden Einfluß des Gegensatzes zwischen dem angreifenden universalen Imperialismus Englands und dem verteidigenden nationalen Deutschlands steht.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Das Heft
Kriegsziele
(Dezemberheft 1915 der Südd. Monatshefte)
zu kaufen gesucht. Anerbieten an Lehrer Otto Wonke, Straube Post Güntersberg (Oder), Brandenburg

Zu kaufen gesucht
Rußland von Innen
(Juliheft 1915 der Süddeutschen Monatshefte)
Anerbieten an:
Verein Merkur, Kaufmänn. Verein Nürnberg, E.V., Nürnberg erbeten

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

C. A. Schwetschke & Sohn, Verlag
Berlin W 57, Frobenstraße 2

Vor kurzem erschienen:

Die deutschen Juden und der Krieg

von Geh. Rat Prof. Dr. Ludwig Geiger.
2. u. 3. Aufl. M. 1.20.

Aus engen Gassen

(Ghettoskizzen)
von Salamon Dembitzer.
Deutsch von Stefania Goldenring.
Eleg. kart. M. 1.50, Luxus-Ausgabe M. 5.

Inhalt:

Mein Städtchen
Ein Besuch in Lancut
Die Stadt K....
Die Grenadierstraße
Das diamantene Antwerpen
Die letzten Tage von Antwerpen
(August 1914)

Soeben erschien das 14. Tausend von dem Roman:

Graf Cohn

von **Paul Langenscheidt.**

Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—,
in Ganzleder gebunden M. 7.50.

Graf Cohn ist ein Roman, der tiefdurchdacht und die Gründlichkeit verratend, mit welcher der als Romancier auf hoher Stufe stehende Autor seine Beobachtungen zu machen pflegt, uns psychologisch über die Wahrheit des Pseudo-Judentums und der Pseudo-Aristokratie aufklärt. — Reich an spannenden Details, die zeitweise auch goldenen Humor zu Worte kommen lassen, muß der Roman „Graf Cohn" eine Meisterarbeit genannt werden. (Magdebur. Tagesztg.)

Dr. P. Langenscheidt, Verlag,
Berlin W 15.

R. Löwit Verlag, Wien I., Rotenturmstrasse 22.

Aktuelle Schriften zur Ostjudenfrage:

Höchst wichtig für jeden am Schicksal der Juden im Weltkrieg Interessierten ist das **Jüdisches Archiv.** Mitteilungen des Komitees „Jüdisches Kriegs-Archiv". Erscheint in zwangloser Folge. Bisher wurde ausgegeben: Lieferung 1: M. —.50 = K. —.60; Lieferung 2/3: M. —.80 = K. 1.—; Lieferung 4/5: M. —.80 = K 1.—. Die bedeutendste Publikation über die Stellung der Juden im Weltkrieg. Jedes Heft enthält eine Fülle interessanten Tatsachenmaterials über die Lage und die Erlebnisse der Juden während der Kriegszeit.

Birnbaum Dr. Nathan, Den Ostjuden ihr Recht! M. —.60 = K. —.80

Trietsch Dav., Juden u. Deutsche. Eine Sprach- u. Interessengemeinschaft. M. 1.— = K. 1.40.

Mieses Math., Die Entstehungsursache der jüdischen Dialekte. (Soeben erschienen.) M. 4.— = K. 5.—

Lichtenbergs Mädchen

Herausgegeben von Erich Ebstein
Geheftet M 2.50
In Leinen gebunden M 3.50
In Leder gebunden M 5.—

Friedrich Th. Vischer
Briefe aus Italien

Geheftet M 2.50
In Leinen gebunden M 3.50
In Leder gebunden M 5.—

Süddeutsche Monatshefte, G. m. b. H., München.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

DIE WELT-LITERATUR

erscheint wöchentlich.

Jede Nummer ein vollständiges Werk / 10 Pfg.

Sie bringt in Zeitungsformat und Zeitungsdruck die besten Romane und Novellen aller Zeiten und Völker.

Bezugspreis:

Bei der Post vierteljährl. Mk. 1.20
Bei der Feldpost „ Mk. 1.50

Probenummern

kostenlos in allen Buchhandlungen sowie direkt vom

Verlag „Die Welt-Literatur" München 2

Schickt „Die Welt-Literatur" ins Feld!

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

Georg Hirschfeld

schreibt im „Tag"
über die 10 Holzschnitte von
Otto Wirsching:

„Ein Einsamer gibt dem Volke,
was ihm gehört. Holbeinisch stark
und eigener, heimlicher Zartheiten
voll, sprechen diese Holzschnitte
eine stets ersehnte, allzu selten
erklungene Sprache."

Signierte Vorzugsausgabe
III—XV 180 M. in Handabzügen
Einfache Ausgabe Nr. I—300 25 Mark
Verlagsrundschreiben kostenlos.

Vom Totentanz
anno 1915

lt-Flandern
Photos / 1.80 Mark

Roland-Verlag Dachau

Alt-Bayern
Bilderwerk m. Text 25 M

Soeben ist im unterzeichneten Verlage erschienen:

Wörterbuch der wichtigsten
Geheim- und Berufssprachen.

sch-Deutsch, Rotwelsch, Kundensprache; Soldaten-, Seemanns-, Weidmanns-, Bergmanns-
Komödiantensprache von Dr. Erich Bischoff. 176 Seiten stark. Preis br. M. 2.—, geb. M. 2.40.

idisch-Deutsch, Gauner- und
Kundensprache

örterbuch
ahlentafel
aße, Münzen, Gewichte

Inhaltsverzeichnis:
Zeittafel
Kalender
Anhang: „Bürgerliche" jüdische Vornamen
Deutsche Familiennamen für Juden

B. Berufssprachen:
1. Soldatensprache
2. Seemannssprache
3. Weidmannssprache
4. Bergmannssprache
5. Komödiantensprache

Th. Grieben's Verlag (L. Fernau), Leipzig.

idisch-deutsche Literatur (Jargon)

sowie sämtliche einschlägige Werke über Juden und Judentum, jüdische Geschichte
und Literatur, Talmud hebräischer Sprache usw. führt in großer Auswahl
chhandlung M. GONZER, Berlin, Oranienburgerstraße 26.

Digitized by Google

Friedensziele

Friede zwischen den Konfessionen

Drei Predigten über ein Bibelwort

von

Dr. J. B. Aufhauser — kathol. Feldgeistlicher
Dr. Bruno Italiener — Feldrabbiner
Karl Baum — protest. Stadtpfarre

Johannes Haller / Deutschland und der Weltkrieg
Eduard Meyer / Die Einwirkung des Weltkrieges auf di
Kultur und die Kulturaufgaben der deutschen Zukun
Ludwig Curtius / Zukunftsgedanken eines Feldgrauen
August Kühl / Zwölf Monate in russischer Gefangenscha
Otto Maas / Die Freiheit der Meere
Käthe Olshausen-Schönberger / Englischer Geschäftsgei
in Südamerika
Franz Boll / Vom alten und neuen Geist akademischer Jugen
Fritz Endres / Aus der alldeutschen Gedankenwelt
Josef Hofmiller / Deutsche Reiseziele nachher
Fritz Behn / Deutsche Kunst im Krieg
Walther Schotte / Der Kino im Krieg
Isadora Duncan
Hindenburgheimstätten statt Hindenburgstandbildern
Andreas Vischer / Deutschland und das Schicksal der Armenier
Fritz Endres / Zum Hohenzollernjubiläum
Otto Crusius / Zu Alfred Walter Heymels Todestag

München und Leipzig, Süddeutsche Monatshefte, November 191

Preis 1.50 M — **Feldpostausgabe** — 2 Kronen 0

Google

Sammler und Freunde künstlerischer Graphik

werden um jährlich M. 30.— Mitglieder der Gesellschaft f. vervielfältigende Kunst und erhalten 4 Hefte „Graphische Künste" reich illustriert im Text und durch wertvolle Tafeln, ferner als Prämien-Beigaben im Dezember graphische Original-Arbeiten von ersten Künstlern, sowohl als Wandschmuck als in Buch- oder Mappenform.

Prospekte und Anmeldungen durch jede Kunst- und Buchhandlung oder den Verlag der Gesellschaft Wien VI/I, Luftbadgasse 17.

Zwei neue Schwabenbücher

Eigenbrötler. Kleine Geschichten aus meiner Jugendzeit von Christian Wagner (Warmbronn). 2. Auflage. In schönem Pappband Mark 1.40

Fünfzehn lustige Geschichten von schwäbischen Originalen aus der Jugendzeit des Verfassers

„Staatsanzeiger f. Württ.": „Man darf dem Dichter für diese liebenswürdige Gabe aufrichtig dankbar sein, sie bedeutet viel mehr als die üblichen, schön ausgedachten, gefühlvollen Dorfgeschichten"

Schwaben und Schwabenstreiche von Albrecht Keller

Mit Geleitwort von Ludwig Finckh und drei Tafeln. In künstlerischem Pappband Mark 3.20

„Württ. Ztg.": „Ein reizendes Buch . . . . . es gehört in jede schwäbische Familie."

Verlag von Strecker & Schröder, Stuttgart. Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Die Jüdische Rundschau

Allgemeine Jüdische Zeitung

Offizielles Organ der Zionistischen Vereinigung für Deutschland

Die J. R. orientiert über alle Vorgänge des jüdischen Lebens im In- und Ausland und hat dank ihrer weitverzweigten Organisation den besten jüdischen Nachrichtendienst auch während des Krieges. Sie bringt die sachkundigsten Arbeiten über:

Die Ostjudenfrage · Judentum u. Deutschtum
Die Orientkolonisation und der Zionismus
Jüdischpolitische und jüdischsoziale Arbeiten

Auch im literarischen Teil umfaßt die J. R. die gesamte jüdische Welt und bringt die besten Übersetzungen aus dem Hebräischen und Jiddischen.

Die J. R. dient nicht nur der Information. Aus ihr spricht der Geist des modernen Judentums, des jüdischnationalen Wollens — des Zionismus.

Die J. R. erscheint jeden Freitag. Abonnementspreis vierteljährlich M. 1.75. Probenummern durch den Verlag, Berlin W 15, Sächsische Straße 8.

Digitized by Google

Vossische Zeitung

Gegründet 1704

Maßgebende Tageszeitung für Politik, Kunst und Wissenschaft

*

Täglich zwei Ausgaben. Abonnementspreis in Groß-Berlin monatlich 2.70 M frei ins Haus; auswärts monatlich 2.50 M, ausschließlich Bestellgeld.

*

Anzeigen in der Vossischen Zeitung finden weiteste Verbreitung

VERLAG VON M. POPPELAUER, BERLIN C.

PAULINE WENGEROFF:
Memoiren einer Großmutter
Bilder aus der Kulturgeschichte der Juden Rußlands im 19. Jahrh.
2 Bde. Mit einem Geleitwort von **Dr. Gustav Karpeles.**
Preis brosch. M. 6.—, in 1 Lwdbd. M. 7.50, in 2 Lwdbde. M. 8.50.

GUSTAV KARPELES:
Geschichte der jüdischen Literatur
2 eleg. Leinwdbde. M. 15.—, 2 eleg. Halbfrzbde. M. 17.—.

H. STEINTHAL:
Ueber Juden und Judentum
Vorträge und Aufsätze, herausgegeben von **Dr. H. Karpeles.**
Eleg. Leinwandband M. 5.—.

B. Segel: **Morija und Golgatha.** M. —.60

Die Hefte:

„Frankreich"
(Märzheft 1915 der Süddeutschen Monatshefte)
1. Auflage, nicht Feldpostausgabe)

„Der Balkan"
(Septemberheft 1915 der Süddeutschen Monatshefte)

zu kaufen gesucht. Anerbieten an

Walter Levin
Berlin W 10, Hohenzollernstraße 7

Digitized by Google

Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer
Erprobt und bewährt bei

Schlaflosigkeit und Nervosität

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer.
Einzelgabe 75 ccm = 1 gr Bromsalze, Diese 2 bis 3mal täglich.
Größere Gaben auf ärztliche Verordnung.
Dr. Carbach & Cie. in Bendorf am Rhein.

mpfehlenswerte Münchener Buchhandlungen

c. Kaiser, Buchhandlung
im Rathaus
inchen, Marienplatz 8 — Fernruf 25 039
iefert jedes Buch schnellstens

Hochschulbuchhandlung Max Hueber
Wissenschaftliches Antiquariat
Amalienstraße 43 — Telephon 26 705
Ankauf von besseren Werken und Bibliotheken.
Kataloge bitte zu verlangen.

rst Stobbe's Bücherstube
Schwanthalerstr. 2 — Telephon 9588
oderne Literatur — Bibliophilie —
phik — Kunstgeschichte — Kunstgewerbe

Otto Schmidt-Bertsch G. m. b. H. Teleph. 1656
Buchhandlung und Antiquariat — Modernes Bücherverleihinstitut — Amalien-, Ecke Schellingstraße 9
Spezialität: **Universitätswissenschaften, Kunst und schöne Literatur**
Ständige Ausstellung für Graphik und Buchgewerbe — Lesezimmer. Buchhandlung — Spezialität: **Kunst und schöne Literatur** — Ludwigstraße 26

Geschäftliche Mitteilung.

Sophienhöhe bei Jena (Trüpers Erziehungsheim und Jugendsanatorium) beging am 1. No- 1915 die Feier ihres 25jährigen Bestehens. Aus kleinen Anfängen herausgewachsen, ist sie durch sicht und das vielseitige Wirken ihres Gründers und jetzigen Besitzers, Johannes Trüper, zu einer nstalt des In- und Auslandes geworden. Sie zählt jetzt etwa 100 Zöglinge beiderlei Geschlechts, rschulpflichtigen bis zum nicht mehr schulpflichtigen Alter, die in 6 Heimen untergebracht sind. se Weise wird der familiäre Charakter der Erziehung gewährleistet, der vor 25 Jahren — bei Instalt als erster! — zum Prinzip gemacht und dank einer geschickten Organisation beibehalten Neben Kindern von Auslandsdeutschen, Kriegsteilnehmern usw., deren Erziehung im Elternhause tsam erscheint, finden sich unter den Zöglingen besonders auch schwachbegabte, nervöse und schwer re Kinder, die dort Förderung und Heilung finden. Die Bedingungen für ein Heilerziehungs- nd gerade durch die Nähe der Universität Jena günstig, da so besonders tüchtige Mediziner für ng und Behandlung jederzeit zur Verfügung stehen. Als Organ seiner Bestrebungen für Heil- ng dient dem Besitzer die von ihm 1895 gegründete und bis heute redigierte „Zeitschrift für rforschung" (urjprünglich benannt „Die Kinderfehler"), deren Mitarbeiterliste die besten Namen - und Auslandes aus der Pädagogik und deren Grenzgebieten — Medizin, Jurisprudenz, Theo- - aufweist. — Auf diese Weise dient Trüper auf zweifache Weise, durch praktische Arbeit in seiner und durch seine Zeitschrift, der Heilpädagogik.

Blasien (südlicher Schwarzwald). Der schönste Winterkurort im südlichen Schwarzwalde ist asien. Es ist erstaunlich, wie kräftig dort in nahezu 800 Meter Höhe die Sonne wärmt, und wie man in der stillen, trockenen Luft die Kälte empfindet. Und was die Hauptsache ist: Man hat irklich Sonne! Meist über den Wolken thronend, erfreut man sich noch an den Licht und Wärme enden Strahlen, wenn ringsumher in der Ebene längst alles im Schatten liegt. — Die größte talt am Platze, das Sanatorium St. Blasien, ist während des ganzen Winters geöffnet. Das orium ist Deutschlands bekannteste Lungenheilanstalt. Bei Errichtung dieser 1900 und 1906 neu- en Anstalt spielte die Rücksicht auf die Hygiene die Hauptrolle. — Ganz besonders zweckmäßig heimelnd sind in diesem Sanatorium die Einrichtungen für die Freiluftkur. Außer der großen, geschützten, sonnigen Liegehalle, die in einer Länge von 50 Meter vor der Hauptfront des riesigen des angeordnet ist, befinden sich auch hinter der Anstalt noch mehrere Liegehallen mitten im gsten Tannenhochwalde am Fuße des Bötzberges, den Viktor Scheffel so oft besang. Selbst im r können die Kranken hier bis in die späten Abendstunden im Freien bleiben. Plaudernd oder ruhen sie im Schein zahlreicher elektrischer Kerzen auf ihren bequemen Liegestühlen und genießen lde, erfrischende Waldluft, die ihnen sicherlich besser bekommt, als alle Medikamente.

Digitized by Google

Mitteilungen der Kgl. Bayer. Akademie der Wissenschaften.

Neuerscheinungen.

Sitzungsberichte (in 8°).

Philosophisch-philologische und historische Klasse:

		M. ₰
1915,1	Prutz Hans, „Die Friedensidee im Mittelalter	1.—
1915,2	Davidsohn Robert, „Wirtschaftskrieg im Mittelalter“	—.40
1915,3	Wolters Paul, „Archäologische Bemerkungen II“	1.—
1915,4	Jacob Georg, „Schanfarà-Studien, 2. Teil Parallelen und Kommentar zur Lâmîja, Schanfarà-Bibliographie“	1.20
1915,5	Külpe O., „Zur Kategorienlehre“	2.—

Mathematisch-physikalische Klasse:

1915	Debye P., „Die Konstitution des Wasserstoff-Moleküls“	—.60
1915	Pringsheim A., Über eine charakteristische Eigenschaft sogenannter Treppenpolygone und deren Anwendung auf einen Fundamentalsatz der Funktionentheorie“	—.60
1915	Finsterwalder S., „Eine neue Lösung der Grundaufgabe der Luftphotogrammetrie“	—.20
1915	Lagally M., „Zur Theorie der Wirbelschichten“	—.60
1915	Mittag-Leffler G., Über die analytische Darstellung eines eindeutigen Zweiges einer monogenen Funktion“	1.20
1915	Czuber E., „Eine geometrische Aufgabe“	—.80
1915	Heft I, Januar- bis März-Sitzung	5.—
1915	Liebmann H., „Die Liesche Geraden-Kugeltransformation und ihre Verallgemeinerungen“	—.20
1915	Finsterwalder S., Über die Ausgleichung des zukünftigen bayerischen Hauptdreiecksnetzes“	—.20
1915	Föppl A., „Die Lösung der Spannungsaufgabe für das Ausnahmefachwerk“	—.40
1915	Voß A., „Über die Transformation linearer Formen und die Lösung linearer Gleichungen“	—.60
1915	Böhm F., „Beiträge zum Äquivalenzproblem der Raumkurven“	—.60
1915	Szász O., „Über eine besondere Klasse unendlicher Kettenbrüche mit komplexen Elementen“	—.20
1915	Frank O., „Anwendung des Prinzips der gekoppelten Schwingungen auf einige physiologische Probleme“	—.60
1915	Landau E., „Über Dirichlets Teilerproblem“	—.20
1915	Heft II, Mai- bis Juli-Sitzung	4.—
1915	Schmidt M., „Senkungserscheinungen an der Frauenkirche in München und Lageänderung von Hauptdreieckspunkten in Südbayern“	—.60

Abhandlungen (in 4°).

Philosophisch-philologische und historische Klasse:

26,5	Rockinger L. v., „Die handschriftliche Grundlage der Ausgabe des kais. Land- und Lehenrechts“	3.—
26,6	Sigmund v. Riezler und Karl v. Wallmenich, „Akten zur Geschichte des bairischen Bauernaufstandes 1705/06“, II. Teil	10.—
28,2	Lehmann W., „Vokabular der Rama-Sprache nebst grammatischem Abriß“	5.—
29,1	Sigmund v. Riezler und Karl v. Wallmenich, „Akten zur Geschichte des bairischen Bauernaufstandes 1705/06“, III. (Schluß) Teil	10.—
29,2	Doeberl M., „Bayern und die wirtschaftliche Einigung Deutschlands“	5.—
29,3	Grünwedel A., „Der Weg nach Sambhala“ (Sambâlai lam yig)	6.—
—	Vollmer Friedr., „Inscriptiones Baiuariae Romanae“	10.—

Anzeigenverwaltung der Süddeutschen Monatshefte: München, Königinstraße 103. Telephon: 30
Postscheck: 339. Telegramme: Monatshefte, München.
Digitized by Google

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien

Das neueste und beste Lexikon mittleren Umfanges ist:

Meyers Kleines Konversations-Lexikon

Siebente, neubearbeitete Auflage,
durch einen Ergänzungsband erneuerte Ausgabe

Mehr als 155000 Artikel und Nachweise auf etwa 6800 Seiten Text mit über 7000 Abbildungen im Text und auf über 680 Illustrationstafeln (darunter etwa 90 Farbendrucktafeln und 150 Karten und Pläne) sowie 133 selbständige Textbeilagen

7 Bände in Halbleder gebunden 86 Mark oder in Liebhaber-Halblederband 100 Mark

Dieses in allen seinen Teilen durch den Band „Ergänzungen und Nachträge" erweiterte und erneuerte Nachschlagewerk mittleren Umfangs gibt in gedrängter, lexikographischer Stoffanordnung und in allgemeinverständlicher Ausdrucksweise eine bis zum Ausbruch des Weltkrieges 1914/1916 reichende Übersicht über das gesamte Wissen der Menschheit und ist durch seine besondere Berücksichtigung der modernen Errungenschaften und Forschungen, der modernen Geschehnisse und Taten, der Verschiebungen im Länder- und Völkergetriebe, der im Vordergrund des Interesses stehenden Persönlichkeiten, von Handel und Wandel hier und dort, von Ringen und Werden auf allen Gebieten das neueste und modernste Lexikon seiner Art. Die sonstigen Vorzüge des „Kleinen Meyer" sind allbekannt: Er bringt das Wesentliche der Dinge, den Extrakt, den jedermann braucht; er ist in allen Stücken, inhaltlich und in der Ausführung der Tafeln und Beilagen, ganz auf der Höhe der Zeit, denn er ist von einem Stab bekannter Gelehrter und Sachkenner von Grund auf neu und unparteiisch bearbeitet und hat die neuesten Errungenschaften der Reproduktionstechnik in seinen Dienst gestellt. Seine innere Gediegenheit und Vielseitigkeit machen ihn zum unentbehrlichen Hausschatz des Wissens für alle Stände, seine Druckausstattung und sein künstlerischer Einband zu einem Schmuckstück für jedes Haus und jede Bibliothek! Die Schilderung des großen Weltkrieges bleibt einem von Prof. Dr. Dietrich Schaefer herausgegebenen „Kriegssupplement" vorbehalten, das mit Karten, Tafeln und Plänen reich ausgestattet und den Abnehmern des Hauptwerkes zu einem Vorzugspreis geliefert wird.

Ausführliche Prospekte sind kostenfrei durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

Kriegshefte der Süddeutschen Monatshefte

Das neue Deutschland	(Oktober 1914)	Italien	(Juni 191
Das neue Deutschland	(November 1914)	Rußland von Innen*)	(Juli 191
Das alte Deutschland	(Dezember 1914)	Die deutschen Kolonien	(August 191
England	(Januar 1915)	Der Balkan*)	(September 191
Rußland*)	(Februar 1915)	Deutschlands Zukunft	(Oktober 191
Frankreich	(März 1915)	Friedensziele	(November 191
Belgien	(April 1915)	Kriegsziele*)	(Dezember 191
England und Amerika	(Mai 1915)	Skandinavien	(Januar 191

*) Diese Hefte sind einzeln nicht mehr vorrätig.

In

Feldpostausgaben

sind erschienen:

	Gramm		Gramm
England	230	Belgien	310
Frankreich	230	Italien	315
		Friedensziele	230

Unsere Feldpostausgaben unterscheiden sich von den übrigen Ausgaben nur durch das leichtere Papier.

Preis des Heftes M. 1.50

Vorrätig in den meisten Buchhandlungen.

Kriegshefte Oktober 1914–September 1915

in zwei Bänden gebunden.

Jeder Band M. 10.–

Digitized by Google

Kriegsgefangen

af E. Reventlow / Die Vorgeschichte und die Lehren des Baralongmordes

adimir Medem / Briefe eines Auferstandenen

Berger / In russischer Kriegsgefangenschaft

Voß / Erlebnisse eines Arztes in russischer Kriegsgefangenschaft

uno Lachmann / Tagebuch eines Metallarbeiters aus russischer Gefangenschaft

nst Moering / Betrachtungen nach der Heimkehr aus russischer Kriegsgefangenschaft

is dem Tagebuch eines Russen

iefe russischer Gefangener

Schmid / Bei Kriegsbeginn in Südrußland

iard Meyer / Der Staat sein Wesen und seine Organisation

is Prutz / Die internationale Wissenschaft

ul Wolters / Antike Technik

ef Trumpp / Schulung der weiblichen Jugend in Kinderpflege und Hauswirtschaft

: Schlafwagenmensch

---

inchen und Leipzig, Süddeutsche Monatshefte, März 1916

erteljahr 4 M inzeln 1.50 M

Digitized by Google

Die besondere Genehmigung zur Führung des Namens „Hindenburg" ist von Sr. Exzellenz, dem Herrn General-feldmarschall von Hindenburg erteilt worden.

In Restaurants und Delikatessengeschäften fordere man ausdrücklich den deutschen Cognac und Likör Marke „Hindenburg"

Hindenburg-Cognac-Vertrieb, G. m. b. H., Grünberg i. Schl.

Spezial-Abteilung der Cognac-Brennerei Grünberg i. Schles. · Größte Cognac-Brennerei Deutschlands

Bayerische Vereinsbank

Hauptniederlassung: München

Zweigstellen:

Augsburg	Garmisch	Nürnberg	Schwandorf
Bad Kissingen	Hersbruck	Partenkirchen	Straubing
Bayreuth	Kempten	Passau	Weiden
Erlangen	Landsberg a. L.	Regensburg	Würzburg
Fürth	Landshut	Schwabach	

Aktienkapital . . 51.000,000 Mark
Reservefonds . . . 27.500,000 Mark
Pfandbriefumlauf . 500.000,000 Mark
Hypothekenbestand 510.000,000 Mark

Digitized by Google

Graphische Kunstanstalten F. Bruckmann A.G. München

Fernruf 61001 Lothstraße 1

Buchdruck / Illustrationsdruck / Farbendruck
Kataloge für Industrie und Gewerbe
Ein- und mehrfarbige Künstlerpostkarten
Netzätzungen für Ein- und Mehrfarbenbuchdruck
Strichätzungen / Albert-Galvanos

Preisangebote und Proben auf Verlangen

Preisausschreiben der AEG

Für ein künstlerisches Plakat

zur Förderung des Vertriebs von AEG-Nitralampen

veranstalten wir ein Preisausschreiben.

Für die Preise sind insgesamt M. 8000 ausgesetzt.

Preisrichter sind: die Herren Professor Peter Behrens, Curt Herrmann, Professor Emil Orlik, Professor E. R. Weiß, Kommerzienrat Paul Mamroth, Dr. Walther Rathenau, Dr. Ernst Salomon.

Die Bedingungen liegen im Sekretariat der AEG, Berlin NW 40, Friedrich-Karl-Ufer 2—4 aus.

Allgemeine Elektricitäts-Gesellschaft

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

13. Jahrgang März 1916 Heft 6

Inhaltsverzeichnis:

Seite

Kriegsgefangen 857

Die Vorgeschichte und die Lehren des Baralongmordes / Von Graf E. Reventlow in Berlin 858

Briefe eines Auferstandenen / Von Wladimir Medem in Warschau 869

In russischer Kriegsgefangenschaft / Von H. Berger, z. Zt. Revierförster der Kaiserlich deutschen Verwaltung in Kolo (Russisch-Polen) 892

Erlebnisse eines Arztes in russischer Kriegsgefangenschaft / Von Dr. med. G. Voß, z. Zt. ord. Arzt an einem Reserve-Lazarett 903

Tagebuch eines deutschen Metallarbeiters aus russischer Gefangenschaft / Von Bruno Lachmann, Metallarbeiter in Berlin 926

Betrachtungen nach der Heimkehr aus russischer Kriegsgefangenschaft / Von Lic. theol. Ernst Moering in Breslau 947

Reise eines Elefanten durch Rußland 958

Seite

Aus dem Tagebuch eines Russen 959

Fürst Krapotkin über die Anfänge des französisch-russischen Bündnisses 967

Briefe russischer Gefangener . . . 968

Wichtige Neuerscheinungen . . . 974

Bei Kriegsbeginn in Südrußland Von E. Schmid, bisher Buchhändler in Odessa 975

Der Staat, sein Wesen und seine Organisation/Von Geheimrat Dr. Eduard Meyer, Professor der Geschichte an der Universität Berlin. 999

Die internationale Wissenschaft / Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Hans Prutz . 1017

Antike Technik / Von Professor Dr. Paul Wolters 1021

Wie ersetzt Deutschland am schnellsten die Kriegsverluste durch gesunden Nachwuchs? / Von Professor Dr. med. Jos. Trumpp 1022

Der Schlafwagenmensch 1023

In

Feldpostausgaben

sind erschienen:

	Gramm		Gramm
England	230	Belgien	310
Frankreich	230	Italien	315

Friedensziele . . . . . Gramm 230

Unsere Feldpostausgaben unterscheiden sich von den übrigen Ausgaben nur durch das leichtere Papier.

Preis des Heftes M. 1.50

Vorrätig in den meisten Buchhandlungen.

Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer

Erprobt und bewährt bei

Schlaflosigkeit und Nervosität

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer.
Einzelgabe 75 ccm = 1 gr Bromsalze, Diese 2 bis 3mal täglich.
Größere Gaben auf ärztliche Verordnung.

Dr. Carbach & Cie. in Bendorf am Rhein.

Digitized by Google

Leinenhaus Fränkel, München

Theatinerstraße 17

Leinen- und Tischzeugweberei

❖

Spezialhaus für vornehme, gediegene **Brautausstattungen** in jeder Preislage. Einrichtungen von **Krankenhäusern, Sanatorien** usw. Atelier für **handgestickte Decken** nach Entwürfen alter und moderner Künstler, **handgestickte Damenwäsche,** sowie sämtliche **Haushaltungswäsche.**

Kriegsgefangen

In den früheren Heften erschien:

Dr. Karl Peters / Vergeltungsmaßregeln gegen die Engländer (November 1914)

Fanny Hoeßl / Hundert Tage Gefangene in Frankreich (März 1915)

Ernst Johann Faber (Nürnberg) / Elf Monate in russischer Kriegsgefangenschaft (Oktober 1915)

Dr. August Kühl / Zwölf Monate in russischer Gefangenschaft (November 1915)

Albert Sillem / Als Flottenvereinler in russischer Kriegsgefangenschaft (Dezember 1915)*

* vergriffen

Süddeutsche Monatshefte, Leipzig und München.

Soeben erschienen!

Ritualmord in Ungarn

Jüdische Tragödie in fünf Aufzügen von

Arnold Zweig

M. 2.60; in Leinwand gebunden M. 3.50

Die Handlung folgt im wesentlichen den historischen Begebenheiten des weltbekannten Prozesses von Tisza Eszlar. Wohl hauptsächlich für diese Tragödie erhielt der Verfasser im vorigen Jahre den

Kleist-Preis.

Die germanische Verbindung von mystischer Phantastik und wuchtig gestaltendem Realismus zeigt Zweig als ein dramatisches Talent von ganz urgewaltiger Kraft und Eigenart. Einen ähnlichen Furor urdramatischer Leidenschaft hat es in der deutschen Dichtung vielleicht seit Georg Büchner nicht gegeben.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt von

Hyperionverlag, Berlin SW 61

Großbeerenstraße 84

Digitized by Google

Empfohlene Heilanstalten

in denen die „Süddeutschen Monatshefte" aufliegen.

Sanatorium St. Blasien

für **Lungenkranke** im südlich. Schwarzwald. 800 m über dem Meere. Modernste Einrichtungen. Herrliche Gebirgslage inmitten Tannenwälder. Bewährtes Heilverfahren. Viele Dauererfolge. Ill. Prosp. frei. Dir. Arzt: Privatdozent **Dr. Bacmeister.**

Orthopäd. Heilanstalt von Hofr. Fr. v. Hessing, Göggingen-Augsburg

Außergewöhnliche Erfolge in der Behandlung von Schä... frakturen, Gelenkentzündungen aller Art, Rückg... letzungen usw. vermittelst heiltechnischer Ap... ohne Bettruhe.

Dr. Möller's Sanatorium in Dresden-Loschwitz — **Diätet. Kuren nach Schroth** — Herrliche Lage. Wirks. Heilverf. f. chron. Krankh. Prosp. u. Brosch. fr.

Sanatorium Schönbuch

bei **Böblingen** (Württemberg). 510 m ü. M.

für Lungen- und Kehlkopfkranke

klimatisch vorzügl. staubfreie Lage in **grossem Park**; dicht an ausgedehntem Hochwald. In Bau und Einrichtungen **strengste Hygiene** bei **vollkommenem Komfort. Nur 40 Patienten.** Prospekte auf Wunsch.

Dirig. Arzt **Dr. Brühl.**

Neu erbaute

Kuranstalt Stillachhaus

Oberstdorf, 870 m.

Höchstgelegenes u. sonnigstes Sanatorium der bayer. Alpen. **Für alle inneren und Nervenkrankheiten.**

Prospekt. **DR. SAATHOFF.**

Sanatorium Am Goldberg

Von Prof. u. Ärzten empfohlen. **Bad Blankenburg – Thüringer Wald.** Winter-Kurort. Prosp. fr.

Spezialbeh. v. Magen-, Darm-, Stoffwechsel-, nervös., Herz-, inn. u. Frauenkr.

Höchstz. **50** Kurgäste. — Tel. 44. Dr. K. Schulze, Arzt u. Besitzer.

Kuranstalt Dr. Honigmann

Wiesbaden

Telephon 869 Gartenstr. 15/17

Für innerlich Kranke und Nervöse,

Störungen des Stoffwechsels, der Verdauung, organische und funktionelle Herzleiden, rheumatische Erkrankungen. – Individualisierende diätetische Behandlung. Moderner Komfort. Elektrisches Licht. Zentralheizung. Lift. Schattiger Garten. Das ganze Jahr geöffnet.

Dr. Teuscher's Sanatorium

Oberloschwitz Weißer Hirsch bei Dresden.

für Nerven-, Herz-, Stoffwechsel-, Magen-, Darmkranke u. Erhol.-Bedürftige.

Wasserbeh., Massage, kohlens., arom., elektr. Bäder u. Behdlg., Diathermie, d'Arsonvalisat., Sergonié. Eingehende Diät bei Mastkuren, Entfettung, Diabetes, harns. Diathese, chron. Magen- und Darmstörungen, Arteriosklerose, Anämie usw. Streng individuelle Pflege. — Während des Krieges offen. —

Sommerstein

Wald-Sanatorium und Jungborn bei Saalfeld in Thüringen

Regenerations- und Schroth-Kuren*)

Ausserst wirksam!

Bei inneren und äusseren Leiden

Blut-Reinigung.

Aufklärungs-Schrift S. M. kostenfrei.

*) Die Sommersteiner Regenerationskuren werden wegen ihrer durchgreifenden nachhaltigen Wirkung und wegen ihrer leichten kräfteschonenden Durchführbarkeit besonders empfohlen.

Digitized by Google

Waldsanatorium DAVOS

Höchster Komfort — Höchste Hygiene

Lungenheilanstalt ersten Ranges

Leitender Arzt Prof. Dr. **F. Jessen.**

100 Meter oberhalb Davos-Platz. — Unmittelbar am Walde gelegen.

Deutsche Leitung. Prospekt auf Verlangen.

öhr, einzige freigegebene Nordseeinsel

Nordsee-Sanatorium Südstrand-Föhr

Zweiganstalt: **Jugendheim** und **Pädagogium.** **San.-Rat Dr. Gmelin.**

adner Land mit seinen reichen Naturschönheiten, Heilquellen, Höhenluftkurorten (Schwarzwald, Odenwald, Rhein und Bodensee) bietet auch während des Winters und des Krieges rtigen, Erholungssuchenden und Wanderern angenehmen und ungestörten t. Kriegsteilnehmer genießen überall weitgehende Vergünstigungen. Führer und ftsverzeichnisse kostenlos durch den

remdenverkehrsverband in Karlsruhe.

Bad Nauheim

am Taunus

Sommer- und Winterkurbetrieb

Vorzügliche Heilerfolge bei **Herzkrankheiten, Muskel- und Gelenkrheumatismus, Gicht, Rückenmarks-, Frauen- und Nervenleiden** usw.

Sämtliche neuzeitlichen Kurmittel

Herrliche Park- und Waldspaziergänge, gesunde, kräftige Luft, vorzügliche Konzerte, Theater, Tennis, Golf, Krocket

Für Feldzugteilnehmer Vergünstigungen

Prospekte und Auskünfte durch „Geschäftszimmer Kurhaus Bad-Nauheim".

Digitized by Google

Erziehungs- und Unterrichtsanstalten

Landschulheim Am Solling bei Holzminden a. d. Weser.

Reformschule in schöner gesunder Lage auf dem Lande für Knaben vom 7. Jahre an. Individuelle Erziehung in Gruppen von höchstens 10 Knaben. Unterricht in kleinen Klassen. Lehrplan der Oberrealschule. Beste Referenzen. Ausführlicher Prospekt durch den Direktor A. Kramer.

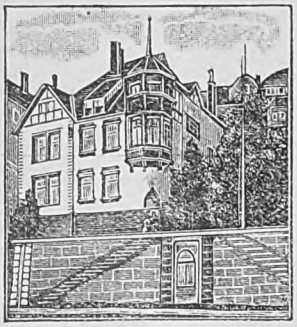
Das Evang. Pädagogium Godesberg am Rhein

(Gymnasium, Realgymnasium und Realschule mit Einj.-Berechtigung) ist mit seiner **Zweiganstalt in Herchen (Sieg)** infolge günstiger Bedingungen, Stamm alter Lehrkräfte usw., imstande, die Anstalt auch während der Kriegszeit ohne Einschränkung weiterzuführen. Es bietet seinen Schülern gediegenen Unterricht, Förderung ihres geistigen und leiblichen Wohles durch eine familienhafte Erziehung in Gruppen von je 10—18 Knaben in den 15 Alumnaten der Anstalt. **Jugendsanatorium in Verbindung mit Dr. med. Sexauers ärztlich-pädagogischem Institut.**

Drucksachen durch den Direktor **Prof. O. Kühne, Godesberg a. Rh.**

Darmstädter Pädagogi[illegible]

Vorbereitung zum Einjährig[illegible] Primaner-, Fähnrichs- und [illegible]turienten-Examen. (Auch [illegible] Damen.) Seit Kriegsausbruch [illegible]standen 53 Schüler ihre [illegible]fungen. **M. Elias.**



Studienheim Inst. Sonnenberg

mit Schülerheim

Stuttgart, Rotenwaldstr. 31—33, dem Leipziger Platz gegenüber (herrliche städtische Parkanlagen)

für begabte Schüler, die schnell :: zum Ziele gelangen wollen ::

Vollständiger Ersatz für jede höhere Schule, Einjährigen-Prüfung a. d. Schulen u. vor d. Kommission, Fähnrich, Seekadetten und alle Reifeprüfungen ohne vorher. Besuch einer staatlichen Schule.

Spez. Vorbereitung für Leute ohne höhere Schulbildung.

Prospekt und Auskunft gegen Angabe des Zweckes.

Töchterheim u. Lyzeum Neuenheim/Heidelberg

von Herrn u. Frau Direktor Steinkellner. Überwindung von Schulschwierigkeiten in kleinen Klassen. Fortbildungsklassen.

Pädagogium Neuenheim-[illegible]

Gymnasial-Realklassen. Erfolgreicher Übertritt in **Prima** u. **Sekunda** (7.-8. Kl.). **Mod.** bewährte Einrichtung. Sport. Spiel. Großes eigen. Spielfeld. Wandern, Fluß- und **Hallenbäder.** Werkstätte. Gartenarbeit. Vorzügl. empfohlenes **Familienheim** in eigner Villa. **Keine** Schlüsse. Einzelbehandlung. Verkürzte Unterrichtsstunden. Förderung körperlich **Schwacher** u. **Zurückgebliebener.** Aufgaben unt. Anleitg. in tägl. **Arbeitsstund.** Prüfungsergebnisse. Prospekte durch die Direktion. — Seit 1895: **312 Einjährige, 198 Prima** und **Obersekunda** (7—8 Kl.).

Technikum Konstanz a. Bodensee

Ingenieurschule

für Maschinenbau, Elektrotechnik, Hoch- und Tiefbau.

Ausbildung von Ingenieuren, Architekten, Technikern und Werkführern.

Semesterbeginn: Mitte April und Mitte Oktober.

Unsere S. M.-Leser bitten wir bei Anbahnungen auf die **Süddeutschen Monatshefte** Bezug zu nehmen.

Odenwaldschule

Oberhambach b. Heppenheim (Bergstr.)

Leitung: **Paul Geheeb.**

Erziehungsschule für Knaben und Mädchen vom zartesten Alter an. Familienartiges Zusammenleben in Landhäusern. Ernährung, Sport u. Spiel nach gesunden Grundsätzen. Werkstatt u. Garten. — Fachkurse u. sorgfältig fördernder Einzelunterricht. Sichere Vorbereitung auf Einjährigen- und Reifeprüfungen. — Pflege der Kunst.

Höhere Mädchenschule mit Erziehungsinstitut

v. Anna Roscher, vorm. Hermine Ilgen, München, Karlstr. 45/[illegible]

(Externat und Internat; Garten; nur Vormittagsunterricht.)

a) **Vor- oder Elementarschule (1.—4. Volksschulklasse)**

b) **6klassige höh. Mädchenschule;**

c) **Fortbildungskurs u. Vorbereit. f. d. Erzieherinnenprüfung.**

Prospekte gratis und franko. Anmeldungen jederzeit. Sprechstunden an Werktagen von 11—12 Uhr.

Digitized by Google

ürerschule Hochwaldhausen
bei Lauterbach, Oberhessen.
ehungsheim für Knaben und Mädchen in herrlichem Waldgebirge.

evorzugt und empfohlen von
rtgeschrittenen, führenden
nd besitzenden Kreisen, Freun-
en besonnener Bildungs- und
rziehungsreform. — Einjäh-
rigenexamen, Reifeprüfung.

Literatur: Programmschrift und Sonderdrucke durch die Geschäftsstelle der Anstalt.
1. und 2. Bericht der D. S. H. 1912—15, Verlag B. G. Teubner, Leipzig, durch den Buchhandel.

alle Korrespondenz, Buchhaltung und Organisation unentbehrlich ist die
emington-Buchhaltungs-Schreibmaschine

langen Sie kostenlose Auskunft und unverbindliche Vorführung durch
Remington-Schreibmaschinen-Gesellschaft m. b. H.
nchen, Prielmayerstrasse 10 Telephon 52752

Wybert
TABLETTEN
schützen bei Wind und Wetter vor Erkältungen und lindern Husten und Katarrh. Als durstlöschendes Mittel leisten sie unschätzbare Dienste. Senden Sie daher Ihren Angehörigen an die Front Wybert-Tabletten. Diese sind unseren Kriegern eine hochwillkommene
Liebesgabe
Feldpostbriefe
mit 2 oder 1 Schachtel Wybert-Tabletten kosten in allen Apotheken und Drogerien Mk. 2.— oder Mk. 1.—

Digitized by Google

Zeichnet die Kriegsanleihe

Fünfprozentige Deutsche Reichsanleihe

zu **98,50**

oder

Viereinhalbprozentige auslosbare Deutsche Reichsschatzanweisungen

zu **95.**

Die Kriegsanleihe ist

das Wertpapier des Deutschen Volkes

die beste Anlage für jeden Sparer, sie ist zugleich

die Waffe der Daheimgebliebenen

gegen alle unsere Feinde, die jeder zu Hause führen kann und muß, ob Mann, ob Frau, ob Kind. Der Mindestbetrag von **Hundert Mark** bis zum 20. Juli 1916 zahlbar, ermöglicht **Jedem** die Beteiligung. Man zeichnet bei der Reichsbank, den Banken und Bankiers, den Sparkassen, den Lebensversicherungsgesellschaften, den Kreditgenossenschaften oder bei der Post in Stadt und Land.

Letzter Zeichnungstag ist der 22. März

Man schiebe aber die Zeichnung nicht bis auf den letzten Tag auf!

Alles Nähere ergeben die öffentlich bekanntgemachten und auf jedem Zeichnungsschein abgedruckten Bedingungen.

Kriegsrisikoversicherung ohne Untersuchung.

Deutscher Anker

Pensions- und Lebensversicherungs-Aktiengesellschaft in Berlin.

Grundkapital: M. 8 Millionen.

Lebensversicherung. **Kriegsversicherung.**

Jeder der Wehrmacht angehörende Deutsche, auch wenn er schon im Felde steht, findet Aufnahme in unserer Kriegsrisikoversicherung.

Keine ärztliche Untersuchung.

Sofortige Auszahlung der vollen Versicherungs-Summe im Todesfalle.

Näheres durch die Direktion: **Berlin W**, Eichhornstr. 9
und die **Subdirektion in München**, Kaufingerstr. 23

Digitized by Google

Kriegsgefangen.

Wir haben den Gesichtspunkt unserer Sammlung von Berichten aus Kriegsgefangenschaft schon früher bezeichnet: Was wir nicht verssen dürfen. Nicht Aufpeitschung von Gefühlen, sondern Bereicherung serer Kenntnis und dementsprechendes Handeln. Wie Eisse in einem r dieses Heft bestimmt gewesenen, aber späterhin erscheinenden Aufsatz deutet: ein Volk, das weiß, wie Rußland die seit Generationen dort sässigen Deutschen, denen es einen großen Teil seiner Errungenschaften f allen Gebieten verdankt, während dieses Krieges behandelt und das diese eutschen in russischer Gewalt ließe, wäre wert, daß es zugrunde geht. Das bis jetzt geschehen ist, um der Behandlung der kriegsgefangenen ivilisten als Verbrecher entgegenzuwirken ist uns nicht bekannt. Daß ich Verbrecher nicht so behandelt werden sollen, wie sie in Rußland bendelt werden, bildete vor dem Krieg den Gegenstand einer, insbesondere n England und Frankreich ausgegangenen Bewegung. Während des rieges werden irgendwelche Greuel von unseren Feinden nicht zugegeben. uch in Deutschland werden sie, wie Hermann Hesse in der Frankfurter eitung vom 5. November 1915 berichtet, größtenteils verheimlicht, um eine Beunruhigung zu erregen.

Wir geben durch die Zusammenstellung vieler Berichte ein Bild von en durchschnittlichen Verhältnissen; gewisse Züge im Guten und Schlimmen ehren in allen Berichten wieder; wir wollen aber unseren Lesern nicht vorreifen, damit sich ihnen ein Bild unmittelbar aus den Aufzeichnungen der Gefangenen ergebe.

Das Material ist so umfangreich, daß aus dem geplanten einen Heft ber Kriegsgefangenschaft zwei geworden sind. Die Leser werden uns arum nicht gram sein; denn was könnte uns mehr am Herzen liegen als as Schicksal unserer Landsleute in Feindeshand. Ja, man kann sagen: ie der Reichgeborene den Wert des Geldes nicht kennt, so kennt den Bert der Freiheit nicht, wer nie gefangen war. Alles Menschliche zu durchnessen, nur darin scheint uns Bildung zu bestehen. Wenn die Leiden der Märtyrer des Deutschtums uns ein Antrieb zu menschlicher und nationaler Erneuerung werden, so haben sie nicht vergebens gelitten.

Daß wir einen in Rußland während des Krieges aber nicht wegen des Krieges gefangenen russischen Staatsangehörigen, den Sozialistenführer Nedem, zu Wort kommen lassen, bedarf kaum der Rechtfertigung; gerade eine Erzählungen gewähren tiefste Einblicke in die Gefängnisse und die Etappe, denen unsere Landsleute ausgeliefert sind. Eher muß entschuldigt werden, daß die sinngemäße Zweiteilung — in Gewalt der Russen, in Gewalt der Westmächte — sich nicht streng durchführen ließ. Wir hatten den Grafen Reventlow aufgefordert, über das Schicksal der von den Engländern gefangenen Unterseebootsleute zu schreiben, und unsere Leser werden verstehen, daß sein Beitrag nicht für das nächste Heft zurückgestellt werden konnte.

Digitized by Google

Die Vorgeschichte und die Lehren des Baralongmordes

Von Graf E. Reventlow.

Am 4. Februar war es ein Jahr her, daß die deutsche Regierung ihre berühmte Kriegsgebieterklärung erließ. Im Augenblicke, wo heute diese Zeilen geschrieben werden, scheint es, als ob der Gedanke eines neuen Unterseehandelskrieges gegen England wieder Leben gewinnen könnte. Der Rückblick auf den Beginn überhaupt des Unterseehandelskrieges, dessen Verständnis mit der Frage der Behandlung gefangener Unterseebootsleute durch England verbunden ist, gewinnt also auch nach dieser Seite eine erklärliche Bedeutung.

Damals veröffentlichte der Reichsanzeiger folgendes:

„1. Die Gewässer um Großbritannien und Irland einschließlich des englischen Kanals werden hiermit als Kriegsgebiet erklärt. Vom 18. Februar 1915 an wird jedes in diesem Kriegsgebiete angetroffene feindliche Kauffarteischiff zerstört werden, ohne daß es immer möglich sein wird, die dabei der Besatzung und den Passagieren drohenden Gefahren abzuwenden.

2. Auch neutrale Schiffe laufen im Kriegsgebiet Gefahr, da es angesichts des von der britischen Regierung am 31. Januar angeordneten Mißbrauchs neutraler Flaggen und der Zufälligkeiten des Seekrieges nicht immer vermieden werden kann, daß die auf feindliche Schiffe berechneten Angriffe auch neutrale Schiffe treffen.

3. Die Schiffahrt nördlich um die Shetlandsinseln, in dem östlichen Gebiet der Nordsee und in einem Streifen von mindestens 30 Seemeilen Breite entlang der niederländischen Küste ist nicht gefährdet."

Dieser Proklamation war eine Denkschrift beigefügt, in welcher die deutsche Regierung ihre Gründe ausführlich darlegte. „Großbritannien habe seit Beginn des Krieges den Handelskrieg in einer, allen völkerrechtlichen Grundsätzen hohnsprechenden Weise geführt. Die britische Regierung habe trotz ihrer gegenteiligen Erklärung die Bestimmungen der Londoner Seerechtsdeklaration verletzt und mißachtet, ja auch die Pariser Seerechtsdeklaration von 1856. Sie habe die ganze Nordsee zum Kriegsgebiet erklärt und der neutralen Schiffahrt die Durchfahrt durch das offene Meer zwischen Schottland und Norwegen so gefährdet, daß sie eine Blockade neutraler Küsten und Häfen gegen alles Völkerrecht eingeführt habe. Alle diese Maßnahmen bezweckten: durch die völkerrechtswidrige Lahmlegung des neutralen legitimen Handels nicht nur die Kriegführung, sondern auch die Volkswirtschaft Deutschlands zu treffen und letzten Endes auf dem Wege der Aushungerung das ganze deutsche Volk der Vernichtung preiszugeben. — Großbritannien berufe sich zur Rechtfertigung auf seine Lebensinteressen." „Solche

Digitized by Google

)ensinteressen muß nunmehr auch Deutschland für sich anrufen. Es)t sich daher zu seinem Bedauern zu militärischen Maßnahmen gegen .gland gezwungen, die das englische Verfahren vergelten sollen." :iterhin ging die Denkschrift auf die Kriegsgebieterklärung ein und .ndte sich mit der Mahnung an die Neutralen: ihre Handelsschiffe s Kriegsgebiet nicht betreten zu lassen, da es nicht immer möglich sein rde, ungefährdet zu bleiben.

Wer diese, nunmehr ein Jahr zurückliegenden Äußerungen der deutschen Regierung liest, wird vor allem den Eindruck des Freimutes d der Loyalität davon haben. Kniffe und Hintertüren, zweideutige endungen und künstliche Ausreden sind nicht darin zu finden. Wie ute, so wird die deutsche Erklärung vom 4. Februar 1915 auch vor der eschichte ein unanfechtbares Dokument deutscher Loyalität bleiben.

Die Vorgeschichte dieser Proklamation ist in der Denkschrift angeutet. Sie bedeutet eine Vergeltung gegenüber den englischen Verzungen des Seerechtes, gegenüber den — ohne rechtliche Gültigkeit zu ıben — bisher international geübten Gebräuchen und gegenüber der :ispiellosen englischen Maßnahme, die freie Nordsee mit ihren Zugän:n als Kriegsgebiet zu erklären, als ob sie etwa einen Festungsrayon ldete, dessen Betreten von der Militärbehörde unter Androhung von trafen und Lebensgefahr verboten wird. Über dem allen stand der von :r britischen Regierung ausgesprochene Zweck und Plan, die deutsche evölkerung, und zwar die nichtkämpfende, durch Hunger und Elend ım wirtschaftlichen, physischen und moralischen Zusammenbruche zu :eiben und damit Deutschland auf die Knie zu zwingen. Das war ein iel und eine Methode, welche nicht nur in der Kriegführung zivilierter Nationen, sondern überhaupt in der Kriegsgeschichte unerhört nd. Die von Großbritannien fingierte Auffassung, man betrachte eben)eutschland als eine große eingeschlossene Festung, ist schon deshalb ıicht stichhaltig, weil eine Festung innerhalb oder an den Grenzen eines .andes eine ad hoc geschaffene militärische Einrichtung bedeutet. Das anze Land, in dem das ganze Volk in Frieden und Krieg wohnt und arbeiet, kann schon deshalb nicht mit der Festung verglichen werden. Nichtämpfende Einwohner einer Festung können diese verlassen und pflegen)azu die Erlaubnis des Gegners zu erhalten, sie bleiben im Lande. Die nichtkämpfende Bevölkerung des Landes kann dieses nicht verlassen. Im Landkriege führen die Streitkräfte des einen Landes gegen die des andeen Krieg. Die nichtkämpfende Bevölkerung wird nicht als Feind angesehen, sofern sie sich nicht durch Franktireurkrieg oder durch andere feindliche Handlungen dazu macht. Schon diese wenigen Gesichtspunkte

Digitized by Google

lassen erkennen, daß die englische Theorie und praktische Methode, welche sich eben gegen die nichtkämpfende deutsche Bevölkerung richtet, durch keine Gebräuche und Auslegungen irgendwelcher Art erklärt, noch gerechtfertigt werden kann. Für England hat es sich, wie man in Deutschland heute vielleicht allmählich zu erkennen beginnt, von Anfang an um einen Vernichtungskrieg ohne alle Rücksichten gehandelt. Wo solche Rücksichten aber genommen worden sind, da sind sie immer nur aus von außen wirkenden, zwingenden Gründen erfolgt.

Der Handelskrieg, welchen ganz nach den anerkannten und bisher üblichen, von England selbst sanktionierten Bräuchen deutsche Kreuzer und Hilfskreuzer auf den Ozeanen geführt hatten, war kurz nach Beginn des Jahres 1915 tatsächlich so gut wie zu Ende. Bei der sehr geringen Anzahl deutscher Ozeankreuzer, bei ihrem gänzlichen Mangel an Stützpunkten und bei der vielfachen Übermacht der gemeinsam operierenden feindlichen Ozeanflotten (Großbritannien, Frankreich, Rußland, Japan) war der deutsche Ozeanhandelskrieg von vornherein ein verlorener Posten; eine Tatsache übrigens, deren sich die deutschen maritimen Kreise von vornherein voll bewußt gewesen sind. Die „Emden", das Geschwader des Grafen Spee und dann ein Kreuzer nach dem anderen verschwanden von den Ozeanen, wie es über kurz oder lang kommen mußte. Den Angriffen deutscher Unterseeboote und Torpedoboote entzog sich die britische Hauptflotte, indem sie sich aus der Nordsee, jedenfalls als ständigen Aufenthaltsorte, ganz entfernte und sich auf der nordwestlichen Seite der großbritannischen Inseln oder bei den Orkney- und Shetlandsinseln unter Anwendung umfangreichster Vorsichtsmaßregeln de facto unerreichbar aufhielt. Deutschen Unterseebooten ist es gelungen, einige ältere englische Panzerschiffe in der Gegend des Ärmelkanales zu vernichten, aber dabei ist es geblieben. Gegenüber manchen irrigen Ansichten in Deutschland muß man hervorheben, daß es bis jetzt den deutschen Unterseebooten nicht gelungen ist, der britischen Hauptflotte Schaden zu tun. Die vor einer Reihe von Wochen erfolgte Vernichtung des übrigens nicht mehr modernen und kleinen Schlachtschiffes „King Edward VII." ist bis jetzt ihrer Ursache nach ebensowenig aufgeklärt, wie hinsichtlich des Ortes, wo sich das Schiff befand. Dagegen brachten die Streifzüge der deutschen Unterseeboote während der ersten Kriegsmonate eine unschätzbar wertvolle Erfahrung: wie Außerordentliches, bisher Ungeahntes man diesen Fahrzeugen und ihren Besatzungen zumuten könnte. In Friedenszeiten ist es nicht für möglich gehalten worden, daß Unterseeboote wochenlang in See bleiben könnten.

Digitized by Google

Faßt man alle diese Momente zusammen: die rechtswidrige und ruchlose Kriegführung Englands, die Unmöglichkeit der deutschen Seekriegsmittel, einen erfolgreichen Ozeanhandelskrieg zu führen und anderseits die britische Hauptflotte durch die Mittel des Kleinkrieges schwer zu schädigen, und schließlich die Erfahrung der neuen ungeheueren Leistungsfähigkeit der Unterseeboote, so mußte sich mit organischer Notwendigkeit der Gedanke ergeben, mit dem Unterseeboote Krieg gegen den britischen Seehandel zu führen. Schon im Spätherbst 1914 wurden hier und da englische und französische Handelsschiffe durch Unterseeboote vernichtet, und je mehr die Zeit vorschritt, und je rücksichtsloser die britische Erstickungskriegführung wurde, desto gebieterischer drängte sich die militärische Notwendigkeit auf, das Unterseeboot systematisch zum Kriege gegen den britischen Handel, und zwar in den heimischen Gewässern Großbritanniens und Frankreichs zu verwenden. Manche Personen und Kreise in Deutschland — der Verfasser dieser Abhandlung hat nie dazu gehört — hofften, hoffen übrigens auch heute noch auf ein Eingreifen der Neutralen unter Führung der Vereinigten Staaten gegen die großbritannische Meeressperrung. Sie erfolgte nicht, denn die Vereinigten Staaten fanden ihren geldlichen Vorteil in ungeheueren Kriegslieferungen an unsere Feinde, und die Politik Wilsons dürfte von Anfang an weit enger mit derjenigen Großbritanniens liiert gewesen sein, als man in Deutschland im allgemeinen anzunehmen geneigt war. Auf der anderen Seite konnte kein Zweifel mehr bestehen, daß Deutschland mit dem Unterseeboote eine, und zwar unter sotanen Verhältnissen die einzige Waffe besaß, mit der man dem großbritannischen Inselreiche wirksam und empfindlich zuleibe gehen konnte.

Das mögen im großen und ganzen die Motive und Erwägungen gewesen sein, welche zum Erlaß der deutschen Regierung vom 4. Februar 1915 geführt haben. In England rief der Erlaß und die Führung des Unterseehandelskrieges eine starke Reaktion hervor. Der Premierminister Asquith hielt am 2. März 1915, also vierzehn Tage nach Beginn des Unterseehandelskrieges, eine Rede, in der er ihn „einen in der Geschichte beispiellosen Schritt“ nannte, „getan durch Mobilisierung und Organisierung eines Feldzuges der Piraterie und des Raubes, nicht auf der See, sondern unter der See.“ Asquith bestritt der deutschen Regierung jedes Recht, die großbritannischen Küstengewässer und die des Kanales als Kriegsgebiet zu erklären, obgleich er wußte, daß die deutsche Regierung damit lediglich dem Beispiele der großbritannischen Admiralität gefolgt war. Asquith erklärte die deutschen

Digitized by Google

Methoden als in jeder Beziehung verwerflich und verbrecherisch, zog die Konsequenz für die britische Kriegführung dahin: „daß es unter den obwaltenden Verhältnissen keine Form des wirtschaftlichen Druckes gibt, zu deren Ausübung wir uns nicht berechtigt fühlten". So hat es, wie wir wissen, die britische Kriegführung seitdem bis zum heutigen Tage gehalten.

Es ist nicht die Aufgabe dieser Betrachtung, eine vollständige Schilderung des deutschen Unterseekrieges in seinem Verlaufe darzustellen. Das würde in politische Erörterungen, besonders hinsichtlich der deutsch-amerikanischen Beziehungen führen. Ich übergehe deshalb die verschiedenen deutsch-amerikanischen Notenwechsel und stelle nur als deren Ergebnis fest, daß vom Sommer 1915 an die deutsche Regierung es als politisch zweckmäßig ansah, dem amerikanischen Verlangen nachzugeben und den Handelskrieg in den nordeuropäischen Gewässern einschließlich des Ärmelkanales einzuschränken. Dieses amerikanische Verlangen wurde, beiläufig bemerkt, nicht erst nach Vernichtung der „Lusitania" und nachher des „Arabic" geäußert und diplomatisch vertreten, sondern gleich nach dem deutschen Kriegsgebieterlasse. Seitdem hat die Regierung zu Washington auf verschiedenen Wegen, aber ohne abzulassen, versucht, die deutsche Regierung zum Abschwören des Unterseehandelskrieges in wirksamer Weise zu veranlassen, und hierauf führt sich auch die Spannung zurück, welche gerade jetzt zwischen Berlin und Washington besteht. Auf diese Dinge sei, wie gesagt, nur beiläufig hingewiesen.

Nach der erwähnten Rede des großbritannischen Premierministers schlug Lord Beresford vor: daß alle diejenigen deutschen Unterseebootsbesatzungen, welche gelegentlich eines solchen Aktes von Piraterie und Seemord gefangen würden, getrennt von den übrigen Kriegsgefangenen gehalten werden sollten, einerlei, ob sie Offiziere oder Mannschaften wären. Nach dem Kriege müsse dann ein Verfahren wegen Mordes gegen sie eingeleitet werden. Der Premierminister antwortete, er könne zu diesem Punkte noch nichts Bestimmtes sagen, sei aber der Ansicht, daß man in ernste Überlegung ziehen müsse, wie nach dem internationalen Gesetze Personen zu behandeln seien, welche bei der Ausübung solcher Handlungen sich beteiligt hätten.

„Seemord" und „Piraterie" ebenso wie „solche Handlungen" sollten, wie kaum erwähnt zu werden braucht, die Ausübung des Unterseehandelskrieges bedeuten. Wie Admiral Beresford vorgeschlagen hatte, so wurde es in der Folge: die in britischer Kriegsgefangenschaft befindlichen deutschen Unterseebootsbesatzungen wurden nicht mehr als Kriegsgefangene, sondern als schwere Verbrecher behandelt. Auf eine Be-

Digitized by Google

schwerde seitens der deutschen Regierung antwortete die großbritannische ablehnend. Hierauf griff man deutscherseits zur Maßnahme, daß eine Zahl englischer Kriegsgefangener, und zwar lauter Offiziere, aus den sogenannten vornehmsten englischen Familien stammend, von den in deutscher Hand befindlichen Kriegsgefangenen getrennt und ebenfalls als Verbrecher in Einzelhaft genommen wurden. Diese Maßnahme erregte in England zunächst die übliche sittliche Entrüstung, dann gab man aber nach, behandelte die deutschen Unterseebootsbesatzungen wieder als Kriegsgefangene, worauf auch die deutsche Repressalie aufgehoben wurde. Eine Reihe von Monaten hörte man dann nichts mehr von dieser Frage. Dann, im vergangenen Herbst, wurde durch amerikanische Zeitungen die ebenso schimpfliche wie grauenvolle „Baralong"-Affäre ans Licht der Öffentlichkeit gebracht. Der Sachverhalt war kurz der folgende gewesen: Ein deutsches Unterseeboot hatte einen Dampfer angehalten und ein Detachement der Unterseebootsbesatzung war gerade bei der Untersuchung des Dampfers — er trug den Namen „Nicosian" — beschäftigt, da kam der britische Hilfskreuzer „Baralong" heran. Der „Baralong" war als amerikanischer Dampfer verkleidet, führte die amerikanische Flagge und außerdem an der Außenseite des Rumpfes zwei Bretter mit aufgemalter amerikanischer Flagge. Als das Schiff in der Nähe des Unterseebootes war, verschwanden die amerikanischen Abzeichen, die britische Flagge wurde gehißt und der „Baralong" eröffnete aus nächster Nähe Feuer auf das deutsche Unterseeboot. Dieses sank und der unverwundete Teil der Besatzung, darunter der Kommandant, sprangen ins Wasser und schwammen nach der „Nicosian". Während sie schwammen oder sich an herabgelassenen Tauen hielten, befahl der Kommandant des „Baralong" die Deutschen zu erschießen und keine Gefangenen zu machen. Das geschah unter Anleitung des Kommandanten und allseitiger großer Fröhlichkeit. Auch die Deutschen, welche sich an Bord der „Nicosian" befanden, wurden von der Baralongbesatzung aufgesucht und einzeln ermordet, wehrlos, wie sie waren. Die amerikanischen Augenzeugen, die nachher vereidigt worden sind, haben besonders betont, mit welchem Vergnügen und mit welcher Selbstverständlichkeit die Ermordung der wehrlosen, die Hände hochhaltenden Deutschen durch die britischen Offiziere und Mannschaften vorgenommen wurde.

Auf Veranlassung der deutschen Regierung haben dann durch Vermittlung der Botschaft zu Washington eidliche Vernehmungen der amerikanischen Zeugen stattgefunden. Darüber verging ziemlich lange Zeit, die Sache wurde jedoch ausgiebig in der Presse besprochen, und im Win-

Digitized by Google

ter schrieb eine angesehene amerikanische Zeitschrift gelegentlich einer Betrachtung über den Unterseebootskrieg und die mutmaßlichen deutschen Verluste: englische Offiziere hätten erzählt, daß seit der Versenkung der „Lusitania" deutsche Unterseebootsbesatzungen, welche in die Gewalt der britischen Marine gerieten, niemals mehr zu Gefangenen gemacht, sondern gleich getötet würden. Das wurde so beiläufig erwähnt und ist in der Presse verhältnismäßig wenig beachtet worden, obgleich jener Äußerung in der Tat erhebliche Bedeutung zukam und zukommt. Ich habe damals versucht, die Aufmerksamkeit auf diese Mitteilungen zu lenken und meine Auffassung durch folgenden Gedankengang zu begründen: Seitdem die großbritannische Regierung von einer Behandlung gefangener deutscher Unterseebootsbesatzungen als Verbrecher Abstand nehmen zu müssen glaubte, weil ihr die deutschen Gegenmaßnahmen zu unangenehm waren, beschloß sie zwar, die vorhandenen deutschen Unterseebootsgefangenen wie Kriegsgefangene zu behandeln, aber keine neuen Unterseebootsgefangenen mehr machen zu lassen. Die amerikanische Version: dieses englische Verfahren sei durch den „Lusitania"- und „Arabic"-Fall veranlaßt worden, ist im Grunde zweifellos unrichtig, aber es scheint sehr plausibel, daß die britische Regierung, gerade um den Amerikanern zu gefallen, erklärt hat und erklären ließ, daß das unmenschliche Verhalten der deutschen Unterseeboote in den Fällen „Lusitania" und „Arabic" fortan unmöglich mache, die deutschen Unterseebootsbesatzungen anders denn als Mörder zu behandeln, daß man sie also auf der Stelle töte. Danach wäre, und ich bin davon überzeugt, der „Baralong"-Fall keineswegs eine Ausnahme gewesen, vielmehr hätten der Baralongkommandant und seine Besatzungen nur vorschriftsmäßig gehandelt, nämlich den Vorschriften der Admiralität gemäß. Daß diese nicht öffentlich erfolgt sind, liegt nahe genug. Alle Zusammenhänge lassen darauf schließen, daß die Dinge so und nicht anders liegen. Und wer weiß, ob nicht noch mehr deutsche Unterseebootsbesatzungen ebenso abgeschlachtet worden sind. Sollten, was nicht bekannt ist, noch Unterseebootsbesatzungen in britische Hand gefallen sein, so darf man nicht bezweifeln, daß ihnen dasselbe Schicksal zuteil geworden ist, wie den Baralongermordeten. Es handelt sich also auch nicht um die verbrecherische Handlung der Baralongbesatzung allein, sondern um die verbrecherische Weisung, welche die britischen Kommandanten von ihren vorgesetzten Kommandos, letzten Endes von der Admiralität, erhalten haben. In Deutschland hat man das zuerst durchaus nicht glauben wollen, hat von den ritterlichen englischen Seeoffizieren gesprochen und die deutsche Note, welche durch amerikanische Vermittlung von der großbritannischen

Digitized by Google

:gierung Genugtuung und Sühne forderte, sprach noch treuherzig den
:danken aus, man wäre deutscherseits bereit gewesen, die Baralong-
von einem aus britischen Seeoffizieren zusammengesetzten Gerichts-
se verhandeln zu lassen. Das wurde in der zweiten Note gesagt, nach-
n die britische Regierung auf die erste deutsche Note in schnöder Ab-
mung geantwortet hatte. Wir brauchen auf diesen Notenwechsel nicht
hr einzugehen, aber man kann nur erfreulich finden, daß der Gedanke:
n „Baralong"-Fall einem britischen Seeoffiziergericht anzuvertrauen,
ht zur Tat geworden ist. Diese Seeoffiziere würden einfach festgestellt
ben, daß man Mördern, wie den deutschen Unterseebootsbesatzungen,
genüber nicht anders verfahren könne: die Baralongleute hätten voll-
nmen richtig gehandelt. Dann wäre die deutsche Regierung an dieses
:teil gebunden gewesen und hätte keine Möglichkeit zu irgendeinem
:iteren Schritt in der Sache gehabt. Glücklicherweise ist es anders ge-
nmen: die großbritannische Regierung hat, wenn nicht ausdrücklich,
doch de facto, den „Baralong"-Fall vollkommen vertreten, insofern
mit unwahren Anklagen gegen die deutsche Kriegführung antwortete,
: Zeugenaussagen in der „Baralong"-Sache als unglaubwürdig hin-
llte und den von vornherein nicht als ernst gemeinten und als Ver-
hnung der deutschen Regierung wirkenden Vorschlag machte: die
ache vor einen amerikanischen Gerichtshof zu bringen. Dieser Vor-
lag tritt erst dann in das richtige Licht, wenn man in Betracht zieht,
ß die Vereinigten Staaten von Anfang an schärfste Gegner des deut-
en Unterseehandelskrieges gewesen sind. Ein amerikanischer Ge-
htshof würde — ganz abgesehen von der sonstigen Unmöglichkeit
ner Annahme — die Gelegenheit ausgiebig benutzt haben, um auf
:se Weise den Unterseehandelskrieg für „ungesetzlich" zu erklären und
: deutsche Regierung auf diese Entscheidung festzulegen. Wie nicht
ders denkbar, hat die deutsche Regierung dann Vergeltungsmaß-
hmen angekündigt. Wann sie eintreten sollen und welcher Art sie sein
:rden, darüber ist in diesem Augenblicke noch nichts bekannt.

So abscheulich der „Baralong"-Fall an sich ist, so hat sein Bekannt-
werden das Gute gehabt, allen, die hören und sehen wollen, zu
igen, in welchem Geiste Großbritannien den Krieg gegen uns führt.
s ist keineswegs eine „chauvinistische Übertreibung", dieses zu sagen,
nn der „Baralong"-Fall ist lediglich ein Sympton des Geistes, in dem
e großbritannische Kriegführung gehandhabt wird. Der Unterseе-
ndelskrieg und überhaupt die erfolgreiche Tätigkeit der deutschen Unter-
:boote hat in England ebensoviel Wut wie Überraschung erregt, denn
an besitzt keine wirksame Waffe gegen das Unterseeboot, vor allem weiß

Digitized by Google

die großbritannische Regierung genau, daß die größte Flotte und eine auf der Wasseroberfläche unbestrittene Seeherrschaft nicht imstande ist, den britischen Seehandel gegen einen systematisch und rücksichtslos gehandhabten Unterseebootskrieg zu schützen. Der Seehandel ist aber bekanntlich im Sinne des Wortes Großbritanniens Lebenselement. Die alte britische Lehre droht unwirksam zu werden: daß die großbritannischen Inseln mit ihrer Bevölkerung niemals in wirtschaftliche Not geraten könnten, solange die Flotte unversehrt und seebeherrschend sei. Deshalb, weil man das weiß, werden die deutschen Unterseebootsbesatzungen zu Verbrechern und Mördern gestempelt und ihr Handelskrieg als „Seemord" und „Piraterie" bezeichnet. Solidarisch mit dieser Auffassung Großbritanniens sind die Vereinigten Staaten. Den alten angelsächsischen Cant finden wir auch in dieser heuchlerischen Verurteilung und Infamierung des deutschen Unterseebootskrieges und der Besatzungen, die ihn in todesverachtender schwerer Pflichterfüllung führen. Das ist immer die angelsächsische Methode gewesen: eine unbequeme, gefährliche und mit Gewalt nicht zu beseitigende Sache für widerrechtlich, unsittlich usw. zu erklären; ebenso wie umgekehrt alles was den angelsächsischen Interessen dienen sollte, durch Gründe der Religion, der Zivilisation usw., oder der Heilighaltung von Verträgen gerechtfertigt wurde. Und das angesichts einer britischen Politik, welche sich in größerem Umfange und systematischer als die irgendeines anderen Landes einschließlich der Gebräuche der italienischen Renaissance, der Bestechung, des Meuchelmordes und jedes anderen zweckmäßig erscheinenden Verbrechens bedient hat. Und um zur Kriegsführung zurückzukehren: wer könnte die wehrlosen Städte zählen, welche Großbritanniens Flotten ganz oder teilweise in Asche gelegt haben, wer die Tausende wehrloser Eingeborenen, welche Großbritanniens Kolonialheere zur höheren Ehre der Kultur geschlachtet haben. Im Anfang dieses Krieges, nach jenem Gefechte in der Helgoländer Bucht, am 28. August, ist durch Augenzeugen festgestellt worden, wie britische Offiziere und Mannschaften auf hilflose deutsche Matrosen schossen, die im Wasser schwammen. Gleichwohl gab es damals noch keinen Unterseehandelskrieg, nicht „Seemord" und „Piraterie". Es gefiel aber den Engländern, die schwimmenden Deutschen als Scheibe für ihre Schießübungen zu benutzen. Dabei wird natürlich niemand bestreiten wollen, daß auch Beispiele anderen Verhaltens vorhanden sind. Was wollen diese aber besagen, wenn wir die unbestreitbare Tatsache festhalten, daß es sich nicht um einen „Baralong"-Fall, sondern um ein „Baralong"-System handelte. Wie gesagt, bezeichnet dieses System den Geist, in welchem England diesen Krieg

Digitized by Google

gegen uns führt. Es zeigt ihn wirklich und symbolisch. Es ist der Geist des Willens zur Vernichtung, ohne irgendwelche Rücksicht auf die Mittel. Je gefährlicher den Briten eine deutsche Waffe erscheint, desto rücksichtsloser und desto niederträchtiger ist Methode und Praxis ihrer Bekämpfung. Die deutsche Unterseewaffe ist, wie wir gesehen haben, unseren britischen Feinden ganz besonders unangenehm und gefährlich, weil sie kein wirksames Gegenmittel haben. Deshalb erklärt er diese Waffe für ungesetzlich, für eine Waffe des Mordes und der Piraterie; beiläufig bemerkt, ist der Ausdruck Piraterie nicht weniger töricht als der des Mordes in diesem Sinne, denn der Begriff des Piratentums ist bekanntlich unzertrennlich von demjenigen des Beutemachens und des Vernichtens von Handelsschiffen um des Beutemachens willen. Man sieht es in den englischen Zeitungen jeden Tag, wie das Britentum alle Form und alle kühle Gelassenheit verliert im Augenblicke, wo von deutschen Unterseebooten, von deutschen Minen und deutschen Luftfahrzeugen die Rede ist. Seine sittliche Entrüstung steigt dann zum Siedepunkt. Der Unterschied ist höchst bemerkenswert, wenn man sieht, wie auf der anderen Seite kleine deutsche Teilerfolge, wie der „Appam"-Fall, weder die britische Regierung noch die Presse erregen. Da findet man sogar neben ganz ruhiger Beurteilung Worte der Anerkennung für den Schneid der deutschen Offiziere und Besatzungen, für ihre „Ritterlichkeit" usw. Der Grund liegt nun nicht darin, wie deutsche Zeitungen naiverweise annahmen, daß hier der englische Sinn für Sport die Deutschfeindlichkeit in den Hintergrund gedrängt habe. Und die gleichen *gutgläubigen* Deutschen irren sich schwer, wenn sie meinen, dies sei doch ein Zeichen, daß es noch Brücken zwischen deutschem und englischem *Wesen* gäbe usw., daß man in England den Krieg ohne Haß zu führen beginne, sobald die heimtückische Unterseewaffe nicht angewendet werde. Das alles trifft nicht den Kern. Der Unterschied begründet sich in Wirklichkeit lediglich darin, daß der Engländer in der deutschen Unterseewaffe und deren zweckmäßiger Anwendung eine ungeheure Gefahr für Gegenwart und Zukunft erblickt. Eine Gefahr, die an die Wurzeln der großbritannischen Weltmacht geht. Was kleine Teilerfolge, wie die „Appam"-Sache anlangt, so weiß der Engländer genau, daß das nichts als Achtungserfolge sind und ihnen nicht der geringste Einfluß auf den Verlauf des Krieges zuzumessen ist. Deshalb benutzt der Engländer diese Gelegenheit, um edel und „sportmäßig" zu sein. Die Behauptung, daß der Engländer alles von uns, was ihm stark und deshalb gefährlich zu sein scheint, ohne Rücksichten und mit gemeinsten Mitteln zu vernichten sucht, zeigt sich besonders auch auf dem Gebiete des Handels.

Digitized by Google

Vom Beginn des Krieges an, und zwar nach sorgfältiger systematischer Friedensvorbereitung ging England in der ganzen Welt ans Werk, um das deutsche Auslandsgeschäft zu ruinieren. Das geschah nicht nur durch die bekannten Verleumdungen der Presse, sondern durch einfachen Raub und Diebstahl des deutschen Eigentums, auf Weisung von London verbrannte man sogar die Geschäftsbücher, ein bisher wohl ohne Beispiel dastehendes Verfahren. Bestehende Verpflichtungen wurden kaltblütig als zunichte geworden erklärt und im weiteren Verlaufe des Krieges haben großbritannische Regierungsvertreter wiederholt erklärt, diese oder jene Maßnahme sei nötig, weil man ja doch den Handel und die Wirtschaftskraft überhaupt des deutschen Volkes vernichten müsse. Natürlich um der Kultur und der Wohlfahrt der Menschheit willen. Man hat im Kolonialbezirk Neu-Guinea Deutsche, unter ihnen den Bezirksarzt, nach vorhergegangenem ungesetzlichen Urteilsspruche von seiten des Gouverneurs öffentlich auspeitschen lassen in Gegenwart der Eingeborenen, um das deutsche Prestige tödlich zu treffen. Dieser schändliche Vorgang, dieses schandbare Verbrechen wurde ebenfalls auf Befehl des Gouverneurs photographisch aufgenommen und von der Südseepresse reproduziert.

Man sollte meinen, daß es nicht nötig wäre, in Deutschland immer wieder auf diese Dinge hinzuweisen, um begreiflich zu machen, in welchem Geiste und zu welchem Ende Großbritannien diesen Krieg gegen uns führt, daß es in der Tat ein Daseinskrieg für uns ist, daß wir ihn nur durch Kampf bis ans Ende gegen England zur Entscheidung bringen können. Kommt dieser Kampf nicht zur Entscheidung, sondern bleibt, wie leider manche Deutsche wünschen, ein unausgefochtener Krieg, dann muß das die schwersten, ja verhängnisvolle Folgen für die deutsche Zukunft haben. Auf die Frage aber, ob wir denn die Mittel haben, um die Entscheidung gegen England zu unseren Gunsten zu erzwingen, lautet die Antwort: ja, wir haben sie in der Hand und bereit. Sie brauchen nur angewandt zu werden. Nicht allein, ja zum kleinsten Teil als Vergeltungsmaßnahme für den „Baralong" — was bedeutet im Daseinskampfe eines großen Volkes der Begriff einer Vergeltungsmaßnahme — sondern als Kampfmittel der Entscheidung in diesem Daseinskampfe.

Digitized by Google

Briefe eines Auferstandenen.

Von Wladimir Medem in Warschau.

Wladimir Medem (geboren 1879 zu Minsk) wurde im Jahre 1901, als er an der Universität Kiew Medizin studierte, wegen „sozialistischer Umtriebe" verhaftet. Im nächsten Jahre gelang es ihm auf eine geradezu phantastische Weise ins Ausland zu fliehen. Er lebte viele Jahre in der Schweiz als einer der Hauptführer der stärksten und ältesten jüdisch-sozialistischen Partei „Bund". Später zog er nach Wien, wo er eine liberale Petersburger Tageszeitung vertrat. Als ihm die Redaktion dieser Zeitung vorschlug, nach Petersburg zu ziehen, um einen Posten bei der Redaktion selbst zu übernehmen, ließ Medem durch seine Verwandten beim Polizeidepartement Erkundigungen einziehen, ob er nach Rußland zurückkehren dürfe. Da ihm ausdrücklich versichert wurde, daß seine „Verbrechen" verjährt seien, reiste Medem im Jahre 1913 nach Rußland. An der Grenze wurde er verhaftet, und hier beginnt seine Leidensgeschichte, die er in den folgenden Briefen schildert.

Erster Brief.

Lieber Freund!

Es war am 3. Mai des Jahres 1915. Ein richtiger Frühlingstag war es, warm, schön und voller Sonnenschein. Damals merkte ich es freilich kaum, aber jetzt entsinne ich mich dessen ganz genau. Den Krieg konnte man dem Straßenbilde so gut wie gar nicht anmerken: nur daß die vielen schmucken Sanitäterinnen hin- und herschlenderten und mit jungen Offizieren in feschen Autos vorbeisausten. Die Straßen wimmelten von Menschen. Und die Menschen sahen so froh aus, und die Frauen so schön und frisch, und es gingen so viele Mädchen in luftigen weißen Kleidern vorbei — ich habe es so gern, wenn die Mädchen weiß gekleidet gehen . . . Und das junge Grün in den Alleen, und die liebe Sonne, die durch das junge Grün schien . . .

Ich sah aber dem bunten Treiben recht teilnahmslos, recht gleichgültig zu. Nur manchmal schoß mir der Gedanke durch den Kopf: du mußt ja von dem allen Abschied nehmen! Und dann saugte ich mich mit einer plötzlich auflodernden Gier an irgend einem Stück vorbeieilenden Lebens fest. Da steht ein junges Mädchen an der Straßenecke und wartet auf die Elektrische: ein halbwüchsiger Backfisch in kurzem Kleidchen, mit einem lieblichen Gesichterl und schönem braunem Haar, steht da und achtet gar nicht auf den blassen traurigen Mann, der sie mit einem langen starren Blick verfolgt. Der Mann aber hat auf einmal ein geradezu abergläubisches Gefühl: du mußt in dein Gedächtnis die Gesichtszüge des lieben Kindes einprägen, du mußt sie immer wieder und immer wieder anschauen, bis sie dir aus den Augen schwindet . . . Ein Wagen kommt herangefahren und verstellt mir sekundenlang die Aussicht: ich schaue aus dem Fensterchen hinaus und warte gespannt: wird er denn eine Ewigkeit mit uns gleichen Schritt halten? Ich muß und muß noch einmal das Mädel zu Gesicht bekommen: sonst . . . ich weiß eigentlich nicht, was sonst geschehen wird, aber es wird etwas Schlimmes sein: ein böses Zeichen für mich. Dann entfernt sich auch der Wagen, und in der Ferne erblicke ich noch einmal das weiße Gesichterl mit dem braunen Haar und atme erleichtert auf. Dann bin ich wieder gleichgültig und stumpf.

Der Wagen rollt und poltert weiter. Es ist ein langer schwarzer Kasten. Wie ein Leichenwagen, in dem die armen jüdischen Leichen in der polnischen Provinz nach dem Friedhofe geschafft werden, sieht er aus. Und ein kleines Gitterfenster-

Digitized by Google

chen ist da, aus dem ich die schöne Welt beschaue, die ich nun lange, lange nicht mehr sehen werde. Denn ich fahre aus dem Gerichtssaal ins Gefängnis zurück, und erst vor einer halben Stunde habe ich aus dem Munde des alten Gerichtspräsidenten mein Urteil vernommen. „Verlust sämtlicher Rechte und vier Jahre Katorga[1])", so hat er mir mit seiner stolpernden, tonlosen, gleichmütigen Greisenstimme verkündet, dieser gefürchtete Warschauer Torquemada, der alte Herr mit dem langen, weißen Patriarchenbart und den jungen, bösen, schwarzen Augen. Vier Jahre Katorga!

Es war also vorbei. Ich hatte früher gehofft, ich werde „nur" mit einer lebenslänglichen Deportation nach Sibirien davonkommen — gipfelte doch die ganze Anklage darin, ich sei Mitglied des sozialdemokratischen Arbeiterbundes — nun kommen auch die vier Jahre hinzu . . . Aber auch mit dem Gedanken hatte ich mich im voraus vertraut gemacht — für jeden Fall . . . Und jetzt war ich ruhig. Nein, glaube mir, ich war wirklich ganz ruhig. Vielleicht abgestumpft, das kann ich schon zugeben. Nur etwas trostlos war mir zumute. Es war mir, als ob ein Nebelschleier die ganze Welt umhüllte. Als ob Freia wieder von den Riesen weggeführt wäre und das Leben seinen Glanz, seine Farben eingebüßt hätte. Nicht mein Leben, sondern das Leben. Merkwürdig genug! Das schöne, bunte Leben, in das ich nun eine schier unabsehbare Zeit keinen Eingang mehr haben sollte, hätte mir doch um so verlockender, um so strahlender erscheinen sollen. Dem war aber nicht so. Im Gegenteil: es verblich. Die Sehnsucht verging. Die Lust am Leben erschlaffte. Die Wünsche schwanden. Und ruhig fuhr ich „nach Hause" und wartete der Dinge, die da kommen sollten.

Vorläufig sollte freilich noch gar nichts kommen. Ich habe beschlossen, gegen das Urteil Berufung einzulegen, und so lange die nicht erledigt sein würde, würde ich noch in Untersuchungshaft bleiben, also von der eigentlichen Katorga so lange verschont sein. Die Geschichte dauert aber in der Regel mehrere Monate, und so hatte ich eine Galgenfrist vor mir. Und somit eine kleine Hoffnung: die Hoffnung auf das Wunder . . .

Es begann also von neuem das eintönige, langweilige Gefängnisleben, das ich nun seit nahezu zwei Jahren kannte. Es ist ein Leben wie jedes andere: mit seinen besonderen Interessen, mit seinen besonderen Sorgen. Recht kleinlich, kümmerlich, ja lächerlich sind die Interessen und Sorgen, aber sie füllen dennoch das Leben aus.

Das Gefängnis ist eine ganze kleine Welt, eigenartig und in sich abgeschlossen. Ich erwache am Morgen. Was steht mir heute bevor? Es ist Dienstag, es kommt also Besuch. Nun muß ich also vor allem die Milchflaschen bereitstellen und dann die schmutzige Wäsche zurechtlegen, die heute herausgegeben werden muß. Beides liegt draußen im Korridorschrank, also nur nicht vergessen: zur Mittagszeit wird der Schrank geöffnet. Was noch? Ja, ich muß meine Frau bitten, sie möchte mir einige Knöpfe mitbringen und auch etwas Garn. Eine Nadel, glaube ich, ist noch da? Rasch nachgesehen, — jawohl, die habe ich noch. Also nur Knöpfe und Garn.

Ein zweiter Tag. Was haben wir heute? Sonnabend. Also heute geht es in das Bad. Da muß ich gleich nachsehen, ob ich genügend Seife habe. Und es muß auch noch bestimmt werden, wer von uns im Vorraume des Bades Wache halten wird: sonst stehlen einem die Diebe alles mögliche weg. Was gibt es

[1]) Verschärftes Zuchthaus mit Zwangsarbeiten.

Digitized by Google

heute noch? Ja, es wird der Fußboden gescheuert und ich bin gerade an der Reihe.

Sonntag. NN. ist in den Karzer eingesperrt worden: hat Schach gespielt.

Montag. Ein neuer Gast wurde in die Nachbarzelle gebracht. Während des Spazierganges muß ein Gespräch mit ihm eingeleitet werden: vielleicht wird er was Interessantes erzählen.

Mittwoch. Der „Neuling" in der Nachbarzelle hat sich als ein alter Sträfling entpuppt: gibt lauter Lügen zum besten. Der NN. ist aus dem Karzer heraus — hungrig, aber vergnügt: er war nicht in den „finsteren", sondern in den „hellen" Karzer geraten, und so war es nicht allzuschlimm.

Donnerstag. Heute gab es eine allgemeine Revision. Freund X. hat sein kleines Taschenmesser im Munde verbergen wollen, man hat es aber doch gefunden. Das ganze Stroh aus den Kissen haben die Wärter hinausgeschmissen: um nachzusehen, ob nicht etwas drin stecke. Nun muß man während des Abendantretens den Direktorsgehilfen um frisches Stroh ersuchen. Also wer wird das Wort ergreifen? Man bestimmt den und den. Fertig.

Und so weiter und so weiter und so weiter. Tage vergehen, Wochen, Monate, das zweite Jahr meiner Untersuchungshaft ist zu Ende. Und ich lebe in den Tag hinein, und immer näher kommt der Augenblick herangerückt, wo das Urteil zur Vollstreckung gelangt und ich in die grausame Katorga wandere.

Den Reiz des Unbekannten hat freilich die Katorga für mich nicht mehr. Einen gewissen Vorgeschmack habe ich schon davon. Denn in den zwei Jahren habe ich schon manches erlebt, was vielleicht schlimmer war, als die schlimmste Katorga. Denn nicht die ganze Zeit hatte ich so ein geordnetes, geregeltes, ruhiges Gefängnisleben genossen. Mancher Sturmmonat, voll Schrecken und Qual, lag hinter mir. Und von diesen langen Monaten, wo die Not, das Elend, die Verzweiflung sich tief in die Seele hineinfraßen, will ich Dir einiges erzählen.

Zweiter Brief.

Als der Krieg ausbrach, hatte ich schon das zweite Jahr meiner Untersuchungshaft angetreten. Vom ersten Jahre ist wenig zu berichten. Es ging mir ziemlich gut. Habe ich doch den größten Teil dieser Zeit in einem Gefängnisse verbracht, das seinesgleichen suchen müßte.

Ich saß in der Warschauer Zitadelle. Da gab es ein kleines Gefängnis, das speziell für die „politischen Verbrecher" reserviert war und „Der zehnte Pavillon" hieß. Ein ganz komfortables Lokal. Etwas kalt und feucht ist das alte Gebäude schon, sonst aber durchaus annehmbar. Die Stuben licht und geräumig, und recht sauber dazu, das Essen ganz erträglich (und wer über eigene Geldmittel verfügte, durfte sich das Mittagessen aus dem nahen Offizierskasino holen lassen); die Behandlung durchaus korrekt: kein Drill, keine unnützen Schikanen. Eine ziemlich reiche Bibliothek war auch da. Weit hinter der Stadt lag das Gefängnis; ein schöner gartenartiger Hof war für die Spaziergänge reserviert. Flieder, Akazien und Kastanienbäume wuchsen dort, und wenn der Frühling und dann der Sommer kam, war es beinahe wie in einer Sommerfrische.

Gerade die letzten Monate vor Kriegsausbruch waren recht lustig und gemütlich. Da hatte ich zuletzt einen lieben, intelligenten Schlafgenossen erhalten (man saß zu zwei Mann in der Zelle) — einen jungen polnischen Studenten, der, obwohl er schon damals auf zwei Jahre Untersuchungshaft zurückblickte (jetzt

Digitized by Google

sind es schon dreiundeinhalb Jahre geworden), noch immer frisch, fröhlich, übermütig und knabenhaft ausgelassen war; und so gab es in unserer Zelle lauter Scherz, Lachen und Gesang.

Ein recht idyllisches Leben war es. Wir gingen unter den Akazien spazieren und fütterten mit Brotkrumen die Spatzen, die uns schon persönlich kannten, und unter denen wir auch unsere bestimmten Lieblinge hatten . . . Wir spielten Schach, verfertigten Schattenrisse, führten eine umfangreiche Korrespondenz mit den Nachbarzellen (verboten war es schon, aber man findet doch immer geeignete Mittel und Wege); wir wagten uns sogar an die Herausgabe eines illustrierten Unterhaltungsblattes; und so sausten die Tage und die Wochen vorbei. Wir lebten ohne an die Zukunft denken zu wollen. Und die Gegenwart machte uns recht verwöhnt.

Wenn ich das Wort „verwöhnt" gebrauche, so wirst Du wohl leicht begreifen, daß ich es in einem sehr relativen Sinn meine; also mit dem Vorbehalt: wie weit es überhaupt in einem Gefängnis gut gehen kann . . . Aber im Vergleich mit allen anderen Gefängnissen war es famos.

Und desto schroffer und peinlicher war der Übergang, als die Herrlichkeit zu Ende ging.

Und sie ging zu Ende, sobald der Krieg ausbrach.

Nun wurde alles anders. Vor allem mußten wir vom „Zehnten Pavillon" Abschied nehmen. Die Zitadelle wurde für ihre eigentlichen Zwecke bereitgestellt, und da mußten wir hinaus. Wohin? Das wußten wir noch nicht, aber auch das erfuhren wir bald genug.

Es war ein schöner Morgen, als die schwarzen Gefängniswagen vor unserem Tore hielten. Gendarmen zu Fuß und zu Pferd, das Gewehr geschultert, begleiteten den langen Zug, und durch die schlafende Stadt zu dem einen Stadttor hinein, zum andern hinaus, ging es in langsamem Schritt: in das große Warschauer Zuchthaus.

Ein großes, „modernes", etwa vor einem Jahrzehnt erbautes Gefängnis ist es, eine richtige kleine Stadt, mit Wohnhäusern und Dienstgebäuden, mit Fabriken und Werkstätten — alles von einer hohen und festen Wand umgeben; und ringsumher auf der Wand ragen bedettenartige Türme, in denen aufgepflanzte Bajonette blitzen: Wachposten!

Wir fahren in das Tor ein. Alles ruht. Die Fabriken liegen still. Es ist Krieg, und auch hier wird zur Evakuation geschritten. Aber ein merkwürdiger Ton läßt uns sofort aufhorchen: ein seltsames Klingeln, ein unaufhörliches, zartes, ich möchte fast sagen, silbernes Geläute wie von tausend Schlittenschellen . . . Was ist es? Woher kommt es? Ich weiß es nicht. Aber es ertönt von allen Seiten, es durchzittert die Luft; der ganze Hof, das ganze ungeheure Gefängnis scheint damit erfüllt zu sein . . . Ist es vielleicht eine Halluzination? Ist es nicht mein eigenes Blut, das in meinen Ohren singt? Aber meine Gefährten horchen ebenfalls auf . . .

Und plötzlich wissen wir: es sind die Ketten. Hunderte und Aberhunderte von Sträflingen liegen da, alle in Ketten geschmiedet. Bei der leisesten Bewegung ertönt das Eisen, und so steigt aus den festen ziegelroten Mauern eine ununterbrochene, schauerliche Zuchthaussinfonie empor. Und es fällt mir ein: wie sonderbar zart das schwere Eisen klingen kann.

Wir werden in Einzelzellen abgeführt. Alles ist voll, übervoll. In eine Zelle,

Digitized by Google

die etwa fünf Schritt lang und drei Schritt breit ist, werden drei Mann hineingesperrt. Das Kämmerlein mutet einen wie ein richtiger Sarg an: ein vollgestopfter Sarg! . . . Aber es betrübt uns herzlich wenig: wissen wir doch, daß es sozusagen nur ein Wartesaal ist; auch hier dürfen wir nicht mehr lange bleiben, — in wenigen Tagen geht der Weg weiter, tief nach Rußland hinein.

Wir sehen uns in unserem provisorischen „Heim" um. Zu sehen gibt es freilich recht wenig, wohl aber zu hören. Nun gesellen sich zu dem Kettengeläute auch noch andere, schärfere Töne. Erst achten wir nicht darauf, dann werden aber die Töne auffallend. Dröhnende Hammerschläge sind es, wie in einer Schmiede. Und wir wissen doch, daß die Fabriken stillstehen. Die Schläge kommen vom Hofe herauf. Also rasch an das Fenster! Das ist allerdings strengstens verboten. Sobald ein Gesicht im Gitterrahmen erscheint, erhebt der Wachtposten sein Gewehr, legt an, und wenn man nicht hurtig genug wegspringt, bekommt man eine Kugel durch den Kopf gejagt. Spaß wird hier nicht gemacht; es wird gut gezielt und scharf geschossen . . . Es gelingt uns aber doch von Zeit zu Zeit, einen Blick durchs Fenster zu werfen. Und da sehen wir schon, woher das Gedröhne kommt.

Es sind wieder die Ketten. Aber in einem anderen Stadium. Sie werden erst an Menschenfüße angeschmiedet. Denn für den Transport — so heißt es — müssen alle Sträflinge, auch die, welche früher auf freien Beinen herumliefen, in Ketten gelegt werden. Gruppenweise werden die Leute auf den Hof hinausgeführt, — die Sache wird en gros betrieben — 20 bis 30 Mann auf einmal; dann erscheint ein Aufseher, der aus dem Keller einen großen, schweren Stoß Ketten herbeischleppt: lauter altes verrostetes Eisen. Mit schwerem Gerassel schleudert er seine Last auf die Erde; eine dichte rötliche Wolke von Staub und Rost steigt empor. Und in wildem Andrang stürzen sich die Zuchthäusler darauf. Ein wirrer Knäuel von zusammengeballten Menschenleibern wälzt sich im Staub um die Ketten herum, ein wunderlicher Wettstreit entsteht . . . Ein Wettstreit um die Ketten? Sind denn die Leute besorgt, ohne „Schmuck" bleiben zu müssen? Ach nein, Eisen gibt es hier in Hülle und Fülle. Ein jeder will bloß ein l e i c h t e r e s Stück heraussuchen . . . Dann sind alle versorgt. Die Schmiede schwingen ihre Hämmer. Die Partie ist erledigt. Es kommt eine zweite an die Reihe, ein neuer Stoß Ketten wird herbeigeschleppt, wieder bildet sich der Menschenknäuel, wieder erdröhnt der Amboß . . . Und so dauert es tagein, tagaus und will kein Ende nehmen . . .

Es wird uns recht beklommen zumute. Kommen wir auch an die Reihe? Eigentlich wäre es durchaus gegen das Gesetz, — wir sind ja noch nicht abgeurteilt. Aber, du lieber Gott, Kriegszeit ist Kriegszeit, und das russische Gesetz ist eben das russische Gesetz, das dazu geschaffen ist, um nicht befolgt zu werden. Dürften wir ja laut dem Gesetz unsere Kleider behalten und doch wurden wir soeben bis an die Haut entkleidet und in Zuchthäuslertracht gesteckt. Da halfen keine Vorstellungen. „Kinder", — lautete die Antwort — „wollt ihr etwa Widerstand leisten?! Na, denn los. Auf ein paar Dutzend Patronen kommt es uns nicht an." Ach nein, wir leisteten keinen Widerstand . . . Und so waren wir auch jetzt bereit, die eisernen Dinge in Empfang zu nehmen . . .

Glücklicherweise sind wir doch verschont geblieben.

Ja, den „kleinen Schmuck", also die Handschellen, erhielten wir allerdings. Diese eisernen Armbänder behält man nur solange die Arrestkolonne über die

Digitized by Google

Straße marschiert. Im Eisenbahnwagen werden sie abgenommen. Doch auch dieses Vergnügen ist nicht sehr groß . . .

Also, wir liegen in unseren Särgen und warten. So kommt der dritte Tag. Früh morgens ertönt ein Gewirr von Schritten und Stimmen draußen in den Gängen, ein Laufen, ein Schleppen, ein Hasten . . . Alle Türen werden aufgerissen. „Hinaus! Rasch!" rufen die Wärter. Die Reise geht los.

Lange dauert die widerliche Abfertigungsprozedur. Dann wird eine vielhundertköpfige Marschkolonne gebildet und wieder geht es durch die ganze Stadt zum Bahnhof hinaus.

Ein langer Zug von vergitterten Arrestantenwagen hält am Perron. Hinein! Platz ist wenig da, die Wagen werden vollgestopft. Nur immer hinein! Noch mehr. Immer mehr. Endlich sitzen alle drin. Fertig. Abfahrt. Und in schleppendem Tempo setzt sich der Zug in Bewegung.

Weit, weit in den russischen Feldern, tausend Werst von Warschau entfernt, liegt eine mittelgroße russische Stadt. Orjol — heißt die Stadt. Dahin geht unser Weg.

Wir fahren drei Tage und drei Nächte. Es ist Anfang August; die Hitze ist unerträglich. Die Fenster sind geöffnet, aber es hilft wenig; wir können nicht Atem holen.

Platz zum Schlafen gibt es nicht. Auf den wenigen Bänken liegen zu zwei Mann; ein Liegen ist es eigentlich nicht; man kauert mit hoch aufgezogenen Knien. Und auch nur die wenigsten. Die meisten müssen mit dem Fußboden vorlieb nehmen: zwischen den Bänken, unter den Bänken liegen Menschen Leib an Leib, und es fehlt noch immer Platz; nicht einmal der Fußboden reicht für alle aus. So richten wir das Schlafen schichtweise ein. Die wachende Schicht steht oder hockt im Seitengange. Zum Essen haben wir etwas Schwarzbrot. Dann bekommen wir noch ein Stück Speck dazu. Aber der Speck erweist sich als ungenießbar. Und wenn auch einer es zustande bringt, ein Stück davon herunterzuschlingen, so muß er eine richtige Folterqual erdulden: das grenzenlos gesalzene Zeug ruft einen brennenden, grausamen Durst hervor, und gerade an Wasser mangelt es uns am meisten. So sind wir dem Verhungern und dem Verdursten nahe.

Die Nerven sind gespannt. Auf den Bahnstationen schreien wir unser Elend zu den Fenstern hinaus. Es hilft nichts. Einer nach dem zweiten bekommt schwere Anfälle: Ohnmacht und Krämpfe. Wir alle haben geschwollene Füße.

Endlich, endlich sind wir am Ziel. Aber es dauert noch eine große Weile, bis die Qual zu Ende ist. Unsäglich erschöpft, kaum noch imstande uns aufrecht zu halten, schleppen wir uns von der Bahn zum Gefängnis. Ein unendlich langer Weg ist es, und die Soldaten treiben uns gleich einer Viehherde an, brutal und erbarmungslos. Dann müssen wir noch lange Stunden auf dem Gefängnishof unter der sengenden Sonne warten und als wir schließlich hinein dürfen, fallen wir auf die harten Pritschen nieder und sind nicht imstande, den Finger zu rühren.

Dritter Brief.

Das Leben in Orjol kann ich Dir nicht ausführlich schildern, ich sollte denn ein ganzes Buch darüber schreiben. Das eine will ich nur sagen: zunächst war es eine richtige Fortsetzung unserer Reisequal. Wir haben weiter Hunger gelitten, sind in Schmutz und Ungeziefer gelegen und keine reine Wäsche und

Digitized by Google

kein Bad bekommen . . . Und die peinlichsten Schikanen kamen hinzu: das Gefängnispersonal hatte bisher lediglich mit Dieben und Strolchen zu tun, und es wollte den Leuten gar nicht einleuchten, daß uns eine andere Behandlung zukommt. Das rohe Dutzen, das schnoddrige Anfahren, der brutale Drill — das war für uns das Unerträglichste.

Recht trostlos war es, aber es war noch nicht das Schlimmste. Schlimmer als alles ist doch die Etappenwanderung, und es war mir beschieden, auch diesen übervollen Kelch bis auf den letzten Tropfen auszukosten.

Ich weiß nicht, vielleicht liegt es an einer persönlichen Anpassungsfähigkeit, die ich in außerordentlich hohem Grad besitze, aber sobald ich eine längere Zeit an einem Ort verbringe, kann ich mich auch an das Schlimmste gewöhnen. Man lebt sich eben ein. Sogar mit dem rohesten Gefängnispersonal kann man sich schließlich notdürftig vertragen. Es sind ja doch Menschen, und abgesehen von den wenigen, die in sich im vorhinein das Zeug zu einem Henker haben und bei denen der Gefängnisdienst gewisse sadistische Neigungen aufblühen läßt, sind es doch meistenteils schlichte russische Bauern, ausgediente Soldaten, die auch selbst mit ihrer Stellung meist unzufrieden sind und mit denen bei einem längeren Zusammenleben eine Verständigung durchaus nicht ausgeschlossen ist. Man wird sozusagen Stammgast und erfreut sich einer dementsprechenden Behandlung. Ganz anders ist es aber auf der Reise.

Sobald der Oberwärter in die Stube tritt und vom unheilvollen Zettel die Namen mühsam abzulesen beginnt, — die Namen derer, die weg müssen, sobald der Ruf ertönt: „Hinaus zur Etappe —, aber rasch, aber sofort, aber augenblicklich" — bist du kein Mensch mehr, sondern ein unbedeutendes, unpersönliches, nichtssagendes Teilchen eines großen Haufens, — eines grauen Haufens, der aus Menschenstaub, Menschenschutt und -Abfällen gebildet ist und gleichsam mit einer ungeheueren eisernen Schaufel zu einem unförmlichen Klumpen zusammengeworfen, irgendwo weiter hinübergeschleudert, auseinandergefegt, zu neuen Klumpen zusammengeschaufelt, in schmutzige Wagen verladen, wieder hinausgeschmissen, weiter hinweggefegt und wieder zusammengeballt wird. Und so geht es ins Endlose. Rücksichtnahme gibt es nicht. Eine ungeheuere, tote, erbarmungslose Maschine kommt ins Rollen. Sie erfaßt den verschwindend kleinen Einzelmenschen mit ihren stählernen, grausamen Lefzen, schleudert ihn in ihren bodenlosen Schlund hinein, würgt und arbeitet an ihm herum, zerreibt ihn beinahe mit ihren schrecklichen Mühlsteinen; und wenn sie dann nach vollbrachter Arbeit ihr Opfer irgendwo, tausend Werst weit ausspeit, so ist der Mensch zermalmt, zerfasert, — physisch so gut wie moralisch. Und wenn es noch hinzukommt, daß die ganze M.schine verrostet und zerrüttet ist, wenn es zum regelmäßigen, ordentlichen Klappen nicht kommen will, wenn der ganze Betrieb stoß- und ruckweise vor sich geht, dann ist es das Schlimmste, was man sich nur ausdenken vermag.

Und so war es nun eben. Denn der Krieg hatte die Wege verlegt, den Eisenbahnverkehr beeinträchtigt, den ganzen Apparat aus den Fugen gehoben, gleichzeitig aber eine schier unabsehbare Menge neuen, überzähligen Menschenmaterials dem Ungeheuer in den Schlund geworfen; und das Ungeheuer war außerstande, das Material zu verarbeiten und zerrte und würgte daran; und ein jeder Schwung der großen, schweren Räder kostete Menschenleben. Keiner war schuld daran, es war eben alles in Stockung gekommen: der Krieg hat es verursacht. Aber wehe dem, der unter die schweren Räder gelangte. Und ich war darunter.

Digitized by Google

Aber ich will es Dir der Ordnung nach erzählen. Ich sitze also vorläufig in Orjol, im alten Gefängnis, das sich mit seinen weißen Türmen von außen recht schön ausnimmt: etwas altertümlich, an eine Art Kreml erinnernd. Drinnen ist es aber nichts weniger als schön. Ich liege in einer elenden, schmutzigen, vollgestopften Stube und denke darüber nach, wie schön es der hat, dem immerwährend eine wenn auch nur bescheidene Menge frischer Luft zur Verfügung steht. Mir ist dieses Glück nicht beschieden. Jetzt geht es noch so — so. Es ist Herbst, tagsüber kann man noch die Fenster offen halten, aber nachts muß man sie schon schließen; denn es ist bitterkalt, und mancher muß auf dem Fußboden schlafen. Wie wird es erst im Winter sein? Und ich grüble im Stillen: wird es denn möglich sein, einen ganzen langen Winter in derartigen Bedingungen zu verbringen und doch am Leben zu bleiben? Damals erschien es mir als ein Ding der Unmöglichkeit. Und doch weiß ich jetzt, daß seither fünfzehn Monate verstrichen sind und daß meine Leidensgenossen schon die zweite Wintersaison in demselben Lokal verbringen ... Mancher mußte freilich inzwischen vom Leben scheiden.

Da kommt plötzlich die Nachricht: Du wirst zurück nach Warschau abgeschoben; die Gerichtsverhandlung soll nächstens stattfinden; mach' dich reisefertig. Nun gut. Also rasch an die Arbeit. Es wird ein Sack genäht, das bißchen Wäsche, das ich auftreiben konnte, hineingestopft, ein Stück Brot kommt hinzu, etwas Tee und Zucker, dann eine Teekanne, ein Trinkbecher und ein hölzerner Löffel. Fertig. Dann treten wir den Weg an, ich und meine fünf Mitangeklagten. Wir werden in den Flur hinausgeführt. Die Eskorte ist schon da. Namentlicher Aufruf, sorgfältige Revision. Rücksichtslos wird man mit rohen Händen angefaßt, abgetastet; es wird bald der, bald jener genötigt, sich bis auf die Haut auszuziehen. Alles „Verdächtige" wird hinausgeschmissen. Als verdächtig gilt aber Tabak, Streichhölzer, Zahnpulver (Luxusartikel!), ja sogar Butter, Schmalz und Speck. Bis vor kurzem war es nicht einmal erlaubt, Seife mitzuführen; jetzt wird es schon gestattet, aber höchstens e i n Stück ...

Dann wird man in Reihen aufgestellt, paarweise in Handschellen gelegt, und hinaus geht es zu der Bahn. Dann kommt die Fahrt im widerlichen Arrestantenwagen, dann wieder ein neues Gefängnis, eine neue Revision, ein neues schmutziges Loch; man liegt dort einige Tage; dann erscheint eine neue Eskorte, wieder gibt's einen Namenaufruf, wieder eine Revision, wieder der Weg zum Bahnhof, wieder der Arrestantenwagen, wieder ein neues Gefängnis und so weiter und so weiter. Wochenlang dauert solch ein Weg und wenn die Strecke weit ist, so können auch ganze Monate vergehen. Jetzt war aber Kriegszeit und, wie gesagt, lagen besondere Hindernisse im Wege. Und kaum waren wir zur ersten Etappenstation angelangt, — es war die Stadt Smolensk — so vernahmen wir schon die trostlose Nachricht: weiter geht es überhaupt nicht. Wieso denn? Na, ganz einfach: die Eisenbahnen, die nach der Richtung des Kriegsschauplatzes laufen, sind vom Militär belegt, der Etappenverkehr ist eingestellt. Ja, wie lange werden wir denn warten müssen? Der alte Gefängnisaufseher grinst: na, Kinder, bis zum Ende des Krieges werdet ihr euch schon gedulden müssen; vor Warschau wird gekämpft.

Und so traten wir in das neue „Wohnlokal" ein, in dem wir eine unabsehbare Zeit verbringen sollten, und als wir das Bild erblicken, das sich unseren Augen bot, wird uns geradezu schwindelig. Nun waren wir aus dem Fegfeuer in die richtige Hölle geraten.

Digitized by Google

Vierter Brief.

Wir werden in einen langen Korridor gebracht, schwarz und dunkel ist er wie ein Stollen. Dann wird eine Seitentür geöffnet, und eine drückende, widerliche, feuchtwarme Luftwelle schlägt uns entgegen. Wir werden hineingeschoben, die Tür fällt ins Schloß, und wir stehen und schauen verzagt einander an.

Stelle Dir eine Stube vor, acht Schritte lang und ebenso breit. Beinahe der ganze Raum ist von zwei mächtigen Bretterpritschen eingenommen, die von beiden Seiten bis an die Wände reichen. Bloß in der Mitte gibt es einen schmalen Durchgang. Und auf den Pritschen, zwischen den Pritschen, ja unter den Pritschen wimmelt es von Menschenleibern; stehend, liegend, sitzend, hockend, in einem wirren Durcheinander erblickt man sie da, ekelhaft, zusammengedrängt, schmutzig, schwitzend, zerlumpt und verkommen. Wie zum Hohn hängt ein Anschlag an der Tür: „Raum für 9 Mann". Es sind aber reichlich 25 da. Und es war noch einer von den „glücklicheren" Tagen. Manchmal stieg es bis in die 35 hinauf . . .

Geschlafen wird auf bloßen Brettern; Strohsäcke gibt es keine. Und es sind noch die Glückspilze, die sich eines solchen Lagers erfreuen dürfen: eines Bretteiles von zwei bis drei Hand breit; die übrigen müssen unter der Pritsche schlafen: auf dem kalten Asphaltboden. Als Kissen dient für den einen der Besen, für den anderen — seine stinkenden Stiefeln, für den dritten — die eigene Faust. Von einer Decke ist überhaupt keine Rede.

Und dann der Schmutz, der Gestank, das Ungeziefer . . . Sind ja doch Leute dabei, die hier bereits monatelang liegen und während der ganzen Zeit kein einziges Mal Wäsche gewechselt, kein einziges Mal sich ausgekleidet haben, kein Stückchen Seife zu Gesicht bekamen. Miriaden von Wanzen bilden an den Wänden kompakte schwarze Knäuel; bei Nacht steigen sie herunter und befallen einen mit einer Wut, die zur Verzweiflung bringen kann. Verlaust wird man unsäglich. Ich nahm es mir vor, zweimal täglich „auf die Jagd zu gehen"; man entkleidet sich vom Kopf bis zu den Füßen, und ein jedes Stück Wäsche wird sorgfältig durchgenommen. Aber was hilft es, wenn man die ekelhaften Geschöpfe auch noch so eifrig abschlachtet. In jeder Wäschenaht legen sie unzählige Eier, und am nächsten Tage muß man von vorne anfangen. Bei der anmutigen „Pirsch", auf die ich mich, wie gesagt, zweimal täglich begab, brachte ich jedesmal — Du wirst über meine eigenartigen statistischen „Forschungen" lächeln, mir war es aber bitter ernst damit — vierzig bis fünfzig Viecher zur Strecke, und einige Stunden später waren sie wieder da.

Mancher von den Kerlen, die da mit mir lagen, war so tief heruntergekommen, daß er in eine Art dumpfe Resignation verfiel und sich der Übermacht des Ungeziefers widerstandslos ergab. Er lag da und ließ sich verzehren. Andere gingen von Zeit zu Zeit auf die „Jagd". Und immer wieder gab da einer von den Zuschauern den Lieblingsscherz des Arrestanten zum Besten. „Mensch, nur nicht wählerisch sein, nicht den Verwöhnten spielen! Suche nicht die fettesten heraus. Der Ordnung nach wird geschlagen, so wie es eben geht." Und es wurde tatsächlich der Reihe nach geschlagen, methodisch, mit einer echt philosophischen Ruhe und Sammlung . . Zeit hatten wir genug . . .

Hunger litten wir fortwährend. Das Essen war elend und karg bemessen. Jedesmal, wenn die Schüsseln hereinkamen, warf man sich gleich wilden Tieren

Digitized by Google

darauf, und in einem Nu war alles ausgelöffelt. Wer nicht die Fähigkeit besaß, den heißen Brei blitzschnell herunterzuschlingen, ging unverrichteter Dinge von der Schüssel weg. Dazu mußte man zu sechs, zu acht, manchmal zu fünfzehn Mann zusammen aus einer gemeinsamen Schüssel essen, und es war ekelhaft; Kranke gab es darunter in Hülle und Fülle.

Die Luft . . . Na, man kann nicht einmal sagen, daß die Luft schlecht war: es war einfach gar keine Luft vorhanden. Der russische Strolch fürchtet sich vor allem vor Kälte; elend angezogen waren die Kerle auch; also kein Mensch wollte etwas davon hören, daß man nachts das Fenster offen läßt. Und der gewisse Kübel stand da und wurde eifrig benützt und . . . aber genug davon. Nur noch eines: der tägliche Spaziergang über den Gefängnishof dauerte ganze fünfzehn Minuten!

Seitens des Wärterpersonals wurden wir wie Tiere behandelt. Die Etappenarrestanten sind überhaupt außerhalb jedes Gesetzes gestellt — natürlich nicht de jure, wohl aber de facto. Ein Hagel von Schimpfworten prasselte auf uns ununterbrochen nieder. Daran gewöhnt man sich schließlich. Man beißt die Zähne zusammen und schweigt. Schweigt aber einer nicht, so ist eine wuchtige Ohrfeige, ein kräftiger Rippenstoß oder auch deren mehrere — keine seltene Folge. So zog ich vor, „das Maul zu halten". Aber auch auf diese Weise konnte man sich nicht von den verschiedensten Schikanen schützen.

Man ist erkrankt und will den Heilgehilfen sprechen. Ein kerniges Schimpfwort ist die Antwort. Man will ein Gesuch einreichen und bittet um die Erlaubnis dazu. Der Dialog, der sich dabei entspinnt, ist kurz und stilvoll: „Brauchst kein Gesuch zu schreiben". — „Aber . . ." — „Maul halten!" . . . Man will einen Brief schreiben. „Gibt's nicht . . ." Die stilistischen Blüten, mit welchen die betreffenden Antworten verziert werden, sind natürlich durchaus nicht druckfähig. Übrigens lassen sie sich ins Deutsche nicht übertragen.

So sah das gemütliche Institut aus, in dem wir stecken geblieben waren. Wir lagen nun da und fragten uns vergeblich, was da zu machen wäre. Hungrig und elend waren wir; Geld hatten wir keines, — man darf nämlich kein Geld auf den Weg mitnehmen —; für unsere Verwandten waren wir verschollen; nicht die leiseste Ahnung hatten sie davon, wo wir hingeraten waren. Ihnen Nachricht geben? Ausgeschlossen; wie gesagt, durften keine Briefe geschrieben werden. Und so saßen wir — hilflos und kraftlos, mit der einzigen Aussicht, in dem erbärmlichen Loch verrecken zu müssen.

Wir brüteten vor uns hin. Ach, ein Mensch, der so was nicht miterlebt hat, kann sich gar nicht vorstellen, bis zu welchem Grade die Gedanken und Wünsche unter solchen Verhältnissen zusammenschrumpfen. Ein schönes, unerreichbares Ideal, von dem ich damals träumte, war mir mein liebes, trautes Heim . . . im Warschauer Festungsgefängnis! Was würde ich nicht dafür geben, — pflegte ich dann zu sagen und ich meinte es durchaus ernst — wenn ich jetzt in meiner Festungszelle liegen könnte! Aber auch solch ein Traum schien mir schon vermessen. Sonst war ich viel bescheidener in meinen Wünschen. Als ich mein Abendessen genoß, — es bestand aus einem Stück Schwarzbrot — träumte ich davon, wie schön es wäre, dazu ein kleines Stückchen Wurst zu bekommen. Nicht um sich daran satt zu essen, bewahre! Nein, es handelte sich um eine ganz kleine Scheibe, so groß etwa wie ein Markstück: bloß um sich daran sattzuriechen und

Digitized by Google

vielleicht auch im Munde zu halten, so lange ich an dem harten Brote
:en werde.
Aber hinter diesen kleinen, elenden Wünschen ertönte doch unaufhörlich die
)ße Wunschdominante: nur durchhalten zu können!
Alles erdulden, alles ertragen will ich, es soll mir nur das eine gelingen: am
ben zu bleiben.
Daß es mir tatsächlich gelungen ist, diese Hölle lebend zu verlassen, ist ein
ihres Wunder. Du weißt ja, daß ich seit vielen Jahren an einer sehr ernsten
ierenkrankheit leide. „Unter einer Glasglocke müssen Sie leben", pflegte mir
:in Arzt zu sagen. Und doch geschah das Unfaßbare: dieser siechе, kraft- und
utlose Organismus raffte sich zu einer wunderbaren Anpassungsfähigkeit zu-
mmen. Ganz ohne Zutun meines Intellektes! Es war, als ob eine jede Faser
meinem Körper sich im stillen sagte: nun geht es um Leben und Tod, nun gilt
! Und der schwächliche Körper straffte sich und hielt durch.

Fünfter Brief.

Nun will ich Dir über die Gesellschaft berichten, in der ich diese trüben Mo-
nate verbracht habe. Unter der gesamten Bevölkerung der russischen Ge-
ingnisse, bilden die Etappenarrestanten die elendeste Schicht. Hunderttausende
)erden jahraus jahrein auf dem Etappenwege hin- und hergeschoben. Recht-
äßige Sträflinge gibt es darunter verhältnismäßig wenig. Größtenteils sind
s Strolche, Vagabunden aller Art, heruntergekommene Individuen, Leute, die
hren Namen geheimhalten, Leute, die ihren Paß verloren haben und zur Fest-
:ellung der Identität nach dem zuständigen Wohnort abgeschoben werden; die
etzte Kategorie ist besonders stark vertreten; hat doch ein russischer Schriftsteller
ichtig bemerkt, — daß, indem der Mensch sonst aus Leib und Seele besteht, der
iormale Russe drei Bestandteile aufweisen müsse: Leib, Seele und Paß; die
„unnormalen" wandern eben ins Loch. Dann kommt noch eine beträchtliche An-
zahl von Leuten hinzu, die sonst irgend ein Pech gehabt haben: ein Konflikt mit
)er Polizeibehörde, die nicht rechtzeitig „geschmiert" worden ist und die sich
dann dadurch rächt, daß sie den Unglücksmenschen nach dem Heimatsort zwangs-
weise wandern läßt. Und noch viele andere.

Smolensk ist ein großer Knotenpunkt, wo sich mehrere Bahnlinien kreuzen;
und so liefen beinahe täglich immer neue Etappenpartien ein und aus. Ein
Teil der Ankommenden, deren Weg in der Richtung zum Kriegsschauplatze lag,
blieb gleich bei uns in Smolensk stecken. Die übrigen wanderten nach einigen
Tagen weiter. So zogen in einer ununterbrochenen Reihe verschiedene Menschen-
typen an uns vorüber. Eine Art Kinofilm: bunt, abenteuerlich, oftmals un-
heimlich, aber immer interessant.

Da liegen drei junge kleinrussische Bauernburschen mit uns zusammen: kräf-
tige, rohe, raufлustige Gesellen. Sie waren in Kowno bei den Festungswerken
als Erdarbeiter beschäftigt: da hatten sie sich eines Tages besoffen und mit-
einander gerauft; der Festungskommandant ließ sie einsperren, dann wurden sie
tüchtig ausgepeitscht und, als „der Spionage verdächtig", nach ihrem Heimatsort
irgendwo im Kiewer Gouvernement abgeschoben. Auf sonderbaren Umwegen
hat man sie bis nach Smolensk gebracht, und da saßen sie schon drei Monate lang
und kamen nicht weiter. Ein vierter, älterer Bauer war da mit ihnen zugleich
gekommen. Der Kerl litt an einer sonderbaren Manie; er mußte immerfort

Digitized by Google

Märchen erzählen — lauter wirres, zusammenhangloses Zeug. Da machten sich die Burschen den Spaß, den armen Kerl zu frozzeln und zu quälen; sie nahmen ihn in ihre Mitte: „erzähle Brüderchen!“ Fing er an, so wurde er gezwickt; wurde er böse und wollte nicht fortfahren, so bekam er tüchtige Schläge, und täglich setzte der grausame Scherz von neuem an.

Da war ein Mann aus der Gegend bei Lublin; über zwei Monate lag er schon da, und hatte während der ganzen Zeit seine Stiefel kein einziges Mal ausgezogen. Man munkelte davon, in den Stiefeln sei Geld eingenäht; wahrscheinlich war es auch so, und dann war auch Vorsicht am Platze: denn einem anderen, weniger vorsichtigen Manne wurden in einem Nu ein Paar Hosenträger weggestohlen. Über den Verlust des alten Zeugs — das sein ganzes Vermögen darstellte — weinte der Mensch wie ein kleines Kind.

Da war ein alter Hirt aus dem Grodnoer Gouvernement, eine Hünengestalt, aber unsäglich heruntergekommen. Er litt an einer ekelhaften Krankheit: sein ganzer Leib war mit Geschwüren und Wunden bedeckt, aus denen fortwährend stinkender Eiter hervorsickerte. Er wurde auch wie ein Aussätziger behandelt. Nicht einmal der anspruchsloseste Vagabund wollte mit ihm aus einer Schüssel essen. Man duldete nicht, daß er sich auf die Pritsche auch nur vorübergehend hinsetzte, und so lag er monatelang Tag und Nacht unter der Pritsche, auf dem schmutzigen Asphaltboden, wie ein Tier zusammengekauert.

Da war ein Taubstummer, der übrigens auch nicht bei vollem Verstande war. Drei Tage und drei Nächte stand der Kerl unbeweglich an der Türe, ohne sich vom Orte zu rühren, starr wie eine Karyatide, und jedesmal wenn ich des Nachts erwachte, traf mich der gläserne Blick des unheimlichen Gesellen, der bei dem Eingangstore unserer Hölle Wache zu halten schien.

Geisteskranke gab es übrigens in Hülle und Fülle. Selten ist eine Etappenpartie anzutreffen, die nicht einen oder zwei solcher Elenden mitführt. Wo werden sie alle hingeschleppt? Was will man von ihnen? Wer kann darauf antworten! Es sind aber unter ihnen auch Menschen, die noch nicht gänzlich verblödet sind, und mit denen man ein Gespräch zustande bringen kann. Es sind meistenteils solche, die eines Verbrechens verdächtigt sind die nach einer größeren Stadt transportiert werden, um vor einer Ärztekommission zu erscheinen. Mit dieser letzten Kategorie hat es aber ein besonderes Bewandtnis. Das Gesetz besagt ausdrücklich, daß solche Leute auf der Reise von einem Heilgehilfen begleitet werden müssen. Nun kommt solch ein Unglücklicher, der nach Moskau soll, bis Smolensk. Wegen eines Menschen lohnt es sich nicht, den Heilgehilfen zu bemühen, und so wartet man, bis sich zehn Patienten zusammenfinden.

Ich habe einen jungen Burschen als Kammergenossen kennen gelernt, der eben zu dieser Kategorie gehörte. Er litt an einer schweren Nervenkrankheit. Alle zwei bis drei Stunden wurde er von heftigen Krämpfen gepackt. Dann fiel er — halb besinnungslos, halb tobsüchtig — nieder, und es begann ein wildes Schreien, Fluchen und Singen. Dann war es wieder vorbei und der Bursche war wieder normal, bis wieder ein paar Stunden verstrichen und der Anfall sich erneute. Es ist nicht schwer, sich vorzustellen, was das Zusammenleben mit einem solchen Kranken auch für die stärksten Nerven bedeutet. Wiederholten sich doch die Anfälle regelmäßig, Tag und Nacht!

Nachdem ich Smolensk verlassen hatte, kam ich nach drei Monaten auf einer neuen Wanderung noch einmal hin: der Fallsüchtige lag noch immer da.

Digitized by Google

Manchen Totschläger habe ich da kennen gelernt. Man stellt sich in der Regel die Leute als finstere Verbrecher vor. Nun muß ich Dir sagen, daß es durchaus nicht stimmt. Recht sympathische Kerle habe ich darunter getroffen.

Da wird ein junger Bursche in unsere Stube gebracht. Er entpuppt sich als ein gebürtiger Perse, der samt seinen Familienangehörigen nach dem Kaukasus übersiedelt war, dort ansässig wurde und schließlich ins Gefängnis geriet. Jetzt hatte er einige Jahre Katorga „absolviert" und ging nun nach Sibirien in Verbannung. Ein frisches Kindergesicht, naive braune Augen, ein gutmütiges, offenes Lächeln. Wir werden bald gut Freund, und da frage ich ihn einmal, was er eigentlich begangen hätte, daß er ins Loch kam. Der Bursche ist gerne bereit, mir alles zu erzählen. Es geht jedoch nicht so leicht von statten, denn der ganze russische Wortschatz des Mannes besteht in einigen wenigen Worten, und persisch verstehe ich wiederum nicht. So greift er nach einem längeren hin und her zur bewährten Anschauungsmethode. Drei Mann werden herbeigeschleppt, in einer Reihe aufgestellt, und radebrechend beginnt der Perse sein Geschichte an ihnen zu demonstrieren. „Dieser — mein Onkel. Dieser — Fremder. Dieser — Bruder vom Fremden. So." Dann erfaßt der Perse die Faust des „Fremden" und läßt ihn einen tüchtigen Schlag dem „Onkel" versetzen. „Tot", fügt er erklärend hinzu. Dann erhebt er seine eigene Faust und fingiert einen Schlag gegen den „Bruder des Fremden". — „Tot", lautet wieder die Erklärung. „Ja, warte mal, wo kam denn dieser hin?" — ich weise auf den „Fremden". „Ho, ein Bruder von mir hat ihn . . ." — die Faust saust wieder durch die Luft. — „Tot. Eingesperrt. Jetzt Katorga." Und als ob ihm noch etwas Schönes und Fröhliches eingefallen wäre, hüpft das Naturkind laut lachend weg, schleppt weitere zwei Mann herbei: „zweiter Bruder von mir. Und das — zweiter Verwandter von dem Fremden". Und wieder wird mit der Faust des „zweiten Bruders" ein Schlag gegen den „zweiten Verwandten" geführt. „Auch tot", schließt strahlend der Perse.

„Was wirst Du anfangen, wenn Du einmal wieder nach dem Kaukasus kommst?" frage ich ihn bei einer späteren Gelegenheit. „Ho, dort noch zwei geblieben. Die muß ich auch . . ." und eine beredte Gebärde ersetzt die fehlenden Worte. Dann wird er auf einmal ernst, und beinahe feierlich schließt er, mich mit seinen treuen Augen anschauend: „Man muß. Blutrache".

Da war ein älterer Mann, der seine Frau erschlagen hatte, ein anderer hat seine Schwiegermutter niedergemacht, — alle beide durchaus harmlos aussehende, stille, friedliche Menschen. Da war ein Berufsmörder, der, wie er selbst erzählte, sechsundzwanzig Menschenleben auf dem Gewissen hatte. Man konnte ihm so etwas unmöglich anmerken; freilich befand er sich im letzten Stadium der Schwindsucht und starb bald darauf.

Ich muß Dir offen gestehen: die Berufsverbrecher waren in Smolensk meine besondere Schwäche . . . Und zwar von einem speziellen Gesichtspunkte aus: als Kammergenossen waren sie eben die erträglichsten. Der gewöhnliche Vagabund ist meist ein ausgelassenes, verkommenes Geschöpf, schmutzig, unordentlich und jeglicher kollegialen Gefühle bar. Die Gorkijschen Typen lassen sich von der Bühne herab recht gut ansehen, doch die Stube und das Lager mit ihnen zu teilen, ist ein zweifelhaftes Vergnügen. Die Berufsverbrecher weisen in der Regel eine gewisse Zucht auf. Und auch sonst sind die Leute als Kammergenossen willkommen. Hat man es doch da mit einem höchst interessanten und in mancher

Digitized by Google

Beziehung recht wertvollen Menschenmaterial zu tun, dessengleichen auch außerhalb der Gefängnismauern nicht oft zu finden ist. Vor vielen Jahren hat es Dostojeffski herausgefunden, daß die russischen Sträflinge vielleicht zu den Begabtesten, zu den Besten des Volkes gehören. Ich habe den Eindruck, daß diese Bemerkung auch für unsere Zeit gilt. Eine große Anzahl Diebe habe ich kennen gelernt, die zu den fähigsten, gescheitesten Menschen gehören, die ich überhaupt jemals getroffen habe. Und abgesehen davon, daß die Leute eine stark ausgeprägte Individualität besitzen, weisen sie auch in der Regel gewisse, ich möchte fast sagen, soziale Tugenden auf. Ich meine ein gewisses Gefühl der Zusammengehörigkeit, und nicht das Gefühl bloß, sondern auch ein recht klares Bewußtsein des kollegialen Gesamtinteresses, ein Drang zum solidarischen Auftreten und ein Bedürfnis, das Zusammenleben mit den anderen so kameradschaftlich wie nur möglich einzuordnen, wobei die gegenseitige Stütze und Hilfe mit einer Freigebigkeit gewährt wird, die bis an die Grenze eines wahrhaften Kommunismus reicht. Natürlich sind allen die guten Dinge durch die eigentümlichen „Berufsverhältnisse" genügend verzerrt. Ich muß aber sagen, auch was den traurigen Beruf an sich genommen, betrifft, so verhalten sich die Leute zu ihm mit einem, ich möchte fast den Ausdruck wagen, sittlichen Ernst. Das Stehlen ist für sie keine Extravaganz, kein Abenteuer, kein Theatercoup. Es ist eine nüchterne, prosaische, alltägliche Arbeit. Ein Gewerbe ist es, wie jedes andere. Man muß es in recht mühsamen Studien erlernen, man muß sich eine von den zahlreichen Spezialbranchen wählen, um sodann im Schweiße seines Angesichts schuften zu können. Denn ein Vergnügen ist es wahrlich nicht. — „Verdammt schwer ist die Arbeit", klagte mir mancher Dieb, „aber was ist da zu tun? Ein anderes Gewerbe habe ich nicht erlernt, einen anderen Beruf habe ich nicht. Also, was bleibt mir übrig? Und schließlich, — es muß doch irgend jemand stehlen . . ." „Hör' mal Brüderchen", erzählt mir weiter so ein Gewerbetreibender, „zum ersten Male stahl ich, als ich erst zwölf Jahre alt war. Was versteht so ein Junge? Ganz zufällig kam es, ein Spaß, ein Gassenbubenstreich . . . Ich habe aber Pech gehabt und saß fest. Nun fing das Gefängnisleben an; da kam ich ordentlich in die Lehre — im Gaunerfach, meine ich. Und es hat mir auch genutzt. Denn als ich aus dem Gefängnis heraus war, so waren für mich die Türen der anständigen Leute geschlossen: bist ein Dieb, mach' daß du weiter kommst. — Na, habe ich mir gedacht, wenn es einmal so ist, so will ich mich wenigstens mit den Dieben halten. So bin ich tatsächlich ein Berufsdieb geworden und werde es natürlich bis an mein Ende bleiben. Glaubst wohl, daß es lustig ist? Irrst Du gewaltig, Freundchen. Schau mal her: ein paar Monate arbeite ich, dann werde ich eingesperrt, dann arbeite ich wieder, bis ich wieder ins Loch gerate, und so geht es ins Endlose. Seit jener ersten Verhaftung habe ich reichlich zwanzig Jahre hinter Schloß und Riegel verbracht — in verschiedenen Raten natürlich — und es gab im ganzen höchstens ein halbes Dutzend Jahre, die ich frei umherlaufen durfte. Und die Arbeit an sich, glaubst Du, die ist leicht? Ein Hundeleben, sage ich Dir, ein wahres Hundeleben! Aber es ist einmal so und man kann es nicht ändern. Man muß sein Stück Brot verdienen, und ein jeder tut, was er eben kann".

Manchen Dieb habe ich liebgewonnen. Und wenn Du darüber staunen wirst, wie man sich mit Leuten befreunden kann, die ja wohl alle an der „moral insanity" leiden, so sage ich Dir: auch das mit der „insanity" trifft nicht zu.

Digitized by Google

ie Leute haben eine Moral. Verkehrt und seltsam ist sie allerdings, aber doch ne Moral. Ihre Satzungen erlauben das Stehlen — gewiß, sie sind doch von ieben aufgestellt; und die Diebe hassen die anständigen Menschen und beachten sie als ihre regelrechte Beute. Aber wenn irgend ein unreifes Bürschin oder ein anderes, gänzlich heruntergekommenes Individuum, sich dazu verliten läßt, einem armen Mann sein bißchen Hab und Gut wegzustehlen, so ist in den Augen eines jeden ordentlichen Diebs ein Lump. Denn solch ein Vorhen ist „eines Diebes unwürdig"; das verstößt gegen die diebische Moral; is und manches andere dazu. Und ich frage mich: gibt es denn nicht unter njenigen, die sich eines unbescholtenen Namens erfreuen und niemals die chwelle eines Gefängnisses betreten haben, gar manchen, der auch in dieser insicht von den Verbrechern lernen könnte?

Sechster Brief.

Nun habe ich Dich lange genug in Smolensk aufgehalten, und wir können jetzt getrost unsere Reise fortsetzen. Und so war es auch in Wirklichkeit. Nach zwei Monaten wurde ich endlich „gefunden". Es kam meine Frau aus Warschau gefahren und brachte mir Kleidung, Geld und alles mögliche zum ssen mit. Nun war ich wenigstens satt. Dann haben sich auch die Behörden einer angenommen und gnädiglich geruht, mich nach Orjol zurückkehren zu ssen. Das ehemalige Fegefeuer kam mir jetzt als ein richtiges Paradies vor. in paar Monate blieb ich nun in dem „Paradiese" (an und für sich war es doch in trostloses Loch), dann fuhr ich wieder nach Warschau. Diesmal waren die Wege verhältnismäßig frei, und nach einer Wanderung von „nur" zehn Tagen waren wir richtig in Warschau angelangt.

Nun kam ich wieder in das große Zuchthaus: dasselbe, wo ich vor einem halben Jahre meinen Leidensweg antrat, und wo jetzt ein zweiter, noch schwererer und viel, viel längerer Weg beginnen sollte.

Das große Zuchthaus war in ein provisorisches Untersuchungsgefängnis umgewandelt. Zweimal war es schon evakuiert worden, und immer wieder wurde es von einer neuen Flut von Häftlingen bis an den Rand gefüllt.

Eine recht bunte Gesellschaft fand sich in dem riesigen Gebäude zusammen. Die zwei Hauptgruppen, die in jedem größeren russischen Gefängnis anzutreffen sind, ich meine die eigentlichen „Politiker" und die „Kriminalisten", waren hier verhältnismäßig schwach vertreten. Das Gros bildeten die Opfer der Kriegszeit: Leute, die im Verdacht der Spionage und des Hochverrats standen.

Was da nicht alles unter der Anklage stand. . . Eine besondere Gruppe bildeten einige zwanzig Männer und Frauen, die im Gefängnis ein großes Aufsehen erregten. Es war der seither bekannt gewordene Mjassojedow und seine Mitangeklagten. Mit Mjassojedow selbst wurde kurzer Prozeß gemacht. Nur wenige Wochen, ja vielleicht Tage, dauerte die Untersuchung. Dann stand er vor dem Feldgericht, wurde verurteilt und hingerichtet. Die übrigen aber blieben, und die Untersuchung ging weiter ihrer Wege. In unserem Gefängnis nahmen diese Herren und Damen eine Ausnahmestellung ein. Es wurde für sie ein spezielles Gebäude reserviert: lauter Einzelzellen (wir anderen lagen in größeren Räumen bis an die zwei Dutzend Mann in der Stube), streng isoliert und mit peinlicher Sorgfalt bewacht. Die Gefängniswärter flößten den Behörden wenig Vertrauen ein, und so wurde die Aufsicht über das „Mjasso-

Digitized by Google

jedowsche" Gebäude den Gendarmen anvertraut, die ihres Amtes mit einer raffinierten Pedanterie walteten. Also eine unmittelbare Fühlung konnten wir mit dieser Gruppe nicht haben. Bloß aus den Fenstern konnten wir sie sehen, wenn sie — einzeln und auch voneinander streng geschieden — zum Spaziergang hinausgeführt wurden. Es waren meistens „bessere" Herren, und auch recht elegante Damen waren darunter. Täglich sahen wir die Frau des Mjassojedow, die ja auch mitangeklagt war. Eine sehr schlanke Dame mit bleichem, hochmütigem Gesicht und schönem goldenen Haar. Immer schwarz gekleidet. Die arme Frau dauerte uns. Sie wußte, daß ihr Mann schon tot war. Und mit diesem Gedanken mußte sie Tage und Nächte in der Einzelzelle verbringen.

Die hat es jedoch verhältnismäßig brav getragen. Aber da war eine andere, aus der die kalten Gefängnismauern in einer unglaublich kurzen Zeit alle Lebenskraft und allen Lebenswillen ausgesogen haben. Es erschien eines Tages ein junges Mädchen auf dem Spaziergange: ein Kind von vielleicht 15 Jahren — auch eine Angeklagte. Sie war auch in einer Einzelzelle der Mjassojedowschen Abteilung untergebracht, und eine Zeitlang konnten wir sie während des Spazierganges beobachten. Nach Kinderart schlenderte sie auf dem Hofe umher — es war auch grüner Rasen da und einige spärliche Feldblümlein wuchsen darauf: das Mädchen pflückte die Blumen, machte sich ein Sträußlein. Eines Tages blieb sie aber aus. Und sofort lief über das ganze Gefängnis die schauerliche Nachricht: diese Nacht hat sich das Mädchen in ihrer Zelle erhängt . . . Glaubwürdig war die Nachricht schon, wir wollten aber nicht glauben, zu schrecklich war es. Und doch war es geschehen. Bald erschien auf dem Hofe der Oberaufseher. Er lief umher, schrie und fuchtelte mit den Händen: „Weg von den Fenstern. Alles sofort verschließen!" Und durch die trübe Fensterscheibe sahen wir dann, wie unter der Eskorte von einem Dutzend kräftiger, gut bewaffneter Gendarmen ein kleiner, kümmerlicher Kindersarg hinausgetragen wurde. Das arme tote Mädchen lag darin.

Eine schier unübersehbare Menge von angeblichen Spionen und Verrätern lag in unseren Kammern. Wurden doch Spione überall vermutet und aufgedeckt. So waren hier auch Leute aus allen möglichen Gesellschaftsschichten zusammengeschleppt.

Da habe ich zum Beispiel eine ganze Gruppe von polnischen Bauern angetroffen, die aus einem kleinen Flecken des Gouvernements Kielze stammten. Als der Krieg ausbrach, und die russischen Behörden sich aus dem Staube machten, haben die Bauern eine Bürgermiliz gebildet, die für die Erhaltung der Ordnung sorgen sollte. Der Herr Landrat, bevor er seine Residenz verließ, hatte es auch gebilligt und ausdrücklich hinzugefügt, wenn der Feind kommen sollte, nur keine Geschichten zu machen und hübsch gehorsam sein. Der Feind kam auch tatsächlich, dann zog er wieder weg, die Russen kehrten zurück, und nun wurden sämtliche Milizleute und auch eine Anzahl anderer Leute dazu eingesperrt, nach Warschau abgeführt und unter die Anklage gestellt, sie wären in die polnische Legion eingetreten, Hochverrat verübt, dem Feinde Liebesdienste erwiesen und so weiter und so weiter. Einer der angeblichen „Legionäre" war ein Greis von 74 Jahren, der sich kaum auf den Füßen halten konnte.

Da saß ein polnischer Geistlicher, — Kapuzinermönch — ein gescheiter, geistreicher, lebensfroher Herr. Zuerst wurde er von den Deutschen verhaftet, dann ist er auf eine nicht ganz verständliche Weise in die Hände der Russen geraten.

Digitized by Google

„Zuerst haben mich die Deutschen hinrichten wollen", erzählt der joviale, geistliche Herr, „aber die sind nicht dazugekommen. Jetzt sind die Russen daran, mich ‚hoch'-leben zu lassen; die werden es gewiß zustande bringen: Stricke gibt es hierzulande genug".

Da lag ein zweiter geistlicher Herr — ein evangelischer Pastor, der vorher das Amt eines Feldpredigers bekleidete. Es kamen zu ihm eines Tages zwei lettische Soldaten und baten um Lektüre. Es entspann sich ein Gespräch, in dessen Laufe der Herr Pastor sich unvorsichtigerweise etwas pessimistisch über die militärische Lage Rußlands äußerte. Er wurde denunziert, eingesperrt und unter die Anklage des Hochverrats gestellt.

Zwei russische Landräte saßen da hinter Schloß und Riegel; der eine war Ulanenrittmeister a. D. Verhaftungsgrund: Spionageverdacht.

Ein Bahnstationsvorstand, der einer russischen Armee sehr große Dienste erwiesen hatte, war auch eingesperrt: — spionageverdächtig! . .

Ein Dienstmann, bei dem man einen Aufruf gefunden hatte; ein Gutsbesitzer, der seine Bauern zu einer Zuwiderhandlung gegen das Gesetz aufreizen sollte; ein Schuhwarenhändler, der . . . ach, Gott, man kann doch nicht alle aufzählen, es waren ja Hunderte und Aberhunderte.

Und alle, alle waren nach dem einen Paragraphen angeklagt, nach dem berüchtigten, grausamen Paragraphen 108, der nur in Kriegszeiten angewendet wird, der alles Denkbare in seinen Kautschukrahmen hineinzuziehen vermag, und der nur eine einzige Strafe kennt: Tod durch den Strang.

Siebenter Brief.

Der Juli war gekommen. Eine schwere Hitzwelle lagerte über der Stadt und dem Gefängnis. Drückend schwül war es und des Nachts, wenn die Fenster vorschriftsmäßig geschlossen wurden, lagen wir in Schweiß gebadet, nach Atem ringend, angstvoll aufhorchend. Und am Tage — da mußten wir uns wieder Säcke nähen, Vorräte an Zucker sammeln und uns auf den Weg bereit machen: die große Offensive des Jahres 1915 schwellte heran.

Zum drittenmal begann man die Warschauer Gefängnisse zu evakuieren. Anfangs spärlich, gleichsam zögernd. Dann aber ging es wie eine Flut, die über zerstörte Dämme hinausbricht. Freilich wurde diese lebendige Menschenflut in einen beweglichen Bajonettendamm eingefaßt. Täglich erschienen auf dem Hofe die Soldaten von der Eskorte. Täglich wurden Arrestantenpartien — fünf- bis sechshundert Mann stark — abgefertigt. Wir lagen im Fenster und sahen uns immer wieder die grausame Prozedur an, die wir demnächst, vielleicht schon am nächsten Tage, miterleben sollten. Erbost und aufgeregt waren die Soldaten: mußten sie doch ihren Dienst wochenlang ohne Ablösung Tag und Nacht versehen. Mit Schimpf und Schlag gingen sie vor. Die harmlosesten Gegenstände wurden bei der Revision konfisziert, zerbrochen, zerrissen, hinausgeschleudert. Und als die Partie dann nach stundenlanger „Arbeit" zum Gefängnistor hinaus war, sah jedesmal der Hof einem einzigen großen Trümmerfeld ähnlich. Bis zum anderen Tag irrten dann die Gefängniswärter auf dem verödeten Hofe umher, durchstöberten den Schutt und suchten sich allerlei Sachen heraus: schwarze Käfer auf einem großen Misthaufen.

Dann kam eine zweite Partie an die Reihe, und immer von neuem ging das grausame Spiel los. Wir lagen immer an den Fenstern . . . nein, Du kannst

Digitized by Google

Dir unmöglich vorstellen, wie es einem bei dem Schauspiel zumute wird, und zwar einem, der so was bereits miterlebt hat und dem es in den nächsten Tagen wieder bevorsteht. Ich sage Dir: es war rein zum Verzweifeln.

Aber damit ist noch nicht alles gesagt. Es kam noch ein zweites dazu. Je näher die Lawine der großen Offensive herankam, um so hastiger arbeiteten die Militärgerichte. Um Zeit und Ort zu sparen, schlug das Feldgericht seinen Sitz bei uns in der Gefängniskanzlei auf. Und so befand sich das schreckliche Todeslaboratorium in unserer nächsten Nähe. Mit fieberhafter Eile wurde ein Urteil nach dem anderen verfertigt. Täglich wurden Leute aufgerufen, hinausgeführt, und diejenigen unter ihnen, die das Todesurteil zu hören bekamen, kehrten nicht wieder zurück. Wir saßen und warteten, und es erschien in der Regel spät am Abend irgendein Gefängniswärter, um die Sachen des Betreffenden abzuholen. Und da wußten wir schon: die Gerichtsverhandlung ist zu Ende, der Mann sitzt in der Einzelzelle und wartet auf den Tod.

So schwanden sie, einer nach dem anderen ... Der Pastor wurde eines Tages aufgerufen und kam nicht mehr zurück: Todesurteil. Ob er nicht später begnadigt wurde, weiß ich nicht. Der Dienstmann mit dem einen Aufruf wurde zu 20 Jahren Katorga „begnadigt", nachdem er wochenlang nach der Verkündigung des Todesurteils jede Nacht der Hinrichtung entgegenschaute. Zwei Brüder Salzmann wurden verurteilt und hingerichtet. Ein Freund von mir, der sich zufällig auf dem Flur befand, sah, wie die beiden Unglücklichen nach verlesenem Urteil aus dem Gerichtssaale herausgeführt wurden. Bloß einige Schritte trennten die Kanzlei von der Einzelzelle, wo sie des Todes harren sollten, und doch gingen die beiden unter einer doppelten verstärkten Eskorte von Gefängniswärtern und Gendarmen; — geistesabwesend, kraftlos wankten sie vorbei, und hinterher lief ein Aufseher und schrie zu der Eskorte: „Haltet die Kerle an den Händen!"

Und immer neue betraten den furchtbaren Weg. Und andere saßen und warteten darauf, bis die Reihe an sie kommen wird. Ein furchtbares Bangen war da, eine Spannung sondergleichen, eine unsäglich drückende, unerträglich schwüle Gewitterluft. Es war zum Verrücktwerden. Ich konnte es nicht länger aushalten ...

Krank und elend war ich, und so ging ich zum Gefängnisarzt und bat ihn, er möge mich ins Spital überführen lassen — ins Gefängnisspital, wohlverstanden. Der Arzt war ein liebenswürdiger und intelligenter Mann und gewährte mir die Bitte. So kam ich ins Spital.

Es war ein ziemlich kleiner, aber recht sauber und schön eingerichteter Bau, der etwas abseits von den übrigen Gebäuden — aber natürlich innerhalb der Gefängnismauern — lag. Auch hier war es traurig genug. Die Typhusepidemie wütete; Lungenkranke lagen da in Hülle und Fülle, und fast täglich wurde der eine oder andere in die Leichenkammer hinausgeschleppt. Auch mit der „Etappe" wurden hier die Leute nicht verschont: mancher wurde brutal aus dem Bette gerissen, um den weiten Weg nach Rußland anzutreten. Bleich und schwankend schleppte er sich zur Tür hinaus, — wir lagen in den Fenstern — und einige Minuten später verschwand er dort unten im vielhundertköpfigen Schwarm der zum Abmarsch aufgestellten Wanderer.

Und doch blitzte mir ein Lichtstrahl auf. Eine frohe Botschaft kam, mit Zweifel und Bangen aufgenommen. Es wurde erzählt, die Behörden hätten den Be-

Digitized by Google

ß gefaßt, die Schwerkranken mit der Reise zu verschonen und sie in Warschau
ckzulassen. Unglaublich war es: wer könnte denn den russischen „Tschinow-
" eine derartige Rücksichtnahme zutrauen? Doch unergründlich sind die Wege
russischen Behörden . . . Und siehe, da kommt auch wirklich eines Tages
r Arzt, einen großen Papierbogen in der Hand, besieht sich alle Kranke der
je nach und stellt dann ein Verzeichnis auf, eine Liste derjenigen, die zur
se unfähig sind. Und mein Name steht auch auf der verheißungsvollen Liste!
lufjauchzen will ich. Aber ich kann es noch nicht fassen, noch nicht glauben.
es denn wirklich möglich? Steht mir denn wirklich die Erlösung auf solch
: märchenhaft einfache Weise bevor? Ist es denn sicher?
Nein, es war durchaus nicht sicher. Auf des Messers Schneide lag mein
Schicksal, und es begannen nun für mich lange, lange Wochen voll verzehrender
annung.
Kaum war die erste, bange Freude vorbei, so kommt schon eine Hiobspost:
e verheißende Liste sei in Zweifel gestellt worden. Der Generalgouverneur
ue dem Gefängnisarzte nicht. Es werde eine spezielle Kommission eingesetzt,
uns alle aufs neue untersuchen soll.
Und siehe kaum haben wir die Nachricht vernommen, so war auch die Kom-
ssion schon da. Schritte ertönen auf dem Gang, weit auf öffnet sich die Tür,
d es erscheint das neue Tribunal: zwei Ärzte und ein Gefängnisinspektor.
n paar gleichgültige Blicke, ein paar nichtssagende Worte, und fort sind sie.
ıd unser Los ist entschieden! Wie aber die Würfel gefallen sind, das wissen
ir noch nicht. Wir warten. Ein Wärter schaut zu uns herein. Ein alter, gut-
ütiger Mann. Vielleicht weiß der was? — „Nun, wie ist's, was ist be-
)lossen?" — „Ja, was soll ich euch sagen? Mancher wird bleiben, mancher
ird gehen." „Aber w e r, um Gotteswillen?" Ich richte mich im Bette auf
ıd warte atemlos auf die Antwort. Noch einige Sekunden, noch einen Augen-
ick darf ich hoffen, muß ich bangen, dann ist die Sicherheit da. „Wie ist's
it mir?"
„Sie fahren!"
Ich lasse mich ganz sachte auf mein Lager sinken und wende das Gesicht zur
Wand — ich will nicht, daß man mir ansieht, wie mir zumute ist. Aber es
chmerzt. Hätte ich nur vorher keine Hoffnung gehabt! Gewöhnen kann man sich
n alles. Wenn man sich rechtzeitig auch mit dem schrecklichsten Gedanken ver-
raut gemacht hat, so kann man nachher auch das Schlimmste ruhig tragen. Nur
nuß man sich im voraus in das Unabwendbare hineinleben, dann ist alles gut.
Aber eine Hoffnung hegen, — sei sie noch so schwach, so brüchig — und dann
vieder sich vor das schreckliche Tor gestellt sehen, aus dem es vielleicht kein Zu-
rück mehr geben wird, ja, was kann es denn noch Schlimmeres auf der Welt
geben? . . Und so liege ich wie ein betäubtes Tier in einem Schlachthause, un-
säglich müde, abgespannt, ohne Gedanken, ohne Wünsche, dumpf vor mich hin-
brütend.
Wieder wird die Tür aufgemacht. Unser Gefängnisarzt ist da. Ein Gespräch
entsteht, Stimmen erschallen . . . Ich liege teilnahmslos. Da höre ich wie je-
mand meinen Namen erwähnt. „Der bleibt." Wer sagt das? Es ist ja die
Stimme des Arztes. Ich bin aufgesprungen. „Doktor, um Gotteswillen! . ."
— „Aber Sie natürlich, Sie sind zu den Schwerkranken gezählt. Sie bleiben;
jawohl, Sie bleiben."

Digitized by Google

Und wieder blüht die Hoffnung auf, und wieder straffen sich die zerrütteten Nerven; ich bin wieder am Leben! Bis zur nächsten Hiobspost.

Die Evakuierung dauert indessen fort. Das Gefängnis ist zu einer richtigen Etappenzentrale geworden: es werden von auswärts neue Leute gebracht, in große Partien mit den anderen zusammengeballt, abgefertigt. Manche von meinen Freunden sehe ich im Gefängnistor verschwinden . . . Auch das Spital entleert sich allmählich. Nur Schwerkranke und Sterbende bleiben noch übrig. Täglich fährt der ärmliche Leichenwagen vor. Und immer wieder bekommt man den Trostwitz des Arrestanten zu hören: „Ja, ja, ewig bleibt hier keiner stecken; einmal kommt man sicher hinaus, — ob lebend oder tot, das ist Nebensache".

Allmählich verstummt das Gefängnistreiben. Die letzte Partie geht zum Tor hinaus. Schwere Lastwagen und Lastautomobile führen das ganze Gefängnisinventar hinaus. Es bleiben nur noch die Wände übrig . . . Schluß! Alles ist weg. Still und öde liegt der große Bau vor uns. Und nur in unserem Spitalgebäude liegt noch ein Häuflein kranker Männer und wartet. Das Gefängnis aber ist tot.

Dann kommt man eines Tages zu uns, heißt uns aufstehen und führt uns auf den Hof hinaus — die Sterbenden werden auch hinausgetragen —; dann *fahren* die schwarzen Arrestantenwagen vor, wir werden hineingeschoben und . . . in ein anderes Gefängnis gebracht.

Achter Brief.

Unser neues Heim führt den stolzen Namen „Warschauer Hauptkriminalgefängnis". Es ist aber eine uralte, einstöckige Bude, die vom Volksmunde „Das Arsenal" genannt wird; vor vielen Jahren diente es wirklich als Arsenal. Jetzt ist es verwittert, verfallen, und es wohnen dort Mäuse, Ratten, Wanzen und . . . Sträflinge . . .

Wir steigen aus unseren Kasten heraus. Hier ist die Evakuation noch nicht zu Ende und es herrscht ein buntes Treiben. Die Wärter wollen uns sofort die „unnützen" Gegenstände, vor allem das Bettzeug wegnehmen. „Die Soldaten werden es doch so wie so hinauswerfen." — „Aber wir werden mit den Soldaten nichts zu tun haben, wir fahren gar nicht fort, wir sind zum Bleiben bestimmt!" — „Ach was, das gibt es ja gar nicht. Hier wird alles hinausgefegt." Also wieder ein Umschwung? . . .

Wir liegen in einer kleinen Stube. Das Fenster ist hoch oben unter der Decke angebracht, so daß man auf den Hof nicht hinausschauen kann. Das Licht ist spärlich. Die Wände sind bis zur Manneshöhe mit schwarzem Pech angestrichen. Ein recht ungemütliches Lokal. Aber wer achtet auf solche Kleinigkeiten?

Tagsüber hören wir Stimmen auf dem Korridor; Wärter kommen, einen Zettel in der Hand, und rufen die Namen derjenigen aus, die mit der nächsten Partie weg müssen. Und auch hier wird es allmählich öder und stiller. Und eines Tages wird uns gesagt: morgen ist auch dieses Gefängnis gänzlich erledigt. Drei- bis vierhundert Sträflinge, die zu kleineren Gefängnisstrafen verurteilt waren, werden heute auf freien Fuß gesetzt, alle übrigen reisen morgen zusammen mit den Gefängnisbehörden ab.

Stunden vergehen. Ein lautes Stimmengewirr ertönt im Flur, auf dem Gang, im Hof: es sind die Diebe, die nun tatsächlich das Gefängnis verlassen. Also, *das* stimmt. Einer von ihnen, der Gefängniskoch, rennt herbei, um Ab-

Digitized by Google

schied zu nehmen. „Auf Wiedersehn, meine Herrschaften, ich verlasse die Bude! Schade um euch, daß ihr nicht mit könnt. Nun will ich euch im Vertrauen sagen . . .“ — der Koch steht in enger Fühlung mit der Gefängnisbehörde und ist für uns eine authentische Informationsquelle — „morgen früh fahrt ihr nach Rußland hinaus. Ich darf es euch nicht sagen, aber richtig ist es schon; ich habe es in der Kanzlei sagen hören. Also morgen früh um neune wird die Bude geschlossen. Auf Wiedersehn, meine Herren, und viel Glück auf den Weg!“

Es ist wieder still geworden. Die Diebe sind fort. Der Abend kommt. Ein kleines elendes Petroleumlämpchen brennt in der Ecke. In kümmerlicher Beleuchtung umdrängen uns die schwarzen Pechwände. Wir legen uns zur Ruhe, aber der Schlaf will nicht kommen. Still ist es. Der Wärter huscht lautlos an unserer Tür vorbei . . . Eine richtige Tür ist es eigentlich nicht, sondern eine viereckige Öffnung und ein Gitter, das aufgeschlossen werden kann. „Sie, Herr Wärter!“ Die schwarze Figur taucht aus der Dunkelheit hervor und erscheint an dem Gitter. „Herr Wärter, wissen Sie schon? Morgen fahren wir fort! . . .“ — „Ich weiß nichts davon.“ — „Aber Mensch, Sie brauchen mit uns nicht Versteckes zu spielen.“ — „Ich weiß nichts davon . . .“ — Der Mann sieht verwirrt aus. — Er weiß — flüstern wir einander zu. — Er lügt. — Gewiß lügt er. — Und vielleicht doch . . . — „Ach, hören Sie mit ihrem Unsinn auf. Schluß! Basta! . . .“ Aber vielleicht . . . verstehen Sie mich doch, *vielleicht* . . . Nun gut, um zehn Uhr ist Ablösung, ja? So wollen wir den „Neuen“ unter Kreuzverhör nehmen, vielleicht kriegen wir von dem was heraus. Schlau ist er nicht . . .

Zehn Uhr. Schritte ertönen auf dem Gang. Die Ablösung ist da. „Guten Abend, Herr Wächter!“ — „Schau, schau, so spät und ihr schläft noch nicht!“ — „Bitte, Herr Wächter, vielleicht wissen Sie es, wohin wir morgen verreisen?“ Ein Paar erstaunte gutmütige Augen glotzt uns an. „Was reisen? Wer reisen? Das Bürgerkomitee ist da.“ Blitzartig fahren wir aus den Betten: „Was ist es? Wie meinen Sie das? Was will das Bürgerkomitee?“ — „Kinder, seid ihr denn nicht bei Trost, daß ihr die einfachsten Dinge nicht begreift? Also das Bürgerkomitee übernimmt das Gefängnis. Die Behörden verreisen doch, nicht wahr? Nun, es muß doch jemand für euch sorgen . . .“ — „Mensch, Sie treiben Spaß mit uns!“ — „Aber, ich bitt' Sie, die Herren sind ja schon da, sie haben schon einen Rundgang durch das Gefängnis angetreten . . . Ja, zum Teufel, seid ihr denn taub?“ . . Ein Geräusch von Stimmen und Schritten ertönt in der Nähe. Der Wärter eilt hinweg, die Gittertür wird geöffnet, und zwei bekannte Warschauer Advokaten treten zu uns herein.

„Guten Abend, meine Herren. Von heute an sind Sie in unserer Hut! Das Bürgerkomitee ist nun der Hausherr. Wir hoffen, daß Sie es jetzt besser haben werden.“ — „Ja, aber die Reise? . . Es wurde uns ja gesagt . . “ — „Sie dürfen wohl ganz unbekümmert sein“, die Herren lächelten gutmütig, „vom Wegfahren kann jetzt keine Rede sein. Schlafen Sie nur ruhig und unbesorgt weiter . . . Gute Nacht, meine Herren.“

Und fort sind sie. Wieder fällt die Gittertür ins Schloß. Die Schritte verhallen auf dem Flur . . . Wir aber, die wir noch da drinnen stecken, sind einfach närrisch vor Freude geworden. Umarmungen, Küsse, Händedrücken. Man springt aus den Betten und macht sich daran, einen regelrechten Indianertanz aufzuführen.

Digitized by Google

Ich mache aber nicht mit. Ich bin etwas verwirrt. Diese wiederholten schroffen, plötzlichen Übergänge, dieses furchtbare Hin und Her bildet eine zu starke Probe für meine Nerven. Und da schießt mir auf einmal der Gedanke durch den Kopf: ja, bist du denn sicher, daß es kein Traum ist? . . . Und ich fange an, tief ernst darüber nachzudenken . . . Ich will Dir was sagen: ich h a t t e auch einen gewissen Grund für eine derartige Nachprüfung. Es war keine müßige Frage. Denn ich hatte schon zu wiederholten Malen derartige Träume gehabt. Ich träumte manchmal, ich wäre frei, und alles was ich um mich her sah: Häuser, Menschen, Straßenpflaster, alles stand mindestens so klar und deutlich vor meinen Augen, wie es jetzt mit den schwarzen Pechwänden in der halbdunklen Stube der Fall war. Und jedesmal, wenn ich solches träumte, fiel mir immer dasselbe ein: jedesmal fragte ich mich: ist es Traum, ist es Wirklichkeit? Und dann pflegte ich zum altbewährten Mittel zu greifen: man muß sich zwicken, und wenn es weh tut, so ist es kein Traum. Nun zwicke ich mich und es t u t auch weh und dann . . . erwache ich doch. Immer wieder habe ich solche Träume gehabt. Und genau so, wie ich es damals im Traume tat, saß ich jetzt im wachen Zustande und wußte wirklich nicht, woran ich wäre.

Weißt Du, es war eine harte Probe. Leicht könnte einer den Verstand dabei verlieren. Ein Glück war es, daß es nur eine ganz kleine Weile dauerte. Dann habe ich den glücklichen Einfall gehabt, meine Zweifel den Kammergenossen mitzuteilen. Und als die Geschichte mit der mißlungenen Zwickprobe ans Licht kam, so erhielt ich einen Rippenstoß, wie er im Traume ganz unmöglich ist. Der wirkte durchaus überzeugend, und frohen Mutes stimmte ich in das schallende Gelächter ein, das ringsumher ertönte.

Nun wirst Du wohl meinen, daß es mit unserem Bangen zu Ende war, daß wir in froher Zuversicht den herannahenden Tag der Freiheit erwarten dürften?

Nein. Es war noch immer nicht vorbei. Es waren kaum zwei Tage seit jenem glücklichen Abend verstrichen, als wir schon wieder zu Tode betrübt wurden. Eine neue Hiobspost — und zwar aus einer anscheinend vorzüglich informierten Stelle — lautet: die Militärbehörden haben an unserem Verbleiben Anstoß genommen; es sei eine telegraphische Meldung nach Petersburg abgegangen, und es bleibe keine Hoffnung auf ein günstiges Ergebnis. Wir müssen jeden Augenblick auf das Schlimmste gefaßt sein und . . . unsere Sachen reisebereit halten.

Und so vergehen wieder zehn Tage. Ich war so abgespannt, so abgestumpft, daß mir jetzt alles recht war. Komme was kommen mag. Und so kam der 4. August.

An dem Tage wußte schon ganz Warschau: heute wird Schluß gemacht, morgen sind die Deutschen da. Wir wußten es auch. Aber der Tag ist lang. Und die Polizei und die Gendarmen sind noch immer da. Und die Weichselbrücken sind noch nicht gesprengt, und der Weg nach Rußland steht noch immer offen.

Langsam zieht sich der Tag. Endlich beginnt es zu dämmern. Die Nacht bricht ein. Wir liegen schlaflos in unseren Betten, und bei jedem Laut, der von draußen kommt, horchen wir erschauernd auf. Unheimlich still ist es draußen auf der Straße: der Straßenbahnverkehr ist eingestellt. Die Zehnuhrablösung kommt. „Wie ist es in der Stadt?“ — „Still und leer.“ — „Und die Polizei; ist die noch da?“ — „Jawohl, es stehen noch die Schutzleute an den Straßenecken.“

Weitere Stunden vergehen. Es ist Mitternacht. Dumpfe Knalle ertönen von Zeit zu Zeit. Artilleriefeuer? Oder werden die Bahngebäude zerstört? . . . Drei

Digitized by Google

Uhr nachts, vier Uhr ... Es beginnt zu dämmern ... Und da vernehmen wir endlich drei langgezogene, heftig rollende, ganz eigenartige Explosionen, und wir wissen sogleich: die Weichselbrücken sind in die Luft geflogen. Wir sind erlöst ...

Ich verfalle in einen tiefen Schlaf. Er dauert nicht lange. Plötzlich bin ich wieder wach. Es ist sechs Uhr: heller Tag. Ein Wärter steht in unserer Stube, in Zivil gekleidet: „Die Deutschen sind am Wiener Bahnhof". Ein zweiter kommt: „Soeben habe ich unten auf der Straße ein paar Pickelhauben gesehen". Und dann wieder: „Ein deutscher Offizier ist in der Gefängniskanzlei erschienen".

Nun gibt es keinen Zweifel mehr. Rasch aufgesprungen. Hinaus aus den Spitalkleidern. Toilette gemacht. Sachen gepackt. Fertig. Nun kommt's.

Vorläufig kommt aber noch etwas anderes. Kanonenschüsse erdröhnen in der Nähe. Aber in der nächsten Nähe. Ich vernehme nicht nur den Knall, sondern auch das Winseln der Schrapnells. Und es wird schon erzählt: die Russen haben jenseits der Weichsel in der Vorstadt Praga Stellung genommen und schießen auf Warschau herüber. Und wir sehen besorgt zu den Fenstern hinauf, die gerade in der Weichselrichtung auf einen weiten offenen Hof gehen, und — ich muß es offen gestehen — wir werden etwas kleinmütig. Es wäre doch wirklich zu fatal: jetzt an den Toren des neuen Lebens von einem russischen Schrapnellsplitter ereilt zu werden. Die Gesellschaft wird nervös. Man sollte uns doch so lange anderswo unterbringen. Man will zum Gefängnisdirektor gehen, Vorstellungen machen. Aber da tritt der Direktor selbst zu uns herein, einen Zettel in der Hand, und die Herren vom Bürgerkomitee sind auch da: der Vorsitzende und der Sekretär. Ein Namenaufruf wird vorgenommen. Alle „Politischen" stehen in der Liste. „Die Herrschaften sind frei."

Ich schulterte meinen Rucksack und gehe zum Tor hinaus. Es wird noch immer geschossen. Die Straße ist menschenleer. Im gegenüberliegenden Haustor steht meine Frau und wartet auf mich ... Eine deutsche Batterie fährt vorbei, um irgendwo in der Nähe Stellung zu nehmen ... Es fällt ein feiner Regen ... Ich sehe mir die Feldgrauen an, und weiß es jetzt endlich: nun ist es unumstößlich vorbei ...

Wir nehmen eine Droschke, und eine Viertelstunde später sitze ich bei lieben Verwandten, auf einem richtigen weichen Sessel, vor einem richtigen schönen Speisetische, und das Fenster vor mir ist offen, und ein Gitter ist nicht da, und wenn ich will, darf ich auf die Straße hinunter und durch die Stadt schlendern, so viel es mir beliebt, und bin frei, frei, frei! ...

Und erst am nächsten Tage erfahre ich aus den Zeitungen, daß noch im letzten Augenblick, unmittelbar bevor die Brücken in die Luft flogen, drei kranke Frauen, die in einem anderen Spital interniert waren, von den Gendarmen ergriffen und mitgeführt wurden ... Dicht an mir ist der schwarze Engel des Todes vorbeigeflogen. Ich habe seinen furchtbaren Atem gespürt, und wer das einmal erlebt hat, wird es nie wieder vergessen.

Digitized by Google

In russischer Kriegsgefangenschaft.

Von Heinrich Berger, z. Zt. Revierförster der Kaiserlich deutschen Verwaltung in Kolo (Russisch-Polen).

Es war am 20. Juli 1914, als ich die telephonische Nachricht erhielt, daß Rußland mobil mache. Wenn mir auch bekannt war, daß Rußland schon seit zehn Jahren gegen Deutschland rüstete, so war ich doch durch die Nachricht überrascht.

Da die Hauptstrecke der Bahn Petersburg—Wirballen durch den großen Wald der livländischen Ritterschaft und somit durch mein Revier führte, so bot sich mir Gelegenheit, zu konstatieren, daß in 24 Stunden ca. 30 lange Züge, vollbesetzt mit Militär, der Grenze nach Deutschland zufuhren. Eine zweite Linie führt über Pleskau ebenfalls zur deutschen Grenze. Es ist anzunehmen, daß auf dieser Linie ebenso viele Züge passierten.

Der Krieg gegen Deutschland war in Rußland äußerst populär. Die Letten, bekannt als große Deutschenhasser, zogen mit Begeisterung gegen Deutschland in den Krieg.

Die Einberufung der Reserven vollzog sich äußerst schnell. Die Straßen waren belebt von den Reservisten, welche unter Singen und Schmährufen auf Deutschland zur nächsten Kreisstadt fuhren. Wohlversteckt in dem Waldesdickicht an der Landstraße beobachtete ich häufig die vorbeiziehenden Reservisten. Sehen lassen durfte man sich nicht, wenn man sich nicht Tätlichkeiten dieser Banden aussetzen wollte. Am 28. Juli traf der Herr Ernst Johann Faber aus Nürnberg, wie er selbst schon im Oktoberheft erzählt hat, bei mir zum Besuch ein, um in den mir unterstellten, sehr wildreichen Revieren auf Rehböcke zu jagen. Herr Faber war ganz überrascht, in Rußland von mir zu erfahren, daß man hier schon 8 Tage gegen Deutschland mobilisierte.

Faber sagte mir, daß man in Deutschland nicht an einen Krieg mit Rußland denke und daß die Mobilisation des russischen Heeres dort nicht bekannt sei. Ich riet nun Faber, den Versuch zu machen, über Riga mit einem dänischen oder schwedischen Schiffe in die Heimat zu gelangen. Ich gab ihm einen meiner Heger zu diesem Zweck mit, weil Faber, der russischen Sprache nicht mächtig, sonst vielleicht unterwegs angehalten werden und verhaftet werden konnte. Am 3. Tage nach seiner Ausreise kam er unverrichteter Sache in Begleitung des Hegers zurück. Mittlerweile war nun die Kriegserklärung seitens Deutschlands an Rußland erfolgt.

Bald darauf erschien ein Manifest des russischen Kaisers, in dem gesagt war, daß Rußland von Deutschland zum Kriege gezwungen wäre und daß Rußland nicht eher ruhen werde, bevor der letzte deutsche Soldat von russischem Boden vertrieben, Deutschland besiegt und vernichtet sei. Es hieß weiter in dem Manifest: „Jetzt ist die Zeit gekommen, die uns von unseren Vorfahren vermachte heilige Aufgabe zu erfüllen, die Slaven von dem deutschen Joche zu befreien und ein einiges großes Slavenreich zu gründen."

Digitized by Google

Zunächst wurden nun alle Deutschen im Alter von 18 bis 45 Jahren verhaftet und in das Kreisgefängnis zu Walk eingeliefert.

Faber und ich nahmen an, daß man uns in der Waldeinsamkeit vergessen würde. Am Tage gingen wir auf die Jagd und lasen am Abend die neuesten Nachrichten vom Kriege in den Rigaer Nachrichten. Die erste Nachricht lautete: „Helgoland von der englischen Flotte beschossen und nach heftigem Kampfe genommen." „Die deutsche Flotte fast vollständig vernichtet."

Dann hieß es wieder: „Großer Sieg der heldenmütigen russischen Armee in Ostpreußen, die deutsche Armee vernichtet, in einigen Tagen werden wir in Berlin sein."

Von Tag zu Tag lauteten die Nachrichten für die Deutschen ungünstiger und wurden später so haarsträubend, daß wir beschlossen, von nun an keine Zeitungen mehr zu lesen.

Persönlich fühlten wir uns sicher. Faber ging auf die Jagd und machte hierbei photographische Aufnahmen. Bald aber nahte sich jedoch unser Verhängnis in Gestalt eines russischen Gendarmen.

Wie ich eines Abends aus dem Revier kam, sah ich die mir wohlbekannte Gestalt des Gendarmen vor meiner Tür stehen. Auf meine Frage nach seinem Begehren sagte er mir, daß er meinen Gast, den Ausländer, sprechen wolle. Bald darauf kam auch Herr Faber, neugierig den mächtig schnauzbärtigen Russen musternd. Dieser schien sich zunächst sehr für Fabers photographischen Apparat zu interessieren. Ich sagte ihm, daß Faber ausschließlich Aufnahmen vom Walde und seiner Jagdbeute mache. Ungläubig schüttelte er sein russisches Haupt.

Weil er sich mit Faber nicht verständigen konnte, befahl er mir, Faber zu sagen, daß er sich reisefertig machen solle, um mit ihm die Fahrt zum Pristaw, das ist der zuständige Polizeioffizier, anzutreten. Er, der Gendarm, habe den Befehl, ihn unverzüglich dort einzuliefern. Ein Wagen zu seinem Transport stand bereit.

Ich nahm Abschied von Faber, und er trat seine erste Reise mit dem Gendarmen nach der ca. 30 Kilometer entfernten Stadt Smilten zum dortigen Pristaw an.

Faber kehrte noch in derselben Nacht zu mir zurück und hoffte, unbelästigt von den Russen, für die Dauer des Krieges bei mir bleiben zu können. Man hatte Faber entlassen, weil es noch nicht Zeit war, die Schlinge zuzuziehen. Man verdächtigte uns der Spionage und wollte uns weiter beobachten.

Nachdem einige Tage vergangen waren, hörte ich um Mitternacht Pferdegetrappel auf meinem Hofe. Ein Blick durchs Fenster und ich war orientiert. Berittenes Militär war abgesessen und erhielt von seinem Führer Befehle. Es war mir sofort klar, was dieser Besuch zur mitternächtigen Stunde für uns zu bedeuten hatte. Es ist der Antritt zur Reise in das kalte Land, nach Sibirien!

Leise begab ich mich nun zu Faber, welcher ahnungslos im nächsten Zimmer im tiefen Schlafe lag, um ihn zu wecken und mitzuteilen, was uns bevorstand. Die Kosaken hatten mittlerweile das Haus umstellt, und zwar so, daß an jeder Hausecke einer Posto gefaßt hatte, die schußbereite Büchse in der Hand, um eine etwaige Flucht zu verhindern.

Digitized by Google

Der Führer der Bande, derselbe Gendarm, von dem Faber schon einmal verhaftet wurde, klopfte nun heftig gegen die Tür und forderte im barschen Ton Einlaß. Meine Wirtin öffnete. Sogleich nach seinem Eintritt hörte ich ihn fragen: „Wo sind die Ausländer und wie viele sind hier?“ Es wurde ihm von der Wirtin der Bescheid, daß wir nur zwei seien und oben in unserm Zimmer schliefen. Es wurde nun zunächst ein Posten von ihm am Treppenaufgang gestellt und darauf von den andern Soldaten die unteren Zimmer gründlich durchsucht. Dann kamen sie zu uns nach oben.

Voran, blaß vor Angst, einer von meinen Waldwärtern, den sie zu diesem Zweck aus seiner Wohnung aus dem Bett geholt hatten, um ihn nun als Deckung zu benutzen. In der Annahme, daß wir uns zur Wehr setzen und vielleicht schießen würden, mußte er als erster vorangehen. Auf dem oberen Flur trat ich ihnen entgegen, um nach ihrem Begehr zu fragen, worauf der Führer erwiderte, daß sie gekommen seien, um uns zu verhaften.

In der festen Annahme, daß noch andere Ausländer bei mir versteckt seien, wurde die ganze obere Etage durchsucht. Es wurden die Schränke aufgerissen, mittels elektrischer Lampen unter die Betten geleuchtet usw. Wir selbst wurden je einem Soldaten zur Bewachung übergeben. Dann wurde uns befohlen, uns anzukleiden und uns zur Abreise fertig zu machen. Auf meine Frage, warum man uns mitten in der Nacht verhaftete, sagte man mir, daß man am Tage wohl das Nest leer gefunden hätte. Dann sei unser Transport in unserm Interesse zur Nacht geboten, denn am Tage würden sie uns gegen die Volkswut nicht schützen können. Auf meine weitere Frage, was man mit uns beginnen würde, ob wir nach Sibirien verschickt würden, gaben sie keine Antwort. Einer von ihnen bemerkte, daß es für uns vorteilhaft sein würde, warme Sachen, Pelz und Pelzstiefel mitzunehmen. Hiernach konnten wir uns also auf eine Reise in das kalte Land gefaßt machen. Während wir das Notwendigste an Kleidern und Wäsche zusammensuchten, stand stets ein Soldat mit fertigem Karabiner bei uns. Wir wurden zur größten Eile angetrieben. Für unsern Transport standen zwei Wagen auf dem Hofe bereit. Jeder von uns bestieg seinen Wagen, links und rechts nahm ein schmieriger Kosak Platz, und nun ging es hinein in die dunkle Nacht, durch den großen schlafenden Wald, hinein ins Ungewisse. Meine Gedanken eilten voraus, in die Schneewüste Sibiriens!

Nach ca. einstündiger Fahrt wurde bei dem erwähnten Gendarmen eingekehrt. Faber und ich wurden in ein Zimmer gesperrt, während die Soldaten Tee und Schnaps tranken. Der Tag begann zu grauen, als wir wieder verladen wurden. Unterwegs wurden wir von den uns begegnenden Letten mit höhnischen Bemerkungen begrüßt. Faber war insofern glücklich, als er diese Schmeicheleien nicht verstand.

Nach mehrstündiger Fahrt erreichten wird endlich die Stadt. Auf den Straßen herrschte reges Leben. Die Hauptstraße, die wir passieren mußten, war schwarz von Menschen. Wie sich später herausstellte, waren schon mehrere Transporte von deutschen Zivilgefangenen ein-

Digitized by Google

gebracht und harrten im Gefängnis ihrer Weiterbeförderung nach Sibirien, daher der Pöbelauflauf. Mit großem Hallo und Hurra wurden wir empfangen. Man hörte die Rufe: „Nieder mit den Deutschen! Schlagt die Bande tot!“ usw. Vereinzelt flogen auch Steine aus dem johlenden Pöbelhaufen gegen uns. Unsere Begleiter schienen ihre helle Freude an diesen Ovationen zu haben, denn es wurde langsam, im Schritt, gefahren, um so den Letten genügend Zeit zu geben, uns zu insultieren. Die Ankunft bei der außerhalb der Stadt liegenden Polizeistation brachte uns Erlösung von dem Spießrutenlaufen.

Wir wurden zunächst in einen großen Raum geführt, der den Soldaten als Aufenthalt diente. Hier durften wir auf einer Holzbank Platz nehmen. Wie überall starrte es auch hier von Schmutz. An den Wänden hingen die Karabiner der Soldaten, welche Zigaretten rauchend und Tee trinkend uns betrachteten. Endlich wurden wir dem Pristaw zum Verhör vorgeführt. Die Vernehmung erfolgte in deutscher Sprache.

Nach langem Hin- und Herreden wurde uns eröffnet: „Faber bleibt in Haft und Berger kann vorläufig nach Hause fahren.“

Da nun alle Gefangenen von hier nach der Kreisstadt Walk gebracht wurden und auf dem Wege nach dort nahe an meiner Wohnung vorüberfuhren, so baten wir um die Erlaubnis, doch Faber bis zum nächsten Morgen noch auf freiem Fuß zu lassen und ihn dann von meiner Wohnung mitzunehmen. Diese Erlaubnis wurde erteilt. In Begleitung eines Gendarmen traten wir unsere Rückfahrt an, abermals begleitet von dem Gejohle der Volksmenge.

Am nächsten Morgen um 10 Uhr erschien der Gendarm, um Faber abzuholen. Faber hatte erst vor kurzem in der Heimat eine schwere Operation durchgemacht und litt noch an deren Folgen. Er glaubte daher freigelassen zu werden und rechnete nicht mit der Roheit der Russen. Obgleich er vom Kreisarzt untersucht und von diesem die Angaben Fabers bestätigt wurden, blieb er in Haft.

Nach einigen Tagen bekam ich die Nachricht, daß er nach Petersburg transportiert und dort in der Peter-Paulsfestung interniert sei. Dies war die letzte Nachricht, die ich über sein Schicksal erhielt. Erst nach Monaten erfuhr ich, daß er schwer krank in Sibirien sei.

Die Zeitungen meldeten nur immer die großen Siege der russischen Helden. Die völlige Niederlage der Russen an den Masurischen Seen wurde als Rückzug aus strategischen Gründen dargestellt.

Die Zeitungen berichteten ferner von den schrecklichen Greueltaten der Deutschen.

Die Nowoje Wremja, die größte Petersburger Zeitung, schrieb, daß es beschlossene Sache sei, alle deutschen Städte dem Erdboden gleichzumachen; der deutsche Napoleon (S. M. der Deutsche Kaiser) würde nach der Insel Sachalin verbannt.

In Riga, im russischen Theater, wurde der Deutsche Kaiser in ganz gemeiner Weise persifliert unter an Wahnsinn grenzendem Beifall des russischen Publikums.

Der Haß gegen die Deutschen kannte keine Grenzen mehr. Das Deutschsprechen war bei hoher Strafe verboten. Die deutschen

Digitized by Google

Schulen wurden geschlossen. Die Bankguthaben der Deutschen gesperrt. Kein Deutscher durfte ein Amt bekleiden.

So wartete ich nun der Dinge, die da kommen sollten. Bald bekam ich denn auch wieder den Besuch der Kosaken zu Pferde und zu Wagen. Ich nahm an, daß man mich wieder mit großem Gefolge abholen würde.

Bei meinem Hause wurde abgesessen. Einige Soldaten gingen in die Wagenremise, andere in den Pferdestall. Wagen und Schlitten wurden herausgebracht, mein Pferd eingespannt vor meinen Wagen, die übrigen Sachen, als Pferdegeschirr, Decken, Schlitten usw., auf die mitgebrachten Wagen verpackt. Dies alles geschah, ohne mir ein Wort zu sagen. Hierauf kamen sie zu mir ins Zimmer und verlangten Fabers Koffer nebst Schlüssel. Das Gewehr, die Patronen und der photographische Apparat von Faber wurden beschlagnahmt.

Mit dieser Beute zogen sie dann ab.

Ich war nun ohne Pferd und Wagen, aber noch im Besitze meiner Waffen, so daß ich mich sicher gegen etwaige Überfälle seitens des Pöbels fühlen konnte.

Wiederholt bat ich um die Erlaubnis, in die Heimat zu reisen, aber vergebens.

Das Erscheinen des Herrn Faber bei mir während der Mobilmachung, seine Reise nach Riga und seine photographischen Aufnahmen hatten die Russen in dem Verdacht bestärkt, daß wir deutsche Spione seien. Wie sich später herausstellte, hielt man mich für einen deutschen Offizier, der sich nur zum Zweck der Spionage lange Jahre in Rußland aufgehalten. Faber hielt man für meinen Vertrauten, der gekommen war, Nachrichten nach Deutschland zu übermitteln.

Man ließ mich daher noch immer auf freiem Fuß, um durch heimliche Beobachtungen Beweise gegen mich zu bekommen. Als Aufpasser fungierten meine eigenen Unterbeamten und Arbeiter auf Veranlassung der Polizei. Die Nowoje, dieses größte Schandblatt, sowie auch die lettischen Zeitungen, schrieben giftige Artikel gegen mich. Die Wremja schrieb: „Einer der deutschen Spione ist durch seine Verbannung nach Sibirien unschädlich gemacht, doch der gefährlichste von den beiden befindet sich noch auf freiem Fuße und betreibt sein Verbrechen unbehelligt weiter.“

Die geheimen Anzeigen nahmen kein Ende. Nach jeder Anzeige wurde ich verhaftet und der Polizei zum peinlichsten Verhör vorgeführt. Zu meinem Glück wurde ich nicht während der Nacht mit den gemeinen Verbrechern eingesperrt, sondern erhielt die Erlaubnis, in einem Hotel in der Stadt zu nächtigen. Auf diese Weise blieb ich wenigstens von den russischen Läusen verschont. Anfang November kam meine Wirtin in größter Aufregung zu mir ins Zimmer mit dem Ausruf: „Die Kosaken, die Kosaken! Geben Sie mir schnell Ihr Geld, denn man wird Ihnen alles abnehmen!“

Der Weg zu meinem Hause war voll von Soldaten, zu Wagen und beritten. Wenn ich einen Wagen sah, dann wußte ich schon, daß er für meinen Transport war. Obgleich ich mir keiner Schuld bewußt war, wurde mir doch etwas schwül zumute angesichts dieser Bande. Ein Menschenleben gilt ja in Rußland nicht viel.

Digitized by Google

Der Trupp hielt vor meiner Tür. Ich ging ihnen entgegen. Der Offizier sagte mir: „Ich werde eine Untersuchung bei Ihnen vornehmen.“ Zwei Soldaten nahmen mich sofort in ihre Mitte. Es ging dann in die erste Etage, woselbst ich meine Wohnung hatte, um gegen etwaiges Schießen durch die Fenster am Abend sicher zu sein. Auch meine Wirtin wurde von zwei Soldaten nach oben gebracht, wo wir nun beide unter strengster Bewachung standen. Auf Kommando des Offiziers begann nun die Durchsuchung der Wohnung zimmerweise. Jedes beschriebene Stückchen Papier wurde in eine mitgebrachte große Mappe gelegt. Alle Photographien und Ansichtskarten sowie für mich wertvolle Dokumente und Dienstzeugnisse wanderten in diese Mappe. Man ließ mir selbst auf mein Bitten nicht einmal die Briefe meiner verstorbenen Frau.

Seit Beginn des Krieges hatte ich ein genaues Tagebuch geführt, welches ich später zu verwerten gedachte. Diese Aufzeichnungen führten später abermals zu meiner Verhaftung.

Die Durchsuchung der Zimmer währte bis zum Abend. Zum Schluß wurden der Hausboden und der Keller noch durchsucht. Nach Beendigung der Durchsuchung mußte ich mich bis auf die Hose entkleiden und die Hosentaschen umkehren.

Anfang November erhielt ich wieder den Besuch der Kosaken. Diesmal nahmen sie mir meine sämtlichen Jagdwaffen ab. Jetzt befand ich mich in einer fatalen Lage. Umgeben von den lettischen Mordbrennern, mußte ich gewärtig sein, im Hause überfallen und umgebracht zu werden. Ein scharfgeschliffenes Beil war von jetzt ab meine einzige Waffe.

Die brutale Verfolgung der Deutschen verschärfte sich von Tag zu Tag. Alle deutschfreundlichen baltischen Edelleute wurden verbannt. Solchen, deren Söhne oder Angehörige im deutschen Heere dienten, wurden außerdem die Güter eingezogen. Mitte November erging der Befehl von dem kommandierenden General von Livland, daß alle Deutschen, welche bis zum 30. November nachts 12 Uhr Rußland nicht verlassen haben, in die Verbannung geschickt würden. Da nun alle männlichen Personen im wehrpflichtigen Alter bereits verschickt waren, so traf diese Maßregel nur Frauen, Kinder und ältere Männer. In Petersburg fielen allein nach Zeitungsnachrichten 60000 Frauen und Kinder der Verbannung anheim. Wie gerne wäre ich in die Heimat gereist, doch war mir jede Möglichkeit dazu genommen, weil man mir meinen Paß abgenommen und mir außerdem befohlen war, mich von Hause nicht zu entfernen.

So saß ich nun in banger Sorge um mein Vaterland und meine ungewisse Zukunft allein in der Waldeinsamkeit. Frühere Bekannte und Kollegen mieden aus Furcht vor der russischen Behörde jeden Verkehr mit mir.

So rückte der Termin, der 30. November, näher und näher. Der Gedanke an Sibirien war mein steter Begleiter. Es hieß, daß von jetzt ab die Gefangenen nicht mehr mit der Bahn transportiert, sondern per Etappe, zu Fuß, die weite Reise in die Verbannung machen müßten. Zuzutrauen war ja den Russen alles! Ein Transport

Digitized by Google

von deutschen Gefangenen nach Sibirien wurde auf ein von Baumstämmen gezimmertes Floß im hohen Norden verladen und trieb auf diesem Floß acht Tage und Nächte stromabwärts. An der Ankunftstelle wurde ihnen gesagt: „Hier könnt ihr aussteigen." Ihr Heim war eine Schnee-, Eis- und Waldwüste.

Was mag aus diesen Unglücklichen geworden sein? Wohl denen, die schon unterwegs vor Kälte und Hunger den Tod in dem eisigen Strom fanden! Sie waren von allen Leiden erlöst.

Viele Gefangene wurden in die Kosakendörfer verschickt und mußten dort an Stelle der einberufenen Kosaken Feldarbeiten verrichten, wobei sie von den Kosakenweibern mit der Knute angetrieben wurden.

Endlich war der letzte November gekommen. Ich saß abends auf meinem Zimmer, als das Läuten mich ans Telephon rief. Ein Kollege war es und sagte mir folgendes: „Bringen Sie sich in Sicherheit, denn um 12 Uhr in der Nacht kommen die Kosaken, um Sie abzuholen. Sie werden dann auf Nimmerwiedersehen verschwinden und nie wieder ans Tageslicht kommen. Ich habe die Nachricht soeben aus sicherer Quelle bekommen. Es ist keine Zeit zu verlieren."

Was nun? Wohin in dunkler, kalter Winternacht? Der Betreffende riet mir, mich nun selbst der höheren Polizeiverwaltung in der Stadt Walk zu stellen und dort nochmals um die Erlaubnis zur Abreise in die Heimat zu bitten. Es würde meine Bitte dort befürwortet werden. Ebenso würde für mich ein Zimmer für die Nacht im Hotel bestellt werden. Es war ja den Hotelwirten bei hoher Strafe verboten, einen Deutschen aufzunehmen.

Es wurde mir ferner gesagt: „Sollten Sie die Erlaubnis zur Abreise bekommen, dann benachrichtigen Sie mich telephonisch, ich werde Sie dann bis Petersburg begleiten und dort behilflich sein, daß Sie nach dem finnischen Bahnhof kommen. Erst wenn Sie dort sind, sind Sie geborgen. In Petersburg sieht es böse aus. Wenn man unterwegs oder in Petersburg entdeckt, daß Sie ein Deutscher sind, schlägt man Sie wie einen Hund tot."

Zunächst bestellte ich nun den einzigen noch zuverlässigen Waldwärter sogleich mit seinem Schlitten zu mir.

In aller Eile packte ich meinen kleinen Handkoffer. Es war von der russischen Behörde bekanntgemacht, daß man nur 40 Pfund Gepäck und 50 Rubel in bar mitführen durfte. Ebenso durfte man keine Wertsachen, Gold und Silber mitnehmen. Sogleich nach Ankunft des Waldwärters begann meine fluchtartige Abreise. Es war dies das zweitemal, daß ich in der Nacht fliehen mußte. Im Jahre 1905 wurde ich von den lettischen Mordbrennern während der Revolution vertrieben und verließ meine Wohnung ebenfalls in der Wintersnacht, um zu Fuß die nächste Bahnstation, 25 Kilometer, zu erreichen. Damals bestand mein Gepäck aus einer Mauserbüchse nebst hundert Patronen. Hinter mir ließ ich mein brennendes Haus, von den Revolutionären erst ausgeraubt und dann angezündet.

Jetzt beleuchtete zwar das brennende Haus nicht meinen Weg, aber wie damals mußte ich auch nun mein Hab und Gut preisgeben, welches ich mir in den zehn Jahren nach der Revolution wieder

Digitized by Google

erwirtschaftet hatte, soweit es mir die Kosaken auf Befehl nicht schon geraubt hatten.

Meine Wirtin blieb weinend und jammernd zurück. Nach zweistündiger Fahrt gelangten wir an den Fluß, die livländische Aa, welcher meine Reviergrenze bildete. An der Übergangsstelle brannten auf beiden Seiten die hellen Feuer der Wache.

Um Mitternacht traf ich in der Stadt ein und bekam das im Hotel bestellte Zimmer.

Am nächsten Morgen sah ich auf dem Marktplatz, wie die eingezogenen Reservisten dort exerzierten. In Kompagniekolonnen wurden sie hin- und hergejagt. Ein buntes Durcheinander. Alle waren in Zivil ohne Waffen. Jede Kompagnie wurde von einem jungen Offizier mit gezogenem Säbel kommandiert. Nicht ein einziges Mal konnte ich feststellen, daß eine Kompagnie Tritt, Richtung oder Abstand hielt.

Auf den Straßen wimmelte es von Militär aller Waffengattungen.

Kurz vor 10 Uhr begab ich mich auf das Polizeibureau. Durch einen längeren Gang gelangt man in das große, saalartige Wartezimmer. Von hier aus muß man drei geräumige Bureaus passieren, um in das Zimmer des Gewaltigen zu gelangen.

Beim Betreten des Wartezimmers bot sich mir ein herzzerreißender Anblick. Es war angefüllt mit bleichen, jammernden Frauen, weinenden Kindern und vor Hunger schreienden Säuglingen. Da die wenigen Holzbänke zum Sitzen nicht allen Platz boten, lag die Mehrzahl der Frauen und Kinder auf dem harten, schmutzigen Fußboden. Diese armen Geschöpfe waren alle in der kalten Wintersnacht von Soldaten aus den Betten geholt und, zum Teil nur notdürftig bekleidet, hier zusammengetrieben aus dem ganzen Kreise. Das Verbrechen dieser nächtlichen Beute der Kosaken bestand darin, daß sie deutsche wehrlose Frauen und Kinder, deutsche Untertanen waren. Diese bedauernswerten Opfer der russischen Bestien waren auf dem Wege in die Verbannung!

Einige von diesen Unglücklichen erkannten mich, fielen vor mir auf die Knie und flehten mich mit erhobenen Händen an um Hilfe. Angst und Verzweiflung stand auf ihren Gesichtern! Noch nie sah ich in meinem vielbewegten Leben größere Verzweiflung.

Am Ende des Saales stand mit aufgepflanztem Bajonett ein Soldat. Diesen fragte ich, ob es erlaubt sei, Brot für die Hungrigen zu kaufen. Er antwortete: „Das kannst du machen, wie du willst.“ Ich besorgte ihnen für einige Rubel Brot und mußte sie dann ihrem traurigen Schicksal überlassen. In den nächsten Zimmern wurden die Nationale von den Frauen aufgenommen. Weinend und händeringend standen die Unglücklichen vor den russischen Polizisten.

Nach längerem Warten wurde ich dem Polizeioffizier vorgeführt. Zunächst begann nun wieder ein peinliches Verhör. Ein langes Sündenregister wurde mir vorgehalten, als da ist: „Nächtliches Signalgeben durch Licht an die deutschen Flieger, Aufnehmen von deutschen Spionen, Dulden von Zusammenkünften deutscher Verschwörer zur Nachtzeit in meinem einsamen Forsthause, Erschießen von russischen Untertanen usw.“.

Digitized by Google

Nach langem Hin- und Herreden hieß er mich warten. Nach einer halben Stunde kam ein Polizist mit zwei Soldaten und eröffnete mir: „Sie haben Rußland sofort über Petersburg und Raumo nach Schweden zu verlassen.“ Welch eine Erlösung aus den Klauen des russischen Bären! Ich tröstete noch die armen deutschen Frauen und verließ sie mit dem Gedanken, daß sie mitsamt ihren Kindern dem sicheren Tode entgegengehen würden. Die beiden Soldaten brachten mich zur Bahn. Auf dem Bahnhof war ein unbeschreibliches Gedränge von russischem Militär. Alle Soldaten waren vorzüglich ausgerüstet mit Waffen und Kleidern. Jeder Soldat trug einen warmen Halbpelz.

Meine Fahrt bis Petersburg gestaltete sich ohne besondere Zwischenfälle. Stumm wie ein Fisch saß ich die Nacht über in meiner Ecke.

Um 8 Uhr in der Frühe war ich in Petersburg. Auch hier war sehr viel Militär auf dem Bahnhof.

Da der Zug nach Raumo schon um 7 Uhr abging, mußte ich in ein Hotel fahren. Dies war wieder eine schwierige Aufgabe, weil die Hotels auch hier keinen Deutschen aufnehmen durften.

Auf gut Glück fuhr ich zum Hotel Viktoria und fand Unterkunft. Hier traf ich einen alten österreichischen Offizier böhmischer Nationalität. Als Slave war es ihm gestattet, im Hotel zu wohnen. Auch er wollte in seine Heimat reisen. Mit ihm blieb ich zwei Tage in Petersburg. In der Stadt herrschte reges Leben. Militär zog mit Musik nach dem Bahnhof. Ganze Züge von Verwundeten wurden ausgeladen. In großen Trupps wurden Reservisten in Zivil nach ihrem Bestimmungsort geführt. Prozessionen zogen mit Fahnen, Kaiser- und Heiligenbildern durch die Straßen. An den Türen der russischen Kirchen knieten Weiber und murmelten unter Bekreuzungen Gebete. Jedenfalls für ihre im Felde stehenden Männer. In den größeren Schaufenstern in der 10 Kilometer langen, schnurgeraden, schönsten Straße von Petersburg waren die Karten vom neuen Europa ausgestellt. Deutschland suchte man auf dieser Karte vergebens, es war nicht mehr vorhanden. Diese Schaufenster waren belagert vom Publikum, welches seine Freude über das neue Europa ohne Deutschland kundgab.

Von dem Palais der deutschen Botschaft standen nur noch die Mauern. Die Fenster waren samt den Fensterkreuzen zerschlagen, das Innere gänzlich demoliert. Die Statuen hatte der Pöbel heruntergerissen und unter Absingen der russischen Hymne in die Newa geworfen. Den zurückgebliebenen Aufseher hatte man totgeschlagen.

Am Tage vor meiner Abreise ging ich auf das amerikanische Konsulat, um mir das Reisegeld bis Raumo auszubitten. Wie ich das Wartezimmer betrat, sah ich auch hier die armen deutschen Flüchtlinge zu Hunderten. Zum größten Teil waren sie zur Verbannung verurteilt und baten, da sie gänzlich mittellos, um Unterstützung. Beim Betreten des Konsulats bekam man eine Nummer, nach deren Aufruf man vorgelassen wurde. Ich bekam die Nummer 147, mußte also lange warten, hatte nun genügend Zeit, mir alle die Unglücklichen anzusehen und sie auszufragen. Eine junge Dame aus München erzählte mir folgendes: „Wie der Krieg ausbrach, war ich Erzieherin in Lodz. Ich wurde verhaftet und nach Sibirien verschickt. Ich habe

Digitized by Google

die Erlaubnis erhalten, nach Deutschland zu reisen, und bin hier nun ohne jegliche Mittel. Gestern kamen wir hier an. Mit den anderen Damen stiegen wir in einem Pensionat ab, wurden aber um Mitternacht von der Polizei auf die Straße gesetzt." Welche Roheit! Dieses bedauernswerte russische Opfer war mit den anderen Damen in der langen Wintersnacht auf der Straße umhergeirrt, noch dazu in dünnen Sommerkleidern, welche sie bei ihrer Verhaftung getragen hatte.

Wer sich durch seinen Paß ausweisen konnte, dem wurde gegen Quittung ohne Bedenken das nötige Geld gegeben. Am Abend trafen in dem Hotel weit über hundert Frauen und Kinder unter Obhut eines Führers ein. Es waren die Familien der Arbeiter und Beamten der großen deutschen Papierfabrik zu Pernau. Die Männer waren verschickt, Frauen und Kinder wurden nach Deutschland abgeschoben. Wie alle, hatten auch sie all ihr Hab und Gut zurücklassen müssen.

Ein längeres Verbleiben in Petersburg schien doch zu gefährlich. Nachdem ich am nächsten Morgen die sehr gepfefferte Rechnung im Hotel bezahlt hatte, fuhr ich, ebenfalls für viel Geld, nach dem finnischen Bahnhof. Die Warteräume waren überfüllt mit Flüchtlingen, Greisen, Frauen und Kindern. Um 7 Uhr fuhr der Zug ab. Die Abteile waren überfüllt. Sämtliche Fenster waren so mit grauer Farbe angestrichen, daß ein Hinaussehen nicht möglich war. Die Türen des Durchgangswagens waren verschlossen, außerdem stand an jeder Tür innerhalb des Wagens ein Gendarm.

Obgleich ich nur eine Fahrkarte 3. Klasse hatte, fuhr ich in der zweiten. Es befanden sich in dem Abteil nur Frauen und Kinder. Zwei junge Damen, deren Eltern in Rußland naturalisiert waren, reisten, weil ausgewiesen, auch nach Deutschland. Fünf Frauen kamen aus Persien mit ihren Kindern. Ihre Männer waren in Täbris von russischen Kosaken verhaftet und nach Sibirien verbannt. Diesen Frauen war sämtliches Hab und Gut gelegentlich einer Wagenfahrt von den Kosaken geraubt. Mit vorgehaltenem Revolver waren sie von den Kosaken gezwungen, alles, was sie bei und mit sich führten, auszuliefern. Bis Petersburg waren sie 30 Tage und Nächte unterwegs. Dann lernte ich einen evangelischen Pastor kennen, der ebenfalls aus Persien kam. Seine Frau war unterwegs infolge der großen Strapazen gestorben und als Leiche in unbekannter Gegend zurückgeblieben.

Ferner waren unter den Flüchtlingen zwei deutsche Missionarinnen aus Persien. Eine dieser Damen erzählte, daß sie in ihrer Anstalt 100 arme armenische Knaben gehabt hätte. Die Knaben seien in der deutschen Sprache sowie in einem Handwerk unterrichtet. Die Dame mußte auf mein Vorhalten zugeben, daß diese Zöglinge zum größten Teil in die russische Armee eintreten.

Die andere Dame meinte, von meinen 100 Schülern wird keiner russischer Unteroffizier, denn es waren lauter Mädchen.

Spät am Abend waren wir an der Grenze von Finnland. Hier fand die mit Recht so gefürchtete Revision statt.

Es war nicht gestattet, mehr wie 50 Rubel in Papier über die Grenze zu bringen, ebenso durfte man keine wertvollen Schmuckgegenstände mitführen.

Digitized by Google

Der Reisenden bemächtigte sich eine gewisse Unruhe, denn viele von ihnen hatten gewiß Geld oder Schmuck in ihren Kleidern verborgen.

Waggonweise wurden wir nun in ein großes Zimmer geführt. Hier wurden die Frauen von den Männern getrennt. Alles mußte sich entkleiden und wurde gründlich untersucht. Für die weiblichen Flüchtlinge waren Hebammen vorhanden, welche noch eine besondere Untersuchung an den Frauen vornahmen.

Wer Geld oder Wertsachen verborgen hatte, hatte nicht mit der Findigkeit der Russen gerechnet. Es wurde alles gefunden.

Bei meinem Eintritt in das Extrazimmer wurde ich von einem Offizier angeschrien und aufgefordert, meine Wertsachen auf den Tisch zu legen. Er sagte: „Haben Sie eine goldene Uhr, dann heraus damit!“ Ich sagte ihm, daß die Uhr wohlverwahrt in Rußland zurückgeblieben sei. Dann hieß es „ausziehen“.

Eine junge Dame aus Petersburg hatte 6000 Rubel verborgen, die natürlich gefunden und beschlagnahmt wurden.

Nach beendeter Untersuchung wurden wir wieder in den Eisenbahnwagen gesperrt. So durchfuhren wir ganz Finnland, ohne etwas von der Gegend oder einen Menschen zu sehen.

In Raumo angekommen, wurden wir wieder in eine große Holzbaracke geführt und erhielten dort unsere Pässe zurück.

Zwei große schwedische Dampfer lagen bereit, um uns nach Stockholm zu bringen.

Die Dampfer waren so stark von Flüchtlingen besetzt, daß viele keinen Platz fanden und an Deck kampieren mußten. Ich selbst saß während der langen stürmischen Nacht unten im Laderaum auf einem Haufen Butterfässer.

Am nächsten Abend kamen wir nach Stockholm. Hier war eine deutsche Hilfsgesellschaft, die für Unterkunft der Flüchtlinge sorgte.

Von hier ging die Reise per Bahn und Schiff nach Saßnitz. In Saßnitz bekam ich eine Fahrkarte vierter Klasse bis an das Endziel meiner Reise, der Stadt Rendsburg. Einige Stationen vor Rendsburg stiegen ein Feldwebel, ein Unteroffizier und fünf Soldaten bei mir ein. Von dem Feldwebel wurde ich aufgefordert, meine Papiere vorzuzeigen, und nachdem dieses geschehen, sagte er mir, daß ich verhaftet sei. Nach Ankunft in Rendsburg wurde ich von dem Militär in die Mitte genommen und so durch die Stadt zur Hauptwache geführt. Eine ganze Anzahl neugieriger Menschen begleitete diesen Aufzug. Auf der Wache wurde ich in ein leerstehendes Zimmer gesperrt. Ein Soldat mit geladenem Gewehr hielt die Ehrenwache bei mir.

Sowie man mich in Rußland für einen deutschen Spion gehalten, hielt man mich in Deutschland wieder für einen russischen Spion. Zum Glück konnte ich mich auf meine Tochter berufen, die in B. bei Rendsburg Lehrerin ist.

Von morgens um 9 bis nachmittags um 4 Uhr blieb ich gefangen und wurde dann durch die Ankunft meiner Tochter, die mich als ihren richtigen Vater reklamierte, befreit.

Kolo in Russisch-Polen, im November 1915.

Digitized by Google

Erlebnisse eines Arztes in russischer Kriegsgefangenschaft.

Von Dr. med. G. Voß, z. Zt. ord. Arzt an einem Reserve-Lazarett.

Mit einem eigentümlich bangen Gefühl begrüßte ich am Abend des 25. Juli 1914 die russische Grenze. Zunächst freilich war alles wie gewöhnlich: Der düstere Bahnhof in Wirballen, die hohen Gestalten der auf dem Bahnsteig postierten Gendarmen und die lange Wartezeit, bis der Paß revidiert und das Reisegepäck untersucht war. Auf dem Bahnhof in Wilna sah man auffallend viel Militär, besonders Offiziere. Es folgte eine ungestörte Nachtfahrt in den bequemen russischen Schlafwagen; am Morgen wurde unser, bis dahin pünktlich gehender Schnellzug auf verschiedenen, auch kleineren Stationen längere Zeit aufgehalten. Ein Reisegefährte konnte uns über die Ursache aufklären: Wir mußten zahlreiche Militärzüge passieren lassen. In Gatschina, der Residenz der Kaiserin-Mutter, stand auf den Reservegeleisen ein Zug neben dem andern, gedrängt voll Militär aller Waffengattungen. Auf meine vorsichtige Frage hieß es, es fände keine „Mobilisierung", sondern nur eine „Truppenverschiebung" statt. Die Weiterreise, an Petersburg vorüber, verlief glatt. Von irgendwelchen außergewöhnlichen Erscheinungen, von Kriegsvorbereitungen oder dergleichen, war weder unterwegs, noch auf dem Lande — ich hatte 45 Kilometer im Wagen bis zu dem Gute meiner Verwandten zurückzulegen — etwas zu bemerken. Doch war die Stimmung, die ich vorfand, unter dem Einfluß des österreichischen Ultimatums äußerst gespannt.

Am 2. August erreichten uns Gerüchte vom Kriegsausbruch; am 3. August erst erfuhren wir, daß Deutschland den Krieg erklärt hatte. Inzwischen war in der Nacht vom 30. zum 31. Juli im Petersburger Gouvernement die Mobilisierung durchgeführt worden. Der Eindruck dieser Maßregel auf die Bevölkerung war niederschmetternd. Man sah Karren mit trunkenen Reservisten die Dörfer verlassen, begleitet von Scharen Weiber und Kinder. Dem „Betäubungsrausch" der Einberufenen machte das sehr schnell erfolgte Alkoholverbot ein rasches Ende. Ohne das Alkoholverbot wäre die, gewiß sogar den meisten Russen überraschend schnell und glatt erfolgte Mobilmachung des Riesenheeres in dem unendlich weiten, dabei im Verhältnis zu Westeuropa so wenig mit Verkehrsmitteln ausgestatteten Reiche nie durchzuführen gewesen.

Wie leicht verständlich, stürzte uns Deutsche in Feindesland die Kriegserklärung in schwere Sorgen. Obwohl wir, glücklicherweise, den uns drohenden Gefahren noch ziemlich ahnungslos gegenüberstanden, war der erste Gedanke, die sofortige Heimkehr zu versuchen. Doch gleichzeitig mit der Kriegserklärung traf Nachricht auf Nachricht ein, daß der Verkehr auf der einzigen uns zur Verfügung stehenden Bahnstrecke (Reval—St. Petersburg) durch Militärtransporte fast gänzlich gesperrt sei. Ferner, hieß es, seien die wenigen dem Publikum freigegebenen Züge von aus den Badeorten an der Küste des Finnischen Meerbusens (Hungerburg usw.) geflüchteten Sommerfrischlern völlig überfüllt. Es war, wie wir später hörten, in den Badeorten eine heillose Verwirrung entstanden; nach der Beschießung von Libau fürchteten alle Bewohner einen Angriff der Deutschen auf die Küste des Finnischen Meerbusens. Die tollsten Gerüchte kursierten über Ausschiffung deutscher Truppen und beabsichtigte Angriffe

Digitized by Google

auf Petersburg und seine Umgebung. So kam es, daß die Bewohner der Umgegend Petersburgs nach Reval, die Revals nach Petersburg flüchteten.

Unter dem Einfluß der panischen Angst vor einer deutschen Invasion wurde die Umgebung Petersburgs in Eile befestigt; viele Tausende von Arbeitern warb man für hohen Tagelohn, um längs der Küste Verteidigungswerke zu errichten. Schöne Waldungen fielen diesen Befürchtungen zum Opfer. Gleichzeitig erfolgte ein Ausweisungsbefehl für alle Angehörigen der kriegführenden Staaten aus dem russischen und finnländischen Küstengebiet. Unaufhörlich gingen große Truppentransporte von Petersburg in der Richtung nach Reval und Finnland ab, wo, wie man mir sagte, drei Armeekorps konzentriert wurden.

So mußten die ersten neun Kriegstage abgewartet werden; sie waren nicht leicht zu ertragen. Tag für Tag kamen Hiobsbotschaften. Erst wurde der Tod Kaiser Franz Josefs gemeldet, dann erfolgte die englische Kriegserklärung, bald schloß sich Japan seinem einstigen Gegner an und auch Montenegro wollte nicht fehlen. Endlich am 10. August verließen wir unseren, trotz Krieg und Kriegsgeschrei noch immer idyllischen Landaufenthalt und erreichten nach sechsstündiger Wagenfahrt die nächstgelegene Eisenbahnstation. Sie bot ein Bild ungewohnter Belebung; recht beunruhigend wirkte die Mitteilung der Stationskasse, daß Fahrkarten 1. und 2. Klasse nicht ausgegeben würden, und 3. Klasse nur nach Möglichkeit. Nach mehrstündigem Warten traf mit starker Verspätung der ersehnte Zug ein. Er war überfüllt. Nur mit Mühe glückte es mir, meine Familie in ein Abteil 3. Klasse hineinzuschieben. Halb stehend, halb auf einem Körbchen kauernd, zwischen Juchtenstiefeln und Bauernweiberröcken verbrachte ich fünf Stunden mit angsterfüllter Seele.

Die Stimmung im russischen Publikum war damals gegen alles, was sich deutscher Laute bediente, äußerst gereizt. Zwar hatte ich meinen drei- und fünfjährigen Sprößlingen aufs strengste Schweigen auferlegt, aber wie leicht konnte ein Wort oder ein Ausruf uns verraten, da keiner von ihnen der russischen Sprache mächtig war. Aber sie schwiegen, und glücklich trafen wir in Petersburg ein.

Hier empfingen uns schlechte Nachrichten; bereits vor einigen Tagen hatte die Verfolgung der Deutschen in Petersburg begonnen; teils nachts aus dem Schlaf, teils am Tage, mitten aus der Arbeit heraus, waren die Männer verhaftet und auf die Polizeibezirke geführt worden. Von dort wurden sie truppweise unter militärischer Eskorte durch die Straßen der Stadt nach Gefängnissen und anderen Gebäuden gebracht. Viele hatten kaum die Möglichkeit gehabt, das Notwendigste mit sich zu nehmen. Sie konnten sich auch nachträglich damit nicht versorgen lassen, denn jeder Verkehr mit den Angehörigen war streng verboten. Frauen und Kinder, auch ältere Männer wurden zunächst von dieser Maßregel nicht betroffen.

Sofort nach meiner Ankunft meldete ich mich im zuständigen Polizeibezirk, wo ich einem einstündigen, scharfen Verhör unterworfen wurde. Meine, so kurz vor Kriegsausbruch erfolgte Ankunft in Rußland, noch dazu im Gouvernement St. Petersburg, im Bereiche der Festung Kronstadt, ferner meine frühere Angehörigkeit zum russischen Untertanenverband, insbesondere aber die Tatsache, daß ich nach Erledigung meiner Pflichten als russischer Militärarzt im Japanischen Feldzuge nach Deutschland übergesiedelt und Deutscher geworden war, — alle diese Tatsachen erschienen dem mich examinierenden Kommissar höchst verdächtig. Schließlich war

Digitized by Google

das Protokoll meiner peinlichen Vernehmung abgeschlossen; ich erhielt die Weisung, am Abend um 8 Uhr zu erscheinen, um die Entscheidung über mein Schicksal entgegenzunehmen. Nach dem Gebaren des Polizeigewaltigen mußte ich mich auf Schlimmes gefaßt machen. Zu Hause angelangt, packte ich meine nötigsten Sachen, um sie auf jeden Fall bei der Hand zu haben. Über das Schicksal meiner Familie war ich beruhigt, denn ihrer Ausreise nach Deutschland stand, wie mir mitgeteilt wurde, nichts im Wege. Um 8 Uhr fand ich mich auf dem Polizeibezirk ein, mußte einundeinhalb Stunden warten, bis ich zur höchsten Instanz, dem „Pristaff" (entsprechend unserem Polizeiinspektor), gebeten wurde, der sich als humaner und liebenswürdiger Mensch erwies und Verständnis für meine Lage zeigte. Zwar konnte er mir die Abreise nicht gestatten, doch durfte ich in Petersburg bleiben, falls ich mich ehrenwörtlich verpflichtete, keine Beziehungen zu Deutschland zu unterhalten und den Stadtkreis Petersburg nicht zu verlassen. Wenn ich mich dazu nicht verpflichten wolle, müsse er mich ausweisen. Was blieb übrig, als das schriftliche Ehrenwort zu geben? Ich packte meine Sachen aus, und traf in den nächsten Tagen alle Vorbereitungen für die Abreise meiner Familie am 20. August. Am selben Tage wurde ich von neuem zur Polizei zitiert und erhielt dort den Ausweisungsbefehl, das heißt die Aufforderung, mich „freiwillig", mit anderen Worten, auf eigene Kosten, in eines der drei nördlichen Gouvernements Wologda, Wjatka oder Orenburg zu begeben. Man ließ mir drei Tage Zeit, um meine Angelegenheiten zu ordnen. Ich benutzte sie, um mich mit den notwendigsten Kleidungsstücken für den nordischen Herbst und Winter zu versehen. Am Samstag, den 22. August, wurde mir ein Passierschein eingehändigt, auf dem als Bestimmungsort Wologda angegeben war, und am nächsten Tage trat ich meine Reise gen Osten an.

Am 24. August früh war ich in Wologda angelangt. Mein erster Weg sollte die Meldung auf dem Polizeiamt sein. Gegen 8 Uhr fand ich mich in dem, an einem großen, freien Platz gelegenen Gebäude ein, an dessen Giebel die Aufschrift „Städtische Polizeiverwaltung" prangte. Ein halb dunkler, schmutziger Vorbau empfing mich. Rechts, in einer Art Verschlag, hatte eine kinderreiche Familie mit Sack und Pack ihren Wohnsitz aufgeschlagen; sie pflegte einstweilen noch der ungestörten Nachtruhe. Auf meine Frage wurde mir mitgeteilt, daß erst gegen 9 Uhr geöffnet werde. Statt im dumpfen Raum zu warten, zog ich vor, einen Gang durch die noch ziemlich stillen Straßen zu machen. Auf dem im Mittelpunkt der Stadt gelegenen Platz, an dem sich die Polizeiverwaltung befand, sind in ziemlich großen Zwischenräumen drei Kirchen erbaut. Eine vierte liegt in den anschließenden „Städtischen Anlagen". Diese sind recht anspruchslos und bestehen aus einigen mit niedrigen Holzzäunen umgebenen Rasenflächen, wenigen schlecht gedeihenden Bäumen, hauptsächlich Pappeln und Birken, sowie kümmerlichen Blumenbeeten. Oft weidete mitten in den Anlagen ein schwarzweißes Kalb, dessen Besitzer wohl zu den Honoratioren der Stadt gehörte.

Als ich mich um 9 Uhr wieder meldete, wurde ich angewiesen, mir zunächst ein Unterkommen zu suchen und gleichzeitig mit der Angabe meiner Adresse den in Petersburg erhaltenen Passierschein abzuliefern. Inzwischen hatten sich die kleinen Räumlichkeiten gefüllt; zahlreiche Ankömmlinge drängten und stießen sich, um von den Beamten die verschiedensten Auskünfte zu erhalten. Da viele dieser Leute der russischen Sprache kaum oder gar nicht mächtig waren, die Polizeibeamten ihrerseits natürlich das Deutsche nicht beherrschten, waren die

Digitized by Google

Schwierigkeiten der Verständigung nicht gering. Durch freiwillige Mitarbeit zweier Zivilgefangener, die in den zehn Tagen ihres Hierseins sich bereits das Vertrauen der Polizeibeamten sowie des Polizeimeisters erworben, war es möglich geworden, die notwendigen Feststellungen zu machen.

Die meisten kamen, wie ich, ohne Ausweispapiere an, da ihnen der Paß abgenommen war. Der Passierschein enthielt nur den Namen, Vornamen und Alter, nicht einmal Beruf, Zivilstand, Militärverhältnis, Geburtsort. Nun trafen fast täglich Hunderte solcher Kriegsgefangenen ein; trotz aller Anstrengungen und unausgesetzter Arbeit vom frühen Morgen bis zur späten Nacht konnten die Listen nicht mit genügender Genauigkeit geführt werden, so daß späterhin sich mancherlei Unzuträglichkeiten ergaben. In einem von den beiden Dolmetschern erkannte ich zu meiner großen Freude einen alten Schulkameraden, Dr. von O., der, wie ich, zum Besuche auf einige Wochen in die Ostseeprovinzen gekommen war und dort von der Ausweisung ereilt wurde. Er unterstützte mich sofort mit Rat und Tat, und gab mir alle nur gewünschten Auskünfte über die örtlichen Verhältnisse. Vor allem wies er mich auch auf die Schwierigkeiten hin, eine geeignete Unterkunft zu finden. Uns Deutschen war das Betreten der wenigen besseren Hotels untersagt. In den einfacheren Gasthäusern machte der echt russische Schmutz und die Abwesenheit jeder hygienischen Vorrichtungen den Aufenthalt nahezu unmöglich. So war man auf das Mieten möblierter Zimmer angewiesen. Bei dem großen Bedarf und der Abneigung vieler Einwohner gegen die Zivilgefangenen war die Auswahl beschränkt. Das sollte ich bald erfahren, denn von 10 Uhr morgens bis 6 Uhr abends war ich zu Fuß und zu Wagen unterwegs, ohne Aufnahme zu finden. Bald war das Zimmer soeben vermietet, bald wies man mich als Deutschen ab. So war ich, obgleich meine Ansprüche sich allmählich dem Nullpunkt näherten, schon im Begriff, die Suche aufzugeben und in eines der gefürchteten Hotels zweiter Güte zu flüchten, da führte mich der Zufall an einem sauberen, zweistöckigen Hause vorbei, an dessen Torpfosten das Plakat „Zimmer zu vermieten" befestigt war. Ich beschloß, noch einmal den Versuch zu machen, läutete an der Haustüre und wurde als Deutscher wenig liebenswürdig begrüßt. Ich ließ mich aber nicht abweisen und nach einer halbstündigen Unterredung, während der ich alle diplomatischen Künste spielen ließ, war ich mit der Hausfrau handelseinig. Eine Stunde später bezog ich bereits die kleine, saubere, einfach möblierte Stube, die ich anfänglich mit dem elfjährigen Sohne des Hauses teilen mußte.

Mit meiner Unterkunft hatte ich's gut getroffen, der Zufall führte mich zu freundlichen Menschen. Mein Hauswirt, Beamter des staatlichen Branntweinverkaufs, stammte, wie viele seiner Kollegen, aus einer Priesterfamilie, hatte das Seminar besucht und den Volksschullehrerberuf ergriffen. Als intelligenten und den modernen Ideen geneigten Mann konnte ihn sein durch die Überwachung von seiten des tiefstehenden Ortspriesters eingeengter Beruf nicht befriedigen, so zog er die Stellung eines Geldeinnehmers beim Branntweinmonopol vor. Er war viel herumgekommen, obwohl er die Grenzen des Gouvernements Wologda noch nie verlassen. Zunächst war er im äußersten Ostwinkel in einer kleinen Kreisstadt angestellt gewesen, allmählich dann über andere Orte nach der Gouvernementshauptstadt versetzt worden. Seine Beschäftigung bestand in wochenlangen Reisen innerhalb des ihm zugewiesenen Bezirkes, um Gelder in den Verkaufsstätten einzukassieren. Es liegt auf der Hand, daß diese Reisen beschwerlich und

Digitized by Google

nichts weniger als ungefährlich waren. Namentlich im Frühjahr und im Herbst mußten die Strecken von Hunderten von Kilometern oft halb zu Fuß, halb zu Wagen zurückgelegt werden, wobei er ständig in Gefahr geriet, bald in Sümpfen zu versinken, bald durch das Eis der Frühjahrsströme durchzubrechen. Da seine Aufgabe, Geld einzukassieren und über die endlosen Wege nach der Hauptstadt zu transportieren, in der ganzen Gegend bekannt war, drohte ihm außerdem bei der Einsamkeit jener Gegenden stets die Gefahr eines Raubüberfalles. So konnte er von manchen Erlebnissen berichten, die mehr nach den Wildnissen Amerikas, als nach einem europäischen „Kulturstaat" klangen. Hatte er seine wochenlange Tour beendet, so konnte er sich zu Hause erholen; er benutzte die Zeit, um zu schlafen und Karten zu spielen. Letztere Beschäftigung füllte auch den Hauptteil des Tages seiner Gattin aus.

Vier Kinder hatte das Ehepaar: der älteste Sohn besuchte das Gymnasium, zwei sieben- und neunjährige Töchter eine Mädchenschule, das jüngste, fünfjährige Töchterlein trieb sich im Haus und auf der Straße in Gesellschaft zahlreicher Nachbarskinder herum. Um ihre Sprößlinge kümmerte sich das Elternpaar wenig; nur zu den Mahlzeiten versammelte sich die Familie.

Die russische Hausfrau darf nicht mit dem Maßstab deutscher Verhältnisse gemessen werden: Ordnung, Sauberkeit, Pünktlichkeit sind nahezu unbekannt. Der Tag meiner Hauswirtin war ausgefüllt in erster Linie durch Kartenspiel, das mit zahlreichen, aus- und eingehenden Gästen gepflegt wurde. Die Pausen wurden durch Mahlzeiten, namentlich Teetrinken, ausgefüllt. Mehrmals täglich erschien der riesengroße Samowar auf dem Tisch des „Salons", um oft stundenlang dort zu stehen und aus seiner bauchigen Fülle siedendes Wasser für den Tee zu spenden. Hin und wieder machten ellenlange Risse und Löcher in Kleidern und Strümpfen der Kinder eine kurze Beschäftigung mit Näharbeit unvermeidlich, doch bald kehrte man befriedigt zum Kartenspiel zurück. Ich erwarb mir bald die Gunst meiner Hausgenossen, indem ich, vom Nichtstun anfänglich der Verzweiflung nahegebracht, mich ihrer Gesellschaft anschloß und meine früher erworbenen Kenntnisse im Preferance wieder auffrischte. Rasch schwand das Mißtrauen, mit dem man anfänglich den „Njemez" betrachtet hatte, und machte einer ungezwungenen Herzlichkeit Platz, die sich in Freundlichkeiten und Gefälligkeiten aller Art äußerte. Natürlich war auch ich bestrebt, das gute Verhältnis zu festigen, um so mehr, als es nicht allein in meinem Interesse lag, die Vorurteile gegen uns Deutsche zu bekämpfen. Ich nutzte das erlangte Wohlwollen nach Möglichkeit für meine armen Landsleute aus, bewog meine Hauswirtin, eine kleine, aus zwei Zimmern und Küche bestehende Wohnung in einem ihr gehörenden Nebenhause acht armen Unterkunftslosen für ein Billiges abzugeben. Späterhin, nachdem sie sich von der Harmlosigkeit und Zuverlässigkeit der Deutschen überzeugt hatte, vermietete sie noch eine andere Wohnung an Gefangene. Am Schlusse meines Aufenthalts gehörte ich ganz zur Familie; der Sohn, mein anfänglicher Schlafkumpan, dem ich oft bei seinen deutschen und französischen Hausaufgaben geholfen, vergoß bittere Tränen beim Abschied! Trotz allem Vertrauen, das mir entgegengebracht wurde, blieb aber eine gewisse Spannung bestehen, die jedesmal hervortrat, wenn unsere Gespräche Politik berührten. Mit dem Hausherrn konnte ich freimütig über mancherlei reden, ihm waren die Mißstände in der russischen Beamtenwirtschaft ebenso bekannt, wie mir. Waren wir allein, so konnte er die sarkastischsten Bemerkungen oft nicht

Digitized by Google

unterdrücken. So berichtete er mir eines Tages mit unverhohlenem Triumph man habe an der Küste des Finnischen Meerbusens einige von den dort ausgestellten russischen Minen herausgefischt. Bei ihrer Untersuchung sei festgestellt worden, daß sie statt mit Sprengstoffen mit Sand gefüllt waren! Ich glaubte, einige Zweifel äußern zu müssen und war innerlich belustigt, als er mir nach einigen Tagen sehr stolz erzählte, ein soeben aus Petersburg eingetroffener Marineoffizier habe die Geschichte bestätigt! Das ist ein Beispiel für den durchschnittlichen Patriotismus des liberalen Russen, dessen Antipode der ungebildete, streng kirchengläubige Kleinkaufmann und Bauersmann ist. Auch ist es mir aufgefallen, daß die Frauen im allgemeinen einen viel größeren Fanatismus zur Schau trugen. Meine sonst so liebenswürdige Hausfrau konnte es kaum unterdrücken, mir alle Nachrichten über die angeblichen Greueltaten unserer Truppen, sobald sie in der Zeitung standen, brühwarm zu übermitteln, wobei sie mich mit einem Blicke ansah: Was sagst Du nun?

Um den 11. August waren die ersten Reichsdeutschen in Wologda eingetroffen, zur größten Überraschung der Behörden, die auf einen derartigen Besuch durchaus nicht vorbereitet waren. Anfänglich nahm die Polizei die Sache sehr genau; über jeden Ankömmling wurde ein Protokoll verfertigt. Als aber die Zahl der täglich einzeln und in größeren Transporten eintreffenden Ausgewiesenen immer wuchs, beschränkte man sich bald auf einfache Listenführung.

Die ersten Ankömmlinge stammten aus den Ostseeprovinzen. Auch aus Finnland waren sofort in den ersten Tagen des Krieges die Deutschen ausgewiesen worden, zunächst auf durchaus humane Weise; es wurde den Deutschen anheim gestellt, sich auf eigene Kosten in eines der östlichen oder nordöstlichen Gouvernements zu begeben, unter Benutzung der allgemeinen Eisenbahnzüge. Bald jedoch war man zu energischeren Maßregeln übergegangen. Die „Verdächtigen" wurden verhaftet, oft wie sie gingen und standen, und in den örtlichen Gefängnissen, Wachtlokalen, aber auch in Scheunen und Ställen, tage-, ja wochenlang festgehalten.

Wie die russische Regierung behauptete, waren diese scharfen Maßregeln Repressalien gegenüber dem in Deutschland den Russen gegenüber gehandhabten Verfahren. Tatsächlich aber ließen sich die Verhältnisse kaum vergleichen; das zeigt eine Prüfung, aus welchen Elementen sich die Angehörigen der kriegführenden Staaten in Deutschland und in Rußland zusammensetzten. In Deutschland hatte man es in der Mehrzahl mit Erholungsuchenden und Vergnügungsreisenden zu tun, die, den deutschen Behörden und dem Publikum völlig unbekannt, daher in der Erregung und Verwirrung der ersten Kriegstage unterschiedslos verhaftet und festgehalten wurden. Dagegen Russen, die seit längerer Zeit in Deutschland heimisch waren, blieben fast völlig unbehelligt. Ganz anders in Rußland, wo die Zahl der Passanten im Verhältnis zu den seit Jahren und Jahrzehnten, nicht selten seit Generationen, ansässigen Deutschen verschwindend gering war. In den Ostseeprovinzen wurden nicht nur die wehrfähigen Männer und Jünglinge verhaftet, sondern auch Greise, die kaum imstande waren, sich ohne fremde Unterstützung durchzuhelfen. Vielfach waren das Leute, die, obwohl Reichsangehörige, Deutschland kaum vom Hörensagen kannten. Unter ihnen fanden sich viele, die kein Deutsch, sondern nur die Landessprache ihrer Wohnorte beherrschten. Auch in den Gouvernements Wilna, Kowno und Grodno ging man ähnlich vor; oft wurden mit den Männern auch ihre Angehörigen, Frauen und Kinder, ausgewiesen.

Digitized by Google

Diesen Leuten gegenüber, die Rußland als ihre Heimat betrachten und durch Bande beruflicher und persönlicher Art eng mit Rußland verknüpft sind, waren die scharfen Maßregeln eine unnütze Grausamkeit. Wie systemlos vorgegangen wurde, erhellt am besten aus einem Fall, der sich in der Nähe von Wologda zutrug. In einer Papierfabrik waren mehrere deutsche Reichsangehörige als Meister angestellt. Sie mußten nach Kriegsausbruch ihre Stellungen aufgeben und in die Stadt Wologda übersiedeln, wo sie sich nutzlos herumtrieben, obwohl die Weiterarbeit der Fabrik durch ihr Fehlen ernstlich gefährdet wurde. Auch in Petersburg waren die deutschen Meister aller Fabriken entlassen und verschickt worden; bald jedoch ergab sich die Unmöglichkeit, sie zu ersetzen. So mußten zahlreiche Angestellte der Glas-, Textil- und Pulverfabriken, deren Produktion für Kriegslieferungen notwendig war, zurückberufen werden. Die russische Industrie war und ist auf die Unterstützung durch deutschen Fleiß und technische Fertigkeit angewiesen; ob sie nach dem Kriege imstande sein wird, die deutschen Kräfte durch eigene zu ersetzen oder durch Engländer und Franzosen, ist sehr fraglich.

Außer den seit langer Zeit in Rußland Ansässigen und den Passanten, deren Zahl unter den nach Wologda Verschickten verschwindend gering war, trafen dort noch friedliche Bewohner Ostpreußens ein, die von den russischen Truppen bei ihrem ersten Einrücken und dem darauffolgenden Rückzug mitgeschleppt und dann nach Wologda geschickt wurden. Es waren nicht allein wehrfähige Männer, sondern Greise, Frauen und Mädchen, deren Aussagen ich entnehmen konnte, daß sie nicht etwa als Franktireure aufgegriffen waren, sondern mitten aus der friedlichen Arbeit heraus. So berichtete mir ein 65jähriger Briefbote aus Ostpreußen, daß plötzlich auftauchende russische Infanterie auf ihn, der mit einer alten Nachbarsfrau gerade auf der Chaussee von seinem Heimatort nach einem benachbarten Dorf unterwegs war, ein Kreuzfeuer eröffnete. Seine Begleiterin stürzte von einer Kugel getroffen tot neben ihm hin. Er selbst entging den Kugeln wie durch ein Wunder, wurde dann aber nach Rußland geschleppt.

Schließlich kamen als vierte Gruppe noch die „echten" Kriegsgefangenen dazu, die auf dem Schlachtfelde ergriffenen Soldaten. Die Zahl der Deutschen war, soviel ich erfahren konnte, gering. Sie blieben nicht in Wologda, sondern wurden weiter, anscheinend nach Sibirien, transportiert. Dagegen passierten zahlreiche Österreicher unseren Verbannungsort als Gefangene; sie wurden je nach ihrer Nationalität streng getrennt und verschieden behandelt: die Slawen durften sich ziemlich frei bewegen, sie entfernten sich ungestraft von den Zügen, man traf sie gelegentlich in der Stadt bettelnd an, während Deutsch-Österreicher und Ungarn unter schärfster Bewachung standen.

Die Fürsorge der russischen Regierung für die Mittellosen unter den aus ganz Rußland nach Wologda strömenden Ausgewiesenen reichte nur bis an die Schwelle der dortigen Polizeiverwaltung. Hier waren sie vollkommen sich selbst überlassen und darauf angewiesen, irgendeine lohnbringende Beschäftigung zu suchen. Das war aber leichter gesagt als getan. Zunächst bestand bei der russischen Bevölkerung eine große Zurückhaltung, ja teilweise Abneigung gegen die Fremden. Es kam vor, daß Leute von Unternehmern zur Arbeit angenommen wurden; wenn sie aber auf der Werkstätte erschienen, so weigerten sich die russischen Arbeiter, mit den Deutschen zusammen zu arbeiten. Nur selten konnte der Unternehmer seinen Willen durchsetzen, auch wenn ihm noch so viel daran

Digitized by Google

lag, die tüchtigen deutschen Kräfte, noch dazu für wenig Geld, nutzbar zu machen. Außerdem ist der Arbeitsmarkt in Wologda naturgemäß sehr klein; die Hausbeschäftigung, Bau- und Erdarbeit, neigten sich ihrem Ende zu, da die Witterung gegen Ende August regnerisch und mitunter frostig wurde. So fand nur ein sehr geringer Teil der Ausgewiesenen Arbeit.

Als gegen Anfang September die Stadt sich immer mehr mit Gefangenen füllte, ging die russische Regierung dazu über, die Ausgewiesenen weiter zu verschicken und zwar ins Innere des Gouvernements Wologda. Nur an der Hand der Karte kann man sich eine Vorstellung davon machen, was diese Weiterverschickung bedeutete. Die geringe Einwohnerzahl der wenigen im Gouvernement vorhandenen Städte und Siedelungen brachte es mit sich, daß überall nur kleine Partien Ausgewiesener untergebracht werden konnten. Sehr groß waren die Schwierigkeiten des Transports dort, wo die Ortschaften nicht unmittelbar an der Bahn oder an den schiffbaren Flüssen gelegen waren. Oft mußten mehrere hundert Kilometer zu Fuß zurückgelegt werden. Ende September verwandelten sich die Wege in Sümpfe, die für Fußgänger und Wagen gleich schwer zu passieren waren. Von einer Partie Ausgewiesener wurde berichtet, sie habe ihr ganzes Gepäck unterwegs liegen lassen müssen, da die für den Transport der Sachen gemieteten Wagen im Sumpf stecken blieben.

Die oft genannte kleine Stadt Jarensk, wohin zahlreiche Transporte gingen, im Nordosten des Gouvernements, war zu Schiff in neun Tagereisen zu erreichen! Ust-Syssolsk lag noch einige Tagereisen weiter. Wenn ich die Entfernung in Kilometern schätzen soll, so mögen es 700 bis 800 von Wologda bis dahin gewesen sein. Uns, die wir daran gewöhnt sind, halb oder ganz Deutschland täglich zu durchqueren, wird diese Entfernung nicht besonders groß erscheinen. Wie anders aber ist sie dort zu beurteilen, wo man keine Eisenbahn zur Verfügung hat. Zunächst waren noch die Flüsse nicht gefroren, und manche Transporte konnten zu Schiff befördert werden. Doch hört Anfang Oktober für gewöhnlich der regelmäßige Schiffsverkehr auf. Von November an aber sind die Ströme vereist, es bleibt nur der Wagen- beziehungsweise Schlittenverkehr oder der Marsch zu Fuß übrig. Diesen Schwierigkeiten entspricht natürlich die Postverbindung, die nach den entfernten Orten vielleicht einmal wöchentlich oder aber alle vierzehn Tage stattfindet.

So darf man wohl sagen, daß unsere armen Landsleute in ihren Verbannungsorten vielfach, ohne Verkehrsmittel und ohne Postverbindung, so gut wie völlig von der Welt abgeschnitten sind. Rußland braucht keine Konzentrationslager, es braucht keine militärische Bewachung; es braucht seine Gefangenen nicht einmal zu mißhandeln, um sie dennoch unschädlich zu machen, ja zu vernichten. Man betrachte nur die Bedingungen, unter denen unsere Landsleute in jenen Gegenden leben müssen. Das harte Klima läßt sich für den, der an russischen Winter gewöhnt, und durch entsprechende Kleidung vor dem 35 und mehr Grad erreichenden Frost geschützt ist, bei genügender Ernährung aushalten. Das trifft aber für viele der Ausgewiesenen nicht zu, die fast nackt und bloß in jene unwirtlichen Gegenden getrieben wurden. Die russische Regierung hatte bislang keinen Finger gerührt, und wird wohl auch ferner nichts getan haben. Wenn etwas geschehen ist, so war es deutsche Hilfe, die jenen Unglücklichen zuteil wurde.

In anderen Ländern wäre in solchen Fällen zum mindesten die örtliche Be-

Digitized by Google

erung zu Hilfe gekommen. Das darf man dort nicht erwarten, selbst wenn die völkerung im allgemeinen gutmütig und den Fremden gegenüber wohlgesinnt Manches, was ich gehört, spricht wenig für wohlwollendes Verhalten. Auch t sich's begreifen, daß die unzivilisierte Bevölkerung, die selbst kaum das tigste zum Leben besitzt, geneigt ist, in den Gefangenen nur Konkurrenten zu en, welche die spärlichen Nahrungsmittel verteuern und den Erwerb er- veren. Auch die systematisch von fast allen Zeitungen betriebene Hetze wird e Früchte tragen. Man sprach von ernsten Zusammenstößen zwischen örtlicher völkerung und Ausgewiesenen, bei denen es von beiden Seiten Tote und Ver- ndete gegeben haben soll. Ich kann nicht sagen, ob diese Gerüchte sich be- tigten; woher sollte auch eine Bestätigung kommen? In der Presse durften artige Vorkommnisse nicht erwähnt werden. Im Gegenteil, alle Zeitungen chten häufig Hinweise darauf, daß die Deutschen ein viel zu gutes Leben führten. e traten dafür ein, ihnen die Mittel zu entziehen und sie nach jeder Richtung der Freiheit zu beschränken. So kommt es, daß die gute, nicht gänzlich ver- ndete russische Gesellschaft nichts ahnt von dem Vorgehen der Regierung den fangenen gegenüber. Gebildete Russen, mit denen ich mich, wenn auch nur rsichtig, über diese Frage unterhalten habe, wollten meinen Worten nicht glau- n und erröteten vor Scham, wenn ich ihnen die Wahrheit meiner Berichte be- eisen konnte. In Rußland steht dem unwissenden, getäuschten Publikum die lwissende, allmächtige Bureaukratie gegenüber, die meisterhaft gelernt hat, durch schickte Handhabung der Presse und der Zensur über alles Bedenkliche dichte chleier zu breiten. Privatberichte aus den Verbannungsorten konnten nur aus- ahmsweise in die Welt gelangen; auch war mit Rücksicht auf die Strenge der ensur äußerste Vorsicht in den Mitteilungen geboten. Ein Deutscher hatte auf er Reise von seinem Wohnort in die Verbannung an seine Angehörigen eine ostkarte mit Klagen über unwürdige Behandlung geschickt. Nicht er allein, ndern zwei seiner Bekannten, mußten zur Strafe für diese Mitteilung, kaum n ihrem Verbannungsort eingetroffen, die Weiterreise nach einer 1000 Kilo- eter ferner gelegenen Stadt antreten.

Die russische Presse hat sich vielfach zu der Frage der Beschäftigung der riegs- und Zivilgefangenen geäußert. Von den Behörden wurden Vorschläge usgearbeitet und auch Beschlüsse gefaßt, an deren Verwirklichung ich aber weifle; man sprach von Kanalbauten, Wegeanlagen und dergleichen. Längst at Frost die Erde metertief gefrieren lassen, meterhoch bedeckt der Schnee den Boden. Vor Mai ist an eine Aufnahme solcher Arbeiten nicht zu denken. Höch- tens ließen sich Waldarbeiten (Holzfällen und Sägen) in Angriff nehmen. Doch uch hier bilden die schwierigen Wegeverhältnisse ein kaum zu überwindendes Hindernis. Die Vorbedingung dazu wäre eine großartige Organisation, — wie sollten sonst die Arbeiten im meterhohen Schnee, ohne Weg und Steg, bei fürch- terlichem Frost, fern von allen Siedelungen, geleistet werden?

Allein im Gouvernement Wologda, mit Einschluß der Stadt, waren annähernd 6000 Deutsche untergebracht, von denen mehr als 75 Prozent unter den schwie- rigsten Bedingungen sich durchzuhelfen genötigt waren. Wenn ihnen nicht von außen Hilfe kam, mußten viele, ja die meisten, elend zugrunde gehen.

Die meisten Ankömmlinge waren völlig mittellos. Sie waren gezwungen, da die Polizei keine Miene machte, sie zu unterstützen, sich um Hilfe an ihre Landsleute zu wenden. Zunächst waren es einzelne Herren, vor allem die beiden

Digitized by Google

Landsleute, die das freiwillige Dolmetscheramt bei der Polizei übernommen hatten, die sich der Armen annahmen. Da aber die Mittel einzelner Personen zur Unterstützung so vieler völlig unzureichend waren, begann Dr. von O., mein alter Bekannter, mit Unterstützung anderer, durch Sammlung unter den über reichlichere Mittel verfügenden Landsleuten die notwendigen größeren Summen zusammenzubringen. Er wurde durch den reichlichen Zufluß von Mitteln instand gesetzt, täglich an 400 bis 500 Personen je zwanzig Kopeken zu verteilen, die zur Bestreitung der notwendigsten Nahrung gerade ausreichten. Es wurde ferner bald ein Haus gemietet, in dem die Allerbedürftigsten Unterkunft fanden. Immerhin war die Not groß. Manchen Landsmann konnte man auf der Straße vor Frost zitternd in ungenügender Bekleidung, dem Hungertode nahe, finden. Besonders mitleiderregend waren mehrere Mütter mit kleinen Kindern, die, von ihren in wehrpflichtigem Alter stehenden Männern getrennt, kaum wußten, wie sich durchzuhelfen.

Die zwei ersten Wochen meines Aufenthalts in Wologda waren nur langsam vergangen. Alle meine Bemühungen, ärztliche Beschäftigung zu finden, waren trotz des Entgegenkommens der russischen Kollegen an dem Widerspruche der Behörden gescheitert: Unverblümt wurde ausgesprochen, deutschen Ärzten sei nicht zu trauen, sie seien fähig, ihre russischen Patienten zu vergiften. Allmählich wurde unter den Gefangenen die Anwesenheit deutscher Ärzte bekannt; außer mir befand sich nämlich noch Dr. K. aus Rheydt in Wologda. Es meldeten sich täglich immer mehr Hilfesuchende aus der Mitte unserer Landsleute. Durch die ungünstige Witterung und die schlechte Ernährung waren anfänglich ruhrähnliche Krankheiten recht häufig. Späterhin, bei zunehmender Kälte, traten Halsentzündungen auf, die zum Teil einen schweren Verlauf hatten. Besonders traurige Folgen hatte eine kleine Epidemie schwerer Halsentzündung, die unter siebzehn zusammenwohnenden Deckoffizieren, die von verschiedenen in russischen Häfen festgehaltenen Handelsschiffen hierher verschickt waren, ausbrach. Sie erkrankten fast sämtlich, zwei gingen an schweren septischen Erscheinungen zugrunde. Wir haben die beiden jungen, viel versprechenden Männer nebeneinander in die fremde, winterkalte Erde betten müssen.

Im Laufe des Septembers stieg die Zahl der bedürftigen Landsleute immer mehr, Ende September erreichte sie etwa 800. Zu ihrer Versorgung reichten die bisherigen, rein privaten Bemühungen nicht aus. Dr. von O., der sich des Vertrauens der Behörden in immer steigendem Maße erfreute, erlangte die Erlaubnis, einen Ausschuß zu bilden, um die Hilfeleistung auf breiterer Unterlage zu organisieren. Bald fanden sich sieben bis acht Herren zusammen, die es verstanden, die schwierige Aufgabe erfolgreich zu lösen.

Zunächst galt es, für 700 bis 800 Menschen bessere Unterkunft zu beschaffen. Sie waren vorläufig in einem Gebäude untergebracht, dessen Räume knapp für 400 ausreichten. Korridore, Boden- und Treppenräume waren belegt. Nachts herrschte eine Luft zum Ersticken. Die wenigen Latrinen — Wasserspülung gibt es trotz der in Wologda vorhandenen Wasserleitung nur in einigen bevorzugten Baulichkeiten — genügten den Bedürfnissen in keiner Weise. Eine Trennung der Frauen und Kinder von den die Mehrzahl bildenden Männern, ließ sich nicht durchführen. Die Gefahr des Auftretens ansteckender Krankheiten wurde täglich größer. Mitten in einem, von etwa zwanzig Personen belegten Raume lag eine schwer schwindsüchtige Frau, die mit dem Manne und fünf Kindern

Digitized by Google

hierher verschickt wurde, obwohl ihr Zustand in hohem Maße bedrohlich war und sich nun unter den schlechten Verhältnissen von Tag zu Tag verschlimmerte. In der Stube nebenan befand sich ein 82jähriger Greis, der mit Frau und Sohn aus Polen hergeschickt war. Er litt an schwerer Arteriosklerose der Hirngefäße und war kaum imstande, zu gehen und zu stehen. In einer fensterlosen Kammer war ein infolge der sogenannten ägyptischen Augenkrankheit völlig erblindeter Mann mit einer fünfköpfigen Familie untergebracht. Er war als „spionageverdächtig" nach Wologda verschickt worden.

Diese Beispiele mögen zeigen, wie groß das Elend unter den Gefangenen war, und wie rücksichtslos die russische Regierung bei der Ausweisung vorging. Die Rücksichtslosigkeit geht besonders klar noch aus zwei Fällen hervor, die späterhin zu meiner Kenntnis gelangten. Ein mehr als 69jähriger Herr, ein angesehenes Mitglied der Deutschen Kolonie St. Petersburgs, mit schwerem Herzfehler, war trotz ärztlichen Einspruchs nach Petrosawodsk, einem entlegenen Ort des Gouvernements Olonetz, geschickt worden; er starb einige Tage nach seiner Ankunft dort infolge von Erschöpfung. Ein anderer Landsmann mußte am zweiten Tage nach der Krisis einer Lungenentzündung das Deutsche Alexanderhospital zu St. Petersburg verlassen, um sich in die Verbannung zu begeben. Auch er ist in einigen Tagen den Strapazen der Reise erlegen.

Den Bemühungen der Herren vom Ausschuß gelang es glücklicherweise bald, ein größeres Gebäude ausfindig zu machen, das für die Unterbringung einer großen Anzahl von Personen geeignet erschien. Es befand sich allerdings zunächst in völlig verwahrlostem, baufälligem Zustande. Unter der Leitung Sachkundiger, an denen auf allen Gebieten kein Mangel war, wurden schnell die gröbsten Fehler beseitigt. Es ließen sich bequem 400 Leute unterbringen, und so konnte mit einem Schlage das erste, bisher allein zur Verfügung stehende Haus entlastet und auf seine normale Belegzahl von annähernd 400 Personen gebracht werden. Dadurch war eine weit bequemere Unterbringung, eine Absonderung der Frauen und Kinder, ja eine Bereitstellung von Räumlichkeiten für andere, später zu erwähnende Zwecke ermöglicht.

Bei der anfänglich geübten Geldverteilung war die Kontrolle über die Verwendung der verteilten Beträge nahezu unmöglich gewesen. Es konnte nicht festgestellt werden, ob unter den 700 bis 800 Menschen, die täglich bedacht wurden, nicht zahlreiche Leute sich befanden, die unsere Unterstützung nur als willkommene Gelegenheit zu allerdings kleinen Ersparnissen betrachteten. Um solchen Mißständen vorzubeugen, wurde mit einem Speisehausbesitzer vereinbart, daß sämtliche Bedürftige bei ihm ihr Mittagessen erhalten sollten, bestehend aus einer Portion Suppe, Fleisch und Brot, zum Preise von zehn Kopeken. Statt der Geldverteilung wurde nun allabendlich die Verteilung der Mittagsmarken vorgenommen. Außerdem erhielten die meisten dann noch täglich eine Ration Tee und Zucker.

Auf diese Weise war dem Hunger vorgebeugt; doch bald nutzte der Speisehausbesitzer als echter Russe seinen Vorteil allzusehr aus: die anfänglich dicke und nahrhafte Suppe wurde täglich dünner und die Fleischportion immer kleiner. Dabei war nach unseren Berechnungen der bewilligte Preis von zehn Kopeken pro Portion reichlich genug bemessen, um nicht nur eine nahrhafte Kost zu liefern, sondern auch dem Unternehmer einen guten Gewinn zu sichern. Nun lag dieser Gewinn aber gar nicht im Interesse unserer, auf Sparsamkeit angewiesenen

Digitized by Google

Kasse. Es tauchte daher bei den praktischen Organisatoren, die sich im Ausschuß befanden, bald der Gedanke auf, die Beköstigung selbst zu übernehmen. Kaum war das zweite Haus bezogen, so wurde dieser Gedanke in die Tat umgesetzt. Unter Leitung der Architekten erstand in zwei Tagen ein riesiger Herd mit zwölf eingebauten Kesseln, und da es uns auch nicht an einem vorzüglichen Küchenmeister fehlte, so war in kürzester Frist das Ziel erreicht: wir konnten unseren Landsleuten eine vorzügliche, reichlich abgemessene Portion Suppe mit Fleisch und Brot liefern, die uns nicht mehr kostete als etwa fünf Kopeken, das ist zehn Pfennige! Allerdings war es nur möglich, durch die Beihilfe sachverständiger Herren auf den wichtigsten Gebieten des Einkaufs von Fleisch und aller übrigen Provisionen. Es gelang, brauchbares Fleisch zum Preise von 7—8 Rubel pro Pud, das ist 16 Kilogramm (also 1 Pfund zu 20—25 Pfennige), zu beschaffen. Ähnlich gering waren die Preise der Hülsenfrüchte und des Kohls. 10 Eier kosteten 50 bis 60 Pfennige, gute Butter annähernd 1 Mark das Pfund.

Die dritte wichtige Aufgabe war die Bekleidung. Weit über die Hälfte der Gefangenen war völlig unvorbereitet verschickt worden; sie hatten sich in keiner Weise mit schützender Kleidung versorgen können. Schon Mitte September trat großer Mangel an Stiefeln hervor, dem der Hilfsausschuß mit seinen geringen Mitteln nur in den allerwenigsten Fällen abhelfen konnte. Der Mangel an Fußbekleidung wurde doppelt drückend empfunden, da er die Leute an der Übernahme von gelegentlich sich bietender Arbeit hinderte. Das Eintreffen der erbetenen größeren Summen, die durch Vermittlung der amerikanischen Botschaft von der deutschen Regierung zu uns gelangten (Anfang Oktober), ermöglichte uns hier kräftig Abhilfe zu schaffen. Doch fehlte es ebensosehr an warmer Ober- und Unterkleidung; man durfte mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen, daß mindestens die Hälfte der im Gouvernement Wologda Untergebrachten, also etwa 3000 Leute, mit Kleidern und Schuhen versorgt werden mußten. Nach ungefährer Schätzung betrugen die Kosten der notdürftigsten Bekleidung pro Kopf 30 Mark. Im ganzen waren also allein im Gouvernement Wologda für Bekleidung einmalig 90 000 Mark auszuwerfen. Da auch in den übrigen Gouvernements, wo Gefangene untergebracht waren, der gleiche Mangel herrschte, mußte, so läßt sich leicht beurteilen, wie große Summen notwendig sind, um wenn auch nur einigermaßen, Abhilfe zu schaffen. Das Budget des Hilfsausschusses stellte sich etwa folgendermaßen: Für Beköstigung 10 000 Mark, für Miete 500 Mark, für Unterstützung an die vielen bedürftigen, nicht kasernierten Landsleute und alle übrigen Ausgaben 5000 Mark, insgesamt waren demnach über 15 000 Mark monatlich an Unkosten für den Unterhalt der allein in der Stadt Wologda befindlichen mittellosen Gefangenen aufzubringen.

Bei der großen Zahl kräftiger, arbeitsfähiger Männer lag der Gedanke nahe, durch Schaffung von Arbeitsgelegenheit wenigstens einen Teil der Kosten aufzubringen. Die russischen Behörden hatten in dieser Richtung einige schwache Versuche gemacht. Durch öffentlichen Anschlag waren Arbeitswillige aller Art aufgefordert worden, sich auf der Polizeiverwaltung zu melden. Von den vielen Hunderten, die sich meldeten, wurden aber nur einige wenige angenommen. Da griff auch hier der Hilfsausschuß ein, indem er einen Arbeitsnachweis schuf, der vor allem dafür zu sorgen hatte, daß die innerhalb des Kreises der Gefangenen notwendigen Arbeiten von ihnen selbst geleistet wurden. In einem der gemieteten Häuser wurde eine Schusterwerkstätte eingerichtet, die auch sofort in

Digitized by Google

raturen für den eigenen Bedarf überhäuft war. Die Gründung einer
leiderei war in Aussicht genommen. Das Bureau übernahm nicht ohne Er-
auch die Arbeitsvermittlung für weitere Kreise, für russische Unternehmer
Privatleute, die zum Teil rasch die Pünktlichkeit und Fertigkeit der deut-
n Arbeiter schätzen lernten. Leider erwies es sich, daß die Arbeitsfreudigkeit
r unseren Landsleuten trotz gutem Gesundheitszustande nicht allzugroß war.
e versuchten, durch passiven Widerstand sich ihren Pflichten zu entziehen.
stießen wir auf offenen Widerspruch, der mit der Ansicht begründet wurde,
Hilfsausschuß beziehe ja Riesensummen von der deutschen Regierung und
die Pflicht, dafür sämtliche Deutsche zu unterhalten.

uch auf das Gebiet der ärztlichen Versorgung mußte sich die Tätigkeit des
sausschusses erstrecken. Sie war vorläufig durch die Anwesenheit zweier
scher Ärzte gesichert. Dr. K. und ich hielten abwechselnd ärztliche Sprech-
de ab in einem Raume des neu eingerichteten Hauses, den wir, dank der
erfreudigkeit einiger Landsleute, mit den notwendigsten Erfordernissen aus-
en konnten. Regelmäßige Untersuchungen erwiesen sich als dringend not-
dig, da die Zahl infektiöser Krankheiten, auch Geschlechtskrankheiten, nicht
ng war. Das enge Beisammenwohnen so vieler, längere Zeit in Gefäng-
en unter äußerst ungünstigen hygienischen Verhältnissen untergebracht ge-
ener Menschen machte die Aussonderung zahlreicher mit Krätze und Unge-
er verschiedenster Art Behafteter notwendig.

Zu allen anderen Aufgaben gesellte sich bald die Sorge für das psychische
hl unserer Landsleute. Für die religiösen Bedürfnisse wurde durch einen
ngelischen Pastor, einen Deutsch-Russen, gesorgt, der einmal im Monat die
adt Wologda besuchte.

Die verantwortlichen Machthaber sahen bald genug ein, daß die Förderung
serer Bestrebungen nur in ihrem eigensten Interesse, sowie in dem der rus-
hen Regierung liege. Hatten doch die Deutschen selbst mit der ihnen eigenen
ergie die ganze Last der Versorgung von Tausenden, die zweifellos eine
licht der russischen Regierung war, auf ihre Schultern genommen. So ist es
klärlich, daß das Verhalten der örtlichen Behörden in Wologda uns gegenüber
allgemeinen wohlwollend war, und daß namentlich der Polizeimeister unseren
sschuß in seinen Bestrebungen nach Kräften unterstützte.

Seit Beginn der Hilfsaktion war prinzipiell kein Unterschied zwischen deut-
en und österreichischen Gefangenen gemacht worden; allerdings waren die
lawen (Polen und Tschechen) weniger in den Kreis unserer Bestrebungen
zogen worden; sie hatten einen eigenen Ausschuß gegründet, der aber an-
einend nur über geringe Mittel verfügte, so daß wir nicht selten auch von
wischen Bittstellern angegangen wurden. Nach Eintreffen der von der deut-
en Regierung gesandten Gelder stellte die amerikanische Botschaft vor der Ver-
ilung die strenge Bedingung, daß nur deutsche Reichsangehörige aus diesen
ummen unterstützt würden. Von der österreichischen Regierung waren bis
itte Oktober nur ganz geringe Gelder für ihre Angehörigen zur Verfügung
stellt worden. Wir hätten nun plötzlich den Österreichern alle Hilfe entziehen
üssen! Das konnte nicht geschehen, ohne daß es zur Kenntnis der russischen
Verwaltung kam, in deren Augen uns ein solches Vorgehen sicher geschadet
ätte. Soweit mir bekannt, wollte der Ausschuß den Versuch machen, die Fehl-
eträge für die Unterstützung der Österreicher aus privaten Mitteln zu beschaffen.

Digitized by Google

Doch war ein stärkerer Zufluß dieser Mittel für die Zukunft sicher nicht mehr zu erwarten, da die Übersendung von Geld an die Kriegsgefangenen allmählich auf immer größere Schwierigkeiten stieß. Es ist zu hoffen, daß inzwischen hier Abhilfe geschaffen wurde.

Nach den ersten, trüb gestimmten Wochen war allmählich ein Umschlag eingetreten; obschon immer noch die Zukunft aussichtslos genug erschien, so brachte doch die Möglichkeit, auf mancherlei Gebieten tätig zu sein und nicht mehr zu nutzlosem Nichtstun verurteilt zu bleiben, eine frischere und zuversichtlichere Stimmung mit sich. Man lernte mit der Zeit aus dem Gewirr der russischen Zeitungsnachrichten, die anfänglich nur Niederlagen und Unglücksfälle von uns und unseren Verbündeten mitgeteilt hatten, die wenigen Andeutungen erhaschen, aus denen hervorging, daß es um die deutsche Sache doch lange nicht so schlimm stand. Welcher Festtag wurde für uns die Eroberung von Antwerpen, die wir übrigens sehr rasch, bereits am 10. Oktober, erfuhren!

Die Berichterstattung des russischen Generalstabs darf man zweifellos als sehr geschickt bezeichnen. Sie hat es, anders als in Frankreich, verstanden, durch scheinbare Offenheit in ihren Lesern die Vorstellung vollkommener Wahrhaftigkeit zu erwecken. So gab der russische Bericht nach den ersten entscheidenden Niederlagen in Ostpreußen unumwunden zu, daß bei Soldau und Neidenburg annähernd zwei Armeekorps vernichtet worden seien. Dagegen gelangte von den furchtbaren Ereignissen an den Masurischen Seen fast nichts zur Kenntnis. Immerhin konnte das offene Eingeständnis des Verlustes zweier Armeekorps verblüffen, ja imponieren. Ähnlich ist der russische Generalstab auch Ende November bei Gelegenheit der englischen und französischen Siegesnachrichten aus Polen vorgegangen: Durch eine scheinbar objektive Zurechtstellung der Lügenberichte seiner Bundesgenossen, wußte er sich Kredit zu verschaffen, um ernste Niederlagen zu verdecken.

Seit meiner Verbannung nach Wologda war kein Mittel unversucht geblieben, um meine Rückkehr nach Petersburg zu erreichen. Von Petersburg aus durfte ich viel eher hoffen, doch noch die Erlaubnis zur Heimkehr zu erhalten. Ermutigt vom örtlichen Medizinal-Inspektor, dem ärztlichen Berater der Gouvernementsregierung, beschlossen Dr. K. und ich, Gesuche um Freilassung einzureichen. Ich fand mich an einem der ersten Oktobertage im Regierungsgebäude ein, um dem Vize-Gouverneur persönlich mein Gesuch zu überreichen. Dieser Herr, von deutscher Herkunft und deutschem Namen, empfing mich äußerst ungnädig und ließ durchblicken, daß mein Gesuch gänzlich aussichtslos sei. Auf meinen schüchternen Hinweis, daß ein russischer Arzt soeben hierher nach W. zurückgekehrt sei, bemerkte er unwirsch, davon sei ihm nichts bekannt. Dabei waren die Erlebnisse des Kollegen in Deutschland in einer Wologdaer Zeitung soeben gedruckt erschienen! Innerlich tief entrüstet, nahm ich das bereits übergebene Gesuch wieder aus der Hand des besternten Herrn und verließ den Empfangsraum.

Als ich dieses Erlebnis meinem Hauswirt berichtete, zuckte er die Achseln und meinte, der Vize-Gouverneur suche wohl durch möglichst schlechte Behandlung seiner Stammesgenossen vergessen zu machen, daß er selbst ein Deutscher sei. „Ein echter Tschinownik", meinte er verächtlich.

Dieser Mißerfolg war nicht dazu angetan, unsere Hoffnungen zu stärken. Dazu kam ein Erlebnis, das von einschneidendster Bedeutung für meine Zukunft

Digitized by Google

werden können. Wie schon angedeutet, hatte ich in Petersburg Schritte um meine Rückkehr dahin zu ermöglichen. Ich erwartete tagtäglich einen ;id und mit klopfendem Herzen leistete ich der Aufforderung eines Polizei- en Folge, der mich eines Morgens zum Polizeichef beschied. Nach stunden- n Warten betrat ich das Empfangszimmer des Obersten X., auf dessen tern die Verantwortung für den ordnungsmäßigen Ablauf der komplizier- erhältnisse in der Stadt ruhte. Es war ein unscheinbarer, liebenswürdiger dessen Ruf, im Gegensatz zu manchem seiner Kollegen im russischen Reiche, zug auf Ehrlichkeit keine Flecken aufwies. Nur eine Schwäche schien er zu n: Orden und Ehrenzeichen!

h nannte meinen Namen, worauf er aus einem Stoß Papiere einen Schein sfuchte und mir mit den Worten übergab: „Sie haben sich im Laufe von nal 24 Stunden nach dem Dorfe Wosnessenskoje bei Jarensk zu begeben". kann nicht leugnen, daß mir bei Nennung dieses Bestimmungsortes ein : Schauer über den Rücken lief. Jarensk, eine unbedeutende Kreisstadt, neun Tagereisen per Schiff von Wologda entfernt, das betreffende Dorf etwa 100 Kilometer weiter im nordöstlichen Winkel des Gouvernements. allend rasch überwand ich die Anwandlung und lächelnd, mit dem Mute der weiflung, sagte ich, es ginge wohl kaum, daß ich Wologda verließe, wo ich Arzt mitten in der Hilfstätigkeit für die Gefangenen drinstände. Die An- nlung so vieler unbemittelter Leute machte die strengste ärztliche Aufsicht endig, die von den wenigen, mit Arbeit überlasteten russischen Kollegen un- ich geleistet werden könne. Bei der Ungunst der Witterung und den mangel- n sanitären Verhältnissen sei der Ausbruch epidemischer Krankheiten durch- möglich. Meine Ausführungen mußten dem Manne eingeleuchtet haben, er ergriff den Passierschein, machte einen kurzen Vermerk mit Blaustift, ihn zu den übrigen und meinte dann recht freundlich: „Es ist schon gut, brauchen sich weiter keine Sorgen zu machen, die Sache ist erledigt!" Mit r höflichen Verbeugung beiderseits war ich entlassen und begab mich, froh r nicht unbedenklichen Situation entronnen zu sein, nach Hause.

Inzwischen hatten die Bemühungen in Petersburg besseren Erfolg gehabt; 10. Oktober erhielt ich die Erlaubnis, dorthin zurückzukehren unter der Be- zung, daß ich mein Einverständnis erklärte, an russischen Lazaretten ärztlich g zu sein. Ich zögerte keinen Augenblick, auf diese Bedingung einzugehen, n auf diese Weise konnte ich doch hoffen, wenigstens eine dauernde und be- digende Tätigkeit in der Verbannung zu finden.

Im nächsten Tage schon verließ ich Wologda, — nicht leichten Herzens; es mir schwer genug, die dort gefundenen alten und neuen Freunde zu ver- en, über deren weiterem Schicksal noch völliges Dunkel schwebte. Die Ge- hte von Weiterverschickung nach Norden und Osten, bis nach Sibirien, wollten ;t verstummen. Sie haben leider Recht behalten; denn kürzlich ging die Nach- t durch die Zeitungen, daß eine Partie deutscher Zivilgefangener von Wologda h Archangelsk verschickt worden sei, unter ihnen der bekannte Komponist, der gaer Musikdirektor Paul Sch., mit dem ich in der Verbannung manche an- ıehme Stunde verbracht hatte.

Der Bahnhof von Wologda, den ich seit meiner Ankunft nicht mehr betreten, t ein buntes Bild. Im Wartesaal drängten sich Offiziere, auf den Bahnsteigen ɔmenierten elegante Damen; alle Geleise waren besetzt von Militärzügen. Als

Digitized by Google

ich anlangte, stand mein Zug schon wartend da, — allerdings war es der „von gestern", der mit 23stündiger Verspätung nun gerade abgehen sollte. konnte mir Glück wünschen, denn der heute fällige Zug war kaum vor dem nächsten oder gar übernächsten Tage zu erwarten. Ein Blick in die Mannschaftswagen der wartenden Militärzüge klärte mich über die Gründe dieser Verkehrsstörungen auf: ich war mitten in die Truppentransporte hineingeraten, welche die sibirischen Armeekorps auf die polnischen Kriegsschauplätze beförderten. sind Kerntruppen, diese Sibirier, gestählt durch die klimatischen und sonstigen Lebensbedingungen ihrer Heimat, erprobt im Japanischen Feldzug, dessen Hauptlast von ihnen getragen wurde. Anspruchslos, an Entbehrungen gewöhnt, im Gegensatz zum russischen Durchschnittssoldaten auf selbständiges Handeln eingestellt, dazu wild und rücksichtslos, keine Schonung kennend, weder für sich noch für den Feind, so muß der Sibirier ein gefährlicher Gegner sein. Drei Tage lang rollte Zug nach Zug im Laufe des Oktobers vom äußersten Osten zum Westen.

Da die zweite Klasse überfüllt war, hatte ich ein Abteil erster Klasse aufgesucht in dem ich mich zunächst allein, später in Gesellschaft eines älteren Offiziers befand. Wir kamen bald ins Gespräch, das ich sehr vorsichtig führen mußte, um nicht als Deutscher erkannt zu werden. Doch hatten die vergangenen drei Monate mich im Gebrauch der russischen Sprache wieder einigermaßen sicher gemacht, so daß ich die stundenlange Unterhaltung durchführen konnte, ohne aus der Rolle zu fallen. Mein Reisegefährte hatte sich, wie er erzählte, als Offizier a. D. bei Ausbruch des Krieges zur Verfügung gestellt und war auf der Bahn Wologda—Petersburg als Streckenkommandant eines Distrikts von vielen hundert Kilometern angestellt worden. Er war ein Herr von etwa 55 Jahren, dem das ewige Hin- und Herfahren recht schwer fiel. Ganz lehrreich waren seine Erzählungen über die jetzigen Anforderungen des Dienstes, verglichen mit den früheren; wie mir auch später von anderen russischen Offizieren bestätigt wurde, hat nach dem Japanischen Krieg eine völlige Umwälzung stattgefunden.

Die sibirischen Truppentransporte zweigten in Wologda von der Hauptlinie ab, um über Moskau nach Süden geführt zu werden. So kam es, daß die Fahrt nach Petersburg schnell vor sich ging; wir passierten nur einen Reservistenzug, der den örtlichen Ersatz in die westlichen Garnisonen zur Ausbildung beförderte. Früh morgens, gegen 6 Uhr, trafen wir in der Hauptstadt ein; ich verbrachte zwei Stunden auf dem Bahnhof, um meine Verwandten nicht allzufrüh zu überraschen. Die Vorschriften für in Petersburg eintreffende Reisende im allgemeinen, im besonderen natürlich für Deutsche und Österreicher, waren sehr streng. Noch am selben Morgen meldete ich mich auf dem Polizeibezirke, von dem aus ich im August den Ausweisungsbefehl erhalten hatte, um dort den Passierschein des Wologdaer Gouverneurs abzugeben. Er wurde entgegengenommen mit der Bemerken, in spätestens zwei bis drei Tagen werde mir ein anderer Ausweis zugestellt. Ich blieb dreiundeinhalb Wochen in Petersburg, den Ausweis habe ich nicht erhalten.

Wie sich der behördliche Verkehr untereinander abspielt, insbesondere wieviel Zeit man sich zu nehmen pflegt, lehrt folgendes Erlebnis aus Wologda. Ich hatte den telegraphischen Bescheid erhalten, daß der Minister am 15. September meine Rückkehr nach Petersburg genehmigt habe. Mit der Depesche bewaffnet begab ich mich am 27. (12.) zum Polizeimeister, um zu erfahren, ob der ministerielle

Digitized by Google

heid in Wologda eingetroffen sei. Ich trug meine Sache vor. Der mich
enswürdig anhörende Polizeichef blätterte in einigen Papieren, dann sagte
„Es ist noch keine Weisung in Ihrer Angelegenheit eingetroffen; übrigens,
e er hinzu, wann ist der ministerielle Befehl erfolgt?" Ich bemerkte, es sei
its zwölf Tage her. „So," sagte er, „dann beruhigen Sie sich nur, das kann
noch gar nicht hier sein. Die Entscheidung des Ministers ist am 15. erfolgt,
i Tage dauerte es, bis sie gesiegelt (das heißt abgefertigt) wurde; acht Tage
t der Brief von Petersburg bis in die hiesige Gouvernementsverwaltung,
i Tage brauchen sie dort, um ihn zu öffnen, ebensoviel Zeit vergeht, bis der
uverneur Einsicht nimmt, noch einige Tage vergehen, um die nötige Weisung
mich ergehen zu lassen. Sie sehen," so schloß er mit liebenswürdigem Lächeln,
enn Sie in acht bis zehn Tagen wiederkehren, wird hoffentlich Ihr Bescheid
sein!" Der Mann behielt Recht, erst einen Monat nach erfolgter ministerieller
laubnis konnte ich Wologda verlassen.

Ich hatte mir auf dem Polizeibureau Auskunft darüber erbeten, bei welchem
zarett oder Krankenhaus ich mich melden sollte, um der übernommenen Ver-
ichtung gerecht zu werden. Da es hieß, ich könnte mir selbst ein Krankenhaus
hlen, so wandte ich mich bereits am zweiten oder dritten Tage nach der An-
ift an das Marienhospital, wo ich vor vielen Jahren als junger Arzt gearbeitet
tte. Von meinen früheren Kollegen fand ich noch einige vor und wurde, un-
achtet der veränderten Verhältnisse, sehr freundlich aufgenommen. Es schienen
ch keine Bedenken gegen meine Beschäftigung dort zu bestehen. So durfte ich
ffen, für einige Zeit wenigstens in den Hafen ruhiger Arbeit eingelaufen zu
in. Es kam aber anders.

Voller Spannung hatte ich den Petersburger Eindrücken entgegengesehen;
nicht leicht wird jemand als Gefangener in die Lage versetzt, die feindliche
eichshauptstadt zu betreten, ohne durch strenge Vorschriften gebunden und an
r freien Beobachtung gehindert zu sein. Durch die Beherrschung der Landes-
rache und Ortskenntnisse hätte ich mich jedem Einheimischen gegenüber völlig
nbefangen fühlen können. Trotzdem hat mich während meines Petersburger
ufenthaltes nur im kleinsten Kreise gut deutscher Freunde das drückende Ge-
ihl des Fremdseins auf Augenblicke verlassen. Manch' bittere Enttäuschung
ußte ich erleben; alte Freunde, die früher den Schild ihres Deutschtums hoch
n Ehren gehalten, hatten dem Sturm der Ereignisse nicht standgehalten. So
mancher trug sichtlich schwer unter dem Gefühl seiner germanischen Herkunft; bei
nderen hingegen brach das Zusammengehörigkeitsgefühl, das Jahrzehnte ge-
chlummert, jetzt erst hervor. So fand ich echt deutsches Gefühl und Stolz auf
ie deutsche Sache bei Leuten, deren Sprache den reinen Klang ihrer Heimat
ängst verlor. Neben solchen, die mich mitleidig als Abtrünnigen betrachteten,
and ich andere, die mich um meine nicht nur innere, sondern auch äußere Zu-
gehörigkeit zum deutschen Vaterlande aufrichtig beneideten.

Die Physiognomie St. Petersburgs hat sich seit Beginn des Weltkrieges in
mancher Beziehung verändert. Man war sonst gewöhnt, in den Kreisen der rus-
sischen Intelligenz auf die schärfste Kritik an der Regierung und ihren Maß-
nahmen zu stoßen: jetzt habe ich oft das Gegenteil feststellen können. Sogar die
traditionell revolutionäre Studentenschaft hat in ihrer Stimmung völlig umge-
schlagen, statt der roten Internationale trägt sie bei ihren Umzügen jetzt Kirchen-
fahnen und Kaiserbilder voran! Freilich wäre es ein Irrtum anzunehmen, daß

Digitized by Google

die Gesamtheit der Studenten ihre Grundsätze zum alten Eisen geworfen hat. Vielmehr haben wohl die das nationale Bewußtsein aufrüttelnden Ereignisse der jüngsten Zeit die stets vorhandenen konservativ-klerikalen Elemente an die Spitze gedrängt. Ähnlich mag es sich mit der Arbeiterschaft verhalten, die beim Beginn des Krieges die durch monatelange Streiks unterbrochene Arbeit wiederaufnahm, halb freiwillig, halb allerdings unter dem Druck der verschärften Vorschriften des Kriegszustandes. Einen „Burgfrieden" in unserem Sinne kann es in Rußland nicht geben, dafür sorgt die nie rastende Tätigkeit der Geheimpolizei und die Repressalien gegen die nichtrussischen Bewohner der Grenzlande, so in Finnland, wo während des Krieges die Bestimmungen über den Unterricht in der russischen Sprache erheblich verschärft wurden. Man sieht daraus, wie sicher Rußland sich Schweden gegenüber dünkt. Hohnlächelnd tritt es die finnisch-schwedische, der russischen weit überlegene Kultur in den Staub, um bei nächster Gelegenheit über den schmalen Botnischen Meerbusen hinweg nach größerem Gewinne zu greifen. Andeutungen solcher Pläne habe ich nicht nur in Gesprächen gehört, sondern auch in russischen Zeitungen finden können.

Vor elf Jahren etwa habe ich den Ausbruch des Japanischen Krieges in Petersburg erlebt; welch ein Gegensatz zur heutigen Stimmung! Damals allgemeine Abneigung gegen den Krieg und die Überzeugung von seiner Sinnlosigkeit, diesmal hatte die Regierung es verstanden, das Volk von der Notwendigkeit und historischen Bedeutung des Krieges zu überzeugen. Wenn ich vom „Volk" in Rußland rede, so kann darunter ja nur die urteilsfähige obere Schicht, vielleicht auch ein gewisser Prozentsatz der großstädtischen Arbeiterschaft, verstanden sein. Es ist völlig ausgeschlossen, daß der die weitaus überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung bildende „Muschik", der Ackerbauer, bewußt und begeistert ins Feld zieht. Habe ich's doch von Mitgefangenen hören können, daß auf dem Transport zum Kriegsschauplatz befindliche Soldaten ihnen erzählten, es ginge nur ins Manöver!

Sehr überraschend war die Stellungnahme der russischen Polen zu dem Kriege. Bisher galten Juden, Polen und zum Teil auch Deutsche in Rußland als Parias. Über die Stellung der Juden, auch jetzt noch während des Krieges, brauche ich kein Wort zu verlieren: es ist bezeichnend genug, daß ein vom Schlachtfeld verwundet nach Moskau kommender Jude von dort als nicht „ansiedelungsberechtigt" wieder ausgewiesen wurde! Aber auch die Polen hatten wahrlich bisher keine Veranlassung, sich einer sonderlich guten Behandlung zu rühmen. Nur mühsam gelang es dem einen oder anderen von ihnen, die bureaukratische oder auch die militärische Stufenleiter zu erklimmen. Selten erreichten sie die so erstrebte Sprosse des „Wirklichen Staatsrats". Sie waren im weiten Reiche „geduldet" und konnten überall anderwärts eher ihr Brot finden, als in ihrer Heimat, dem Königreich Polen, oder den westlichen Gouvernements. Die Beschränkungen des Grundbesitzerwerbs durch Polen, Juden und Deutsche bestehen in den polnischen Grenzgouvernements seit Jahrzehnten. Es ist nicht allzulange her, erst einige Jahre, daß die nach der polnischen Insurrektion im Jahre 1863 den Gutsbesitzern auferlegte Kontribution erlosch. So brüderlich hat Rußland für seine polnischen Untertanen gesorgt, und nun sollen Russen und Polen Arm in Arm das Germanentum vernichten! Schwerlich wird die ältere Generation den jahrhundertealten Haß gegen den stärkeren slawischen Bruder vergessen, nur die Jüngeren werden den trügerischen Versprechungen des großfürst-

Digitized by Google

n Oberkommandierenden Glauben schenken. Ob die Ergebenheitsadressen an den
:n, wenn auch von klingenden Namen der polnischen Aristokratie bedeckt, dem
en des polnischen Volkes Ausdruck verleihen, scheint mir mehr als zweifelhaft.
er Haß gegen das Deutschtum hat in Rußland rasch konkrete Form ange-
men. Die panslawistischen Geschäftemacher erfaßten den günstigen Augen-
und organisierten staatliche und private Unternehmungen zur „Befreiung
lands vom deutschen Wirtschaftsjoch". So entstand eine Gesellschaft zur
derung der russischen Bade- und Kurorte mit vielen Millionen Kapital.
lich geht es auf industriellem Gebiet und auch die Wissenschaft soll fortan
russisch sein. Man empfindet plötzlich als Schmach, daß alljährlich viele
derte nach Deutschland pilgerten, um dort zu den Füßen deutscher Lehrer
ntnisse auf allen Gebieten der Theorie und Praxis einzuheimsen. Der
nsch, die russische Jugend im eigenen Vaterlande heranzubilden, ist ganz ver-
dlich. Aber die Ausführung! Man braucht nur an die Verhältnisse auf den
ischen Hochschulen zu erinnern[1]). Der fehlende Idealismus der akademischen
diziner Rußlands prägt sich deutlich genug aus in ihrer schwachen Beteiligung
der Kriegsarbeit. Im Japanischen Krieg habe ich nur einen ordentlichen
fessor der Chirurgie auf dem Kriegsschauplatz getroffen, Professor Zoege von
nteuffel, einen Deutsch-Russen, der auch jetzt wieder als Chef des Medizinal-
ens der Rennenkampfschen Armee ins Feld gezogen ist.

Etwa eine Woche hatte mein Aufenthalt in Petersburg gedauert, da erreichte
h das Gerücht, die deutschen Ärzte würden freigelassen! Ich wollte und
nte es nicht glauben, bis ich es in der „Nowoje Wremja" schwarz auf weiß
d. Die kurze Notiz lautete etwa folgendermaßen: Auf Verfügung des Er-
chten Oberkommandierenden ist allen deutschen und österreichischen Ärzten
d Geistlichen die Rückkehr in die Heimat gestattet. Die betreffenden Personen
d jedoch verpflichtet, vor ihrer Entlassung der Polizeibehörde die notwendigen
kumente vorzuweisen.

Sofort verfügte ich mich nach dem Polizeibureau, wo mich der menschenfreund-
e Kommissar liebenswürdig empfing und mir zu meiner nun hoffentlich bald
zutretenden Heimreise Glück wünschte. „Aber," fügte er hinzu, „wo sind Ihre
kumente?" Diese Frage brachte mich etwas aus der Fassung. Verständnislos
) ich ihn an und fragte: „Sie haben mir doch eigenhändig meinen Reisepaß
genommen, was bedarf's noch anderer Dokumente?" „Ihr Paß befindet sich
im Großen Generalstab, dorthin habe ich ihn auf Befehl des Stadthauptmanns
as ist Polizeipräsident) abliefern müssen. Ohne Paß können Sie nicht reisen!"
ch war vernichtet, — wußte ich doch, was es heißt, ein solches Dokument
n Klauen einer russischen Behörde, noch dazu des Generalstabs, zu entreißen.
ch bat den Kommissar, doch von sich aus den Paß zurückzufordern. Das ginge
cht, meinte er, weil er auf Befehl des Stadthauptmanns ihn eingeschickt habe,
) solle nur auf eigene Hand in den Generalstab gehen. Das kam mir zwar nicht
hr aussichtsvoll vor, aber es blieb mir nichts anderes übrig. Ich ließ mir eine
escheinigung mitgeben, wann mein Paß von der Polizei an den Generalstab
gegangen war und machte mich auf den Weg.

Ein eigentümliches Gefühl, als „Kriegsgefangener" das feindliche General-
absgebäude zu betreten! Am großen Platz vor der Residenz des Zaren, dem
Winterpalais, liegen halbkreisförmig dem Schloß gegenüber die wichtigsten mili-

[1]) Vgl. „Das Leben an russischen Universitäten" im Heft „Rußland von Innen".

Digitized by Google

tärischen Baulichkeiten: der Generalstab und der Stab des Gardekorps, daneben, „an der Sängerbrücke", im gleichen langweiligen Kasernenstil erbaut, das „Auswärtige Amt". Durch ein niedriges Portal betrat ich den Flur des Generalstabsgebäudes. Auf meine Frage nach dem diensttuenden Offizier wurde ich eine Treppe hinauf gewiesen. Über weiße, mit weichem, purpurrotem Teppich bedeckte Marmorstufen, zwischen weißen Marmorwänden geht's hinauf; auf einem Treppenabsatz, dem Besucher zugewandt, ist ein schönes Ölbild des großen Peter angebracht. Oben angelangt, ging's durch eine hohe, geschnitzte, goldverzierte Tür hinein in den Vorsaal des Sprechzimmers, wo schon zahlreiche Bittsteller und Auskunftsuchende versammelt waren. An den Wänden hingen überlebensgroße Porträts vielbebänderter und besternter Militärwürdenträger, in einem von ihnen glaubte ich den jetzigen Kriegsminister, Ssuchomlinoff, zu erkennen, denselben, der vor kaum mehr als einem Jahr zur Jahrhundertfeier von 1813 auf den historischen Schlachtfeldern von Leipzig die alte Waffenbrüderschaft mit Deutschlands Kriegern erneuern sollte. An der Tür zum Nebengemach waren verschiedene Erlasse des Oberkommandierenden angeschlagen, auch die letzten Nachrichten vom Kriegsschauplatz. Andere Türen standen offen, man sah hinein in die anstoßenden Gemächer, wo Gruppen von Offizieren in lebhaftem Gespräch zusammenstanden. Alle paar Minuten betrat ein Offizier den Vorsaal, um die Wünsche der Wartenden entgegenzunehmen. Als die Reihe an mich kam, und ich meine Bitte vorgetragen hatte, sah mich der Offizier recht erstaunt an, dann überreichte er mir einen unausgefüllten Schein, um mein Gesuch einzutragen. Nachdem es geschehen, verschwand er mit dem Blatt. Etwa eine Viertelstunde mochte ich gewartet haben, dann wurde ich aufgerufen, ein höherer Offizier eröffnete mir, daß er nicht in der Lage sei, mein Gesuch zu erfüllen, der Paß könne nur einer Behörde ausgeliefert werden. Der Kommissar des zuständigen Polizeibezirks möge ihn einfordern. Damit war ich entlassen.

Das war der Anfang einer dreiwöchigen Irrfahrt von Behörde zu Behörde. Die Polizei weigerte sich, an den Generalstab zu schreiben; ich erreichte durch langes Parlamentieren, daß auf eine an den Stadthauptmann gerichtete Bittschrift hin, dieser sich an den Generalstab wandte. Wie viele Mal war ich auf dem Polizeibureau und in der Kanzlei des allmächtigen Stadthauptmanns! Im Generalstab bin ich nicht weniger als fünfmal gewesen, bis ich schließlich den Bescheid erhielt, mein Paß sei gefunden und dem Stadthauptmann zugeschickt worden. Nun wähnte ich mich schon am Ziele, aber ich kannte die russische Bureaukratie doch nicht genug. Mitten durch die Haufen der Bittsteller drängte ich mich bald darauf in der Kanzlei des Stadthauptmanns zu dem Tisch eines griesgrämigen Beamten, mit dem ich schon öfter verhandelt hatte. Auf meine Frage nach dem Paß öffnete er die Schublade und richtig, da lag er, der Langvermißte, zunächst allerdings trotz aller Nähe noch unerreichbar, denn mit einem Wink wurde ich an den Tisch des Kanzleichefs gewiesen, in dessen Hand ich schließlich nach mehr als einstündigem Warten meinen Paß wiedersah. Mit einem süßlichen, aber hinterhältigen Lächeln wandte sich der Würdenträger an mich mit der Frage: „Das ist wohl Ihr Paß?" Ich bejahte freudig. „Wo sind nun Ihre anderen Dokumente, aus denen hervorgeht, daß Sie Arzt sind?" Ich traute meinen Ohren nicht. „Das steht doch in meinem Paß!" „Allerdings," sagte er, „aber der Paß eines feindlichen Staates kann doch für uns kaum Beweiskraft haben. Schaffen Sie sich andere Beweise!" Damit war ich entlassen. Man stelle

Digitized by Google

sich nun mal die Lage eines Menschen vor, der in Feindesland sich Ausweise über seine Persönlichkeit schaffen soll. Wieviele Wochen oder Monate mußte es dauern, bis auf dem Wege über die amerikanische Botschaft die medizinischen Diplome anlangten. Mein Fall lag anders, ich hatte ja Jahre hindurch an Petersburger Krankenhäusern gearbeitet und durfte hoffen, von ihnen Bescheinigungen über meine Tätigkeit zu erhalten. Mein nächster Gang war also in die Kanzlei des Marienhospitals, wo ich nach stundenlangem Warten glücklich die gewünschte Bescheinigung erhielt. Damit bewaffnet, begab ich mich am nächsten Morgen zum Stadthauptmann, in der sicheren Voraussetzung, daß jetzt wieder ein anderes Papier nötig sein werde. Ich wandte mich diesmal direkt an den Kanzleichef, der mich mit den Worten empfing: „Warum haben Sie gestern Ihren russischen Passierschein nicht abgeholt? Er liegt für Sie fertig da." Ich war sprachlos, — der Mann fragte gar nicht mehr nach meiner mühsam errungenen Bescheinigung, in fünf Minuten hatte ich die nötigen fünf Rubel bezahlt und meinen deutschen Paß samt russischem Passierschein erhalten.

Ich nähere mich dem Schluß meiner Erlebnisse. Im glücklichen Besitz sämtlicher Ausweispapiere blieb mir nur übrig, die Fahrkarte zu lösen und die Heimreise anzutreten. Ganz ohne Schwierigkeiten sollte das doch nicht vor sich gehen, denn als ich auf dem schwedischen Reisebureau ein Billett nach Stockholm löste, hieß es, eine Garantie für fahrplanmäßige Abfahrt und für Mitnahme durch den Dampfer Raumo—Stockholm könne nicht übernommen werden. Es gingen nur zwei- bis dreimal wöchentlich Wagen mit, die von der russischen Regierung für den Transport der Deutschen bestimmt waren. Auch sei der Zudrang infolge der letzten Maßnahmen der Regierung außerordentlich stark.

Nachdem mit Hilfe der schärfsten Vorschriften Petersburg von Deutschen im Alter zwischen 17 und 45 Jahren gänzlich gesäubert war, ruhte die Hetze der nationalistischen Blätter nicht. Der Verleumdungsfeldzug wurde fortgesetzt, es hieß, unter den deutschen Frauen sei ein Spionagekomplott aufgedeckt worden, Greisinnen hätten sich zu den gefährlichsten Umtrieben hergegeben. Triumphierend konnte schließlich die „Nowoje Wremja" melden, der Erlauchte Oberkommandierende habe die Ausweisung sämtlicher übrigen Deutschen, also Greise, Frauen und Kinder, angeordnet. Die Unglücklichen erhielten eine vierzehntägige Frist, um freiwillig Petersburg zu verlassen; wer nach Ablauf der Frist noch in Petersburg sei, müsse sich auf Abtransport per Etappe gefaßt machen. Diese drakonische Maßregel rief eine entsetzliche Panik unter den Betroffenen hervor. Man kann sich vorstellen, was es bedeutete, mit einem Schlage 25 000 hilflose, zum großen Teil mittellose Menschen ins Ungewisse, ja in die Fremde zu jagen. Viele Frauen waren der Abstammung nach Russen, hatten ihre Kinder russisch erzogen, nur dem Namen nach gehörten sie zu Deutschland. In anderen Familien wurden nur die greisen Eltern längst russisch gewordener Kinder von der Ausweisung betroffen, aber auch unmündige Kinder, deren Vater oder Mutter durch eine zweite Heirat die Untertanenschaft gewechselt, sollten ihren Eltern entrissen werden. Sogar unter den Russen stieß dieses unerhört grausame Vorgehen auf Widerspruch; es ist auch, soviel ich erfahren konnte, späterhin von einer strengen Durchführung der Ausweisung abgesehen worden. Übrigens war auch die russische Polizei gar nicht imstande, die 25 000 Ausgewiesenen in der vorgeschriebenen Frist mit den nötigen Pässen zu versehen, so kam es, daß an dem Tage meiner Abreise der Zudrang noch sehr gering war.

Digitized by Google

Am 12. November betrat ich den Finnischen Bahnhof, der sehr scharf militärisch bewacht war. Der Zug wartete schon; ein Gendarm wies mich zu den letzten Wagen, die schon äußerlich durch ihre kreidebeschmierten Fenster und ihr ehrwürdiges Alter von den anderen sich unterschieden. Drinnen fand ich schon einige Mitreisende vor, aber der Zudrang war so gering, daß nur knapp die Hälfte der Plätze besetzt wurde, eine angenehme Zugabe für die voraussichtlich zweiundeinhalb Tage dauernde Fahrt! Kurz vor dem Abgang des Zuges betrat ein Gendarm den Wagen, revidierte unsere Pässe und nahm sie uns ab. Beim Verlassen des Wagens schloß er die Türe sorgfältig von außen. Gegen 9 Uhr ging der Zug ab: es war anfänglich ein merkwürdiges Gefühl, so völlig von der Welt abgeschlossen in die Weite zu fahren. Trotzdem war die Stimmung vortrefflich, nur wenig gedämpft durch die uns bald bevorstehende Gepäckrevision an der finnisch-russischen Grenze, wo wir gegen 11 Uhr eintrafen. Hier wurden die deutschen Wagen abgehängt, der Zug ging weiter, und zunächst saßen wir etwa eine Stunde still da, als wenn man uns völlig vergessen hätte. Dann betrat ein Gendarm den Wagen und forderte uns auf, ihm zu folgen. Unser ziemlich reichliches Gepäck mußten wir selbst schleppen. Die Revision fand in einem scheunenähnlichen, schmutzigen Raum statt, war ziemlich oberflächlich, nur auf Zeitungen und handschriftliche Notizen wurde viel Aufmerksamkeit verwandt. So wurde ein Kontobuch, das ein mitreisender Kaufmann bei sich hatte, Seite für Seite durchgesehen. Nachdem die Revision erledigt war, mußte ich etwa eine halbe Stunde warten, dann wies man mich in ein anstoßendes kleines, ziemlich dunkles Gemach, wo die Leibesvisitation vorgenommen wurde. Sie bestand bei mir in einem ziemlich schnellen Abtasten des Körpers durch die Kleider hindurch. Auf Verlangen des Beamten wies ich mein Geld vor, das er mehrmals durchzählte und mir dann nach kurzer Rücksprache mit dem anwesenden Gendarmerieoffizier unvermindert zurückgab. Wie ich später sah, war es anderen Mitreisenden viel schlimmer ergangen, denen russisches Geld in größeren Beträgen, ohne Quittung, einfach abgenommen wurde. Ich hatte meine Barschaft in deutschem Gelde mitgenommen und vermute, daß sie mir daher erhalten blieb. Die Größe des Betrages konnte es nicht sein, denn vielfach hatten sie unsere Landsleute so geplündert, daß sie kaum den Betrag für die Fahrt bis Berlin nachbehielten.

Gegen 2 Uhr war die hochnotpeinliche Untersuchung beendet, wir durften in die Wagen zurückkehren, ja sogar draußen uns an der frischen Luft ergehen oder im Speisesaal eine Stärkung zu uns nehmen. Erst um 7 Uhr abends ging es weiter, immer unter strenger Kontrolle des Gendarmen, der vor und nach jedem Aufenthalt durch den Wagen ging, um unsere Vollzähligkeit festzustellen. Türen und Fenster blieben geschlossen, so daß drinnen, namentlich nachts, eine schreckliche Luft herrschte. Wir hätten noch mehr darunter zu leiden gehabt, wenn nicht der finnische Schaffner hin und wieder während der Fahrt die Wagentür auf kurze Zeit geöffnet hätte. Er sorgte auch in ausreichender Weise für unser leibliches Wohl, indem er auf bestimmten Stationen unter der strengen Aufsicht des Gendarmen uns Essen zutrug.

Je mehr wir uns Raumo, dem finnischen Hafen, und unserem Ziel näherten, um so leichter wurde uns ums Herz. Gern vergaßen wir die Unbequemlichkeiten der 54stündigen Fahrt, für die ein Personenzug sonst 18 Stunden braucht, im Gedanken an die baldige Befreiung. Schon in Finnland weht ein anderer Wind, ein starker Hauch westlicher Kultur durchdrang selbst die geschlossenen Fenster.

Digitized by Google

ı Raumo fand nochmalige Gepäckrevision statt; beim Ausgang aus der
: überreichte man uns unsere deutschen Papiere, doch wurden sie beim Be=
ı des Dampfers, der uns über den Botnischen Meerbusen nach Stockholm
ɜen sollte, nochmals von russischem Militär geprüft. Erst frühmorgens lich=
. wir die Anker und hatten einige Stunden später die finnischen Gewässer
ıssen. Nach achtzehnstündiger Fahrt trafen wir in Stockholm ein, wo wir von
Herren und Damen des Deutschen Hilfsvereins in liebenswürdiger Weise
:mpfang genommen wurden.
ım nächsten Abend ging's weiter über Malmö—Trelleborg auf dem riesigen
rdampfer nach Saßnitz, das wir in etwa vier Stunden, trotz recht unruhiger
. pünktlich erreichten. Ich brauche es ja nicht zu schildern, mit welchen Ge=
en wir armen Verbannten Rügens steile, kalkschimmernde Felsküste aus dem
el auftauchen sahen. In der Ferne zeichneten sich gegen den hellgrauen
ımel die dunklen Umrisse eines deutschen Panzers ab, der hier Wacht hielt.
;mmer höher stieg die Erwartung, man hätte die schnelle Fahrt des D=Zuges
ɜnitz—Berlin so gerne noch ums Doppelte beschleunigt, bis endlich, an wohl=
nnten Städten — Stralsund und Greifswald — vorüber, wir uns dem
ɜen Deutschlands näherten und die Umrisse Berlins aus der Abenddämme=
g im Schimmer der elektrischen Beleuchtung auftauchten.
lls ich am Morgen nach meiner Ankunft die Linden entlang, durch's Branden=
ger Tor hinaus, die ersten Feldgrauen ziehen sah, geschmückt mit Fahnen und
ndern, umjubelt von der Bevölkerung, da stieg überwältigend in mir das
vußtsein auf von Deutschlands Macht und Größe. Nicht jene schlaffen, cha=
:erlosen Durchschnittsgesichter stumpf gehorchender Slawen sah ich vor mir,
so oft in den Straßen Petersburgs an mir vorübergezogen, sondern frische,
)stbewußte, zielsichere, begeisterte Krieger, denen trotz schwerstem Kampfe der
:g gehört, weil sie den festen Willen und die geistige Kraft haben zu siegen.

Digitized by Google

Tagebuch eines deutschen Metallarbeiters aus russischer Gefangenschaft.

Der Verfasser dieses Tagebuchs, Bruno Lachmann in Berlin, kam durch Vermittlung des Deutschen Metallarbeiterverbands Mai 1914 in die Petersburger Nobelwerke, wo er an der Fabrikation von Dieselmotoren beschäftigt war, die wohl hauptsächlich für Heer und Marine hergestellt wurden. Es waren überwiegend Ausländer beschäftigt, darunter viele Deutsche und Österreicher; Russen fast nur als Hilfsarbeiter. Herr Lachmann ist natürlich kein geübter Schriftsteller und hat vieles aufgezeichnet, was schon bekannt oder für Fremde nicht von besonderem Interesse ist; wir halten es aber für wünschenswert, daß die Kriegsgefangenen aus allen Kreisen ihre Erlebnisse öffentlich erzählen und geben das Tagebuch vom Juli 1914 ab fast unverkürzt hier wieder, weil die deutsche Genauigkeit und Gründlichkeit zur Eigenart der Aufzeichnungen gehört.

Vom 17.—30. Juli der große Massenstreik. Der Grund dieses politischen Streiks war eine Geldsammlung bei einer Versammlung in den Putilow-Werken für ausgesperrte Arbeiter in Baku. Diese Sammlung sollte von der Polizei verboten werden und dabei kam es zu schweren Zusammenstößen zwischen Polizei und Arbeitern. In dem Tumult wurden 3 Arbeiter und 1 Polizeioffizier getötet und zirka 60 Arbeiter verwundet. Dadurch brach Generalstreik über Rußland aus, woran außer Petersburg fast alle größeren Fabrikstädte wie Moskau, Kiew, Riga, Rostow, Baku usw. beteiligt waren. Da die Polizei gegen die Demonstranten nichts ausrichten konnte, wurde Militär zur Verstärkung beordert. Schildern kann man alle Einzelheiten nicht, das muß man selbst gesehen haben! Am gefährlichsten waren die Zusammenstöße auf der Wyburger-Stadtseite. Auf dem Sampsonobsky-Prospekt, wo ich wohnte, wurden sämtliche Laternen und Telegraphenpfähle umgerissen und zum Schutz gegen die Kosaken als Barrikaden benutzt. Unzählige Straßenbahnwagen wurden zertrümmert oder umgeworfen und quer über die Straßen gelegt. Die Sampsonbrücke über die Hekba wurde in Brand gesteckt, ein Straßenbahnwagen ins Wasser geworfen usw. Hierbei fanden, außer einem Kosakenoffizier, unzählige Menschen den Tod oder aber schwere Verletzungen. Alle Geschäfte in dieser Gegend mußten geschlossen werden, sonst wurden dieselben von den Streikenden geplündert. Wir Ausländer durften während dieser Zeit unsere Kolonie nicht verlassen. Einmal brachen die Arbeiter, auf der Flucht vor den Kosaken, die eisernen Torgitter unserer Kolonie durch, um auf der hinteren Seite zu entkommen. Da zu dieser Zeit sich die meisten Bewohner der Kolonie in den Anlagen aufhielten, mußten wir uns unter Zurücklassung verschiedener Sachen in unsere Häuser flüchten. Der Portier, welcher an dem vorderen Tor Dienst hatte, wurde von dem Kosakenoffizier in unmenschlicher Weise mit der Knute geschlagen. Während dieser Zeit war der Präsident Poincaré aus Frankreich vom 10.—23. Juli in Petersburg. Am 27. Juli fanden die ersten serbenfreundlichen Manifestationen statt. Österreich-Ungarn erklärte am 28. Juli Serbien den Krieg und am 29. Juli mobilisierte Rußland gegen Österreich-Ungarn. Am 30. Juli wurde, auf Befehl des Ministers des Innern, in allen Fabriken die Arbeit wieder aufgenommen. Wir drei Kollegen begaben uns schon am selben Tage zur deutschen Botschaft, um Auskunft über unser Verhalten zu holen; all den Tausenden, welche dort hinkamen, konnte vom Botschafter keine genaue Auskunft erteilt werden. Der einzige Bescheid war, es wäre für Deutsche

Digitized by Google

noch gar nichts zu befürchten; wir sollen die Petersburger deutschen Zeitungen lesen, darin soll alles für uns Wichtige angezeigt werden. Am 1. August gingen wir wieder nachmittags zur Botschaft, wo wir wieder keinen genauen Bescheid erhielten.

Um 6 Uhr abends kam die Kriegserklärung Deutschlands an Rußland heraus und abends 11 Uhr fuhr der Botschafter mit verschiedenen Sekretären nach Deutschland ab. Zwei Sekretäre und der Portier blieben im Botschaftsgebäude zurück. Sonntag, 2. August. Alles ist in großer Aufregung. Sämtliche Reichsdeutsche stehen unter amerikanischem Schutz, wo man aber auch keine Auskunft erhalten konnte. Wir gaben unsere Pässe dem Portier unserer Kolonie zur Abmeldung auf der Polizei. Am Montag, 3. August, wurden sämtliche Deutsche und Österreicher aus allen Werken, laut Protest der russischen Arbeiter, entlassen. Am Abend erhielten wir unsere Pässe wieder, mußten aber 1,25 Rubel für Stempelmarken zahlen. Dienstag, 4. August, erhielten wir in der Fabrik unseren Restgehalt und auf längeres Reden und Bitten von Herrn Nobel jeder 20 Rubel extra als Reisegeld. 179,66 Rubel erhielt ich für 501 Arbeitsstunden. Für die Krankenkasse wurden, für die ganze Zeit, 2,40 Rubel abgezogen. An eine Heimreise ist nicht zu denken, da alle Grenzen gesperrt sind. Die russische Bahn fuhr nur bis Wilna, und Dampfer wurden überhaupt nicht mehr fortgelassen. Wir gaben uns alle erdenkliche Mühe, auf irgendeinem Wege nach Deutschland zu kommen, aber leider war alles vergebens. Wie schnell die Russen ihre Gesinnung ändern, kann man aus folgendem ersehen: dieselben Leute, welche bei dem großen Massenstreik alles demolierten und gegen die Regierung waren, zogen jetzt in großen Manifestationszügen mit Zaren- und Heiligenbildern, Nationallandesfahnen und Schildern mit der Aufschrift: „Nieder mit Deutschland und Österreich" durch die Straßen. Wir Deutschen durften uns auf den Straßen nicht bemerkbar machen, überall wurden wir mit den Worten „deutsche Schweine" usw. betitelt. Mittwoch früh um 3 Uhr wurde das deutsche Botschaftsgebäude zerstört. Sämtliche Fenster wurden eingeschlagen, die wertvollen Zimmereinrichtungen usw. auf die Straße geworfen und angezündet, die großen bronzenen Herkulesgestalten vom Dache geschleudert und zum Schluß sollte der stolze Bau den Flammen übergeben werden; letzteres wurde aber von der Polizei verhindert. Bei dieser vandalischen Zerstörung wurde der 62jährige Sekretär Dr. A. Kattner im Bodenraum ermordet. Dieser alte und treue Beamte war viele Jahre als Dolmetscher im Dienste. Der andere zurückgebliebene Sekretär und der Portier flüchteten über Dächer zur italienischen Botschaft und nahmen später im Astoria-Hotel Wohnung. Außerdem wurden in den meisten Straßen fast alle Geschäfte, Zeitungsdruckereien, Hotels, Restaurants und Cafés mit deutschen Namen demoliert. Am Freitag kam die erschreckende Nachricht, daß alle Deutschen und Österreicher als Kriegsgefangene festgehalten werden. Herr Nobel hatte noch für uns eine Eingabe an den Minister des Innern gemacht, mit der Bitte, uns, unter seiner Garantie, in seinem Werk arbeiten zu lassen, da die Arbeiten Kriegssachen sind und er kein russisches Personal hätte. Diese Bitte wurde allerdings abgeschlagen. Am 8. August packten wir schon unsere Sachen, da schon verschiedene Verhaftungen von Deutschen vorgekommen waren.

Sonntag, 9. August, vormittags 9 Uhr, hatten wir drei Kollegen uns mit der neuesten Zeitung kaum in den Park begeben, um die verschiedenen Kriegs-

Digitized by Google

berichte zu lesen, als auch schon unser Portier uns holte. Das letztemal betraten wir unser Junggesellenzimmer, denn dort erwarteten uns schon zwei Polizeibeamte, um uns zu verhaften. Unsere Einrichtungsgegenstände sowie verschiedenes Geschirr mußten wir dem Portier geben, da in der Eile sich niemand fand, uns die Sachen abzukaufen. Nachdem unser Handgepäck von den Beamten kontrolliert war, mußten wir uns zum Hof begeben, um dort auf den Obermonteur Herrn H. Häußler, von unserem Werk, zu warten. Nachdem wir uns von verschiedenen Bekannten verabschiedet hatten, wurde unser Gepäck mittels Droschke, für unser Geld, nach der Polizei gebracht, wohin wir zu Fuß folgten. Unser Quartierwirt sowie einige bekannte Deutsche blieben zurück, ebenso auch Frau Häußler. Der Abschied zwischen diesen beiden Eheleuten war schrecklich. Nun beginnen die schrecklichsten Tage meines Lebens! Nach dreistündigem Warten auf der Polizei (Oschastok) wurden wir, nach Abnahme unseres Passes, einem längeren Verhör unterzogen und die Personalien aufgenommen. Von den drei Städten Wologda, Wjatka oder Orenburg sollten wir uns eine Stadt als künftigen Wohnort aussuchen, wo wir dann uns für den letzgenannten entschieden. Von sechs Beamten (Konwoi) wurden wir dann nach dem Frauen-Nachtasyl in der Seelenkoff-Perulok geführt. Hier wurden unsere Sachen und Gepäckstücke genau untersucht, wobei mir sämtliche Papiere, Wertsachen und Geld abgenommen wurden (54 Rubel). Dann brachte man uns in den eine Treppe höher gelegenen Schlafsaal um ½3 Uhr nachmittags. Hier befanden sich schon fünf Deutsche; ein Professor der Sprachkunde, ein Fabrikant für Kohlensäure und Wasserstoffgas, der Ehrenkonsul von Samara mit seinem Sekretär und ein Ingenieur. Um 5 Uhr kam ein Polizeioffizier zur Besichtigung. Diesem stellten wir vor, daß man uns das Geld usw. abgenommen habe und wir seit morgens nichts gegessen hätten. Darauf erhielten wir die abgenommenen Sachen zurück. Für hohes Geld und mit reichlichem Trinkgeld durften wir uns dann von dem Hausdiener Eßwaren besorgen lassen. Im Saale befanden sich 60 sargähnliche Kastenpritschen, wovon ich Nr. 28 in Beschlag nahm. Sonst herrschte hier große Unsauberkeit, und Schwaben und Wanzen gab es unzählig. Morgens, mittags und abends gab es nur kochendes Wasser, wozu wir die Behälter selbst kaufen mußten. Um 12 Uhr nachts waren schon 21 Personen anwesend, wovon natürlich niemand wegen dem Ungeziefer schlafen konnte. Montag, 10. August, um 10 Uhr kam Frau Häußler, um ihren Mann zu besuchen; dieses wurde erlaubt, aber nur im Beisein von Beamten in den unteren Räumen. Dieser Frau übergab ich einen Brief an Herrn . . . . . mit der Bitte, seine Frau möchte doch für uns drei Kollegen etwas Lebensmittel besorgen. Am Nachmittag kam Frau . . . und brachte uns Brot, Wurst, Tee und Zucker für 80 Kopeken pro Mann. Die besseren Russen waren sehr empört über diese gemeine Behandlung mit uns! Abends waren 28 Mann anwesend. Dienstag, an Schlaf war wieder nicht zu denken; um ½2 Uhr nachts kamen 11 Herren dazu und am Vormittag 10 Uhr wurden 5 Personen fortgebracht, wohin, wußte niemand. Am Nachmittag kam Frau . . . . und brachte Wurst, Eier, Brot, Zucker, Salz und Zigaretten, pro Mann 1 Rubel; für mich extra Bouletten und grüne Gurken. Fräulein Nadine, Hausmädchen bei der Frau, schickte mir 75 Zigaretten und ein Paket Streichhölzer mit. Da gleich nach der Kriegserklärung der Verkauf von Bier und Branntwein verboten wurde, stiegen die Preise für Selterwasser

Digitized by Google

und Limonaden ungeheuer. Abends befanden sich 42 Mann im Saal, meistens Leute besserer Stände, nur drei waren ohne jeden Kopeken; diesen wurde natürlich mit Eßwaren ausgeholfen. Da doch niemand schlafen konnte, wurde bis spät in die Nacht hinein gesungen, Geschichten und Witze erzählt usw.; man merkte es aber an allen Leuten, daß dieses der reine Galgenhumor war 1 Uhr nachts, zum 12. August, kamen bei starkem Regen und schwerem Gewitter zwei Mann zu. Vormittags baten wir den kontrollierenden Beamten, uns doch durch Eßwaren zu unterstützen; darauf bekamen wir um 1 Uhr, aus einer Kaserne, Kohlsuppe, ein Stückchen Fleisch mit einem Stück Brot. Holzlöffel wurden geliehen. Es war ein schrecklicher Fraß, aber man war gezwungen, dasselbe zu essen, denn es war wenigstens etwas Warmes. Außerdem erhielt jeder zwei Stückchen Zucker und für alle Anwesenden ¼ Pfund Tee. Ein Fabrikant, Herr Schwarz, bekam jeden Mittag von seiner Frau Essen gebracht, und dieser Herr teilte dasselbe mit mir in liebenswürdiger Weise. Am Nachmittag brachte Frau . . . Eier und Brot für 30 Kopeken.

Am 13. August wurden meine beiden Kollegen Held und Laugner mit noch acht Herren freigelassen und mußten binnen drei Tagen auf eigene Rechnung nach Wologda fahren. Ich wurde wegen Spionageverdacht zurückbehalten, da man in meinem Koffer Abbildungen und Skizzen von Dieselmotoren gefunden hatte. Ich war vollständig niedergeschlagen. — Um 11 Uhr kam Frau . . . . mit der Mitteilung, ihr Mann wird für mich eine Bittschrift an den Stadtkommandanten von Petersburg einreichen zwecks Freilassung. Außerdem brachte die Frau ¼ Pfund Tabak, 250 Zigarettenhülsen und eine Stopfmaschine für 2 Rubel mit. Am Nachmittag besuchten mich Frau . . . mit ihrer Schwester und übergaben mir ein Federkopfkissen. Fräulein Nadine hatte ein Zigarettenetui mitgeschickt. Freitag, 14. August, kamen gegen morgen vier Mann zu. Es regnete dauernd und war schon ziemlich kalt. Um 11 Uhr wurde Herr Schwarz nach Kautionstellung freigelassen. Er schenkte mir zum Abschied 5 Rubel. Abends waren bereits 62 Herren anwesend, ich wurde Stubenältester. Sonnabend, 15. August, wurde ich mit den Herren Volk und Schmalhaus um ½10 Uhr unter Mitnahme des Gepäcks nach einer Polizeiwache gebracht. Nach einhalbstündigem Warten wurden wir von dort wieder nach dem Asyl geführt. Um 11 Uhr kam Frau . . . und teilte mir mit, daß die Bittschrift ihres Mannes abgewiesen worden sei. Meine beiden Kollegen sowie Herr Häußler nebst Frau fuhren am Abend, 7 Uhr, nach Wologda ab. Um 12 Uhr mußten wir drei in Begleitung von drei Schutzleuten eine weite Reise antreten. Nachdem wir zwanzig Minuten gegangen waren, fuhren wir mit der Straßenbahn bis zum Newsky-Prospekt und von dort, jeder mit seinem Beschützer, nach dem großen Überführungsgefängnis, Sammelpunkt aller nach Sibirien verbannten Sträflinge. Als wir das schwere eiserne Tor und den kolossalen Bau mit den stark vergitterten Fenstern sahen, fiel uns Unschuldigen der Mut, und allerhand schreckliche Gedanken der Zukunft durchwirbelten unser Gehirn. Nachdem die Kutscher mit pro Mann 2 Rubel entlohnt waren, wurde das erste Tor geöffnet, und wir waren von der Welt abgeschlossen. Dann passierten wir noch ein kleineres eisernes Tor, den Eingang zum eigentlichen Gefängnis, und gelangten, nachdem drei Gittertüren geöffnet wurden, in den Empfangs- oder Revisions- und Umkleideraum. Hier befanden sich drei höhere Gefängnisbeamte und verschiedene, roh aussehende Wärter. Als unsere Schutzleute die Akten abgegeben

Digitized by Google

hatten, wurden dieselben entlassen, wobei diese uns einen höhnischen Blick zuwarfen. Da von uns dreien niemand perfekt russisch sprechen konnte, und die Herren Beamten in deutscher Sprache den Verhör und die Protokollaufnahme nicht machen wollten, so gestaltete dieses sich für uns recht schwierig. Als erster Arrestant wurde ich nach Namen, Stand, Woher, Wohnung in Petersburg, Stand und Wohnort der Eltern, ob schon in Deutschland oder Rußland vorbestraft usw. befragt. Dann mußte ich alle Wertsachen, Geld, Messer, eben alles, was ich in meinem Anzug trug, abgeben. Dann nahm mich ein alter bärbeißiger Wärter in Empfang und führte mich mit meinem Koffer durch eine Barriere in den hinteren Teil des Raumes. Hier mußte ich mich nackt ausziehen, und der Wärter prüfte jedes Kleidungsstück bis aufs kleinste, sogar im Überzieher und Rock wurde an einigen Stellen das Futter aufgetrennt. Ferner wurde das Futter im Hut herausgerissen und die Stiefel eingehend kontrolliert. Nachdem mein Mund und das Gefäß besichtigt war, bekam ich meine Kleidungsstücke wieder und nun wurden die Sachen im Koffer einer genauen Durchsicht unterzogen. Abgenommen wurden mir folgende Sachen; 1 Haarschneidemaschine, Rasierapparat, gewerbliche Meßwerkzeuge, 1 Schere, 2 Taschenmesser, Uhr mit Kette, 46,40 Rubel, ein Ring mit echten Brillanten, Zeugnisse, Unfallpapiere, Briefschaften usw. In meiner kleinen Handtasche hatte ich noch etwas Brot, Wurst, Zucker, Tee, Salz und Zigaretten; Brot und Wurst wurde in kleine Stücke geschnitten und später durfte ich mir diese Lebensmittel von dem Fußboden aufsuchen. Ebenso erging es meinen beiden Kameraden. Wenn Geld in Kleidungsstücken eingenäht gefunden wird, muß angeblich ein Viertel der Summe in den Opferkasten der Kirche geworfen werden. Nachdem die Untersuchung beendet war, wurden wir, unter Mitnahme der Eßwaren und der Schlafdecke, um 3 Uhr in die Zelle Nr. 2, welche im ersten Stock lag, geführt. Dort befanden sich bereits sechs Deutsche, Bäcker aus Bayern, welche erst drei Wochen in Rußland waren. Die Zelle war für 22 Insassen bestimmt, zwölf Schritte lang und acht breit, ein großes vergittertes Fenster, ein Waschbecken mit zwei Hähnen, Klosett sehr frei, Spucknapf, zwei Spinden mit kleinen Fächern, Heiligenbild, zwei Tische und mehrere Bänke. An den Wänden befanden sich die Schlafpritschen aus Gasrohrrahmen mit Segeltuch bespannt, wozu ein Heukissen war. Abends wurden die Pritschen abgeklappt und am Fußende die Bänke untergestellt. Die Stäbe der Gittertür waren zwanzig Millimeter stark. Sonst herrschte große Sauberkeit in den Zellen und Gängen. Um 5 Uhr kamen fünf Leute zu; diese waren in Rußland geboren, aber deutsche Untertanen. Um 6 Uhr gab es kochendes Wasser in einem Kupferkessel und Grütze (Kaschsche), wozu jeder einen Holzlöffel bekam. Das Essen war auch in kupfernen Schüsseln und vier bis fünf Mann mußten daraus essen. Nach dem Essen wurde die Zelle gereinigt und um 8 Uhr wurde ein Signalpfiff gegeben. Wir mußten uns zu zweien aufstellen, dann kam der wachhabende Offizier mit einem Oberwärter und kontrollierte. Nachdem die Prüfung in allen Zellen im Flur erledigt war, ertönte ein zweites Signal, wir mußten uns zum Heiligenbild wenden und draußen im Flur wurde von Sträflingen das russische Vaterunser und Gott schütze Zar, Land und Volk gesungen. Wenn dieser Gesang beendet war, durften wir unsere Pritschen herunterlassen und uns zur Ruhe begeben. Sonntag, 16. August. Um $^3/_4$6 Uhr früh ertönte die Pfeife, das Zeichen zum Aufstehen. Das Ankleiden, Pritschenhochklappen und Waschen

Digitized by Google

ußte schnell erledigt sein, denn um ¼7 Uhr erscheint der Offizier mit seinem Begleiter, und nachdem kontrolliert war, erfolgte wieder der Gesang wie abends. Um 7 Uhr erhält jeder Insasse 2 Pfund Schwarzbrot und darauf wurde das ochende Wasser gegeben. Nach dem Essen begann das große Reinemachen; wei Mann werden vom Wärter im Flur an eine Tafel geschrieben; diese beiden nd an diesem Tage für Reinlichkeit und Ordnung verantwortlich, natürlich üssen alle beim Reinigen helfen. Tische waschen, Wasserkessel, Waschbecken und Spucknapf mit rotem Ziegelstein blank putzen, Spindfächer säubern, Klosett cheuern, ausfegen und den Asphaltfußboden mit Bürste und Wachs bohnern. Um 10 Uhr kommt ein Feldscher und frägt nach Kranken; natürlich durfte niemand krank sein. Dann wurden wir ½ Stunde von dem ehemaligen Henker von Moskau, welcher zurzeit hier im Gefängnis die Prügelstrafe vollzieht, im Hof unter militärischer Bewachung spazieren geführt. Zu zweien mußten wir um eine 75 Schritt lange Rasenfläche gehen, wobei wir weder sprechen, umsehen oder hochblicken durften. Auf dem Hofe arbeiteten Sträflinge, welche allerhand Kupfergeschirr sowie Ketten und Handschellen anfertigten. Um 12 Uhr wurde Mittagessen geholt, für jede Partei ging ein Mann. Sonntag und Donnerstag gab es Bandnudelsuppe mit Fleischwürfel, Montag, Dienstag und Sonnabend Kohlsuppe mit Fleisch, Mittwoch Erbsensuppe ohne Fleisch, und Freitag, am Fasttag, gab es Fischsuppe. Außerdem gab es alle Tage Grütze mit Fett oder Öl zubereitet. Außer der Fischsuppe, welche niemand essen konnte, war das sonstige Essen leidlich. Wer Speisen in den Abort gießt, erhält drei Tage Arrest. Es herrschen überhaupt strenge Vorschriften; zum Beispiel: nicht am Fenster stehen, weder Singen, Pfeifen oder laut sprechen, auch durften nicht mehr wie drei Mann zusammenstehen oder sitzen usw. Nach dem Essen erfolgt die übliche Reinigung und von 1—2 Uhr muß sich jeder auf seine Pritsche legen und vollständige Ruhe muß sein. Um ½3 Uhr und um 6 Uhr gab es Teewasser; auch gab es abends noch Grützsuppe. Am Nachmittag erhielten wir die Geldquittung für das abgenommene Geld. Vom Einkäufer konnten wir uns allerlei Lebensmittel holen lassen; das Geld wurde dann auf der Quittung abgeschrieben. Am 17. August kamen neun Herren zu; ich war sehr erkältet. Auf dem Flur befinden sich in einer anderen Halle 30 Chinesen, in einer zweiten acht Sträflinge und in einer Einzelzelle ein Verbrecher mit Hals-, Hand- und Fußketten. Vom Einkäufer ließ ich mir am 22. August für 4,63 Rubel Tee, Zucker und Wurst bringen. An Herrn . . . eine Karte geschrieben. Sonntag, 23. August, brachte man uns in die eine Treppe höher gelegene Zelle Nr. 0, welche für 52 Personen bestimmt war. Die Einrichtung war ebenso wie in der ersten; 25 Schritt lang und 18 Schritt breit, vier große Fenster und Dampfheizung. Abends waren wir schon 60 Mann in diesem Raum, darunter der deutsche Botschaftssekretär und der Portier. Am 28. August kamen 14 Herren fort und 10 andere zu. Für 65 Kopeken ließ ich mir Tee mitbringen. 24 Personen kamen am 2. September fort. Für 2,57 Rubel bestellte ich Eßwaren. Allerlei Ungeziefer hatte ich schon während meiner Gefangenschaft kennen gelernt und nun mußte ich auch Läuse dulden; dieses entsetzliche Ungeziefer traf ich auch später überall. Sämtliche Insassen der Zelle machten nun Jagd auf dieses Viehzeug. Am 5. September durften wir uns in der Badestube mit warmem Wasser waschen und nachher in der Kleiderkammer, aus unserem Gepäck, die Wäsche wechseln, welche man schon vier Wochen Tag und Nacht auf

Digitized by Google

dem Leibe hatte. Einer unserer Mitinsassen war so verlaust, daß selbst der wachhabende Offizier ihm nach der Reinigung Sträflingskleidung geben ließ. Sonntag, 6. September, waren 56 Herren in dieser Zelle; vom Einkäufer ließ ich mir für 2,70 Rubel Eßwaren mitbringen. Am 10. September sollte ich wegen Waschen meines Taschentuchs an der Leitung drei Tage in den Karzer gesperrt werden; im Keller angelangt, hielt der Offizier eine große Rede, wovon ich nur wenig verstand, außer einigen gemeinen Schimpfwörtern, dann wurde ich, mit einem kräftigen Genickstoß, wieder zu meiner Zelle zurückbefördert. Am 11. September bekam ich für 2,93 Rubel Lebensmittel; an diesem Tage kamen 14 Herren fort; auch am 13. September wurden 13 Mann weggeführt. An Herrn . . . wieder eine Karte geschrieben. Am 14. September kamen 15 Mann und am 15. September 18 Personen zu und 28 fort, so daß wir wieder 46 Insassen waren. Am 18. September kamen 11 Herren fort und 3 zu. Wenn Neulinge kamen, entspannen sich immer große Meinungsverschiedenheiten über den Fortschritt des Krieges und seinem Ende. Für 67 Kopeken Extrakost. Die Läuse wollen uns nicht verlassen, trotzdem täglich gründlich Jagd mit gutem Erfolg gemacht wird.

Am 22. September begann eine neue, aber weit größere Leidenszeit. Um 4 Uhr morgens mußte ich mit den Herren Volk und Schmalhaus aufstehen, unsere noch vorhandenen Lebensmittel zusammenraffen und ohne zu Waschen usw. brachte man uns im Erdgeschoß in einen großen Gang. Hier mußten wir bis 12 Uhr mittags stehen, ohne etwas zu Essen oder Trinken zu erhalten. Während dieser Zeit erhielten wir unser Gepäck, welches aber nochmals kontrolliert wurde. Die Quittung über abgenommene Wertsachen usw. mußten wir als zurückerhalten unterschreiben; die Sachen sollten die uns später begleitenden Soldaten an dem Bestimmungsort uns zurückgeben. Die Geldquittung behielten wir. Kurz vor dem Abmarsch wurden wir gefesselt; immer zwei Mann an einer kurzen Kette mit Handschellen. Wir waren zirka 70 Personen, darunter zwei Mörder in Sträflingskleidung, mehrere politische Verbrecher, einige russische Matrosen und etwa 20 Deutsche (Zivil-Kriegsgefangene). Trotz der Fesselung mußte jeder sein Gepäck selbst tragen; im Gefängnishof erwarteten uns 30 Soldaten, welche vor unseren Augen ihre Revolver scharf laden mußten, und mit gezogenem Säbel erfolgte dann der Abmarsch. Durch tagelangen Regen waren die Straßen in einem fürchterlichen Zustand. Nach dreiviertelstündigem Marsch gelangten wir auf den Güterbahnhof der Nikolaibahn. Hier wurden wir in Arrestantenwagen untergebracht und die Fesseln abgenommen. Nachdem der Wagen längere Zeit hin- und herrangiert war, fuhren wir um ½2 Uhr nachmittags endlich ab. Der Arrestantenwagen hatte vergitterte Fenster; die innere Ausstattung waren Bänke und abklappbare Pritschen für die Nacht. Die einzelnen Abteile waren durch Drahtgeflechte getrennt und in einer Ecke befand sich ein Klosett. An jedem Ende des Wagens stand ein Posten, welcher alle zwei Stunden abgelöst wurde. Ich saß mit den Herren Volk, Schmalhaus, Ottke, v. Lippold, Wilms, Serche und politischen Arrestanten in einem Mittelabteil. Um 3 Uhr, also nach 21 Stunden, erhielten wir das erste warme Wasser, ein kleines Gefäß voll, welches jeder besitzen mußte. Um 8 Uhr abends erhielten wir auch Wasser. Fast alle Deutschen besaßen noch etwas Lebensmittel aus dem Gefängnis für diesen Tag. 23. September erhielten wir früh 9 Uhr Teewasser und 10 Kopeken für Brot, welches die Soldaten holten und uns natürlich auch

Digitized by Google

gehörig neppten. Nachmittags 4 Uhr kamen wir in Wologda an; um 5 Uhr erhielten wir Wasser, und nachdem mehrere Arrestantenwagen an unserem Zug angehängt waren, fuhren wir um 9 Uhr abends weiter. Da die ganze Bahnstrecke eingleisig ist, wurde unser Zug oft auf Ausweichgeleise gebracht, um Schnell- oder Güterzüge mit Militär usw. vorbeizulassen. 24. September bekamen wir um 9 Uhr Wasser; die 10 Kopeken wurden von den Soldaten unterschlagen, so daß wir hungern mußten, da unsere Vorräte erschöpft waren. An diesem Tage beging unser Kamerad W. Schmalhaus aus Kassel seinen 24. Geburtstag. Nachts konnte man fast gar nicht schlafen, denn es mußten zwei Mann auf einer Pritsche liegen, wozu dieselbe zu schmal war. Außerdem entstand in der Nacht unter den bei uns im Wagen befindlichen Frauen und Kindern furchtbares Schreien, Stöhnen und Jammern, welche von den Soldaten in gemeinster Weise vergewaltigt wurden. Wir männlichen Insassen waren gegen diese Greueltaten machtlos. Man verschonte eine 57jährige Frau sowie eine junge Mutter mit ihrem Säugling nicht einmal. Was man da gesehen hat, kann man in Worten nicht schildern!!!

Am Freitag, 25. September, kamen wir früh 6 Uhr in Wjatka an. Als wir unseren Wagen verlassen hatten, befanden sich noch viele deutsche Gefangene aus Moskau und Nischnij-Nowgorod auf dem Bahnsteig. Jetzt wurden nur die russischen Verbrecher gefesselt. Wir jetzt zirka 100 Männer, 5 Frauen und 12 Kinder. Einige alte oder kranke Deutsche sowie die Frauen und Kinder und unser Gepäck blieb vor dem Gebäude stehen und wurden später mit Wagen nachgebracht. Wir Männer gelangten nach dreiviertelstündigem Weg unter starker Bewachung in dem Gefängnis am Fluß Wjatka an. Von hier kam ich mit ungefähr 30 Herren nach dem Polizeiamt in einer Viertelstunde. Im Hofe, wo wir warten mußten, kamen auch bald die vorher am Bahnhof Zurückgebliebenen und unser Gepäck an. Durch die lange Bahnfahrt und da man drei Tage nichts Wesentliches gegessen hatte, waren wir alle furchtbar ermattet; aber auch hier bekamen wir von der Polizei nichts. Einige, schon in der Stadt anwesende Deutsche unterstützten uns mit Eßwaren und warmen Getränken. Hier gelangte ich . . . . zu meinen im Gefängnis abgenommenen Sachen, wovon ein Brillantring, Haarschneidemaschine, Rasierapparat und ein vierteiliges Taschenmesser mit echten Schildpattschalen fehlte. Die anderen Herren bekamen später nur die wertlosen Gegenstände wieder; auch bei ihnen fehlten die besseren Sachen. Um 2 Uhr nachmittags brachte man uns zur Dampferstation, wo wir bis 7 Uhr in strömendem Regen stehen mußten. Hier verkaufte ich meinen neuen steifen Hut für 50 Kopeken, um mir etwas Brot zu kaufen. Um ⅛8 Uhr fuhr der Raddampfer mit uns ab. Für Teewasser mußte jeder 3 Kopeken bezahlen. An Schlaf war nicht zu denken, erstens war der Raum wegen Überfüllung zu klein und außerdem war es sehr kalt. Am 26. September, morgens ½8 Uhr, befanden wir uns in Clobodskoy, wo wir wieder zur Polizei gebracht wurden. Dort mußten wir Unglücklichen bis 3 Uhr nachmittags bei strömendem Regen, wobei es schon ziemlich kalt war, ohne Essen oder warme Getränke auf dem Hofe stehen. Es herrschte große Not und Elend unter uns; Frauen jammerten, Kinder schrien und unter uns Männern war eine derartig gedrückte Stimmung, daß einer dem andern kaum ein Wort gönnte. Um 3 Uhr setzte der Zug, etwa 60 Männer mit den Frauen und Kindern, sich in Bewegung. Die jetzige Reise mußte zu Fuß gemacht werden, wobei jeder sein

Digitized by Google

Gepäck und die Frauen außerdem ihre Kinder noch tragen mußten. Begleitet wurden wir von zwei Polizeibeamten; einer im Wagen und der zweite zu Pferd; letzterer trieb uns öfter in roher Weise zur Schnelligkeit an. Nach einhalbstündigem Laufen wurden wir mittels einer Fähre über den Fluß Wjatka gebracht. Die Wege waren durch den tagelangen Regen derartig aufgeweicht, daß man bis an die Knie in Schlamm und Morast gehen mußte. Nachdem der Gefangenenzug durch die kolossalen Anstrengungen beim Marsch immer länger wurde und die beiden Beamten uns mit Gewalt zum Schnellergehen antreiben wollten, weigerten wir uns alle, nicht eher einen Schritt weiter zu gehen, bis Wagen zur Gepäckbeförderung zur Stelle sind. Nach längerem Verhandeln mit den Beamten, welche erklärten, sie hätten keine Anweisung dazu, uns Wagen zu stellen, kamen wir dahin überein, daß immer zwei oder drei Herren, welche Geld hatten, sich einen Wagen zur Gepäckbeförderung beschaffen. Ich nahm mit Herrn Wilms für 5 Rubel für die erste Etappe einen Wagen an. Da die Frauen nicht in der Lage waren, sich ebenso zu behelfen, wurde deren Gepäck auf verschiedenen Wagen mitgenommen. Trotzdem der Beamte im Wagen noch genügend Platz gehabt hatte, weigerte er sich, zwei Kinder im Alter von vier und fünf Jahren aufzunehmen. Nachdem wir gegen 6 Uhr nochmals über einen Fluß gebracht wurden, gelangten wir um 8 Uhr abends in dem Kirchdorfe Ilinskaja an. Hier wurden alle Teilnehmer in großen Schuppen untergebracht. Diejenigen, welche einen Wagen hatten, erhielten die Erlaubnis, bei dem Fuhrwerksbesitzer zu übernachten. Ich mußte noch bis ½11 Uhr nach einem Dorfe Kaminsky weiter. Bei einem Bauern wurden wir beide freundlich aufgenommen mit Tee, Weißbrot und Eiern bewirtet. Unsere nasse Kleidung wurde am Ofen zum Trocknen aufgehängt. Auf Decken, welche uns der Bauer gab, schliefen wir auf dem Fußboden. Da das Haus erst neu gebaut war, befanden sich außer den Schwaben, welche Glück bei den Russen bedeuten, kein sonstiges Ungeziefer in dem Hause. Am Sonntag, 27. September, zogen wir uns morgens um 8 Uhr erst reine Wäsche an, um die letzten Läuse aus dem Gefängnis loszuwerden. Nachdem wir uns mit Tee, Milch und Weißbrot gestärkt hatten, machten wir uns auf den Weg zum Dorfe Berlekolonitze, wo wir um 2 Uhr mittags eintrafen. Um 3 Uhr kamen die anderen Leidensgefährten an. Als wir eine Stunde im Polizeihofe gestanden hatten, wurden wir 47 Männer und 1 Frau nach dem Polizeiarrest gebracht, einem kleinen schmutzigen Saal. Ich hatte wieder mit Herrn Wilms einen Wagen zum nächsten Tag für die Etappe für 9 Rubel gemietet. Der Besitzer war gleichzeitig Bäcker; bei diesem wurden wir beide bewirtet und übernachteten auch dort. 28. September ging es um ½8 Uhr morgens bei strömendem Regen weiter. Um 5 Uhr nachmittags gelangten wir halbverhungert und vollständig durchnäßt in dem Kirchdorfe Palom an. Am Polizeiamt wurden wir zu vier oder sechs Mann bei verschiedenen Bauern abgegeben. Einige schon anwesende Deutsche gaben uns einige Stücke Brot usw. Geschlafen wurde natürlich auf der Erde, trotzdem es von Wanzen in der Stube wimmelte. Am anderen Tag, 29. September, traf ich im Dorfe einige Monteure von der A.-E.-G. aus Berlin, wo ich endlich wieder etwas Warmes Mittagessen bekam. Außer den ärmlichen Holzhäusern befand sich im Dorfe eine Kirche mit angrenzendem Kirchhof, ein Krankenhaus, Apotheke, Post und Schule.

Am 30. September mußte ich mit noch 14 Herren mittags um 12 Uhr weiter nach dem Dorfe Mulino, wo wir abends 6 Uhr wieder völlig durchnäßt an-

Digitized by Google

nen. Begleitet waren wir von einem Polizisten im Wagen, welcher meinen ffer mitgenommen hatte. Der Oratnik, als Hauptpolizeiperson, des Dorfes chte uns zunächst in verschiedene Quartiere bei ärmlichen Bauern unter. Ich n mit einem 19jährigen Halbrussen mit Namen Färber zu einer Frau mit ei Kindern, welche von ihrem Manne getrennt lebt. In dem kleinen alten olzhäuschen bekamen wir ein verwittertes Stübchen angewiesen. Die Einrich- ng bestand aus einem wackligen Glasspind, einem Tisch, einem Stuhl und ier langen Holzbank; schlafen mußten wir auf dem Fußboden; den kleinen auern ist ein Bett ein unbekanntes Möbelstück. Am 1. Oktober ging der Orat- k mit uns nach einem Geschäfte (Lafka), wo wir für unsere Geldquittung ebensmittel erhielten. Auf meiner Quittung waren noch 32,40 Rubel, wovon m 9 Rubel für die Gepäckfuhren abgingen. Arbeit gab es zu Anfang nicht; oeimal in der Woche mußten wir uns beim Oratnik melden. Am 5. Oktober rieb ich an Herrn . . . . . sie möchten mir 50 Rubel nden. 7. Oktober kam der Brief vom Oratnik zurück; erstens müsse statt der Kopekenmarke eine 10-Kopekenmarke aufgeklebt werden und zweitens müssen die riefe der Kriegsgefangenen zur Zensur offen bleiben. Wäsche mußte man sich lbst waschen. Da meine Stiefel zerrissen waren, kaufte ich mir für 2,20 Rubel n paar Gummischuhe. Unsere Wirtin hatte ein Pferd, eine Kuh, vier Schafe. Die Bauern leben hier sehr einfach; sie ernähren sich nur von Tee, Brot, Kar- offeln mit Fett oder Öl; Fleisch gibt es sehr selten. Die Leute schlafen auf iner Art Hängeboden am Ofen (Paladka), ohne ihre Kleider auszuziehen. ebenso waschen sie sich selten. Am Sonnabend wurde nur die Badestube zur Verfügung gestellt! Eine kleine Holzhütte, etwas vom Hause fort; dort wird in offenes Holzfeuer gemacht, worauf einige Behälter mit Wasser gestellt wer- en. Wenn das Holz ausgebrannt ist und der Qualm etwas abgezogen ist, oäscht man sich in einem Becken und begießt sich nachher mit Wasser. Um ein Dampfbad zu erzielen, gießt man Wasser auf die glimmenden Holzstücke und mliegenden Steine. Aus zwei Salzsäcken à 20 Kopeken hatte ich einen Stroh- ack gemacht, wozu ich das Stroh von der Wirtin erhielt. Wanzen und Schwa- en waren in ungezählten Mengen vorhanden. Wir mußten jeder 1,50 Rubel monatliche Miete bezahlen; da wir aber kein Bargeld hatten, so entnahm die Wirtin auf unsere Rechnung Waren aus der Lafka für Miete, Brot und Kar- toffeln. Petroleum mußten wir uns selbst halten. Morgens und abends be- kamen wir die Teemaschine gestellt. Zum Tee aß man trocken Brot, höchstens mittags kochten wir uns eine leichte Suppe oder Kartoffeln. Am 12. Oktober schloß ich mich zwei Hamburger Kaufleuten aus Baku, den Herren Julius Sturm und Paul Müggenburg, zwecks gemeinsamen Mittagessens an. Bei meiner Wirtin und mit meinem Stubengenossen war in dieser Beziehung nichts anzufangen. Das Dorf Mulino besitzt etwa 25 Wohnhäuser (Holzbauten), wo- von acht zwei Stockwerke haben und etwas besser in der Bauart sind. Außerdem befindet sich eine Kirche, Schule und eine Dorfschreiberei (Proleenie), in welcher gleichzeitig Post und Polizeidienste erledigt werden. Das Dorf selbst liegt an dem Fluß Wjatka auf einem Berge. Die intelligenteren Leute sind drei Popen, zwei Lehrerinnen und der Amtsschreiber; sonst können die meisten Leute weder schreiben noch lesen. Geschäfte gibt es drei, in denen alles, was man zum dortigen Leben braucht, erhält. Preise für Lebensmittel waren folgende: Rind- oder Hammelfleisch 10, später 12 Kopeken pro Pfund, Schweinefleisch

Digitized by Google

8—11 Kopeken, Hasen 10 und 15 Kopeken pro Stück, Hühner 15—20 Kopeken. Ein russisches Pfund sind vier Fünftel deutsche Pfund. Kartoffeln, 1 Pud, das ist 40 Pfund, 20—40 Kopeken, Reis 12 Kopeken, Erbsen 5 Kopeken, Grütze 9 Kopeken, Zucker in Stücken 18 und gemahlenen 16 Kopeken, Salz 1—2 Kopeken, Tee ¼ Pfund 30—50 Kopeken, Petroleum 5—6 Kopeken, Eier 12—20 Kopeken (10 Stück), Milch ungefähr 2 Liter 8 Kopeken, Eßbutter 50—60 Kopeken und Kokosbutter 30—40 Kopeken, mußte man sich aus der Stadt mitbringen lassen, ebenso Wurst, Käse usw. Am 14. Oktober war ein kirchlicher Feiertag, und am 16. Oktober kamen drei Deutsche im Dorfe an; diese waren schon vier Wochen in Wjatka. Es waren der Bodenbautechniker Max Reichelt und sein kaufmännischer Gehilfe Max Sengewitz; beide waren in Toapsee am Schwarzen Meer beschäftigt. Der dritte war der Schlächtermeister Reiß, ebenfalls aus Toapsee. Am 19. Oktober kamen 15 Mann, meistens Halbrussen, im Dorfe an. Es war schon ziemlich kalt geworden und starke Schneestürme herrschten. An Herrn . . . . . einen Brief geschrieben. 22. Oktober kam ein Architekt, Herr Darrstein aus Riga, Heimat Bayern, mit einer Frau und zwei Kindern an. Am Abend dieses Tages wurde ich zur Geburtstagsfeier der Quartierwirtin der Hamburger eingeladen. . . . . Ein Grammophon sorgte für musikalische Unterhaltung, wenn auch einige deutsche Liederplatten waren. Nie habe ich auf dem harten Lager und bei der Kälte so gut geschlafen, wie nach dieser Feier, wo uns Deutschen wieder ein bißchen Lebensfreude erblühte. Am 25. Oktober fuhren aus den umliegenden Dörfern, wie auch von Mulino, die Männer zur militärischen Aushebung ab; man durfte sich im Dorfe nicht sehen lassen, da es sonst zu Schlägereien gekommen wäre. 28. Oktober waren 15 Grad Kälte und trotzdem man sich alle nur möglichen Sachen zum bedecken des Nachts gesucht hatte, fror man kolossal auf seinem Lager. Herr Darrstein zog zu den Hamburgern (Sturm und Müggenburg) ins Quartier. Auch kam der kranke Kamerad Weisheit, welcher hier noch zwei Brüder hatte, und dessen Vater in Wjatka gefangen gehalten wurde, nach Palom ins Krankenhaus. Am selben Tage kam der russische Offizier Kirchstein als Verwundeter hier an. Dieser Herr war in Friedenszeiten Oberförster in der Umgebung hier; er ist ein geborener Lette und mit einer deutschen Frau aus Riga verheiratet. Postsendungen und Zeitungen kommen Montag und Donnerstag hier an. Über die unglaublichen Zeitungsberichte und Karikaturen muß man wirklich erstaunt sein. Wie die Russen sich Deutschlands Heeresmacht vorstellen, spottet jeder Beschreibung. Natürlich erhält Deutschland von allen Seiten kolossale Niederlagen. Am 30. Oktober lasen wir in der Zeitung, daß Verhandlungen zwecks Freilassung der Zivilkriegsgefangenen unter 16 Jahren und über 45 Jahren im Gange sind. Am 3. November waren 20 Grad Kälte und ½ Meter hoher Schnee. Da das Geld aus den Gefängnissen nicht kommt, wollen die Ladeninhaber keine Lebensmittel weitergeben. Am 6. November besahen wir uns die Inneneinrichtung der Dorfkirche. Um so ärmlicher das Dorf aussieht, desto prunkvoller ist die Ausstattung in der Kirche. Die Kirche besitzt einen Glockenturm mit vier großen und fünf kleinen Glocken. Vom Turm konnte man einige naheliegende Dörfer sehen, auch ein wunderbarer Ausblick auf die herrliche Winterlandschaft. Bei dieser Besichtigung

Digitized by Google

en wir gleich der Einsegnung einer männlichen Leiche mit beiwohnen. Am
d zog ich mir mittels Bindfaden einen Vorderzahn nach heftigen Schmer-
Am 8. November war Jahrmarkt, wobei an der Kirche verschiedene Buden
Stoffen, Geschirr, Heiligenbildern, Samoware, Bäckerwaren, Felle usw.
stellt waren. Aus den umliegenden Dörfern kamen Hunderte von Schlitten
Leuten, welche etwas kaufen oder verkaufen wollten. 9. November. Am
des Geburtstages meiner Mutter denke ich viel an die Heimat und die
n Angehörigen. Den Aussichten nach ist es sehr fraglich, ob man noch ein-
seine Heimat oder Angehörigen wiedersieht. 11. November. An einigen
en liegt der Schnee schon 1 Meter hoch; an Spaziergänge ist nicht zu
en, da alle Wege verschneit sind und 25 Grad Kälte ist. Nach drei Monaten.
12. November, den ersten Brief von Herrn . . . erhalten, in welchem
itteilt, daß er die beiden Karten aus dem Gefängnis nicht erhalten hat,
gen meine beiden Briefe aus Mulino. Geld kann mir leider nicht gesandt
den, da die Schwester der Frau . . . nach Deutschland (Berlin) fahren
te und die Dame auch mittellos ist. Die Schwester will aber in Berlin zu
ren Eltern gehen und dort die nötigsten Angaben machen. Fräulein Nadine
mir baldigst Geld senden. 14. November. Da meine Wirtin keine Waren
die Miete nehmen will, mußte ich zu zwei Halbrussen, dem Schlächtermeister
tel, 32 Jahre alt, aus Zetsche am Schwarzen Meer, und dem Schreiber Max
igewitz aus Rostow am Don, 20 Jahre alt, ziehen. Für Miete soll ich
) Rubel pro Monat bezahlen, nur ist die Stube bedeutend größer und heizen
kochen können wir, wann wir wollen. Unser Wirt, Stephan Nikolaiwitsch,
ein großes Gehöft, zwei Wohnhäuser, die Schule und große Ställe und
uppen. Außerdem fährt er die Post zweimal in der Woche von Palom oder
gorsk nach hier. Für die im Sommer einige Male von Clobodskoy kommenden
mpfer hat dieser Bauer auch den Passagierbillettverkauf und auch die Fracht-
ladung unter sich; seine Frau, Mariejannejakel, welche schon 15 Kinder ge-
en hat, ist ein furchtbar unsittliches Weib; sie nimmt es nicht mit der Treue
genau; ihr Sohn ist Soldat, dessen Frau wohnt auch hier, 2 Töchter sind in
obodskoy und 2 Töchter und 2 Söhne sind hier im Hause. An Vieh sind
Pferde, 4 Kühe, 3 Schweine, 2 Ziegen vorhanden sowie der treue Hund Kaß-
k. Geschlafen haben wir in unserer Stube, welche vier Fenster hatte, auf der
ladka, da hier wenig Schwaben und Wanzen waren; denn in Friedenszeit war
eser Raum das Wirtshaus. Am 18. November schrieb ich an Fräulein Nadine
ren Brief wegen Geld. Am 21. November war ein kirchlicher Feiertag. Auch
m heute der kranke Weisheit ungebessert aus dem Krankenhaus. Die Zeitungen
richten nur von den schweren Verlusten der Deutschen und Österreicher. Am
). November kam ein Unternehmer einer Lederfabrik aus Wachroschau, um
utsche Arbeiter zu werben. Der Verdienst soll 11 Rubel pro Monat sein
nd Arbeitszeit von 5—6 Uhr mit 1 Stunde Mittagspause. Es ist natür-
ch Militärarbeit und die Leute sollen zu Fuß, fünf Tage, dorthin gehen.
. Dezember gingen 20 Mann dorthin. An Kollege Laugner eine Karte nach
Wologda geschrieben. Am Dienstag und Freitag bekam ich die Rigaer Zei-
ung in deutscher Schrift zum lesen. Am 3. Dezember kamen 40 Deutsche
n Mulino an. Diese Leute wurden im August von den Russen bei ihrem Ein-
all in Ostpreußen gefangen genommen. Die Leute stammten aus Ortelsburg
nd Umgebung, und einige davon waren für den hier herrschenden Frost nicht

Digitized by Google

mit genügender Kleidung versehen. Die Gefangenen erzählen furchtbare Geschichten von den Greueltaten der Kosaken in Ostpreußen. Der Zeitung nach kann die russische Regierung den Frauen, deren Männer im Kriege sind, keine Unterstützung mehr zahlen. Auch sollen Verhandlungen der Mächte geführt werden zwecks Waffenstillstand während der Weihnachtsfeiertage. Die amerikanische Gesandtschaft soll Geld gesandt haben für die deutschen Zivilkriegsgefangenen. Am 6. Dezember erhielt ich einen Talonausweis für die Geldquittung vom Gefängnis. Von den 32,40 Rubel sind 16 Kopeken für Porto abgezogen, 9 Rubel bekommt der Oratnik für Fahrgeld, 22,29 Rubel erhält der Ladeninhaber, ich als Rest 95 Kopeken ausbezahlt. Die Geldanweisung muß vom Oratnik unterzeichnet werden, dann muß ich dem Ladeninhaber die Vollmacht darauf ausstellen und dann erhält er in Clobodsky auf der Post das Geld. Am 14. Dezember zog Herr Architekt Darrstein zu uns. Ich erhielt von Herrn Sturm 3 Rubel, ein paar Fellhandschuhe und einen wollenen Halsschal. Am 24. Dezember, also der deutsche Weihnachtsabend, kamen 150 Rubel von der amerikanischen Botschaft an. Es erhielten von den 40 aus Ostpreußen gekommenen Deutschen 27 Mann je 5,60 Rubel. Ich erhielt nichts, da ich warme Kleidung hatte. An Fräulein Nadine nochmals einen Brief geschrieben. Ich sitze nun hier und bin mit einem Stückchen trockenen Brot zufrieden, daß ich nicht verhungere. Nach Zeitungsberichten sollen die Deutschen etwas vorgehen. Der letzte Tag des Jahres 1914 (deutschen Datums) brachte mir noch eine neue Enttäuschung. Von der amerikanischen Botschaft erhielten die Leute von der letzten Partie pro Mann 8 Rubel. Wir, die wir schon drei Monate im tiefsten Elend hier sitzen, bekamen nichts. Nur unsere Personalien und besondere Kennzeichen wurden wieder aufgenommen und jeder wurde gemessen. 7. Januar. Russische Weihnachten mit 36 Grad Kälte. Von Herrn Reichelt erhalte ich jetzt jeden Sonntag einen Rubel, da ich mit dem Gelde, 10—20 Kopeken pro Tag für Holzeinholen aus dem Walde und zerkleinern, nicht auskomme. 14. Januar 1915. Russisches Neujahr. Weihnachten und Neujahr wird bei den Russen hier nicht besonders gefeiert. Starker Schneefall. Am 23. Januar waren wieder Soldatenaushebungen. 29. Januar. Nachdem ich 3 Rubel von Herrn Reichelt zur Zahlung meiner Miete erhalten habe, mußte ich aus meinem Quartier ausziehen, da mich der Wirt wegen Geldmangel nicht länger wohnen lassen wollte. Drei Tage war ich der Verzweiflung nahe, kein Geld, nichts zu essen und nun ohne Quartier. Dann durfte ich zu Herrn Reichelt hinziehen, welcher die Miete für mich bezahlte und für Essen wollten die Herren Sturm und Müggenburg nach Möglichkeit sorgen. Ich schlafe hier in einem kleinen Zimmer mit dem Bruder des kranken Weisheit im zweiten Stock. Die Wirtin des Hauses ist eine Witwe mit zwei Söhnen und einer Tochter. Die Tochter und ein Sohn sind in Clobodsky auf Realschule, während der jüngere Sohn hier im Dorf zur Schule geht. Außerdem hat die Wirtin ein Dienstmädchen mit einem dreijährigen Sohn. Wir wohnen 7 Deutsche bei dieser Wirtin. 7. Februar. Nach sechsmonatlicher Gefangenschaft endlich das Kopfhaar und den Vollbart scheren lassen; ich sah schon wie ein echt russischer Bauer aus. Mit dem heutigen Tage beginnen die russischen Feiertage, die Maßlanitza (Butterwoche). 14. Februar. Heute ist wieder Jahrmarkt. Fuchspelze 8—10 Rubel, Hermelinfelle 1—1,50 Rubel pro Stück. Heute muß der verwundete russische Offizier aus dem Dorfe mit seinem Burschen in den Krieg zurück. Das

Digitized by Google

ıde der Butterwoche war am 15. Februar, nun müssen die Russen bis Ostern
ten. 18. Februar. Endlich, nach sechsundeinhalbmonatlicher Gefangenschaft
ɔielt ich 8 Rubel vom Isprawnik aus Clobodskoy durch Vermittlung der ameri=
ıischen Botschaft. Diese Gelder werden vom amerikanischen Botschafter in
etrograd an die Gouverneure der verschiedenen Provinzen gesandt. Diese
ranlassen dann die Isprawniks zum Auszahlen der Gelder auf den Dörfern.
ɜ sind genau Listen aufgestellt, der Empfänger muß darauf quittieren. Herr
. . erhielt heute von seinen Eltern aus Hamburg einen Brief, aus dem zu
tnehmen ist, daß in Deutschland alles gut geht und wir bald auf Frieden
arten können. Am 25. Februar erhielt ich einen Brief von Fräulein Nadine.
ieser ist vom 1. Februar; meine Briefe vom 18. November und 24. Dezember
t sie nicht erhalten. Ferner teilt mir Fräulein Nadine mit, daß sie wegen
rankheit nicht mehr bei . . . ist, sondern jetzt bei ihrer Mutter wohnt; sie
ägt an, ob ich Geld brauche, welches sie aber erst dann absendet, sobald
ɜ eine Antwort erhalten hat. Leider kann ich aber jetzt keine Antwort
hreiben, da das Briefschreiben für uns Gefangene verboten ist und Post=
ırten sind jetzt hier nicht erhältlich. Am 2. März einen Brief an Fräulein
adine geschickt. Nach den letzten Zeitungsberichten gehen die deutschen
truppen auf allen Fronten stark vor; die Russen sind jetzt aus Ostpreußen
ausgedrängt. Am 5. März war abends 9 Uhr eine Revolte in unserem Quar=
ier mit den Bauern. Herr . . . unterhielt eine Liebschaft mit einer Russin,
Kati, 19 Jahre alt, aus Moskau, deren Mutter aber hier lebt. Das Mädchen
oll eine dunkle Vergangenheit haben und war jetzt meistens in seinem Quartier.
Schon öfter hatten die Bauern mit uns deshalb Streit anfangen wollen. Nach=
em der Sohn des reichen Holzhändlers Waraksen sich mit noch fünf anderen
tark angetrunken hatte, kamen dieselben mit unserer Wirtin, welche auch voll
war, und verlangten Einlaß in das Zimmer des Herrn . . ., in welchem
ich auch die schöne Kati befand. Nachdem Herr . . . längere Zeit den
Wütenden gegenüber standgehalten hatte, brachen die Bauern plötzlich die
Doppeltür durch und holten das Mädchen heraus. Herr . . . hatte gleich zu
Anfang dieser Sache den Kameraden Weisheit zum Oratnik um Hilfe gebeten.
Dieser kam mit einem Gehilfen gerade in dem Augenblick, als das Mädchen die
teile Treppe hinuntergestoßen wurde. Dann zogen die Bauern ab und das
Mädchen wurde später von den beiden Beamten nach Hause begleitet. Dort
versuchten die Bauern nachts noch einmal das Mädchen herauszuholen und zu
lynchen; sie wurden aber von dem Bruder des Mädchens gehindert. Unsere
Wirtin wird wegen Bierbrauens angezeigt werden, da sie derartige Fälle in
ihrem Rausch schon öfter angezettelt hat. Am 8. März kam der kranke Bruder
unseres Genossen Weisheit zum zweiten Male ungebessert aus dem Kranken=
hause. Es herrschen hier jetzt starke Schneefälle mit zunehmender Kälte. Am
9. März bin ich in ein Vorderzimmer umquartiert, damit der Kranke mit seinem
Bruder in dem wärmeren Zimmer wohnen kann. In meinem Zimmer ist der
55jährige Maurer Dost aus Ortelsburg, welcher am 9. September von den
Russen bei den Schlachten in Ostpreußen gefangen genommen wurde. Die Zei=
tungsberichte lauteten am 11. März sehr günstig für Deutschland. Am Tage
kamen 2 Deutsche aus dem Dorfe Synagoreje 50, westöstlich von uns an der
sibirischen Grenze. Dort befinden sich 10 Deutsche, denen es besonders schlecht

Digitized by Google

geht. Das Dorf liegt mitten im Urwald. Sämtliche Lebensmittel müssen aus dem Innern geholt werden und sind natürlich sehr teuer. Heute kam der österreichische Untertan Herr Winzig mit Frau und Sohn. Mit diesen Leuten war ich damals auf der Etappe Wjatka—Berlekolonitzel zusammen. Durch die furchtbaren Strapazen und Entbehrungen in den Gefängnissen war die Frau sehr krank, so daß sie seinerzeit im Krankenhause aufgenommen wurde. Der Herr kam während dieser Zeit ins Gefängnis. Am 12. März kam ein neuer Polizist, welcher alle hier befindlichen Deutschen, welche gesund sind, notierte; diese sollen 500 Werst fortgeschickt werden zum Chausseebau. 17. März kam vom Gouverneur von Wjatka der vom Zaren bestätigte Erlaß, wonach alle Zivilkriegsgefangenen über 45 oder unter 17 Jahren nach Deutschland oder Österreich über Schweden oder Rumänien entlassen werden. Auch die gänzlich Untauglichen für Heer und Marine, sowie auch die Krüppel können entlassen werden. Hier in Mulino sind 10 Deutsche über 45 und einer unter 17 Jahren; diese sollen aber nicht freigelassen werden, da dieselben während des Krieges von russischen Soldaten in Ostpreußen gefangen genommen wurden. Ich wäre also der einzige, der frei kommen könnte, aber ich habe wenig Hoffnung darauf. 18. März erhielt Herr Sturm 100 Rubel zur Auszahlung an die Ostpreußen. Seit vier Tagen herrschen kolossale Schneestürme, an einigen Stellen liegt der Schnee 2½ Meter hoch. Am 24. März feierte Vater Dost seinen 56. Geburtstag, wobei er von den reichen Deutschen mit allerlei nützlichen Sachen beschenkt wurde. Am 25. März erhielt ich wieder einen Brief von Fräulein Nadine mit einigen Briefmarken. Ich lese die erfreuliche Nachricht, daß sie mir 30 Rubel gesandt hat. In Petrograd macht der Frühling sich schon bemerkbar, nur eine große Teuerung ist dort. Hier im Dorfe sind noch 10 Grad Kälte und an Frühling ist noch lange nicht zu denken. Unter uns Deutschen herrscht hier schon wieder große Not, denn es sind schon über fünf Wochen her, als wir das letzte Geld erhalten haben, welches wir jeden Monat bekommen sollen. Am 28. März einen Brief an Fräulein Nadine gesandt. In Deutschland sind heute Osterfeiertage. 31. März eine Karte nach Deutschland (Berlin) an die Eltern gesandt. Die Tage werden hier schon länger, von 5 Uhr morgens bis ½8 Uhr abends; nachts sind noch 4—6 Grad Kälte. Am 29. März erhielten wir von Herrn Sturm pro Mann 1 Rubel. Am Nachmittag kam der Isprawnik von Clobodskoy mit zwei amerikanischen Komiteemitgliedern. Jeder von uns wurde genau betrachtet und nach seinem Befinden ausgefragt. Ich erhielt 11 Rubel und soll noch Stiefel bekommen; andere erhielten 9—23 Rubel für Lebensunterhalt und Kleidung. Ich soll eine Proscheenie (Bittschrift) an den Gouverneur von Wjatka zwecks Freilassung schreiben; diese soll kostenlos sein. 3. April. Russische Ostern (Paßcha), welche elf Tage dauern. Der Hauptpunkt des Festes ist die Nacht zum Sonntag von 11—1 Uhr. Die Kirche wurde durch Lampen und bengalische Fackeln von Außen beleuchtet und vor derselben wurden um 12 Uhr Raketen und Kanonenschläge abgeschossen. Von weit entfernten Dörfern kamen die Leute hier zur Prozession. In dieser Nacht wird auch das Allerheiligste geöffnet, wo Christus auferstanden sein soll. Eine große Prozession bewegt sich um 12 Uhr aus der Kirche unter Vorantritt der drei Popen mit den Chorsängern und sämtlichen heiligen Reliquien. Nach dem Umzug begeben sich alle Teilnehmer wieder ins Innere, während das angebliche Grab leer ist. Am Nachmittag war bei uns im Quartier großer Kaffeeklatsch, wozu die reichen

Digitized by Google

Herren Kuchen gespendet hatten. 12. April. Nach den Zeitungsberichten soll die Festung Przemysl von den Russen eingenommen sein; es werden überall große Siegesfeiern veranstaltet. Die zweite Kriegsanleihe in Deutschland soll mit drei Milliarden Überschuß gezeichnet sein, was von russischen Zeitungen als Schwindel erklärt wird. Die russische Anleihe ist sehr flau; von den Bauern hört man, daß der Krieg nicht mehr lange dauern kann, denn in allen großen Städten sollen kolossale Teuerungen eintreten. Am russischen 1. April (14.) mußten sämtliche Deutsche um 6 Uhr morgens zur Proleenie kommen. Nachdem wir zwei Stunden vergeblich gewartet hatten, stellte sich heraus, daß man uns in den April geschickt hatte. Am Nachmittag kam der Polizist und brachte meine Proscheenie, ich soll nach Palom zur ärztlichen Untersuchung. Am anderen Morgen fuhr ich um 5 Uhr im Schlitten ab. Die Fahrt war sehr schlecht, der Schnee war lose oder so aufgetaut, daß man den ganzen Weg im Schlitten stehen mußte, denn sehr oft war der Korb voll Wasser und das Pferd ging zur Hälfte im Morast. Nach 4½stündiger Fahrt gelangte ich in Palom an, wo ich bei der Familie . . . freundlich aufgenommen wurde. Mit Herrn Scheunert, als Dolmetscher, ging ich zum Pristaf; dieser ließ sich nicht sprechen, ein Schreiber erledigte meine Angelegenheit. Auf meiner Bittschrift mußte ich noch hinzufügen, daß die Feldscherin im Krankenhause keine Atteste ausstellen darf und ich daher kein Attest beifügen kann. Dann wurde mir folgendes Schriftstück vorgelesen und später mußte ich dasselbe unterschreiben. „Der deutsche Untertan Bruno Julius Lachmann erklärt sich hiermit bereit, nach Erlaubnis zur Rückreise über Petrograd, Finnland, Schweden, Rußland zu verlassen und den Anordnungen und Verhaltungsmaßregeln bei der Rückfahrt Folge zu leisten." Nachdem dieses erledigt war, begab ich mich wieder zur Familie . . ., wo noch fünf andere deutsche Herren zu Mittag aßen, wozu ich freundlichst eingeladen wurde. Um ½3 Uhr fuhr ich wieder nach meinem Dorfe Mulino, wo ich abends ½8 Uhr ankam. Die Fahrt kostete 2,50 Rubel. Am 28. April starb morgens um 5 Uhr unser 24jähriger Kamerad Karl Weisheit an den Folgen der Schwindsucht, welche er sich angeblich durch die erlittenen Strapazen im Gefängnisse sowie auf dem Marsch hierher zugezogen hatte. Zweimal war er, auf ernstliches Verlangen unsererseits, im Krankenhaus in Palom gewesen, wo er aber immer nach kurzer Zeit, ohne daß ihm Linderung seines Leidens gewährt wurde, entlassen war; eine Folge der primitiven Verhältnisse im Krankenhaus. Während der Vater des Herrn in der Stadt Wjatka interniert war, befand ein Bruder sich in Wachroschau in der Lederfabrik. Während der ganzen Zeit hier in Mulino wurde der Kranke von seinem Bruder in aufopfernder Weise gepflegt, trotzdem dieser selbst die größten Entbehrungen durchkostete. Die letzten drei Tage des Kranken waren furchtbar mit anzusehen. Während er meist ohne Besinnung lag und stark phantasierte, konnte ihm keiner helfen. Am 29. April, mittags 1 Uhr, wurden die sterblichen Überreste nach dem Dorfkirchhofe zur letzten Ruhe in Feindesland gebracht. Aus Mitteln der reichen Deutschen wurde ein rohgezimmerter Holzsarg beschafft, welchen wir dann mit schwarzem Stoff und selbstgemachten Kränzen aus Tannengrün schmückten. In Begleitung des russischen Popen und eines Kirchensängers wurde der Sarg von sechs Deutschen nach dem Kirchhof getragen. Während des Ganges, wobei ich ein großes hölzernes Kirchenkreuz vorantragen mußte, sangen die beiden kirchlichen Diener das hier übliche Bittgebet des Toten. An der Gruft, welche auch von Deutschen

Digitized by Google

gegraben und mit Tannenzweigen ausgeschmückt war, sprach Herr Darrstein, nach einem von uns gesungenen Kirchenlied, einige rührende Worte dem Entschlafenen. Nach einem gemeinsamen Vaterunser wurde das Grab zugeschüttet. Außer verschiedenen neugierigen Russen folgten, außer dem Oratnik, sämtliche hier in Mulino sowie in den umliegenden Dörfern befindlichen Deutschen. Später wurde ein stabiler Holzzaun um die Grabstelle aufgestellt und der Hügel mit Moos belegt. Natürlich wurde dieser Zaun auch von Deutschen angefertigt, wozu wieder die bemittelten Herren das nötige Geld gaben. Hier in Mulino hatten wir mit der Polizei und der Kirchenbehörde keine Scherereі betreffs der Beerdigung; aber in Palom, Nagarsk usw. weigerten sich die Polizei sowie auch die Popen, einen deutschen Untertanen auf ihren geheiligten Kirchhof zu lassen. An Frl. Nadine wieder einen Brief geschrieben. Sieben Monate sitzen wir nun schon in diesem elenden und verlausten Nest und an Frieden ist, nach den russischen Zeitungen zu urteilen, noch lange nicht zu denken. 5. Mai. Heute am Tage des Geburtstages meines Vaters allerlei Heimatsgefühle. Am Nachmittag kam die Geldkommission und ich bekam 11 Rubel für Lebensunterhalt und 7 Rubel für Stiefel. Alle gesunden Deutschen sollen nach der Stadt Wjatka zum Bahndammbau gehen!!! Ich komme nicht mit, da ich die Bittschrift eingereicht habe. Am anderen Tage erhielt ich von Fräulein Nadine einen Brief, worin die erfreuliche Mitteilung ist, daß sie mir wieder 30 Rubel sendet. (Bis jetzt habe ich das vorhergesandte Geld nicht erhalten.) Ferner teilt sie mir mit, daß ihr Bruder in Deutschland gefangen ist. Am 8. Mai gab Herr Sturm, anläßlich seines 22. Geburtstages, einen Kaffeeklatsch. Das Wetter ist hier jetzt gut; wir haben sogar schon Maikäfer gefangen. An Fräulein Nadine Antwort geschrieben. Am 12. Mai, 11 Uhr vormittags, kam der Straßnik mit dem Bescheid, ich soll sofort meine Sachen packen und nach Palom zum Pristaf fahren. Nachdem ich mir mein Russenhemd, welches mir die Frau Oratnik gemacht hatte, geholt und noch Gummischuhe für 2,80 Rubel gekauft hatte, machte ich mich zur Abreise bereit. Von Herrn Sturm erhielt ich 10 Rubel Reisegeld. Der Abschied war nicht leicht; alle Freunde und Kameraden mußten in diesem Elend zurückbleiben, ohne Hoffnung, ob auch ihnen der Tag der Erlösung aus dieser Verbannung bevorstehe. Fuhrwerke waren wegen des Hochwassers nicht zu haben und der Dampfer kam erst nach zwei Tagen. Ich ließ mich nun von den Herren Sengewitz und Koppel nach Nagorsk im Boot rudern und dort mietete ich ein anderes für 3 Rubel, um nach Palom zu kommen, wo ich bei strömendem Regen um 6 Uhr anlangte. Nachdem ich mich beim Pristaf gemeldet hatte, wurde ich bei den Herren . . . freundlich aufgenommen. Dort übernachtete ich und wurde aufs freundlichste bewirtet. Am 14. Mai erhielt ich von der deutschen Armenkommission, den Herren Ritter, Fuchs und Müller, 5 Rubel. Um 11 Uhr mußte ich auf die Polizei, wo sich noch 9 Herren aus den umliegenden Dörfern eingefunden hatten; dort erhielten wir den Ausweisschein zur Fahrt nach Clobodskoy. Zu Mittag war ich bei Familie . . . eingeladen. Da der Dampfer nicht kam und wir am anderen Tage, 12 Uhr mittags, zur Untersuchung sein mußten, mieteten immer zwei Mann einen Wagen für 6 Rubel pro Person. Um 3 Uhr fuhren wir 10 Herren bei herrlichem Wetter von Palom ab und gelangten um ½9 Uhr im Kirchdorfe Probe an. Ich fuhr mit einem Herrn Lommel und übernachtete mit noch zwei Herren und dem Kutscher bei einem Bauern. Nachdem wir

Digitized by Google

Tee hatten geben lassen, legten wir uns um ½12 Uhr auf der Erde nieder, wir aber nach einer Stunde gezwungen waren, wegen Schwaben und ızen wieder aufzustehen. Bis 2 Uhr gingen wir dann im Dorfe herum, dann nen wir Tee und Brot zu uns und um 3 Uhr morgens am 15. Mai fuhren weiter. Für Nachtlager und Teewasser bezahlte jeder 25 Kopeken. Um Uhr kamen wir an den Fluß Wjatka, gegenüber der Stadt Clobodskoy; ließen wir uns von der Fähre übersetzen. Drüben angekommen, begaben uns zur Polizei, wo uns mitgeteilt wurde, wir sollen um 12 Uhr wiederkommen und uns einstweilen ein Quartier suchen. Ich mietete mit 3 Herren leeres Zimmer in einem Privatlogis, wo pro Mann 10 Kopeken für Schlafen der Erde ohne Decken usw. bezahlen mußte. Für Teewasser mußte jeder Kopeken entrichten. Am Mittag wurden wir auf der Polizei, wo sich ungefähr 50 Mann eingefunden hatten, zum Abend um 7 Uhr hinbestellt. Die ärztliche Untersuchung wurde von einem russischen Arzt, dem Isprawnik und einem ungenen deutschen Arzt vorgenommen. Von den anwesenden Deutschen rden nur 12 Herren für frei erklärt, wozu ich auch gehörte. Am 4. Mai sollten Deutschen morgens 8 Uhr zur Polizei kommen. Die für frei erklärten utschen mußten 5 Rubel für das Rote Kreuz und 50 Kopeken für den Paß der russischen Hauptbank einzahlen. Ich erhielt von Herrn Rieß die 0 Rubel. Nun sollten alle Anwesenden wieder nach ihren früheren Dörfern rückfahren. Herr Lommel, welcher auch wegen schlechter Augen freikommen lte, und wir baten nun den Beamten, uns nach der Stadt Wjatka hinlassen, da wir dort auf unserem Beruf Arbeit finden könnten. Nach längerem reden erhielten wir unseren Passierschein nach Wjatka. Die anderen Herren hren nun wieder nach ihren ehemaligen Dörfern zurück. Am 18. Mai fuhren r beide mit dem Dampfer (1,20 Rubel) um 9 Uhr ab und kamen nachmittags Uhr in Wjatka an. Nachdem wir unser Gepäck zur Aufbewahrung abgegeben tten, gingen wir zur Wohnung des Komiteemitgliedes Herrn Schlichting. uf dessen Rat gingen wir zur Polizei zwecks Anmeldung, wo wir bis ½9 Uhr arten mußten. Da wir kein Quartier gefunden hatten, gingen wir zu dem errn zurück. Dieser gab uns einen Brief an Herrn Holzmüller und zeichnete ns den Weg dorthin auf. Dieser Herr Holzmüller brachte uns um ½11 Uhr achts nach einem Massenquartier, welches das Komitee für arme Deutsche eingerichtet hatte. Es war nicht mit anzusehen, wie man hier die Ärmsten in die ıgen, dumpfigen, voll Ungeziefer wimmelnden Räume eingezwängt hatte. Ich onnte kein Auge zumachen. Am anderen Morgen, 19. Mai, gingen wir wieder u Herrn Schlichting und teilten ihm mit, daß wir in diesen schweinemäßigen Räumen nicht bleiben. Der Herr ging mit uns zur Polizei, dann suchten wir eide ein kleines Zimmer, welches wir in der Moroßowskaja uliza, Haus Maremina, Quartier Tschuwaschewa, für 4,50 Rubel pro Mann mieteten. Das Zimmer war klein, aber frei von Ungeziefer; es befand sich eine eiserne Bettstelle, ein Tisch und zwei Stühle darinnen. Es war ein zweistöckiges Steinhaus, die Zimmerausſicht war nach der Straße. In diesem Hause wohnten noch zwei Deutsche, die Herren Hering und Dietze. Wir holten unser Gepäck (55 Kopeken) nach der Wohnung. Am anderen Tag, 20. Mai, gingen wir zur Komiteesitzung, welche Montag, Donnerstag und Sonnabend in der Gouverneurskanzlei stattfindet. Von Herrn Holzmüller erhielten wir einige Adressen von Firmen, welche Deutsche beschäftigen. Am Nachmittag ½2 Uhr fing ich als

Digitized by Google

Hilfsmonteur für elektrische Lichtanlagen bei dem Unternehmer Tichanow in der Spaßkaja uliza an. Ich wurde nach einer ehemaligen Villa von Bulitschewa in der Nikalaewskaja uliza hingeschickt. Diese Villa hat der Besitzer der Stadt geschenkt und wurde dieselbe in ein Invaliden- und Waisenhaus umgebaut und mit dem neuesten Komfort ausgestattet. Arbeitszeit war von 7 bis 12 und ½2 bis ½7 Uhr; Stundenlohn 8 Kopeken, Überstunden 10 Kopeken. Am 22. Mai erhielt ich 2,40 Rubel. Russische Pfingsten am 23. Mai. Die Stadt Wjatka besitzt 40 Kirchen, 1 Theater, 3 Kinos, 1 Zeltzirkus, 2 Konzertgärten und 2 Gefängnisse. Am 25. Mai traf ich auf der Arbeitsstelle Herrn W. Volk, mit welchem ich seinerzeit im Gefängnis in Petersburg war und in Ketten transportiert wurde, welcher hier auch als Schlosser arbeitet. Auf diesem Bau arbeiten meistens Deutsche. Täglich kommt der Gouverneur und besichtigt den Fortgang der Arbeiten. Am 30. Mai war für uns die Arbeit fertig, ich erhielt für 60 Stunden und Überstunden 6,50 Rubel. 31. Mai traf ich Fräulein Kathi, welche in Mulino längere Zeit mit dem deutschen Herrn zusammen lebte. An Fräulein Nadine und an meine Eltern nach Deutschland eine Karte geschrieben. Am 1. Juni erhielt ich als Schlosser in einer elektrischen Werkstatt neue Stellung und zwar bei Suworow. Arbeitszeit von 6—5 Uhr, eine Stunde Mittag. Verdienst: Stunde 10 Kopeken. Am 5. Juni ließ ich mir vom Arbeitgeber eine Bescheinigung ausstellen, daß ich bei ihm in Stellung bin. Als ich abends um 6 Uhr damit zur Polizei kam, wurde mir rundweg erklärt, ich soll unten am Fluß Holz sägen oder ich muß wieder zurück nach Mulino. Auf meine Erwiderung, daß ich doch Arbeit auf meinem Beruf habe und derartige Arbeit nicht verrichten kann, wurde gleich der Abfahrtsschein ausgestellt. Endlich um 9 Uhr wurde mir erlaubt, am folgenden Tag, mittags 11 Uhr, meinen Schein abzuholen. Nach schlafloser Nacht ging ich am anderen Morgen zu Herrn Schlichting, welcher mir eine Bittschrift an den Polizei-Naseratel mitgab. Als ich mittags zur Polizei kam, erhielt ich die Mitteilung, es ließe sich jetzt nichts mehr ändern, denn der Schein sei schon vom Polizeimeister unterschrieben. Ich erhielt die Erlaubnis, noch zwei Tage hier zu bleiben, um beim Gouverneur eine Bittschrift einzureichen. Dieses besorgten dann die Herren vom Komitee. Bis zum 14. Juni sollen 500 Deutsche aus der Stadt verschickt werden; sind aber nur Leute, welche auf Unterstützung vom Komitee angewiesen sind oder aber auch solche, welche Arbeit haben. Am 7. Juni mußte ich vormittags zum Komitee, wo ich nach der Polizei auf nachmittags 2 Uhr bestellt wurde. Von dort wurde ich abends 7 Uhr wieder zum Komitee beordert. Als ich am folgenden Tage mittags nach Hause kam, teilte mir meine Wirtin mit, daß ein Polizist da war, um mich abzuholen, sobald ich noch in Wjatka bin. Natürlich ging ich gleich zum Komitee, wo Herr Rackwitz mit mir zur Polizei ging und mit dem Polizeimeister meine Angelegenheiten ordnete. Mein Ausfahrtschein wurde mir abgenommen und ich durfte in der Stadt bleiben. Zweimal wöchentlich mußte ich mich bei der Polizei melden zwecks Kontrolle. Am Sonnabend, 13. Juni, erhielt ich für 98 Arbeitsstunden 9,80 Rubel. Am 24. Juni erhielt ich vom Komitee 8 Rubel. 1. Juli gab ich die Arbeit auf, wegen Schmerzen der Wirbelsäule und erhielt für 30 Stunden 3 Rubel. Wöchentlich dreimal muß ich zum Komitee, um Nachricht zu erhalten, wie weit meine Papiere zur Abreise sind. Bis zum 8. Juli mußte ich drei Photographien von mir anfertigen lassen, welche 1,75 Rubel kosteten. Am 10. Juli erhielt ich 3 Rubel vom Komitee, da der Paß noch nicht

Digitized by Google

fertig war. Da am 15. Juli der Paß noch nicht fertig war, erhielt ich wiederum 7 Rubel für Miete und Unterhalt. Am 17. Juli erhielt ich die Auskunft, daß über Petrograd und Schweden niemand fahren darf und mein Paß zur Überfahrt durch Rumänien geändert werden muß. Auch am 19. Juli erhielt ich 3 Rubel. Endlich am 26. Juli war mein Paß fertig, nur muß ich noch warten, bis eine Etappe fertig ist, da von jetzt ab keine Deutschen mehr allein fahren sollen. Auch erhielt ich wieder 5 Rubel. Mein Zimmerkollege Herr Emil Lommel erhielt den Bescheid, daß seine Ausfahrt nicht gestattet wird, da er nach Ansicht der russischen Ärzte militärtauglich ist, trotzdem der Herr auf einem Auge völlig blind ist und das andere nur eine schwache Sehkraft besitzt. Auch schrieb ich an meine Eltern wieder eine Karte nach Berlin. Endlich am Sonnabend, 31. Juli, erhielt ich die Erlaubnis, das heilige russische Reich über Rumänien zu verlassen. Vom Komitee erhielt ich 30 Rubel Fahrgeld und außerdem sollte ich zwei ältere Deutsche, welche auch nach der Heimat fuhren und früher von den Russen in Ostpreußen gefangen genommen waren, mit Rat und Hilfe unterstützen. Am Mittag erhielt ich auf der Polizei meinen Ausweisschein; von Herrn Dr. Matouch habe ich mir 10 Rubel geliehen. Abends 8 Uhr fuhr ich mittels Droschke zum Bahnhof, wo das Billett bis zum Grenzübergangspunkt Ungeni 20,35 Rubel kostete. Um 12 Uhr fuhr ich mit den beiden Herren nach Moskau, wo wir am 2. August, vormittags 10 Uhr, gut ankamen. Die Fahrt ging über Wologda und war sehr langweilig. Vom Bahnhof in Moskau fuhren wir mittels Droschke zum amerikanischen Konsulat, wo unser Paß ausgestellt wurde und mit diesem mußten wir zum rumänischen Konsul, wo derselbe visiert wurde. Am Nachmittag mußten wir nochmals zum amerikanischen Konsul, wo jeder von uns 35 Rubel erhielt. Um 6 Uhr befanden wir uns auf dem Bransky-Bahnhof, wo wir uns erst Platzkarten besorgen mußten. Da dieselben angeblich an der Kasse ausverkauft waren, ließen wir uns von einem Gepäckträger für hohes Aufgeld welche besorgen, wofür wir dann statt 90 Kopeken 4 Rubel bezahlen mußten. Um 8 Uhr fuhr der Zug ab und am 21. Juli, abends 7 Uhr, waren wir in Kiew. Hier mußten wir uns wieder Platzkarten besorgen lassen für 3 Rubel pro Stück. Um 12 Uhr 40 Minuten nachts fuhren wir weiter nach Rasdelnaja und kamen am 4. August, abends ½7 Uhr, dort an. Schon um ½9 Uhr fuhren wir bis Russisch-Ungeni weiter, wo wir am 5. August, morgens 6 Uhr, wohlbehalten eintrafen. Hier hatten sich 26 Deutsche zur Ausfahrt eingefunden. Um 10 Uhr gaben wir unsere Pässe dem Polizeibeamten. Vom Bahnhof, welcher mit Soldaten umstellt war, durften wir nicht herunter. Um 3 Uhr wurden unsere Gepäckstücke von Zollbeamten revidiert, dann bekamen wir unsere Pässe mit der Photographie wieder. Um ½5 Uhr durften wir in einen Extrawagen der rumänischen Eisenbahn, welcher auf der anderen Seite des Bahnhofes stand, einsteigen und nun fuhren wir ungefähr zehn Minuten bis zur Pruthbrücke, die richtige Grenze zwischen Rußland und Rumänien. Die Übergangsfahrt kostete 22 Kopeken. Eine unbeschreibliche Freude bemächtigte alle ehemaligen Gefangenen, als wir rumänischen Boden unter uns hatten!!! In demselben Wagen fuhren wir bis Fassy, wofür jeder 1,30 Franken bezahlen mußte. Bewacht wurden wir von rumänischen Gendarmeriebeamten. In Fassy kamen wir um 7 Uhr abends an, mußten in einen anderen Wagen übersiedeln und jeder 7,50 Rubel bis Palanka bezahlen. Außerdem noch 1 Franken bis Ghrmisch. Von Fassy fuhren wir um 9 Uhr abends ab und gelangten am anderen Morgen

Digitized by Google

9 Uhr, 6. August, in Gyrmisch an. Hier erhielt jeder von uns 3 Kronen vom deutschen Hilfskomitee. Auch war von hier ab die Fahrt frei, denn wir waren in Ungarn. Um 11 Uhr fuhren wir in ungarischen Wagen nach Madefallwa und kamen um 2 Uhr nachmittags vergnügt und in guter Stimmung dort an. Nachdem wir das erstemal wieder anständig Mittag gegessen hatten für 2,50 Kronen, fuhren wir um ½6 Uhr nach Kronstadt (Brassó), wo wir um ½10 Uhr vom deutschen Komitee aufs freundlichste empfangen wurden. Im Wartesaal bewirteten uns Damen mit Kaffee und Butterbrötchen; nach dem konnten wir uns auf den Ruhebänken hinlegen. Nachdem wir sehr gut übernachtet hatten, bekamen wir am Sonnabend, 7. August, morgens 6 Uhr, von den Komiteedamen Kaffee und Butterbrötchen und fuhren um $^3/_4$7 Uhr von dort ab. Um 10 Uhr wurde uns Kaffee und Brot im Wagen gereicht, ebenfalls um 12 Uhr Goulasch mit Reis, und am abend 7 Uhr Speck, Brot und Kaffee. Die Nacht schliefen wir im Wagen während der Fahrt sehr gut. Am Sonntag, 8. August, früh ½9 Uhr, waren wir in Budapest, wo wir im Wartesaal mit Kaffee und Zwieback und am Mittag mit Reissuppe und Kalbsbraten mit Weißkohl bewirtet wurden. Auch hier waren die Damen sowie die Herren vom Komitee sehr zuvorkommend. Um ½1 Uhr fuhren wir weiter nach Wien, wo der Zug abends 8 Uhr eintraf. Dort führten uns wieder Komiteemitglieder nach einigen Wagen erster und zweiter Klasse, wo immer zwei Personen ein Kupee angewiesen bekamen. Dann brachten uns die Damen einen halben Liter Bier, Suppe, Schmorbraten mit Bratkartoffeln, eine Knackwurst mit Brot und Tee. Außerdem erhielten wir jeder 6 Kronen. Nachts schliefen wir natürlich auf den weichen Polstern wie im Paradies. Nachdem wir am Montag, 9. August, morgens, mit Kaffee, Brot und Wurst bewirtet waren, fuhren wir um 8 Uhr 20 Minuten über Brünn nach Prag, wo wir um ½8 Uhr ankamen und wieder mit Suppe, gekochten Eiern und Brot bewirtet wurden. Um 8 Uhr 20 Minuten fuhren wir weiter über Aussig (11 Uhr 15 Minuten), Bodenbach (12 Uhr 15 Minuten) nach Tetschen (12 Uhr 40 Minuten nachts). Dort wurden wir von deutschen Soldaten in eine Holzbaracke gebracht, wo wir übernachteten. Am Dienstag, 10. August, wurden wir ärztlich untersucht wegen Krankheit und Ungeziefer, dann wurde unser Gepäck von Zollbeamten revidiert und um 8 Uhr 45 Minuten fuhren wir nach Dresden, wo wir mittags 1 Uhr eintrafen. Hier wurden wir mit Brot und Kaffee bewirtet und später erhielten wir von den Komiteedamen Kleidungsstücke. Ich erhielt einen steifen Hut, ein Hemd, ein Paar Hosenträger und zwei Taschentücher. Vom Militärkommando wurden unsere Papiere, Paß usw. nachgesehen. Dann erhielten diejenigen, welche bis Berlin fuhren, einen deutschen Freifahrtschein bis Berlin. Um 2 Uhr fuhren wir ab und gelangten um 5 Uhr in Berlin auf dem Anhalterbahnhof an. Die Reise durch Rumänien, Ungarn, Österreich bis Berlin war sehr interessant und man bekam wunderbare Landschaften zu sehen. Auch über die herzliche Aufopferung der deutschen Komiteemitglieder, Damen sowie Herren, kann man sich nur des größten Lobes aussprechen. Abends 6 Uhr gelangte ich unangemeldet bei meinen Eltern an, wo die Freude natürlich sehr groß war. Von den vielen Karten, welche ich während der einjährigen Gefangenschaft an meine Eltern geschrieben hatte, ist nur e i n e Karte in ihre Hände gelangt. Später habe ich mich mit den Angehörigen der noch in Rußland gefangenen Deutschen in Verbindung gesetzt und dadurch erhielten verschiedene Leute die erste Nachricht von ihren in Gefangenschaft geratenen Angehörigen.

Zur Erläuterung seiner Befreiung bemerken wir, daß Herr Lachmann infolge eines Betriebsunfalls Invalide ist.

Digitized by Google

Betrachtungen nach der Heimkehr aus russischer Kriegsgefangenschaft[1]).

Von Lic. Ernst Moering in Breslau.

Was ich in den elf Monaten russischer Gefangenschaft durchmachte in Gefängnis und Viehwagen, am Baltischen wie am Kaspischen Meer, in den Ostseeprovinzen wie in der Kirgisensteppe, habe ich in einer selbständigen Schrift niedergelegt unter dem Titel: „Mit verschleppten Ostpreußen an der Mündung der Wolga". Nicht will ich mich hier wiederholen. Ich möchte weniger die Erlebnisse selbst schildern, als den Ertrag ziehen aus den durchlebten Tatsachen. Ich freue mich nämlich über die Vorbemerkung der Schriftleitung im Hefte „Friedensziele" zu Dr. Kühls Aufsatz „Zwölf Monate in russischer Gefangenschaft". Dort spricht die Redaktion von der ungeschriebenen Überschrift über alle Aufsätze, die sie von Heimgekehrten brachte: „Was wir nicht vergessen dürfen". Ganz stimme ich vor allem dem Satz zu: „Das deutsche Volk muß wissen, was seine Volksgenossen während des Krieges erlitten und wie sich die anderen Völker gegen uns benommen haben, um sich für die Zukunft danach einzurichten". Und ich glaube, ganz im Geist der Redaktion diesen Satz dahin zu interpretieren: Diese Berichte sollen nicht die Leidenschaften in uns aufstacheln, in uns keinen Haß erwecken (oder gar wie der Russen tagtägliche Berichte von den Greueltaten der Deutschen an russischen Gefangenen, die sie sogar durch Bilder stützen, unseren Kampfesmut anfachen), sondern sollen von uns zur Kenntnis genommen werden so ruhig und sachlich, wie der Gelehrte seinen Stoff untersucht — allerdings auch mit der Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit wie er: ohne Vertuschung wie ohne Aufbauschung, ohne Erbitterung wie ohne Liebedienerei.

Was wir zu tun haben, wird Sache der Friedensverhandlungen sein. Wie sie aber auch geführt werden, — auf vorhandene Tatsachen werden sie sich zu gründen haben. Es gibt jedoch immer noch Leute, die die Welt so ansehen, wie sie sie haben wollen, die sich wunder wie weise dünken und aufgeklärt, und dabei den ersten Grundsatz wissenschaftlicher Arbeit vergessen: gewissenhafte und möglichst vorurteilsfreie Prüfung a l l e r in Betracht kommenden Tatsachen. So und so viele wollen aber die Wirklichkeit nach ihren Dogmen modeln, so und so viele sehen nur ihre Privatinteressen, vor allem die Interessen ihres Geldbeutels, denn ihre Ichsucht macht sie kurzsichtig. Ich weiß nicht, wie sich in den in Frage kommenden Kreisen Deutschlands unser zukünftiges Verhältnis zu Rußland ausmalt. Ich kenne aber genug und abergenug Gefangene, die die Beziehungen Deutschlands und Rußlands so konstruierten, wie es für sie am besten sein würde, und die aus solchen Theorien heraus recht verkehrt handelten. So weiß ich von einer Reihe deutscher Zivilgefangener, die nach Deutschland hätten zurückkehren können, da sie über fünfundvierzig Jahre alt waren, aber in Rußland in elenden Verbannungsorten blieben, weil sie glaubten, sie würden in Rußland nach dem Kriege leichter ihre Geschäfte wieder aufnehmen können, wenn sie nicht nach Deutschland gegangen wären und sich nicht dadurch verdächtig gemacht hätten.

Und all das, was wir sahen an undeutscher Gesinnung bei einer Reihe deutscher Gefangener (ich spreche natürlich von Zivilgefangenen), erklärt sich aus

[1]) (Abdruck in Tageszeitungen auch auszugsweise nicht gestattet. Die Red.)

Digitized by Google

diesem Gedanken heraus: nur recht freundlich mit Rußland getan, dann behandelt uns Rußland auch später gut. Deshalb lobte man, wo man nur konnte, unsere Behandlung von seiten der Russen, immer mit einem malitiösen Blinzeln: wenn nur Deutschland seinen russischen Gefangenen auch so Gutes zuteil werden läßt. Kamen Verschärfungen, kamen Schikanen, wurden sie Deutschland in die Schuhe geschoben: Deutschland habe mit Bedrückungen begonnen. Mitunter waren diese Patrioten still. Aber trat im Kampf eine Pause ein, spitzten sie die Ohren wie die Feinde: Deutschland geht der Atem aus. Kam gar ein Erfolg der Entente, trugen sie ihre Freude offen zur Schau. Was unsere Gegner jetzt noch aufrecht erhält: das scheinbar so plausible Rechenexempel der Überlegenheit des Vierverbandes, täuschte sie ebenfalls. Es war ebenso interessant wie traurig zu beobachten.

Solche Gesinnung ist nun nicht zu verwundern bei Deutschen, die Deutschland niemals oder nur kurze Zeit gesehen haben. Sie hatte aber einen viel weiterreichenderen Grund als Unkenntnis deutscher Verhältnisse, als Zusammenhangslosigkeit mit deutschem Geist. Diese Gesinnung hatte wirtschaftliche Gründe. Und so ekelhaft auch die undeutsche Gesinnung deutscher Gefangener war, man darf nicht ungerecht sein: es ist keine Kleinigkeit, wenn die gesamte Existenz vernichtet ist, die ganze Lebensarbeit zerstört und man neu anfangen muß. Wo sollte man später neu anfangen? Vertraut war den Leuten nur Rußland. Kein Wunder, daß sie sich an ihre neue Heimat klammerten. Daß sie in Deutschland nicht mit fortkönnten, in dem viel schärferen Konkurrenzkampf, in dem Wettbewerb der Qualitätsarbeit, war ihnen klar. Wozu noch trat, daß viele Deutsche in Rußland eine weit über ihre Bildung hinausgehende Stellung hatten: der Schüler von Mitweida oder Cöthen wird in Riga Oberingenieur, in Moskau Betriebschef. Gerade diese Leute aber wollen nicht in subalterne Stellungen zurück, wenige auch nur haben solche Tatkraft und Gelassenheit wie unser Klempnermeister, der trotz dem Verlust von 80 000 Rubeln mutig erklärte: „Habe ich vor elf Jahren mit 500 Rubeln Schulden angefangen, kann ich auch jetzt nochmal von vorne beginnen". Manche waren so entsetzt, als der Krieg ausbrach und ihre stillen Kreise störte, daß sie Deutschland die Schuld beimaßen, russische Untertanen werden wollten, russischen Patriotismus betätigten — was ihnen erfreulicherweise allerdings alles nichts half. Trotzdem jedoch ließen sie nicht ab von ihrem Gebaren, erklärten es für eine Schande, deutsch zu sprechen und sich dem Verbot zu widersetzen, grüßten ehrerbietig Kreischef und Pristaws, sympathisierten mit Russen und gingen an den hungernden Ostpreußen wie an Fremden vorüber. Das alles aus Spekulation: einst wird unser Verhalten Früchte tragen. Dann können wir unsere unterbrochene Arbeit wieder beginnen.

Arme Teufel! Sie waren uns ekelhaft, und wir mußten sie doch noch wegen ihrer Dummheit bedauern. Sie konnten oder wollten nicht sehen, wie die Russen geradezu ein fanatischer Haß gegen alles Deutsche erfüllte. Sie erkannten nicht, daß der Grund für die Popularität des Krieges gegen Deutschland seinen Grund hatte in dem Krieg gegen das Deutschtum. Selbst wenn wir alles, alles vergessen wollten und tun, als wäre nichts geschehen: Rußland wird seine Handlungsweise fortsetzen, wird nicht eher ruhen, als bis es alles Deutsche vernichtet hat, bis es allen deutschen Einfluß von sich abgewiesen. Man kann das dem Russen auch nicht verdenken. Denn wer russisches Wesen erfühlt hat, weiß, daß es keine größeren Gegensätze gibt als Russentum und Deutschtum, daß sich beide befehden

Digitized by Google

ssen, je mehr sie zum Bewußtsein ihrer selbst kommen. Denn wenn auf Grund ser Gegensätzlichkeit in der Theorie sehr wohl eine Befruchtung und Bereiche- ıg beider Wesensarten zu denken ist durch ein gemeinsames Zusammenleben, ist es doch in der Praxis so, daß der Russe das Deutsche als Umklammerung, :rgewaltigung, Abschließung empfindet, während der Deutsche in Gemeinschaft t dem Russen entweder die Festigkeit seiner Struktur verliert oder sich so ihm zenüber überlegen fühlt, daß erst recht kein Gewinn für beide herausspringt. In der Theorie läßt sich sehr schön sagen: russische Eleganz und deutscher ıusfrauenfleiß geben einen vollendeten Typus der Frau, oder: deutscher Ar- itsfleiß und russische Fähigkeit zum Genuß geben den Idealmenschen, der :der Arbeitsmaschine noch Genußmensch ist; oder: russische Ehrfurcht und deut- ıer Wille geben eine ideale Frömmigkeit. Aber man kann nicht deutsche und ssische Eigenschaften addieren oder subtrahieren oder dividieren oder sonst :lche Rechenexempel mit ihnen machen: handelt es sich doch bei beiden um völlig rschiedene Größen. Unmöglich, sie irgendwie zu vereinen!

Um keinen Preis der Welt möchte ich ein Russe sein. Aber ich gestehe, daß ich :üben eine ganze Reihe sehr sympathischer Züge finde. Darum unterlasse ich . das Ganze der einen Wesensart gegen das Ganze der anderen auszuspielen. s handelt sich hier auch gar nicht um Bewertung, sondern nur um Erkenntnis :r Verschiedenheit. Möchten meinethalb die neuen englischen Erkenntnisse von :r Überlegenheit des Russen über uns Deutsche noch so wahr sein, deswegen :eibt doch bestehen, daß Deutsche und Russen Gegensätze sein und bleiben wer- :n, denn sie haben eine verschiedene Struktur des Geistes.

Ich kannte früher den Russen nur als landwirtschaftlichen Arbeiter. Damals schien mir kein Unterschied zwischen ihnen und unseren Landarbeitern hin- chtlich der Qualität ihrer Arbeit und hinsichtlich des Rhythmus. Ich be- ıunderte die starken gesunden Gestalten. Heute sehe ich doch tiefer. Der Russe rbeitet treu und unermüdlich. Aber ich habe keinen gefunden, dem die Arbeit ine Lust war, ein Bedürfnis, eine innere Notwendigkeit. Man arbeitet, weil ıan muß, und man arbeitet dann wie ein eingespanntes Pferd. Es fehlt aber ie frohe Bewältigung des Lebens; es fehlt der freie Drang zum Schaffen. Nan arbeitet, weil man sein Leben fristen muß — hätte man's nicht nötig, man vürde nicht arbeiten. Und so wie man es sich leisten kann, mindert man das Tempo. Warum wird der Boden nicht gründlich bestellt? Es fehlt die Freude ım Tun. Gott wird's schon geben — Gott wolle es verhüten: immer wieder :uft man Gott. Er muß die Küken vor dem Habicht schützen, weil der Bauer zu ›equem ist, einen Stall aus Latten zu zimmern. Er muß auch eine gute Apfel- :rnte geben — der Bauer wird seine Bäume nicht verschneiden. Schrecklich ver- vildert waren die (freilich wegen des mageren Bodens) armseligen Gärten in ınserem Verbannungsort. Kein Baum beschnitten, umgegraben, gedüngt. Einen Garten sah ich, prachtvoll gepflegt. Der Wein beschnitten und angebunden, die Bäume ausgeholzt. „Da ist doch wirklich ein Gärtner, der sein Grundstück in Ordnung hat". „Ja, der hat aber auch einen Deutschen engagiert — und die anderen Besitzer sagen, dieser Deutsche sei ein Schmuckstein." Die Häuser waren wirklich ganz ansprechend, wenn sie neu waren. Man tat aber zu ihrer Aus- besserung nichts. Bis sie über dem Kopf zusammenbrachen, wohnte man in ihnen. Unser Wirt sah mit Staunen zu, wie ein gefangener Ostpreuße ihm sein Haus ausbesserte. Er selbst fühlte sich als großen Herrn — sah gnädig zu, gab

Digitized by Google

ihm Kost und dünkte sich furchtbar erhaben, daß er sein Grundstück ausbessern ließ. Dabei war es dem Mann gar nicht etwa gleichgültig, wie sein Haus aussah und was der Garten einbrachte. Er renommierte schrecklich, mit der Freude des Besitzers: seht meinen Schatz. Nur dazu kam er nicht, seinen Garten in Wirklichkeit zu dem zu machen, wovon er in seinen Worten schwärmte. Hält man hiergegen den frohen Schaffensdrang des Deutschen, diese Lust, das Leben zu bewältigen, die Erde zu gestalten, wie es ihm beliebt, dann hat man einen der unversöhnlichen Gegensätze. In die Schnelligkeit unseres Arbeitstempos kann sich der Russe nie und nimmer finden. Er fühlt wohl die Überlegenheit des Deutschen auf wirtschaftlichem Gebiet. Aber es fällt ihm nicht ein, diese Überlegenheit restlos zu schätzen. Sie kommt ihm so vor wie unlauterer Wettbewerb, sie erscheint ihm wie eine Dummheit. „Wer wird sich denn so anstrengen? Man kommt doch ebenso weit ohne diese Hast."

Diese Überlegenheit des Deutschen nun über den Russen in wirtschaftlicher Hinsicht kommt nun aber nicht nur durch die Arbeitsfreudigkeit unseres Blutes, sondern vor allem noch durch die Fähigkeit zur Organisation. Wir wissen ja erst seit diesem Kriege so recht, was wir an dieser Gabe haben, aber ich für meinen Teil sehe auch erst durch den Vergleich mit Rußland so recht die Eigenart unserer Hirne. Ich bringe kleine Beispiele, denn sie sind lehrreich, weil in ihnen sich ganz unbewußt russische Geistesverfassung äußert. Nehmen wir gleich das erste Erlebnis bei der Einfahrt in den Hafen von Riga. Dort müssen uns unsere Pässe ausgeliefert werden. Viele mögliche Methoden gibt's. Von allen wird sicher die unpraktischste ausgewählt, nämlich die, unsere Namen auszurufen, während wir 150 Fahrgäste dichtgedrängt auf Bord stehen und der Hintenstehende nicht die geringste Möglichkeit hat, bei dem Gedränge nach vorn zu kommen, wenn sein Name verlesen wird. Der Beamte kann also nur in den wenigen Glücksfällen die Pässe verteilen, in denen die Empfänger vorne stehen — und so muß er bei diesem Verfahren die Pässe wiederholt verlesen, während die Fahrgäste unnütz aufgehalten werden. Oder: in unserem Verbannungsort mußten wir uns bei der Polizei melden. Sicher würde jeder deutsche Beamte eine übersichtliche Liste herstellen, die ihm mit einem Blick eine vollkommene Kontrolle über alle Meldepflichtigen ermöglicht. Auch der intelligente russische Beamte bringt es nicht zu solcher Liste. Ja, wenn die deutschen Gefangenen solche Liste herstellten, vermochte er sie nicht zu benutzen. Und das nicht, weil er dumm wäre, sondern weil er eine ganz andere Geistesverfassung hat, die sicher ebenso gut ist wie die unserige, nur in ganz andere Richtung geht, als in der Aufstellung von Listen, und die ihm alles Organisieren unmöglich macht. Man bedenke nur, bedenke: welche Unmöglichkeiten sich ergeben haben in bezug auf die Flüchtlinge. Da wütet sich nicht etwa nur Bosheit aus, sondern Unübersichtlichkeit. Es wird der Bevölkerung der Befehl zum Verlassen ihrer Wohnungen gegeben, ohne Rücksicht auf die Möglichkeit der Transporte. Welch' unbeschreibliche Szenen gab es zu Kriegsbeginn auf russischen Bahnhöfen! Es wurde einfach das Dekret erlassen: Reichsdeutsche verlassen die westlichen Gouvernements binnen drei Tagen — und diese Bestimmung mußte ausgeführt werden ohne Rücksicht auf ihre Durchführungsmöglichkeit. Ebenso geschah es, daß Gefangene irgendwo ankamen, und man wußte von ihrer Ankunft nichts und hatte gar nichts vorbereitet. Das alles, ich wiederhole mich, nicht aus Bosheit, nicht aus Schikane, sondern aus Unfähigkeit zur Organisation. Dann auch die

Digitized by Google

vielen Papiere, die ewigen Schreibereien, die Bestempelungen und das Hin und Her von Kanzlei zu Kanzlei, was alles doch wiederum den Geschäftsgang unübersichtlich macht und unnötig erschwert. Und nun denke man sich eine moderne Fabrik mit der Notwendigkeit des Zusammenklangs der vielen Teile und denke sich das Gefüge des Einzelnen, und man versteht ohne weiteres, daß der Russe als Fabrikleiter weit hinter dem Deutschen zurückbleibt. Wir sind ja glücklich, wenn wir etwas organisieren und leiten können, und der Aufstieg unserer Wirtschaft hängt ja zum großen Teil von unserer Organisierungskunst ab. So braucht wohl der Russe den Deutschen — aber wiederum: wenn sein Bewußtsein erwacht, ist's da verwunderlich, wenn er sich von ihm befreien will? Denn er, der die einzelnen Papiere und dicken Bücher liebt und das aufgeregte Hin und Her, er haßt natürlich Listen und kühle Sachlichkeit der Disposition.

Ich umschreibe also deutsches Wesen als die Freude zum Schaffen und als die Fähigkeit, das Leben zu bewältigen, indem man jeweils die notwendigen Dinge einsetzt, indem man ganz über der Materie steht und sie aufmarschieren läßt, wie man will. Das aber heißt, daß deutsche Geistesverfassung gleichbedeutend ist mit Beherrschung des Willens, Ordnung, Disziplin, Herausholen des Letzten. Und so muß ich sagen: Kant ist das bestimmende Unterscheidungsmerkmal deutscher und russischer Geistesverfassung, denn Kant bedeutet Disziplin, Entfaltung der Persönlichkeit, Herausarbeiten der Kräfte unseres Willens, bedeutet Zusammenfassung, Konzentration, Anspannung. Ungeheuer stark habe ich in Rußland erlebt, daß in diesen Dingen sich deutsche Geistesart äußert. Man vergleiche den Arbeitsschritt von Berlin und Moskau oder auch von Leipzig und Riga. Bei uns geht jeder Mensch in eiligem Tempo, dort schlendert der Mann zur Arbeit im Schritt unseres Nachmittagsbummlers. Bei uns diese genaue Ausnutzung der Maschine, diese Wachsamkeit des Unternehmers wie des Arbeiters, die Maschine nicht leer laufen zu lassen. Dort der Widerwille gegen den scharfen Rhythmus, das Auflehnen gegen die Herrschaft des Apparates. Man freut sich nicht über seine Leistungsfähigkeit, sondern betrachtet ihn als etwas Feindseliges. Dort das Beruhigen bei etwas Erreichtem — bei uns die fortwährende Tendenz, neue, bessere, billigere, vollkommenere Arbeitsmethoden zu finden, den Herstellungsprozeß zu verbilligen, die Qualität der Arbeit zu heben. Dieses Mehr-tun, als absolut notwendig wäre, dieses über das Mittelmaß Hinausstreben, hat der deutschen Ware den Weltmarkt erobert, denn es schafft Qualitätsarbeit. Darum aber konnte die Arbeit gut sein, weil uns den Ingenieur und Qualitätsarbeiter keine andere Nation nachmacht. Denn keine andere Nation wird so zur Gründlichkeit erzogen wie die deutsche. Wird erzogen? Erzieht sich! Wir verdanken das alles ja der Schule.

Über die Umgestaltung des deutschen Schulwesens haben wir vor dem Kriege viel beratschlagt — und es ist gut, daß wir uns auch auf diesem Gebiete nicht mit dem Erzielten zufrieden geben. Auch hier muß weitergearbeitet werden. Aber was wir an unserer Schule haben, erleben wir doch wieder erst jetzt recht. Ich sah dort in der Steppe unter Kosaken und russischen Fischern viele Auswirkungen prachtvoller Kraft. Es war ästhetisch ein herrlicher Anblick, wenn die jungen Leute in großer Lebenslust ihre Pferde tummelten — es spukte etwas in ihnen von dem Übermut von Centauren. Aber diese prachtvolle Kraft wurde sozusagen nutzlos verpufft. Es war wie bei einem Wasserfall, dessen Kräfte nicht für Industriezwecke ausgenutzt werden. Bei uns ist diese ungestüme Kraft in ein festes

Digitized by Google

Bett eingelenkt. Das sieht zunächst langweiliger aus. Aber Werte produzieren nur eben wir. Und auch das eingefaßte Flußbett sieht majestätisch aus, solange der Strom in seiner ganzen gewaltigen Kraft daherrauscht. In unserem Volkstum aber ist es die Schule, die die Kräfte der Kinder disziplíniert, organisiert, für nutzbare Zwecke verwendet. Es kann ja eine Klasse von kleinen frischen Jungen mit roten Backen, die alle mühsam ihre Buchstaben malen oder eine schwere Rechenaufgabe zu erfassen suchen, es kann solche Klasse etwas Trauriges an sich haben: man sieht die Kinder lieber sich balgen, als mit dem Federhalter in der Hand, sieht sie lieber Purzelbaum schießen als manierlich in der Bank eingeklemmt sitzen. Es ist auch keine Frage, daß das seelische Leben der Kleinen in dem Mechanismus des Schulbesuchs verkümmern kann — und eben dies beschäftigte uns recht ernsthaft vor dem Kriege. Aber es ist doch keine Frage, daß aller Aufstieg durch Bildung, Pflege, Bearbeitung, Zwang hindurchgeht, Natur ist nur Ausgangspunkt, Ziel ist Kultur. Und in dieser Bildung, Pflege, Bearbeitung, Entfaltung hat die deutsche Schule Großes, ja Wunderbares geleistet. Es ist ohne Frage verkehrt, wenn über dem Stoff die Seele des Kindes vergessen wird, daß es aber geschah, zeigt doch nur den ungeheuren Ernst unserer Arbeit, die heilige Liebe zu dem Ziel. Ja, gewiß — all diese fünfzig Jungen oder Mädel würden viel lieber spielen, aber indem sie mühsam die Buchstaben lesen und schreiben lernen, immer kompliziertere Rechenaufgaben lösen, Geographie und Geschichte studieren, werden sie über sich selbst emporgehoben, wird ihre urwüchsige Kraft rhythmisiert, auf ein Ziel gewiesen, begrenzt, an Wertvolles gebunden. Hier lernen die Kinder Unterordnung, hier erwächst ihnen auch Freude am Schaffen, am Bewältigen der Aufgaben, hier entfaltet sich Strebsamkeit und Drang zum Vorwärtsschreiten. Es umwebt sie sehr bald ein eigentümlicher Wille zur Arbeit: sie gehen jubelnd in ihre Ferien, aber an einer ewigen Dauer der Ferien haben sie auch keine Freude und unregelmäßiger Schulbetrieb ist ihnen direkt unangenehm. Wunderbar nun aber diese Wichtigkeit des Stoffes, dieses Immerweiter-Schreiten. Wie ernst es uns ist mit dieser Bildung des Schülers, zeigt vollendet erst die Universität. Hier vor allem gilt ja Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit mehr als alles andere. Treue, selbstlose Arbeit auch am undankbaren und spröden Stoff gilt mehr als geistvolle Aperçus oder pikanter Journalismus. Und gerade die wissenschaftliche Arbeit ist auf immer erneute Prüfung und Durchdenkung bedacht, schließt nie endgültig ab, ändert ihre Methoden, versucht auf immer neue Art der Wirklichkeit nahezukommen.

So arbeitet Schule (Volksschule wie Universität) ganz in derselben Richtung wie das Heer, ja das Heer ist nur eine noch herbere und auf ein anderes Gebiet übertragene, im übrigen aber der Schulpraxis ähnliche Arbeitsmethode: denn auch hier handelt es sich um Herausholung des Letzten, um Erzielung gar nicht mehr für menschenmöglich erachteter Leistungen (die sich doch als menschenmöglich erweisen), handelt es sich um Disziplin und Willenskraft, um Systematisierung der naturhaften Kräfte, um Organisation, Bildung, Schulung. Militärische aber wie schulmäßige Ausbildung kommen wieder unserer technischen Arbeit zugut, denn sie erwecken in uns das Streben nach Gründlichkeit und Genauigkeit, die Lust und Freudigkeit zum Schaffen, das frohe Weltgefühl, das der Bewältigung und Meisterung unseres Lebens entspringt. Wie positiv wir veranlagt sind, geht am besten vielleicht aus der Haltung unserer Sozialdemokratie hervor. Sie entstand aus der Opposition und zunächst lag in der Oppo-

Digitized by Google

n ihre Kraft. Aber der deutsche Geist hält es nicht aus beim bloßen Ne-
:en. Er muß positive Arbeit leisten. So kam bei uns jene wunderbar große
zbildung der Gewerkschaften — und keiner leugnet ja heute mehr, daß diese
)eiterorganisationen eminente Bedeutung besitzen und sehr tatsächliche, auf-
:ende Arbeit leisten. Ja, wenn die Kritik zum Beispiel in sozialdemokratischen
ittern so bös war, so entsprang sie zum guten Teil dem Mißmut, zur Untätig-
verurteilt zu sein, vom aufbauenden Schaffen ferngehalten zu werden. Es
t natürlich auch bei uns negierende Geister. Aber sie bilden die Ausnahme.
r Grundzug unseres Wesens ist Schaffen. Damit aber sind wir dem Russen
lkommen entgegengesetzt. Ich sagte schon (und gab Belege): es fehlt ihm der
he Tatendrang. Ich kann es auch positiv ausdrücken: er kritisiert, negiert,
)attiert. Aber er kommt nur mühsam zur Arbeit. Er meistert sie nicht.

Der Russe hat in seinem Wesen für mich stark etwas von der bedrückenden
eite des Landes mit seiner Unübersichtlichkeit und Uferlosigkeit. Ja, weitaus
älender als der Gedanke an etwaige russische Schikanen war der Eindruck des
:iten, ebenen Landes: Es legt sich einem wie ein Druck auf die Seele — man
rd fast gewaltsam zur Melancholie gedrängt. Der Russe selbst ist nun melan-
)lisch bis ins Mark. Seine Volkslieder zeigen es. Man höre deutsche Sol-
:ten singen, rhythmisch, exakt, lebendig, mit rechtwinkligen Ecken, und russische
oldaten mit ihrem schweren, trüben Gesang, in den sie ihre ganze schwermütige
eele hineingießen, und man hat den Gegensatz von Russen und Deutschen.
ch führe als erstes die Musik an: sie ist nämlich für den Russen charakteristisch.
r ist unendlich musikalisch, ich halte ihn für musikalischer als den Deutschen.
Seine Seele spricht sich völlig aus in der Musik, und was sie zu sagen hat, sagt
e schwer, trübe, verschwommen. Dabei ist es bezeichnend, daß dieses eminent
usikalische Volk in der Musikgeschichte sich keinen so hervorragenden Platz er-
)orben hat, wie das deutsche. Auf der Höhe musikalischen Schaffens braucht
an, obwohl Musik von allen menschlichen Ausdrucksmitteln das deutungs-
ähigste ist, Konzentration, Zusammenhalt, Energie. Und eben dieser Zusammen-
)alt fehlt, und darum ist das russische Volk wohl musikalischer als wir, es ist
Musik, aber es bringt es nicht zur Höhe: sein eigener Vorzug steht ihm im Weg.

Der Musik benachbart ist der Tanz. Und wieder sind hier die Russen Künstler
von Gottes Gnaden. Ja, im Tanz überkommt sie solch' gewaltige Lust, daß sie
fortgerissen werden und sich selbst vergessen. Neulich sah ich ein paar deutsche
Tänzerinnen. Äußerst lieblich, auch ganz graziös. Aber ohne eine Spur von
Temperament. Die russische Tänzerin reißt den Zuschauer mit fort, daß er den
Atem anhält. Die Russen sind ausgezeichnete Schauspieler. Sie fügen sich ganz
in ihre Rolle, geben sich ihr hin, gehen in ihr auf, sie erleben sie wirklich. Viel
viel unmittelbarer als der Deutsche verkörpern sie die Rolle, weil sie sich wirklich
hineinversetzen können. Sie werden, indem sie spielen, tatsächlich erschüttert,
empfinden das Spiel als Leben.

Dieses Sich-hinein-versetzen-können des Russen erlebt man auch im Gespräch,
erfährt man, wenn man irgendwelche Anliegen hat. Ja gewiß, der Russe kann
auch brutal sein, zynisch, kann seine Freude am Quälen haben. Ja, auch hierin
kann er sich mit Lust ergehen. Aber er ist grausam doch nach meinen Erfahrungen
nur im Affekt — dann freilich grausam ohne Hemmung. Für gewöhnlich aber
ist er gutmütig, teilnahmsvoll, empfindsam. Als die armen verschleppten Ost-
preußen kamen, frierend, abgetrieben, ein Bild des Entsetzens, waren die Russen

Digitized by Google

über die Roheit ihrer Beamten empört. Ich habe aber vor allem kaum jemand gehört, der bei Beamten eine Ablehnung auf irgendein triftiges Gesuch erfahren hätte, wenn er in Not war. Immer hörte man ihn teilnahmsvoll an — ganz ganz selten aber auch nur folgte auf die Zusicherungen die Tat. Und wieder sage ich: man betrog hier nicht etwa absichtlich, sondern optima fide. Der Beamte versetzt sich so in die Lage des Petenten, daß er ganz erfüllt ist von seiner Not, und unfähig, der Rührung zu widerstehen, etwas zusagt, was er doch nie halten wird. Er wird nachher nie die Unannehmlichkeit auf sich nehmen, sein Wort einzulösen. Er ist auch gar zu bald erfüllt von neuen Eindrücken, über denen er die früheren vergißt.

Dieses Erfülltsein vom momentanen Eindruck, diese Hingebung an die Gegenwart ist besonders stark nun auch in der Ehe. Sicher gibt sich der Russe der Frau, die er liebt, mit dem ganzen starken Gefühl, dessen er fähig ist, hin. Seine Leidenschaft glüht, seine Neigung ist ehrlich. Aber auch bei inniger Liebe ist Treue doch immer ein Willensakt; es kommen neue Eindrücke, und ihnen widersteht der Russe nicht. Der Mann ebensowenig wie die Frau. Wer in Rußland lebt, muß erstaunt sein über *diese* Verderbtheit der ehelichen Verhältnisse, denn was wir „Ehe" nennen, den „Willen zu zweien", findet man dort so gut wie nirgends — unter den Gebildeten. Gewiß — auch bei uns gibt es zerrüttete Ehen, gibt es ekelhafte Verhältnisse. Aber diese Selbstverständlichkeit des Ehebruchs fehlt uns — es fehlen uns vor allem auch diese Seitensprünge der Frau. Das Verhältnis à quart ist die Regel. Die Frau sitzt in der Hauptstadt, der Mann ist in der Provinz. Ich hielt es zunächst für einen sonderbaren Einzelfall, daß unser erster Kreischef seine Familie in Astrachan ließ, dreißig Kilometer von seinem Wirkungskreis, ohne rechte Möglichkeit während des Winters zu ihr zu fahren; ich sah aber, daß dieser Gebrauch überall im Schwange war. Es gilt fast nicht als fein für die Frau des Kreischefs, nachzukommen: die Frau des Sekretärs mag ja vielleicht in dem kleinen Nest wohnen. Die Dame amüsiert sich, die Dame geht ihre eigenen Wege — wie der Mann. Und es gibt das keine Szenen, man lebt in Eleganz und in Phrase nebeneinander. Es ist mir an den Deutschen, die lange unter den Russen gelebt haben, aufgefallen, wie stark sie sich diesem Empfinden assimiliert haben. Hier vor allem die Männer. Die deutsche Frau nämlich kann nur selten dieses Treiben mitmachen: es fehlen ihr dazu leichte Schwingen, die Möglichkeit, nur zu tändeln — sie bleibt doch immer Hausfrau. Und um es offen zu sagen: erscheint uns die deutsche Frau oft hausbacken — lieber doch diese Hausbackenheit als die Eleganz der russischen Frau, deren Gabe zu plaudern, deren hervorragende Fähigkeit sich anzuziehen man restlos bewundern muß, aber die ihres Straßenkleides wegen auch noch ihr letztes Küchengerät versetzt, und Tiefe des Empfindens, Treue, Kameradschaft, ernstes Zusammenarbeiten mit dem Mann nicht kennt, nicht einmal ahnt.

Von Jugend auf sind die Russen nicht diszipliniert. Bei dem zersplitterten häuslichen Leben der Eltern treten schon die Kinder keiner zwingenden Autorität gegenüber. Die Mutter vernachlässigt ihre Kinder, wie sie wiederum von ihnen tyrannisiert wird. Die Schule ist milde, übt keinen Zwang aus. Der Lehrer muß sehr vorsichtig sein. Die Schüler haben große Rechte — Klassenrevolutionen und Widersetzlichkeiten sind an der Tagesordnung, und die Herren Schüler bekommen Recht und der Lehrer bekommt eine Rüge. Dieser Mangel an Disziplin macht sich nun natürlich besonders bei Beginn des Geschlechtslebens geltend. Auch bei

Digitized by Google

ns wird getuschelt, auch bei uns sind das gefährliche Jahre — müssen es sein. lber von meiner Gymnasiastenzeit her weiß ich nur von ganz wenigen, die in inen ganz intimen Verkehr mit dem anderen Geschlecht getreten sind. Drüben st das die Regel schon für die Untersekunda. Und was uns besonders erstaunt: uch für die Mädchen. Der Russe schickt sein Mädchen gern aufs Gymnasium. Es ist ja aber doch ein völlig haltloser Zustand, daß die Mädchen alle ihre Liebschaften haben, daß es nicht nur gelegentlich vorkommt, daß eine ein Kind ekommt, und daß sich das junge Mädchen sogar für Geld gibt. Dabei finde ich llerdings einen doppelten Unterschied zwischen Rußland und Deutschland (natürlich nicht für den einzelnen Fall). Das deutsche Mädchen wird als Dirne eicht plump, brutal, plebejisch: ich verweise auf diese unglücklichen Gestalten der Gasse, die unser Mitleid erwecken, und von denen man nicht begreift, wie sie ines Mannes Leidenschaft erwecken können. Die russische Dirne hat etwas Leichtlebiges an sich, bleibt lange jung und graziös. Hingegen finde ich in der Sexualität des Mannes bei uns auch da, wo er sich dem Genuß hingibt, immer noch einen Hauch frischer, kräftiger Luft. Das Geschlechtsleben des russischen Studenten umwebt Kaffeehausatmosphäre, etwas Verschwommenes, Gestalt- und Uferloses, etwas Sinnliches schlechthin. Ich habe auch den Eindruck, daß man bei uns mehr mit dem Sexualproblem ringt, daß man doch Kraft anwendet, es zu bewältigen. Beim Russen ist es ein stetes Sichhingeben. Auch der jüngste Student ist in diese schwüle Stimmung eingetaucht, verlobt sich und hat daneben doch noch seine Verhältnisse. Es war mir interessant zu beobachten, wie auch die Deutschen, die auf russischen Hochschulen studiert hatten, ganz von diesem Geist des russischen Studententums bestrickt waren. Ein reicher Kaufmannssohn zum Beispiel war verlobt — aber für den Verbannungsort legte er sich schleunigst eine neue Liebe an. Dabei war er neunzehn Jahre. Er verstand auch gar nicht das Treulose seines Verhaltens — er fühlte sich nur stark unbefriedigt.

Und dieses Gefühl des Unbefriedigtseins ist wieder echt russisch. Der russische Student kann ja in ganz ergreifenden Tönen von der Zwecklosigkeit seines Lebens sprechen, von diesem Schrecken des Hindämmerns, Verglühens, diesem Leben ohne Kraft und ohne Freude. Aber so ergreifend er darüber spricht, er wird nicht sich losreißen. Er beseitigt nicht den Grundfehler seines Lebens, sondern gibt sich nur neuen Genüssen hin, die ihn für eine Weile aufpeitschen, und nachher doch wieder des Lebens Schalheit erschütternd zum Bewußtsein bringen.

Ich weiß nicht, ob dieses Gefühl der Schalheit, der Uferlosigkeit des Lebens, dieses Empfinden, es nicht ändern zu können, den unerquicklichen politischen Zuständen entspringt, oder ob vielmehr diese aus dem russischen Volkscharakter hervorgehen. Jedenfalls wär es eine Arbeit für zehn Herkulesse, das russische Reich zu erwecken, neu zu gestalten, zu einem kräftigen Gebilde umzuschaffen. Mitunter schnellt irgendwo die lebendige Kraft eines Einzelnen oder einer Richtung auf. Aber sie erschöpft sich in der Phrase, in der Debatte, im Programm. Und sie scheitert an den Widerständen. Das Reich ist zu groß, zu weit, als daß es ganz könnte durchknetet werden. Seine Größe ist zugleich seine Schwäche. Man muß ein ganzer Kerl sein mit einer urwüchsigen Kraft, um hier nicht zu verzagen, um hier durchzugreifen; man muß einen Berge versetzenden Glauben haben, sonst hält man nicht durch. Und ich bin der Überzeugung, daß dies die Intelligenz mutlos macht, schlaff, ins Uferlose treibt: daß sie nicht die Kraft haben, durchzugreifen. „Es nützt ja doch nichts. Wir schaffen's nicht."

Digitized by Google

Ich habe nur einen erlebt, der rücksichtslos durchgriff, der ein Vorbild des Handelns war: Nikolai Nikolajewitsch. Und daß er beliebt war beim Volke ist der Beweis dafür, daß ich mit meinen bisherigen Ausführungen den russischen Geist richtig umschrieben habe. Denn Nikolai Nikolajewitsch hatte all die Eigenschaften, die der Russe nicht hat und die er ersehnt, weil sie notwendig sind. Endlich fand das Volk, das nicht über sich selbst bestimmen kann, einen Herrn, endlich hatte es einen Helden — Fleisch von ihrem Fleische, aber mehr als sie. Rücksichtslos griff er durch. Es fing alles so an, wie es im Japanischen Krieg gewesen war. Die Konservendosen waren mit Steinen gefüllt, die Generale rivalisierten untereinander, die Minen enthielten Sand, Getreidespeicher wurden angezündet. Der Großfürst degradierte und schoß nieder, er ward gefürchtet und nötigte doch Achtung ab. Die Verpflegung der Armee wurde ausgezeichnet, die Versorgung mit Munition funktionierte. Dabei hielt er die Zügel der gesamten Regierung in seiner Hand, nichts durfte ohne seine Genehmigung geschehen, sogar jede Privatsache (so war der Eindruck) wurde ihm vorgelegt. Seinen Anordnungen sich zu widersetzen, war gefährlich. Beamte, die Bestechungsgelder annahmen, flogen — Unterschlagungen von Staatsgeldern wurden selten in den Kriegsressorts, alles beugte sich seiner mächtigten Hand, alles hatte Vertrauen zu ihm. Unsere Wolgafischer baten wegen der teuren Zeiten um Hinausschiebung der Schonzeit. Der Gouverneur verweigerte sie. Der Minister ebenfalls. Da wandten sie sich an den Höchstkommandierenden: der erlaubte ihnen, noch fünf Tage zu fischen. Er verstand nicht viel von Strategie. Aber er konnte zwei Dinge, die eben der Russe nicht kann: Disziplin und Organisation. Darum jauchzte ihm die Menge zu — mehr: darum kam auch Tatkraft über sie selbst.

Der Russe muß solche Anpeitschung von außen her erhalten. In seinem Innern hat er sie nicht. Seine Naturanlage hat ihm andere Vorzüge gegeben: Breite und Großzügigkeit, auch Ehrfurcht und Liebenswürdigkeit. Seine Erziehung aber hat keine Stützen. Es ist traurig bestellt um ein Volk, das so sich selbst überlassen ist, ohne bei sich selbst Kräfte zu finden, die seine Schätze heben. Der Russe braucht (um nach unserer Ansicht etwas zu werden) den preußischen Unteroffizier oder den deutschen Lehrer — oder auch die römische Kirche in ihrer besten Ausprägung: in ihrer Tatkraft und Geschlossenheit und zugleich mit ihrer Mystik und ihrem künstlerischen Kult.

Was der Russe hat an religiösem Leben, ist grobes, massives Heidentum mit Christus- und Heiligenbildern. Von den geistigen Kräften des Christentums bekommt der Russe gar nichts zu hören. Worte Jesu kennt er kaum, die Geschlossenheit, Energie, Unerbittlichkeit seines Wesens ist ihm fremd — man sehe nur an diese entsetzlichen kleinen, frauenhaften Christusbilder, gegen die selbst unsere schauderhaften Hofmanns noch lebendig wirken. Etwas völlig Unwirkliches ist das orthodoxe Christentum, nicht aus dem Leben herausgeboren und das Leben wieder befruchtend. Man sehe sich doch an diese elenden Holzhäuser und noch armseligeren Lehmhütten und die große Kathedrale, die sie prunkhaft überragt! Man sehe sich doch auch diese Popen an, meist gute Biedermänner, aber doch unwirkliche Gestalten mit ihren langen frauenhaften Haaren und dem herabhängenden Gewand. Man sehe auch ihren Schritt an im Gottesdienst: dieses Sich-gehen-lassen, dieses müde Einherschreiten! Und man gehe in einen russischen Gottesdienst! Er ist sehr feierlich — ganz gewiß. Prächtig geradezu, wie jeder Eintretende vor diesem Heiligenbild ein Licht aufsteckt und vor einem an-

Digitized by Google

eren noch eins, wie so allmählich immer mehr Lichter brennen und einen wunder-oll lebendigen Eindruck heraufbringen. Einzig auch der Gesang, diese tiefen, rnsten Töne — von starkem Eindruck besonders das oftmal wiederholte „Herr rbarme Dich". Ehrfurcht erweckt auch da der alte Russe, der mit dem Russen igener Feierlichkeit und Bedächtigkeit seine Kreuze schlägt, sich hundertmal ver-ieigt und sich mehrmals sogar ganz auf den Boden wirft (wieder gemessen, mit Würde, durchaus schön); aber wie dann alle das Kreuz küssen, sich vor dem Evangelienbuch beugen (aber nichts aus ihm hören), das alles ist ja doch nur Heidentum, und vor allem: es folgt keine Tat, keine Besserung, keine Neu-belebung. Es ist eine eindrucksvolle Zeremonie, aber keine Erweckung zum Leben. Dabei hat man unter diesen Zeremonien auch ganz vergessen, im Zu-sammenhang mit dem modernen Geistesleben zu bleiben. Und so ist ein viel tieferer Riß als bei uns zwischen der Kirche und dem geistigen Denken und Emp-finden der Gebildeten. All die in Christus beschlossenen Kräfte liegen für den Russen in einem Schrein, zu dem er keinen Zutritt hat, und um so mehr kommt die Stimmung des Uferlosen herauf, das Gefühl der Schalheit und der Leere.

Ihm gibt die Philosophie Ausdruck — wir wissen es. Aber man muß sich hüten, diese schweren melancholischen Laute unbesehen für Tiefe zu erklären. Schwermut scheint tiefer als Freude, ist's aber doch nicht in jedem Fall. Die deutsche Philosophie geht tiefer, die da versucht, die geistigen Kräfte zu erfassen, die unser Weltall durchpulsen, die da das Leben meistern will, die so durch-drungen ist von der Lebenskraft, daß sie sie auch intellektuell begreifen will, und durchdrungen ist von dem Bewußtsein, daß trotz aller Unstimmigkeiten doch dem Ganzen ein Sinn zugrunde liegt, dem zuliebe es sich lohnt, mit Lust und Froh-sinn an die Arbeit zu gehen.

Damit komme ich zum Ausgangspunkt zurück — zu dem Gedanken der Un-versöhnlichkeit deutscher und russischer Geistesverfassung. Wir konnten auf-geklärten russischen Fürsten als die Kulturträger erscheinen, so lange der Russe noch schlief. Je mehr er erwacht, je mehr er zu sich selbst kommt, um so mehr muß er sich befreien von deutschem Einfluß; denn der Deutsche stößt ihn in eine Richtung, die er selbst nicht einschlagen kann. Es ist, als wolle man einen Me-chanismus, der nur nach rechts herumgeht, nach links drehen. Ebenso ist es aber auch mit dem Deutschtum. Es verliert seine Kraft, wenn es Russisches in sich aufnimmt. Ungeheuer verführerisch für den Geist ist diese Unredlichkeit und Un-übersichtlichkeit des russischen Reiches, wo es tausend Gesetze gibt und keines ge-halten zu werden braucht, wo man scheinbar furchtbar eingeschränkt ist und doch, wenn man Geld hat und keine politischen Umtriebe macht, ganz und gar unbe-obachtet bleibt (dies auch einer der Gründe, weswegen die Warschauer Kauf-leute sich noch lange nach den russischen Beamten sehnen werden), wo man immer noch einen Unterschlupf findet und immer im Trüben fischen kann — es ist dieser Zustand für den deutschen Geist ungeheuer verführerisch, und nur so ist ja zu erklären, wie viele Deutsche so klettenhaft an Rußland hängen. Sie lieben nicht das Land, sie fühlen sich dem Russen überlegen und dünken sich etwas Besseres, aber sie lieben diese Zustände, die ein korrumpiertes Beamten-tum schafft, und die ein nicht auf die Tat gerichtetes Volk nicht zu ändern ver-mag. Diese Gegensätzlichkeit aber werden wir bei den Friedensverhandlungen zu berücksichtigen haben. Denn, um es nochmal zu sagen: selbst wenn es traurige Deutsche gibt, die nach den Erfahrungen dieses Krieges wieder ihre Wohnung

Digitized by Google

zum dauernden Aufenthalt in Rußland aufschlagen wollen, Rußland selbst wird diese Deutschen nicht haben wollen. Es wird beziehen unsere Maschinen und unsere Chemikalien, weil es die braucht, aber von Deutschen als Ingenieuren, Kaufleuten, Monteuren, Landwirten wird Rußland nichts wissen wollen. Das aber weist uns Aufgaben zu gegenüber den Deutschen, die noch in Rußland sind, namentlich denen jetzt russischer Untertanenschaft, die in festgeschlossenen deutschen Verbänden gewohnt haben. Sie haben mit einer ganz eigenartigen Fähigkeit ihr Deutschtum bewahrt. Prachtvoll diese Kolonisten aus Süddeutschland, die Balten an der Ostsee! Wir, die wir jetzt erleben, was das heißt: deutsches Vaterland, deutsche Kultur, deutsche Freiheit, wir können nicht ruhig mitansehen, wie da deutsche Elemente zermürbt werden. Die in die Städte ausgewanderten Deutschen, die vermißt sind und gar nicht zu uns wollen und noch heute verblendet sind, mögen sehen, was aus ihnen wird. Diesen Deutschen aber gilt unsere Sorge, die ihr Deutschtum bewahrt haben und die Rußland nicht haben will — nicht haben kann, weil Deutschtum und Russentum keine Ehe eingehen können.

Reise eines Elefanten durch Rußland.

Ende des Jahres 1848 schickte der Emir von Buchara dem russischen Kaiser einen Elefanten zum Geschenk. Von einem bucharischen Wärter samt zwei Gehilfen und einer entsprechenden Suite begleitet, traf das Tier in Orenburg ein, woselbst es bis Mai 1849 verblieb. Die tägliche Verpflegung des Elefanten bestand in 164 Kilogramm Heu, 82 Kilogramm Weißbrot und 4 Kilogramm Butter [oder Öl: russisch gibt es für Öl und Butter nur das eine Wort „Maslo"].

Für die Reise von Orenburg nach Zarskoje-Sselo war eine Marschroute aufgestellt. Der damit betraute Generalmajor Ladyshenskij ließ an allen Etappen anständige Quartiere für die Suite und gedeckte Schuppen für das Tier vorbereiten.

Aus Orenburg ging die Karawane am 25. Mai 1849 ab. Dem Elefanten wurden fünf Kosaken zugeteilt. Das Oberkommando hatte der Dragoman der Grenzkommission Perwuchin. Er wurde verpflichtet, das Tier zu schonen und die Begleitmannschaften zu beaufsichtigen; auch mußte er aufpassen, daß die letzteren von den Neugiergen, die das Tier besichtigen wollten, keine Gelder erhoben.

Es war beabsichtigt, den Elefanten von Samara bis Nischnij-Nowgorod mit einem Wolgadampfer zu befördern. Das Tier traf aber in Nischnij-Nowgorod am 21. Juli nicht zu Schiff, sondern zu Fuß ein. Hier mußte es Station machen zwecks Heilung der wundgetretenen Fußsohlen. Am 29. Juli verließ es Nischnij-Nowgorod auf einer Wolgabarke, die 33 000 Kilogramm tragen konnte.

Inzwischen wandte sich der Petersburger Militärgouverneur Schulgin an den Zivilgouverneur Shukowskij mit der Anfrage, wo man das Tier am besten ausladen könne, um es beim Weitertransport nicht durch die Straßen Petersburgs zu führen. Der Zivilgouverneur forderte seinerseits Gutachten von den Polizeimeistern von Petersburg und Zarskoje-Sselo ein. Der Petersburger Polizeimeister ließ bei Ust-Ishora einen Anlegeplatz bauen und alles Nötige vorbereiten.

Der Elefant traf in Ust-Ishora am 3. September ein. Perwuchin erhielt hier vom Asiatischen Departement des Ministeriums des Auswärtigen den Befehl, in Ust-Ishora Station zu machen und auf weitere Instruktionen zu warten. Das Tier wurde ausgeschifft und in einem bequemen Schuppen untergebracht, während der Beamte und die Mannschaften die für sie vorbereiteten Quartiere bezogen. Am 5. September ging der Elefant von Ust-Ishora nach Zarskoje-Sselo. Der Landpolizeikommissär gab ihm das Geleite bis zur Grenze des Petersburger Kreises.

[Übersetzt aus der Zeitschrift „Russkaja Starina", 1892, XI.]

Digitized by Google

Aus dem Tagebuch eines Russen.

Ein Russe, der den ganzen Krieg in einer deutschen Lungenheilstätte verbringen durfte, hat vom ersten Tage an seine Eindrücke und Gedanken aufgezeichnet. Wir sind im Besitze dieses Tagebuches und werden daraus diejenigen Abschnitte veröffentlichen, die besonders geeignet sind, uns über wichtige Zukunftsfragen zu belehren; denn der Verfasser, dessen Namen wir späterhin bekanntgeben werden, ist zweifellos von den zurzeit innerhalb der Reichsgrenzen befindlichen Persönlichkeiten einer der besten Kenner der russischen Verhältnisse.

26. August 1914.

Nikolai Nikolajewitsch hat einen Aufruf an die Polen gerichtet. Darin wird ihnen vieles versprochen — sicher auf Anraten Englands. Man gibt sich jetzt für den Befreier aller unterdrückten Völker. Das sind alles schöne Phrasen und damit hat man sicher schon die russischen Polen geködert. Soweit ich es kenne, weiß ich, daß die Polen sich am wohlsten in Österreich fühlen, da haben sie die meisten Freiheiten und Entwicklungsmöglichkeiten, in Rußland wünschen sie bloß mehr Autonomie und Ellenbogenfreiheit, manche Hemmung, manches Gesetz soll fallen — nun, das ist jetzt versprochen — und dann, dann beginnen die Träume. Deutschland mögen sie nicht — ich spreche jetzt von den russischen Polen — da ist ihre Sache verloren, die Regierung verlangt, daß sie in erster Linie deutsche Untertanen sind und dann Polen, außerdem geht jedes Stück Land, das der deutsche Michel in Polen besetzt, bebaut und kultiviert, den Polen für immer verloren. Sie lieben darum nicht die Ansiedlungskommission und den Ostmarkenverein oder wie er heißt (Hakatistenbund, glaube ich). In Rußland ist der Ländererwerb seitens der Russen nicht gefährdet und außerdem wird dort von den Russen meistens eine Luderwirtschaft geführt. Als Kolonisator ist der Russe höchst ungefährlich. Und nun der Aufruf des Großfürsten — das gibt Stoff zu den kühnsten Träumen — auch über die russische Grenze hinaus. Ich wünsche den Polen jegliche Freiheiten in Rußland, man soll endlich mit dieser skrupellosen Unterdrückung aufhören. Aber die Errichtung eines Königreiches Polen oder überhaupt eines unabhängigen polnischen Staates würde ein Unglück für Europa sein. Um Polen staatlich wieder so herzustellen, wie es die polnischen Patrioten wünschen, müßte Deutschland vollkommen besiegt werden, ebenso Österreich und wie weit müßten da die Grenzen Polens gezogen werden. Ein Nonsens ist es — nur zu hoffen. Es ist doch unglaublich, daß Rußland jemals Sieger sein wird. Dazu ist es zu morsch und zu korrumpiert. Und Deutschland soll besiegt werden. Einfach lächerlich. Nein, die Katastrophe kann für Rußland viel unerwarteter einbrechen, als ich es sogar annehme. Und dann können sich die Polen an den schönen Aufruf des Großfürsten halten und ihn der Regierung als Wechsel zu

Digitized by Google

Bezahlung überreichen. Was für ein schöner Traum muß dem Verfasser dieses Aufrufes vorgeschwebt haben? Der Großfürst hat es doch nie selbst geschrieben, höchstens unterzeichnet. Nee, es kommt ganz anders, wie ihr es euch denkt. Der Krieg kann und wird nicht lange dauern. Ein paar kräftige Zusammenstöße und ein schneller Friede. Ich wünsche bloß Rußland eine kräftige, erschütternde Niederlage. Frankreich und England können meinetwegen mit einem blauen Auge davonkommen.

8. Januar.

Eine Freude haben mir doch die russischen Zeitungen gemacht — man vernahm aus der Ferne die Stimme der Heimat. Eins überrascht mich nur, daß in Petersburg so eine Teuerung herrscht. Erklärlich ist es wohl, alle Wagen braucht man für Kriegszwecke und da darin überhaupt ein Mangel war, so rächt es sich an der Zufuhr. Die nötige Organisation und das Vorausseheende fehlt auch und da behilft man sich mit Polizeistrafen. Alles ist beim Alten geblieben und man hat nichts zugelernt. Aber wozu schelte ich, sie hatten doch wirklich keine Zeit, umzulernen und werden es nie können. Nach dem Kriege kann erst alles anders werden. Wollen wir hoffen und glauben. — Erschütternd aber ist die Tatsache, daß ein selbst unterdrücktes Volk ein anderes armes, rechtloses Volk noch rechtloser zu machen sucht. Sucht — sage ich, nein, es tut es schon. Russkija Wedomosti, ein höchst anständiges Blatt in Moskau — das Gelehrtenblatt wird es oft genannt — sandte einen oder zwei Korrespondenten nach Polen und die berichten nun, wie jammervoll es die Juden haben, und ihre Lage sei noch erschwert und fast unerträglich dank dem unverständlichen Verhalten der Polen. Das ist ja herrlich, der eine Unterdrückte knechtet noch mehr den vollkommen Rechtlosen. Gestützt auf die Versprechungen der Regierung, berauscht von den künftigen Freiheiten der Polen, kühlen sie ihr antisemitisches Mütchen an dem abgehärmten gehetzten Juden. Das spricht Bände. Früher schon sickerte die oder jene Nachricht in den neutralen Zeitungen durch und manch namhafter Schriftsteller protestierte im Namen der Menschlichkeit gegen die Behandlung der Juden seitens der Polen. Wenn ich nicht irre, erfolgte ziemlich prompt eine Erwiderung der Polen — aber leider aus Krakau oder Wien. Was wissen die in Krakau von dem Verhältnis der Polen zu den Juden in Russisch-Polen. Vielleicht bezog sich auch die Erwiderung nur auf Galizien, dessen erinnere ich mich nicht. Eines ist aber sicher, daß die Juden das meistgeplagte und verfolgte Volk in diesem Kriege sind. Von den Russen werden sie erbarmungslos gehenkt und manchmal auch von den Feinden, mit dem Unterschied, wenn sie was auf dem Kerbholz haben.

Digitized by Google

Ein Volk kann nicht für einzelne Vertreter verantwortlich gemacht werden und ich will auch nicht sagen, daß manche Juden unbedingt Spionage getrieben haben. Das liegt mir am fernsten. Und nun noch das Verhalten der Polen, das übrigens nicht so ganz neu ist. Das ist die reinste Teufelszwickmühle, in die dies arme Volk geraten ist. Entsetzlich und erschütternd.

4. April 1915.

Ich möchte noch einiges mir notieren zu der Frage „Ukraine und Rußland" oder besser gesagt über die Zerlegung Rußlands in seine Bestandteile, von der jetzt so oft die Rede ist. Mich interessiert es doch zu stark, was ja so selbstverständlich ist, und tut auch weh, muß weh tun. Und da finde ich, daß Professor Hoetzsch in seinen „Gedanken über den Krieg mit Rußland" in dem Russenheft der Süddeutschen Monatshefte so viel Vortreffliches gesagt hat. Er kennt Rußland und seine Geschichte, wie es scheint, gut, sehr gut, sieht es selbstredend mit den Augen eines Historikers, ist aber äußerst vorsichtig und sachlich bei seinem Urteile. Unter anderem führt er zu der Frage über die Zerlegung Rußlands in seine Bestandteile an, daß dieser Koloß zu seiner heutigen Gestalt in einem zielbewußt jahrhundertelang festgesetzten historischen Prozeß geworden ist und daß die Staatsgebietsbildung um Moskau ebensowenig Zufall ist, wie die um Berlin oder die um Wien. Also muß dieser ganze Prozeß rückgängig gemacht werden. Manche nehmen doch dieses bereits an, und wenn es nicht dieser Krieg mit sich bringt, so sollen es die folgende Kriege herbeiführen, so tut es z. B. auch ein sonst so abwägender und feiner Kopf wie Rohrbach. Aber das ist eine andere Frage und weder Rohrbach oder andere, noch ich, können dies entscheiden — das kann und wird der Krieg entscheiden und die darauf folgende politische Richtung. Wenigstens bezweifle ich es sehr stark, vielleicht auch, weil ich nicht daran glauben will. Jedenfalls verneint auch Professor Hoetzsch wenigstens vorläufig diese Frage. Aber etwas anderes, viel Wichtigeres für mich fand ich bei Hoetzsch, und zwar die Bestätigung und Anerkennung, daß die Großrussen die einzig unter den Slawen dastehende Fähigkeit zur Staatenbildung bewiesen haben. Haben aber die Ukrainer, von denen jetzt so viel die Rede ist, oder auch die Polen diese Fähigkeit bewiesen? Und dies kann man mit einem strikten „Nein" beantworten. Hoetzsch stellt auch die Frage, die große Frage, ob die so gewonnene Gabe der Staatenbildung bei der immer noch erhaltenen Weichheit des großrussischen Nationalcharakters ausreichen wird, dieses Reich auch innerlich fortzubilden und zu erhalten. Er gibt darauf keine deutliche Antwort, kann es auch nicht. Er übersieht auch nicht die Gefahren, die manche Maßregel der Regierung mit sich brachte, ebensowenig

Digitized by Google

die Gefahren, die dieser Krieg mit sich bringen kann. Und doch bestärkt mich Hoetzsch in dem Gedanken, daß Rußland einer glücklicheren innerpolitischen Zukunft entgegensehen kann. Es muß eine besonnenere innere Politik, große Reformen in bezug auf Volksbildung und die Hebung des allgemeinen Kulturniveaus durchgeführt werden. Ein Haufen von Arbeit, aber das darf uns nicht erschrecken. Mehr Freiheit für die nationale Entwicklung der Fremdvölker, aber stets geleitet vom Gedanken der Staatseinheit Rußlands. Und das kann nicht so schwer sein. Wie viele Fremdvölker in Rußland zeigen ein höheres Kulturniveau als die Großrussen? Doch nur sehr wenig — die Finnen, vielleicht noch die Letten und Esten, die Deutschen in den Ostseeprovinzen sind wohl genau wie die Finnen hochkultiviert, dann die Polen noch — die Ukrainer sind aber nicht darunter, denn sie haben ja genau die schlechten Volksschulen wie Großrussen, und noch dazu ausschließlich russische Schulen. Von alten Kulturgütern, die aus dem 16. Jahrhundert noch oder etwas mehr zurück stammen, kann ein Volk nicht zehren. Man kann mit Recht sagen, das Kulturniveau ist wohl das gleiche, fast überall in Rußland, mit Ausnahme von kleinen Oasen, die bei der großen Masse und der Ausdehnung des Reiches keine Rolle spielen. Und die Ukrainophilen in Österreich können doch nicht mit gutem Gewissen behaupten, daß das ukrainische Volk in Rußland ein höheres Kulturniveau als das großrussische besitzt — ich spreche von der großen Masse, von den 80 Prozent, die Revjuk anführt. Möglich ist es, daß die Ukrainer in Österreich auf einem höheren Kulturniveau stehen; es sollte ja eine ruthenische Universität gegründet werden — nun, das ist ein Beweis dafür, den ich gelten lasse. Mögen diese Kulturbestrebungen der Ukrainer weiter in Österreich fortgeführt werden, sie sind nur zu begrüßen. Aber die Ukrainer sollen keine Propaganda in Russisch-Ukraina treiben, das sollen sie besser lassen, es führt zu nichts Gutem. Da liegt eine ständige Gefahr — auch für Österreich selbst, es kann zu Reibungen führen, genau wie die großserbische Propaganda, und schließlich hat Rußland Recht, wenn es Protest erheben würde — das ist eine Bedrohung seiner Staatseinheit. Aber da wird sicher Österreichs Regierung einen Riegel diesen Träumen vorschieben. Rußland muß den Fremdvölkern freie Entwicklung ihrer nationalen Eigenart sichern und wird es auch sicher tun. Es sind schließlich keine Kundgebungen der Regierung, sondern Wünsche nicht maßgebender Kreise. Ich spreche aber so, als wären es bloß die österreichischen Ukrainer, die solche Wünsche auch im Namen der russischen Ukrainer abgeben. Ich glaube es annehmen zu können, wenn auch in diesem Bunde zur Befreiung der Ukraina manche aus Rußland stammen mögen. Die Bewegung in Rußland selbst kann nicht allzugroß und weitverbreitet angesehen werden, sie ist mehr eine

Digitized by Google

akademische Bewegung unter den 32 Millionen Ukrainern in Rußland, so hoch schätzen Revjuk und andere die russischen Ukrainer. Und wir Russen können bei unseren Bestrebungen, den Fremdvölkern gerecht zu werden, viel, sehr vieles bei Österreich lernen. Österreich ist auch ein Nationalitätenstaat und hat sich in diesem Kriege ausgezeichnet bewährt. Die Ungarn, Slowenen, Kroaten, Polen und alle andern Volksstämme schlugen sich tapfer für Österreichs Existenz. Es hat wohl Ausnahmen gegeben, auch Spionage soll vorgekommen sein, besonders unter den Ruthenen in Galizien, aber Einzelfälle können nicht als Schuld einem ganzen Volke zugeschrieben werden. Das sind arme verirrte Menschen und oft auch sind es schwarze Schafe, wie überall. Immer und immer wieder will ich betonen, daß der freien Entwicklung der fremden Volksstämme keine Hindernisse mehr gestellt werden. Und nach dem Kriege wird es so werden. E. Steffen zweifelt daran, daß eine Besserung in der Politik der Regierung eintreten werde und fragt Kropotkin, woher er das wisse oder warum er es annehme. Es lägen doch keine greifbaren Tatsachen vor, die Regierung habe doch seit der Einführung der Konstitution noch nichts dafür getan. Ja, das ist wahr. Steffen hat recht und doch nicht ganz. Ist es vielleicht, weil in mir der Glaube an Rußland so stark spricht?

12. August.

Die Einnahme von Warschau löste eine starke Wirkung unter den Polen aus, was ja selbstverständlich ist. Und selbstredend waren es die österreichischen Polen, die sich zuerst meldeten. Zwei Kundgebungen liegen vor — die eine vom Polenklub und die zweite — für mich die symptomatischste — vom Obersten Nationalkomitee. Und da machen mich zwei Sätze besonders stutzig — die Einnahme von Warschau sei nicht nach ihrem Wunsche erfolgt, und zweitens, die Polen wünschen die Errichtung eines Königreiches Polen, vereinigt mit dem ungeteilten Galizien. Den ersten Satz kann ich nur so verstehen, daß die Herrschaften bei dem Einzuge der deutschen Truppen in Warschau dabei sein wollten. Das ist ja sehr nett und lieb von ihnen und hätte sich ganz malerisch gemacht, aber würde ein zu großes Entgegenkommen seitens der Deutschen sein. Die Polen scheinen zu vergessen, daß es sich in diesem Kriege nicht um die Befreiung der Polen vom russischen Joche und nicht um die Herstellung eines Königreichs Polen handelt. In erster Linie handelt es sich um die Sicherung des Deutschen Reiches. Deutsches Blut ist in Strömen geflossen, um dieses Ziel zu erreichen und die Einnahme von Warschau ist nur eine Etappe zu diesem Ziele. Wie weit nach Polen oder Rußland selbst deutsche Truppen hineinmarschieren und ob die eroberten Gebiete in vollem

Digitized by Google

Umfange von Deutschland behalten werden — das ist lediglich Deutschlands Sache. Wirklich, in mir spricht jetzt nicht der Russe, der die polnische Sache so von oben herab behandelt. Nein, ich will nur gerecht sein. Was haben die Polen selbst zu ihrer Befreiung beigetragen? Man kann doch nicht die polnische Legion überhaupt als einen Faktor in diesem Kriege betrachten. Und übrigens finde ich, wenden sich die Herren an die falsche Adresse, denn Deutschland hat nie erklärt, daß es für die Befreiung von unterdrückten Völkern kämpft. Das haben England, Frankreich und Rußland in hochtönenden Phrasen kundgetan und auf ihrer Fahne steht es geschrieben. Deutschland hat klipp und klar erklärt, es handelt sich um unsere, d. h. der Deutschen Existenz. Es ist doch eine Anmaßung, mit fremdem Blute die Kastanien aus dem Feuer holen zu lassen. Ein Königreich Polen, vereint mit dem ungeteilten Galizien, soll errichtet werden — das ist etwas unklar. Wo liegen die Grenzen dieses künftigen Königreiches? Soll es das Kongreßpolen umfassen oder sollen die polnischen Forderungen in vollem Umfange befriedigt werden? Vielleicht, nehme ich diese Kundgebungen zu ernst? Sie gehen doch von Wien aus — vom dortigen Polenklub und dem Obersten Nationalkomitee. Brauchen ja nicht mit den Wünschen der deutschen und russischen Polen übereinzustimmen. Jedenfalls ist es verfrüht, mit irgendwelchen Forderungen zu kommen und das Oberste Nationalkomitee mit all den übrigen Instanzen soll mal hübsch warten, was die deutsche Regierung beschließt, nach Abschluß der kriegerischen Operationen zu tun. — In der Presse wurde schon früher die Frage der Errichtung eines Pufferstaates erörtert — ob das nun verwirklicht wird oder nicht, das wird die Zeit lehren. Jedenfalls wäre ein Pufferstaat keine Lösung für die wirkliche Sicherung des Reiches — und besonders ein polnischer Staat. Die Geschichte hat ja gezeigt, daß Polen vor seiner Aufteilung lange Zeit schon sich nicht selbst regieren konnte. Für heute aber Schluß — kommt Zeit, kommt Rat.

14. August.

Es ist doch wirklich herrlich zu leben und man erlebt so seinen Spaß. Man könnte laut auflachen, wenn die Lage nicht so verteufelt ernst wäre. Millionen von Menschen lassen in ehrlichem Kampfe ihr Leben und da kommen Bierbankpolitiker — es ist hart, aber ich kann sie nicht anders nennen — und machen ihre Separatwünsche geltend. Sie teilen die Haut des Bären, ehe er erlegt ist, und wollen den Jäger sozusagen zur Seite schieben. Die Aufrufe der österreichischen Polen erzeugten prompt einen Protest seitens eines Vorkämpfers für die ruthenische Sache. Dr. E. Lewicky, Mitglied des Reichsrates, veröffentlicht einen Artikel unter dem

Digitized by Google

sehr eigentümlichen Titel „Polnische Friedensbedingungen". Nanu, sage ich mir, seit wann stellen denn die Polen Friedensbedingungen auf. Sie führen doch keinen selbständigen Krieg. Kurz und gut, Herr Lewicky will nicht dulden, daß die polnischen Politiker auch über das Land Galizien als ein unteilbares Ganze entscheiden sollen. Er beweist, daß Ostgalizien ein besonderes ukrainisches Land bildet, geschichtlich genommen, und meint, daß die Polen keinen begründeten Anspruch auf Verfügungsrecht über Ostgalizien auch mit Rücksicht auf die nationale Zusammensetzung der Bevölkerung des Landes haben. Nach seinen Angaben machen die Ukrainer in Ostgalizien 65%, die Polen 20%, die Juden 11% und die Deutschen ca. 4% aus, aber die Polen hatten bei der Volkszählung ihre Minoritätsziffer dadurch zu ihren Gunsten gehoben, daß sie alle Juden und zum Teil sogar die Deutschen und die Ukrainer als Polen eingetragen hatten. — Jedoch während des Krieges haben sich die galizischen Juden, also die 11%, öffentlich dagegen gewehrt, als Polen zu gelten. Dr. Lewicky erblickt in der Forderung des Polenklubs und des Nationalkomitees nach Zuteilung Ostgaliziens zum zukünftigen polnischen Staate nichts als eine Anmaßung. Die Polen hätten, seiner Ansicht nach, stets im Laufe ihrer einstigen Selbständigkeit den Drang bekundet, fremde Sondergebiete zu besetzen und zu beherrschen, und die Folge davon waren blutige Kämpfe mit der ukrainischen Bevölkerung. Kurz und gut, die Polen mögen ihre Hand nach fremdem Eigentume nicht ausstrecken, da sie selbst noch nichts in den Händen haben. — So weit der Artikel — der Schluß gefällt mir am besten. Nun ist ja die Sachlage geklärt und es hängt bloß vom Bunde zur Befreiung der Ukraine in Wien ab, wann er zu energischen Maßregeln greifen soll. Erstens muß die deutsche Heeresleitung bewogen worden, daß die Ukraine schleunigst erobert wird, zweitens kommt dann ein Manifest und der Bund übersiedelt nach der Hauptstadt der Ukraine, Kiew, und tagt dort weiter. Ja, verflucht noch einmal, sind sich denn diese Kaffeehauspolitiker nicht bewußt, daß sie lächerlich und anmaßend sind? Draußen wird um Deutschlands Schicksal gekämpft, der Kampf ist noch nicht zu Ende und da kommen diese Herrschaften mit ihrem Kleinkram und belästigen einen mit ihren verspielten Träumen. — Wartet doch ab, bis man euch fragt und seid nicht so voreilig. Mir haben ja schon früher die Artikel über die Ukraine, die ukrainische Frage usw. viel Vergnügen gemacht, aber jetzt wird es zu bunt. — Vergessen denn die Herren vom Ukrainischen Bund, wie dieser Krieg entstanden ist? Den ersten Anstoß gab Serbiens Verhalten, Österreich konnte nicht mehr die großserbische Propaganda dulden und mußte eine Lektion erteilen. Leider konnte der Krieg nicht lokalisiert werden. Und was tun die österreichischen Ukrainer?

Digitized by Google

Sie zählen ungefähr drei Millionen in Österreich und über 30 Millionen sollen in Rußland wohnen. Da wollen diese drei Millionen die übrigen dreißig befreien und zu einem Staate vereinigen. Zunächst geben die Führer dieser Bewegung selbst an, daß nicht mal sämtliche in Österreich wohnenden Ukrainer für die Idee zu haben sind. Und in Rußland ist die Bewegung auch rein akademischer Natur. An eine Aufteilung Rußlands ist noch nicht zu denken, also bleibt die Ukraine noch unbefreit. — Was Deutschland mit den eroberten Gebieten macht — ist die Sache der Regierung. Die ukrainische Bewegung in Österreich jedoch halte ich — sollte sie versuchen, in Rußland Propaganda zu machen, — einfach für staatsgefährdend für Österreich selbst. Es würde immer einen Anlaß mehr zu Reibungen zwischen Rußland und Österreich geben. Besser ist es, die Herrschaften beschränken ihre Tätigkeit in Galizien und schließen das Wiener Bureau. Nun aber genug davon. — Der Leitartikel der „Frankfurter Zeitung" vom 12. über die Polenfrage war übrigens sehr gut. Er anerkennt die Berechtigung der polnischen Wünsche, sagt aber zu guter Letzt, man möge doch nicht übersehen, daß nicht die Polen sich selbst befreit, sondern daß das deutsche Heer das von den Polen als Hauptstadt ihres künftigen Staates ersehnte Warschau erobert hat. Und meint ebenfalls, daß die Interessen Deutschlands und Österreich-Ungarns vor allen Dingen den Vorrang haben. Damit ist so die Hauptsache gesagt — mehr ging es wohl nicht an, teilweise des Burgfriedens wegen, teilweise um die Polenwünsche nicht allzu illusorisch hinzustellen. —

24. August.

Die dänische Zeitung „Politiken" brachte sozusagen als Antwort auf die Rede des Reichskanzlers einen Leitartikel unter dem Titel: „Ein neues Königreich Polen". — Sie sagt, der Reichskanzler hätte wohl nicht direkt gesagt, daß Deutschland die Absicht habe, ein polnisches Reich zu errichten, aber es läge doch nah, so seine Worte zu verstehen. Und nun wird weiter herumgetüftelt, was eigentlich Deutschland mit Polen zu tun beabsichtige. Falls Kongreßpolen nur hergestellt würde, so wäre damit den Polen wenig gedient, sollte sich jedoch Deutschland stark genug fühlen, um die nationale Sammlung und das nationale Selbstbestimmungsrecht für die Polen zu realisieren, so würde — könnte man mit Sicherheit eine bejahende Antwort aus der Kanzlerrede herauslesen — dies eine der bedeutungsvollsten staatsmännischen Erklärungen bedeuten, die die Weltgeschichte kennt. Und zum Schluß sagt das Blatt, die Vergangenheit wirft dunkle Schatten auf die Zukunftsbilder, die der russische Großfürst und der Deutsche Reichskanzler den Polen zeichnet. — Mich wundert es sehr,

Digitized by Google

ıß kein Ton darüber gesagt wird, daß Deutschland doch eigentlich für .e eigene Sicherheit kämpft und zu sorgen hat. Dies läßt man so ganz ıßer acht. Warum begnügt man sich nicht, abzuwarten, was geschehen ird, und zerbricht sich schon jetzt den Kopf über Fragen sekundärer Na- ır, die außerdem doch wirklich innerpolitische Fragen Deutschlands sind. ofort nach der Einnahme von Warschau brachte dasselbe dänische Blatt ne Depesche mit Vermutungen über die polnische Frage, und zwei Tage ıraus sogar die Bilder der vermutlichen Thronkandidaten von Polen. as gehört sozusagen zu Zeitungssensationen und bedeutet nichts. Ich erstehe, daß eine kleine Nation die größten Sympathien für ein anderes leines Volk, bis jetzt zerrissen und unterdrückt, hat. Das ist sehr schön, at aber nichts mit Politik zu schaffen, da gibt es weder Antipathien noch ympathien, sondern nur nüchterne Staatsklugheit. — Die Kundgebun- en des Polenklubs in Wien und des polnischen Nationalkomitees haben uch viele polnischen Blätter veranlaßt, zur Ruhe und Überlegung aufzu- rdern und aus Rapperswil sendet das dortige polnische Pressebureau eine Nitteilung — zunächst von jeder aktiven Kooperation mit der Krakauer ationalen Vertretung und weiterer Bildung der Warschauer Legion ab- usehen. — Das sind vernünftige und politisch kluge Ratschläge. Der Sie- er muß zuerst für sich sorgen und dann kann er es für andere tun, also übsch abwarten. —

Fürst Krapotkin über die Anfänge des französisch-russischen Bündnisses.

Da wo Krapotkin erzählt (in der bei Lutz, Stuttgart, erschienenen deutschen Ausgabe seiner Memoiren II, 293 ff.), wie ihm 1882 in Lyon wegen Zugehörigkeit zur Internationale der Prozeß gemacht wurde, schreibt er zum Schluß: „Kurze Zeit nach der Verurteilung wurde der Vorsitzende zum Landgerichtsrat befördert. Dem Staatsanwalt und einem andern beteiligten Beamten verlieh die russische Regierung — man sollte es kaum glauben — das Sankt-Anna-Kreuz und die Republik gestattete die Annahme des Ordens! So hatte das berühmte Bündnis mit Rußland seinen Ursprung in dem Lyoner Prozeß."

Auch als es sich um die Freilassung des russischen Revolutionärs handelte, widerstrebte, wie dieser (II, 352 f.) erzählt, die französische Regierung, um dem russischen Kaiser gefällig zu sein, solange wie möglich dem Drängen der französischen Kammer. „Alexander III. war gegen meine Begnadigung, und eines Tages erklärte der Ministerpräsident Freycinet in Beantwortung einer Interpellation in der Abgeordneten kammer geradezu: Diplomatische Schwierigkeiten ständen Krapotkins Freilassung im Wege. Sonderbare Worte aus dem Munde des Ministerpräsidenten eines unabhängigen Staates; doch man hat seit dem Abschluß jenes unseligen Bündnisses zwischen Frankreich und dem kaiserlichen Rußland noch ganz anderes zu hören bekommen!"

Jetzt ist Krapotkin in London und erwartet, daß Europa durch das französisch-russische Bündnis vom deutschen Militalismus befreit wird.

Digitized by Google

Briefe russischer Gefangener.

Das Königl. Preußische Kriegsministerium gibt für die russischen Kriegsgefangenen in Deutschland eine zweimal wöchentlich erscheinende Zeitung in russischer Sprache heraus, die bis November 1915 „Russische Nachrichten" hieß und jetzt „Russischer Bote" heißt. Die Zeitung kostet bloß 60 Pf. monatlich und wird anscheinend viel gelesen. Diese vortrefflich redigierte und schön gedruckte Zeitung enthält die amtlichen Tagesberichte aller kriegführenden Staaten, Auszüge aus russischen, neutralen und Entente-Zeitungen, niemals deutsche Preßstimmen; eine von der französischen Regierung für die deutschen Gefangenen in Frankreich herausgegebene Zeitung, aus der wir vielleicht Proben bringen können, ist angefüllt mit Lügennachrichten über deutsche Niederlagen; kann es etwas Bezeichnenderes für den beiderseitigen Nationalcharakter geben? Ferner enthält der Russische Bote gutes literarisches Feuilleton, Aufsätze über Landwirtschaft und Technik, Gedichte und einen umfangreichen Briefkasten, in dem die Kriegsgefangenen miteinander in Verkehr treten können und ihre Verwandten und Freunde, die gleichfalls in Gefangenschaft geraten sind, suchen. Viele Kriegsgefangene arbeiten selbst an der Zeitung mit: fast jede Nummer enthält Zuschriften einzelner Gefangener an die Redaktion. Aus diesen Briefen bringen wir nun eine kleine Auswahl in deutscher Übersetzung.

Sehr geehrter Herr Redakteur! Wir begegneten Ihrer Zeitung anfangs mit einem gewissen Mißtrauen. Doch jetzt, wo wir sie näher kennen gelernt haben, bereitet sie uns solche Freude, daß wir ohne sie gar nicht auskommen könnten. Es wäre uns sehr erwünscht, daß auch unsere Frauen und Eltern die Möglichkeit hätten, diese Zeitung zu lesen. Wir bitten Sie höflichst, uns mitzuteilen, ob auch sie (die in der Heimat Gebliebenen) Ihre Zeitung abonnieren können.

Ich würde nach dem Kriege gerne in Deutschland bleiben, um so mehr als ich weiß, daß meine Verwandtschaft gänzlich ruiniert ist. Könnten Sie mir vielleicht sagen, wo wir, d. h. ich und meine Kameraden, die ebenfalls in Deutschland bleiben wollen, am besten Beschäftigung in der Landwirtschaft finden können.

Wenn ich den Wunsch äußere, in Deutschland zu bleiben, so will ich damit nicht sagen, daß ich meine Heimat nicht liebe: die schwierigen Bedingungen, unter denen wir dort leben müssen, erweckten in mir den Entschluß, in Deutschland zu bleiben.

Wenn man in Betracht zieht, daß in Rußland nur die Reichen erträglich leben, so war dieser Krieg für uns Arme wie ein Retter aus unerträglicher Not.

Einige von uns bekommen jetzt Geld aus Rußland, viele verdienen hier, so daß wir die Möglichkeit haben, uns Bücher usw. zu kaufen. Wir bitten Sie, uns mitzuteilen, wo wir billig Wäsche kaufen können. Sonst haben wir alles Notwendige; zuweilen fehlt es uns an Tabak. Können Sie uns nicht etwas Tabak schicken? Die Vorgesetzten behandeln uns sehr gut.

Hochachtungsvoll N. P., Gefangenenlager Münsingen.

(„Russische Nachrichten" Nr. 46 v. 25. August 15.)

Bei den Chausseearbeiten in der Nähe der Stadt Bütow wurden wir von einem Soldaten namens Boland bewacht. Da ich und meine Freunde von ihm sehr guter Meinung sind, bitten wir die verehrte Redaktion, uns mitzuteilen, welches Schicksal unsern lieben Wachtposten betroffen hat. Sein Bild steht immer vor mir, und ich werde das Andenken an diesen Sohn Deutschlands später in

Digitized by Google

meine Heimat mitnehmen. Am 13. oder 14. Juli wurde er an die Front geschickt.

(Antwort der Redaktion: Es ist uns bisher leider nicht gelungen, festzustellen, wo sich jetzt dieser Soldat befindet.)

(„Russische Nachrichten" Nr. 62 v. 20. Oktober 1915.)

Grüß Gott, Kameraden! Ich will Euch meine Eindrücke mitteilen. Hört zu, ob Ihr es in Euren Arbeitskompagnien und in den Dörfern ebenso habt? Im Lager Wandsbeck wurden wir drei ausgewählt und in die Stadt Plön gebracht. Das war am 20. August. Am Bahnhof erwartete uns ein stattlicher Herr in Begleitung eines Wachtpostens. Diesem letzteren wurden wir vom Soldaten, der uns im Zuge begleitete, übergeben. Dieser Herr war, wie es sich herausstellte, unser Bauer. Der Herr und der Soldat brachten uns zum Wirtshause, wo ein guter Wagen mit einem Pferde wartete. Der Herr ging fort, und der Wachtposten sagte uns: „Bauer ist gut!" Nach fünf Minuten kam der Herr zurück und gab jedem von uns zehn Zigaretten und eine Zigarre. Wir legten unsere Sachen in den Wagen, setzten uns alle fünf hinein und fuhren aus der Stadt heraus. Nach etwa fünf Werst zeigte sich das Dorf, welches Meinstow (?) heißt. Hier hielten wir vor einem schönen Hause. Der Herr stieg vom Wagen und führte uns in die Stube. Wir verbeugten uns vor der Hausfrau und dem jungen Mädchen — ihrer Tochter, setzten uns an den Tisch und bekamen Kaffee und etwas zu essen. Der Wachtposten ging fort, und seither sehen wir ihn nur an Sonntagen; er bringt Listen mit, die wir unterschreiben müssen, und der Bauer zahlt ihm unsere Löhne. Der Bauer führte uns in eine Stube im gleichen Hause, wo für uns Betten vorbereitet waren. Wir bekamen je zwei Bettdecken, zwei Handtücher, Seife, Waschbecken und einen Eimer. Sobald wir uns eingerichtet hatten, rief man uns zum Mittagessen. Das Essen war vortrefflich, und ist es bis heute geblieben. Nach dem Essen gab der Bauer einem jeden noch zehn Zigaretten und fragte uns nach den Namen und was jeder zu Hause getrieben hatte. Wir nannten unsere Namen. Meine Kameraden Iwan und Anton sind Ackerbauer; ich bin Bäcker und Konditor.

Dann führte man uns auf die Arbeit. Wir jäteten Rüben und banden auf dem Felde Garben. Obwohl ich diese Arbeit zum ersten Male im Leben machte, arbeitete ich nicht schlechter als meine Kameraden. Während des Garbenbindens kam der Bauer und lachte, weil ich jeden Augenblick mir die Stacheln aus den Händen zog. Die Arbeit ging gut weiter. Am Sonntag früh brachte uns der Bauer eine Schmiere und befahl uns, unsere Stiefel einzuschmieren. Mich führte er in die Küche und bat mich, daß ich meine Kunst zeige. Ich machte etwa dreißig kleine Kuchen von verschiedenen Sorten, die wir um vier Uhr zum Kaffee essen durften. Der Bauer fuhr in die Stadt und brachte uns hundert Zigaretten mit. Das tut er jeden Sonntag. Wir waschen unsere Wäsche in einer eigenen Hütte, die für Wäschewaschen und Brotbacken eingerichtet ist. Vom Montag ab mähten meine Kameraden das Getreide, während ich ihnen nachging und Garben band. Die Arbeit ging sehr gut von statten. Wir mähten das ganze Getreide ab, brachten es ein und droschen es.

Digitized by Google

Unser Bauer ist immer guten Muts und lobt uns immer. Ich muß Euch, meine Freunde, sagen, daß wir ihn noch niemals mürrisch gesehen haben: er ist immer lustig und zu Späßen aufgelegt. Wir haben ihn und seine Frau so liebgewonnen, daß wir sie nur Papa und Mama nennen. Wir haben soviel Deutsch gelernt, daß wir fast alles verstehen; der Bauer braucht uns manche Dinge, die er uns anfangs mit Zeichen erklärte, jetzt nur zu sagen. Er selbst lernt von uns Russisch. Mit Mühe lernte er die Worte: Swinji (Schweine), Gussi (Gänse), Utki (Enten) und Sliwy (Pflaumen). Über das Wort Sliwy muß er jedesmal lachen, ich weiß nicht warum. Einmal sitzen wir am Tisch, trinken Kaffee, und Kamerad Anton erzählt, daß „Butter" in Rußland „Maslo" heißt und „Hund" — „Sfobaka". Die Tochter des Herrn wollte es wiederholen und sagte für Hund — Maslo und für Butter — Sfobaka. Sie merkte selbst den Fehler, und wir alle lachten.

Ich will das aber beiseite lassen und fortfahren. Wir haben es also hier gar nicht schlecht. Ich und Iwan helfen den Frauen die Kartoffeln ernten, und Anton bestellt das Feld. Auch ernten wir Kohl und bringen ihn ein. Wir haben die Kühe von der Weide in den Stall gebracht. Anton übernahm es, sie zu füttern und zu pflegen. Als der Bauer seine Liebe für diese Arbeit sah, beauftragte er ihn für immer mit den Stallarbeiten. Iwan muß pflügen und die Pferde pflegen. Ich muß die Schweine putzen, was ich zweimal in der Woche mache, an Samstagen den Hof kehren, Holz hacken, Holz und Kohle in die Küche tragen, den Tauben ihr Futter geben und jeden Morgen und Abend die Milch zur Meierei tragen. Das ist alles nicht schwer. Ich habe mit den Kindern Bekanntschaft gemacht, und sie haben mich so lieb, daß sie mir jeden Abend entgegenlaufen und schreien: „Gut Mann Simon"; sie begleiten mich zur Meierei und schleppen mir die leeren Kübel herbei.

Nach der Tagesarbeit bekommen wir zum Abendessen gekochte Kartoffeln mit Fleisch und eine gute Milchsuppe. Dann gehen wir in unsere Stube, legen uns hin und rauchen. Ich lese den Kameraden den „Russischen Boten" vor, den uns der Herr auf eigene Rechnung abonniert. Jeden Sonntag hat unser Herr Gäste; im Laufe des Tages beschenken sie uns mit Zigarren und vor dem Aufbruch schenken sie einem jeden von uns eine halbe Mark.

So leben wir, danken Gott und erwarten jenen großen und freudigen Tag, wo die Blutströme nicht mehr fließen und wir sagen können: lebt wohl, ihr deutschen Felder, leb wohl, du deutsches Land, wir fahren fort in die Ferne, wo uns unsere Frauen und Kinder erwarten.

Auf Wiedersehen, Kameraden! Es ist schon neun Uhr, und wir gehen schlafen. Morgen ist Sonntag: ich muß früh aufstehen, den Kameraden helfen, den Stall zu putzen, die Milch zur Meierei bringen, Kaffee trinken, Wäsche waschen und Kleider ausbessern. S. G. P.

(„Russischer Bote" Nr. 7 v. 25. Dezember 1915.)

Zu dem unendlich langen Verzeichnis der in diesem Kriege Gefallenen und Verschollenen kommt der Name unseres vor einigen Tagen hier im Lager Neustrelitz verstorbenen Kameraden Iwan Krawnik hinzu.

Digitized by Google

Wir beerdigten ihn mit allen Ehren, die einem Soldaten gebühren. Aus ıseren knappen Mitteln kauften wir einen Kranz. Ein Chor von vierzig Mann gleitete den Verstorbenen bis zu seiner letzten Ruhestätte.

Ich muß ganz besonders auf die warme Anteilnahme hinweisen, die die deutsche ıgerverwaltung bei der Beerdigung zeigte. Alles war vorgesehen, die Chor= itglieder waren an den Stunden, wo sie Proben hatten, von der Arbeit befreit. ränze mit entsprechenden Aufschriften auf den Schleifen wurden bestellt. Die ınze Arbeit der Verwaltung zeugte von warmer Anteilnahme und vom Be= reben, der Trauerfeier ein möglichst feierliches Gepräge zu geben. Die Tränen ı den Augen unseres „Großväterchens" (so nennen wir unsern Kommandanten) nd des Leutnants, als sie Erde ins offene Grab warfen, zeugen von der Auf= chtigkeit ihres Beileids.

Der Trauerzug ging zwischen zwei Reihen unserer Kameraden hindurch. An er Spitze gingen der Rittmeister und der Leutnant. Der Trauergesang: „Hei= ger Gott, heiliger Starker . . " klang schön in der frostigen Luft, und die Töne rstarben hoch im Himmel. Unsichtbare Hände fingen die Worte des Gebets auf nd trugen sie zum Throne des Höchsten.

Unser letztes Lebewohl . . . Schlafe wohl, teurer Kamerad!

(„Russischer Bote" Nr. 8 v. 29. Dezember 1915.)

Am 23. November beerdigten wir, die Kriegsgefangenen im Lager Mannheim, unsern Kameraden, der im hiesigen Gefangenenlazarett verstorben ist. Wir lle waren tief erschüttert durch die aufrichtige Anteilnahme, die unser verehrter Leutnant vom I. Bataill. 3. Komp. zeigte. Sein aufrichtiges Beileid drückte unser Beileid, und seine Trauer unsere Trauer aus. Er stand beim offenen Grabe des unschuldigen Schicksalsopfers und vervollständigte damit die traurige Feierlich= keit. Der Pastor der hiesigen lutherischen Kirche nahm an der Einsegnung der Leiche teil. Sein Gebet stieg mit unseren Gebeten in den Himmel hinauf, und seine Tränen waren unsere Tränen.

Möge Gott auch unsere Gebete, die wir für diesen edlen und liebevollen Prie= ster darbringen, erhören. Möge der Herr ihm langes Leben spenden.

Daher danken wir, Herr Redakteur, durch Ihre verehrte Zeitung aus vollem Herzen den erwähnten Personen sowie auch den hiesigen Bürgern, die durch ihre stumme Anwesenheit die allmenschliche Trauer beim Versenken der Leiche ins Grab vervollständigten.

Mit Erlaubnis des Leutnants widmeten wir dem Andenken des Verstorbenen einige Worte. Und in unseren am Grabe gesprochenen Worten erwähnten wir auch des Edelmuts Deutschlands und der Feierlichkeit, mit der die ganze Trauer= zeremonie ausgestattet war.

(„Russischer Bote" Nr. 6 v. 22. Dezember 1915.)

Ich hörte Euch oft, Ihr lieben Gefangenschaftsgenossen, sagen, daß Ihr es in der deutschen Kriegsgefangenschaft „schlecht" habt; warum fragt Ihr Euch aber nicht, wie die Kriegsgefangenen bei uns in Rußland leben und behandelt werden?

Digitized by Google

Ihr habt wohl nie ein russisches Gefangenenlager gesehen; ich stand aber oft Wachtposten am Gefangenenlager zu Mjenomnyj Dwor, vier Werst von Orenburg, wo die kriegsgefangenen Deutschen und Österreicher interniert sind, und habe dieses Lager oft aus Neugierde besichtigt.

Die kriegsgefangenen Österreicher sind in einem schmutzigen, gemauerten Raum untergebracht. Zu beiden Seiten ziehen sich in drei Stockwerken angeordnete Pritschen; zwischen den Pritschen ist nackte Erde; ich sah diesen Raum zur Winterszeit, und es war darin sehr schmutzig; in diesem Raume waren 3000 Mann untergebracht.

Sie schliefen ganz ohne Matratzen und Bettdecken; das Ungeziefer gab ihnen keine Ruhe, und während des Postenstehens sah ich oft, wie die Gefangenen Jagd auf das Ungeziefer machten.

Es war in diesem Raume sehr kalt, obwohl es darin vier Öfen gab; sie wurden aber nur nachts geheizt, und für jeden Ofen wurden nur zehn Scheite Holz bewilligt.

Die Fenster sind klein und befinden sich sehr hoch, so daß es einem Menschen, der zum erstenmal hereingerät, ganz bange zumute wird; der feuchte Geruch, die mangelhafte Beleuchtung und der Schmutz verstärkten noch den Eindruck, daß man sich in einem vernachlässigten Keller und in keiner Gefangenenbaracke befindet.

Die Verpflegung war von zweifelhaftem Geschmack. Zu meiner Zeit, d. h. im November 1914, bekamen die Gefangenen nur 1½ Pfund Brot pro Tag. Eure Behauptung, daß die Kriegsgefangenen bei uns drei Pfund Brot bekommen, ist also die Frucht Eurer Phantasie.

Bisher sprach ich nur von den kriegsgefangenen Österreichern, deren Lage besser ist als die der Deutschen.

Die deutschen Kriegsgefangenen befinden sich tatsächlich in kellerartigen Räumen. In jedem Zimmer sind 25—30 Mann untergebracht, und die Räume sind so feucht, daß das Wasser an den Wänden herunterläuft. Aber auch die Räume für die Wachmannschaften sind nicht besser.

Die deutschen und österreichischen Offiziere befinden sich in ähnlichen Räumen, nur daß die Wände stellenweise mit Brettern verkleidet sind und die Möbel besser sind als bei den Soldaten.

Wir haben hier in Deutschland an den Gefangenenlagern eine regelmäßig funktionierende Post, ferner Schulen, alle möglichen Zerstreuungen; das Wichtigste ist, daß für uns hier eine eigene Zeitung erscheint. In Rußland gibt es nichts dergleichen, und am allerwenigsten eine Zeitung.

Wir können also, meine Freunde, im Vergleich mit dem Obengesagten sagen, daß wir uns in Deutschland nicht in Gefangenschaft, sondern auf Besuch befinden; und wenn man Euch auch „mit Hygiene und Reinlichkeit zusetzt", so ist das in Eurem eigenen Interesse: Ihr wißt ja selbst, was Ihr in Rußland in Friedenszeiten vom Ungeziefer auszustehen habt; das hängt alles von unserer allgemeinen Unreinlichkeit und Nachlässigkeit ab.

Nach allem muß ich Euch sagen, meine Freunde: Ihr habt den falschen Ausdruck gewählt: nicht „schlecht" geht es uns in der Gefangenschaft, sondern „wir

Digitized by Google

zehren uns in Sehnsucht, weil wir die von uns geliebten Wesen nicht in erer Nähe haben".

J. aus L.

(„Russischer Bote" Nr. 21 v. 12. Februar 1916.)

Wir sind unser 28 kriegsgefangene Russen, bei deutschen Bauern in Wieblingen als Feldarbeiter angestellt.

Am 24. Dezember sagte uns unser Wachtposten, daß wir uns um vier Uhr chmittags in unserer Baracke versammeln sollen, zur Weihnachtsbescherung, für uns von unsern Bauern veranstaltet wird.

Als wir um vier Uhr in unsere Baracke kamen, erblickten wir einen Weihchtsbaum, mit dessen Ausschmückung zwei Wachmannschaften und zwei schöne nge Frauen (es waren die Töchter des Bürgermeisters von Wieblingen) beäftigt waren. Um fünf Uhr war der Baum fertig, und alle waren zur Stelle. er Weihnachtsbaum stand am Fenster und blickte auf die Straße hinaus.

Miten in der Stube standen zwei lange Tische; an der einen Seite der Tische :lten wir uns auf, das Gesicht zu unserm schönen Weihnachtsbaum gewandt; ıs gegenüber standen unsere Arbeitgeber — etwa 20 Personen — mit dem ürgermeister an der Spitze. Die Wachmannschaften verteilten auf den Tischen appschachteln, von denen jede den Namen eines Gefangenen trug, für den sie estimmt war. Als alles fertig war, sangen wir unsere Gebete, und dann sangen ie Deutschen ihre Gebete. Nach dem Gesang hielt der Bürgermeister irgendeine nsprache, während der die anwesenden Frauen weinten; auch der Bürgermeister lbst sprach mit zitternder Stimme und gab sich Mühe, die Tränen zu veralten; schließlich weinte er auch. Besonders viel weinte seine Tochter, deren ann sich in russischer Kriegsgefangenschaft in Astrachan befindet. Nachher beannen die Wachmannschaften die Geschenke unter uns zu verteilen; sie bestanden us Wäsche, Tabak, Zigarren, Kuchen, Obst usw. Nach der Bescherung gingen vir in die Viehställe, um dem Vieh das Futter vorzubereiten. Am 25. und 26. Dezember hatten wir frei und gaben nur dem Vieh das vorbereitete Futter. Die Feiertage verbrachten wir sehr lustig: in unserer Partie gibt es zwei Spieleute, von denen der eine Ziehharmonika und der andere Geige spielte. Wir anzten, sangen und lasen die Zeitung. Einige von uns weinten, besonders diejenigen, die zu Hause ihre Wirtschaft mit Frau und Kindern verlassen hatten. Jetzt nach dem Feste arbeiten wir wieder wie früher. Wir sind hier schon sieben Monate. Die Bauern behandeln uns gut und auch über die Verpflegung habe ich noch niemand klagen gehört.

Ein Ukrainer.

(„Russischer Bote" Nr. 19 v. 5. Februar 1916.)

Gestatten Sie mir, durch Ihre geschätzte Zeitung meinen tiefgefühlten Dank dem Herrn Kommandanten des Gefangenenlagers Oberhofen auszusprechen.

Dank der ständigen Fürsorge des Herrn Kommandanten ist unser kleines Arbeitslager in bezug auf Einrichtung und Verpflegung der Gefangenen, das humane Benehmen des Feldwebels, der Unteroffiziere und Wachmannschaften gegen uns, wie auch in bezug auf die Ordnung so gut gestellt, daß wir gar nichts Besseres wünschen dürfen.

Digitized by Google

Wir gehen täglich, außer Feiertagen und Regentagen, auf allerlei Feldarbeiten, wofür wir einen entsprechenden Lohn ausbezahlt bekommen. Die Verpflegung ist reichlich, schmackhaft und sättigend; wir wohnen in einem früheren Pferdestall, den man nach verschiedenen baulichen Veränderungen und Einrichtung von Dielen gar nicht wiedererkennen kann. Ein jeder von uns hat ein Eisenbett mit strohgefüllten Kissen und Matratzen und drei Decken; die Betten stehen je einen halben Arschin voneinander ab, es gibt genügend Luft und Licht, und der Schlafraum ist gemütlich, bequem und warm.

In der Kantine kaufen wir uns Tabak, Tee, Zucker, Marmelade, Honig usw. Wir dürfen in der Woche zwei Postkarten und jeden Monat zwei Briefe in die Heimat schreiben. Die aus Rußland einlaufenden Briefe bekommen wir sofort ausgehändigt.

In der arbeitsfreien Zeit unterhalten wir uns mit allerlei Spielen; am Namenstag unseres Kaisers bekamen wir Extraessen und vermehrte Brotrationen; das Lagerkommando schenkte uns verschiedene Spiele: eine Ziehharmonika, ein Domino, Lottospiel und Dame; am russischen Weihnachtsfeste bekamen wir drei Tage frei; man machte für uns einen Weihnachtsbaum, schenkte uns noch eine Ziehharmonika; außerdem bekam jeder 30 Zigaretten und einige Bücher geistlichen Inhalts. Am Abend tanzten wir, und der Herr Leutnant schenkte einem jeden von uns noch 10 Zigaretten, und die übrigen Herren Offiziere verteilten Zigarren.

Wir wissen nicht, wie es unsern Kameraden in den andern Gefangenenlagern geht; wir wünschen ihnen aber von Herzen, daß sie es ebenso haben wie wir.

Ich danke noch einmal im Namen aller Kriegsgefangenen des Lagers Oberhofen dem Herrn Kommandanten, dem Herrn Leutnant und den Mannschaften. Wenn wir in unsere Heimat zurückkehren, werden wir nicht ein Gefühl von Feindschaft und Haß, sondern das Gefühl einer tiefen Achtung und aufrichtiger Liebe zu unsern zufälligen deutschen Vorgesetzten mitnehmen. G. L.

(„Russischer Bote" Nr. 20 v. 9. Februar 1916.)

Wichtige Neuerscheinungen.

Zum Hauptgegenstande dieses Heftes stehen in nächster Beziehung: **Erlebnisse aus elfmonatiger russischer Gefangenschaft** von Max Pfau (Deutsche Verlagsanstalt); man wird nicht leicht aus einem Büchlein von acht Bogen so viel Belehrung schöpfen wie aus diesem. **Nach Sibirien mit hunderttausend Deutschen** von Kurt Aram (Ullstein) ist natürlich sehr interessant. Von dem Mitarbeiter dieses Heftes Lic. Moering erschien **Mit verschleppten Ostpreußen an der Mündung der Wolga** (Verlag des Evangelischen Bundes, Berlin). Der angesehene Rigasche Buchhändler G. Jonck, den die russische Polizei niederträchtig behandelt hat, schildert in schlichten Worten seine **Verschickung nach Sibirien** (J. F. Lehmann). Wertvoll für die Leser dieses Heftes wie überhaupt für jeden, der Anteil am Schicksal der in Rußland Gefangenen nimmt, sind **Freytags Karten der Internierungsorte**, eine vom europäischen, eine vom asiatischen Rußland (Freytag & Berndt, Wien).

Digitized by Google

Bei Kriegsbeginn in Südrußland.

Von Edmund Schmid, früher Buchhändler in Odessa; z. Zt. Dolmetscher in einem Gefangenenlager.

Die Probemobilisation.

Am Donnerstag, den 30. Juli, befand ich mich in Südrußland in einem deutschen Kolonistendorfe nördlich der Krim. Nachmittags hatte ich noch einer Gesellschaft deutscher Bauern eingehend und zwingend die Unmöglichkeit eines europäischen Krieges erklärt. Ein Bauer war eben von der nächsten Bahnstation gekommen und hatte erzählt: „Ich stand mit dem Bahnbeamten und dem Polizisten beisammen. Da kam der Lehrbube gelaufen und sagte dem Bahnbeamten, es sei eben mit dem Telegraph etwas gekommen von den Soldaten, die fortmüßten. Der Bahnbeamte zeigte aber gar keine Eile. ‚Das ist höchstens wieder so eine Probemobilisation', sagte er. Erst als ich wegfuhr, ging er in sein Bureau." Diese Erzählung war die Ursache unseres Kriegsgespräches.

Nachts, nach 10 Uhr, wir wollten eben schlafen gehen, kam ein Mann aus einem benachbarten Weiler an das Fenster meines Gastfreundes und verlangte von ihm eine amtliche Bestätigung, daß er sieben Kinder habe, damit er nicht fortmüsse. Wir konnten aus seiner Aufregung nicht klug werden. Da galoppierte ein Reiter durch das stille Dorf. Alsbald begann es sich überall zu rühren. Die Männer liefen zusammen. Frauen hörte man schreien, wie in Todesnöten. „Mobilisation." Im Gemeindehaus versammelten sich die Hausväter, die Dienstpflichtigen wurden vorgeladen.

Andern Morgens war das Dörfchen still. Es war Erntezeit. Die Sonne brannte heiß herunter, ein Erntewetter nach Wunsch. Tags zuvor noch hatten fünf Dampfdreschmaschinen den ganzen Tag gebrummt, etliche zehn Motoren hatten den Takt dazu geklopft, mit lauten Rufen waren die Viererzüge an den Dreschmaschinengöpeln angetrieben worden, um nicht zu weit hinter den konkurierenden Maschinen zurückzubleiben. Leere Wagen waren auf die Felder hinausgefahren, zu viert und fünft waren sie vollbeladen in schlankem Trabe wieder zurückgekommen, geleitet von Knaben, Mädchen und Mägden, um den gefräßigen Maschinen dauernd Futter zu schaffen. Jede Wagenreihe wirbelte den tiefen Straßenstaub zu riesigen Wolken auf, die niemals zur Ruhe kamen und in immer neue Wolken verschmolzen. Der Großbetrieb eines landreichen deutschen Dorfes in Südrußland.

Heute war alles still, wie abgeschlagen. Nicht die feierlich stimmende Ruhe des Sonntags, sondern die bange Stille des Friedhofes. Frauen eilten zur Kirche.

Im Gemeindehaus las ich die Proklamation des Gouverneurs. Auf Befehl des Zaren Probemobilisation von Mannschaften und Pferden. Die Leute dort wußten nichts anderes. Eine jener Probemobilisationen, wie sie seit drei Jahren wiederholt, dieses Frühjahr auch schon in den benachbarten Gouvernements durchgeführt worden waren. Nach drei, vier Tagen kommen die Leute und Tiere wieder zurück. Und doch diese drückende Unruhe! Die Mütter und Frauen der Einberufenen jammerten und wollten sich nicht trösten lassen. Die Bauern schimpften über die Probemobilisation gerade während der Erntezeit, und daß man sie gerade bei ihnen mache, wo die Ernte noch gut sei, statt dort, wo man nichts geerntet und somit keine Arbeit habe. Und verbargen unter

Digitized by Google

ihrem Schelten doch nur die Angst vor Schlimmerem. Einer tröstete den andern, und aus jedem Auge drang die Furcht verstärkt in des andern Herz. Es war ein Gefühl, eine Stimmung unter den Leuten, wie etwa vor einem angekündigten Erdbeben, dem man nicht entgehen kann.

Mittags bekamen wir eine Zeitung, die die Kriegserklärung Österreichs an Serbien enthielt. Nun erhielt die Mobilisation erst ihren rechten Hintergrund und die Sache wurde brenzlig. Schleunigst packte ich meinen Koffer, bestellte einen Wagen und fuhr zur nächsten Bahnstation, um die Kreisstadt zu erreichen. Dort wollte ich Näheres erfahren.

Es wird Ernst.

Es ist Freitag, der 31. Juli. Auf der kleinen Bahnstation stehen zwei lange Züge mit Reservisten. Der eine war schon von weit her gekommen, der andere hier gefüllt worden. Ihn umgeben Massen von heulenden Weibern und schreienden Kindern in der ganzen ärmlichen Erscheinung russischer Landleute und Arbeiter. Die Reservisten selbst, Leute von anfangs zwanzig bis über vierzig Jahre, still und gedrückt; nur wenige kreischen in gemachter Lustigkeit. Über dem Ganzen eine verzweifelte Stimmung.

Ich komme gegen Abend in die Kreisstadt und eile zu dem mir bekannten Stationsvorstand, einem Polen. „Schlimm! Von unsern Bahnangestellten sind so viel einberufen, daß wir kaum den Betrieb aufrechterhalten können. Etwas Bestimmtes weiß man nicht." Ich fahre ins Hotel. Dort finde ich kaum mehr eine Unterkunft. Es ist voll von einberufenen Reserveoffizieren, Ärzten, Veterinären und Feldscherern. Die Stimmung auch hier ernst und gedrückt. Ein Offizier sagt mir, die Militärbezirke Odessa, Kiew und Moskau seien gegen Österreich, Warschau und Petersburg gegen Deutschland mobilisiert. Das ist Ernst. Andern morgens besorgte ich schleunigst meinen Paß, hob mein Bankdepot ab und telegraphierte meiner Frau, daß ich abreise. Erhalten hat sie das Telegramm nicht. Dagegen mußte ich einen 25prozentigen Zuschlag zu den Gebühren zahlen.

Einen interessanten Moment hatte ich Freitag morgens in der Kreisstadt versäumt. Morgens früh war die Mobilisation erst allgemein bekannt geworden und hatte unter der ziemlich starken jüdischen Bevölkerung einen großen Schreck gemacht. Alle waren sie auf die Straße gelaufen, Männer und Weiber, alte und junge, zum Teil in dürftigster Nachtkleidung. „Wuas, a Kriag? Mit die Östreichischen, mit die Daitschen?" In der denkbar lebhaftesten Weise dieses Volkes wurde mit Mund, Händen, Augen und dem ganzen Körper über die schreckliche Gefahr verhandelt. Allmählich wurde der Lärm zum Geflüster, die starken Handbewegungen zu leisen Fingerzeigen, die hervorstehenden Augen verschwanden in leisen Winken hinter den Lidern. Die Leute hatten ihre Stellung zu der Frage gewonnen. Sie verschwanden von der Straße, und gar viele auch aus der Öffentlichkeit und dem Stadtbilde.

Mittags war ich reisebereit. Wohin? Der nächste Weg war nach Süden und Westen und über Österreich. Das mochte wohl gefährlich sein. Denn das nächstfolgende war doch die Kriegserklärung Rußlands an Österreich. Die an Deutschland dürfte erst nachher folgen. Also versuchen wir den sicheren Weg durch Innerrußland über Warschau nach Berlin. Von Sebastopol geht ein direkter Zug nach Warschau.

Digitized by Google

Auf dem Bahnhofe war eine Unmasse Leute, die wegfahren wollen. An der sse steht eine Reihe von mehreren Hunderten. Da ist nicht anzukommen. Ich e wieder zum Stationsvorstand, er solle mir ein Billett besorgen. „Unmög-). Die Züge von Sebastopol gehen alle schon überfüllt von dort ab. Alles eht aus der Krim nach Hause!“ Was tun? Er empfiehlt mir, mit dem eben ligen Arbeiterzug vierter Klasse zur nächsten Hauptstation zu fahren. Dort nmen die Züge aus dem Kaukasus. Da ist eher Platz zu finden. Ich fahre erter Klasse nach S., inmitten unsauberer Arbeiter. Im Wagen ist's nicht szuhalten vor Schwüle und Dunst. So stehe ich auf der Plattform. Dort ffe ich einen jungen Österreicher, der einberufen ist und mit Frau und Kind nselben Weg fährt.

In S. noch größeres Gewimmel auf dem Bahnhofe. Ich treffe Bekannte, die s den kaukasischen Bädern kommen. Auch von dort flieht alles nach Hause. ie Züge sind überfüllt. Schlechte Aussichten. Niemand weiß, wann ein Zug mmt, wann ein Zug geht, ob Platz ist oder nicht. Wir kaufen auf gut Glück illetten zweiter Klasse und warten. Die Nacht verbringen wir im überfüllten arteſaal. An Schlafen ist nicht zu denken. Morgens 7 Uhr endlich erwischen ir einen Platz in einem Zuge, der nach Warschau gehen soll — wenn er weit kommt.

Flucht nach Norden.

Sonntag, den 2. August. Ein herrlicher Sommertag, ein rechter Sonntag der Natur. Die Sonne strahlt vom lichtblauen Himmel über die endlose ene Steppe, deren Einsenkungen unser Auge nicht wahrnimmt. Anfänglich nd die Felder fast leer. Je weiter wir nach Norden kommen, desto mehr füllen e sich mit Garbenhaufen, die nicht mehr hereingebracht werden konnten. Selbst icht abgemähte Felder zeigen sich mehr und mehr. Selten nur sieht man ein- elne arbeiten auf den Feldern. Es ist nicht der Sonntag, der sie abhält, son- ern die Mobilisation, die ihnen die Leute und die Pferde genommen hat; es t die Aufregung und die Furcht vor dem drohenden Kriege, der die Bevölke- ung an die Arbeit nicht denken läßt. Höheres steht auf dem Spiel als die Ber- ung der Ernte. Und doch möchte man's nicht glauben, wenn man über die ruhige, riedliche Steppe hinsieht. Herden von Pferden — alten und ganz jungen —, on Kühen, von Jung- und Kleinvieh beleben die Stille. Nur wenn der Zug ber die kleine Brücke eines Grabens hinhuscht oder donnernd über die eisernen Träger hinrollt, die einen wasserarmen Fluß überspannen, wird man an den rieg erinnert. Soldaten bewachen jede kleinere und größere Brücke schon hier m tiefsten Innern Rußlands. Ist das nicht eine Vorsichtsmaßregel, die nur nechanisch ausgebaut ist und angewendet wird? Wer soll hier im innersten Rußland Brücken sprengen? Was nützte die Sprengung so kleiner Brücken, wie ie hier bewacht wurden? Was konnten die zwei, höchstens vier Soldaten hin- dern, wenn wirklich Feinde hier schaden wollten?

Wir hatten zu viert ein Abteil zweiter Klasse erobert; der Österreicher mit Frau und Kind, ein Schweizer und ich. Je weiter wir fuhren, desto weniger der Zivilisten wurden im Zuge, desto mehr häuften sich die Offiziere. Zeitungen waren nicht zu erhalten. Unsere Mahlzeiten hielten wir im Wagen. An Ge- tränken gab es nur alkoholfreie; der Verkauf von Schnaps, Bier und Wein war schon mit dem Beginn der Mobilisation verboten worden. Etwa nachmittags 2 Uhr verließen wir die große Station, von wo die Eisenbahnlinien sich ent-

Digitized by Google

schieden nach Norden und Süden kehren. Eine Station weiter wurde ein Extratelegramm ausgeboten: die deutsche Kriegserklärung an Rußland. Das war ein unerwarteter Schlag, den wir uns nicht erklären konnten. Auch das gleichzeitig ausgegebene Manifest des Zaren mit seinen heuchlerischen Phrasen brachte uns keine Aufklärung. Wir empfanden nur, daß wir in unser Unglück fuhren. Auf der Station vorher konnten wir noch unsere Fahrt nach Süden kehren, jetzt war es nicht mehr möglich. Weiter. Wir hofften, daß, wie in früheren Kriegen, so auch jetzt, an der Grenze Einrichtungen getroffen würden, die den beiderseitigen Flüchtlingen ermöglichten, ihre Heimatsländer zu erreichen.

Wir fuhren weiter auf der Strecke, die sich nun der österreichischen Grenze näherte. Wir befanden uns in der Aufmarschlinie. An den Stationen mehrten sich die Züge, die Soldaten, Pferde und Kriegsmaterial enthielten. Doch waren es nicht auffallend viele. Die Mobilisation war noch nicht recht in Gang gekommen. Doch bemerkten wir, daß jetzt auch die Bahnstrecke von Soldaten bewacht war. Nur die Zahl der Offiziere mehrte sich immer mehr. In unserm Wagen waren wir noch die einzigen Zivilisten. Sie kamen meist vom Urlaub und eilten zu ihren Regimentern. Auf vielen Stationen waren auffallend große, frische Holzlager angesammelt. Auch eine große Masse verstellbarer Eisenbahnachsen erblickten wir an einer Stelle. Es wurde uns eigentümlich zumute, als wir feststellten, daß sie dazu dienen sollten, den Russen die Fahrt nach Deutschland und Österreich zu ermöglichen. Östlich von Warschau gehen die breitspurigen russischen Bahnen. Von Deutschland und Österreich bis Warschau können europäische Wagen verkehren. Auch mehrere Züge deutscher Güterwagen von Danzig sahen wir stehen, die, wie wir, vom Krieg in Feindesland überrascht worden waren. Sie muteten uns so heimatlich an. Wir kamen um 5 Uhr nach der großen Station R. Der Bahnhofsvorstand war militärisch gekleidet, die ganze Bahnverwaltung unter militärischer Verwaltung. Lange standen wir dort. Es ereignete sich nichts Besonderes. Einmal nur beobachteten wir vom Wagen aus, daß eine Gesellschaft von mehr als zwanzig Personen, Männer und Frauen, von Polizisten aus dem Zuge nach dem Stationsgebäude befördert wurden. Man sagte uns, es seien Deutsche, die arretiert wurden. Gleich darauf ging der Zug ab. Schon auf der nächsten Station ereilte uns dasselbe Schicksal.

Verhaftet.

Es war eine kleine Station und der Zug sollte nur kurze Zeit halten. Gendarmen kamen an unser Abteil und verlangten unsere Pässe. Als sie aus diesen unser Ausländertum konstatiert hatten, wurden wir aufgefordert, schleunigst auszusteigen. Das ging nicht so schnell, da wir russisch reisten, d. h. mit geöffnetem Gepäck, ausgebreiteten Decken und Polstern, Eßgeschirr und Toiletteartikeln. Die kleine österreichische Frau erwies sich nicht als tapfer, sie heulte und das Kind schrie. Auf dem Perron warteten vier Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett auf uns — auch die Frau bekam diese Begleitung — und führten uns mit den zwei riesigen Gendarmen in den Wartesaal erster und zweiter Klasse, wo wir eingesperrt wurden. Als der Zug fort war, kam noch ein Bahndiener und der Bahnhofsvorstand, der fünf Worte Deutsch verstand. Nun wurden wir untersucht, körperlich ganz oberflächlich, und dann die Sachen. Beschlagnahmt wurde als gefährlich ein kleiner deutscher Fremdenführer von Petersburg, weil er Stadtpläne enthielt. Die Leute waren durchaus anständig,

Digitized by Google

und als wir ihnen Zigaretten gegeben hatten, selbst zutraulich. Der Gendarmeriewachtmeister teilte uns mit, daß wir uns als frei betrachten könnten, jedoch mit dem nächsten Zuge nach R. zurück müßten, um dem General vorgestellt zu werden. Auf der Plattform eines langen, leeren Frachtzuges fuhren wir bei strömendem Regen zurück. Je unser zwei in der Mitte, links und rechts ein Soldat. Als wir in der Dunkelheit ohne Licht langsam so dahinfuhren, meinte der Schweizer, der bei mir war: „Wenn wir Spitzbuben wären, bräuchten wir nur den Soldaten links und rechts gleichzeitig einen kräftigen Stoß zu geben, um freizukommen."

In R. kamen wir nicht zum General, sondern zum Gendarmerieoffizier. Das war ein echter und rechter Russe, dick, aufgedunsenes Gesicht, gewaltiger Schnurrbart und tiefe Stimme. Echt russisch war auch seine Begrüßung: „Ihr Räuber, was soll ich mit Euch anfangen?" Wir antworteten: „Dasselbe, was man mit den in Deutschland zurückgebliebenen Russen macht." „Das weiß ich nicht, was man mit denen macht. Es wird schlimm genug sein." Das war nun ein schlimmer Anfang. Doch der Österreicher und ich kannten unsere Russen. Wir waren mit „Euer Wohlgeboren" und „Euer Gnaden" sehr freigebig, und frugen dies und erzählten jenes, und baten um Rat, wohin wir fahren sollten, ob nach Norden, vielleicht über Grajewo, oder über eine der Zweigbahnen, die nach der nahen österreichischen Grenze führten, oder nach Süden. Da hatten wir gewonnenes Spiel. Unbewußt hatten wir ihm Gelegenheit gegeben, seine beschwerte Seele zu erleichtern. Polternd brach er los: „Ich kann Ihnen hierin keinen, gar keinen Rat geben, denn wir wissen seit zwei Tagen hier gar nichts, absolut nichts. Wir haben keine Zeitungen, keine Telegramme, außer der Kriegserklärung und dem Manifest, keine offiziellen Nachrichten und keine Befehle. Wir wissen gar nichts. Wir sitzen vollständig im dunkeln." Dabei machte er ein so unglückliches Gesicht, als ob er sagen wollte, ich bin somit nicht schuld, wenn alles schief geht. Der Schweizer und der Österreicher könnten weiterfahren, wie sie wollten. Ich, als Feind, müßte innerhalb einer Viertelstunde den Bahnhof verlassen. Nun gab's neue Verhandlungen, die uns immer weiter vom Bahnhofe wegführten, von dem schließlich gar nicht mehr die Rede war. Und wovon man nicht spricht, das existiert nicht. Wir bekamen unsere Pässe und den guten Rat, daß wir sie gut und nicht mit dem Gelde zusammen verwahren sollten, da die Pässe in unserer Lage wertvoller seien als Geld. Auch die Durchsuchung unseres Gepäcks bescheinigte er uns noch auf unsere Bitte schriftlich, damit wir nicht noch öfter durchsucht würden. — In der Bahnhofrestauration trafen wir auch die vor uns verhaftete Gesellschaft. Es waren Deutsche aus Cherson, die aus demselben Grunde wie wir nach Norden gefahren waren. Sie waren anfänglich noch schlechter als wir behandelt, und mit russischen Kraftausdrücken wie „deutsche Schweine" und dergleichen reichlich bedacht worden.

Gemeinsam berieten wir, was weiter zu tun wäre. Nach Warschau weiterzufahren, um an die deutsche Grenze zu kommen, hatte keinen Sinn mehr. Überdies war jeder Zug von dorther überfüllt mit Flüchtlingen, die grausige Dinge von Warschau berichteten. Tausende lägen auf den Bahnhöfen, die die wenigen Eisenbahnzüge stürmten, sich auf die Dächer der Wagen und auf die Lokomotive setzten. Alle Hotels seien überfüllt, die Lebensmittelpreise ungeheuer, Geld werde nicht mehr gewechselt. Wir befragten die, wie immer, zahlreich auf dem Bahnhofe anwesenden ortsansässigen Juden, ob man nicht an die nahe öster-

Digitized by Google

reichische Grenze kommen könnte. Sie verhielten sich gegen alle Gewohnheit zurückhaltend und schweigsam. Doch rieten sie uns davon ab. Die Züge dorthin seien schon mehrere Tage eingestellt, die Grenzorte von den Bewohnern verlassen und von Soldaten besetzt. Die Chersoner wollten nach Odessa fahren, um von dort über Rumänien und Konstantinopel hinauszukommen. Dafür entschloß auch ich mich und der Schweizer. Der Österreicher dagegen fuhr nach Warschau, da sein Bagagegepäck dorthin vorausgegangen sei, als wir aus unserm ersten Zug aussteigen mußten. Die junge Frau wollte das Gepäck, das ihre Kleider enthielt, nicht zurücklassen. Es mag ihnen dort nicht zum besten ergangen sein, da sie auch wenig Geld bei sich hatten.

Flucht nach Süden.

Nach Süden fahren, war leichter gesagt als getan. Ein regelmäßiger Verkehr der Eisenbahnzüge bestand nicht mehr. Man war auf den Zufall angewiesen. Ich bemerkte in dieser Zeit wiederholt, mit welchem inneren Vergnügen die Eisenbahnbeamten die Auskunft gaben: „Jetzt ist keine Ordnung mehr.“ Das war so recht nach ihrem Herzen. Ordnung ist immer etwas der Natur des Russen Widersprechendes. Förmlich stolz waren sie, daß jetzt alles durcheinanderging, und doch ging. Irgendwie, aber großartig! Die Züge nach dem Süden kamen von Norden schon überfüllt an. Trotzdem werden noch Billetten verkauft. Dreimal mißlingt mir's, welche zu erhalten. Ohne Billett irgendwo einzusteigen, wie es Russen und Juden zumeist machen, widerstrebte unserm deutschen Gewissen. Ich wende mich an den militärischen Stationskommandanten. „Die Gendarmerie hat uns strengstens befohlen, schnellstens von hier abzufahren. Befehlen Sie, daß wir Billetten bekommen.“ Der Arme. Ich habe noch nie einen Menschen gesehen, der so gehetzt wurde, wie er. Eine volle Stunde mußte ich mit ihm in dem ganzen weitläufigen Bahnhof herumlaufen, fortwährend unterbrochen von Meldungen, Anfragen, Befehlen, um meine Unterredung mit ihm zu endigen, die normal nicht fünf Minuten gedauert hätte. Nach Odessa oder Kiew wollte er uns kein Billett geben, nur nach dem Innern Rußlands, höchstens Poltawa. Also nach Poltawa. Von dort werden wir dann leichter über Nikolajew nach Odessa kommen. Er gibt Befehl, doch ich bekomme wieder keines. Geht's nicht gerade, machen wir einen strategischen Flankenmarsch. Und so geht's. Wir fahren in großem, nach Osten ausbiegendem Halbkreis doch nach Kiew. Das Billett kostete mehr, der Bahnkassier gab mir überdies noch zwei falsche Rubel heraus. Der Zug nach Osten gewährt Platz. Auch beim nächsten Umsteigen ist's nicht schlimm. Gräßlich aber wird's, als wir wieder umsteigen, in den Zug, der nun südlich geht. Die Züge, die von Norden kommen, sind voll von Flüchtlingen aus Libau, Kowno, Grodno, Wirballen usw., die den Süden suchen, um der deutschen Gefahr zu entgehen. Auf dem Bahnhofe warten Hunderte. Eine Dreirubelnote an den Packträger hilft uns. Er führt uns und zwei Damen nach dem Wagen außerhalb des Bahnhofs, der an den erwarteten Zug angehängt werden soll. Die Leute sehen's und laufen mit. Es gibt ein Wettrennen im tiefen Sande. Doch bekommen wir Sitzplätze. Was das bedeutet in einem Wagen mit 72 Plätzen, in dem sich gegen 200 Passagiere befinden! Auch insofern hatten wir's gut getroffen, als die Gesellschaft in unserm Abteil den gebildeten Klassen angehörte. Man richtete sich ein, packte die Eßkörbe aus, und zur Verdauung wurde politisiert. Es war die erste größere Unterhaltung über

Digitized by Google

den Krieg, die ich anhörte. Das Schwerste war, all die schiefen Urteile anhören zu müssen, und nicht widersprechen zu dürfen. Das Charakteristische an der Unterhaltung war, daß sie keinerlei Patriotismus zeigte, und daß ich nicht ein Wort des Hasses gegen Deutschland hörte. Ein russischer Professor, der direkt aus Baden-Baden kam, erzählte von der riesigen Kriegsbegeisterung in Deutschland, die sich der, der sie nicht gesehen habe, einfach nicht vorstellen könne, und von der absoluten Siegeszuversicht der Deutschen aller Stände, mit denen er gesprochen. Da war es einen Moment ganz still in der Gesellschaft, die Stille der Ehrfurcht und des Schauders. „Und bei uns?" fragte schließlich eine Dame. Niemand gab Antwort. Nachts richteten wir uns nach Möglichkeit ein, mit der Unbefangenheit, die russische Damen in solchen Lagen zeigen. Montag, morgens 7 Uhr, waren wir in R. weggefahren, Dienstag, den 4. August, kamen wir morgens 6 Uhr in Kiew an. Der Bahnhof war ein Heerlager. Wann geht ein Zug nach Odessa? Um 8 Uhr, 10 oder 11 Uhr, oder später. Vier Stunden stand ich in der Reihe um Billetten. Als ich sie hatte, war der Zug schon übervoll. Mit äußerster Mühe schwenkte ich meinen Koffer auf eine Plattform, auf der schon über ein Dutzend Menschen standen. Ich wäre nicht hinaufgekommen, wenn nicht von hinten nachgedrückt worden wäre. Der Schweizer hatte wo anders Platz erkämpft. Als der Zug ging und der Billettenkontrolleur kam, erklärte sich die Sache. Mehr als die Hälfte der Passagiere hatte keine Billette. Das gab Trinkgelder für die Kondukteure.

Nachdem ich etwa vier Stunden gestanden war, bekam ich endlich einen Sitzplatz. Den Nachmittag, eine lange Nacht, die vierte ohne Schlaf, und noch einen ganzen Tag dauerte die Fahrt, unterbrochen von schrecklich langen Aufenthalten an größeren Stationen. Die Maschine unseres Zuges mußte an einer Station rangieren. Schon hieß es, sie werde einem Militärzug vorgespannt und wir blieben stehen, bis wir von irgendwoher eine andere Maschine bekämen. Glücklicherweise war es nicht wahr.

Die Verpflegung auf der Reise wurde mit jedem Tage schlechter. Wollte man etwas zu essen, fragten die Kellner nur „Suppe oder Fleisch?" Weitere Unterscheidungen gab es nicht mehr. Die Suppe kostete, je nach der Größe des Bahnhofs, 60—100 Pfennig; das vollständig ausgekochte Fleisch 1,50—3 Mark. Zu trinken gab's nur kohlensaures Wasser, das Fläschchen zu 30—40 Pfennig, meist warm; später war auch das ausgegangen und nur mehr Tee zu haben. Immerhin durften wir froh sein, daß wir noch weitergekommen, daß überhaupt noch Passagierzüge in diesen Tagen der ersten Mobilisation gingen. Glück aber war es, daß in diesen Tagen noch keine Verordnungen ergangen waren über die Behandlung der Fremdländer, daß die Presse noch nicht Zeit gehabt hatte zu Hetzereien. Sonst wären wir in ein Gefängnis gesteckt und per Etappe irgendwohin verschickt worden. — 126 Stunden hatte die Fahrt gedauert, die mich gegen 200 Mark kostete. Wäre ich von meiner Ausgangsstation direkt nach Odessa gefahren, hätte es 15—20 Mark gekostet, und ich hätte über Rumänien noch wegfahren können. So kam ich Donnerstag, den 6. August, abends 9 Uhr, nach Odessa, um zu erfahren, daß niemand mehr ins Ausland abreisen dürfe.

Französische Reservisten.

Ehe ich von uns deutschen Gefangenen in Odessa berichte, möchte ich die französischen Reservisten, die dort sich zum Abtransport in die Heimat sam-

Digitized by Google

melten, abfertigen. Übergangen dürfen sie nicht werden; sie gehören zum Bild.

Sie hatten viele Bekannte unter den deutschen Reservisten, von gemeinsamer Arbeit her. Da wunderten sich die Franzosen sehr, daß die Deutschen so unglücklich darüber waren, daß sie nicht fort durften. Sie wären sehr froh, wenn man sie zurückhalten würde. Und als sie endlich auf ihrem Schiffe waren, sagten unter sich, zählten sie die Tage, die sie noch zu leben hätten: „Sieben Tage Schiffahrt, drei Tage nach Hause, drei zur Front, in zwei Wochen sind wir erschossen."

In der Stadt dagegen suchten sie durch alle möglichen lärmenden Manifestationen die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Am ersten Sonntag meines Aufenthalts in O. ging ich mit meinem Bekannten abends auf den Boulevard, von dessen Restaurant aus man einen so schönen Ausblick auf den unten liegenden Hafen und das Meer hat. Das riesige Restaurant war voll, und die Spazierwege waren, wie gewöhnlich um die Abendzeit, mit Tausenden von Menschen erfüllt, die sich am Musikpavillon in drei und vier Reihen dahinwälzten. Mit Mühe fanden wir ein leeres Tischchen am äußersten Ende des Hauptteils des Restaurants und ließen uns dort nieder. Bald merkten wir, daß wir einen für Deutsche sehr unangenehmen Platz bekommen hatten. Wir waren fast im Hauptkreise umgeben von französischen Reservisten, deren rechten Flügel zwei mit russischen Offizieren besetzte Tische bildeten. Wir beobachteten die französischen Reservisten. Sie tranken Wein, aßen gut und waren fröhlich. Aber es war nicht die rechte Fröhlichkeit, die aus dem Blut und aus dem Herzen kommt. Sie war gemacht, gemacht für das Publikum. Ein Aufschreien, ein lauter Toast, ein Zuruf, waren immer begleitet von Blicken nach allen Seiten, ob man's auch sehe und beachte. Als sie gegessen hatten, dauerte es auch nicht mehr lange, bis sie eine Pause in der Musik gefunden hatten, um sich einzusetzen. „Allons vite!" Und nun kam die Marseillaise. Alles mußte aufstehen. Sie sangen gut und kräftig, die Franzosen. Besonders einer, der sein ganzes Wesen in den Gesang legte. Nach dem Gesang Händeklatschen, Hurra und bis (nochmal!). Sie ließen sich auch, den Chantantsängerinnen gleich, nicht lange bitten, und legten wieder los, und ebenso ein drittes Mal, obwohl das Hurra nicht mehr so kräftig geklungen hatte und meist von den Zaungästen außerhalb des Restaurants gekommen war. Nun wollten wir uns setzen. Aber die Musik begann, auf die Aufforderung einzelner, die russische Nationalhymne zu spielen. Wer nun einen begeisterten allgemeinen Gesang erwartet hatte, sah sich getäuscht. Es war direkt peinlich, wie schwach der Gesang einsetzte. Das war ein bloßes Summen nach dem kräftigen Gesang der Franzosen. Man fühlte sich förmlich gedrängt mitzusingen und dem russischen Patriotismus auf die Füße zu helfen. Am Ende aber schrien alle Hurra, und so mußten wir auch diese Hymne dreimal über uns ergehen lassen. Es war aber, zum guten Glück für uns, nicht notwendig, daß wir mitschrien und mitklatschten, da es im Restaurant nur wenige taten. Auch die russischen Offiziere neben uns standen und rührten sich nicht; sie sangen nicht, klatschten nicht und schrien nicht Hurra. Auf den Mienen vieler Gäste machte sich nicht nur Gleichgültigkeit, sondern auch ein gewisser Widerstand bemerkbar. Griff dieser patriotische Überschwung doch manchem direkt ins Innerste, in den Magen. Das bestellte Essen wurde kalt. Mit der Unzufriedenheit im Restaurant wuchs die Begeisterung der Zaungäste. Diese verlangten die serbische und dann die montenegrinische Hymne. Dann kam die

Digitized by Google

gische und die englische. Letztere machte den gebildeten Russen ohnehin ner Herzbeschwerden. Die meisten kannten sie ja nur unter dem Texte „Heil im Siegerkranz!" Nach jeder Hymne fand sich auch ein Patriot, der sich nerkbar machen wollte und einen der üblichen Toaste ausbrachte „auf unsere fern und berühmten Verbündeten" usw. Endlich waren die Verbündeten chöpft. Die japanische Hymne konnte, Gott sei Dank, nicht gespielt werden. ın wollten wir uns setzen. Hatten aber die Rechnung ohne die Wichtigtuer nacht. Hatte da einer eine Trompete unter seiner Jacke mitgebracht und ver= hte nun seinen Patriotismus in ehernen Tönen zu erweisen: er blies die arseillaise, d. h. wollte sie blasen. Die hohen Töne klappten ihm aber immer n, so daß die mutige Hymne sehr erbärmlich klang. Die Franzosen kamen ihm Hilfe und sangen uns noch ein paarmal das Lied vor. Die Art, wie dann s Publikum sich niedersetzte, war auch eine Demonstration, und eine kräftige. ndern Tags stand in den Zeitungen zu lesen von großartigen Manifestationen ıf dem Boulevard und von Völkerverbrüderungen.

Als die Franzosen abgerückt waren, hörten auch zur allgemeinen Zufrieden= :it die Manifestationen auf. —

In Zusammenhang damit will ich gleich berichten, daß der französische Kon= ıl in O. Anschläge an seinem Bureau anbringen ließ, daß die „bisher" deut= hen Elsaß=Lothringer sich bei ihm als „jetzt", nach der Eroberung des Elsaß, :anzösische Untertanen einschreiben lassen sollen. Später, nach der Vertreibung er Franzosen aus Mülhausen, kam der Anschlag wieder weg. Gemeldet hat ch, meines Wissens, keiner.

Deutsche Reservisten.

Was ich jetzt schildere, habe ich nicht selbst erlebt, da ich erst später nach Odessa kam. Es wurde mir von mehreren Seiten ziemlich einheitlich :rzählt.

In Odessa selbst wohnen viele Deutsche, die in der Heimat gedient hatten. Als ›ie Sache gefährlich wurde, erkundigten sie sich auf dem deutschen Konsulate, ›b sie sich bereithalten sollten. Am Samstag, den 1. August, erhielten sie vom Stellvertreter des Generalkonsuls — dieser war in Urlaub — die Auskunft, es lägen keine beunruhigende Momente vor. Sonntag morgens wurde die Kriegserklärung bekannt. Ein wertvoller Tag für die Paßformalität war ver= loren. Ohne Paß kann man nicht reisen. Selbst bei namhaften Spenden brauchten die längere Zeit in Rußland Wohnenden drei Tage zur Lösung eines Passes. Da gab es denn Montag, den 3. August, einen Massenandrang um Auslandspässe. Jeder Tag brachte Gestellungspflichtige aus benachbarten Orten, von weiterher, die alle ohne Aufforderung kamen, um ihrer Pflicht zu genügen. Am Mittwoch abend fuhren die wenigen Glücklichen, die ihre Pässe schon in Ordnung hatten, mit einem Schiffe nach Galatz ab. Am Donnerstag ver= sammelten sich gegen 200 Reservisten im amerikanischen Konsulat, das den Schutz der Deutschen übernommen hatte. Viele von ihnen hatten ihre Pässe eben bekommen, die andern sollten sie heute noch bekommen. Wie vergnügt waren die einen, wie unruhig die andern! Manches übermütige Wort fliegt hin und her. Die Stimmung ist gehoben. Nur hinaus zu den Unsern, um mitmachen zu können in dem gewaltigen Kampfe. Es sind fast lauter Leute, die sofort in die Linie einrücken müssen. Infanterie, Jäger, Artillerie, Kavallerie,

Digitized by Google

Pioniere und Gardisten. Das gibt Neckereien; sie fühlen sich schon ganz als Soldaten. „Wenn wir nur gegen die Russen kämen! Denen wollten wir's zeigen!" Keine Furcht und kein Zagen, nur Mut und Drang! Und viele lassen doch ihre Geschäfte zurück, selbst Frau und Kinder. Da ist ein Witwer, der für seine beiden Mädchen von etwa zehn Jahren noch keine Unterkunft hat, aber fort will er mit den andern, womöglich heute noch.

Um 1 Uhr werden sie vorgerufen und ihnen die eben eingetroffene Verfügung des Militärkommandeurs vorgelesen, daß alle als Kriegsgefangene betrachtet würden und kein Deutscher mehr abreisen dürfe. Innerhalb drei Tagen sollten sie ins Gouvernement Orenburg abtransportiert werden. Da geht ein Schrei, ein einziger Schrei der Wut durch das Zimmer, durchdringt die Räume, hallt wider im Treppenhaus und klingt auf der Straße, ein Schrei des Schmerzes, der Empörung, aus tiefst verwundetem Herzen. Gefangen, hier, ehe sie begonnen, ehe sie gekämpft, tatlos zuschauen müssen, wie die Brüder sich verbluten, wie sie siegen! Es ist nicht möglich, noch nicht dagewesen. Tausende Fragen schwirren durch die Luft. Sie wollen's nicht glauben. Sie müssen es glauben. Die länger in Rußland Wohnenden machen es den andern, die mit russischen Verhältnissen noch nicht so vertraut sind, begreiflich, daß eine solche gefahrlose, hinterlistige Gefangennahme ganz dem russischen Charakter entspräche. Sie wußten ja nichts von dem französischen und englischen Vorgehen. Aber so ohne weiteres konnte das nicht geschluckt werden. So begab sich die größere Hälfte der Gefangenen nach einem deutschen Restaurant, einem der feinsten der Stadt, besetzten die große Stube und manifestierten auch. Der unterdrückte Patriotismus machte sich Luft in patriotischen Liedern, in Hurras auf den Deutschen Kaiser, das deutsche Heer und seine Führer. Es war ein hohes Fest deutscher Treue, deutscher Vaterlandsliebe, wie nur irgendeines in Deutschland. Einige russische Offiziere, Beamten und Zivilisten, die in den Nebenzimmern saßen, horchten auf, frugen die Kellner, und warfen verwunderte Blicke auf diese Fremdlinge, die so gerne in den Krieg zögen, und schimpfen, weil sie nicht dürfen. Das war eine Erscheinung, die sie nicht begriffen.

Die Juden in Südrußland zu Beginn des Krieges.

Das ist kein schönes Kapitel.

In die inneren Verhältnisse der Judengemeinde und ihre Stimmung einen Einblick zu gewinnen, hatte ich keine Gelegenheit. Ich konnte nur beobachten, wie sie ihrer Gesinnung nach außen Ausdruck gaben. Es geschah das in der jüdischen Presse und in öffentlichen Manifestationen und Umzügen.

Die jüdische Presse in Rußland, hier speziell in Odessa, bot bei Kriegsbeginn ein sehr übles Bild. Leistete schon die russische Presse nach dem Muster der Nowoje Wremja und der französischen und englischen Zeitungen ganz Außergewöhnliches in Lüge, Verleumdung und Haßerregung, so wurde sie hierin noch weit überboten von der jüdischen Tagespresse, besonders von den billigen Nummern der vierseitigen Kopekenzeitungen. Die konnte man ohne ein Gefühl der Übelkeit nicht mehr lesen. Die schmutzigste Phantasie schwelgte im Erfinden von Verbrechen der gemeinsten Art, die bis in die letzten Einzelheiten ausgeschildert wurden. Ein unmenschlicher Haß wütete gegen die Feinde des russischen Reiches — Vaterland kann man ja nicht sagen, da es gestern noch der eigene größte Feind war. Besonders aufgefallen ist mir und andern Deutschen in

Digitized by Google

en schrecklichen Schilderungen, daß ein bekanntes Arsenal vergiftete Waffen
. Ganze Sätze, einzelne Wendungen und Ausdrücke wurden aus früheren
ıromberichten übernommen, wo die russischen Grausamkeiten gegen die
ɔen geschildert worden waren. Es ist mir heute nicht möglich, Beispiele an=
ihren, da ich die von mir gesammelten Zeitungen nicht mitnehmen durfte.
: Durchsicht dieser Blätter nach dem Kriege wird ein interessantes, belehren=
und sehr nützliches Studium ergeben.
Man begreift, daß die Zeitungen in Rußland, wie schon in Friedenszeiten,
noch mehr im Kriegszustande nicht frei waren in ihren Meinungsäußerungen.
r Redakteur einer russischen Zeitung erklärte damals einem Deutschen, der
ı Widerruf einer falschen Meldung verlangte: „Wir dürfen heute alles er=
ıklich Schlechte und Unwahre über die Deutschen schreiben ohne jede Gefahr.
:nn wir aber nur ein Wort zugunsten der Deutschen drucken wollten, setzten
r uns den schwersten Strafen aus.“ Gutes durften die Zeitungen nicht
reiben. Man konnte es den nichtrussischen Zeitungen auch nicht verargen,
nn sie in den allgemeinen Verleumdungschor einstimmten; man konnte es
ließlich sogar verstehen, wenn sie die russischen Zeitungen zu überbieten trach=
en. Die jüdische Presse tat aber noch mehr. Sie wütete nicht nur gegen den
ßern Feind; sie hetzte die Volksmassen und ihre aufgepeitschten, wilden In=
nkte gegen ihre Mitbürger, gegen die Deutschen Rußlands. Sie fiel ihnen
den Rücken, eben jenen Deutschen, die bei Pogromen und Judenverfolgun=
n stets die Juden nach Möglichkeit geschützt und unterstützt hatten. Das war
cht notwendig, und nicht freie Tat selbst des ingrimmigsten Patriotismus! Es
ar der Versuch feiger Naturen, die Aufmerksamkeit des gemeinsamen Feindes,
:r Russen, von sich ab auf die deutschen Untertanen Rußlands zu lenken.
nd war überdies ein vergeblicher Versuch. Jeder einigermaßen ruhig denkende
nd überlegende Mensch, auch unter den Juden, mußte sich sagen, daß die
anze Hetze zwecklos war, daß das gefährliche Geschoß früher oder später den
chützen treffen mußte. Der Haß des russischen Volkes gegen die Juden hat
ch so in seine Natur eingefressen, daß er nicht abgelenkt werden kann. Der
Jude bekommt die Schläge in jedem Fall.
Hat die jüdische Presse noch das Moment des materiellen Vorteils für sich,
o fehlt das der andern patriotischen Bezeugung der Juden, den Demonstrations=
mzügen. Die russischen, künstlich erzeugten Manifestationen in Odessa, die
nfänglich imposant gewesen sein sollen, waren bei meiner Ankunft schon ab=
geflaut und verloren sich alsbald ganz. Sofort nach ihrem Aufhören setzten die
jüdischen Umzüge ein. In der Presse stets vorher angekündigt, bewegte sich fast
Tag für Tag eine Prozession aus einer der vielen großen Synagogen
der Stadt. Rabbiner, Kantoren und Sänger voraus, angesehene Bürger
mit Thorarollen im Arm und andern Emblemen, zogen sie betend und
singend durch die Straßen der Stadt zu den Wohnungen des Militär= und des
Stadtgouverneurs. Dort wurden hochpatriotische Ansprachen mit kräftiger Geisel=
lung der bösen Feinde gehalten. Mehrmals allerdings rückten die Würdenträger
noch rechtzeitig aus und waren nicht daheim. Das waren die einzigen öffent=
lichen Demonstrationen von Fremdvölkern und nichtrussischen Konfessionen in
Odessa. Eindruck machten sie nicht; viele aber, auch unter ihren eigenen Glau=
bensgenossen, tadelten dies Hervortreten und hielten es für unklug.
Die Zeitungen berichteten häufig von ähnlichen patriotischen Taten in andern

Digitized by Google

Städten, die viele jüdische Bewohner hatten. Besonders im Gedächtnis geblieben ist mir ein Bericht aus Wilna, der meldete, General Rennenkampf habe in einer Synagoge mit den Juden zu Jehova gebetet um den Sieg der russischen Waffen.

Charakteristisch ist ein Fall, in dem die Juden in aufdringlicher Weise in der Presse die Heldentat des Juden Katz zu Beginn des Krieges feierten. Selbst in den großen, ernsteren jüdischen Zeitungen erschienen lange Leitartikel über die Tat mit reichlichen Hinweisen auf die makkabäischen Brüder. Auch im Bilde wurde sie verherrlicht, in den schrecklichen Volksbilderbogen, die gleich zu Beginn des Krieges erschienen, um dem des Lesens unkundigen Russen die nötige Begeisterung für die russischen Heldentaten beizubringen. Daß auch die Übertreibung dieser Betätigung des jüdischen Patriotismus' ihr Ziel verfehlte und ins Gegenteil umschlug, wird jeder verstehen, der folgenden Bericht liest, der als Unterschrift und Erläuterung dem Bilde beigefügt ist. Er lautet:

Die Heldentat des Gemeinen Katz.

Eine Gruppe Soldaten unter dem Kommando des Gemeinen Katz, eines Juden, die auf Vorposten geschickt war, versteckte sich in einem Wäldchen. Als sich in der Dunkelheit die Deutschen zeigten, schickte Katz einen Soldaten mit einer Meldung an den Kompagnieführer und an das Regiment. Als die Deutschen ganz nahe heran waren, eröffnete die Gruppe das Feuer. Die Deutschen waren ganz verwirrt. Es waren ungefähr drei Kompagnien, aber, da sie nicht wußten, wie viele russische Soldaten sie vor sich hatten, wagten sie nicht, den Wald zu stürmen und begannen zu schießen. Als bei den Russen die Patronen begannen zu Ende zu gehen, gingen die Deutschen zum Angriffe über. Die Russen, die Kräfte des Feindes nicht zählend, welche die ihrigen stark überwogen, stürzten sich auf ihn mit dem Bajonett. Katz stieß mit demselben einen angreifenden Soldaten mit einer Pickelhaube zu Boden, fühlte aber plötzlich einen scharfen Schmerz an der Seite und stürzte, das Bewußtsein verlierend, zu Boden. Aber er hörte noch das russische Hurra — es kamen die Unsrigen. Für seine Heldentat wurde Katz zum Unterfähnrich befördert und mit dem Georgskreuz belohnt.

Gefangen.

Die Russen waren von der deutschen Kriegserklärung überrascht worden. So herrschte die ersten Tage eine Zerfahrenheit bei den Behörden, wie man sie nur in Rußland kennen lernen kann. Es bildete sich eine stereotype Formel als Antwort auf alle Fragen bei allen Amtern. „Nikto nitschewo nje snajet." Das ist eine dreifache Verneinung. Nikto — niemand, nitschewo — nichts, nje snajet — nicht weiß. Auch das wurde mit jenem Gefühl des Stolzes und der Befriedigung gesagt, das zugleich eine so wohltuende Beruhigung gewährte.

In Odessa, das sei vorausgeschickt, wurden wir in keiner Weise schlimm behandelt. Der Beamte des Stadthauptmanns mit dem man meist in persönlichen Angelegenheiten zu tun hatte, war der Typus des gebildeten russischen Beamten. Wenn man auch wenig erreichte, so wurde der abschlägige Bescheid doch erleichtert durch die liebenswürdige Übermittlung. Es war gut so. Denn andern Schutz hatten wir nicht. Der Schutz des amerikanischen Generalkonsuls war für die Katze. Unglücklicherweise war der Generalkonsul in Urlaub und sein Vertreter war kein Amerikaner von Erziehung. Er genoß wenig Ansehen bei den Behörden und in der Stadt. Wie hoch seine Bildung ging, erhellt daraus, daß er offen erklärte, er habe sich in den Deutschen getäuscht. An den Berichten über ihre Barbarei, ihre Grausamkeiten müsse doch etwas

Digitized by Google

Wahres daran sein, da die Zeitungen täglich davon berichten. Ob es später anders geworden ist, als der Generalkonsul zurückkam, weiß ich nicht.

Arretiert wurden nur unsere Pässe. Wir selbst durften uns frei in der Stadt bewegen und auf unsere Kosten leben und sterben, wie wir wollten. Niemand kümmerte sich um uns. Es ist in Rußland allerdings ein eigentümliches Gefühl, ohne Paß leben zu müssen. Man fühlt sich gar nicht existenzberechtigt, man hängt in der Luft. Man kann verschwinden ohne Nachweis, nicht auswärts, aber ins Jenseits. Freitag, den 7. August, abends, mußten wir uns in der Polizei melden, wo dann genaue Aufnahme über „Nam und Art" jedes einzelnen gemacht wurde und jeder eine Quittung für seinen Paß erhielt. Besonders genau erkundigte sich man nach den Militärverhältnissen. Manche meinten, da diese im Reisepaß nicht angegeben seien, bräuchten sie sie auch nicht anzugeben. Da sagte einer der Unsern: „Die brauchen nur Stillgestanden zu rufen; da würden sofort alle Militärpflichtigen zusammenklappen und sie könnten sie herausfuchen. Aber das verstehen die dummen Russen nicht." Als es aber darauf ankam, meldeten alle ihr Militärverhältnis der Wahrheit entsprechend, aus Ehrlichkeit und Stolz.

Jeder Tag brachte neue deutsche Kriegsgefangene. Von der Eisenbahn und besonders von den Schiffen wurden sie geholt. Manche wurden einige Tage eingesperrt, bis sie und ihre Sachen sich als unverdächtig erwiesen hatten. Dann wurden sie wieder freigelassen. Es waren meist Monteure, Geschäftsreisende, Geschäftsleute aus andern Städten, aber auch Vergnügungsreisende. Besondere Aufmerksamkeit widmete man den Reserveoffizieren. Zwei solche, die Söhne eines reichen Fabrikanten aus dem Süden Rußlands, waren im Automobil im höchsten Tempo zur nächsten Gouvernementsstadt gefahren, um sich Pässe zu holen. Sie, die auf Hunderten von Fahrten auf dieser Straße noch nie eine Panne gehabt hatten, hatten diesen Tag deren drei, kamen zu spät und wurden einige Tage gefangen gesetzt. Ein sächsischer Musiklehrer aus Meißen, der kein Wort Russisch verstand, hatte eine Reise auf der Wolga und im Kaukasus gemacht, kam zu Schiff von Batum nach Odessa und wurde — die ehrliche Seele — als Spion vier Tage gefangen gehalten. Ein Münchner Bürgerssohn wollte Grusinisch an der Quelle studieren. Zwei Tage war er in Tiflis, dann mußte er fort. Aus Lodz und Warschau kamen deutsche Fabrikanten nach Odessa und wurden hier festgehalten. Besonders bemerkenswert waren die Erlebnisse einer astronomischen Gesellschaft, die von der russischen Akademie der Wissenschaften eingeladen war zur Beobachtung der Sonnenfinsternis bei Feodosia in der Krim. Es waren drei Partien von der Hamburger, Charlottenburger und Berliner Sternwarte, zu welch letzterer ein Mitglied der Münchener Sternwarte gehörte, Dr. Kühl, der im Heft „Friedensziele" der S. M. über seine Erlebnisse berichtet hat.

Schicksale.

Wir hatten somit von seiten der Behörden nicht zu klagen. Auch das Publikum verhielt sich den vielen Deutschen und Österreichern gegenüber ganz anständig, trotz der Zeitungshetzen. Die wenigen andersartigen Vorfälle, die ich erfahren konnte, bestätigen nur die Regel. Ein betrunkener Russe, der auf der Straße über die Deutschen zu schimpfen anfing, wurde von der Polizei sofort zur Ruhe verwiesen. Zwei abends spazierengehende Deutsche wurden

Digitized by Google

von einer vornehm gekleideten, sehr gut Deutsch sprechenden Dame angepöbelt. „Da laufen sie frei herum, die deutschen Schweine; die gehören geprügelt und eingesperrt, daß sie nicht anständigen Leuten im Wege umgehen." Es war eine Jüdin, und ihr Ausbruch das Echo der Deutschenhetze in den jüdischen Zeitungen. Ein ernsterer Vorfall, der weitere Folgen hatte, verlief auf charakteristische Art. Einige Deutsche, die kein Wort Russisch verstanden, speisten auf der Veranda eines der ersten Hotels. Das Hotel gehört einem Deutschen, der gerade in Deutschland war, und wird sehr viel von Deutschen besucht. Auf der andern Seite der Veranda, mehrere Tische entfernt, speisten russische Offiziere. Einer dieser schickte den Oberkellner zu den deutschen Herren und ließ ihnen sagen, sie sollen sich Russisch unterhalten oder schweigen. Die deutschen Herren entfernten sich sofort und speisten auf ihrem Zimmer zu Ende. Die Hotelverwaltung nahm davon Anlaß, in ihren Lokalen ein Plakat anschlagen zu lassen: „Es wird gebeten, nicht Deutsch zu sprechen." Andern Tags berichteten das die Zeitungen lobend; andere Hotels und Restaurants machten es nach, um ihren Patriotismus zu zeigen. Die Polizei aber nahm daraus Anlaß, ihrerseits eine Vorschrift daraus zu machen. Das waren aber einzelne Vorkommnisse. Sonst bewegten wir uns vollständig frei und sicher. Wir gingen spazieren auf der Straße und auf dem Boulevard, besuchten Lokale und Bäder, fuhren auf der Elektrischen und sprachen überall Deutsch. Nicht herausfordernd, aber ohne Scheu.

Weniger gut ging es den Deutschen in der Provinz, in den kleinen Städten und auf dem Lande. Sie wurden meist verhaftet und von Gefängnis zu Gefängnis geschleppt, bis sie per Etappe an ihren Verschickungsort kamen. Ein Organist, ein Niederbayer, blieb über eine Woche verschwunden, ehe man erfuhr, wo er war. Einem großen Fabrikanten in einer Kreisstadt, einem schon alten Herrn, wurde von der Polizei nahegelegt, er solle 50 000 Rubel zahlen für einen Reisepaß. Er weigerte sich. „Nicht einen Kopeken. Macht mit mir, was Ihr wollt!" Er wurde verhaftet und nach Perm verschickt. Einer seiner Söhne kam nach Ufa, zwei andere nach Orenburg. Ein anderer alter deutscher Herr, ein Großmühlenbesitzer auf dem Lande, sollte gleichfalls 50 000 Rubel zahlen. Er handelte den Preis auf 15 000 Rubel herunter, bezahlte ihn bar und erhielt einen Reisepaß. Er reiste ab, wurde einige Stationen weiter wieder verhaftet und verschickt.

Wie manche Personen durch den Kriegsausbruch herumgetrieben wurden, zeigt das Schicksal einer Münchner bessern Arbeiterfrau, die zudem guter Hoffnung war. Eine gebürtige Schlesierin, hatte sie diesen Sommer ihre Heimat besucht und von da aus Bekannte in Kalisch. Vom Kriegsausbruch überrascht, beging sie die Unklugheit, mit ihren Bekannten nach Warschau zu fliehen. Die Umstände in Warschau waren damals schrecklich. So fuhren sie unter größten Schwierigkeiten durch halb Rußland nach Rostow am Don. Von da kam sie nach Odessa. Sie hatte nur einen vierzehntägigen Grenzschein, der längst seine Gültigkeit verloren hatte. Sie bekam aber in Odessa das Visum der Polizei zur Abreise ins Ausland. Damit fuhr sie an die russisch-rumänische Grenzstation Ungeni, um über Jassy—Budapest nach München zu kommen. In Ungeni wurde ihr von der russischen Grenzpolizei der Paß abgenommen, die Weiterreise aber verweigert. Warum, konnte sie nicht erfragen, da sie nicht Russisch verstand. Die geborenen Dolmetscher an den Grenzstationen, die Juden, die sich sonst immer an die Fremden herandrängen, hüteten sich jetzt, etwas für die

Digitized by Google

Frau zu tun. Da saß nun die arme Frau acht Tage und konnte nicht weiter und nicht zurück. In dieser Zeit kam eine deutsche Frau aus Odessa, die dieselbe Strecke fahren wollte; auch ihr wurde der Paß abgenommenen. Da sie aber Russisch sprach, erfuhr sie, daß die Grenzgendarmerie höhere Befehle habe, die die Gouverneurspässe ungültig mache. Die Frau bekam auf ihr Verlangen ihren Paß zurück und vermittelte auch der Münchnerin, daß sie ihren Paß zurückerhielt. Zusammen fuhren sie nach Odessa zurück. Dort blieb die Münchnerin noch eine Woche. Als die Erlaubnis zur Abreise ins Ausland kam, stellte sich heraus, daß sie in ihrer Wohnung nicht bei der Polizei angemeldet worden war. Wie lange sie noch warten mußte, konnte ich nicht mehr erfahren.

Verschickt.

Den deutschen Reservisten war angekündigt worden, sie hätten sich innerhalb drei Tage zur Verschickung bereitzuhalten. Zur Ausführung kam es nicht. Nach etwa einer Woche erfuhr man, daß die in Rußland zurückbehaltenen Zivilgefangenen in drei Kategorien eingeteilt werden sollen. Die erste Kategorie, die Kriegsgefangenen, wie offiziell die gefangenen Zivilisten alle genannt wurden, sind sämtliche Männer von 17—45 Jahren. Sie werden auf die Kriegsdauer ins Innere Rußlands verschickt. Zweitens: Kinder und Frauen sowie Männer über 45 Jahren können ins Ausland abreisen. Drittens: Solche Personen der ersten beiden Kategorien, die schon längere Zeit in Rußland wohnen, dort Geschäfte betreiben oder Stellungen einnehmen, können in Odessa bleiben. Aber es blieb bei Gerüchten und Zeitungsnachrichten. Jede Woche, jeden Tag kamen andere Nachrichten. Die Behörden konnten unter fortwährendem Schwanken zu keinem Entschlusse kommen. Das mag wohl daher kommen, daß das ganze Vorgehen gegen die Fremdländer nicht aus eigenem Entschlusse der russischen Regierung stammte, sondern das der Verbündeten nachahmte, in manchen Fällen sich vielleicht auch nach deutschen Bestimmungen richtete. Es wäre interessant, nach dem Kriege durch Vergleiche nachzuweisen, wie weit das zutrifft. Ich bin überzeugt, daß wenig originale russische Bestimmungen übrigbleiben würden. Der große Unterschied zwischen den russischen Verordnungen und den deutschen liegt allerdings in der Ausführung. In Deutschland werden die Verordnungen getroffen, um das Land zu schützen, wobei die Betroffenen anständig behandelt werden. In Rußland dienen dieselben Verordnungen untergeordneten Stellen dazu, die Fremdländer zu quälen und auszubeuten.

Bei dieser Unentschiedenheit der Behörden wurde es 11. September, bis die zunächst Bedrohten von der Polizei benachrichtigt wurden, daß sie sich bereitzuhalten hätten. Auch da wurden aus den angekündigten drei Tagen Frist fünf Tage. Betroffen wurden im ganzen 86 Mann. Die Bestimmung ging ins Gouvernement Orenburg, östlich der Wolga, an Sibirien und Turkestan angrenzend. Jeder konnte ein kleines Handkofferchen mit Wäsche und Kleidern mitnehmen. Gnädigst war ihnen gestattet worden, auf eigene Kosten dritter Klasse fahren zu dürfen. Doch wurden für sie die ältesten, unbequemsten Wagen herausgesucht mit zweisitzigen Bänken, auf denen man nicht liegen konnte. In Rußland war das doppelt unangenehm, da sonst überall auch in der dritten Klasse für bequeme Schlafgelegenheit jedes Reisenden vorgesorgt ist. Dafür durften sie statt des normalen Preises von 12,50 Rubel für das Billett 17,50 Rubel zahlen, was selbst bei einem Kriegsaufschlage von 25 Prozent noch um 2,50 Rubel zu

Digitized by Google

viel ist. Vor ihrer Abreise mußten sie nochmal pro Person 2 Rubel bezahlen für den Unterhalt der begleitenden Polizei. Hochgehobenen Kopfes marschierten die Deutschen durch die Straßen, vergnügt fuhren sie ab, und fröhlich war auch die Fahrt, wie uns Karten berichteten. Ihre Ankunft in Orenburg konnte ich nicht mehr erwarten. Andern Tags sollen noch weitere Deutsche und Österreicher per Etappe abgeschickt worden sein. Doch konnte ich nichts Bestimmtes darüber erfahren.

Jedenfalls waren mit diesem Transport nicht alle Militärpflichtigen weggeschickt worden, nicht einmal alle Stellenlosen. Nach welchen Prinzipien ausgewählt wurde, läßt sich nicht feststellen. Doch waren bei den Verschickten alle jene, die sich in irgendeiner Weise bemerkbar gemacht hatten, die verhaftet gewesen oder als Reserveoffiziere vorgemerkt waren.

Quälereien und Gegenteiliges.

Gleich bei Kriegsbeginn hatten die meisten Fabriken und Gewerbetreibenden, darunter viele Deutsche, ihre Betriebe eingestellt. Damit mehrten sich die Arbeitslosen ganz bedeutend, die sich um Unterhalt an das Stadthaupt und den Stadthauptmann wandten. Eine Beratung aller Behörden ergab die Aufforderung an die Fabrikanten, die Arbeit wieder aufzunehmen. Es wurden Maßnahmen getroffen, Kohlen herbeizuschaffen, da sie mangelten. Es wurden sogar französische Fabrikdirektoren, die zur Fahne einberufen waren, zurückgehalten, damit der Betrieb aufrechterhalten werden konnte. Den deutschen und österreichischen Geschäftsleuten wurde bekanntgegeben, daß sie Bittschriften eingeben könnten um die Erlaubnis, in O. bleiben zu dürfen. Als ausschlaggebender Punkt für die Verbescheidung war bestimmt, ob die Bittsteller russische Arbeiter beschäftigten. Ausschlaggebend war aber dieser Punkt keineswegs. Leute in Stellungen, selbst Unverheiratete, geschäftslose Hausbesitzer bekamen die Erlaubnis, zu bleiben, in widerruflicher Weise, Fabrikanten und Geschäftsinhaber mußten fort. Nach einem Prinzip und Sinn fragt man ja bei der Ausführung russischer Bestimmungen meist vergebens. Schlimm erging es den deutschen Angestellten in französischen, belgischen und englischen Geschäften. Sie wurden meist sofort entlassen. Eine große französische Firma machte die Sache so schroff, daß sie einem deutschen Angestellten, der sich gerade im Hofe befand, Restgehalt und Oberkleider hinausbringen ließ, damit er nicht mehr ins Kontor käme. Russische Geschäfte benutzten wohl die Gelegenheit, Angestellte zu entlassen, um ihre Betriebe zu verringern. Viele aber kündigten ihren deutschen Angestellten erst, als die Zeitungshetze einsetzte. Manche behielten auch dann noch ihre deutschen Angestellten bei, wenn sich in ihrem Geschäfte kein Denunziant fand, oder entbanden sie vom regulären Dienst, beließen ihnen aber Wohnung und sogar Gehalt.

Gleich von Anfang an wurden viele Haussuchungen bei den Deutschen vorgenommen, wobei meist die Briefschaften beschlagnahmt wurden. Sie wären an und für sich nicht so schlimm gewesen, wenn sie nicht durch die Art und Weise, wie sie in Szene gesetzt wurden, zu einer Quälerei geworden wären. Sie wurden regelmäßig nachts zwischen 2 und 4 Uhr vorgenommen, mit großem Polizeiaufgebot und möglichst viel Lärm außer dem Hause. Bei der Untersuchung selbst zeigten sich die Beamten meist sehr höflich.

Ebenso wurde bei den Konfiskationen vorgegangen. Zuerst kamen die Auto-

Digitized by Google

mobile und Motozyklets daran. Diese offen am Tage. Die der russischen Untertanen wurden requiriert, wobei Gutscheine ausgegeben wurden mit den Anschaffungs- respektive Katalogpreisen, abzüglich 5—10 Prozent. Bei Deutschen und Österreichern wurden sie konfisziert. Es fielen dabei der russischen Regierung auch eine große Zahl Automobile deutscher Fabriken zu, die sich auf Lager ihrer Vertreter und Verkäufer befanden. In O. allein waren es weit über hundert. Und nun entwickelte sich in O. ein viel lebhafterer Automobilverkehr als bisher. Den ganzen Tag und abends sah man Offiziere fahren, sah man neue Automobile mit Offiziersfrauen und -kindern und solche mit „andern" Damen.

Die zweite Konfiskation, die nachts vorgenommen wurde, traf sämtliche Pferde, Wagen, Sättel, Reit- und Geschirrzeug und was sonst von Leder war, gleichviel ob es Last- oder Sportwagen, Herren- oder Damensättel waren. In der reichhaltigen Remise eines großen Fabrikanten wurde ganz offen bestimmt: dieser Wagen ist für die Familie des Obersten X., dieser Dogcart für Frau Kapitän Y., dieses Pferd für Herrn Z. und dieser Sattel für die „Dame" des Adjutanten Fürst U. Auch Zugpferde und Lastwagen von Fabrikanten und Handelsgeschäften wurden konfisziert ohne Rücksicht darauf, daß dadurch den Geschäften der Weiterbetrieb unmöglich gemacht wurde und russische Arbeiter ihr Brot verloren.

Immerhin griffen diese Konfiskationen noch nicht in die Existenz ein, wenn sie auch Schaden genug brachten. Es bestand aber unter den Deutschen und Österreichern, als ich abreiste, die lebhafte Angst, daß die Konfiskationen allmählich ausgedehnt werden könnten auf andere Kriegsbedürfnisse: auf Wäsche und Betten und schließlich auf Wohnungen und Häuser für Verwundetenpflege, und auf Bankdepots. An Anregungen hierzu ließ es die russische Presse nicht fehlen. Besonders die Nowoje Wremja schien ein eigenes Komitee dafür zu haben, alle Möglichkeiten zu erwägen, mit denen die „Feinde" geschädigt und gequält werden könnten. Auch private Kreise bemühten sich, auf die bekannte Art sich Verdienste zu sammeln auf Kosten anderer. Ein guter Bekannter, ein geborener Münchner, wohnt mit Frau, zwei Kindern und Dienerschaft das ganze Jahr durch in seiner Villa, die sechs Zimmer hat. Sein jüdischer Bankier empfiehlt ihm, sich auf ein bis zwei Zimmer zu beschränken und die übrigen für Verwundete den Militärbehörden anzubieten. „Haben Sie Ihre Villa auch schon angeboten?" fragt der Deutsche. „Nein, da ist niemand draußen zur Bedienung." „Da soll also wohl meine Frau auch noch bedienen?" „Gewiß. Das kann sie ja ganz gut. Werden doch nur Herren Offiziere hinauskommen." „Ja, aber in meiner Nachbarschaft stehen die zwanzig Villen Ihres Freundes S. leer. Warum bietet der sie nicht an?" „Es ist nur für Sie, weil Sie ein Deutscher sind. Wenn Sie wollen, sage ich es dem Herrn N., der unser Kunde ist. Der macht das gleich." „Nein, ich danke. Wenn erst die leeren Villen der russischen Patrioten besetzt sind, werde ich sehen, was sich tun läßt." Einstweilen wurden die leeren Häuser und Villen jener Deutschen und Österreicher beschlagnahmt, die mit Familie abgereist oder verschickt waren.

Im Turm.

In den deutschen Zeitungen war seit dem Kriege öfter vom „Turme" die Rede, in dem deutsche Gefangene schmachten. Das Wort erregte bei den

Digitized by Google

Lesern wohl eine gräßliche Vorstellung, die in gewissem Zusammenhange stand mit Ritterromanen. Tatsächlich aber bedeutet das Wort „Tjurma", das vom deutschen Turm abstammt, nichts weiter als Gefängnis. Es ist der heutige sprachliche Ausdruck für jede Art von Gefängnis oder Zuchthaus. Ist nun schon in Deutschland ein Aufenthalt in diesen Gebäuden nicht angenehm, so ist er das noch weniger in Rußland, selbst ohne die Schrecken des „Turmes". Schmutz, Ungeziefer, die Rücksichtslosigkeit der Beamten, sind schon schlimm genug. Schrecklich ist die eventuelle Gesellschaft aus der Hefe des russischen Volkes, der Spitzbuben und Verbrecher. Glücklich ist, wer eine Einzelzelle bekommt, selbst wenn er nackt in eine Zelle mit Zementboden ohne Tisch, Stuhl und Bett gesperrt wird, wie es unserm Sachsen passierte. Er kann sie sich rein halten, und wenn er Angehörige am Orte hat, Bett, Wäsche und sonstige Notwendigkeiten kommen lassen. Allerdings muß er, wenn er als Spion verhaftet ist, damit rechnen, daß komplizierte Sachen, wie Hausmützen, Hausschuhe und dergleichen Dinge, in denen traditionellerweise Spione ihre Geheimnisse verstecken, vollständig zerschnitten in seine Hände kommen. Auch beköstigen kann er sich selbst, wenn er Geld hat, und wenn es nicht aus Bosheit verboten wird. Andererseits ist derjenige, der in einem russischen Gefängnis sitzt, gewissermaßen vogelfrei, wenn er fremd ist und niemand hat, der sich um ihn kümmert. Schlimme Vorkommnisse nach dieser Seite sind gewiß auch in Rußland nicht die Regel, aber möglich.

Gleich zu Beginn des Krieges waren mehrere der angesehensten deutschen Geschäftsleute verhaftet worden. Nach etwa drei Wochen wurden sie wieder entlassen. Ihre Angehörigen mußten mehrmals Bittschriften einreichen, ehe sie zum Besuche zugelassen wurden. Und all das ohne Anklage, ohne Untersuchung, ohne Protokoll, ohne Entschuldigung. Unterdessen hatten sich in der Stadt die schrecklichsten Gerüchte verbreitet. Ein Apotheker hatte versucht, den Dnjestfluß, einen Riesenstrom, von dem die Stadt das Wasser bezieht, mit Zyankali zu vergiften. Ein anderer hatte kurz vor Kriegsbeginn 100 000 Rubel nach Deutschland geschickt für den Kriegsfonds. Ein dritter hatte überhaupt ein sehr großes Einkommen. Tatsächlich waren die Gründe viel naheliegender, wenn nicht einfach Bosheit vorlag. Ein jüdischer Getreidemakler hatte am ersten Tage der Mobilmachung seinem Hause in Rotterdam telegraphiert, er könne das Getreide nicht verladen, da sämtliche Eisenbahnwagen durch die Mobilmachung eingenommen seien. Er wurde deswegen verhaftet. Ein junger, in Odessa unbekannter, zugewanderter Jude hatte die verrückte Idee, auf dem Schienenstrang nach Warschau zu wandern. Er wurde als Spion verhaftet. Einer der deutschen Verhafteten wurde von der Gendarmerie bei der Entlassung gefragt, ob er in Feindschaft mit dem Juden X. lebe. „Nein; dem habe ich erst 30 000 Rubel geliehen." „Nun, der hat Sie als Spion angezeigt." Denunziation spielte eine große Rolle bei den Verhaftungen. Es genügten aber auch ganz kleinliche Zufälle. Der junge Mathematiker aus München, der in Tiflis Grusinisch studieren wollte, wurde verhaftet, weil er in O. die Wohnung gewechselt hatte, ohne daß die Polizei benachrichtigt worden war. Ein älterer Herr über 45 Jahre hatte mit mir eingegeben um Erlaubnis zur Abreise. In seiner unbefangenen Ehrlichkeit machte er darauf aufmerksam, daß sein Geburtsjahr im Passe fälschlicherweise anders angegeben war als im Militärpaß. Dafür wurde er verhaftet, ist aber später doch abgelassen worden.

Digitized by Google

it dem Eigentum der Verhafteten ging es verschieden. Doch hörte ich von Fällen, wo sie bei der Entlassung alles wieder bekamen, als vom Gegenteil. nster war es schon mit der Verhaftung des gesamten Personals des österischen Generalkonsulates. Der Vizekonsul machte einen Selbstmordversuch, Sekretär wurde nach Perm verschickt. Große Aufregung verursachte in der n Nacht meines Aufenthaltes in O. die Verhaftung von mehr als achtzig schen. Es waren meist Geschäftsleute, darunter solche, die die Erlaubnis lten hatten, zu bleiben; auch solche, die schon einmal verhaftet gewesen n. Der Grund war, daß sie irgendeinmal zum Deutschen Flottenverein steuert hatten, und für die Sammlung keine Erlaubnis eingeholt worden [1]). Es waren mehrere Inhaber von großen Geschäften darunter. Einige ten ihre Geschäfte zu schließen und damit so und so viele russische Arbeiter los zu machen. Doch dafür hatten die Behörden jetzt schon ihr Gegenmittel nden: dann werden die Geschäfte unter russischer Verwaltung weitergeführt. Gnade Gott den Geschäften unter solcher Verwaltung!

Was mit den Verhafteten weiterhin geschah, ob sie vor Gericht kamen oder chickt wurden, habe ich nicht mehr erfahren können.

Die deutschen Kolonisten.

n Südrußland, sowie in den Südwest- und Südostgebieten befinden sich ungefähr 1½ Millionen deutsche Bauern, die vor mehr als hundert Jahren t eingewandert und russische Untertanen sind. Auch ihre Lage ist nicht rosig. r Krieg, die Entfesselung der Leidenschaften macht viele schlimme Kräfte frei, vordem durch Ordnung und Gesetz gebunden waren. Die Bauern waren den vier Generationen, in denen sie das vordem öde Land in die Weizenmer Europas umschufen, stark und reich geworden. Besitz erweckt Neid. itdem in Rußland die Konstitution eingeführt ist (1905), seitdem eine sse politischer Streber sich um die aussichtsreichen Deputiertenstellen berben, und um sie zu erlangen, um die Gunst der russischen Bauern, begann ch die Hetze gegen die deutschen Kolonisten, die angeblich den russischen uern das Land wegnehmen. Die russischen Bauern besonders im Süden sind, e die Revolution im Jahre 1905/06 grausam bewiesen hat, ebenso von sozialistisch-anarchistischen Tendenzen durchsetzt wie die städtischen Arbeiter. Um ohende innere Unruhen während des Krieges abzuwehren, läge nichts näher, s diese gefährlichen Elemente auf die deutschen Bauern zu hetzen. Das wäre ute um so schlimmer, da es den Kolonisten verboten ist, Gewehre und irgendelche Waffen zu halten. Die Gebiete mit mehreren größeren, geschlossen beimmen liegenden deutschen Dörfern haben wenig zu befürchten. Schwieriger ben es die in russischen Gebieten zerstreuten kleineren deutschen Ansiedlungen. en einzeln wohnenden deutschen Gutsbesitzern bliebe von vornherein nichts brig, als zu fliehen. Am letzten Tage meines diesmaligen Aufenthaltes auf em Lande kam der russische Oberschulze in das kleine deutsche Dorf und bechte auch meinen deutschen Gastfreund. Es war die Rede von der Gefahr für ie deutschen Kolonisten. „Was wollen Sie sagen", antwortete der Russe, „von iner Gefahr? Sie haben geschlossene Dörfer, seid alle einig und könnt Euch erteidigen. Was wollen aber wir machen? Wenn's los geht, geht's zuerst über

[1]) Vgl. Albert Sillem, „Als Flottenvereinler in russischer Kriegsgefangenschaft" im Heft „Kriegsziele" der S. M.

Digitized by Google

uns, die paar Wohlhabenden im Dorfe. Und wir können uns gegen die Tausende nicht wehren." Dürften die Deutschen sich bewaffnen, so wäre allerdings wenig Gefahr. Die Russenmassen sind feig. In der Revolutionszeit haben oft einige entschlossene Männer Hunderte von anstürmenden Russen abgewehrt. Zwei, drei Tscherkessen als Schutzwache auf einem Gute haben das Eigentum besser geschützt als fünfzig bis hundert Kosaken, die den Eigentümer auf die Dauer arm gefressen hätten.

Jedenfalls leben diese deutschen Kolonisten heute in großen Ängsten. Ihre Söhne und jungen Männer sind in das Heer eingereiht, ihre Pferde sind eingezogen, es mangelt an Arbeitern und Vieh zur Bestellung der Felder, bei allen Opfern für das Vaterland, bei allen Sammlungen von Eifrigen und Übereifrigen müssen sie mehr leisten als die Russen, um ja keinen Zweifel an ihrem Patriotismus aufkommen zu lassen, keine Nummer einer russischen Zeitung können sie lesen ohne Hetze auf sie. Trotz aller Opfer an Blut und Gut wissen sie jeden Tag nicht, wann ihrem Hab und Gut Diebstahl, Raub und Brand, ihren Personen Schande, Marter und Tod droht.

Weniger gefährlich scheint der Eingriff in das Eigentumsrecht der Kolonisten, den die russische Regierung versucht. Der Minister des Innern hat einen Gesetzentwurf vorbereitet, demgemäß alle Landkäufe von Deutschen, Österreichern und ihren Nachkommen, auch wenn sie russische Untertanen sind, in den Grenzgouvernements seit dem Jahre 1870 rückgängig gemacht werden sollten. Die Leute haben sechs Monate Zeit, diese Ländereien zu verkaufen, nach dieser Zeit werden sie abgeschätzt und von der Bauernbank übernommen. Wer die Verhältnisse in Südrußland kennt, wußte von vornherein, daß die Durchführung dieses Gesetzes sich als unmöglich erweist. In Südrußland kommen als Landkäufer fast nur deutsche Bauern in Betracht. Wer sollte das viele Land kaufen, das die Deutschen abgeben müßten? Die einzige Folge wäre ein riesiger Preissturz, vielleicht eine fast völlige Entwertung des Bodens. Land- und Privatbanken würden riesige Verluste erleiden. Man kann den Landbesitz, der durch ein solches Gesetz auf den Markt geworfen würde, auf 2 Millionen Dessjatin schätzen, im Werte von 6—800 Millionen Rubel. Das sind Werte, die man nicht wegwerfen kann. Den größten Schaden davon hätte der russische Adel, der niemand mehr hätte, der ihm sein Land abpachtete und abkaufte. Daß man das in Rußland auch einsah, beweist die Nachricht, daß das Gesetz eingeschränkt werden soll auf die Landkäufe in den letzten zehn Jahren. Auch dieses Gesetz wird kaum zur Ausführung kommen. Was sich aus der ganzen Regierungsinitiative herausschälen wird, werden voraussichtlich Bestimmungen sein, die den Landankauf durch deutsche Bauern für die Zukunft einschränken werden, bis über kurz oder lang auch diese wieder aufgehoben werden.

Fast hundert Jahre haben diese Bauern in Rußland gelebt ohne Verbindung mit Deutschland. Deutsche Zähigkeit und konservativer Sinn, und deutscher Bauernstolz gegenüber den minderwertigen Russen ließ sie ihr deutsches Wesen bewahren, ohne Betonung besonderer nationaler Gefühle. Die Russifizierungsversuche der Regierung in den letzten zwanzig Jahren rüttelten sie auf. Mächtig aber griff der von Rußland frevelhaft heraufbeschworene Krieg mit Deutschland in ihre Herzen; und ließ sie aufatmen in dem Bewußtsein, dem starken Volke entsprossen zu sein, das den Riesenkampf aufnahm, und, wie in Rußland allgemein gesagt wird, den drei mächtigsten Reichen der Welt den Krieg

Digitized by Google

t hat. Und sehnsüchtig mögen sie heute ausschauen, was für sie abfallen in dem riesigen Völkerringen, ob das machtvolle Deutsche Reich, wenn es Feinde, wenn es Rußland niedergeschlagen haben wird, seinen kraftvollen nicht auch zu ihrem Schutze ausstrecken wird.

ıusende von Söhnen dieser deutschen Kolonisten stehen und standen im chen Heere. Manche Regimenter waren zur Hälfte deutsch. Das 8. rus= Armeekorps, zu dem die meisten dieser Regimenter gehören, war bei nenberg dabei. Wenn in Deutschland von russischen Gefangenen die Rede ɔört man nur von deutschen Balten und Juden, niemals von diesen deut= ı Bauernsöhnen. Und doch sind sicher auch viele von diesen unter den ıngenen. Wäre es nicht empfehlenswert, diese deutschen Elemente, die .bten in ihre Heimat zu kommen, da sie nach Deutschland kamen, zu trennen ihren russischen Kameraden, unter deren Gesellschaft sie meist leiden, und :n ihr Los möglichst zu erleichtern? Rußland macht große Unterschiede in Behandlung seiner Gefangenen, je nachdem sie slawischen oder deutschen prungs sind. Warum sollen wir es nicht auch tun?

Die Andern.

Die Österreicher waren offiziell übel daran. Sie hatten keinen offiziellen Schutz durch einen andern Staat. Doch hat ihnen das in Wirklichkeit ·er nicht mehr geschadet, als uns der Schutz des amerikanischen Konsulats. Den erreichischen Slawen war der Schutz Rußlands von vornherein sicher. Es ırde sofort eine lebhafte Propaganda entfaltet zum Eintritt in das russische ıtertanenverhältnis. Die Tschechen betrieben auch die Errichtung einer tsche= ·schen Freiwilligenlegion zugunsten Rußlands. Doch kam die Sache nicht ht vorwärts, so lange ich in Rußland war. Stark verschnupft hat bei den ɔergetretenen Slawen der Umstand, daß die Russen an das Recht der russischen ntertanenschaft gleich auch die Pflicht knüpften, und die Tauglichen zum Heere nzogen. Das ging so prompt, daß in einigen mir bekannten Fällen mit der rkunde der Aufnahme in den russischen Staatsverband zugleich der Gestellungs= efehl übergeben wurde und die Leute im Falle der Tauglichkeit — und das ɔurde nicht genau genommen — in zwei Tagen schon einrücken mußten.

Von den Polen in Odessa, meist russischen Untertanen, aber auch vielen Gali= iern, erfuhr ich in russischen Kreisen, die mir mit Staunen erzählten, welch ıehässige Stimmung gegen die Deutschen unter ihnen herrsche. Es war mir eine Offenbarung.

Schwer enttäuscht hat mich das Verhalten der Balten in Odessa. So wenig ɔon deutschem Rassegefühl und selbständigem Urteil habe ich nicht erwartet. Ich sprach mit mehreren Vertretern, Herren und Damen, dieser Kolonie, guten früheren Bekannten und Freunden. Vor Beginn des Gespräches wurde ich schon immer mit der stereotypen Begrüßung empfangen: „Aber was macht denn Ihr Wilhelm? Der ist ja wirklich verrückt. Das arme Deutschland!" Bei dem bekannten gesellschaftlichen Zusammenhalten der Balten läßt dieser gleichförmige Ausdruck vermuten, daß in der baltischen Gesellschaft allenthalben in dieser Art gesprochen wurde.

Ein besonderes Kapitel bilden die deutschen Zeitungen in O., besonders die älteste derselben, die Odessaer Zeitung. Ihr Benehmen in diesen Tagen bildete einen Schandfleck für das Deutschtum in Rußland. Wir müssen selbstverständ=

Digitized by Google

lich verstehen, daß diese deutschen Zeitungen nicht gegen den Strom schwimmen konnten, daß sie unter Zensur stehen, daß sie sich bei offener Parteinahme für die deutsche Sache der bestimmten Gefahr aussetzen, eingestellt zu werden. Man kann auch verstehen, daß sie die Telegramme der Russischen Telegraphenagentur bringen müssen, wie sie ihnen übergeben werden. In keinem Falle aber war es gut, daß die O. Z. mehr tat in russischem Sinne als notwendig war, daß sie auch die Privaterfindungen russischer Blätter über angebliche deutsche Grausamkeiten nachdruckte. Dieses Benehmen der O. Z. hat in den deutschen Kreisen der Stadt tiefste Empörung hervorgerufen.

Gewiß gab es auch in den reichsdeutschen Kreisen Schwachheiten. Gar viele zählen formell noch zu den Reichsdeutschen, die schon in zweiter und dritter Generation in Rußland leben, dort erzogen sind und mit Deutschland keinen Zusammenhang mehr haben. Manche von ihnen zogen nun die Konsequenzen und bemühten sich, der nächstfolgenden Vorteile wegen, um die russische Staatsangehörigkeit. Wenige mit Erfolg. Außerdem ließen auch gar manche die Köpfe hängen und schlichen mit Leichenbittermienen umher, verleugneten sich als Deutsche, die sonst den Kopf sehr hoch getragen hatten und bei Wein und Champagner in vorderster Reihe und am lautesten Hurra geschrien hatten. Den klassischen Ausdruck für deren Seelenzustand prägte einer dieser Herren mit den Worten, mit denen er mich begrüßte: „Unser liebes Vaterland hat uns in eine schöne Schlamasse gesetzt." Gewiß, die sonst so „maßgebenden Kreise" hatten vor Kriegsbeginn nicht erst angefragt bei diesen Herrn, um die sich eigentlich die Welt drehen sollte. Es wird immer solche schwache Seelen geben.

Die große Mehrzahl der Mitglieder der deutschen Kolonie aber gab ein prächtiges Beispiel deutschen Selbstgefühls und deutschen Stolzes. Vor allen auch viele Frauen, und die mittleren und kleineren Kreise.

Endlich frei.

Am 9. September wurde bekannt, daß endlich der schon so oft angekündigte Austausch der Zivilgefangenen über 45 Jahren, sowie der Frauen und Kinder zwischen Rußland und Deutschland vor sich gehen solle. Schon die Woche vorher war bekannt geworden, daß ganze Züge von Russen von Berlin abgegangen seien. Die Mitteilung an die Gefangenen erfolgte nicht offiziell, weder durch den Stadthauptmann noch durch das amerikanische Konsulat, sondern nur als Zeitungsnachricht. Wer nicht russisch lesen konnte und keine Verbindung hatte, erfuhr nichts davon.

Nun sollte man meinen, daß, wenn einmal die Erlaubnis zur Abreise gegeben sei, das Weitere von selbst gehen müsse. Von selbst geht aber in Rußland nichts. Es mußte eine formelle russische Bittschrift geschrieben werden, die kostet einen Rubel, zwei Stempelmarken 1,50 Rubel. Mit mir hatten am Montag noch fünf Männer, zum Teil mit Familie, eingegeben. Auch der Sachse war darunter. Dienstag sollten wir nachfragen, frugen nach, warteten von 10—2 Uhr in der Kanzlei des Stadthauptmanns, um zu erfahren, daß es noch nichts sei. Am Mittwoch warteten wir nur von 10—1 Uhr, erfuhren, daß die Bittschriften da seien, und daß wir abends 8 Uhr wieder kommen sollten. Abends warteten wir von 8—9½ Uhr und erfuhren, daß die Bittschriften genehmigt seien. Warum das uns nicht schon mittags gesagt wurde, wußte der Beamte wohl so wenig wie wir. Andern Tags ging's ins Paßbüro. Um 10½ Uhr wurde uns schon mit-

Digitized by Google

:eilt, daß die Bittschriften noch nicht da seien. Der weite Weg vom ersten ock ins Erdgeschoß! Vorsichtigerweise erkundige ich mich, welche Formali:en eventuell noch zu erfüllen seien. „Sie müssen für den Paß 5,50 Rubel an : Reichskasse bezahlen für das Rote Kreuz. Alle, ohne Ausnahme." Das ır eine neue Verordnung; aber nichts zu machen. Wir fuhren schleunigst zur :ichskasse ans andere Ende der Stadt, haben nach einer Stunde glücklich un=:e 5,50 Rubel angebracht und die Quittung erhalten. Im Fluge zurück nach m Paßbüro. Nach einer weiteren Stunde, kurz vor Büroschluß, erhalten wir : Mitteilung, daß unsere bestätigten Bittschriften eingelaufen und die Päße :tig seien, es fehle nur noch die Unterschrift des Gehilfen des Stadthaupt=ınns. Dieser Herr sei aber heute nichts in Bureau gekommen. Und da Frei=g und Samstag Feiertage seien — Gott weiß, welche —, so sollen wir Montag :ederkommen. Wir schauen einander an. Das bedeutet einen Aufschub von ıer Woche, da das nächste Schiff erst Mittwoch geht. Eine Verordnung des tadthauptmanns hatte wohl bestimmt, daß in dieser schweren Zeit die amt=hen Bureaus auch an Sonn= und Feiertagen offen sein müßten. Ich hatte ıraufhin einmal einen Versuch gemacht. Die Bureaus waren offen gewesen, e Polizisten und Diener da, aber keine Beamten.

Ich versuchte den Paßgewaltigen, den ich von früher her kannte, in den inne=n Räumen zu treffen, gab dem Diener 50 Kopeken und durfte dann durch alle :rbotenen Eingänge. Ich kam da auch in ein Zimmer, wo ein Beamter gerade ine junge Gehilfin auf den Knien hatte — sie ließen sich in keiner Weise ören —, aber erreichen konnte ich nichts. Versuchen wir's auf privatem Wege. ch erkundigte mich nach der Wohnung des Paßgewaltigen, besuchte nachmittags nen deutschen Bekannten in der Nähe. Der sprach mit seinem Kompagnon, ieser suchte einen Juden auf und der brachte einen Russen bei, der es endlich agte, mich bei dem Herrn einzuführen. Der Beamte schimpfte über Wil=:lm, der verrückt sei und so fort. Nachdem er so sein Herz erleichtert ıtte, knüpfte ich an. Da ich ihn im Kreise seiner Familie sah — es ar allerdings eine illegitime —, sprach ich von meiner Familie, die nicht ıisse, wo ich sei, sprach von der Möglichkeit, daß die Türken jeden Tag osgehen könnten. Nun ging's aber über die Türkei. Die wurde in Grund und Boden geschlagen und mußte direkt verhungern. Endlich gelang es mir, ihn auf en Paß zu bringen. Er versprach sein möglichstes zu tun, meinem Passe die Unterschrift zu verschaffen, ebenso auf meine Bitte, meinen Leidensgenossen. Ich solle andern Tags um 2 Uhr ins Bureau kommen. Am Freitag war's nun :och nichts, wohl aber am Samstag mittag.

Es war Samstag, den 12. September. Abends ging ein russisches Schiff nach Galatz. Das Visum beim rumänischen Konsul war schnell besorgt und kostete nichts. Dagegen mußten wir beim Geldwechseln noch Haare lassen. Eine Masse Bekannte und Leidensgenossen, die ihre Päße noch nicht erhalten hatten, kamen um Schiffe. Eine Unmasse von Briefen hatte ich mitbekommen; darunter einige, ie nicht gerade den Russen in die Hände fallen sollten. Und es war die letzten Tage eine Notiz durch die Zeitungen gegangen, daß den von Berlin abreisenden Russen alle Briefe und Pakete abgenommen worden seien. Solche Notizen waren gewöhnlich die Vorläufer neuer Vexationen. Wir fuhren los. Das Schwarze Meer schüttelte uns die Nacht durch noch kräftigst, ehe wir gegen Morgen in die Donaumündung einliefen. Kilia und Ismail, zwei russische Hafenplätze,

Digitized by Google

gingen vorüber und wir kamen gegen Abend zum letzten, nach Reni, wo nochmalige Paßrevision war. Ich setzte meine unschuldigste Miene auf und stellte mich dem Revisionshäuschen gegenüber, in dem die russischen Beamten sich allmählich sammelten. Unsere Pässe wurden eingesammelt. Der Sachse war nicht da. Ausgerechnet jetzt hatte er, der sonst immer, wo zwei beisammen waren, seinen langen Kopf dazwischensteckte, sich zurückgezogen, um in einem versteckten Winkel eine Flasche Bier unbemerkt zu trinken. Das machte ihn verdächtig. Er wird samt Reisegepäck in das Revisionshäuschen zitiert. Das Gesicht, mit dem er über die Landungsbrücke gehend, zu uns zurücksah, war köstlich. „Was soll's jetzt wärten?" Die Revision war genau und gründlich und langsam. Es war, als würde er mir von der Brust weggezogen, als der Landungssteg entfernt wurde. Das Schiff drehte sich langsam von der Rampe ab. Die russischen Beamten waren aus dem Revisionshäuschen herausgekommen und riefen uns als letzte Liebenswürdigkeit nach: „Euer Wilhelm hat zwei große Schlachten verloren!" Ich antwortete: „Jetzt brauchen wir's nicht mehr zu glauben." „Auf mein Ehrenwort", rief einer mit der immer gebrauchten Phrase, wenn man in Rußland einem einen Bären aufbinden will. Ich hob die Hand und machte die bekannte Bewegung mit dem Daumen zwischen Zeige- und Mittelfinger, die man russisch eine „Dulja" nennt. Die Russen lachten und kehrten um.

Frei! Aus Rußland heraus! Es war ein frohes Gefühl, ein erleichtertes. In einer Stunde waren wir in Galatz in Rumänien. Gepäckrevision auf offener Landungsbrücke bei Regen. Der Bahnhof war mit Militär besetzt. Einer der auf dem Perron Wache stehenden Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett machte sich zu unserm Diener, trug unser Gepäck, kaufte Postmarken, Billetten und wachte eifersüchtig, daß kein anderer ihm zuvorkam. Ein armes Volk! In überfülltem Zuge fuhren wir nach Ploëschti, stiegen da in den Bukarester Zug und kamen in schneller Fahrt durch herrliches Mittelgebirge mit schon schneebedeckten Kuppen, an Sinaja vorbei, an die Grenzstation Predeal, und von dort über Siebenbürgen nach Budapest—Wien—München. Ehe wir etwas zu essen kauften, verlangten wir deutsche Zeitungen. Sie befriedigten uns nicht. Was ich suchte, fand ich zu Hause in dem sprudelnden Berichte meiner Kinder, in den glänzenden Augen und der stolzen Lebhaftigkeit meiner sonst so unpolitischen, stillen und bescheidenen Frau, in dem überschäumenden, deutschen Patriotismus unseres russischen Gastes, den der Krieg hier überrascht hatte: den Bericht von den wunderbaren stolzen ersten sechs Wochen des Krieges.

Der Verfasser legt Gewicht darauf festzustellen, daß vorstehende Skizzen gleich nach seiner Rückkehr nach Deutschland, im September und Oktober 1914, niedergeschrieben und beim gegenwärtigen Abdruck nicht verändert wurden.

Digitized by Google

Der Staat, sein Wesen und seine Organisation[1]).

Von Eduard Meyer in Berlin.

Durch den Weltkrieg, in dem wir seit anderthalb Jahren stehen, ist die dominierende, alle anderen Lebensverhältnisse beherrschende Stellung des Staats nicht nur unserem Volk, sondern allen Völkern des Erdballs wieder unmittelbar in ihrer ganzen Wucht ins Bewußtsein geführt worden. In friedlichen Zeiten mochte sie im Bewußtsein weiter Kreise zurücktreten, sie mochten eine Betätigung als selbstverständliche Voraussetzung ihres Daseins hinnehmen und vielleicht, wenn sie nicht gerade ihre Steuern zu zahlen hatten oder etwa einmal mit der Polizei in Konflikt kamen, kaum mehr darauf achten, als auf die Art, wie sich die Versorgung mit Lebensmitteln und Industrieprodukten abspielt, die ihnen im Frieden so bequem und so überreichlich zur Verfügung stehen. So konnte die Anschauung aufkommen und Verbreitung finden, daß über dem Staat weit bedeutsamere Mächte ständen, in denen sich das Leben und die geschichtliche Entwicklung der Völker abspiele, wie früher die universelle Religion und die Kirche, so jetzt die universelle Kultur, die einen großen Kreis von Nationen und schließlich der Idee nach die Gesamtheit der Menschenwelt zu einer Einheit zusammenfaßt, oder das den ganzen Erdball umspannende Wirtschaftsleben, das sich nach seinen eigenen, vom Staat unabhängigen Bedingungen abspiele, und als Ausdruck dieser allumfassenden Beziehungen ein allgemeines, von der Idee der Humanität beherrschtes Völkerrecht, das hoch über den einzelnen staatlichen Gebilden stehe und sie unter seine Ordnungen zwinge. Da konnte die von der Manchesterschule und dem radikalen Freihandel verkündete Lehre aufkommen und zahlreiche Anhänger finden, welche in der freien und nirgends hemmenden Schranken unterstellten Entwicklung der individuellen Kräfte und der materiellen Bestrebungen das Ideal erblickte, in dem Glauben, daß aus dieser schrankenlosen Konkurrenz von selbst die möglichst große Glückseligkeit möglichst Vieler erwachsen werde; damit würden dann auch die durch die Selbstsucht der Staaten erzeugten Kriege aufhören und das Millennium des ewigen Friedens herbeigeführt werden. Dem Staat sollte lediglich die äußere Regulierung dieses freien Wirtschaftslebens zustehen, er sollte auf jeden die Entwicklung leitenden Eingriff, auf jede führende Tätigkeit verzichten, sich auf die Rolle beschränken, die in der Bezeichnung als „Nachtwächterstaat" ihre zutreffende Charakterisierung gefunden hat. Da konnte weiter von hochgefeierten Historikern die Behauptung aufgestellt werden, die überlieferte Geschichtsauffassung sei völlig veraltet, welche in der Entwicklung der Staaten und ihrem Ringen miteinander den Schwerpunkt ihrer Aufgabe, in den zu führender Stellung gelangten Persönlichkeiten und ihren von klar erkannten Zielen geleiteten Willenshandlungen die ausschlaggebenden Faktoren, in den großen Kriegen die Wendepunkte der Weltgeschichte sah; an ihre Stelle müsse eine moderne, weit darüber hinausgeschrittene Behandlung treten, in den Vorgängen des Kulturlebens, in den Massenerscheinungen, in der Soziologie, oder speziell, wie in Marx' sogenannter „materialistischer Geschichtsauffassung", in den wirtschaftlichen Vorgängen sei das entscheidende Moment enthalten, nach ihnen seien die Perioden der Weltgeschichte

[1]) Vortrag, gehalten am 9. Februar 1916 in Berlin für die Ortsgruppe des Deutsch-evangelischen Frauenbundes und die kirchlich-sozialen Frauengruppen.

Digitized by Google

zu gliedern. Weithin haben diese Anschauungen den Beifall der populären Strömung gefunden; wer ihnen widersprach und an der alten Auffassung festhielt, wurde in üblicher Weise als rückständig, als in den Traditionen einer Gelehrtenzunft befangen, als unfähig bezeichnet, dem Fluge der modernen Gedanken zu folgen.

Da kam der Krieg: und damit sind alle diese Phantasien zusammengebrochen und hinweggeblasen wie Nebelgebilde vor einem kräftigen Windstoß. Wohl sind die wirtschaftlichen, sozialen, kulturellen Kräfte vorhanden, von denen eben die Rede war; aber sie finden die Möglichkeit ihrer Betätigung nur durch den Staat innerhalb des Rahmens, den er ihnen zuweist, auch wenn er ihnen gestattet, zeitweilig weit über seine Grenzen in freier Betätigung hinauszugreifen. Es sind die Staaten und die in ihnen zu einer Einheit zusammengefaßten Nationen, die gegeneinander Krieg führen, nicht etwa selbständige Wirtschaftskörper oder Kulturgebiete oder soziale Gruppen. Versunken ist das Völkerrecht, diese stolze Errungenschaft des neunzehnten Jahrhunderts, seit es England in rücksichtslos verfolgtem Interesse seiner staatlichen Machtentfaltung vernichtet und alle anderen Staaten gezwungen hat, seinem Beispiel zu folgen; zerrissen sind alle kulturellen Beziehungen, das Zusammenwirken der Gelehrten in gemeinsamer Arbeit, die internationalen Vereinigungen auf humanitärem, wirtschaftlichem, sozialem, religiösem Gebiet; selbst eine so gewaltige Organisation wie die katholische Kirche, die in früheren Zeiten den politischen Kämpfen so selbstherrlich aus eigener Kraft entgegentrat, auch sie hat sich den Eingriffen der Staatsgewalt fügen und auf die Rolle eines passiven Zuschauers beschränken müssen. Von Grund aus umgewandelt ist das Wirtschaftsleben der Erde; und zur Wirklichkeit geworden ist das bisher in aller Geschichte unerhörte, lediglich als theoretische Konstruktion entworfene Bild eines isolierten Staats, der das altgriechische Ideal der Autarkie, der „Selbstgenügsamkeit" verkörpert, die Erhaltung seiner Existenz lediglich aus eigenen Mitteln, so gut wie völlig losgelöst von jeder Verbindung mit der übrigen Welt und ihren Produkten.

Geblieben sind nur die Staaten und ihr gewaltiges Ringen nicht nur um Behauptung und Erweiterung ihrer Macht, sondern um ihre Existenz, in einem furchtbaren unabsehbaren Kampf, in dem sie alle Mittel, deren sie habhaft werden können, schonungslos für diesen letzten und höchsten Zweck verwenden. Wir alle, welche Stellung wir auch sonst im Leben einnehmen mögen, erfahren tagtäglich, wie der Einzelne an sich gar nichts ist, wie seine Existenz, sein gesamtes Dasein untertan ist der Allgewalt des Staats und überhaupt nur möglich ist innerhalb des Gebiets, das dieser ihm entweder als seine Aufgabe zuweist oder aber als Spielraum für seine individuelle Betätigung freigibt.

Diese allbeherrschende Stellung des Staats, die uns der Krieg so mächtig ins Bewußtsein führt, ist nichts Neues, nicht ein Erzeugnis der Gegenwart, sondern sie ist die Voraussetzung alles geschichtlichen Lebens und die Grundbedingung der Existenz des Menschen überhaupt. Allerdings hat die Gestaltung des Staats eine lange Entwicklung durchgemacht und sehr verschiedene Formen angenommen; aber die Existenz eines staatlichen Verbands, einer geschlossenen Gruppe von Individuen, die zu einer festen und unverbrüchlichen Einheit zusammengefaßt und von einem einheitlichen Willen beherrscht sind, ist nicht nur so alt wie das Dasein des Menschengeschlechts auf Erden, sondern sie ragt noch weit über dasselbe hinaus in die Vorstufen der menschlichen Entwicklung. Denn

Digitized by Google

hlechterdings alle körperlichen und geistigen Eigenschaften, welche den Menschen n Gegensatz zur Tierwelt charakterisieren, haben sich zwar an den einzelnen ndividuen gebildet oder sind von ihnen geschaffen worden; aber möglich war as nur dadurch, daß der Einzelne in diesem festgeschlossenen Zusammenhang and und diese Errungenschaften, die im Besitz des Einzelnen entweder wir- ungslos vergangen wären oder geradezu schädlich und für die Fortexistenz ver- ichtend gewirkt haben würden, Besitz der Gesamtheit geworden sind. Das gilt on dem Verlust der tierischen Schutzmittel, der Krallen, des kräftigen Gebisses, er Behaarung, die das Einzelwesen rein physisch dem Raubtiere, den Natur- ewalten, der Witterung gegenüber so gut wie wehrlos macht, aber durch die ntwicklung der geistigen Fähigkeiten und die dadurch geschaffene Möglichkeit usgeglichen wird, die Naturprodukte und Kräfte sich in ganz anderer Weise ienstbar zu machen, als die Tiere. Diese Entwicklung ist aber durchweg nur nnerhalb der Gesamtheit möglich und ihr Erzeugnis, nicht das eines Einzelnen; o vor allem die Ausbildung der Sprache und des Denkens, weiter die fort- chreitende Erfindung der Werkzeuge, der Kleidung, der Ausgestaltung der Wohnstätten, der Dienstbarmachung des Feuers, ferner die Entwicklung der Sitte, des Rechts, der Religion, der Kunst, kurz alle Errungenschaften, in denen die Anfänge und die weitere Entwicklung der menschlichen Kultur bestehen. Als ganz wesentlich kommt hinzu, daß eben diese gewaltige geistige Entwicklung für ihre Aneignung durch den Nachwuchs eine lange Lernzeit erfordert, und daher die Entwicklung des Kindes beim Menschen eine unendlich viel längere Zeit in Anspruch nimmt, als bei irgendeinem Tier, einen Zeitraum von anderthalb Jahrzehnten, bis er körperlich und geistig herangewachsen ist und selbständig als gleichberechtigtes Mitglied des Verbandes dastehen kann. Diese Auferziehung der Kinder und ihre Beschirmung sind aber auch wieder Aufgaben der Gesamt- heit; denn der Verband hat das lebhafteste Interesse daran, sich einen leistungs- fähigen Nachwuchs zu schaffen und ihn heranzubilden, da darauf die Fortdauer seiner eigenen Existenz beruht und er ohne ihn binnen kürzester Frist zugrunde gehen würde. Erst aus diesem vitalen Bedürfnis ist die Ordnung der Ehe und des Familienlebens hervorgegangen, die auf das mannigfachste verschiedenen Satzungen, welche dasselbe regeln; bei vielen Völkern gehören bekanntlich die Kinder der Mutter und ihrem Stammverband, und der Begriff des Vaters und ein Anspruch desselben auf die Kinder ist ihnen völlig unbekannt, während bei anderen die väterliche Gewalt, die patriarchalische Familie, sich herausgebildet und gelegentlich zu der unumschränkten Allgewalt entwickelt hat, die im römischen Recht der Hausvater über seine Angehörigen besitzt. Immer aber ist auf diesem Gebiet nicht der Wille und die Neigung des Einzelnen das Maßgebende, sondern die Anschauungen und Rechtsordnungen, welche der staatliche Verband geschaffen hat und deren Befolgung er erzwingt; und überall untersteht die Erziehung des Nachwuchses seiner Aufsicht, gerade in primitiven Verhältnissen greift er hier oft noch viel stärker und rücksichtsloser ein, als in den modernen Staaten, trotz Schulzwang, Erbrecht und allgemeiner Wehrpflicht.

So sind alle die theoretischen Konstruktionen unhaltbar und eine Verkennung des wahren Wesens des Staats, welche ihn in geschichtlicher Zeit entstehen und etwa aus der patriarchalischen Familie erwachsen lassen oder aber von einer ur- sprünglichen Anarchie ausgehen, bis die von Natur freien und isoliert lebenden Menschen sich eines schönen Tages durch einen Urvertrag zusammenschließen

Digitized by Google

und den Staat bilden. Isolierte, staatlose Menschen hat es niemals gegeben und kann es nicht geben — es sei denn als Räuber oder als Verschlagene auf Sala y Gomez oder Robinsons Insel —, weil damit die Grundlage ihrer Existenz aufgehoben ist. Mit vollem Recht hat Plato, der erste unter den großen Theoretikern, welche das Problem des Staats bahnbrechend behandelt haben, den Menschen unter dem sozialen Gesichtspunkt mit den in Herden, Rudeln, Schwärmen lebenden Tieren zu einer großen Hauptgruppe der Lebewesen zusammengefaßt. Darauf beruht dann die berühmte Definition des Aristoteles: „Der Mensch ist seiner Natur nach ein staatenbildendes Wesen, weit mehr als die Bienen und alle Herdentiere, und ein durch seine Naturanlage, nicht durch zufällige äußere Umstände staatloses Wesen ist entweder weniger oder mehr als ein Mensch".

Die Aufgabe des Staats ist, den von ihm umschlossenen Individuen die Existenz zu ermöglichen und dauernd zu erhalten: für diesen Zweck und daher für die Erhaltung seines Bestandes und seiner Wehrkraft faßt er alle ihre Kräfte zu einer einheitlichen Macht zusammen, fordert von ihnen die unbedingte Unterordnung unter seinen Willen und zwingt jeden Widerstrebenden unter seine Gebote. Er kann im Verlauf der geschichtlichen Ereignisse zugrunde gehen, sei es durch einen Stoß von außen, durch Überwältigung und Vernichtung seitens einer stärkeren Macht, sei es durch innere Zersetzung. Aber seiner Idee, seinem Anspruch nach ist er ewig: er wurzelt in der Urzeit, als die ersten Menschen entstanden oder von den Göttern gezeugt wurden, und er reicht bis in die fernste Zukunft. So umschließt er ohne Unterbrechung die Verkettung der Generationen. Das einzelne Individuum ist ihm an sich völlig gleichgültig, es ist auch im Besitze seines Eigentums nur der zeitweilige Vertreter seiner Familie, ihm liegt daher die Pflicht ob, für einen Nachkommen zu sorgen, der dereinst seine Stelle einnehmen wird, sei es auf natürlichem Wege durch Zeugung, sei es künstlich durch die Fiktion der Adoption — diese Forderungen werden gerade von den naturwüchsigen Staaten mit dem größten Nachdruck gestellt und auf ihre Erfüllung gedrungen, weit mehr als es den modernen Staaten zulässig erscheint. Allerdings stehen neben dem Staat und innerhalb desselben zahlreiche andere ebenso festgefügte Verbände, die gleichfalls den Schutz der Zugehörigen und die Förderung ihrer Interessen erstreben, ein Bedürfnis, das in naturwüchsigen Verhältnissen überall aufs stärkste hervortritt. Dahin gehören die Blutsbrüderschaften (Phratrien), die Berufsgenossenschaften, Zünfte und Gilden, weiter die Geschlechter, sodann die Gliederung in Tausendschaften, Phylen, Kompagnien, Tischgenossenschaften (Syssitien u. ä.), die zugleich militärischen Zwecken und der Einteilung der Gemeinde in Stimmkörper dienen, ferner der Anschluß der Schwächeren an einen mächtigen Schirmherrn als Hörige und Klienten. Wo ein Volk zu voller Seßhaftigkeit mit Rinderzucht und Ackerbau übergegangen ist, gewinnen die lokalen Interessen und die durch sie geschaffenen Gegensätze eine stetig wachsende Bedeutung und erzeugen neue Verbände und Einteilungen, welche die älteren durchkreuzen und zuletzt zersetzen, so die Gaue und Kantone, die Territorialfürstentümer und Herrschaften, schließlich bei steigender Kultur die Städte. Innerhalb der Gemeinde führt das Ringen um die herrschende Stellung zu tiefgreifenden Scheidungen: der grundbesitzende Kriegeradel schließt sich zu einem erblichen Stande zusammen, der allen anderen die Teilnahme am Regiment verwehrt; ein Priesterstand kann ihm mit gleichartigen Ansprüchen zur Seite treten; und ihnen gegenüber erheben sich die von ihnen in Abhängigkeit

Digitized by Google

gehaltenen Massen, die Gemeinde, der Demos, zu selbständigem Leben und fordern Berücksichtigung ihrer Ansprüche und schließlich die volle Herrschaft. Auch innerhalb dieser Stände machen sich die Gegensätze geltend: der Adel spaltet sich in Faktionen, die Priesterschaft in Schulen, Orden, Sekten, innerhalb des der Theorie nach einheitlichen „Volks" können die Interessen der Bauernschaft, der Kaufleute, der Handwerker und Industriellen, des Proletariats sich in den erbittertsten Kämpfen entladen und zu einer vollen Zerreißung der Staatseinheit durch die Partei führen. In den griechischen Stadtrepubliken des vierten und dritten Jahrhunderts und in den italienischen Städten des ausgehenden Mittelalters kommt es so weit, daß die eine Partei im Besitze, die andere draußen im Exil ist und nun versucht, sich der Heimat wieder zu bemächtigen und ihre Gegner zu verjagen.

Aber auch wo derartige extreme Erscheinungen nicht eintreten, kann der Staatsverband durch all diese in bunter Mannigfaltigkeit sich kreuzenden Bildungen so gelockert werden, daß seine Macht auf ein Minimum zusammenschrumpft; ja er mag durch den inneren Zersetzungsprozeß in seine Atome zersplittern, die sich dann wieder zu neuen, vielleicht ebenso lockeren Bildungen zusammenschließen mögen. Sehr häufig tritt uns diese Erscheinung bei Stammstaaten entgegen, sowohl bei nomadischen Stämmen, wie zum Beispiel bei den Beduinen, wie vor allem da, wo bei Seßhaftigkeit und vielleicht bedeutendem Handelsverkehr die Organe des Staats noch ganz unentwickelt sind und ihre Zwangsgewalt daher ganz unzulänglich ist. Derartige Zustände treffen wir zum Beispiel in der Kaufmannsrepublik von Mekka und anderen arabischen Gemeinden zur Zeit Mohammeds, wo die Selbstherrlichkeit der einzelnen Geschlechter als unantastbar anerkannt war, und auf der anderen Seite in den zahlreichen Stammstaaten der altgriechischen und italischen Welt. Hier tritt die Tagsatzung der Stammgemeinde nur ein- oder zweimal im Jahre zusammen, wählt die wenigen Beamten und faßt einige wichtige Beschlüsse; aber weitaus die meisten Angelegenheiten bleiben den Gauen oder den kleinen Landstädten überlassen, die dann ganz selbständig vorgehen; überdies steht zum Beispiel bei den Ätolern (und ebenso in der homerischen Welt und weithin im Fehderecht des christlichen Mittelalters) jedem Einzelnen frei, auf eigene Hand einen Raubzug in die Fremde zu unternehmen, ohne daß der Stammstaat ein Recht hätte, dagegen einzuschreiten. Ähnlich waren die Zustände der irischen Fürstentümer oder der schottischen Hochlande unter der Clanverfassung.

Analog sind die Gebilde, welche dadurch geschaffen werden, daß mehrere ursprünglich selbständige Staaten in ein festes Bündnis miteinander treten und einen Teil der staatlichen Funktionen auf die Gesamtheit übertragen, wie in der Schweiz bis zur französischen Revolution; hier kam überdies zu den dreizehn Orten der Eidgenossenschaft noch eine ganze Anzahl im übrigen völlig selbständiger Staaten hinzu, so Graubündten, Wallis, Genf, die ihr durch ein ewiges Bündnis als „zugewandte Orte" angeschlossen waren. Noch wirrer war die Verfassung der Vereinigten Niederlande, wo nicht nur die sieben Provinzen, sondern in diesen wieder die einzelnen Städte so gut wie autonom waren und nicht gezwungen werden konnten, einem Beschluß der Generalstaaten zuzustimmen, und daneben weiter die Gewalt des oranischen Statthalters stand. In dem mittelalterlichen Staat ist die Einheit des staatlichen Organismus fast völlig in zwei selbständige Teile zerspalten: auf der einen Seite steht, ganz selbstherrlich inner-

Digitized by Google

halb seines Machtbereichs, der Landesherr, auf der anderen die Stände, ein jeder mit seinen besonderen, peinlich gehüteten Privilegien, in die der Fürst nicht eingreifen darf und nicht eingreifen kann, weil seine Macht dazu nicht ausreicht. Die Einheit des Staatswillens und der staatlichen Aktion wird hier immer nur durch langwierige Verhandlungen und verwickelte Kompromisse hergestellt, die oft genug nicht zum Ziele führen, wohl aber die Machtentfaltung des Staats völlig lahmlegen können. Das typische Beispiel der vollen Auflösung eines ehemals kräftigen Staats bis zur Schattenexistenz bietet dann das alte Deutsche Reich, und wieder in anderer Weise die Republik Polen mit ihrem liberum veto. In allen diesen Fällen zerrinnt mit der Einheit des Staats auch der Begriff der Souveränität unter den Händen, von der die Theorie behauptet, daß sie unteilbar sei. Weder wenn man sie als einheitliche Staaten, noch wenn man sie als Staatenverbände betrachtet, wird man dem Wesen dieser Bildungen gerecht; die unendliche Mannigfaltigkeit der geschichtlichen Gestaltungen spottet der theoretischen Konstruktion. Im übrigen bietet bekanntlich auch die Verfassung unseres Deutschen Reichs und in anderer Weise die der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie und die der Amerikanischen Union der Einordnung in das übliche Schema und dem Begriff der Souveränität die größten Schwierigkeiten.

Gerade diese Zersetzungserscheinungen zeigen aber, eben im negativen Bilde, die fundamentale Bedeutung des Staats für alles menschliche Dasein besonders anschaulich: dadurch daß der Staat versagt und seine Aufgabe nicht mehr erfüllen kann, sind die Völker, die einen solchen Zustand geschaffen haben, dem Verderben überantwortet, sobald eine größere Krisis eintritt. Sie können ihre Stellung in der Welt nicht mehr behaupten, mögen sie auch sonst auf kulturellem Gebiet noch soviel geleistet haben, und fallen der Knechtschaft und dem Untergang anheim.

So ist die Schaffung und Erhaltung einer gefestigten und widerstandsfähigen Macht, und darum einer diesem Zweck genügenden Organisation, die fundamentale Aufgabe des Staats. „Erst die staatliche Gemeinschaft", sagt Aristoteles, „gewährt, im Gegensatz zu den ihr untergeordneten Verbänden, die Autarkie, eine auf sich selbst ruhende Existenz; entstanden ist sie, um das Leben überhaupt möglich zu machen, tatsächlich aber bezweckt sie ein gut eingerichtetes Leben", mit anderen Worten, sie erfordert die richtige, den Bedürfnissen der Gesamtheit und damit auch des Einzelnen entsprechende Gestaltung ihrer Organisation.

Damit wird nun aber ein Problem gestellt, das für alle weitere Entwicklung des Staats und der Staatsidee in Theorie und Praxis von entscheidender Bedeutung ist. In jedem Verbande, der dauernden Bestand beansprucht, treten durch sein bloßes Dasein bestimmte Rechtssätze in die Erscheinung. Natürlich sind sie zunächst völlig unbewußt; aber sie beherrschen sowohl die Vorstellungen wie die Handlungen der Gesamtheit und jedes Einzelnen. Es sind die Ansprüche, die der Verband an den Einzelnen und dieser wieder an die Gesamtheit und an jedes andere Mitglied erhebt, mit anderen Worten, die Summe der Rechte und Pflichten, die die gegenseitigen Beziehungen des Verbandes und seiner Mitglieder zueinander regeln; und hinter ihnen steht dominierend die Vorstellung, daß diese Sätze schlechthin verbindlich sind und daß sie mit der Zwangsgewalt des Rechts gegen jeden Widersetzlichen nicht nur durchgeführt werden dürfen, sondern durchgeführt werden müssen. Diese latente, aber allmächtige Rechtsordnung lebt auch schon in jedem tierischen Verbande. Ich habe früher einmal

Digitized by Google

darauf hingewiesen, wie die Straßenhunde in den einzelnen Quartieren Konstantinopels (jetzt sind sie aus der Stadt entfernt) ihre feste Organisation besaßen, mit allabendlichen Versammlungen und scharfer Abgrenzung gegeneinander; und ebenso könnte man, wenn wir uns die Organisation in unserer Sprache und Denkweise klar machen wollen, die Rechtsordnung etwa eines Rudels Rehe oder eines Zuges Wandervögel, die jeden Schwächling, der den Anstrengungen des Fluges nicht gewachsen ist, erbarmungslos ausstoßen und töten, oder die des Ameisen- und des Bienenstaats in Paragraphen fassen, ganz wie wir verfahren, wenn wir etwa die Organisation der australischen Stämme behandeln.

Aber die Organisation und Rechtsordnung der menschlichen Verbände unterscheidet sich von den tierischen nicht nur durch den unendlich erweiterten Umfang ihres Bereichs, sondern noch weit stärker dadurch, daß sie im Gegensatz zu den durch alle Generationen gleichbleibenden Lebensformen jeder tierischen Gattung sich umgestaltet und fortentwickelt, daß sie mit der Ausbildung des selbständigen Denkens bewußt und von ihren Trägern selbst in bestimmte Sätze gefaßt wird, und daß sie wenigstens bei denjenigen Völkern, die eine fortschreitende Kulturentwicklung erzeugt haben, zu immer reicheren und höheren und darum zugleich zu immer komplizierteren Formen aufsteigt. Erwachsen ist sie aus den einfachen Verhältnissen der Urzeit, und der naturgemäße Ausdruck ihrer Lebensbedingungen; und als solcher geht sie, wie jede Kulturerrungenschaft, als geltendes Recht in den Besitz der Gesamtheit über, und wird von einer Generation zur anderen durch die Tradition weiter überliefert, mit dem Anspruch, unverbrüchlich und ewig zu sein. Aber wie die Lebensbedingungen sich ändern, sei es auch nur durch Wanderungen, durch Ansiedelung in einem anderen Klima oder durch Änderung der Beziehungen zu den Nachbarn, noch viel stärker aber durch die Fortentwicklung der Kultur und der ethischen Anschauungen und den Übergang zu anderen Lebensformen, da entspricht sie den neuen Verhältnissen nicht mehr und wird zu einer drückenden Fessel, die auf der Gesamtheit und auf jedem Einzelnen lastet und die freie Bewegung, die den neuen Verhältnissen entsprechende Gestaltung hemmt und zu ersticken droht. Damit entsteht ein Konflikt: das geltende Recht, das die Staatsordnung zu erhalten strebt, wird als Unrecht empfunden, neben ihm erhebt sich die ideale Forderung eines Rechts, wie es sein soll, des richtigen Rechts, und sucht sich durchzusetzen — genau ebenso, wie neben die überlieferte Religion und ihre Kultformen eine neue, den geläuterten Anschauungen entsprechende Religion als die wahre tritt und jene als falsche Auffassung oder gar als Teufelswerk bekämpft.

Durch diesen Widerstreit zwischen dem Bestehenden und den neuen Anschauungen geraten alle Rechtsbegriffe und sozialen Ordnungen ins Schwanken. Die Krisis kann zur vollen Zersprengung des staatlichen Verbandes führen und in einer gewaltigen Umwälzung sich entladen, bis dann schließlich aus erbitterten Kämpfen eine neue gefestete Ordnung erwächst. Derart ist die fundamentale Umgestaltung aller staatlichen und rechtlichen Ordnungen, welche in der französischen Revolution sich durchgesetzt und im weiteren Verlauf ganz Europa von Grund aus umgewandelt hat. Gleichartige innere Kämpfe und Revolutionen haben die griechischen Staaten seit dem 7. Jahrhundert v. Chr. in ununterbrochener Folge durchlebt; dadurch, daß sie sich mit den unabweislichen Aufgaben der äußeren Politik verflochten, vor die die Nation gestellt war, sind sie niemals wieder zu

Digitized by Google

gefestetem innerem Bestande, zu einem dauernden harmonischen Gleichgewicht der miteinander ringenden Kräfte gelangt. Wieder in anderer Gestalt tritt uns dieselbe Bewegung in der israelitischen Geschichte seit dem 9. Jahrhundert entgegen; denn die religiöse Forderung, welche die Propheten erheben und in erbittertem Ringen schließlich durchsetzen, ist in erster Linie die Forderung des richtigen Rechts, der Ausübung der wahren Gerechtigkeit, die dem Wesen und den Geboten der Gottheit entspricht, im Gegensatz zu dem geltenden Recht, das als Gewaltsamkeit und Bedrückung und daher als ein Unrecht erscheint, das den Willen und den Charakter des heiligen Gottes der Wahrheit und der Gerechtigkeit vollkommen verkennt.

Je weiter die Entwicklung und das selbständige Denken fortschreitet, desto verwickelter und umstrittener wird die Frage, wie die innere Organisation des Staats den Forderungen des Rechts gemäß richtig zu gestalten sei. Durch die Steigerung der Kultur und des Verkehrslebens wird die Ordnung, die wir als die „mittelalterliche" bezeichnen, unhaltbar; die geschlossene ständische Gliederung mit den danach abgestuften Rechten, das Fehderecht und die selbstherrliche Stellung mächtiger Persönlichkeiten, die nach eigenem Belieben schalten und entscheiden, sie entsprechen weder den umgewandelten wirtschaftlichen Zuständen noch den fortgeschrittenen rechtlichen und ethischen Anschauungen. Immer stärker erhebt sich die Forderung, daß der Staat im Inneren befriedete Zustände schaffen und seinen Schutz über alle Angehörigen, wie verschieden auch ihre Lebensstellung sein mag, gleichmäßig ausdehnen soll, daß der Willkür der Machthaber und der Staatsbeamten Schranken gesetzt und sie durch eine feste, den neuen Lebensformen entsprechende Rechtsordnung gefesselt werden sollen. Gleiches Recht für Alle wird die Losung, der Staat wandelt sich in seinem inneren Aufbau aus dem alten Machtstaat in den modernen Rechtsstaat. Auf dieser Bewegung beruht die Umwandlung und die Festlegung des Rechts in großen Gesetzbüchern in den griechischen Staaten seit dem 7. Jahrhundert und gleichzeitig bei den Juden, ebenso in Rom zwei Jahrhunderte später die Gesetzgebung der Dezemvirn und am Ausgang des Mittelalters auf dem europäischen Kontinent die Rezeption des römischen Rechts, des großen Gesetzbuchs des Kaiserreichs, das die Rechtssätze eines modernen Kulturstaats in klar durchdachter, präziser Formulierung zusammenstellt und, im einzelnen den Wandlungen der fortschreitenden Entwicklung angepaßt, die Grundlage aller neueren Gesetzbücher geworden und geblieben ist. In diesen Vorgängen zeigt sich zugleich, wie verschiedenartig sich dabei, je nach den historischen Bedingungen, die Organisation des Staats und der politischen Macht gestalten kann. In Griechenland und ebenso im alten Rom ist die Festlegung des Rechts und die Durchführung des Rechtsstaats mit der Aufrichtung republikanischer Verfassungen, bald aristokratisch, bald demokratisch, verbunden; bei den Juden führt sie zur Entwicklung der Priesterherrschaft; das entwickelte römische Recht dagegen ist das Erzeugnis des Kaiserreichs, und im ausgehenden Mittelalter nimmt das Fürstentum die Aufgabe in die Hand, Recht und befriedete Zustände zu schaffen gegenüber der Anarchie des sich zersetzenden Ständestaats und findet gerade in dem neuen Recht eine Hauptstütze seiner Macht; hier führt die Entwicklung daher zur Aufrichtung der absoluten Monarchie, des „aufgeklärten Despotismus". Eben darum hat in England, wo die Entwicklung den umgekehrten Weg gegangen ist, weder das römische Recht Eingang gefunden, noch ist sonst eine Kodifikation des Rechts er-

Digitized by Google

folgt, sondern die gesetzgebende Gewalt des Parlaments, des Organs des mittelalterlichen Ständestaats, erringt sich volle Anerkennung und entreißt schließlich nach langem Ringen in der Revolution von 1688 der Krone auch das Recht der dispensierenden Gewalt, des willkürlichen Eingriffs in den Geltungsbereich des Gesetzes.

Die Forderung, daß das Recht die Beziehungen der Menschen zueinander regeln und mit seiner Zwangsgewalt beherrschen soll — nicht ein willkürliches oder veraltetes, von falschen Grundsätzen ausgehendes Recht, sondern das Recht, wie es den geläuterten Anschauungen entspricht, das richtige Recht —, wird nun auch auf den Staat selbst angewendet. Der Staat soll nicht nur innerhalb seines Bereichs das Recht beschirmen und durchführen, sondern sich selbst nach der Idee des richtigen Rechts gestalten, aus dem gegebenen, zufälligen und unvollkommenen Staat, wie er ist, der richtige Staat werden, wie er sein soll. Nach dieser Theorie ist, wie Plato, ihr genialster Vertreter, sie formuliert hat, der Staat die Verwirklichung der Idee der Gerechtigkeit. Damit ist der Konflikt geschaffen, um dessen Lösung sich die Menschheit mit Anspannung der höchsten geistigen Kräfte immer von neuem und immer vergeblich bemüht hat, weil er unlösbar ist. Diese Unlösbarkeit beruht keineswegs nur auf der Unzulänglichkeit der Menschen und auf dem ständigen Wandel der Bedingungen des geschichtlichen Daseins, sondern er wurzelt in dem innersten Kern der Aufgabe selbst, in der Forderung, zwei ganz verschiedenartige Begriffe miteinander zu verbinden und auszugleichen, die in Wirklichkeit in ständigem Widerstreit zueinander stehen.

Die Demokratie dehnt die Forderung „Gleiches Recht für Alle“ auch auf die Gestaltung des Staats aus; sie verlangt daher nicht nur, daß einem Jeden der Zutritt zum politischen Leben gleichmäßig offen stehe, sondern daß diese Beteiligung aller auch voll durchgeführt, daß die Entscheidung über alle staatlichen Vorgänge und Maßnahmen in die Hände der Gesamtheit gelegt werde; und da nun einmal in Wirklichkeit die Ansichten in jedem Falle ausnahmslos schroff auseinandergehen, erklärt sie mit einem kühnen Sprunge den Willen der Mehrheit oder dessen, was sich dafür ausgibt, für den Willen der Gesamtheit und verlangt, daß die Minorität sich der Majorität unbedingt zu fügen und unterzuordnen habe. Indessen diese Konzession an die realen Verhältnisse, die, so unvermeidlich sie ist, der Theorie schroff ins Gesicht schlägt, ist noch nicht einmal das Entscheidende; weit schärfer trifft sie die durch kein Mittel aus der Welt zu schaffende Tatsache, daß die Menschen nun einmal von Natur nicht gleich sind, wie die Theorie fordert, sondern gewaltig voneinander verschieden nicht nur nach den äußeren Lebensumständen und den Anschauungen und Interessen sowie den Mitteln der Einwirkung, sondern mehr noch nach ihren physischen und geistigen Anlagen, nach Fähigkeiten und Neigungen. „Jedem das Gleiche“, so hat Plato den Einwand formuliert, widerspricht der Idee der Gerechtigkeit; das Richtige ist vielmehr „Jedem das, was ihm zusteht“, also eine Abstufung der politischen Rechte nach der Individualität des Einzelnen.

In der Tat ist denn auch der Grundsatz des gleichen Rechts für alle nicht einmal auf dem Gebiet der Rechtspflege der letzte erreichbare Abschluß der idealen Bestrebungen. Im bürgerlichen Recht läßt er sich allerdings, wo eine moderne Kultur besteht, voll durchführen, da bei den Rechtsgeschäften die Individualität der Einzelpersönlichkeit hinter den fest geordneten Rechtsformen durchaus zurücktritt; und bei Vergehen und Verbrechen ermöglicht die entwickelte Kasuistik des

Digitized by Google

Strafrechts, ihr wenigstens innerhalb bestimmter, im Einzelfall nur zu häufig höchst problematischer Grenzen Rechnung zu tragen. Aber seit der Kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881 ist unser deutsches Recht ganz wesentlich über den Grundsatz des gleichen Rechts für Alle hinausgeschritten, und die meisten anderen Staaten sind ihm allmählich, zum Teil widerwillig genug, darin gefolgt: unsere soziale Gesetzgebung gewährt dem wirtschaftlich Schwachen ein Recht, das über das jedem Staatsbürger zustehende wesentlich hinausgeht, und einen erhöhten Rechtsschutz, und beschirmt durch energische Eingriffe, zum Beispiel im Wuchergesetz, den, der durch moralische Schwäche oder äußere Zwangslage in eine Notlage geraten ist. Deutlich tritt darin zutage, daß die Forderung eines gleichen Rechts für Alle nicht für alle Zeiten das letzte Wort der Entwicklung, sondern ein Fortschritt darüber hinaus zu höheren Idealen durchaus möglich und geboten ist.

Auf dem Gebiet der Organisation des Staats führt nun aber die demokratische Forderung des gleichen Rechts für Alle zu Ergebnissen, die in vollem Widerspruch mit dem erstrebten Ideal stehen. Ich brauche nicht im einzelnen auszuführen, wie total anders die Demokratie da, wo sie wirklich durchgeführt ist, in der Praxis aussieht als in der Theorie. Die Machtfaktoren des realen Lebens, welche die Theorie ignoriert und durch einen Machtspruch aus der Welt schaffen will, machen sich hinter den Kulissen nur um so stärker geltend; die materiellen Interessen, welche das Leben des Einzelnen beherrschen und die Bevölkerung in Gruppen und Parteien teilen, sind nun einmal vorhanden; die Einwirkungen der Geldleute, der Industriellen, der Großgrundbesitzer, der Spekulanten, der Arbeiterverbände, der Presse und so weiter gelangen zu entscheidender Wirkung und können jetzt den Staat nur um so stärker für ihre Zwecke ausbeuten, weil ihnen keine selbständige, übergeordnete Staatsgewalt gegenübersteht, die sie in ihre Schranken zurückweisen könnte. Noch bedeutsamer aber ist, daß die Masse der Staatsbürger, in deren Hände offiziell das Regiment gelegt ist, weder die Fähigkeit noch die Neigung besitzt, es wirklich auf die Dauer auszuüben. Bei großen, entscheidenden Bewegungen, sei es der inneren, sei es der äußeren Politik, oder wenn große Interessen einer Gruppe auf dem Spiel stehen, raffen sie sich wohl einmal auf und werfen ihr Schwergewicht vielleicht entscheidend in die Wagschale. Aber im übrigen, im Getriebe des Tageslebens, wollen sie ihren eigenen Geschäften nachgehen; sie verlangen vom Staat, daß er ihnen dafür den freien Spielraum und den nötigen Schutz gewährt, aber sonst wünschen sie möglichst wenig behelligt zu werden; und sie selbst empfinden ihre Unfähigkeit, über wirklich schwierige staatliche Probleme und Aufgaben ein selbständiges Urteil zu gewinnen und hier die Verantwortung für die Entscheidung zu tragen. So überlassen sie die Staatsgeschäfte denen, die sich damit abgeben, sie zu ihrem Berufe machen wollen; und hier kommen zweifelhafte Persönlichkeiten, die unter dem Deckmantel des allgemeinen Wohls lediglich niedere, rein persönliche Ziele und materiellen Gewinn erstreben, um so mehr ans Ruder, da die letzte Entscheidung nun doch in die Hände der Massen gelegt ist und die Mittel, diese zu beherrschen, keineswegs idealer Natur sind; überdies hat die Demokratie ihrem Wesen nach gegen überlegene und sachkundige Persönlichkeiten ein tiefgewurzeltes Mißtrauen, weil sie sich über die allgemeine Gleichheit erheben, und begünstigt das Aufkommen der Mittelmäßigkeiten. So ist mit der Demokratie überall, wo sie zur Herrschaft gelangt ist, die Korruption untrennbar verbunden. Um diese Zu-

Digitized by Google

e richtig zu beurteilen, muß man in Amerika — und in den romanischen
okratien ist es nicht anders — die geringschätzige Verachtung kennen gelernt
ı, mit der ein jeder von den „politicians" redet — das sind nicht die
gen Staatsmänner, sondern die große Masse derer, die aus der Politik ein
utziges Gewerbe machen, von den kleinen Demagogen, welche in den ein-
:n Distrikten die Geschäfte der Parteien besorgen, bis zu den großen
sses", den Drahtziehern der Parteien, hinauf.

Das auch die Theorie sagen mag, in Wirklichkeit ist es nun einmal nicht an-
, als daß die Masse der Menschen nicht regieren, sondern verständig, unter
)rung ihrer eigenen Interessen, regiert sein will. Wer das wirklich ändern
, dem bleibt, wenn er konsequent ist, nichts übrig, als den Weg Robespierres
beschreiten und die weitaus überwiegende Massen der Menschen als „Ego-
ı" mit Stumpf und Stiel auszurotten.

Über die entgegengesetzte Theorie, wie sie Plato formuliert hat, läßt sich eben-
sowenig verwirklichen. Immer von neuem haben sich, von den großen grie-
chen Philosophen bis auf die modernsten Verfassungsentwürfe und Wahl-
)tsdiskussionen, die Theoretiker abgemüht, ein Idealbild des Staats zu ent-
rfen, in dem die politischen Rechte nach der Individualität der einzelnen
ırger abgestuft sind und einem jeden die Stellung und die Tätigkeit im
aate zugewiesen sind, die ihm zukommt, nicht mehr und nicht weniger; das
el ist unerreichbar, das Ideal entschwindet wie ein Traumbild den Blicken,
)ald man es zu greifen versucht. Auch hier sind die realen Faktoren, die das
:ben beherrschen, weit mächtiger als alle theoretischen Konstruktionen und Po-
ılate. Das Ideal der „besten Verfassung" ist nirgends zu finden, die wahre
ristokratie, deren Organisation Männer wie Plato und Aristoteles in über-
hnen Entwürfen zu zeichnen versucht haben, in der Praxis verwandelt sie sich
fort in die Herrschaft einer privilegierten Klasse, sei es der Adeligen, der
rundbesitzer, der Kaufleute oder der behaglich von ihren Zinsen lebenden
tädter, der Bourgeoisie. Wenn es schon, trotz aller darauf in steigendem Maße
erwandten Bemühungen, ganz unmöglich ist, eine Steuerordnung zu erfinden,
elche die Verhältnisse jedes Einzelnen richtig abschätzt und so der Idee der
erechtigkeit vollkommen entspricht, so ist es noch unendlich viel weniger möglich,
ine Staatsverfassung zu entwerfen, durch die das Ideal einer gerechten Ver-
eilung der Rechte und Pflichten verwirklicht werden könnte.

So zeigt sich deutlich, daß die ganze Fragestellung falsch ist, die so viel er-
gebnislose Danaidenarbeit und so viel heillose Verwirrung gestiftet hat, und daß
die Lösung des Problems auf ganz anderem Gebiete gesucht werden muß. In
Wirklichkeit ist der Staat nicht die Verkörperung der Idee der Gerechtigkeit,
sondern organisierte Macht. Seinen eigenen Bestand und damit die Existenz der
von ihm umschlossenen Menschengruppe zu erhalten und dauernd zu sichern, ihre
Interessen zu vertreten und zu fördern, sein Dasein in der Welt unabhängig
gegen alle rivalisierenden und feindlichen Mächte zu behaupten, ist alle Zeit wie
seine erste so auch seine letzte und höchste Aufgabe. An sich, rein abstrakt betrachtet,
hat die Pflege der Kultur und auch die Durchführung eines richtigen Rechts
mit dem Begriff des Staats gar nichts zu tun. Aber die Sicherung und Wah-
rung seiner Existenz erfordert eine möglichst umfassende Entfaltung der in ihm
und seinen Untertanen beschlossenen Kräfte; jeder innere Hader schwächt seine
Kräfte und droht schließlich seinen Bestand aufzulösen, und so ist er gezwungen,

Digitized by Google

die unter ihnen und ihren Interessen und Anschauungen bestehenden Gegensätze, die bei steigender Kultur stetig anwachsen, durch angemessene Berücksichtigung der miteinander ringenden Tendenzen auszugleichen und sie in einer den gegebenen Verhältnissen entsprechenden Verteilung der Rechtsansprüche zu harmonischem Zusammenwirken zu verbinden. Je weiter die Kultur fortschreitet, um so unabweisbarer wird für ihn die Aufgabe, die idealen Forderungen des Rechts und alle Kulturbestrebungen und die durch sie geschaffenen geistigen und materiellen Kräfte zu pflegen und zu fördern; daß die deutschen Staaten darin allen anderen weitaus voranstehen, ist wie die Wirkung so der Beweis ihrer ihnen allen überlegenen Organisation. Aber Selbstzweck sind diese Aufgaben für den Staat niemals. Daher wandeln sie und das Maß an Kraft, das er ihnen zuwendet und zuwenden darf, sich mit dem Fluß der politischen Situation und der Umgestaltung der Kultur und der herrschenden Anschauungen. Aufgaben, deren Erfüllung eine bestimmte Epoche als selbstverständliche und dringende Pflicht des Staats betrachtet, der er sich in seiner momentanen Lage gar nicht entziehen kann, wie zum Beispiel die Aufrechterhaltung und Durchführung der als die allein wahre geltenden Religion und die Erzwingung eines einheitlichen Bekenntnisses für alle Untertanen, verlieren beim Wechsel der Verhältnisse ihre Bedeutung und erscheinen dann als Irrtum, als Mißbrauch der staatlichen Macht und als Überschreitung der ihr gesteckten Grenzen. Immer aber bleibt jedes derartige Ideal, so wertvoll es rein an sich betrachtet sein mag, für den Staat der höchsten und für all seine Maßnahmen entscheidenden Aufgabe untergeordnet, der Erhaltung und Stärkung seiner Macht; wenn er diese über anderen Zielen aus den Augen verliert, vernachlässigt er seine wahre Bestimmung und seine sittliche Pflicht und bereitet sich selbst den Untergang. Daher ist es ein verhängnisvoller Mißgriff, wenn der Staat in seiner Organisation dem Wahngebilde einer vollkommenen, für alle Zeiten gültigen Idealverfassung nachjagt und ihre Verwirklichung als seine Hauptaufgabe betrachtet. Durch diesen Irrtum sind gar viele Staaten zugrunde gegangen, so im Altertum die Republik Athen und in der Neuzeit sowohl die Republik Polen, wie die verschiedenen in der französischen Revolution ausgeklügelten Verfassungen, an deren Nachbildungen so viele Staaten der Gegenwart unheilbar kranken. Vielmehr ist auch auf diesem Gebiete, wie in allen menschlichen Dingen, alles relativ, in ständigem Fluß, abhängig von den in Zeit und Raum gegebenen Bedingungen; und die richtige Verfassung ist für einen jeden Staat die, welche seinen Sonderbedingungen, den gebieterischen Forderungen entspricht, die durch seine geographische Lage, seine Stellung inmitten der Umwelt, die geschichtlichen Traditionen, aus denen er erwachsen ist, den Charakter seines Volks, seine kulturellen und wirtschaftlichen Zustände gestellt sind.

Dieser Satz läßt sich auch so formulieren, daß für jeden Staat jederzeit nicht in der inneren, sondern in der äußeren Politik der Schwerpunkt liegt, und die innere Politik und die durch sie geschaffene Organisation nur insofern — und da allerdings sehr maßgebend — in Betracht kommt, als sie die höchste unter den gegebenen Bedingungen erreichbare Entfaltung der im Staat beschlossenen Kräfte ermöglichen und dadurch die Machtstellung des Staats sichern und steigern muß.

Wenn wir nun den Versuch machen, von den mannigfach verschiedenen Gestaltungen, welche die Organisation des Staats gefunden hat, ein übersichtliches Bild zu gewinnen, so liegt auf der Hand, daß die herkömmliche Ein-

Digitized by Google

teilung in Monarchien und Republiken, oder in Monarchien, Aristokratien und Demokratien uns wenig helfen kann. Sie haftet an Äußerlichkeiten; jede dieser Gruppen umschließt ganz verschiedenartige Gebilde, die sich voneinander oft weit stärker unterscheiden, als von den einer der anderen Kategorien zugewiesenen; und jede Verfassung enthält formell oder wenigstens tatsächlich Elemente aus allen drei Gruppen — so zum Beispiel auch eine radikale Demokratie wie die amerikanische eine sehr mächtige monarchistische Gewalt im Präsidenten, ähnlich die romanischen Republiken und ebenso, neben dem Schattenkönigtum, Italien oder England in der beherrschenden Stellung des Ministerpräsidenten. Die Parlamente dagegen stellen ein aristokratisches Element dar und werden deshalb zum Beispiel von einem konsequenten Theoretiker wie Rousseau vollkommen verworfen, als Abdankung des Volks und Verzicht auf seine Souveränität. Daher haben denn auch schon die griechischen Theoretiker das Idealbild einer gemischten Verfassung aufgestellt, welche die Vorzüge aller drei in sich vereinigt und ihre Schattenseiten vermeidet, und sehen dieselbe in einem Staat wie dem spartanischen und später in der römischen Republik verwirklicht.

Weit tiefer, an die Wurzel des Staatsbaus, führt dagegen eine andere Einteilung, welche von den Voraussetzungen ausgeht, auf denen die Besetzung der Staatsämter beruht. Hier treten uns zwei entgegengesetzte Grundformen entgegen: auf der einen Seite die Selbstregierung des Volks, die wir vielleicht, in Ermanglung eines zutreffenderen Ausdrucks, als freie Verfassung bezeichnen können, auf der anderen der Beamtenstaat. Jene ist, wie es scheint, im allgemeinen die ursprünglichere; der Beamtenstaat bildet sich da, wo sich eine starke, möglichst unumschränkte monarchische Gewalt, ein despotisches Königstum entwickelt hat. In typischer Gestalt tritt er uns seit den ältesten Zeiten, schon im 4. Jahrtausend v. Chr., in Ägypten entgegen. Aber ebenso hat er sich in allen orientalischen Kulturstaaten herausgebildet; bei den Israeliten zum Beispiel können wir die Zurückdrängung der alten freien Selbstregierung durch das Königtum und seine Beamten, die „Knechte des Königs", seit den Zeiten Davids und Salomos deutlich verfolgen. Bei fortgeschrittener Entwicklung geht dann die despotische Verfassung in höhere, reicher gestaltete Staatsformen über. Die freie Verfassung geht von dem Grundgedanken aus, daß ein jeder, der der herrschenden Klasse angehört — seien es wenige oder viele oder die Gesamtheit der freien Bürger —, sowohl berufen wie befähigt ist, am Regiment teilzunehmen und daher auch, wenn die Reihe an ihn kommt, zeitweilig, meist auf ein Jahr, die Ämter zu bekleiden, sei es, daß diese durch Wahl besetzt werden, sei es, wie mitunter in Oligarchien, in einem festen Turnus; das Ideal hat die athenische Demokratie in der Besetzung der Ämter, der Ratsstellen, der Gerichte durch das Los verwirklicht. Besondere Kenntnisse oder Begabung, spezielle Vorbereitung wird für das Amt nicht verlangt, wohl aber soll die Ehrenstellung und die Emolumente des Amts einem jeden zugänglich werden, während er dann, nach Ablauf seiner Amtsfrist, wieder seinen privaten Beschäftigungen nachgeht und dadurch seinen Lebensunterhalt erwirbt. In Nordamerika wird dieser Gedanke durch das verwirklicht, was man „rotation in office" nennt, die Neubesetzung der Ämter in den Einzelstaaten durch fortwährende neue Wahlen, in der Union nach jeder Wahl eines neuen Präsidenten durch diesen; in dem Schlagworte „dem Sieger die Beute", wie es seit 1829 verwirklicht ist, tritt der materielle Hintergrund ganz deutlich hervor, jeder der Lust hat, soll einmal an die Staatskrippe herankommen.

Digitized by Google

Dem gegenüber geht der Beamtenstaat von dem Gedanken aus, daß die Besorgung der Staatsgeschäfte eine besondere Befähigung und vor allem spezielle Kenntnisse voraussetzt und daher nicht von einem jeden besorgt werden kann, sondern eine besondere berufsmäßige Vorbereitung erfordert. Daher schließt er die Masse der Staatsangehörigen meist von der Teilnahme an der politischen Tätigkeit aus, so vor allem in den despotischen Staaten. Die Verwaltung der staatlichen Aufgaben überweist er, unter der Kontrolle des Herrschers, einer Sondergruppe von Staatsdienern. Hier wird die Bekleidung des Amts ein Beruf, den der Einzelne erwählt wie jeden anderen Lebensberuf, und der ihm daher auch den Lebensunterhalt gewähren muß: die feste und ausreichende Besoldung der Ämter, in geregelter Abstufung, ist ebensosehr die unumgängliche Voraussetzung dieser Organisation wie der Wegfall jeder Befristung, das Beamtentum ist seiner Natur nach lebenslänglich.

Im „freien Staate" dagegen sind derartige Einrichtungen durch seine Natur ausgeschlossen; den griechischen und der römischen Republik zum Beispiel fehlen sie völlig, ihr Beamtentum ist etwas total anderes, als was wir darunter verstehen. Voll durchführen lassen hat sich freilich diese Verfassung nur in seltenen Fällen. In den primitiven Stammverfassungen steht in ihrer Mitte meist ein lebenslänglicher Häuptling, dessen Stellung sich in einer privilegierten Familie vererbt, mit freilich durch Recht und Herkommen stark eingeschränkter Gewalt. Am vollkommensten wird das Ideal in aristokratischen oder oligarchischen Staaten erreicht, in denen die Teilnahme am Staatsleben auf die kriegerischen Grundbesitzer oder etwa die reichen Kaufleute und Fabrikanten beschränkt ist, denen ihr Besitz eine materiell unabhängige Stellung und dauernde Beschäftigung mit den Aufgaben des Staats ermöglicht. Aus dieser Gestaltung ist dann in den altgriechischen Stadtstaaten und ebenso im modernen England die Demokratie erwachsen: sie sucht das Ideal des oligarchischen Staats festzuhalten, indem sie den geschlossenen Kreis der bevorrechteten Klasse ständig erweitert und ihre Privilegien auf immer weitere Kreise und schließlich auf die Gesamtheit überträgt. Aber auch wo, sei es in Oligarchien oder in Demokratien, das Selbstregiment völlig durchgebildet ist und ein Berufsbeamtentum mit seinen Vorrechten sonst nirgends zugelassen wird, gibt es doch mindestens ein Gebiet, in dem dieser Grundsatz nicht durchführbar ist: das ist das militärische Gebiet. Die Verwaltung und selbst die äußere Politik mag man dem Getriebe des Zufalls überlassen und darin der Leitung des ersten besten folgen: ins Feld ziehen und sein Leben aufs Spiel setzen will und kann man nur unter Führung von Männern, die von der Kriegsführung etwas verstehen und das Vertrauen der Mannschaften gewonnen haben. So werden in Athen, wo sonst alle Ämter alljährlich durchs Los besetzt werden und die Wiederbekleidung eines Amts untersagt ist, zu Feldherren und zu den höchsten Offizierstellen jahraus jahrein dieselben Männer durch Wahl bestellt, oft sogar, wenn sie der herrschenden politischen Strömung recht ablehnend gegenüberstehen; und wo das nicht der Fall ist, führt es zu den schwersten Krisen, wie zum Beispiel in der Zersetzung der römischen Republik, wo den nur zu oft gänzlich unbedeutenden Persönlichkeiten, die auf ein Jahr als Konsuln an die Spitze des Staats traten, auch die Befähigung zur Kriegsführung andekretiert wird; dies Verhalten des Staats hat schließlich zur Entstehung der außerordentlichen Feldherrngewalt geführt, durch die die römische Republik zugrunde gegangen ist. In den italienischen Republiken hat man sich

Digitized by Google

ufsmäßigen Söldnerführern, Kondottieres, zu behelfen gesucht, die sich
t genug zu Herren der Gemeinden, in deren Diensten sie standen, gemacht

er aber ist für die Gestaltung der Demokratie entscheidend, daß die
ihrer Natur nach unfähig sind, dem Ideal zu entsprechen und die Lei-
es Staats wirklich selbst in die Hand zu nehmen. Davon ist schon ge-
) die Rede gewesen. Zunächst mag noch, wie in der großen Zeit von
und Florenz, oder wie in den ersten Jahrzehnten der amerikanischen
. ein bedeutender Staatsmann als wirklicher Volksführer oder „Demagoge"
prünglichen Sinne des Worts an ihre Spitze treten und dadurch, daß er
relang durch die überlegene Autorität seiner Persönlichkeit unter seiner
ig festhält, tatsächlich eine monarchische Stellung gewinnen. Aber nur zu
treten an seine Stellung Demagogen gewöhnlichen Schlags, ehrgeizige
er, die es verstehen, die Massen zu ködern und unter dem Deckmantel des
einen Wohls ihre persönlichen Interessen zu fördern; und damit wird der
ption und der Zersetzung des Staats Tor und Tür geöffnet.

ist nicht erforderlich, auf diese Dinge nochmals weiter einzugehen. Es
t aber hinzu, daß mit der Fortentwicklung der Kultur und des Wirtschafts-
s auch die Aufgaben des Staats und der Staatsämter ständig mannigfacher
verwickelter werden, und daß daher die Organe der Selbstverwaltung und
ie republikanischen Jahresbeamten immer weniger imstande sind, die ihnen
vielenen Aufgaben wirklich zu erfüllen; sie müssen die wirkliche Führung
Geschäfte untergeordneten Bureaubeamten überlassen, die dadurch tatsächlich
völlig unverantwortliche Stellung erhalten. Selbst ein Staat wie das radi-
Athen hat sich schließlich gezwungen gesehen, für das Finanzwesen Berufs-
ute auf einen Zeitraum von mehreren Jahren zu ernennen; in England hat
alte Selbstverwaltung immer mehr versagt und hat in den Städten wie in
Grafschaftsbezirken zu einer vollen Umwandlung der alten Organisation ge-
:t; in Amerika hat man sich, um die Korruption einzuschränken und eine
germaßen geordnete und zuverlässig funktionierende Verwaltung zu schaffen,
letzten Menschenalter, seit 1883, entschlossen, wenigstens im Bereich der
ndesregierung immer zahlreichere Stellen dem Wechsel und damit dem Partei-
pf zu entziehen und in lebenslänglich besetzte Ämter umzuwandeln — in den
zelstaaten dagegen steht das alte System noch in voller Blüte, und die Kor-
tion des Stadtregiments spottet bekanntlich jeder Beschreibung. Das typische
ispiel für die Umwandlung des alten Selbstregiments in einen Beamtenstaat
tet die Geschichte des Römerreichs unter dem Kaisertum, dem Prinzipat. Die
twicklung, welche in den drei Jahrhunderten von Augustus bis auf Diokletian
ndig fortschreitend die alte Republik in eine Monarchie umwandelt, besteht
rin, daß die alten republikanischen Ämter zwar keineswegs aufgehoben, wohl
er allmählich alles Inhalts beraubt werden, weil sie unfähig sind, ihre Auf-
ben zu erfüllen, und daß diese Aufgaben der Reihe nach dem ersten Bürger,
m Prinzeps, anvertraut werden, der sie dann durch von ihm ernannte und ihm
rantwortliche Berufsbeamten verwalten läßt. So wird die republikanische
elbstregierung allmählich durch den monarchischen Beamtenstaat vollständig
rschlungen.

Denselben Weg ist, wie früher schon erwähnt, die Entwicklung des modernen
taats auf dem europäischen Kontinent gegangen, als seit dem Ausgang des

Digitized by Google

Mittelalters die Fürstengewalt mit dem von ihr geschaffenen Beamtenregiment und der Organisation des Finanzwesens und des Heerwesens den mittelalterlichen dualistischen Ständestaat, der seine Aufgabe nicht mehr erfüllen konnte, beiseite schob und langsam mehr oder weniger vollständig absterben ließ. Dadurch hat sie die Einheit des staatlichen Willens hergestellt und wie die äußere Macht, so die innere Leistungsfähigkeit des Staats gewaltig gesteigert. In England ist aus dem Ringen des Parlaments mit dem Königtum das umgekehrte Ergebnis hervorgegangen, die volle Aufrichtung der Parlamentsherrschaft, die fortan die Einheit des Staats verkörpert und das Königtum in völlige Abhängigkeit von sich gebracht und schließlich in ein ornamentales Schaustück der Verfassung, rechtlich ohne eigenen Willen, umgewandelt hat. Dabei hat sich dann die Gestalt der alten Ständeversammlung wesentlich umgewandelt und schließlich im Laufe des 19. Jahrhunderts immer mehr mit demokratischen Ideen erfüllt; den Abschluß dieser Entwicklung bildet die Beseitigung des Vetorechts des Oberhauses im Jahre 1911. Gegenwärtig wird der wahre Herrscher des englischen Reichs, der Premierminister, zwar nicht rechtlich, aber tatsächlich durch Volkswahl auf fünf Jahre eingesetzt, und auch das Parlament ist, wie früher die Krone, seiner alten Herrscherstellung entkleidet und zum dienenden Organ des leitenden Ministers und seines Kabinetts herabgesunken.

Nach dem Vorbilde Englands hat dann seit der Revolutionszeit ein großer Teil der Staaten des europäischen Kontinents, vor allem die romanischen Republiken und Pseudomonarchien, seine Verfassung gestaltet. Nur ist hier überall die Souveränität der Parlamente völlig erhalten, und damit die unumschränkte Herrschaft einer durch die Wahlen auf einen befristeten Zeitraum ernannten Oligarchie. Nicht die Masse des Volks selbst setzt hier die Regierung ein, sondern die Zufallsmajorität seiner gewählten Vertreter, die, in zahlreiche Parteien und Koterien zerspalten, in ihrer unverantwortlichen, für unantastbar erklärten Stellung ein ebenso vergnügliches wie lohnendes Spiel um den Besitz des maßgebenden Einflusses treiben und ihm die Interessen des Staats und des von ihnen vertretenen Volks ungehindert opfern können.

Wieder einen ganz anderen Weg ist, gleichfalls von England ausgehend, die nordamerikanische Union gegangen. Hier ist die Idee der Demokratie voll verwirklicht; daher besteht hier kein parlamentarisches Regiment, sondern die Regierung liegt ausschließlich in den Händen des vom Volk auf vier Jahre erwählten Präsidenten, der der Theorie nach wieder der Herrschaft der „öffentlichen Meinung" folgen, nicht sie leiten, sondern sich von ihr leiten lassen soll. Dem Kongreß steht nur die gesetzgebende Gewalt und die Bewilligung der Gelder zu, außerdem bestimmte Einzelrechte, wie vor allem das der Kriegserklärung; im übrigen kann er die Regierung des Präsidenten wohl hemmen und unter Umständen gänzlich lahmlegen, wie ehemals die Tribunen in Rom den Senat und die Konsuln, aber nicht ihn zwingen, eine bestimmte politische Haltung einzunehmen und etwa die vom Kongreß gewünschten Maßregeln zu ergreifen.

Ganz anders ist die Entwicklung in Deutschland verlaufen. Hier ist die monarchische Gewalt im wesentlichen unerschüttert aus den Stürmen der Revolutionszeit hervorgegangen. Wohl hat sie durch rechtzeitige Konzessionen das gesamte Volk zur Teilnahme am politischen Leben herangezogen, und durch die öffentliche Diskussion in den Parlamenten, durch die dadurch geschaffene Kon-

Digitized by Google

lle der Verwaltung und der Finanzen, durch die Einwirkung auf die ent-
eidenden Maßregeln, die so ermöglicht ist, die Machtstellung des Staats, seine
nere Geschlossenheit und einheitliche Willensbetätigung, trotz alles auch hier
vermeidlichen Parteihaders gewaltig gesteigert. Aber daneben hat die Krone ihre
bstherrliche, herrschende Stellung, ihre Souveränität voll bewahrt, und mit ihr
vohl die unumschränkte Militärhoheit, wie die unabhängige Stellung des Be-
mtentums und damit die Sicherung einer die Interessen der Gesamtheit wahren-
n, den Wirren der Parteikämpfe entzogenen Verwaltung. Es ist das unsterbliche
erdienst Bismarcks, daß er in Preußen diesen Staatsbau erhalten, auf seiner
rundlage das Deutsche Reich fest begründet, und dann in der inneren Aus-
staltung des Reichs dem Staat die gewaltigen sozialen Aufgaben gestellt hat,
deren Lösung wir allen anderen Völkern der Erde so weit vorangehen.

Aus diesem Gegensatz der geschichtlichen Entwicklung und der staatlichen Ge-
staltung ist in letzter Linie der gewaltige Weltkampf erwachsen, den wir
tzt um die Existenz unseres Volks und die Erhaltung unseres Staats zu be-
ehen haben. Es sind in der Tat vollkommen verschiedene, in allen Grund-
nschauungen entgegengesetzte Staatsideale, die hier aufeinander stoßen; das
reiheitideal, der Begriff, der mit dem Worte Freiheit verbunden wird, ist auf
iden Seiten diametral entgegengesetzt, dort schrankenlose Verfolgung der eigenen
ateriellen Interessen, aber Unterordnung unter die Strömungen und Launen
er öffentlichen Meinung, und daher ein wildes anarchisches Treiben der Demo-
catie und die Beherrschung und Ausbeutung des Staats durch die Parteien und
hre Führer; bei uns die Wahrung und das offene, ungehinderte Bekenntnis der
igenen Überzeugung, und damit der selbständig auf sich ruhenden Persönlichkeit,
ber freiwillige Unterordnung unter das Pflichtgebot und den Dienst der Ge-
amtheit, und darum feste staatliche Zucht und Ordnung und Einschränkung der
ücksichtslosen Ausbeutung der erreichbaren persönlichen Vorteile durch die Er-
ordernisse des Gemeinwohls. Eben weil unsere Staatsgestaltung sich den an-
deren auf allen Gebieten so gewaltig überlegen zeigt, weil sie durch die organische
Zusammenfassung und zielbewußte Leitung der gesamten Volkskraft überall zu
den gewaltigsten Erfolgen führt, haben unsere Feinde sich über alle zwischen
ihnen bestehenden Gegensätze hinweg geeinigt, nicht nur um Deutschland dieses
oder jenes Gebiet zu entreißen und seine Machtstellung einzuschränken, wie in
den früheren Kriegen, sondern um unser Volk und seinen Staat zu vernichten.
Sie empfinden deutlich, daß, wenn Deutschland sich siegreich behauptet und seine
Macht weiter anwächst, sie ihr Staatsideal werden aufgeben und ihren Staats-
bau nach dem deutschen Vorbild werden umgestalten müssen. Am sinnfälligsten
tritt die deutsche Staatsidee in die Erscheinung in ihrer festen, unerschütterlichen
militärischen Organisation und deren Grundlage, der allgemeinen Wehrpflicht;
mit vollem Recht bezeichnet daher das populäre Schlagwort unserer Feinde den
Weltkrieg, den sie entfesselt haben, als einen Krieg gegen den deutschen Mili-
tarismus [1]).

[1]) Mit anderen, trotz oder vielmehr gerade infolge ihrer äußerlich trivialen Fassung durchaus zutreffenden Worten faßt einer der angesehensten Bürger von Boston, Henry Higginson, den Grund des von ihm vollauf geteilten Deutschenhasses in Amerika in die Worte zusammen: „Wir wollen die deutsche Regierungsform nicht, weil wir nicht gesonnen sind, unsere persönliche Freiheit aufzugeben und uns vorzählen zu lassen, was wir zu essen und was wir zu trinken haben, mit einem Wort, vom Staat bevormundet zu werden in jeder Einzelheit unserer Lebens-

Digitized by Google

Als vor anderthalb Jahren urplötzlich die durch die Verschwörung unserer Gegner geschaffene Lage sich in ihrer ganzen Furchtbarkeit enthüllte und der Krieg über uns hereinbrach, da haben wir alle mit bangem Zagen in die Zukunft geschaut. Wohl war unser Volk zu jedem Opfer bereit; und die Überzeugung lebte fest in uns allen, daß die deutsche Nation nicht vernichtet werden könne und daß sie wie vor einem Jahrhundert, so auch diesmal ihre Eigenart und ihre selbständige Stellung in der Welt behaupten werde. Aber wir mußten sorgen, daß die gewaltige Übermacht unserer Feinde, die von Ost und West, zu Lande und zur See über uns hereinbrachen, unser Vaterland aufs schwerste heimsuchen, daß vielleicht weite Strecken deutschen Bodens ihnen zeitweilig zum Opfer fallen würden. Jedoch herrlich über alles Erwarten und Erhoffen hat sich, wie der Genius des deutschen Volks, so die Kraft und Umsicht unserer staatlichen und militärischen Organisation bewährt, draußen im Felde wie drinnen in dem zielsicheren Ineinandergreifen aller Organe und in der Sicherung unseres Wirtschaftslebens. Über anderthalb Jahre stehen wir in dem gewaltigen Ringen, und noch sehr lange mag es dauern, bis wir den Frieden werden erzwingen können, bis unsern Gegnern zum Bewußtsein kommt, nicht nur, daß ihr Ziel unerreichbar ist — das wissen sie schon jetzt —, sondern daß die Absichten, für die sie den Krieg unternommen haben, in ihr Gegenteil umgeschlagen sind und sie sich in die neue Lage, die sie selbst frevelhaft heraufbeschworen haben, werden fügen müssen. Aber unerschütterlich stehen unsere Heeressäulen tief im Feindeslande, gewaltige Gebiete in Ost und West sind in unseren Händen, und wenn wir auch nicht imstande sind, Englands Seemacht zu vernichten, so ist sie doch aufs schwerste erschüttert und seine Weltstellung aufs äußerste gefährdet. Zu unserem Kaiser und zu den Männern, in deren Hände er die Leitung gelegt hat, hegen wir das Vertrauen, daß sie das Wort, das sie mehr als einmal in voller Klarheit verkündet haben, in seinem ganzen Umfang zur Wahrheit machen werden: der Friede muß Deutschland eine Sicherung und Erweiterung seines Machtbereichs gewähren, die eine Wiederkehr der Lage, in der wir uns gegenwärtig befinden, für alle Zukunft unmöglich macht und ihm für die Entfaltung und Betätigung seiner Kräfte und damit für seine Weltstellung ein weit größeres Gebiet eröffnet, als ihm bisher zur Verfügung stand. Wenn das erreicht ist, dann dürfen wir vertrauen, daß unser Staat mit seiner Organisation, gestützt auf die durch ihn zu voller, allseitiger Entwicklung geführte Volkskraft, wie den Gefahren der Gegenwart, so auch den noch weit größeren und schwereren Aufgaben gewachsen sein wird, welche die Zukunft an ihn stellen wird.

haltung" — Dinge, die in Wirklichkeit in Amerika nicht vom Staat, wohl aber noch viel nachdrücklicher und die Bewegungsfreiheit einschränkender von der „öffentlichen Meinung" vorgeschrieben werden.

Digitized by Google

Die internationale Wissenschaft.

Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Hans Prutz.

Wenige Schlagworte nicht ausgesprochen nationalen oder politischen Charakters sind in den mächtig bewegten Tagen, da der längst drohende und dann doch mit so furchtbarer Plötzlichkeit die Welt überraschende Krieg zum Ausbruch kam, so häufig gehört und zugleich von so vielen als willkommene Bürgschaft für die Erhaltung kostbarer geistiger und sittlicher Güter freudig begrüßt worden, wie das von der „internationalen Wissenschaft", welche durch die Schrecken und Verwüstungen eines Weltkrieges nicht erschüttert und nicht zu Fall gebracht werden könne. Aber auch wenige sind — wenn wir endlich einmal ehrlich sein und mit der allzulange beliebten schwächlichen Selbsttäuschung brechen wollen — so schnell und so vollständig zuschanden geworden wie dieses. Der bisherige Verlauf des Krieges hat viele Illusionen zerstört und namentlich das gutmütige deutsche Volk zum Verzicht auf manches Vorurteil genötigt, in dem es zugunsten seiner nunmehrigen Gegner befangen war: auch der Glaube an das Vorhandensein und die ausgleichenden und versöhnenden Wirkungen der an keine nationalen Grenzen gebundenen, von Völkerkrieg und Völkerhaß unberührt bleibenden Wissenschaft ist so gründlich als irrig und hinfällig erwiesen worden, daß es gut tun wird, ihn endgültig aufzugeben und ihm in Zukunft irgendwelchen Einfluß auf unser Verhalten andern Völkern gegenüber nicht mehr zu gestatten. Auch da wird das Gebot der Selbsterhaltung und der Selbstachtung uns die Pflicht auferlegen, hartherzige Selbstsucht walten zu lassen, so fremd sie dem Deutschen eigentlich sein mag.

Wir wollen hier nicht eingehend die Frage erörtern, ob es eine internationale Wissenschaft in dem landläufigen Sinn überhaupt gibt oder ob dem so beliebten Gebrauch des gewiß schön klingenden Schlagworts nicht vielmehr eine bedenkliche Unklarheit der Begriffe und eine unrichtige Auffassung der tatsächlich gegebenen Verhältnisse zugrunde liegen. Denn um ein voll wirkender Faktor in dem nationalen Leben eines Volkes zu werden, muß auch die bei ihm entwickelte Wissenschaft in den Tiefen seines eigenartigen Volkstums wurzeln und im Fortschreiten aus diesem immer neue Nahrung und Kraft saugen. Für das ganze Gebiet der Geisteswissenschaften wird es eines Beweises dafür nicht bedürfen: für die Geschichte und die Sprachforschung im weitesten Umfang liegt ihre nationale Bedingtheit auf der Hand, und für die über ihnen allen stehende und sie zusammenfassend einigende Philosophie ist diese in ihren Wirkungen neuerdings von Wilhelm Wundt meisterhaft nachgewiesen worden. Dem Kenner aber wird es auch nicht schwer fallen, in der Art, wie die verschiedenen Nationen die exakten Wissenschaften behandeln und ihre über allen nationalen Grenzen stehenden Ergebnisse verwerten, für die einzelnen Nationen charakteristische Merkmale kenntlich zu machen. Nicht die Wissenschaft an sich ist international, sondern nur ihre Errungenschaften sollen nicht an die Grenzen eines Volkstums gebunden bleiben, sondern möglichst weit über diese hinauswirken im Dienste der geistigen Entwicklung überhaupt. Als ein Ideal mag man demnach die internationale Wissenschaft gelten lassen, dem nachzustreben die Völker wetteifern mögen: was bisher als solche galt und gepflegt wurde und

Digitized by Google

in diesem Kriege haltlos zusammenbrach, war nur ein Phantom, welches als solches erwiesen zu sehen und losgeworden zu sein namentlich wir Deutschen als eine von den befreienden Wirkungen dieser gewaltigen Zeit begrüßen sollen und in deren Bann zurückzukehren wir auch nach Herstellung des Friedens uns sowohl im nationalen Interesse wie in dem der Wissenschaft wohl hüten sollen.

Auch die Wissenschaft, welcher Art immer ihr Gegenstand, ihre Methode und ihr Ziel sein mögen, ist und bleibt in ihrem Arbeiten und Fortschreiten bedingt durch die Individualitäten ihrer Träger, die einem bestimmten Volkstum angehören, und erst ihre allgemein anerkannten Ergebnisse werden davon losgelöst Allgemeingut der Geisteskultur überhaupt. Nur in diesem Sinn gibt es eine internationale Wissenschaft: sie stellt die Summe dar des von den Gelehrten der einzelnen Nationen von der Grundlage ihres Volkstums aus für die menschliche Erkenntnis überhaupt Gewonnenen. International aber ist auch diese doch nur insofern, als ihre weitere Verwendung und Verwertung durch keine nationale Schranke eingeengt wird. Dem Ergebnis und der Bestimmung nach, nicht der Entstehung und Herkunft nach ist die Wissenschaft international.

Wohl haben gutmütige Schwärmer bisher angenommen, das Leben und Streben in den Regionen, in denen die Wissenschaft sich bewegt, müsse auch auf deren Vertreter erhebend, befreiend und sittlich läuternd wirken und sie befähigen, die Schranken der nationalen Vorurteile zu durchbrechen und sich für die ihrer Pflege vorbehaltenen Gebiete Unbefangenheit des Urteils zu bewahren und so in den Zeiten internationaler Konflikte als berufene Hüter der den Kulturvölkern gemeinsamen geistigen Schätze zu wirken. Aber gerade diese Annahme ist durch die Ereignisse des letzten Jahrs als völlig unhaltbar erwiesen worden. Ist es doch eine der charakteristischsten und für alle Zeiten lehrreichsten Begleiterscheinungen bei dem Ausbruch des gegenwärtigen Krieges gewesen, daß gerade die angeblichen berufenen Vertreter der vermeintlichen internationalen Wissenschaft in Frankreich, Rußland und England sich mit ganz besonderm Eifer zu Sprachrohren des Hasses gegen Deutschland gemacht, dessen früher auch von ihnen anerkannten Verdienste in ehrabschneiderischer Weise wegzuleugnen versucht und ihre Träger mit Schmähungen überhäuft haben, wie sie in den Mund zu nehmen der gebildete Mann zu allen Zeiten unter seiner Würde halten sollte. Haben es darin auch nicht alle dem englischen Chemiker Sir William Ramsay gleichgetan, der, obgleich er seine Bildung in Deutschland empfangen und lange Jahre hindurch wertvolle persönliche Verbindungen mit deutschen Fachgenossen gepflegt hat, sein nun plötzlich entdecktes und überkochendes englisches Herz in wahrhaft unflätiger Weise über die deutschen Chemiker nicht bloß, sondern über das deutsche Volk und seine gesamten Institutionen zu ergießen nicht müde wurde, so kann doch das, was an Äußerungen der Art von anderen ausländischen Gelehrten bisher bekannt geworden ist, darüber keinen Zweifel lassen, daß eine internationale Wissenschaft für diese Herren, trotz den von ihnen im Munde geführten schönen Reden von einer solchen, in Wahrheit nicht existiert hat und auch in Zukunft nicht existieren wird. Höchstens den äußern Schein hat man notdürftig gewahrt, hat dann aber, als der Bruch eintrat, nicht einmal die herkömmlichen Anstandsrücksichten zu beobachten für nötig ge-

Digitized by Google

halten. Man lese die erbauliche, aber lange nicht erschöpfende Blütenlese, die Gustav Röthe, der Berliner Germanist und Literarhistoriker, aus den einschlägigen Reden und Erklärungen zusammengestellt hat, die zumeist französische Gelehrte teils im Namen, teils unter Zustimmung gelehrter Körperschaften abgegeben haben. Völlig mißverstanden wird da, gerade so wie in Italien, unser „Deutschland, Deutschland über alles" als das Programm einer von Deutschland erstrebten Weltherrschaft gebrandmarkt, werden die Deutschen den Hunnen und Mongolen, ihr kaiserlicher Oberfeldherr Attila verglichen, um von noch ärgeren Verirrungen sinnlosen Hasses zu schweigen. Haben die französischen Herren Kollegen es doch für ihre nationale Pflicht gehalten, Männer wie von Baeyer, Dörpfeld, de Groot, von Harnack und von Willamowitz-Möllendorf aus ihrer Mitgliederliste zu streichen, weil sie unser Volk und Heer gegen die schamlosen Lügen in Schutz nahmen, die ihnen aller Kultur feindliche Barbarentaten andichteten.

Die deutschen Akademien haben sich unsers Wissens bisher jeder Vergeltungsmaßregel enthalten. Man mag hier und da zweifeln, ob das richtig und nützlich war. Andrerseits hätte man von Leuten, welche gegen Körperschaften, denen anzugehören sie selbst früher sich zur Ehre angerechnet hatten, solche Schmähungen ausstießen, wenigstens soviel Konsequenz und von ihrem Standpunkt aus soviel Selbstachtung erwarten dürfen, daß sie ihrerseits auf die Mitgliedschaft in den von ihnen beschimpften Verbänden verzichteten. Das aber ist, soweit bisher bekannt geworden, nur in ganz vereinzelten Fällen geschehen, obgleich heute kein Zweifel darüber walten kann, daß das internationale Kartell der Akademien von den ihm angehörigen nichtdeutschen Körperschaften schon seit lange nur noch als eine anstandshalber zu wahrende Formalität betrachtet und behandelt wurde, mit der man bloß deshalb nicht brach, weil dadurch die längst feststehenden geheimen Absichten der betreffenden Regierungen vorzeitig erkennbar geworden wären: irgendeine ernste, auf Jahre planmäßiger Zusammenarbeit berechnete größere Unternehmung ist durch das Kartell nicht eingeleitet und die auf solche abzielenden deutschen Anregungen sind erfolglos geblieben.

Wie stehen die Dinge demnach zurzeit auf diesem Gebiete und wie soll man sich ihre Gestaltung nach Herstellung des Friedens denken?

Bricht zwischen zwei Nationen ein Krieg aus, so werden damit alle bisher zwischen ihnen bestehenden Verträge hinfällig. Das gilt selbstverständlich auch von den Organisationen zum Zweck des Zusammenarbeitens verschiedenen Staaten angehöriger gelehrter Körperschaften, wenn sie auch nicht auf Staatsverträge gegründet, sondern nur unter der Autorität der betreffenden Staaten von den Körperschaften untereinander vereinbart sind. Alle diese Verbindungen sind mit dem Krieg tatsächlich erloschen. Könnte man nicht von da aus streng genommen sogar zu dem Schluß kommen, daß damit auch die Mitgliedschaften in den betreffenden Körperschaften ohne weiteres als erloschen zu betrachten seien? Jedenfalls gibt es zurzeit auch äußerlich zwischen uns und unsern Feinden eine „internationale Wissenschaft" nicht mehr, und ob sie in absehbarer Zeit wieder zu neuem Leben erweckt oder auch nur zu neuem Scheindasein galvanisiert werden kann, erscheint doch sehr zweifelhaft, darf sogar, wenn es möglich sein sollte, als kaum wünschenswert be-

Digitized by Google

zeichnet werden. Gerade auf dem Gebiet der angeblichen internationalen Wissenschaft sind wir Deutschen allzu selbstlos und allzu freigebig gewesen und haben unter dem Einfluß des unserm Volk nun einmal eigenen Idealismus es als den schönsten Lohn unsers erfolgreichen Strebens angesehen, andern Nationen dessen Früchte vorbehaltlos zugänglich zu machen. Haben wir doch diesen auf gewissen Gebieten so die Waffen geliefert, mit denen sie uns jetzt auf Tod und Leben bekämpfen! Wir werden gut tun, in dieser Beziehung künftig vorsichtiger und zurückhaltender zu sein und das von der deutschen Wissenschaft Gewonnene nicht gleich in unserer kosmopolitischen Schwärmerei als Gemeingut allen Nationen vorbehaltlos zur Verfügung zu stellen. Überlassen wir es vielmehr diesen, die durch den Krieg unterbrochenen Verbindungen ihrerseits wieder anzuknüpfen und die Herstellung des durch ihre Schuld gestörten und mit schnödem Undank gelohnten geistigen Verkehrs ihrerseits bei uns nachzusuchen. Wir sind reich und selbständig genug, um sie ohne Nachteil für unser wissenschaftliches Leben zunächst entbehren zu können. Ja, diesem kann es nichts schaden, wenn es bewußter und ausschließlicher, als bisher gelegentlich geschah, zuerst und vor allem auf die natürliche national-deutsche Grundlage gestellt wird und gestellt bleibt. Sie soll nicht mehr dazu dienen, den in den letzten Jahren nur allzu häufigen Annäherungs- und Versöhnungsbestrebungen ein Mäntelchen umzuhängen, das ihren im Grunde antinationalen Charakter verhüllt und gutmütige und kurzsichtige Deutsche den deutschfeindlichen Tendenzen des uns umlauernden Auslands dienstbar macht. Wie recht wir damit tun würden, möchte man schon daraus schließen, daß im Lager unsrer Gegner eine derartige Haltung Deutschlands befürchtet wird. Denn nur so wird es verständlich, wie schon jetzt ein englischer Gelehrter, ein Professor am Trinitycollege, die von dem „Svenska Dagbladet" veranstaltete Umfrage nach der Zukunft des „geistigen Internationalismus" dahin beantwortete, denselben wiederherzustellen werde nicht so schwer fallen, wie man jetzt befürchte, „zur Enttäuschung einiger alter Herren, die Dyspepsie und Vaterlandsliebe verwechseln"; denn die „wirklich] neutralen und friedliebenden Länder" würden die Leitung beim Wiederaufbau übernehmen und dazu schon jetzt den kriegführenden Nationen jede Äußerung aus Feindesland überbringen, die irgendwie den Haß dämpfen kann usw. Daß dies geschehen ist oder geschieht, wird man jedoch wohl kaum behaupten können. Auf eine derartige Vermittlung rechnen wir Deutschen auch in Zukunft nicht, sondern werden uns selbst zu helfen wissen und das Phantom einer internationalen Wissenschaft uns nicht verlocken lassen, sondern aus der Tiefe unsers Volkstums auf dem Boden unsrer nationalen Entwicklung auch eine nationaldeutsche Wissenschaft zu erhalten und zur Blüte zu bringen bestrebt sein.

Digitized by Google

Antike Technik[1]).

Was weiß der Gebildete von Archimedes? Daß er als Urheber des geflügelten Wortes heureka im Büchmann steht und vielleicht auch, daß er dem römischen ıldaten, der bei der Einnahme von Syrakus in sein stilles Gelehrtenzimmer ein- ang, erzürnt ein ‚noli turbare circulos meos' entgegenrief und erschlagen wurde, ı scheinbar typisches Beispiel des weltentrückten Grüblers, der Urahn des un- rblichen vergeßlichen Professors, der in unsern Witzblättern haust. Ganz anderes er weiß die wirkliche Geschichte jener Belagerung (212 vor Chr.) zu berichten. ı dem verzweifelten Verteidigungskampf seiner Vaterstadt nahm der große Mathe- atiker und Techniker durch Erfindung und Ausführung wirksamer Wurfgeschütze ıd für die feindlichen Schiffe verderblicher Maschinen verschiedenster Art so tätigen nteil, daß panischer Schrecken die Römer ergriff, wenn nur irgend eine Stange ıer ein Strick auf der Stadtmauer sichtbar wurde und daß ihr General Mar- llus fast zur Verzweiflung gebracht wurde. Es mag uns das an heutige Er- bnisse erinnern, an Klagen, die wir aus England hören, daß dort die Wissen- haft noch nicht mobil gemacht habe, während deutsche Professoren Tag und Nacht rbeiteten und grübelten, um für den Krieg neue wirksame technische Hilfsmittel ı schaffen.

Und doch war Archimedes, dieser große Gelehrte, den sein moderner Biograph en genialsten Mathematiker des Altertums und den größten Forschern der Neu- eit ebenbürtig nennt, auch im Altertum nicht im wahrsten Sinne berühmt. Er eilt dies Los mit den antiken Technikern überhaupt, die nicht eigentlich populär aren. Insofern mag man unsere Zeit im Gegensatz zum Altertum eine be- onders technische nennen — obwohl auch bei uns der Ruhm der Erfindung oft en Namen des Erfinders überstrahlt — grundfalsch wäre es jedenfalls, die hoch- ntwickelte und leistungsfähige Technik des Altertums zu übersehen. Das hat nan oft genug getan; Freunde und Feinde des klassischen Altertums haben ihm ern ein künstlerisch verklärtes ästhetisierendes Genußleben zutrauen wollen, wie s auf dieser Erde nie und nirgends möglich war. Solche Träume verscheucht ie ernsthafte Forschung überall. Wer das Altertum wirklich verstehen will, nicht ur seine dichterischen und künstlerischen Reste mit satter Kennerschaft genießen möchte, der muß vor allem auch seiner Wissenschaft gerecht werden, die ernst, ein und scharf war, wie nur eine, und bereit, alles was sie erkannt hatte auch nutzbar zu machen, im friedlichen Leben oder, wenn es galt, auch im Kampfe fürs Vaterland. Es mag manchem wunderlich erscheinen, wenn er seine idealen Vorstellungen griechischer Heldenkämpfe durch Anerkennung dieser technischen Seite der antiken Kriegsführung umgestalten soll, wenn er z. B. von Dionysios I. von Syrakus hören muß, der eine besonders kriegstüchtige Artillerie baute und Sizi- lien dadurch vor dem Schicksal bewahrte, von den Karthagern unterjocht zu wer- den. „Bei der Belagerung von Motye an der Westküste Siziliens (397 vor Chr.) spielten zum erstenmale auf den Strandbatterien die neugebauten Geschütze, welche die angreifende gewaltige Flotte des Himilko völlig zurückschlugen."

Es liegt in der Zeit, daß unsere Aufmerksamkeit vor allem von solchen Seiten des Diels'schen Buches angelockt wird. Aber die Konstruktion der großen Geschütze, die allerdings statt der Explosivstoffe nur die Elastizität als treibende Kraft be- nutzte, stellt ohnehin eins der bedeutsamsten Kapitel aus der Geschichte antiker Technik dar. Hat sie es doch bis zu einem automatisch sich immer wieder selbst ladenden Repetiergeschütz für Pfeile (Polybolon) gebracht.

Diels hat in seinem Buch sechs zu verschiedenen Zeiten gehaltene Vorträge vereinigt, die das eine gemeinsame Ziel haben, die technische Leistungsfähigkeit des Altertums durch bestimmte und klare Untersuchung einzelner Fragen ins helle Licht zu setzen, nicht sie mit allgemeinen Worten zu preisen. Darin liegt der Wert der Schrift, die für jeden verständlich ist, der offnen Sinnes Tatsachen aufzunehmen versteht. Es ist kein geheimnisvoll gelehrtes, nur für Eingeweihte geschriebenes Buch, es soll weiteren Kreisen zeigen, wie eng das Altertum auch

[1]) Sechs Vorträge von Hermann Diels. Mit 50 Abbildungen und 9 Tafeln, Verlag B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1914 (Preis M. 3.60.)

Digitized by Google

in seinem technischen Streben mit unserer Zeit verknüpft ist, und wie auch auf diesem Gebiet die Griechen unsere wirklichen Vorgänger, unsere geistigen Ahnherrn sind.

Alle Einzelheiten des Buches auch nur anzudeuten verbietet sich von selbst. Aber als Stichproben mag man herausheben, daß die Alten das Hodometer zur mechanischen Feststellung der zurückgelegten Wegstrecke eines Wagens tatsächlich ebenso bauten, wie wir den Taxameter, und daß der antike „Automat" zwar keine Fahrkarten und Süßigkeiten verkaufte, aber in Heiligtümern gegen das eingeworfene Geldstück eine abgemessene Menge Weihwasser spendete, und daß die älteste, in ihrer Art vollendete Gattung antiker Schlösser, das Balanos-Schloß (mit Fallriegeln), nach der langen Herrschaft des ebenfalls im Altertum ausgebildeten Schlosses mit Drehschlüssel wieder einen wichtigen Gedanken zur Konstruktion modernster Sicherheitsschlösser hergegeben hat.

Bei zusammenfassender Überschau über die kulturelle Entwicklung wird überhaupt klar: jeder technische Fortschritt bedeutet zunächst auch einen Verlust an Können, an Fertigkeiten, die nun überflüssig zu werden scheinen. Erst die Not unserer Zeit hat die Stricknadel wieder zu Ehren gebracht, welche von der Maschine schon fast entthront war. So machte die Bronzewaffe das Steingerät überflüssig, und die hoch entwickelte Kunst, solche herzustellen, erlosch. Ein Anlaß, sie wieder zu beleben, hat sich nicht geboten, aber oft genug kehren alte, längst außer Brauch gekommene Künste wieder. Auch im Kriege, der doch stets das neueste von Technik verwertet. Unsere Schützengräben sind nichts Neues, und in ihnen spielt wieder ein Katapult, zum Schleudern von Explosivgeschossen verwendet, seine Rolle, ja sogar der Wurfpfeil kehrt als Kampfmittel der modernsten Waffe, des Fliegers, wieder. Alles hat seine Zeit, und jede verflossene technische Leistung kann wieder einmal wichtig werden. Doch eine Motivierung durch reine Nützlichkeit wäre eine kahle Empfehlung für die Pflege dieser Seite antiker Kulturgeschichte. Hier sprechen geistigere Faktoren. Wer mit wissenschaftlichem, hellem und weitem Blick das Werden unserer heutigen Technik überschauen will, der darf unsere wahren Vorgänger, die Griechen, nicht vernachlässigen. Auch der Jugend wird es gut tun, diese höchst reale Seite antiken Geisteslebens kennen zu lernen. Denn auch auf diesem Gebiete bleiben die Griechen für uns vorbildlich, hier wie überall nicht durch das Was, sondern durch das Wie ihrer Leistungen, durch die großartige Selbständigkeit ihrer ganz autonomen Wissenschaft und durch die entschlossene Verwertung dieser Wissenschaft für das Leben.

München. Paul Wolters.

Wie ersetzt Deutschland am schnellsten die Kriegsverluste durch gesunden Nachwuchs?[1])

Die Schrift Baertings gipfelt in dem Vorschlage, das gesetzliche Heiratsalter der Männer, wie ehedem in Preußen, auf das 17. Lebensjahr herabzusetzen und es dadurch zu ermöglichen, daß die vom Kriege verschonte, noch unverdorbene und besonders zeugungskräftige Jungmannschaft dazu beitragen kann, die durch den Krieg gerissene Lücke in der Volkszahl wieder aufzufüllen. Gleichzeitig verwendet sich B. für ein gesetzliches Verbot der Verheiratung der Mädchen vor dem 21. Lebensjahr. Die Aufhebung des Zwangszölibates der weiblichen Beamten usw. soll mit dazu beitragen, die Eheschließung unmündiger Männer zu ermöglichen, da berufstätige Frauen imstande wären, durch ihren Erwerb einen Beitrag zur materiellen Basis der Ehe zu leisten.

Was B. über die Gefahren der zu späten Heirat der Männer und der zu frühen Verheiratung der Mädchen sagt, ist durchaus richtig und beachtenswert. Auch sonst birgt B.s Arbeit so viele guten und nützlichen Gedanken, daß man ihr trotz der durch allzu einseitige biologische Betrachtungsweise bedingten Utopien einen recht großen Leserkreis wünschen muß. Josef Trumpp.

[1]) Von Dr. M. Baerting, Berlin. Verlag von O. Gmelin, München.

Digitized by Google

Der Schlafwagenmensch.

Der Schlafwagenmensch grollt dem großen Kriege. Er wurde durch ihn seiner internationalen Kultur beraubt. Er kann nicht mehr zwischen Paris und Frankfurt schlafen und zwischen Frankfurt und Mailand lunchen. Die Hotelhalls sind verödet, denn die gewandten Kellner sind eingezogen und die internationalen Lichtstuer und Hochstapler besitzen keine Freizügigkeit mehr. Es würde Unbehaglichkeiten bereiten, wenn sich der Schlafwagenmensch mit einem Pariser Boulevardrotteur oder einem Londoner Swell verwechselt sähe, und früher war es ihm der Gipfel seines Ehrgeizes.

Aber der Schlafwagenmensch fand einen Ausweg. Er rettete sich ins Geistige. Stolz holte er seine alte Eisenbahnlektüre heraus und sah nach, was unter den selben Calmann-Lévy-Bänden auf literarischen Wert in Deutschland abgestempelt war. Er hörte mit Befriedigung, daß die lockeren Geschichten und Novellen Maupassants, bei denen es sich nach Tisch angenehm eine halbe Stunde in zarter Eilzeit bei Cordial Médoc dahindämmern ließ, dichterischen Wert besäßen. Er fand mit Überraschung, daß viele Franzosen, die er als angenehme Zotenerzähler liebte, von Bedeutung seien. Er besann sich darauf, daß französische Bilder nicht nur Glücksspielobjekte der internationalen Kunsthandellotterie wären, sondern auch in Wahrheit künstlerischen Wert hätten. — Und der Schlafwagenmensch, der das alles als Reiseerinnerungen und Unterhaltungsstoff für Tagesstunden in Abteil erster Klasse mitgenommen hatte, ward sich seiner weltverbindenden Kulturaufgabe bewußt.

Er zog ein neutrales, nicht aufreizendes Gewand von objektivem Schnitt an, begab sich unter die schlichtgekleideten deutschen Mitbürger und begann liebenswürdig zu dozieren: Warum sollen wir den Krieg auf das Geistige übertragen? Glaubt ihr im Ernst, daß wir die französische Literatur und das französische Theater entbehren können? Wir haben uns doch über zwei Jahrhunderte an beiden ergötzt. Und wie belehrend war es für unsere Töchter, französisch zu parlieren. Was für einen guten Eindruck machten sie damit im Auslande. Wie viele haben durch ihre Bildung sich einen tüchtigen, gediegenen Mann erobert! Und zur Bildung gehören fremde Sprachen! Man kommt damit besser durchs Leben. Auch reist man viel billiger; das weiß ich aus Erfahrung!

Und wie tief sind die russischen Menschen! Will einer etwas im Ernst gegen Dostojewskij und Tolstoi sagen? Ein Volk, das solche Geister hervorgebracht hat, ist nicht barbarisch. Dostojewskij wollte den Russen zwar als bewußten Asiaten, aber das war nur Bescheidenheit von ihm gegen Europa. Er schätzte uns Deutsche als Europäer besonders hoch. Das war doch liebenswürdig von ihm! Es mögen ja jetzt Mißgriffe in Ostpreußen vorgekommen sein; aber sind wir frei von Mißgriffen geblieben? Und wahres Russentum ist nicht bei den Mißgriffen in Ostpreußen, sondern bei Dostojewskij, Tolstoi, Puschkin und Gogol zu finden! Und England! Seht euch an, was die englischen Soldaten für Gentlemen sind. Ihr last doch kürzlich im B. T., wo es uns Herr Ludwig beschrieb, daß jeder Pferdeknecht in Saloniki ein Herrenmensch sei, sauber und elegant, himmelhoch erhaben über andere Nationen. Nun — wir Deutschen haben immer gern gelernt. Warum sollen wir diese englischen Vorzüglichkeiten uns nicht zu eigen machen? Ich gestehe, seit ich meinen Tag englisch einteile und abends im Smoking mich ausruhe, fühle ich mich als

Digitized by Google

besseren Menschen. Und darauf kommt es an, liebe Freunde, sich als besseren Menschen zu fühlen.

Laßt uns Deutsche zuerst Ernst machen mit dem „Verbindenden Geist!". Unbeirrt um die kriegerischen Ereignisse, unberührt von den politischen Kämpfen, laßt uns an die ewigen, objektiven Güter der internationalen Kultur glauben. Wir Deutschen sind das Volk des Austausches, das müßt ihr doch einsehen. Darum genossen wir Achtung, darum blühte unser Handel, unsere Industrie, weil wir uns anpassen konnten. Bedenkt wie glücklich wir vor dem Kriege waren, als wir Geld besaßen, soviel wir wollten, als es noch keine Brotkarten gab und wir im Palais de Danse uns den Freuden des Two steps und des Tango hingaben. O glückliche Zeit! Schüttelt doch nicht die Köpfe mißbilligend! Alle habt ihr doch mitgetanzt und mitgelebt! Und das soll nun immer vorbei sein? Das soll niedergewütet werden von nationaler Borniertheit? Bedenkt doch, was würde uns der größte Sieg und die beste Börsenhausse nach dem Siege nützen, wenn wir nicht der internationalen Welt unsere neuesten Errungenschaften zeigen könnten! Ewig kann doch der Völkerhaß nicht dauern!

Er hat recht! Er spricht wahr! rief da ein Mann aus der Menge, der gerade aus dem Kaffee kam, wo er die Neue Züricher Zeitung gelesen hatte! Nur der verbindende Geist kann uns erretten. Es steht schlechter um uns, als ihr alle wißt. Ich habe ein neutrales Blatt gelesen, ein ehrenfestes Schweizer Blatt! Das malt die Weltlage nicht so rosig, wie ihr ruchlosen Optimisten es euch wünscht! Und das Blatt ist gut bedient, sage ich euch! Es ist sogar das geheime Organ des Auswärtigen Amtes! Das hat erst kürzlich seine Friedensbedingungen darin angezeigt!

Unsinn! rief eine starke Stimme aus der Menge, die Züricher Zeitung ist ein feindliches Blatt. Gekauft ist es von der Entente! Ich las Artikel über Serbien, die sollten von Schweizern geschrieben sein! Aber ich lasse mich hängen, wenn es nicht ein Schlawiner war, der unter Schwyzer Maske schrieb!

Ho, ho, rief der Kaffeehausbesucher dagegen, warum wird dann die Neue Züricher Zeitung nicht bei uns verboten, wenn sie so feindlich ist? Nein! es ist was Wahres daran! Das laß' ich mir nicht nehmen! —

Ein neutraler Beobachter, der das Ganze gehört hatte, schrieb schnell an sein heimatliches Blatt: Es herrscht große Unzufriedenheit in Deutschland! Die Friedenssehnsucht ist allgemein! Die besten Elemente kommen zur Erkenntnis, wie sie von der Regierung mißgeleitet sind! Der Sieg der Entente steht vor der Tür. Deutschland wird ohne das Ausland nicht fertig. Die geistige Aushungerung beginnt zu wirken.

Da langte die Nachricht an, daß der erste Orientzug zwischen Konstantinopel und Berlin abgegangen sei.

Der neutrale Beobachter meldete prompt nach Hause, eine Schwalbe mache noch keinen Sommer. Auch dies wäre nur ein Beruhigungsmittel der deutschen Regierung, der jetzt jedes Mittel recht sei.

Der Schlafwagenmensch aber ging nach Hause. Er hatte ein neues Ziel. Und er wählte sich einen bunten Pyjama und einen türkischen Schlafrock aus seinem Kleidervorrat und träumte der Konstantinsstadt entgegen. Eine internationale Schlafwagenlinie war für ihn endlich frei.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes — soweit nicht durch Fußnote zum Titel ausdrücklich verboten — den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie, Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

Das Leben der Kriegsgefangenen

in Wort und Bild

Jeder möchte gerne wissen, wie es in einem deutschen Kriegsgefangenenlager aussieht. Indessen muß, aus naheliegenden Gründen, dem Publikum der Zutritt zu den Gefangenenlagern verwehrt bleiben. Trotzdem kann jeder sein Interesse für die Einrichtung der deutschen Lager, für die Lebensweise der Gefangenen usw. befriedigen: nämlich aus den hier angezeigten authentischen Schriften. Aber nicht nur der Befriedigung der Wißbegierde oder gar Neugierde sollen diese Schriften dienen. Vielmehr und vor allem sollen sie eine Widerlegung der Auslandslügen sein, die das Schicksal der Kriegsgefangenen so hinstellen, als sei der elendeste Tod dagegen eine Wonne.

Bisher erschienen:

Aus deutschen Kriegsgefangenenlagern

mit Originalaufnahmen

1. Folge: Umfang 64 Seiten. Text deutsch und französisch und 45 Bilder — **Preis: 50 Pfennig**

2. Folge: Beiträge aus der Feder Sachverständiger über die rechtliche Stellung der Kriegsgefangenen, Unterkunft, Ernährung, Gesunderhaltung, geistige Fürsorge, Seelsorge, Post usw. 100 Bilder — **Preis: 1 Mark**

3. Folge: Eindrücke eines Seelsorgers von **Pfarrer Charles Correvon**
Text deutsch und französisch mit etwa 20 Bildern — **Preis: 50 Pfennig**

Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

Erregte in England und Frankreich großes Aufsehen!

Soeben erschien:

„An der Front"

Feldpredigten von

Fritz Philippi, Pfarrer, freiwilliger Feldprediger

2. Auflage. Preis M 1.—

Dieses bereits in zweiter Auflage vorliegende Buch ist eine der interessantesten und lesenswertesten Erscheinungen, die in letzter Zeit herausgekommen sind. Hat sich doch die **englisch-französische** Presse veranlaßt gesehen, eine dieser kraftvollen Predigten in den Bereich ihrer hetzerischen Betrachtungen zu ziehen. Der englische „Standard" und der französische „Temps" widmeten dem Werkchen spaltenlange Erörterungen voll Verdrehungen und Verleumdungen, die alle beweisen sollen, wie tief selbst unsere Geistlichen in Barbarei versunken seien.

Aber auch abgesehen davon gehören diese in schöner Ausstattung vorliegenden Feldpredigten des Dichter-Pfarrers zu den besten ihrer Art und werden allseitig aufs wärmste empfohlen. Philippi ist in der Tat ein Feldprediger von Gottes Gnaden, durchdrungen von glühendem Patriotismus, hohem sittlichem Ernst und tiefer Frömmigkeit. Er versteht es meisterhaft, unseren Soldaten die Größe und den gewaltigen Ernst dieser Zeit zu Gemüte zu führen und ihren Charakter für die Anforderungen des Krieges zu stählen. Eine schöne Gabe für unsere Feldgrauen, wie für jeden, der diese eiserne Zeit wahrhaft miterlebt hat.

Zu beziehen ist die Sammlung

„An der Front" von Fritz Philippi

durch jede bessere Buchhandlung, sowie durch den Verlag:

Hofbuchhandlung Heinrich Staadt, Wiesbaden.

Geschichtsquellen zur neuesten Zeit zum Weltkrieg aus der Quellensammlung

herausgegeben von Geh. Reg.-Rat und Oberreg.-Rat Dr. G. Lambeck in Verbindung mit † Professor Dr. F. Kurze und Dr. P. Rühlmann

Heft 174: Der deutsche Geist im Weltkrieg. Von Geh. Reg.- und Oberreg.-Rat G. Lambeck.

Heft 175: Die deutsche Kriegsdichtung 1914/16. Von Seminarlehrer W. Peper.

Heft 152: Der Ausbruch des Weltkrieges. Von Privatdozent Dr. L. Bergsträßer.

Heft 153: Mobilmachung und Aufmarsch der Heere auf dem westlichen Kriegsschauplatz im August 1914. Von Lyzealdirektor Dr. H. Strunk.

Heft 135: Oesterreich-Ungarn I. Teil. Das Mittelalter. Von Prof. Dr. K. Beer.

Heft 131: Britischer Imperialismus von 1871 bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr. F. Salomon.

Heft 88/89: Das preußische und deutsche Heer. Zwei Hefte. Von Dir. Prof. Dr. E. Evers.

Heft 181: „Krieg." Von Dr. E. Neustadt und Prof. Dr. H. Küchling.

Heft 180: „Vaterland." Von Dr. E. Neustadt und Prof. Dr. H. Küchling.

Die Hefte geben wertvolle, bisher so nicht gebotene Einblicke in wichtige, den Weltkrieg bestimmende Momente, in Ereignisse und Erscheinungen in ihm in handlichen Heften, zu niedrigem Preise. — Preis eines jeden 32 S. Gr.-8° umfassenden Heftes **40 Pfennig.**

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin

Soeben erschienen:

Der Lebensschüler

Schauspiel in vier Aufzügen

von

Ludwig Fulda

1. u. 2. Auflage

In Leinenband M. 4.—

Zu kaufen gesucht:

Septemberheft 1915 „Der Balkan"

der Süddeutschen Monatshefte

Offerten erbeten an: Kreisausschußsekretär **Hermann Weis**, St. Wendel (Bez. Trier).

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

Osteuropäische Zukunft

Zeitschrift für Deutschlands Aufgaben im Osten und Südosten.

1. Jahrgang 1916. Herausgegeben von Dr. F. Schupp.

Erscheint monatlich zweimal. Preis halbjährlich M. 8.—.

Die neue Zeitschrift will über alle die Vorgänge staatsrechtlicher, wirtschaftlicher und kultureller Natur unterrichten, die für die Gestaltung der Zukunft im Osten von Bedeutung sind.

Aus dem Inhalt der ersten Nummern: Prof. Haller, Das Ukrainische Problem — Lewizky, Die Ukraine in internationaler Auffassung — Lhotzky, Neues Land — Neue Kraft — Schupp, Bulgariens Erwachen — v. Tseretheli, Rasse- und Kulturprobleme des Kaukasus — v. Gruber, Die Loslösung der Fremdvölker von Rußland — Frech, Die Mineralschätze der Ukraine.

——— Probenummer kostenlos. ———

Zwei Millionen Deutsche in Rußland

Rettung oder Untergang?

Eine Denkschrift von C. C. Eisse. Mit einer Karte der deutschen Niederlassungen in Rußland. Preis 1 M.

Der Verfasser, einer der tüchtigsten Vorkämpfer unseres Volkes, hat alle deutschen Kolonien Rußlands selbst bereist und hat Beziehungen zu den führenden Männern geknüpft. Das Buch ist mit Herzblut geschrieben und es wirkt dementsprechend. Zwei Auflagen sind als Handschrift verbreitet worden und haben in den maßgebenden Kreisen den Gedanken Bahn gebrochen.

Die Ostjudenfrage

Zionismus und Grenzschluß. Von Georg Fritz, Kais. Geh. Regierungsrat.

Viertes bis sechstes Tausend. Preis M. 1.—

Sechs Millionen Juden, die kulturell meist sehr tief stehen, sind in Rußland in Bewegung geraten! Der Verfasser weist auf die furchtbare Gefahr ihrer Masseneinwanderung hin, durch die auch das Verhältnis zwischen den Deutschen und den unter ihnen lebenden, kulturell hochstehenden Juden schwer gefährdet werden muß. Im beiderseitigen Interesse tritt er energisch für Schluß der Grenze gegen alle undeutsche Einwanderung aus dem Osten ein.

J. F. Lehmanns Verlag in München.

Letzte Neuigkeiten

Alfred Biese, Poesie des Krieges. 1. Bändchen: Aus der Kriegslyrik 1914/1915. 2. Aufl. Kart. M. 1.50. 2. Bändchen (Neue Folge): Tod, Tragödie und Krieg. Kart. M. 1.20

Ludwig Ganghofer, Die Trutze von Trutzberg. Eine Geschichte aus anno Domini 1445. 26. Tausend. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—

Johannes Jegerlehner, Grenzwacht der Schweizer. Eine Erzählung. 7. Tausend. Geh. M. 2.—, geb. M. 2.50

Joseph von Lauff, Anne-Susanne. Ein neuer Roman vom Niederrhein. 14. Tausend. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—

Joseph von Lauff, Die Brixiade. Ein komisches Mondschein-, Wein- und Moselmärchen. Illustriert von H. Steiner-Prag. 12°. Geh. M. 2.50, in Leder M. 7.50

Otto Rodehorst, Und wenn die Welt voll Teufel wär! Ein Bericht, wie kleine Leute den großen Krieg miterlebten. 7. Tausend. Geh. M. 2.—, geb. M. 2.50

Ernst Schubert, Ruhm. Ein Novellenkranz um Friedrich den Großen. 3. Tausend. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—

Ernst von Wildenbruch, Deutschland sei wach! Vaterländische Gedichte, gesammelt von Maria von Wildenbruch. 2. Auflage. Kart. M. 1.50

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

Die Hefte: **„Rußland"** (Februarheft 1915)
„Frankreich" (Märzheft 1915)
nicht Feldpostausgabe
„Rußland von Innen" (Juliheft 1915)
„Der Balkan" (Septemberheft 1915)
der „Süddeutschen Monatshefte" zu kaufen gesucht.
Anerbieten an **Ihre Exzellenz von Bissing, Berlin,** Große Querallee 1.

Zu kaufen gesucht
Der Balkan (Septemberheft 1915
der Süddeutschen Monatshefte)
Offerten an **Major Ebell,** Oberndorf a. Neckar

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Heinrich Heine der deutsche Jude
von Max Fischer
1.—3. Tausend
In feinem Pappband 80 Pfennig

Lily Braun: Lebenssucher
Roman
Preis geheftet M. 5.—, geb. in Leinen M. 6.50, in Halbfranz M. 9.—
28000 Exemplare in einem Vierteljahr!
:: Überall zu haben. :: Verlag von Albert Langen in München. ::

Taschen-Ausgaben des Insel-Verlags zu Leipzig
Gedruckt auf undurchsichtigem Dünndruckpapier und in schmiegsame Taschenbände gebunden. Gewicht der einzelnen Bände zwischen 150 und 250 Gramm. Geeignet als Geschenk für im Felde Stehende, da leicht im Tornister mitzuführen.

Goethe: Faust. (Urfaust, das Fragment (1790), die Tragödie, I. u. II. Teil. Paralipomena) 26. bis 30. Tausend. In L. M. 3.—, in Ld. M. 4.50.	In Leinen M. 3.—, in Leder M. 4.50.	Theodor Körners Werke in ein. Band. In Ld. M. 3.50.
Goethe: Westöstlicher Divan. Mit dem Titelbild der Ausgabe von 1819.	Goethe: Italienische Reise. In Leinen M. 4.—, in Leder M. 5.—.	Die Psalmen. Nach der Übertr. Martin Luthers. In L. M. 3.—, in Ld. M. 4.50.
	Heine: Buch der Lieder. In Leinen M. 3.—, in Leder M. 4.50.	Schopenhauer: Aphorismen zur Lebensweisheit. In L. M. 3.—, in Ld. M. 4.50.

Kartographische Anstalt G. FREYTAG & BERNDT, Ges. m. b. H., Wien VII und Leipzig

Den vielfachen Wünschen nach Aufschluß über die Aufenthaltsorte jener unserer Truppen, die das Unglück hatten, in russische Kriegsgefangenschaft zu geraten, dienen am besten

G. Freytags Karten der

Internierungsorte der Kriegsgefangenen

im Europäischen und Asiatischen Rußland. Zwei Karten 1 : 7,500.000, bezw. 1 : 10,000.000.

Mit einem Verzeichnis der Orte, in denen sich Kriegsgefangene im ständigen Aufenthalt oder zeitweilig, (Durchzugsstationen) befinden. — Preis für Karten und Verzeichnis zus. K 1.50, mit Postzusendung K 1.60 = M 1.30

Herausgegeben unter Mitwirkung der **Zensur-Abteilung des Gemeinsamen Zentral-Nachweisbureau (Auskunftstelle für Kriegsgefangene). Ein Teil des Erträgnisses fließt Zwecken des Roten Kreuzes für Österreich** und Ungarn zu. — Sehr übersichtlich gearbeitete Karten der beiden großen Gebiete mit reichhaltiger Ortsangabe. Das Ortsverzeichnis erleichtert durch die Beifügung der mit Buchstabe und Ziffer versehenen Feldangabe (E 2, H 10 usw.) das Auffinden der Namen auf der Karte.

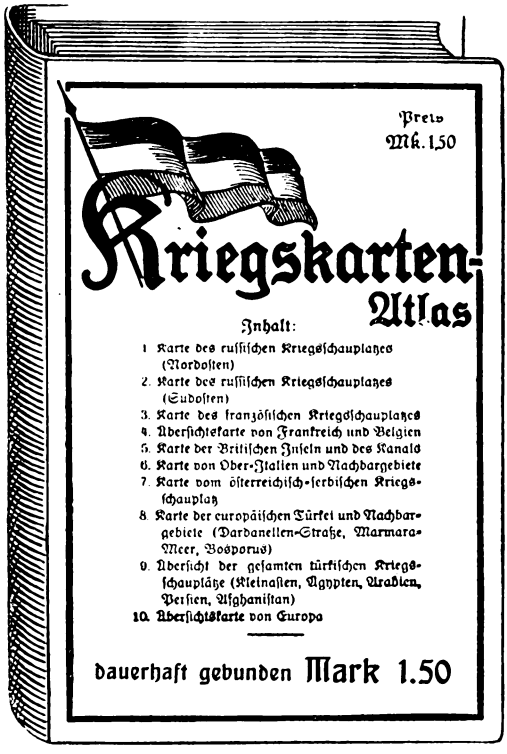
Verzeichnis der bekannt guten **Freytag**'schen **Kriegskarten** aller Kriegsschauplätze kostenlos.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

Bisheriger Verkauf 380000 Exemplare

Der Atlas enthält zehn Karten laut Inhaltsverzeichnis. Die Karten sind auf festem Landkartenpapier gedruckt, zeichnen sich durch exakte Lithographie und überaus reiche Beschriftung aus, die einzelnen Staaten sind farbig unterschieden und die Festungen »rot« gekennzeichnet.


Preis
Mk. 1.50
Kriegskarten-Atlas
Inhalt:
1. Karte des russischen Kriegsschauplatzes (Nordosten)
2. Karte des russischen Kriegsschauplatzes (Südosten)
3. Karte des französischen Kriegsschauplatzes
4. Übersichtskarte von Frankreich und Belgien
5. Karte der Britischen Inseln und des Kanals
6. Karte von Ober-Italien und Nachbargebiete
7. Karte vom österreichisch-serbischen Kriegsschauplatz
8. Karte der europäischen Türkei und Nachbargebiete (Dardanellen-Straße, Marmara-Meer, Bosporus)
9. Übersicht der gesamten türkischen Kriegsschauplätze (Kleinasien, Ägypten, Arabien, Persien, Afghanistan)
10. Übersichtskarte von Europa
dauerhaft gebunden Mark 1.50

Der billige Preis gestattet die Anschaffung des inhaltreichen Werkes weitesten Kreisen und ermöglicht es vor allen Dingen, unseren Feldgrauen zusammenhängendes Kartenmaterial aller Kriegsschauplätze zu übersenden.

Die **Feldpostausgabe** unter dem Titel:

Gea-Kriegskarten-Sammlung enthält die Karten 1. 2. 3. 6. 7. 8. 9. laut obigem Verzeichnis

Einzelexemplare

werden gegen Einsendung von **Mark 1.20**

sofort nach Eingang der Feldpostanweisung (auf deren Rückseite die Bestellung zu vermerken ist) expediert.

Truppenverbände

wollen Musterexemplare **kostenfrei** mit Umlauflisten

anfordern (Schreiben bitte mit Dienststempel zu versehen). Bezugspreis von 10 Stück ab M. 1.— für das Exemplar.

... Die Gea-Kriegskarten-Sammlung halte ich zum Gebrauch bei den Truppen für sehr zweckmäßig. Ich werde die Sammlung bei den mir unterstellten Formationen zur Anschaffung empfehlen.
. . . . . .
Generalleutnant u. kommand. General d. . . . Res.-Korps.

. . . . . ich werde nicht verfehlen, die einem Bedürfnis abhelfenden praktisch zusammengestellten Karten auch im Kreise der Division bekannt zu machen.
. . . . . .
Generalleutnant und Kommandeur der . . . . . Division.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder

Gea Verlag G. m. b. H., Berlin W 35

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

DIE WELT-LITERATUR

erscheint wöchentlich.

Jede Nummer ein vollständiges Werk / 10 Pfg.

Sie bringt in Zeitungsformat und Zeitungsdruck die besten Romane und Novellen aller Zeiten und Völker.

Bezugspreis:

Bei der Post vierteljährl. Mk. 1.20
Bei der Feldpost „ Mk. 1.50

Probenummern

kostenlos in allen Buchhandlungen sowie direkt vom

Verlag „Die Welt-Literatur" München 2

Schickt „Die Welt-Literatur" ins Feld!

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

Die neuesten Reclam-Bücher

Nr. 5821. Karl Stieler, Gedichte. Mit Einleitung, Erläuterungen und Wörterverzeichnissen herausgegeb. von Fr. Gundlach. 1. Bd.: **Bergbleamln.** Gedichte in oberbayrischer Mundart. [80 S.] Geh. 20 Pf.

Nr. 5822. Dokumente zur Geschichte des Krieges 1914/15. 4. Band: **Aus dem englischen Weißbuch.** Herausgegeben von Wilh. v. Massow. [96 S.] Geh. 20 Pf., in Leinen 60 Pf.

Nr. 5823. Albert Geiger, Finale. Dramatische Dichtung in einem Aufzug. Musik von Alfred Lorentz. Vollst. Buch mit der szenischen Einrichtung d. Karlsruher Hoftheaters von P. Dumas. Herausgegeben und eingeleitet von G. Rich. Kruse (Opernbücher Bd. 82). [38 S.] Geh. 20 Pf.

Nr. 5824—5827. Kriegsgesetze d. Deutschen Reiches. 2. Ergänzungsheft. Abgeschlossen am 1. Nov. 1915. Textausgabe mit kurzen Anmerkungen und Sachregister. Herausgegeben von Karl Pannier. [455 S.] Geh. 80 Pf., in Leinen 1.20 M.

Nr. 5828. Maria Brie, Der Ruf des Vaters. Novelle. [80 S.] Geh. 20 Pf.

Nr. 5829. Kriegskalender 1915. Eine übersichtliche Zusammenstellung der gleichzeitigen Ereignisse auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen. Bearb. v. Generalleutnant z. D. Metzler. Teil II vom 23. Mai bis zum 26. August. [95 S.] Geh. 20 Pf.

Nr. 5830. Gustav Hochstetter, Feldgraue Humoresken. [86 S.] Geh. 20 Pf., kart. 30 Pf., in Leinen 60 Pf.

Vollständige Verzeichnisse der Universal-Bibliothek kostenlos durch alle Buchhandlungen oder vom Verlag Philipp Reclam jun. in Leipzig

Ein echt deutsches Buch, das noch lange nicht genügend bekannt ist:

Holunderduft

Von Auguste Supper

In diesem Bande hat die große schwäbische Erzählerin eine Reihe ihrer sinnigsten und tiefsten Arbeiten vereinigt.

Durch alle Buchhandlungen zum Preis von M 3.50 (gebunden M 4.50) zu beziehen.

München und Leipzig, Süddeutsche Monatshefte.

Empfehlenswerte Münchener Buchhandlungen

Chr. Kaiser, Buchhandlung
im Rathaus
München, Marienplatz 8 — Fernruf 25039
liefert jedes Buch schnellstens

Hochschulbuchhandlung Max Hueber
Wissenschaftliches Antiquariat
Amalienstraße 43 — Telephon 26705
Ankauf von besseren Werken und Bibliotheken.
Kataloge bitte zu verlangen.

Horst Stobbe's Bücherstube
Schwanthalerstr. 2 — Telephon 9588
Moderne Literatur — Bibliophilie — Graphik — Kunstgeschichte — Kunstgewerbe

Otto Schmidt-Bertsch G. m. b. H. Teleph. 1656
Buchhandlung und Antiquariat — Modernes Bücherverleihinstitut — Amalien-, Ecke Schellingstraße 9
Spezialität: **Universitätswissenschaften, Kunst und schöne Literatur**
Ständige Ausstellung für Graphik und Buchgewerbe — Lesezimmer Buchhandlung — Spezialität: **Kunst und schöne Literatur** — Ludwigstraße 26

Digitized by Google

Zeichnet die vierte Kriegsanleihe!

Das deutsche Heer und das deutsche Volk haben eine Zeit gewaltiger Leistu hinter sich. Die Waffen aus Stahl und die silbernen Kugeln haben ihre getan, dem Wahn der Feinde, daß Deutschland vernichtet werden k ein Ende zu bereiten. Auch der englische Aushungerungsplan ist gesche Im zwanzigsten Kriegsmonat sehen die Gegner ihre Wünsche in nebelhafte F entrückt. Ihre letzte Hoffnung ist noch die Zeit; sie glauben, daß die deut Finanzen nicht so lange standhalten werden wie die Vermögen Englands, Fr reichs und Rußlands. Das Ergebnis der vierten deutschen Kriegsanleihe und wird ihnen die richtige Antwort geben.

Jede der drei ersten Kriegsanleihen war ein Triumph des Deut Reiches, eine schwere Enttäuschung der Feinde. Jetzt gilt es aufs neue, g die Lüge von der Erschöpfung und Kriegsmüdigkeit Deutschlands mit wirksa Waffe anzugehen. So wie der Krieger im Felde sein Leben an die Verteidig des Vaterlandes setzt, so muß der Bürger zu Hause sein Erspartes dem darbringen, um die Fortsetzung des Krieges bis zum siegreichen Ende zu möglichen. Die vierte deutsche Kriegsanleihe, die laut Bekanntmachung Reichsbank-Direktoriums soeben zur Zeichnung aufgelegt wird, muß

der große deutsche Frühjahrssieg
auf dem finanziellen Schlachtfelde

werden. Bleibe Keiner zurück! Auch der kleinste Betrag ist nützlich! Das ist unbedingt sicher und hochverzinslich angelegt.

Prospekthinweis.

Der **Verlag von Arthur Hertz, München** fügt in einer Teilauflage dieser Ausgabe einen Pro über eine neue Goethe-Biographie von Wolfgang Thomas-San-Galli's und anderer Literatur bei; f sind der ganzen Auflage die Prospekte der:

Rüsch'schen Verlagsbuchhandlung, Hamburg 1 über die Bücher: „England und die Engländer" Dr. Karl Peters, — „Mit Carl Peters zu Emin Pascha" von Adolf von Tiedemann,

B. Schott's Söhne, Mainz über die musikalischen „Edition Schott-Ausgaben" beigefügt.

Wir bitten unsere verehrlichen Leser, auf diese Beilagen besonders zu achten.

Musik für 20 Pfennig! Ein großes Verdienst um die Verbreitung guter und unterhaltender M hat sich der bekannte Mainzer Musikverlag B. Schott's Söhne mit der Herausgabe der „Edition Sch erworben. Die Edition Schott bietet in vorzüglich ausgestatteten Einzelheften in großem Notenfor eine umfassende Auswahl der gesamten Musik-Literatur, wie sie zu diesem Preise nirgends zu finden Sie umfaßt heute schon weit über 5000 Nummern zu 20 Pfennig. Die Edition Schott kommt in glei Weise für Berufsmusiker und Konservatorien in Frage, wie für Dilettanten und Musikfreunde a Stände und Berufe. Der heutigen Nummer liegt ein Auswahl-Prospekt aus dem Katalog der 20 Pfen Ausgabe bei, der auf Wunsch von der Verlagsfirma kostenlos übersandt wird.

Für vergessene deutsche Krieger, d. h. für solche tapferen Kämpfer an allen Fronten, die k Angehörigen daheimgelassen haben oder deren Angehörige für ihre Lieben da draußen nichts zu t vermögen, hat der bekannte „Bund für freiwilligen Vaterlandsdienst" zu Berlin W 9 im abgelaufen alten Jahre eine sehr ausgedehnte Tätigkeit entfaltet. Über 90000 solcher Vergessenen der deutsch Kriegsmacht zu Wasser und zu Lande wurden durch die Hilfsbereitschaft deutscher Brüder und Schwest der Vergessenheit entrissen; man beeilte sich, ihnen an Stelle der fehlenden eigenen Familie eine war herzige Stätte der dauernden Liebesfürsorge zu bereiten. Wieviel echter Dank dafür aus den erfreu Herzen der überraschten Empfänger strömte, beweisen deren zahllose Zuschriften an die Wohltäter.

Die Zahl der diesem Bund bekanntwerdenden Vergessenen wächst aber täglich um ein erheblich Heute sind schon weitere 30000 Adressen unterzubringen! Der Bund erbittet dazu herzlichst die tr Mithilfe von Stadt und Land. Wer bei dieser schönen, vaterländischen Arbeit mithelfen will, wer ein unserer Helden das Gefühl der Vereinsamung nehmen und ihm beweisen will, daß jemand in Heimat seiner gedenkt, der verlange von dem Bund für freiwilligen Vaterlandsdienst in Berlin W eine Adresse (oder mehrere). Herzlichster Dank wird nicht ausbleiben. Auch Schulen, Vereine, Stam tische u. dergl. werden gebeten, sich an dieser besonderen Liebestätigkeit, die man auch als „Kriegspat schaft" bezeichnet, zu beteiligen resp. dem Bund bei Gewinnung von Wohltätern behilflich zu sein.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

Vossische Zeitung

Gegründet 1704

Maßgebende Tageszeitung für Politik, Kunst und Wissenschaft

*

Täglich zwei Ausgaben. Abonnementspreis in Groß-Berlin monatlich 2.70 M frei ins Haus; auswärts monatlich 2.50 M, ausschließlich Bestellgeld.

*

Anzeigen in der Vossischen Zeitung finden weiteste Verbreitung

Ausstellung Krieg, Volk und Kunst

veranstaltet von der Verwundeten-Bücherei des Roten Kreuzes München im Weißen Saal der Kgl. Polizeidirektion (Mauthalle)

April — Mai — Täglich geöffnet von 10—7 Uhr — Eintrittspreis 30 Pfg.

Digitized by Google

Mitteilungen der Kgl. Bayer. Akademie der Wissenschaften.

Neuerscheinungen.

Sitzungsberichte (in 8°).

Mathematisch-physikalische Klasse:

27,1 Kriechbaum Karl, „Über den mikroskopischen Nachweis von Oxydase in Gewebeschnitten mit einem Anhang über Vitalfärbung" . . 2.—
27,2 Bender Otto, „Die Entwicklung des Visceralskelettes bei Testudo graeca" II . . . . . 4.—
27,3 Stromer E., „Ergebnisse der Forschungsreisen Prof. E. Stromers in den Wüsten Ägyptens. II. Wirbeltier-Reste der Baharîje-Stufe" 1.—
27,4 Deimler W., „Konforme Abbildung des ganzen Erdellipsoids auf die Kugel" . . . . . 3.—
28,1 Rothpletz A., „Über die systematische Deutun und die stratigraphische Stellung der ältesten Versteinerungen Europas und Nordamerikas mit besonderer Berücksichtigung der Cryptozoen und Oolithe." I. Teil „Die Fauna der Beltformation bei Helena in Montana" 2.—
28,2 Dyck Walther von, „Nova Kepleriana. Wieder aufgefundene Drucke und Handschriften von Johannes Kepler" . . . . . 1.—

Reden:

Heigel K. Th. v., „Krieg und Wissenschaft" . . . . . —.60
Wölfflin H., „Die Architektur der deutschen Renaissance" . . . . . —.60
Heigel K. Th. v., „Benjamin Thompson, Graf von Rumford" . . . . . 1.—

Sonstige Publikationen:

Hilsenbeck A., „Register zu den Abhandlungen, Denkschriften und Reden 1807—1913" . . . . . 4.—
Jahrbuch der K. B. Akademie der Wissenschaften 1914 . . . . . 2.—
Astronomisch-Geodätische Arbeiten, Heft 8 . . . . . 6.—
Hilsenbeck A., „Register zu den Gelehrten Anzeigen" Bd. 1—50 (1835—60) 1.—

Vor kurzem erschien:

Hans Pfitzner
Vom musikalischen Drama

Gesammelte Aufsätze

Inhaltsverzeichnis:

Vorwort.
Zur Grundfrage der Operndichtung.
Teil I: Allgemeine Betrachtung.
Teil II: Anwendung auf bekannte Werke.
Teil III: Eigene Werke: a) Der arme Heinrich, das Epos und das Drama.
b) Die „Symbolik" der Rose vom Liebesgarten.
Bühnentradition.
Teil I: Einleitung.
Teil II: Melot der Verruchte.
Teil III: Bart und Bühne.
E. T. A. Hoffmanns Undine.
Der Freischütz.
Der Parsifalstoff und seine Gestaltungen.

Geheftet M 3.—. Gebunden M 4.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H., München und Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

Josef Ruederer †

Ein Verrückter. Kampf und Ende eines Lehrers
Geh. 3.50. Geb. 4.50

Die Fahnenweihe. Komödie
Geh. 2.50. Geb. 3.50

Höllischer Spuk
Geh. 0.80

Wolkenkucksheim. Komödie
Geh. 2.50. Geb. 3.50

Der Schmied von Kochel.
Trauerspiel
Geh. 2.50. Geb. 3.50

Das Grab des Herrn Schefbeck. Erzählung
Geh. 2.—. Geb. 2.60

Die Morgenröte. Komödie aus dem Jahre 1848
Geh. 2.50. Geb. 3.50

Tragikomödien. Novellen
Geh. 5.—. Geb. 6.50

Wallfahrer-, Maler- und Mördergeschichten. Novellen
Geh. 2.50. Geb. 3.50

Gesammelte Dichtungen
7 Bände in Leinen geb. in Karton 28.50

Süddeutsche Monatshefte, G. m. b. H., München und Leipzig.

Lichtenbergs Mädchen
Herausgegeben von Erich Ebstein
Geheftet M 2.50
In Leinen gebunden M 3.50
In Leder gebunden M 5.—

Friedrich Th. Vischer
Briefe aus Italien
Geheftet M 2.50
In Leinen gebunden M 3.50
In Leder gebunden M 5.—

Süddeutsche Monatshefte, G. m. b. H., München.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger

Kriegshefte der Süddeutschen Monatshefte

Das neue Deutschland	(Oktober 1914)	**Italien**	(Juni 1915)
Das neue Deutschland	(November 1914)	**Rußland von Innen***)	(Juli 1915)
Das alte Deutschland	(Dezember 1914)	**Die deutschen Kolonien**	(August 1915)
England	(Januar 1915)	**Der Balkan***)	(September 1915)
Rußland*)	(Februar 1915)	**Deutschlands Zukunft**	(Oktober 1915)
Frankreich	(März 1915)	**Friedensziele**	(November 1915)
Belgien	(April 1915)	**Kriegsziele***)	(Dezember 1915)
England und Amerika	(Mai 1915)	**Skandinavien***)	(Januar 1916)

Ostjuden (Februar 1916)

*) Diese Hefte sind einzeln nicht mehr vorrätig.

Preis des Heftes M. 1.50

Vorrätig in den meisten Buchhandlungen.

Hundert Tage Gefangene in Frankreich

Von Fanny Hoessl

(Die beeidigten Aufzeichnungen, die zuerst im Frankreichheft der S. M. veröffentlicht wurden, sind in dieser Broschüre vermehrt durch Briefe, welche die Verfasserin in den letzten Monaten aus französischen Gefangenenlagern erhalten hat.)

Durch alle Buchhandlungen zum Preis von 60 Pfg. zu beziehen.

München und Leipzig, Süddeutsche Monatshefte.

Belgien unter deutscher Verwaltung

Von Friedrich Wilhelm Freiherrn von Bissing.

(Von den beiden in dieser Broschüre vereinigten Aufsätzen ist der eine im Belgienheft der S. M. enthalten.)

S. Kgl. Hoheit der Kronprinz von Bayern hat die Widmung angenommen.

Durch alle Buchhandlungen zum Preis von 60 Pfg. zu beziehen.

München und Leipzig, Süddeutsche Monatshefte.

Kriegsgedichte und **Lieder,** Feldpostbriefe
und sonstige aktuelle **Zeitungsausschnitte**
liefert
Adolf Schustermann
Größtes Zeitungs-Nachrichten-Büro, Berlin SO 16 (Manoli-Haus).

Digitized by Google

4½ % Deutsche Reichsschatzanweisungen.
5 % Deutsche Reichsanleihe, unkündbar bis 1924.
(Vierte Kriegsanleihe.)

Zur Bestreitung der durch den Krieg erwachsenen Ausgaben werden **4½ % Reichsschatzanweisungen** und **5 % Schuldverschreibungen des Reichs** hiermit zur öffentlichen Zeichnung aufgelegt.

Die Schuldverschreibungen sind seitens des Reichs bis zum 1. Oktober 1924 nicht kündbar; bis dahin kann also auch ihr Zinsfuß nicht herabgesetzt werden. Die Inhaber können jedoch über die Schuldverschreibungen wie über jedes andere Wertpapier jederzeit (durch Verkauf, Verpfändung usw.) **verfügen.**

Bedingungen.

1. **Zeichnungsstelle** ist die **Reichsbank.** Zeichnungen werden

von Sonnabend, den 4. März, an
bis Mittwoch, den 22. März, mittags 1 Uhr

bei dem **Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin** (Postscheckkonto Berlin Nr. 99) und bei **allen Zweiganstalten der Reichsbank** mit Kasseneinrichtung entgegengenommen. Die Zeichnungen können aber auch durch Vermittlung

der **Königlichen Seehandlung** (Preußischen Staatsbank) und der **Preußischen Central-Genossenschaftskasse** in **Berlin,** der **Königlichen Hauptbank** in **Nürnberg** und ihrer Zweiganstalten, sowie
sämtlicher **deutschen Banken, Bankiers** und ihrer **Filialen,**
sämtlicher **deutschen öffentlichen Sparkassen** und ihrer **Verbände,**
jeder **deutschen Lebensversicherungsgesellschaft** und
jeder **deutschen Kreditgenossenschaft** erfolgen.

Zeichnungen auf die 5 % **Reichsanleihe** nimmt auch die **Post** an allen Orten am Schalter entgegen. Auf **diese** Zeichnungen **kann** die Vollzahlung am 31. März, sie **muß** aber spätestens am 18. April geleistet werden. Wegen der Zinsberechnung vgl. Ziffer 9, Schlußsatz.

2. Die **Schatzanweisungen** sind in 10 Serien eingeteilt und ausgefertigt in Stücken zu: 20000, 10000, 5000, 2000, 1000, 500, 200 und 100 Mark mit Zinsscheinen zahlbar am 2. Januar und 1. Juli jedes Jahres. Der Zinsenlauf beginnt am 1. Juli 1916, der erste Zinsschein ist am 2. Januar 1917 fällig. Welcher Serie die einzelne Schatzanweisung angehört, ist aus ihrem Text ersichtlich.

Die Reichsfinanzverwaltung behält sich vor, den zur Ausgabe kommenden Betrag der Reichsschatzanweisungen zu begrenzen; es empfiehlt sich deshalb für die Zeichner, ihr Einverständnis auch mit der Zuteilung von Reichsanleihe zu erklären.

Die Tilgung der Schatzanweisungen erfolgt durch Auslosung von je einer Serie in den Jahren 1923 bis 1932. Die Auslosungen finden im Januar jedes Jahres, erstmals im Januar 1923 statt; die Rückzahlung geschieht an dem auf die Auslosung folgenden 1. Juli. **Die Inhaber der ausgelosten Stücke können statt der Barzahlung viereinhalbprozentige bis 1. Juli 1932 unkündbare Schuldverschreibungen fordern.**

(Siehe Seite XXII)

Digitized by Google

3. Die **Reichsanleihe** ist ebenfalls in Stücken zu 20000, 10000, 5000, 2000, 1000, 500 200 und 100 Mark mit dem gleichen Zinsenlauf und den gleichen Zinsterminen wie die Schatzanweisungen ausgefertigt.
4. Der Zeichnungspreis beträgt:
   für die 4½% **Reichsschatzanweisungen 95** Mark,
   „ „ 5% **Reichsanleihe**, wenn **Stücke** verlangt werden, **98,50** Mark,
   „ „ 5% „ , wenn Eintragung in das **Reichsschuldbuch** mit Sperre bis 15. April 1917 beantragt wird, **98,30** Mark
   für je 100 Mark Nennwert unter Verrechnung der üblichen Stückzinsen (vgl. Ziff. 9).
5. Die zugeteilten Stücke werden auf Antrag der Zeichner von dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin bis zum 1. Oktober 1917 vollständig kostenfrei aufbewahrt und verwaltet. Eine Sperre wird durch diese Niederlegung nicht bedingt; der Zeichner kann sein Depot jederzeit — auch vor Ablauf dieser Frist — zurücknehmen. Die von dem Kontor für Wertpapiere ausgefertigten Depotscheine werden von den Darlehnskassen wie die Wertpapiere selbst beliehen.
6. Zeichnungsscheine sind bei allen Reichsbankanstalten, Bankgeschäften, öffentlichen Sparkassen, Lebensversicherungsgesellschaften und Kreditgenossenschaften zu haben. Die Zeichnungen können aber auch ohne Verwendung von Zeichnungsscheinen brieflich erfolgen. Die Zeichnungsscheine für die Zeichnungen bei der Post werden durch die Postanstalten ausgegeben.
7. Die Zuteilung findet tunlichst bald nach der Zeichnung statt. Ueber die Höhe der Zuteilung entscheidet die Zeichnungsstelle. Besondere Wünsche wegen der Stückelung sind in dem dafür vorgesehenen Raum auf der Vorderseite des Zeichnungsscheines anzugeben. Werden derartige Wünsche nicht zum Ausdruck gebracht, so wird die Stückelung von den Vermittlungsstellen nach ihrem Ermessen vorgenommen. Späteren Anträgen auf Abänderung der Stückelung kann nicht stattgegeben werden.
8. Die Zeichner können die ihnen zugeteilten Beträge vom 31. März d. J. an jederzeit voll bezahlen.

   Sie sind verpflichtet:

   30 % des zugeteilten Betrages spätestens am 18. April d. J.,
   20 % „ „ „ „ 24. Mai d. J.,
   25 % „ „ „ „ 23. Juni d. J.,
   25 % „ „ „ „ 20. Juli d. J.,

   zu bezahlen. Frühere Teilzahlungen sind zulässig, jedoch nur in runden, durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts. **Auch die Zeichnungen bis zu 1000 Mark brauchen nicht bis zum ersten Einzahlungstermin voll bezahlt zu werden.** Teilzahlungen sind auch auf sie jederzeit, indes nur in runden durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts gestattet; doch braucht die Zahlung erst geleistet zu werden, wenn die Summe der fällig gewordenen Teilbeträge wenigstens 100 Mark ergibt.

   Beispiel: Es müssen also spätestens zahlen:
   die Zeichner von ℳ 300
   ℳ 100 am 24. Mai, ℳ 100 am 23. Juni, ℳ 100 am 20. Juli,
   die Zeichner von ℳ 200
   ℳ 100 am 24. Mai, ℳ 100 am 20. Juli,
   die Zeichner von ℳ 100
   ℳ 100 am 20. Juli.

   Die Zahlung hat bei derselben Stelle zu erfolgen, bei der die Zeichnung angemeldet worden ist.

   Die am 1. Mai d. J. zur Rückzahlung fälligen **80000000 Mark 4% Deutsche Reichsschatzanweisungen von 1912 Serie II** werden — ohne Zinsschein — bei der Begleichung zugeteilter Kriegsanleihen zum Nennwert unter Abzug der Stückzinsen bis 30. April in Zahlung genommen.

   Die im Laufe befindlichen **unverzinslichen Schatzscheine** des Reichs werden — unter Abzug von 5 % Diskont vom Zahlungstage, frühestens aber vom 31. März ab, bis zu dem Tage ihrer Fälligkeit — in Zahlung genommen.

Digitized by Google

9. Da der Zinsenlauf der Anleihen erst am 1. Juli 1916 beginnt, werden auf sämtliche Zahlungen für Reichsanleihe 5 %, für Schatzanweisungen 4½ % Stückzinsen vom Zahlungstage, frühestens aber vom 31. März ab, bis zum 30. Juni 1916 zu Gunsten des Zeichners verrechnet; auf Zahlungen nach dem 30. Juni hat der Zeichner die Stückzinsen vom 30. Juni bis zum Zahlungstage zu entrichten. Wegen der Postzeichnungen siehe unten.

Beispiel: Von dem in Ziffer 4 genannten Kaufpreis gehen demnach ab:

I. bei Begleichung von **Reichsanleihe**		a) bis zum 31. März	b) am 18. April	c) am 24. Mai
5% Stückzinsen für		90 Tage	72 Tage	36 Tage
=		1,25 %	1,— %	0,50 %
Tatsächlich zu zahlender Betrag also nur für	Stücke	97,25 %	97,50 %	98,— %
	Schuldbucheintragung	97,05 %	97,30 %	97,80 %

II. bei Begleichung von **Reichsschatzanweisungen**	d) bis zum 31. März	e) am 18. April	f) am 24. Mai
4½ % Stückzinsen für	90 Tage	72 Tage	36 Tage
=	1,125 %	0,90 %	0,45 %
Tatsächlich zu zahlender Betrag also nur	93,875 %	94,10 %	94,55 %.

Bei der Reichsanleihe erhöht sich der zu zahlende Betrag für jede 18 Tage, um die sich die Einzahlung weiterhin verschiebt, um 25 Pfennig, bei den Schatzanweisungen für jede 4 Tage um 5 Pfennig für je 100 M. Nennwert.

Bei **Postzeichnungen** (siehe Ziffer 1, letzter Absatz) werden auf bis zum 31. März geleistete Vollzahlungen Zinsen für 90 Tage (Beispiel Ia), auf alle andern Vollzahlungen bis zum 18. April, **auch wenn sie vor diesem Tage geleistet werden,** Zinsen für 72 Tage (Beispiel Ib) vergütet.

10. Zu den Stücken von 1000 Mark und mehr werden für die Reichsanleihe sowohl wie für die Schatzanweisungen **auf Antrag** vom Reichsbank-Direktorium ausgestellte **Zwischenscheine** ausgegeben, über deren Umtausch in endgiltige Stücke das Erforderliche später öffentlich bekanntgemacht wird. Die Stücke unter 1000 Mark, zu denen Zwischenscheine nicht vorgesehen sind, werden mit größtmöglicher Beschleunigung fertiggestellt und voraussichtlich im August d. J. ausgegeben werden.

Berlin, im Februar 1916.

Reichsbank-Direktorium.

Havenstein. v. Grimm.

Empfohlene Hotels

In denen die „Süddeutschen Monatshefte" aufliegen.

Partenkirchen

Familien-Pension Hager

Sonnige Lage, herrliche Aussicht
Pension von 7 Mark an
Zentralheizung. — Telephon 217.

WIESBADEN

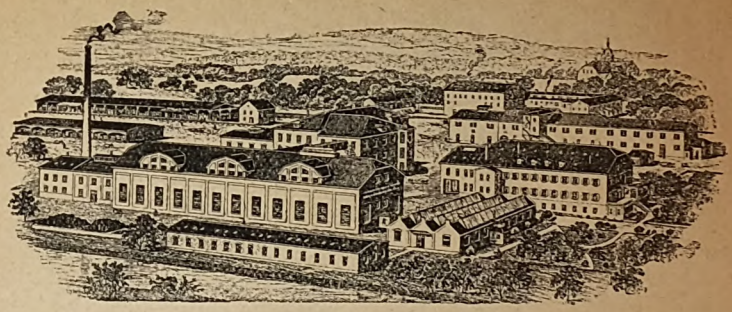
Hessischer Hof vormals **Englischer Hof**

Bekanntes Kochbrunnenbadhaus, Kur- und Familienhotel. Modernste Einrichtung bei mäßigen Preisen.
Prospekte frei.

Dresden Hotel Europäischer Hof

Hervorragendes Haus allerbesten Rufes.
Zeitgemässe Einrichtungen. □ □ □ Kriegsteilnehmer Vorzugspreise. □ □ □ Telegramm: Sendig.

Digitized by Google



Papierfabrik
Bohnenberger & Cie.
Niefern bei Pforzheim

Seit Kriegsbeginn mit
der neuerstellten Fabrik
wieder im vollen Betrieb

Alle Arten von Werkdruck-,
Post- und Normalpapieren

Kunstdruckpapier

Anzeigenverwaltung der Süddeutschen Monatshefte: München, Königinstraße 103. Telephon: 30692.
Postscheck: 339. Telegramme: Monatshefte, München.

Digitized by Google

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien

Meyers Orts- und Verkehrs-Lexikon
des Deutschen Reichs

Textausgabe der auf Grund amtlicher Unterlagen der Reichs-, Landes- und Gemeindebehörden von Dr. E. Uetrecht herausgegebenen fünften Auflage

2 Bände in Leinen gebunden je 12 Mark

„Meyers Ortslexikon" ist das einzige Werk seiner Art, das alle Wohnplätze des Deutschen Reichs bis herunter zum Einzelhof nachweist und über ihre geographische Lage und politische Zugehörigkeit, über ihre Verkehrsbeziehungen und wirtschaftlichen Verhältnisse und vieles andere auf Grund amtlicher Unterlagen Auskunft erteilt. Mit seinen mehr als 210000 Artikeln und Nachweisen ist das Werk, das von den obersten Stellen des Reichs und der Bundesstaaten warm empfohlen und in vielen hundert Stücken angekauft worden ist, auf den einschlägigen Gebieten ein unentbehrliches Auskunftsbuch.

Meyers Geographischer Handatlas

Vierte, neubearbeitete Auflage, revidierte Ausgabe

121 Haupt- und 126 Nebenkarten mit 5 Textbeilagen und alphabetischem Register aller auf den Karten und Plänen vorkommenden Namen

In Leinen gebunden 15 Mark

Soweit der Krieg Änderungen der Karten bedingt, werden den neuen Abnehmern dieses Atlas die wichtigeren in berichtigten Ausgaben umsonst nachgeliefert, wenn sie durch die Buchhandlung, bei der der Atlas gekauft wurde, unter Benutzung des mitgelieferten Bestellscheins verlangt werden

Meyers Physikalischer Handatlas

51 Karten zur Ozeanographie, Morphologie, Geologie, Klimatologie, Pflanzen- und Tiergeographie und Völkerkunde

In Leinen gebunden 4 Mark

„Meyers Physikalischer Handatlas" enthält 51 Karten mit Darstellungen der physikalischen, geologischen, klimatischen, pflanzen-, tier- und anthropogeographischen Verhältnisse der ganzen Erde und der einzelnen Erdteile sowie der physikalischen Verhältnisse der Weltmeere. Er ist zugleich ein zuverlässiges Nachschlagewerk ergänzt, jedes geographische Lehr-, Lern- und Handbuch.

Atlas zum Kriegsschauplatz 1914/16

18 Kartenblätter mit 20 Haupt- und 15 Nebenkarten aus Meyers Konversations-Lexikon

In Umschlag zusammengeheftet **1 Mark 50 Pfennig**

Verkehrskarte von Deutschland
und seinen Grenzgebieten

Im Maßstab 1 : 1500000 gezeichnet von P. Krauß

Zweite erweiterte Ausgabe

mit Sonderkarte des Rheinisch-Westfälischen Industriegebiets im Maßstab 1 : 500000

Preis 1 Mark 20 Pfennig

Verlagsankündigungen sind kostenfrei durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Digitized by Google

Feist Feldgrau

Die deutsche Sektmarke unserer großen Zeit

Feist Cabinet

Bester Ersatz für französischen Champagner

Feist Sektkellerei A.-G.,
Frankfurt a. M., seit 1828

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google